
Princeton University Library
32101 078295803

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Achtunddreißigster Theil.

ES — EUGANEI.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1843.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Achtunddreißigster Theil.

ES — EUGANEI.

E S.

ES (Jacob van), geboren zu Antwerpen 1556, zeichnete sich durch seine trefflichen Gemälde von Fischen, Vögeln, Blumen und aller Art Früchten aus; in diesen Arbeiten verstand er die Natur so täuschend nachzuahmen, daß man oft zu glauben versucht wird, die Wirklichkeit vor sich zu haben. In seinen durchsichtigen Trauben sieht man die Kerne vorschimmern, Blumen und Früchte sind von der schönsten Färbung und mit Leichtigkeit behandelt, sodaß alle diese Vorzüge seine Werke sehr schätzbar machen. Dieser geschickte Maler lebte noch um 1620. In der Galerie zu Wien sind zwei große Gemälde von Jordaens, wo das erste einen Markt mit Fischen, welche Es malte, darstellt. (Descamps I. Th. S. 267.) (*A. Weise.*)

ES, ist der vierte Ton der chromatischen Skala vom Normal-C aus gerechnet, wie gebräuchlich. Da aber die zwölf chromatischen Töne der Scala nur eine Nebentonleiter bilden und alle Tonverhältnisse von der diatonischen Siebentonleiter abhängig sind, welche die chromatischen Veränderungen auf doppelte Art, nämlich durch Erhöhungen und Erniedrigungen, herstellt: so ist es besser, diesen Ton als kleine Terz des Normal-C zu bezeichnen. Um deswillen heißt bei den Franzosen der Ton Es — Mi bémol, in der Solmisation, der glücklich entschlafenen (s. Solmisation), e la fa. — Als kleine Terz vom C sollte sie, völlig rein gestimmt, in dem Verhältnisse $\frac{5}{6}$ stehen; allein dieselbe Taste wird z. B. auf dem Pianoforte für dis angeschlagen, welches durch ♯ von d erhöht gebildet wird, sowie es von e durch ein b und die angehangene Sylbe es oder hier des Buchstaben s angegeben wird. Die Erhöhungen einer Untertonstufe und die Erniedrigungen einer nächstfolgenden Tonstufe der diatonischen Leiter, also hier dis und es, sind völlig rein gestimmt, von einander abweichend. Sollen beide nun einerlei Tonhöhe erhalten, damit sie zu allen Tonverhältnissen passen, müssen die Unterschiede beider Töne (dis und es) mit einander verschmolzen und die völlige Reinheit aufgegeben werden. Für die Vereinigung des dis und es wird daher das Verhältniß $\frac{11}{13}$ angewendet. Man sehe den Art. Temperatur. — Eses ist eine neue Erniedrigung um eine chromatische Leiterstufe von Es. Man schreibt die Doppelerniedrigungen alle mit bb vor der Note, nicht mehr mit einem etwas vergrößerten b, weil daraus nur zu leicht Unordnung entsteht. Man wiederholt dann die Sylbe es, als ceses, deses, eses, feses u. s. w. Diese Doppelvorzeichnungen werden der musikalischen Rechtschreibung wegen oft schlechthin nothwendig. Ohne Grund gebraucht, gehören sie zu den Ungereimtheiten. — Man nennt auch die krumme Messingröhre des Fagotts, an deren oberem Ende das Mundstück angebracht wird, das Es, der Gestalt wegen, die wie ein lateinisches S aussieht. Man schreibt daher auch lieber das S, wenn man die Fagottröhre des Mundstücks darunter versteht. (*G. W. Fink.*)

ESÄEN, in der Lamaischen Religion gewisse Geister, welche von Dschagschiamuni bestimmt sind, Länder, Völker, ihre Fürsten oder auch einzelne Menschen zu beschützen. Sie wohnen in den noch nicht von Menschen betretenen Urwäldern und in unzugänglichen Klüften, sind gegen einander feindlich gesinnt und führen unter sich oft Kriege, wodurch denn auch Kriege unter den Menschen verursacht werden, weil diese die Gesinnungen der Esäen theilen müssen. (*Richter.*)

Esaias, s. Jesaias.

ESARO, kleiner Fluß in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II., welcher sich bei Cotrone mit dem Jonischen Meere verbindet. (*Fischer.*)

ESAU, עֵשָׂו, Ἠσαῦ, Sohn des Patriarchen Isaak von der Rebekka, Zwillingsbruder des Jacob, doch etwas früher zur Welt geboren, weshalb ihm die Rechte des Erstgeborenen zukamen (1 Mos. 25, 24. 25). In dieser Stelle wird zugleich als Grund, warum man ihn Esau nannte, angegeben, daß er „röthlich, ganz wie ein Mantel aus Haaren" (Luther: ganz rauch wie ein Fell) zur Welt kam. Der Name Esau bedeutet nämlich nach dem Arabischen „haarig, behaart." Er wurde auch Edom genannt, worauf vermuthlich schon das „röthlich" (hebr. admoni) in jener Stelle anspielt; doch wird dieser Name in nähere Beziehung gebracht mit dem rothen (adom) Linsengericht, wofür er sein Erstgeburtsrecht an Jacob abtrat (1 Mos. 25, 29 fg.). Esau liebte die Jagd und das Leben auf dem Felde; der Vater zog ihn vor und wurde öfter von ihm durch ein erlegtes Wildpret erfreut (ebendas. V. 28). Dagegen wird Jacob als Liebling der Mutter geschildert; sie war ihm auch behilflich, als er mittels einer List dem Esau den väterlichen Segen vorwegnahm (1 Mos. Cap. 27). So wurde Esau seinem Bruder feind und suchte Rache an ihm zu nehmen; Jacob aber, von Rebekka gewarnt, entwich aus dem väter-

lichen Hause nach Haran in Mesopotamien, um sich dort in der Familie seiner Mutter ein Weib zu suchen (1 Mos. Cap. 28 fg.). Als er darauf nach Jahren in die Heimath zurückkehrte, kam ihm Esau mit edlem und versöhntem Brudersinne entgegen (1 Mos. 33, 4 fg.). Esau hatte sich, zur Betrübniß seiner Ältern, mit kanaanitischen Weibern verheirathet (1 Mos. 26, 34. 35. 27, 46. 36, 2 fg.), und im Gebirge Seir seinen Wohnsitz genommen, wo seine Nachkommen sich ausbreiteten, sodaß das Land von ihm Edom (Idumäa) und dessen Bewohner Edomiter (Idumäer) genannt wurden; s. d. Art. Idumaea (2. Sect. 15. Th. S. 146 fg.). So erklärt es sich zugleich, wie in der Bibel auch Esau bisweilen als Name des Edomitischen Volkes vorkommt (Obad. 6. Jerem. 49, 8. 10), und wie das Edomitische Gebirge auch Gebirge Esau's genannt wird (Obad. 8. 9. 19. 21). — Die Geschichte der beiden Zwillingsbrüder, die sich schon im Mutterleibe stoßen, schließt theilweise eine prophetische Tendenz in sich, indem sie auf die spätern historischen Verhältnisse hinweist. Der Charakter Esau's, als des Stammvaters der den Israeliten stets so feindlich gesinnten Edomiter, tritt schon nach dem Berichte der Genesis auf der einen Seite sehr in Schatten gegen den des Jacob, der der Stammvater Israel's wurde. Er erscheint als der rauhere Bruder, der das Waidwerk liebt, dem sanfteren Hirten gegenüber, als der sinnlichere Mensch, der, von der Jagd ermüdet, nach Hause kommend, thöricht genug ist, um die heiligen Rechte der Erstgeburt für ein Lieblingsgericht zu verkaufen, endlich als der Abtrünnige, der, die väterliche Religion misachtend, hingeht und mit kanaanitischen Weibern, also mit Heidinnen, sich verehelicht zum großen Ärgerniß seiner betagten Ältern. Diese abgöttischen Ehebündnisse hat wol der Verfasser des Briefs an die Hebräer (12, 16) vorzüglich mit im Auge, wenn er Esau als „Hurer und Gottlosen" bezeichnet, obschon er den Verkauf der Erstgeburt ausdrücklich erwähnt. Die Stelle Maleachi 1, 2. 3 bezieht sich aber nicht sowol auf den persönlichen Charakter Esau's, als vielmehr auf die Edomiter, das Brudervolk der Israeliten, und der Name Esau steht hier, wie in andern oben angeführten Stellen für Edom. Auf der andern Seite tritt in den Erzählungen des Pentateuchs auch manche gute Eigenschaft Esau's hervor, namentlich ein offenes und biederes Wesen, das einige Male mit der versteckten Klugheit Jacob's in Contrast kommt. Man s. über den Charakter Esau's Baumgarten's Anm. zur allgem. Welthistorie II. S. 50. Niemeyer's Charakteristik der Bibel II. S. 232 fg. Winer's Bibl. Realwörterbuch I. S. 405. — Die spätern Juden pflegten in Folge einer geschichtlichen Parallelisirung die Römer und besonders die Christen mit dem Namen der Edomiter, ihrer alten verschollenen Erbfeinde, zu bezeichnen und die prophetischen Drohungen des alten Testaments gegen Edom auf sie zu beziehen; und hiermit hängt es denn zusammen, wenn sie Esau, dem Stammvater der Edomiter, in ihrer Weise die gehässigsten und zugleich die absurdesten Dinge andichten, wovon wir nur Einiges beispielsweise anführen wollen. Da liest man, daß Kain's Seele in ihm gewohnt, daß er der Teufel selbst gewesen, daß er den Jacob zuerst betrogen, daß er den Jacob bei seiner Rückkehr nicht geküßt, wie 1 Mos. 33, 4 steht, sondern gebissen habe (was sie selbst durch ein exegetisches Kunststück herauszubringen wissen) u. dgl. m. Man s. z. B. Eisenmenger's entdecktes Judenthum I. S. 645 fg. II. S. 260 fg. 416 u. a. *Othonis* lexicon rabbin. p. 207. Auch kommt es vor, daß sie Jesum mit dem Namen Esau benennen, und in kabbalistischer Weise sogar die Identität beider Namen (ישו und עשו) behaupten.

(*E. Rödiger.*)

Esau-Khail, s. Afghanen 2. Bd. S. 142.

ESBARRES, Gemeindedorf im französischen Departement der Côte d'or (Bourgogne), Canton St. Jean de Losne, Bezirk Beaune, liegt acht Lieues von dieser Stadt entfernt auf dem rechten Ufer der Saône und hat eine Succursalkirche und 1094 Einwohner. Im J. 1642 wurde die Herrschaft Esbarres zum Besten Claude Jagnot's zu einer Baronie erhoben. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESBO, ein Pastorat im südwestlichen Finnland, in der Landschaft Nyland, dessen Bewohner — im J. 1815 3578, im J. 1820 3712 — Finnen und zum größern Theile Schweden sind, daher in beiden Sprachen dort Gottesdienst gehalten wird; es gehört zur Propstei und zum Härad Östra Raseborg. Als Geistliche sind angestellt ein Pastor, ein Kapellan und ein Kirchspielsadjunct; im J. 1821 bestand keine Kirchspielsschule. Die Kirche ist sehr alt *). (*v. Schubert.*)

ESCABIANCA, kleines flaches und unbewohntes Eiland, gehört zu den liparischen Inseln und liegt nordöstlich von Lipari. (*Fischer.*)

ESCACENA (del Campo), Villa in der spanischen Tesoreria und Provinz Sevilla, liegt 4¾ Meilen von dieser Stadt, 3 Meilen von St. Lucar la Major und 4½ Meilen von Moguer entfernt, fast in der Mitte zwischen den Flüssen Tinto und Collar an einem Bache, welcher diesem Flusse zufließt. (*Fischer.*)

ESCADER, heißt jede kleinere Abtheilung einer Flotte zur See, die unter dem Oberbefehle des Admirals einen besonderen Anführer hat, und öfter, zu einer besonderen Expedition bestimmt, nur aus wenig Schiffen besteht. Bei den Franzosen und Engländern war es schon im 17. Jahrh. eingeführt, die Flotte in drei Escadern zu theilen, die durch die Farbe der Flaggen ihrer Oberhäupter sich unterschieden. So bei den Franzosen die weiße, die weiß- und blaue, und die blaue; bei den Engländern die rothe, und die blaue, welche Eintheilung bei den letztern noch gegenwärtig stattfindet. Die Escader wird dann gewöhnlich von einem Viceadmiral oder Commodore befehligt. Die zur Expedition gegen China bestimmte englische Escader 1841, welche die Insel Amoy eroberte, bestand aus zwei Linienschiffen, dem Wellesley und Blenheim; sieben andern Schiffen von

*) Im Pastorat Esbo ward im J. 1750 ein Gesundbrunnen entdeckt und eingerichtet.

50—60 Kanonen, Blonde, Modeste, Druide, Columbien, Pylades, Coniger und Algerien, zwei Fregatten und zwei Dampfschiffen. Sie hatten außer ihrer Equipage, den Matrosen und den Soldaten, zwei Infanterieregimenter am Bord, von denen die Hafenfestung Amoy erstürmt ward. (*v. Hoyer.*)

ESCADIA, Stadt in Hispania Baetica, östlich von Sevilla, wahrscheinlich dieselbe, welche Plinius und Ptolemäus Escua nennen. (*H.*)

ESCADRON, oder Schwadron, der Name der bekannten Eintheilung der Reiterei in beweglichere Theile, als die von 600 bis über 1000 Mann starken Regimenter waren. Sie hießen früher Kornetten, der Name Escadron war ein später, von dem teutschen Geschwader hergenommen. So lange noch die alte Anwerbungsmethode stattfand, zerfielen die Reiterregimenter in Compagnien, die von ihrem Rittmeister aufgebracht wurden, und theils Cuirassiere, theils Arkebusiere zu Pferde — reitende Hakenschützen — waren, die nachher den Namen Carabiniere erhielten, und nebst ihrem Seitengewehre mit gerader Klinge, einen Karabiner und zwei Pistolen mit teutschen Radschlössern führten. Daher sagt Johann Argolus:

> Quam, Naudae, cavi damnanda est machina ferri,
> Non tulit hoc majus terra, feretve nefas.
> Credidit e Coelo clypeos cecidisse vetustas,
> Hoc puto sed Stygio de lare fluxit opus.
> Huic rota, cos, canis est; nempe das Syisphe Saxum,
> Tuque rotam Ixion, Cerbere tuque canem.

In und nach dem 30jährigen Kriege kam der Name Escadron auf, weil die einzelnen Compagnien zu schwach waren, einen wirksamen Chock auszuführen. Selbst die Escadrons waren es bisweilen durch vielen Verlust, daher formirte bei Jankowitz 1645 der schwedische General Doughlaß aus drei Escadronen eine, und warf dadurch ein kaiserliches Infanterieregiment. Unter Ludwig XIV. wurden zu Ende des 17. Jahrh. 100 Compagnien Karabiniere — die zum Theil gezogene Gewehre führten, in ein Regiment von fünf Brigaden zusammengezogen, die Brigade zu 20 Compagnien und vier Escadrons. Die letzteren waren lange, und selbst noch in der neuesten Zeit von sehr verschiedener Stärke, die es auch schon im Laufe eines Feldzuges war. Sie enthielt bald zwei, bald vier bis fünf Compagnien, die z. B. im J. 1706 mit Ober- und Unterofficieren noch nicht 40 Mann stark waren; nur die Dragonercompagnien hatten 41 Gemeine. Der Bestand einer preußischen Compagnie war ein Rittmeister, ein Lieutenant, ein Kornet, ein Feldscheerer, zwei Trompeter, ein Fahnenschmied, ein Sattler, ein Wachtmeister, ein Fourier, ein Gefreitencorporal, ein Capitain d'Armes, 10 Corporale und 50 Reiter; die Österreicher hatten jedoch 30 Gemeine mehr bei der Compagnie, als die Preußen. Hier war bei dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges das Regiment fünf Schwadronen, jede 144 Gemeine, die 1757 bis auf 168 Mann vermehrt wurden. Der Bestand der Husaren war 1759: bei 10 Escadrons 42 Officiere, 100 Unterofficiere, 10 Trompeter, 10 Feldscheerer, 10 Fahnenschmiede, 1500 Gemeine; dieser Bestand veränderte sich in der Folge so, daß gegen Ende des Krieges bei 10 Escadrons sich 51 Officiere, 150 Unterofficiere, 30 Trompeter, 10 Chirurgen, 10 Fahnenschmiede, 1320 Gemeine befanden. Die Schwadronen der preußischen Armee waren auch zugleich als Compagnien anzusehen. Bei den Franzosen hingegen bildeten vier Compagnien von 36 Mann eine Schwadron mit 11 bis 14 Officieren, und das Regiment enthielt vier Schwadronen. Diese bestanden bei den Österreichern aus zwei Compagnien zu 100 Mann, und vier Schwadronen enthielt das Regiment. Gegen Ende des siebenjährigen Krieges aber hatte ein Regiment drei Divisionen, jede zu zwei Escadrons, deren folglich sechs in einem Regimente sich befanden. (Geständnisse eines österreichischen Veterans. 2. Bd. S. 262.) Nachher wurden die Husaren und die Karabiniere auf vier Divisionen vermehrt, wovon bei letzteren eine Division Chevaurlegers waren. Jede Escadron der schweren Cavalerie hatte 151 Gemeine, die leichte hingegen 180 Gemeine.

Die Escadrons der Preußen standen während der schlesischen Kriege immer in zwei Gliedern, worin die Franzosen ihnen nachahmten, während die übrigen Cavalerien noch in drei Gliedern rangirten. (*Melfort*, Traité sur la Cavaler. fol. p. 84.) Sie standen übrigens mehrentheils in halbvoller Linie, daß die Intervallen der Escadronenfronte gleich waren; doch Friedrich der Große verkleinerte die Zwischenräume bis auf 15 Schritt; ja er ließ sogar bisweilen den Chock in einer ununterbrochenen Linie, ohne alle Intervallen ausführen, was allein von den Sachsen nachgeahmt ward, deren Reiterei der General Bellegarde auf einen hohen Grad von Ausbildung brachte, wie es bei den Preußen durch Seidlitz, unter der eigenen Aufsicht des Königs geschehen war, und bei den Österreichern durch den Grafen d'Ayasas geschah.

Nach einem langen Zeitraume von 30 Jahren fanden sich die neufranzösischen Republikaner den Teutschen, Österreichern und Preußen gegenüber, und hatten 62 Regimenter Reiterei, von denen die Cuirassiere und Dragoner drei, die Karabiniere, Chasseurs und Husaren aber vier Escadrons enthielten. Jene wuchs während des Krieges auf 474 Schwadronen in 84 Regimentern. Sie bestand im J. 1799 aus 25 Regimentern Liniencavalerie, zu 531 Mann; 2 Regimentern Karabiniere zu 704 Mann; 15 Regimentern Dragoner, 22 Regimentern Chasseurs à Cheval und 12 Regimentern Husaren, alle zu 442 Mann, oder auch nach einer officiellen Angabe 26 Regimentern Cavalerie, 20 Regimentern Dragoner, 25 Regimentern Chasseurs und 12 Regimentern Husaren zu 800 Mann. (Etat milit. de la Republiq. franç. p. l'an VIII.) Die Cavalerie des teutschen Kaisers enthielt im nämlichen Jahre 72 Escadrons Cuirassiere, 90 Escadrons Dragoner, 96 Escadrons Husaren, 16 Escadrons Uhlanen und 8 Escadrons Jäger zu Pferde. Bei den Preußen hatten Cuirassiere und Dragoner in 25 Regimentern, 125 Escadrons, und 90 derselben, die 9 Husarenregimenter.

Als Napoleon's großes Heer, wol das größte, was

je den Befehlen eines Einzigen unterworfen war, im J. 1812 nach Rußland zog, befanden sich 526 Escadrons — darunter 275 Escadrons Nichtfranzosen bei demselben. Zurück kamen — nur unberittene Leute. D: Vicekönig von Italien brachte 2194 Pferde, als den Überrest von 18 Regimentern zurück, wovon 1209 Pferde dem vierten italienischen Chasseurregimente gehörten.

Dennoch standen im Märzmonate 1813 unter dem Befehle des Vicekönigs als erste Linie an der Elbe 87,000 Mann; doch war die Cavalerie bei diesen Truppen nur 19 Escadrons oder 1600 Mann, wozu noch 4400 Reiter von den Depots des Rheinbundes stießen. Mit Einschluß der letztern ward jetzt die Stärke des neu formirten französischen Heeres zu 307,874 Köpfen angeschlagen.

Von der jetzt neu formirten preußischen Armee rückten Anfangs nur zwei Escadrons der Cavalerie zu 150 Mann in die erste Linie; die zwei anderen jedes Regimentes waren noch in der Formirung begriffen. Die ganze ausgerückte Armee bestand demnach aus 71 Escadrons (10,656 Mann) und aus 55 Bataillonen (40,688 Mann). In zweiter Linie waren daher noch 36 Escadrons zu organisiren. In der Schlacht bei Groß-Görschen befanden sich 55 Escadrons Preußen, und 83 Escadrons Russen und 6 Regimenter Kosaken zu 250 Mann. Die Schlacht konnte — mit 69,000 gegen 115,000 Mann, um so weniger gewonnen werden, als das spätere Eintreffen der russischen Reserve und das Außenbleiben des Generals Miloradowitsch nicht ohne nachtheilige Einwirkung auf den Erfolg blieben. Von Plotho sagt: „Es kämpfte hier kein Kriegsheer gewöhnlicher Art, sondern es kämpfte die Blüthe des preußischen Volkes, und sein gebildeter Theil von der Liebe zum Vaterlande und zum Könige, für wahre Ehre hoch begeistert. Von glühender Rache das Gemüth entbrannt, war der Kampf eine Ehrensache, die jeder einzelne mit dem Vaterlande auszufechten hatte; die Todten ringsumher lagen mit verklärtem Angesichte: sie waren mit dem Gefühle aus der Welt gegangen, daß sie ihr Vaterland und sich selbst gerächt; auch hörte man keinen Klageton der Verstümmelten, weil die edleren Gefühle selbst den Schmerz besiegten; keine Trauer über den gefallenen Freund und Waffenbruder; denn er war ruhmvoll gefallen, das dankbare Vaterland wird seinen Namen nennen, als eines Helden, dem es seine Rettung verdankt." (Der Krieg in Teutschland und Frankreich 1813 und 1814. 1. Th. S. 125.)

Die Escadron wird gegenwärtig meist in zwei, nur bei einigen Armeen in drei Gliedern aufgestellt, die einen Schritt Zwischenraum haben, und wird nachher in zwei Züge, oder wenn sie über 48 Rotten hat — in vier Züge getheilt, deren jeder zu drei oder vier Rotten (nach Bismark) abgetheilt wird, um die Bewegung Rechts- oder Linksum zu erleichtern, wobei der eine Mann den Drehpunkt bildet und sein Pferd kurz herumwendet. Die Sachsen nahmen zur Zeit der Blüthe ihrer Reiterei bei der Abtheilung zu dreien, den mittelsten Mann zum Pivot, um den sich die beiden vor- und rückwärts drehten. Doch werden dabei gut gerittene Pferde und ausgebildete Reiter erfodert, welche die nun gewöhnliche kurze Dienstzeit nicht gewährt.

Nach dem Marsch In Front, folgt der Marsch auf der Diagonale, dann mit den Wendungen oder gebrochener Front; dann durch die Schwenkungen mit ganzen oder halben Zügen, oder auch mit ganzer Escadron. Die Formirungen der Colonne 1) durch den Abmarsch mit Rechts- oder Linksum, 2) durch Abschwenken in Zügen, oder durch das Hintereinanderschieben der letzten. Hierauf folgen die verschiedenen Bewegungen der Colonne: das Abbrechen, die Directionsveränderung, der Marsch auf der Diagonale, und die Aufmärsche durch Einschwenken oder Herausziehen der Züge. Endlich die Attaque, wo die Bewegung aus dem Trabe, 220 Schritt vom Feinde in Galopp, und auf 80 Schritt in die Carriere übergehet, damit die Pferde mit ihrer vollen Kraft auf den Feind treffen und ihn werfen. Der Triumph des gebildeten Cavaleristen!

Escadron volante heißen auch die Cardinäle, welche bei der Papstwahl im Conclave ohne einer besondern Partei anzuhängen, ihre Stimme unparteiisch abgeben.

(*v. Hoyer.*)

ESCALA (Br. 42° 7′, L. 20° 31′), Villa in der Vegeria de Gerona, Provinz Catalunna, liegt vier Meilen von der genannten Stadt entfernt, an der Fluvia, welche sich hier in den Busen von Rosas stürzt, und treibt Thunfisch- und Sardellenfang. (*Fischer.*)

ESCALADE, die Leitersteigung, war in der ältern Zeit das gewöhnlichere, fast das einzige Mittel zu Erstürmung der Stadtmauern, bis ihre Umwandelung in Futtermauern, und die angeordnete Seitenbestreichung derselben eine andere Angriffsweise nöthig machte und man es vorzog, die Futtermauern durch das Geschütz zum Sturme zu brechen und dann sich auf dem bewirkten Wallbruche festzusetzen. Constantinopel erlag so 1204 dem kühnen Muthe der Kreuzfahrer, von denen nach mehrmaligem vergeblichem Bemühen am 12. April die Mauern erstiegen wurden und Mord und Plünderung der reichen Stadt mit allen ihr eigenen Ausschweifungen die nächsten Folgen der Eroberung waren. Auf gleiche Art ward 1527 Rom von den Spaniern und Teutschen erstiegen, nachdem Frundsberg seine 12,000 Lanzenknechte auf einem, noch von keinem Heere betretenen Pfade durch das Thal Sabia zur Linken des Gardasee's über die Alpen nach Italien geführt hatte. Er selbst mußte krank in Ferrara zurückbleiben — ihn hatte aus Ärger über die Empörung seiner Söldner der Schlag getroffen; — der Herzog von Bourbon aber zog mit dem Heere unter unsäglichen Beschwerden bei Meldola über die Apenninen vor Rom, das nur mit 5000 Mann schlechtem italienischem Gesindel unter dem Condottiere Rienzo Ceres besetzt war, und daher den gegen den Papst ergrimmten Spaniern und Teutschen nicht widerstehen konnte, als diese am 6. Mai auf den in der Nacht vorher verfertigten Leitern die Mauern erstiegen und sechs Tage geplündert ward. Auch Narni

ward auf dieselbe Weise von 2000 Mann, ohne vorheriges Beschießen, mit Leitern erstürmt, und das Verfahren im 16. Jahrh. so lange selbst mit der Erstürmung des Wallbruches verbunden, bis die veränderte Form der Festungen ein anderes foderte. Wir finden es erst im J. 1741 bei Prag wieder, wo das vereinte französisch-sächsische Heer sich mit den Baiern, unter des Kurfürsten eigener Anführung und dem Marschall Thöring vereinte. Der Kurfürst hatte sogleich bei seiner Ankunft den Commandanten, Graf von Ogilvy, auffodern lassen; aber eine abschlägige Antwort bekommen, was ihn bewog, einen gewaltsamen Angriff auf die nur mit 2000 Mann besetzte Stadt Prag zu versuchen. Zu einer förmlichen Belagerung, fast in Gegenwart des sich nähernden Entsatzes, fehlte Material und eine genügende Anzahl Truppen, um bei sich verzögernder Übergabe dem feindlichen Corps gewachsen zu sein. Der Graf Moritz von Sachsen hatte nicht allein die Stadt wiederholt recognoscirt, sondern auch einen intelligenten und gewandten Officier seines Regimentes als Bauer verkleidet, hinein geschickt, der ihm einen ausführlichen Bericht zurückbrachte. Die zum 26. Nov. bestimmte Ankunft eines Entsatzes von 14,000 Mann erlaubte nicht, das Unternehmen länger aufzuschieben; man setzte Alles in Bereitschaft; der Graf von Sachsen ließ zwei starke Balken zu Mauerbrechern zurichten, und um 1 Uhr in der Nacht begann der Scheinangriff der Franzosen unter dem Grafen von Polastron gegen das Margarethenthor, während jener mit seiner Colonne längs dem Stadtgraben gegen das Neuthor heraufzog, das auf dieser Seite allein nicht zugemauert war, sodaß die Cavalerie durch dasselbe hereingelassen werden konnte, um in der ungeheueren Stadt die Verbindung des Feindes zu unterbrechen. Weil die Contrescarpe nicht gemauert war, konnten die Truppen leicht, und von den Schildwachten unbemerkt, in den Graben hinabsteigen und die Leitern in der Flanke des Bollwerks neben dem Thore anlegen, wo die Futtermauern fast 30 Fuß hoch waren. Hier wurden sie zuerst von dem Sergeant Jacob mit acht Grenadieren erstiegen, dem der Herr von Chevert mit vier Grenadiercompagnien und 400 abgesessenen Dragonern folgte. Sobald die ersten Franzosen oben auf dem Walle erschienen, machten die Schildwachten Lärmen: bald stellten sich auf einem Hügel von Schutt und Sand im Graben, dem attaquirten Bollwerke gegenüber und fast so hoch als der Wall, acht Abtheilungen Dragoner auf, und wurden von den sich versammelnden Feinden heftig beschossen; sie erwiederten das Feuer und während desselben stiegen Chevert's Grenadiere ungehindert herauf, bis eine Compagnie oben war, die nun ein heftiges Feuer bekam. Bald folgten dieser die drei übrigen Compagnien, und der Graf von Broglio mit den Infanteriepiquets. Während des eilfertigen Aufsteigens dieser Soldaten zerbrachen zwar mehre Leitern unter der Last; zum Glück fanden sich einige andere an dem nahen Galgen und der Graf von Sachsen eilte nach dem Thore, wo Chevert nach Überwältigung der Wache die Zugbrücke herabließ, daß die Reiterei unter lautem Vivatrufen hereindrang, von der zwei Züge in jeder Flanke auf den Wall geschickt wurden, 20 Züge aber vertheilt im Galopp durch die Straßen der Altstadt und der Neustadt jagten. Jetzt hatte auch der Angriff der Sachsen angefangen und währte unter heftigem Feuer fort; der Graf ging daher mit den vier Grenadiercompagnien und der übrigen Cavalerie auf die barrikadirte und mit zwei Kanonen besetzte Brücke los, wo er unterwegs auf dem Stadthause den Magistrat versammelt fand, der ihm die Schlüssel der Stadt überreichte; auch kam ein Adjutant des Grafen von Ogilvy zu ihm, um sich gefangen zu geben. Der Graf von Sachsen schickte daher seinen Adjutanten zu jenem, ihm zu sagen, wenn er sich nicht augenblicklich ergäbe und den Widerstand gegen die Sachsen aufhören ließe, würde Alles niedergehauen werden. Mittlerweile hatte der Graf sich der Brücke bemeistert und auch der kleinen Seite, wo der Gouverneur ihm entgegenkam. Sie hatten sich schon früher in Flandern gekannt, daher einigten sie sich bald. Der Graf trat bei ihm ein, um ein Glas Wein zu trinken, bald kamen auch, nach dem Einrücken der Sachsen, die drei Brüder des Grafen: der Graf Rutowsky, der Graf Cosel und der Chevalier de Saxe, zum Gouverneur, ihren älteren Bruder zu begrüßen. Plünderung fand nicht statt, sie war streng verboten und die Reiterpatrouillen hatten Befehl, jeden einzelnen Soldaten oder abgesessenen Cavaleristen niederzuhauen, den sie auf der Straße fänden. Die Eroberung kostete den Franzosen nur zwei Mann, den Sachsen 34 Todte und Verwundete, doch war ihr General Weißbach unter den Ersteren; 103 schwere Kanonen und 2700 Gefangene fielen in die Hand der Sieger *).

Der genug durch die von ihm vorgeschlagenen Thürme bekannte Marquis von Montalembert befand sich während des siebenjährigen Krieges in Pommern bei der schwedischen Armee, aus deren Vaterlande er zuerst die Idee seiner kasemattirten Befestigungen mitgebracht hatte. Er machte daher im October 1758 den Entwurf zu einer Escalade der Festung Stettin, die trockene Gräben und niedrige Wälle hatte, denn die Futtermauer der Faussebraie war nur 10 Fuß hoch. Man konnte aus dem einfachen bedeckten Wege leicht in den, nicht tiefen Graben der Außenwerke gelangen und diese in der Kehle ersteigen, während man sich zugleich des Hauptwalles bemeistert.

Die Armee sollte sich deshalb der Festung bis auf 1½ Meile nähern, und von da 3000 Mann an die Oder nach Parchow senden, um Garz wegzunehmen und ebenso viel nach Ladenthien, die einen Übergang vorbereiten und deshalb Schiffe und Material zusammenbringen mußten. Die vom Commandanten ausgeschickten Parteien wurden zurückgetrieben und bis auf das Glacis verfolgt. An dem zum Angriffe bestimmten Tage wird 1½ Meile von der Stadt eine Chaine wie zu einer Fouragirung gezogen, die sich am Abende langsam zurückzieht.

*) Die Schweden hatten 1648 ebenfalls unter dem Befehle des Grafen von Königsmark, mütterlichen Großvaters des Grafen von Sachsen, die kleine Seite von Prag erstiegen, konnten aber aus Mangel hinreichender Truppen ihre Eroberung nicht vervollständigen.

Es werden nun vier Angriffe formirt: der erste, auf dem linken Flügel, besteht aus drei Corps.

1) 2432 Mann, mit 32 großen Leitern, auf denen drei Mann neben einander hinaufsteigen können, und 96 kleineren Leitern, die sich an einander befestigen lassen. Zu jeder großen Leiter sind 40 Mann und zu jeder kleinern 12 Mann bestimmt. Da man leicht in ¼ Minute 30 Fuß hoch steigt, werden auch in jeder Minute 12 Mann aus dem Graben auf den Wall kommen.

2) Andere 640 Mann sollen, während der Angriff auf den Hauptwall ausgeführt wird, die Außenwerke in der Kehle ersteigen.

3) 1200 Mann mit den Fahnen und Kanonen der übrigen Truppen rücken bis dicht vor den Eingang des bedeckten Weges, und erwarten daselbst die Eröffnung des Gatterthores durch die eingedrungenen Truppen.

Die zweite Colonne in der Mitte bestehet aus der doppelten Zahl der ersten, und wird von dem Marquis selbst angeführt. Von ihr sind

1) 4864 Mann mit 64 großen und 192 kleinen Leitern zum Stürmen der Faussebraie und des Hauptwalles bestimmt;

2) 1280 Mann gegen die Außenwerke, und

3) als Reserve 2400 Mann mit den Fahnen und Kanonen.

Die dritte Colonne gegen die Brücke, 1200 Mann sollten auf Flößen mit dem Strome herabkommen; doch nicht eher den Angriff unternehmen, bis sie aus dem Feuer den Anfang des Hauptangriffes wahrnehmen.

Die vierte Colonne endlich besteht aus 2000 Mann in zwei Colonnen, wie die erste und zweite ausgerüstet und zum gleichzeitigen Angriffe beordert, der jedoch überhaupt nicht stattfand, weil die Schweden das Unternehmen nicht wagen wollten, obgleich das Gelingen keineswegs ohne Wahrscheinlichkeit war. (Correspondance de Mr. le Marquis *de Montalembert*. [Londres 1777] T. I.)

Ein völlig gelungener Angriff durch eine Leitersteigung war aber der des Generals Laudon auf Breslau am 1. Oct. 1761, das nur mit fünf preußischen Bataillonen besetzt war, von denen vier zwischen der Stadt und den Forts, ein Bataillon aber lag in der Stadt. Von den Österreichern waren 20 Bataillone und 6 Compagnien zu den vier Angriffen bestimmt, deren jeder aus einem Grenadier- und vier Musketierbataillonen bestand, von welchen letzteren auch 100 Arbeiter mit Schaufeln, Hacken und Äxten, 140 Leiterträger gegeben wurden, zu denen 2 Hauptleute, 4 Lieutenants, 2 Feldwebel und 6 Corporale gegeben wurden; ein Hauptmann, 2 Lieutenants, ein Feldwebel und 4 Corporale aber waren noch besonders zu den Arbeitern commandirt.

Noch befanden sich bei jeder Colonne: 4 Haubitzen, 6 sechspfündige Kanonen, bei der ersten und vierten, nur 4 aber bei der zweiten und dritten Colonne, 20 Artilleristen, 6 Sappeurs, 16 Pioniere, 40 Zimmerleute mit verschiedenen Brechwerkzeugen, eine Escadron Dragoner.

Alle diese Truppen rückten am 30. Sept. um 4 Uhr Nachmittags bei Kunzendorf zusammen, zum Angriffe aber war 3 Uhr vor Tage bestimmt.

Der preußische Commandant der Festung, Generalmajor von Zastrow, hatte durch Bauern und Überläufer einige Nachricht von dem Vorhaben der Österreicher bekommen, auch hatte man Wagen mit Leitern ins Lager kommen sehen; die Besatzung trat daher schon um 5 Uhr ins Gewehr, und bezog mit Einbruch der Nacht ihre Posten. In jedes der vier Forts kamen 270 Mann; nämlich 100 im Innern des Forts, 10 im bedeckten Wege, um zu patrouilliren, 20 im Graben, und 140 Mann in die Enveloppe, welche einzeln die Brustwehr besetzten. Im Fort selbst befanden sich 16 Kanonen und 6 Mörser; es fehlte aber an Artilleristen, denn in der ganzen Festung waren nur ein Major, ein Capitain, 4 Lieutenants und 83 Mann vorhanden. Man hatte ihnen daher noch 102 Mann von der Infanterie zugetheilt, konnte aber dennoch die Geschütze nicht hinreichend besetzen, weil die vier zwischen den Forts vorhandenen Raveline ebenfalls acht Kanonen und einen Mörser ein jedes hatten, auch in dem mit 48 Mann besetzten Wasserfort, wo die Kriegsgefangenen in einer Kasematte eingesperrt waren, ebenfalls acht Kanonen standen.

Jedem Ravelin waren 30 Mann und jedem der 6 Eingänge 36 Mann, der sogenannten Cremailliere, an der breslauer Straße, neben dem Fort Nr. 1. waren 48 Mann, und ebenso viel dem vor derselben liegenden Zangenwerke zugetheilt. Die Verbindungslinien der Forts, die gegen 6000 Schritt lang sind, waren mit 140 Mann besetzt, der Hauptwall mit 400 Mann und die Wachten an den Thoren und in der Stadt mit 162 Mann. Alles zusammen betrug 2364 Mann, folglich blieben von der ungefähr 3800 Mann starken Besatzung nur 1436 Mann, die zwischen den Forts als Reserve lagerten. Es fehlte jedoch an gehöriger Instruction derselben, und als der Angriff geschah, wußten die Leute nicht, wohin sie sich wenden sollten; einige eilten nach der Communication, andere nach der Stadt, und sie leisteten nirgends Hilfe. Ein zweiter Fehler war, daß der Commandant die Besatzung in den Werken feuern und einige Kanonenschüsse thun ließ, wodurch die Aufmerksamkeit der Patrouillen abgezogen und der Feind nicht eher wahrgenommen ward, bis er ganz in der Nähe war.

Dies geschah zuerst in dem obern Fort N. 4 an der neuen Mühle gegen 3 Uhr Morgens. Die Besatzung machte sogleich ein heftiges Feuer aus ihrem Geschütze und kleinern Gewehre, und schlug den Sturm zwei Mal ab, nachdem die Enveloppe schon von ihrer Besatzung verlassen war. Doch endlich ward das Fort durch die Übermacht gewonnen; die bei der Colonne befindlichen zwei Compagnien russische Grenadiere wandten sich sogleich gegen die Stadt und erstiegen den Hauptwall am Bogenthore, denn die herbeieilende Reserve war von dem ersten Bataillon zurückgetrieben und zerstreut worden. Im Fort selbst hatte mittlerweile das in der Kehle befindliche Pulvermagazin sich entzündet. Es ka-

men über 400 Mann Österreicher und Preußen dadurch ums Leben.

Auch die beiden andern Forts, Nr. 2 und 3, wurden nach herzhafter Gegenwehr von den Angreifern erobert; am längsten widerstand Nr. 1 am Galgenberge; als aber auch dies nach etwa zweistündigem Kampfe erobert war, wandte sich nun Alles gegen die Stadt, die aber wegen der überhand nehmenden Verwirrung nur wenig Widerstand leisten konnte. Halb 6 Uhr war der Commandant gezwungen, sich gefangen zu ergeben.

Die eingedrungenen Soldaten fingen, der strengen Befehle des Generals Laudon und der Bemühungen ihrer Officiere ungeachtet, sogleich in der Stadt zu plündern an, bis der Fürst von Lichtenstein mit seinen Dragonern einrückte, und die Unordnung aufhören machte. Nur die russischen Grenadiere hatten keinen Antheil an dem Plündern genommen, sondern waren auf den eroberten Werken ruhig geblieben, ohne daß Ein Mann aus dem Gliede ging.

Die Österreicher verloren durch den Sturm 63 Officiere, 1394 Unterofficiere und Gemeine, und die Russen 3 Officiere, 92 Unterofficiere und Gemeine, an Todten, Verwundeten und Vermißten. Sie bekamen aber einen General, 107 Officiere und 3240 Soldaten gefangen, und eroberten 240 Geschütze.

Man siehet leicht, daß unter diesen Umständen die Escalade gelingen mußte, weil 1) die Umwallung der Stadt viel zu weitläufig für die unverhältnißmäßig schwache Besatzung war; 2) der trockne Graben nicht allein, sondern auch der bedeckte Weg durch die Höhe der Enveloppe, im Todten lag und ohne alle Seitenbestreichung war. Es konnten daher die Leitern mit Ruhe angelegt und erstiegen werden, sobald nicht andere Mittel vorhanden waren, dies zu verhindern.

Noch ein merkwürdiges Beispiel dieser Art ist die Leiterersteigung des Schlosses von Badajoz 1812, während des Sturmes auf die Bresche im Bastion la Trinidad der Stadt. Die letztere war vom 17. März 1812 bis 5. April beschossen und dadurch die ganze rechte Face des Bastions niedergelegt worden, sodaß der General Wellington am 6. Abends 10 Uhr den Sturm befahl. Eine Division war gegen die Bresche von St. Trinidad und eine zweite gegen die der Flanke des Bastions bestimmt, während General Picton die hintere Seite des Schlosses und der General Leith das unterwärts der Stadt liegende Bastion St. Vicent auf Leitern erstiegen.

Beide führten ihre Aufgabe schnell und gut aus: General Picton fand das Schloß, wegen seiner Höhe und Unersteiglichkeit nur schwach besetzt, daß es ihm, des Feuers der Wache ungeachtet, doch gelang, endlich eine Leiter anzusetzen. Nun ermattete der Widerstand, und das Schloß ward bald genommen. Auf der andern Seite erstieg der General Leith — obgleich vom Feinde auf dem bedeckten Wege bei dem Aufbrechen des Gatterthores beschossen — das Bollwerk St. Vincent mit Leitern auf der linken Face, und der General Walker ging mit einem Bataillon Engländer auf dem Wallgange nach der Bresche, den Vertheidigern in Rücken, die dadurch leicht zerstreuet wurden, daß die angreifenden Divisionen — die wegen eines Irrthumes bis jetzt den Wallbruch noch nicht hatten ersteigen können und schon den Angriff aufgegeben hatten — nun ohne bedeutenden Widerstand sich der Stadt bemeistern konnten. J. Jones, Tagebuch der Belagerungen der Verbündeten, 1811 und 1812 in Spanien (Berlin 1818). *(v. Hoyer.)*

ESCALANTE (Juan de), Begleiter von Hernan Cortes während des ersten Zuges gegen Mexico im J. 1519. Er wurde am Cap Antonio in Cuba von Cortes zum Anführer einer der eilf Compagnien ernannt, aus welchen das kleine Heer bestand, und zeigte sich dieses Vertrauens vollkommen würdig. Sein Schiff war im sinkenden Zustande, als die Flotte die Insel Cozumel erreichte; indessen gelang es ihm, Mannschaft und Ladung zu retten. Cortes faßte während seines Aufenthaltes in Cempoalan den Entschluß, die Flotte zu vernichten, theils um seinen durch die Volksmenge Mexico's erschreckten Soldaten die Hoffnung des Rückzuges zu benehmen, theils um eine dem Gouverneur von Cuba, Velazquez, anhängende Partei an Meuterei zu hindern; wußte sogar die Soldaten dahin zu bringen, daß sie ihn schriftlich um diese gewagte Maßregel baten, und beauftragte Escalante mit der Ausführung. Mit vieler Schnelle und Klugheit vollzog Escalante die Zerstörung, ehe noch die Soldaten zur Überlegung Zeit gewannen, brachte Anker, Eisenwerk und Segel in Sicherheit, kehrte mit den Matrosen, die fortan als Soldaten dienten, zu Cortes zurück, und empfing von diesem zum Danke die Ernennung als Gouverneur von Villarica. Nachdem er Cortes noch einige wichtige Dienste geleistet, gerieth er mit den Mexicanern in Streit, welche ein mit den Spaniern verbündetes Volk, die Tolonaken, zu überfallen drohten, rückte mit diesen gemeinsam in das Feld, sah sich von ihnen sogleich verlassen, wagte aber dennoch in Begleitung von nur 40 Spaniern einer Macht von mehren Tausenden Widerstand zu leisten, errang den Sieg, starb aber im December 1519 an seinen Wunden. *(Pöppig.)*

ESCALANTE, Maler, 1) Juan Antonio, geboren zu Cordova 1630. Nachdem er in seiner Vaterstadt die Anfangsgründe der Malerei erlernt hatte, begab er sich nach Madrid, wo er unter Francisco Rizi fleißig studirte. Dieser Meister verschaffte ihm auch Gelegenheit, die Malereien in den königlichen Palästen zu copiren; da ihn aber seine Neigung mehr zu den Gemälden des Tintoretto hinzog, so suchte er sich den Styl dieses Meisters eigen zu machen. Seine großen Fortschritte in der Kunst erwarben ihm den Auftrag, mehre Scenen aus dem Leben des heiligen Gerardus zu malen; diese Arbeiten befinden sich in dem Kreuzgange der Barfüßerkirche zu Madrid. Dem großen Beifall, welchen diese erhielten, folgten neue Aufträge, aber der Tod hemmte seine fernern Fortschritte, denn er starb in der Blüthe seiner Jahre 1670. Unter seinen vielen Gemälden verdient die heilige Katharina in San Miguel zu Madrid eine ehrenvolle Erwähnung. (Fiorillo, Gesch. der Malerei in Spanien. 4. Th. S. 289.)

2) **Juan de Sevilla Romeroy**, geboren zu Granada 1627, war ein ausgezeichneter Maler, der sich früher unter Alonso Arguello und Petro de Moya bildete, und solche Geschicklichkeit erlangte, daß er seinem Nebenbuhler Don Petro Alanosio Bacanegra gleichkam. Seine schönsten Werke werden zu Granada und Cordova bewundert. (*A. Weise.*)

ESCALANTE, Villa in der spanischen Landschaft Monlanâ, Provinz Burgos, ist in gerader Richtung vier Meilen von Santander und 8¼ Meilen von Orduña entfernt, und liegt an der Straße, welche von erstgenannter Stadt nach Vallasada führt, sowie unweit der Bai von Laredo. (*Fischer.*)

ESCALE (l'). 1) Escale l', Gemeindedorf im französischen Departement der Niederalpen, Canton Volonne, Bezirk Sisteron, liegt vier Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Posthalterei, eine Succursalkirche und 606 Einwohner. 2) Escaledieu l', eine ehemalige Cistercienserabtei im Departement der Oberpyrenäen, 3½ Lieues von Lannemezan und ebenso weit von Bagnères de Bigorre entfernt, liegt auf dem linken Ufer des Arroz und wurde im J. 1137 gegründet. Jetzt befindet sich in derselben eine Pferdepost von Toulouse nach Bagnères de Bigorre. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

Escale de Maraboux, s. Senegambien.

ESCALLES, Gemeindedorf im französischen Departement Pas de Calais (Picardie), Canton Calais, Bezirk Boulogne, hat eine Succursale und 308 Einwohner. Dieser Ort wird oft in den Urkunden erwähnt und scheint ehemals von größerer Bedeutung gewesen zu sein. Im J. 1124 befreite Manasse, Graf von Guines, die Bewohner desselben, auf Bitten des Abts Lambert, von den ihm zu leistenden Handdiensten, und Arnulph, Graf von Guines, erlaubte ihnen im J. 1272, ihre Tuche in allen von ihm abhängenden Landschaften zu verkaufen. Als die Engländer Calais erobert hatten, wurde Escalles zu einer besondern Herrschaft für König Eduard's III. Stiefbruder erhoben, und er nannte sich im J. 1315 Mylord d'Escalles und erbaute in Calais das Hotel Escalles, von welchem sich noch einige Spuren in der Citadelle von Calais erhalten haben. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESCALLONIA. Diese von Mutis (in *Linn. fil.* Suppl. p. 21) zu Ehren eines seiner Schüler so benannte Pflanzengattung gehört zu der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Escallonieen der natürlichen Familie der Saxifrageen. Char. Der Kelch halbkugelig, fünfzähnig; fünf im Kelche stehende Corollenblättchen; die Staubfäden, ebenfalls im Kelche stehend, mit zweifächerigen, eiförmig-ablangen Antheren; der Griffel fadenförmig, stehenbleibend, mit schildförmiger, zweilappiger Narbe; die Kapsel beerenartig, mit den Kelchzähnen und dem Griffel gekrönt, unvollkommen zweifächerig, bei der Reife an der Basis unregelmäßige Öffnungen bekommend; sehr zahlreiche kleine Samen. Es sind gegen 30 Arten bekannt, welche als kleine Bäume oder Sträucher über ganz Südamerika verbreitet sind, am häufigsten aber sich auf der Westküste finden. Sie haben immergrüne, zerstreute, harzig-drüsige, meist gesägte Blätter, keine Afterblättchen und einzeln oder in Trauben und Rispen end- oder achselständige, mit Stützblättchen versehene, rothe oder weiße Blüthen. Die Gattung Stereoxylon *Ruiz* et *Pavon* gehört größtentheils hierher, Jungia *Gärtner* aber und Imbricaria *Smith*, welche Poiret auch hierher zog, gehören zu Bäckea. Das Holz mehrer Arten ist seiner Härte und Zähigkeit wegen geschätzt, z. B. von Esc. myrtilloides *L. fil.* (l. c. p. 156. *Smith*, Icon. ined. II. t. 30. Stereoxylon patens *R.* et *P.* Fl. per. III. t. 234. f. b) und Esc. resinosa *Persoon* (Syn. I. p. 235. Stereoxylon resinosum *R.* et *P.* l. c. t. 235. f. 2), großen, auf den peruanischen und columbischen Gebirgen einheimischen Sträuchern, deren Blätter äußerlich gegen Verletzungen gebraucht werden. In unsern Glashäusern findet sich häufig Esc. rubra *Pers.* (l. c. Bot. mag. t. 2890. Stereoxylon rubrum *R.* et *P.* l. c. t. 236 b), ein zierlicher kleiner Strauch, welcher in Chile in Felsenspalten wild wächst. (*A. Sprengel.*)

Escalona, die Herzoge von, s. Pacheco 3. Sect. 8. Bd.

ESCALOÑA, 1) Villa im spanischen Partido Toledo und in der gleichnamigen Provinz, liegt in gerader Richtung 5¼ Meilen von der genannten Stadt entfernt, auf einem Hügel am rechten Alberchеufer, ist mit Mauern umgeben und hat ein befestigtes Schloß, eine Stifts- und vier Pfarrkirchen, zwei Klöster, vier Vorstädte und 2200 Einwohner. Das Herzogthum Escalona führt nach ihr den Namen. 2) Escalona, Villa in dem spanischen Sermo de Cabezas, Provinz Segovia, ist von der Stadt dieses Namens in gerader Richtung 4¼ Meilen entfernt. (*Fischer.*)

ESCALOTE, Fluß in der spanischen Provinz Soria, welche er in nordwestlicher Richtung durchströmt, bis er sich oberhalb Berlanga mit dem Duero vereinigt. (*Fischer.*)

ESCAMBIA, einer der beträchtlichsten von den Flüssen, welche in den Meerbusen von Pensacola, in Westflorida, fallen. Er ergießt sich in einer Entfernung von zwei bis drei Meilen von Pensacola durch mehre Sümpfe und Arme in die Bai, und bildet eine Zahl von Inseln, welche bei hohem Wasser überfluthet werden. Ungefähr auf einer Strecke von 20 Meilen aufwärts ist er schiffbar, und wird theils von Wäldern, die an Bauholz reich sind, theils von niedrigem, fruchtbarem oder sumpfigem Lande, welches sich zur Gewinnung von Korn oder Reis eignet, begrenzt. (*Eiselen.*)

ESCANARA, kleines, von schwarzen Felsen umringtes und zu der liparischen Inselgruppe gehöriges Eiland, ist unbewohnt. Zwischen ihm und Escabianca befinden sich 30 Fuß von einander entfernt und 15—20 Fuß unter dem Meeresspiegel die Krater eines Vulkans, welche fußdicke, schwefelige Luftsäulen ausstoßen. (*Fischer.*)

ESCANUELA, Villa in der spanischen Provinz Jaen, liegt, drei Meilen von dieser Stadt entfernt, an

der Straße, welche von ihr über Argona und Arjonilla nach Andujar führt, auf dem linken Ufer des Guadalquivir. (*Fischer.*)

ESCARBOTIN, Gemeindedorf im französischen Departement der Somme (Picardie), Canton Ault, Bezirk Abbeville, von welcher Stadt es fünf Lieues entfernt ist, hat 500 Einwohner, welche kurze Waaren, alle Arten sehr künstlicher Schlosserarbeit, Cylinder und Maschinentheile für die Maschinenspinnerei verfertigen. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

ESCARPE, die äußere Böschung der Wallflächen gegen das Feld zu, die nur bei Feldwerken unbekleidet bleibt; bei den Festungen hingegen gibt man ihnen allezeit eine Bekleidung von Mauerwerk, Rasen oder Plackwerk, um sie steiler und dadurch unersteiglicher machen zu können. Ein bloßer Erdwall setzt bei einem trockenen Graben dem Ersteigen nur ein geringes Hinderniß entgegen, und bekommt deshalb gewöhnlich eine Verkleidung von Bruch- oder Mauersteinen, die auch in solcher Art den Werth des Walles bei einem Wassergraben erhöhet, weil durch das Zufrieren des letztern im Winter jene Unersteiglichkeit nicht mehr stattfindet, wenn man sie nicht durch Begießen der äußern Wallfläche mit Wasser zu erreichen sucht. Sie haben dagegen den Vorzug, daß sie keine Gelegenheit zu einem Wallbruche darbieten, weil die gegen sie abgeschossenen Kugeln eindringen und stecken bleiben, ohne die Erde herabzuwerfen; auch die von Bousmard vorgeschlagene Anwendung der Granaten hat bei den angestellten Versuchen nicht den gewünschten Erfolg gehabt *).

Da nun aber die aufgeschüttete Erde nicht von sich selbst stehen bleibt, sondern die ihrer Beschaffenheit zukommende Abdachung annimmt, wenn sie nicht durch irgend eine Verkleidung mit Holz, Steinen ꝛc. ein Hinderniß findet, hat man durch Versuche den Winkel bestimmt, unter dem sie ihre natürliche Abdachung annimmt, die

A) in gutem, festem Boden der Höhe $= 45°$ ist,
B) in lockerer Erde $^4/_5$ der Höhe $= 38\frac{1}{2}°$ „
C) in losem Sande aber $^2/_3$ der Höhe $= 33\frac{3}{4}°$ „

Für die verschiedenen Wallhöhen ist demnach gefunden worden in Fußmaß:

	Fuß.	Fuß.	Fuß.	Fuß.	Fuß.	Fuß.
Höhe des Erdwalles	12	18	24	30	36	42
In fester Gartenerde	6	12	20	28	36	43
In leichtem Sandboden	9	18	27	36	46	57

Um auch bei dieser Abdachung, wo im Laufe der Zeit die Erde, obgleich mit Plackwerk oder Rasen bekleidet, durch den Regen abgespült oder sonst beschädigt, endlich einigermaßen ersteiglich wird, läßt man bei Wassergräben gewöhnlich am Fuße, d. h. in der Höhe des Wasserspiegels, eine **Berme** stehen, die, mit Palisaden oder mit einer Dornhecke besetzt, das Ersteigen des Walles noch mehr erschwert. Man wählt zu den Hecken solche Sträucher, deren Zweige sich gut durch einander schlingen lassen und dadurch sehr fest werden, wie der Kreuzdorn (Rhamnus Cathartic. *L.*), der Hagedorn (Crataegus Oxyacantha), der Seekreuzdorn (Hippophae rhamnoides), der Schlehendorn (Prunus spinosa), die Heckenkirsche (Cornicea xylostrum), die schwarze sibirische Apricose (Prunus Sibirica), die Mirobalanen (Prunus cerasifera), die Ligustet oder Rheinweide (Ligustrum vulg.), die Hauhechel (Ononis spinosa), mehre Arten Rosensträucher und dgl. m.

Bei trockenen Festungsgräben zieht man es jedoch vor, der Escarpe vermittels einer Futtermauer einen steilern, beinahe senkrechten Abhang zu geben, der so hoch ist, daß man ihn nicht anders als vermittels Leitern ersteigen kann, wenn er nicht vorher durch das Geschütz **gebrochen** und dadurch eine **Bresche** entstanden ist.

Die Erfindung dieser **Futtermauern** verliert sich im Alterthume, wo man die Städte mit Mauern einschloß, die man erst nachher mit Erde hinterschüttete, um Schießzeuge (Katapulten) und nach Erfindung der Feuergeschütze, diese darauf stellen zu können. Man gab auch wol der Mauer selbst eine außerordentliche Dicke, wie zu Babylon, die 70 Fuß stark gewesen sein soll, und später die Mauern einiger festen Schlösser, deren enger Raum keine Erdanschüttung zuließ.

Um die letztere auswärts, gegen den Graben, aufzuhalten, mußte die Escarpenmauer eine angemessene Stärke haben, die man eine geraume Zeit blos willkürlich angenommen zu haben scheint; doch hatte man schon die Nothwendigkeit erkannt, sie hinterwärts mit Strebepfeilern zu versehen. Vauban, der so äußerst thätige Vorgänger vieler — oft nur aus Bequemlichkeit! — sklavischer Nachahmer, machte seine Escarpenmauern oben $4\frac{1}{2}$ pariser Fuß dick, und gab ihnen $^1/_5$ ihrer Höhe zur Böschung. Seit dem Anfange des 18. Jahrh. aber haben mehre Mathematiker sich mit dem Drucke der Erde gegen die Futtermauern beschäftigt, der sich gegen sie in 0,618 ihrer Höhe äußert. Couplet gab in den Memoiren der pariser Akademie 1726 und 1728 drei ausführliche Abhandlungen über diesen Druck, und Belidor — dessen Verdienst um die ausübenden mathematischen Wissenschaften seinen Namen unsterblich machen — hat Tafeln für die Höhe von 10—60 Fuß mit $^1/_6$—$^1/_5$ derselben zur Dicke berechnet, die Lorgna und Ypey erläuterten, sowie Heurlin mit der von Stahlschwerd gegebenen Theorie that. Belidor's Mauerstärken waren:

*) Zehnpfündige (22 Pfund schwere) Granaten mit $2\frac{1}{2}$ Pfund Pulver auf 30 Schritte Entfernung gegen lange gelegene Erde geschossen drangen 3′ 9″ tief ein und machten einen 6′ weiten, 2′ tiefen Trichter; siebenpfündige auf 160 Schritte aus der 24pfündigen Kanone geschossen drangen 3′ ein und machten einen Trichter von 4′ Weite, $1\frac{1}{2}$′ Tiefe.

A. Für bloße Futtermauern ohne Brustwehr.

Höhe.	Mit 1/6 zur Böschung.		Mit 1/8 zur Böschung.		Strebepfeiler.		
	Oben.	Unten.	Oben.	Unten.	Länge.	Breite. Vorn.	Hinten.
10′	1′ 6″ 5‴	3′ 2″ 5‴	1′ 10″ 8‴	3′ 1″ 8‴	4′	3′ —	2′ —
15	2 3 2	4 9 2	2 9 10	4 8 4	5	3 6	2 4
20	2 11 2	6 9 2	3 7 10	6 1 10	6	4 —	2 3
25	3 6 2	7 8 2	4 5 1	7 6 7	7	4 6	3 —
30	4 3 5	9 3 5	5 3 7	8 11 7	8	5 —	3 4
40	5 1 3	11 9 3	6 6 7	11 6 7	10	6 —	4 —
50	5 10 9	14 2 9	7 8 4	13 11 4	12	7 —	4 8
60	6 6 11	16 9 11	8 8 1	16 2 1	14	8 —	5 4

B. Wenn eine Brustwehr auf der Mauer liegt.

Höhe.	Mit 1/6 zur Böschung. Oben.	Unten.	Mit 1/8 zur Böschung. Oben.	Unten.	Länge.	Vorn.	Hinten.
10′	3′ 5″ 11‴	5′ 4″ 11‴	4′ 1″ 3‴	5′ 4″ 3‴	4′	3′ —	2′ —
15	4 6 9	7 — 9	5 1 8	7 — 2	5	3 6	2 4
20	5 3 9	8 7 9	6 — 9	8 6 8	6	4 —	2 8
25	5 10 7	10 — 7	6 9 11	9 11 5	7	4 6	3 —
30	6 5 3	11 5 3	7 6 4	11 3 4	8	5 —	3 4

Es können aber die Mauern der Escarpe auf sieben verschiedene Arten aufgeführt werden: 1) auf beiden Seiten senkrecht; 2) inwendig senkrecht, auswärts mit Böschung; 3) auf beiden Seiten mit einer Böschung; 4) hinten mit 1—2 Fußbänken, wie man gewöhnlich die Schleusenmauern findet, und die Eitelwein den Strebepfeilern vorzieht; 5) mit Strebepfeilern hinten; 6) diese überwölbt, der Erdwall auf den Bogen ruhend; 7) schräge auf der Erdböschung liegend. Eine nähere Untersuchung des Verhaltens dieser verschiedenen Formen der Futtermauern findet sich durch die Bemühungen der Mathematiker La Hire 1737, Querlonde 1743, Godroy 1745, Cormontaingne 1749, Blaveau 1767, Trincano 1768, Antoni 1773, Tersac 1774, Böhm 1776, Prony und nachher Mayniel 1808 (Traité expérimental, analytique et pratique de la poussée des terres et des murs de revêtement) in Folge der von den französischen Ingenieuren 1806 und 1807 angestellten sorgfältigen und genauen Versuche über den Druck der Erde gegen die Futtermauern der Wälle angestellt. In Hinsicht des Inhaltes der eben angeführten verschiedenen Arten Mauern ist derselbe von Nr. 1 $= h^2(0{,}2838) = 113{,}52\,^{1}\square$

$2 = h^2(0{,}2063) = 82{,}52$

$5 = h^2(0{,}1841) = 73{,}64$

$6 = h^2(0{,}1841).5 = 368{,}2$

$7 = h^2(0{,}168) = 66{,}4.$

Die neuesten Untersuchungen über diesen Gegenstand sind von dem französischen Ingenieur Poncelet und in der neuern Ausgabe von Morin (Aide-mémoire de Mécanique pratique von 1838) enthalten, nicht aber in der ältern Ausgabe, die übersetzt erschienen ist. Nennt man H die Höhe der Futtermauer über der Grundfläche, h die Höhe der Belastung mit Erde, a das Complement des Winkels der natürlichen Erdböschung mit dem Horizonte, P das Gewicht eines Kubikmètre Erde und p das Gewicht eines Kubikmètre Mauerwerk, beides in Kilogrammen ausgedrückt, endlich x die Dicke der Futtermauer auf ihrer Grundfläche, so wird für senkrechte Futtermauern

$$x = 0{,}865\,(H + h)\,\text{tang}\,.\,\tfrac{1}{2}\,a\sqrt{\frac{P}{p}}.$$

Dies gibt von $h = 0$ bis $h = 2H$ für gewöhnliches Mauerwerk und Erde

$$x = 0{,}285\,(H + h),$$

und begreift beinahe alle Fälle des vorkommenden Baues. Zu dem Ende enthält die folgende Tafel alle Werthe von x, der Mauerstärke für verschiedene Erd- und Steinarten, mit oder ohne Berme, und für eine Höhe der Belastung über die gewöhnlichen Grenzen der Praktik. Es ist dabei auf die drehende Bewegung und auf eine Standfestigkeit Rücksicht genommen, nach Vauban's Muster ohne Strebepfeiler; dabei ist $f =$ Tangente a, des Winkels der natürlichen Erdböschung; die Berme ist $= 0{,}2\,H$ angenommen.

$a = \frac{h}{H}$	$\frac{p}{P} = 1,\ f = 0,6.$		$\frac{p}{P} = 1,\ f = 1,4.$		$\frac{p}{P} = 1,5,\ f = 1.$			$\frac{p}{P} = \frac{5}{3},\ f = 0,6.$		$\frac{p}{P} = \frac{5}{3},\ f = 1,4.$	
	Ohne B.	Berme=0,2H	Ohne B.	Mit B.	Ohne B.	Mit B.	Voll.	Ohne B.	Mit B.	Ohne B.	Mit B.
0,0	0,452	0,452	0,258	0,258	0,270	0,270	0,270	0,350	0,350	0,198	0,198
0,1	0,498	0,507	0,282	0,290	0,303	0,306	0,303	0,393	0,398	0,222	0,229
0,2	0,548	0,563	0,309	0,326	0,336	0,342	0,326	0,439	0,445	0,249	0,262
0,3	0,604	0,618	0,338	0,361	0,368	0,375	0,343	0,485	0,489	0,274	0,283
0,4	0,665	0,670	0,369	0,394	0,399	0,405	0,357	0,532	0,522	0,303	0,299
0,5	0,726	0,717	0,402	0,423	0,436	0,431	0,368	0,579	0,549	0,332	0,314
0,6	0,778	0,754	0,436	0,450	0,477	0,457	0,377	0,617	0,572	0,360	0,328
0,7	0,824	0,790	0,472	0,476	0,512	0,481	0,385	0,645	0,593	0,387	0,343
0,8	0,847	0,820	0,510	0,501	0,544	0,504	0,391	0,668	0,610	0,413	0,357
0,9	0,903	0,848	0,541	0,524	0,575	0,523	0,398	0,690	0,624	0,437	0,371
1,0	0,930	0,873	0,571	0,546	0,605	0,540	0,405	0,707	0,636	0,457	0,384
1,2	0,983	0,916	0,632	0,586	0,654	0,574	0,411	0,757	0,655	0,498	0,410
1,4	1,023	0,945	0,684	0,624	0,696	0,602	0,416	0,762	0,672	0,537	0,428
1,6	1,056	0,970	0,730	0,658	0,734	0,622	0,420	0,780	0,685	0,566	0,445
1,8	1,084	0,990	0,772	0,690	0,769	0,640	0,423	0,797	0,697	0,594	0,461
2,0	1,107	1,004	0,812	0,714	0,795	0,655	0,425	0,811	0,705	0,622	0,475
2,5	1,151	1,037	0,902	0,778	0,848	0,690	0,431	0,833	0,722	0,680	0,506
3	1,180	1,060	0,981	0,834	0,892	0,717	0,435	0,852	0,731	0,726	0,531

Um diese Tafel zu gebrauchen, muß man den Neigungswinkel der zu haltenden Erdart, das Gewicht der Erde und des Mauerwerks kennen, um dann für den Werth von x eine Zahl dem von $\frac{p}{P}$, von f und von $a = \frac{h}{H}$ durch Annäherung zu finden.

Soll man demnach die Mauerdicke der 5 Mètre hohen Bekleidung von 3 Mètre Erdbelastung finden, wovon der Kubikmètre Erde 1350 Kilogramme, das Mauerwerk aber 2250 Kilogramme wiegt, und $f = 0,60$.

Hier ist $\frac{p}{P} = \frac{2250}{1356} = \frac{5}{3}$.

Die Tafel gibt $x = 0,645 . 5^m = 3^m,225$.

Sollte der Werth von $\frac{p}{P}$ und von f sehr merklich von den Zahlen der Tafel abweichen, nimmt man für x denjenigen Werth, welcher der mittleren Proportionalzahl zwischen den beiden nächsten Zahlen entspricht.

Um die Mauerstärke bei einer gegebenen Böschung der äußern Seite zu finden, bemerke man, daß alle Futtermauern dieser Art, deren Neigung von der Senkrechten zwischen 0 und $\frac{1}{6}$ fällt, in dem neunten Theile ihrer Höhe von der Grundfläche an bis auf $\frac{1}{120}$ einerlei Dicke haben; wenn demnach die Höhe der Futtermauer H bekannt ist, die Höhe der Belastung h, das Gewicht der Erde und des Mauerwerkes, endlich der Winkel der natürlichen Abdachung der Erde, die f zur Tangente hat, so suche man in der Tafel die erfoderliche Dicke einer senkrechten Mauer. In $\frac{1}{9}$ der Höhe H über der Grundfläche zieht man eine Horizontale, so lang als die gefundene Dicke, und zieht auf der äußern Seite an sie eine um soviel geneigte Linie, als die verlangte Böschung beträgt.

Sollen die Futtermauern keine besondern Belastungen durch eine Brustwehr bekommen, wird der Werth von x oder ihre erfoderliche Dicke für eine Höhe von 6 Mètre in der ersten Reihe der Tafel — die zu keiner Belastung gehört — gefunden. Ist nun z. B. das Gewicht der Erde 1500 Kilogramme und das Mauerwerk 2250 Kilogramme und $f = 1$, so wird $x = 0,270 . 6 = 1,620$ Mètre. Trockene Mauern bekommen gewöhnlich $\frac{5}{4}$ der auf die vorbeschriebene Weise berechneten Stärke. Um demnach die Dicke einer trockenen Mauer von 3 Mètre Höhe mit einer gleich hohen Brustwehr belastet zu finden, hat man $\frac{h}{H} = 1$; ist zugleich das Gewicht der Erde dem der trockenen Mauer beinahe gleich $\frac{p}{P} = 1$, und wäre $f = 0,6$, gibt die Tafel für eine gewöhnliche Mauer ohne Berme $x = 0,930$; folglich bekommt man für eine trockene Mauer $0,930 . 3 . \frac{5}{4} = 3,49$ Mètre.

Bei allen diesen theoretischen Untersuchungen ist jedoch immer nur der reine Druck der Wallerde, mit Einschluß der darauf liegenden Brustwehr, in Rechnung gebracht, ohne die Percussionskraft der gegen die Futtermauer geschossenen Stückkugeln und die Erschütterung durch das Abfeuern der auf dem Walle stehenden Geschütze mit anzuschlagen, wogegen man die Mauern noch wenigstens um 2—3 Fuß verstärken muß, vorzüglich wenn ein Angriff der Festung so früh erfolgen sollte, daß die Mauern noch nicht Zeit genug gehabt, sich 3—4 Jahre gehörig zu verhärten und durch den Mörtel zu verbinden. Nach den im Jahre 1834 gegen eine Futtermauer der Citadelle von Metz gemachten Versuchen war das Eindringen der Kugeln auf die bestimmten Weiten:

Kaliber der Kugeln.	Ladung Pfund. Berliner.	Abstand der Geschütze und Eindringen der Kugeln.			
		63 Schritte.	125 Schritte.	250 Schritte.	500 Schritte.
36 Pfund.	$12\frac{3}{4}$	0,67 Mètre.	0,65 Mètre.	0,60 Mètre.	0,53 Mètre.
24 Pfund.	$12\frac{3}{4}$	0,64 "	0,61 "	0,57 "	0,49 "
" "	$8\frac{1}{3}$	0,60 "	0,58 "	0,53 "	0,46 "
" "	$6\frac{3}{8}$	0,56 "	0,54 "	0,50 "	0,42 "
16 Pfund.	$8\frac{1}{4}$	0,55 "	0,53 "	0,48 "	0,40 "
" "	$5\frac{1}{2}$	0,52 "	0,50 "	0,45 "	0,37 "
" "	$4\frac{1}{4}$	0,48 "	0,46 "	0,42 "	0,35 "
12 Pfund.	$4\frac{1}{4}$	0,47 "	0,44 "	0,38 "	0,33 "
" "	$3\frac{9}{16}$	0,44 "	0,42 "	0,33 "	0,30 "

Für Mauern von mittler Stärke werden diese Zahlen mit 1,25, für Ziegelmauern mit 1,75 und für Kalkstein aus der Gegend von Metz mit 0,46 Mètres vermehrt.

Um den Widerstand gegen die anschlagenden Kugeln zu erhöhen, sind die Strebepfeiler (Contreforts) am hintern Theile der Mauern sehr vortheilhaft, weil sie schon von sich selbst dem Einsturze der Mauer entgegenwirken; noch mehr aber leisten sie, wenn sie durch eingemauerte Bogen — die von Einigen in horizontaler, concaver Richtung (wie Cöhorn's Drillons), von Andern in verticaler angegeben und ausgeführt worden sind. Die Strebepfeiler stehen nicht weiter als 15—18 Fuß von einander, und sind an der Wurzel nur ⅓ breiter als hinten. Cöhorn gab zugleich den Escarpemauern auf den 270—360 Fuß langen Facen seiner Bollwerke eine Einbucht von 0,9 Fuß, um das Herausschieben der Mitte zu hindern, sodaß man nach einiger Zeit des Neubaues nicht vom Schulterwinkel nach der Bollwerksspitze sehen kann, ohne einige Schritte von derselben zu treten.

Merkes, der sinnige Ingenieur, räth, die stärkern Escarpemauern auf ⅔ oder ¾ der Stärke nach der innern Seite mit übereinandergreifenden Mauer- oder Breschbogen zu wölben, das übrige Drittheil oder Viertheil aber auf die gewöhnliche Art zu mauern. Schon der Niederländer P. Bekker sagt (Newe Fortificatie 1678. Bl. 71): „Um standhafter zu sein, können die Steine bogenweise eingesetzt werden, welches für die Standfestigkeit der Mauern und gegen das Breschschießen besser ist." Es bekommt dadurch der ganze Körper der Mauer nicht allein einen festern Zusammenhang, sondern die Wirkung der Kugeln ist nicht so groß, und man hat das Nachrollen der Mauertrümmer weniger zu fürchten, als bei dem gewöhnlichen Bau mit horizontalen Schichten. Viele Facemauern zu Ehrenbreitenstein sind mit großen Quadern auf diese Art gemauert, und die Erfahrung hat bei alten Mauern gelehrt, daß diese Bauart viel mehr Widerstand leistet, als die gewöhnliche.

Bei dem Abbrechen alter Mauern hat man gefunden, daß die Kriegsbaumeister im 16. Jahrh. Bogen zwischen ihre Strebepfeiler eingewölbt haben, um dem Drucke der Erde besser zu widerstehen und das Brechen und Einstürzen der Wallmauern zu verhindern. Das Vortheilhafte dieser Bauart ward schon von Castriotto, Maggi, Belici und Specle gezeigt, und bei der Verbesserung der Festungen im 16. Jahrh. fand man in Pignerol, Verva, Vercelli, der Citadelle von Spandau die Strebepfeiler durch Bogen verbunden.

Specle, der Vater der teutschen Kriegsbaumeister, überwölbte seine 5,02 Mètre mit Mitte von Mitte stehende Strebepfeiler mit Tonnengewölben.

Im Abraume des Bollwerks Sillery zu Sedan — etwa vor 250 Jahren, zur Zeit Heinrich's von Latour, Burggrafen von Turenne, erbaut — fand sich die Futtermauer mit ⅕ ihrer Höhe an 30 französische Fuß in gleichförmiger Stärke von 5′ rückwärts hangend, mit Strebepfeilern 14 Fuß von Mitte zu Mitte, die an der Mauer mit halben Kreisbogen zusammenhingen. Sie waren unten 19′ und oben nur 9′ lang; daher hinten nicht lothrecht, wie Mayniël sie vorgestellt hat. Bei den alten, 24′ hohen Wallmauern von Utrecht, die schon 1540 bestanden haben, waren die Strebepfeiler abwechselnd 2′ 8″ und 3′ 8″ dick, 6′ lang, 5¾′ von einander entfernt und oben zusammengewölbt. Die Mauer hatte unten 6′ Dicke. Duvivier, Oberingenieur zu Charlemont, wollte 1726 die Strebepfeiler seiner Escarpemauern mit

vier Bogen über einander zusammenhängen und die Zwischenräume mit Erde ausfüllen. Le Maire schlug 1737 vor, anstatt der Strebepfeiler halbrunde, liegende Bogen an die Futtermauer zu setzen, die er halbe Thürme nennt, und die, drei Mauersteine stark, mit einem Halbmesser von 9 Fuß beschrieben sind. Bleiben diese aufrecht stehenden Bogen leer, so geben sie eine Galerie, zur Vertheidigung mit kleinem Gewehr; doch würde hinreichender Luftzug fehlen.

Sehr vortheilhaft hält der kenntnißvolle Holländer Merkes die von Cöhorn bei seinem Drillon oder steinernen Thurme der ersten und dritten Befestigungsmanier, wo die 9′ von einander entfernten, 15′ langen Strebepfeiler, die 5′ auseinanderstehen, durch zwei Reihen aufrechtstehende Bogen, von 2 und 1½ Mauersteine Stärke, verbunden sind. Eine Bauart, die, nach Merkes, Noizet von St. Paul so wenig, als Bousmard gehörig begriffen haben, sie würden außerdem das Brechen dieses steinernen Thurmes nicht für so leicht gehalten haben. Man würde vielmehr die ganze Escarpenmauer einer Bollwerksface nach Cormontaingne's und Bousmard's Bauart eher niederschießen können, als die Umfangsmauer eines solchen steinernen Thurmes, wie er sich in Merkes' Algemeene Overzigt van Bekleedingsmuren. 1837. Fig. 6 findet, von welchem Werke auch 1842 eine französische Übersetzung mit Anmerkungen erschienen ist.

Schon einige alte Kriegsbaumeister haben diese Verbindung der Strebepfeiler durch aufrechtstehende Bogen gekannt und befolgt; doch in der spätern Zeit hat man es vorgezogen, die Strebepfeiler selbst oben zu überwölben. Man wollte sich dadurch die Möglichkeit verschaffen, hinter der 10′ dicken Futtermauer eine durchlaufende Escarpengalerie anzubringen, — die jedoch bei der Gestaltung des neuen Minenangriffes nur geringen Werth haben würde. (Allgem. Wörterbuch der Kriegsbaukunst. 3. Th. Art. Strebepfeiler.)

Aus diesem Bau sind die Escarpenmauern mit einem oder auch mit zwei übereinanderliegenden Gewölben entstanden, welche letztere Carnot vorgeschlagen hat, und bei dem 1) die äußere Böschung $\frac{1}{10}$—$\frac{1}{20}$ der Höhe beträgt. 2) Die Schildmauer soll 2 Fuß, oder besser 3—4½ Fuß sein. 3) Unterhalb des Bodens der untersten Galerie wird die Mauer um 1½ Fuß verstärkt. 4) Bei nassen Gräben muß die Aufschüttung des Fußbodens wenigstens 1 Fuß über den höchsten Wasserstand reichen; auch bei trockenen Gräben muß sie nicht weniger als 4 Fuß über der Grabensohle liegen. 5) Die Höhe der Gewölbe ist 9—12 Fuß über dem Fußboden. 6) Das unterste Gewölbe muß so lang sein, daß die natürliche Erdabdachung noch einen, mindestens 7 Fuß breiten, Gang hinter der Schildmauer läßt. Die Stärke des Gewölbes wird von einem bis höchstens drei Steinen bestimmt, nachdem die Spannung größer oder kleiner und der Bogen mehr oder weniger flach ist; doch pflegt man den untersten Bogen selten kleiner als 120° zu machen. 7) Das obere Gewölbe schließt man mit einem halben Kreisbogen von 2½—3 Fuß Dicke, nachdem über oder unter 6 Fuß Erde Beschüttung darauf kommt. 8) Um mehr Raum in der Galerie zu gewinnen, wird hinterwärts, auf ⅔ ihrer Breite, eine kleine Mauer von einem Stein Stärke aufgeführt, welche den untern Theil der Erdabdachung zurückhält. 9) Über jedem, oder über je zwei Schußspalten wird ein Zugloch für den Rauch angebracht. 10) Wenn man diese Art Futtermauern auf den Facen der Angriffsseite anbringt, muß man der Schildmauer wenigstens 3—4½ Fuß Stärke geben, und in diesem Falle über jeder Schußspalte eine Vertiefung von 1—1¼ Fuß anbringen. 11) Zur bessern Vertheidigung werden die Strebepfeiler, welche die einzelnen Gewölbe scheiden, ebenfalls mit Schießlöchern durchbrochen, und bekommen 6 Fuß hohe und 2½ Fuß breite Durchgänge, die mit hölzernen eichenen Thüren zu verschließen sind. 12) Die Thüröffnungen müssen wenigstens 3 Fuß von der Schildmauer abstehen, um den Vordertheil des Strebepfeilers nicht zu sehr zu schwächen. 13) Die Entfernung der letztern von einander fällt zwischen 7 und 15 Fuß. 14) Die Schieß- und Rauchlöcher müssen an der Außenseite dergestalt gleichförmig vertheilt werden, daß man nicht daraus die Stellung der Strebepfeiler entdecken kann. 15) Das obere Gewölbe wird in Traß gemauert mit einem Kapellenabzug. 16) Die Schußspalten liegen 4½ Fuß von einander und erweitern sich, gleich den Rauchlöchern, nach Innen von 1 bis zu 3 Fuß in der Breite und nach Verhältniß der Mauerdicke hoch. Von Außen sind sie nur 3½—4½ Zoll breit und 11—13 Zoll lang. Bei diesen Abmessungen wird die Escarpemauer auf jeden Kubikmeter 26 Kubikmeter erfodern.

Haben die Futtermauern nur 24 Fuß Höhe, können sie, zu Vermeidung anderer Nachtheile, nur eine Galerie bekommen. So sind sie auch von dem französischen Fortificationscomité, als Revêtements en décharge, vorgeschrieben und in Auxerre, Douai und Soissons ausgeführt, mit vier oder drei Schußspalten, weil sie nicht nur den Wallbruch erschweren, sondern auch Galerien zur Vertheidigung — doch nur mit kleinem Gewehr! — abgeben, und Schutzörter für Menschen und Munition, auch ein Drittheil weniger kosten, als Futtermauern von gleicher Höhe und gleicher Standfestigkeit. (*Laisné*, Aide-mémoire portatif à l'usage des Officiers du Génie. Fast auf ähnliche Weise, jedoch ohne Erdbeschüttung, sind die Kurtinenmauern in Ehrenbreitenstein, weil sie keines eigentlichen Walles bedürfen. Sie haben 5—6 Fuß starke Schildmauern mit Schußspalten für Kleingewehr in zwei Stockwerken, oben mit einem vollen Kreisgewölbe von wol 5 Fuß Stärke.

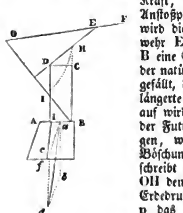
Würde man jedoch die Schildmauern dieser Gewölbe 4½—6 Fuß stark machen und sich nicht mit Schußspalten begnügen, sondern in jedem solchen Escarpengewölbe an den Bollwerks- und Ravelinfacen ein oder zwei Kanonenscharten, nach Beschaffenheit der Größe des Gewölbes, anbringen, um der Brechbatterie mit einem gleich starken, oder vielleicht überlegenen Feuer zu begegnen, und im letztern Falle den Bau und die Armirung dieser Batterie zu hindern, so ließe sich auf solche Weise eine ganz andere Art der Vertheidigung erzeugen.

Schon Landsberg (Neue Grundrisse und Entwürfe

der Kriegsbaukunst. 1737. 4.) dringt auf die Vertheidigung durch Geschütz; er sagt: „Eine Garnison, sie sei so zahlreich, wie sie wolle, wird niemals im Stande sein, den Belagerern mit der Muskete den Eingang in den bedeckten Weg und da eine Logirung zu Stande zu bringen, zu verwehren, viel weniger das Logement, wenn es einmal im Stande wäre, übern Haufen zu werfen." — Und an einem andern Orte (S. 155): „Wenn man ein halbes Dutzend Stücke auf ein Werk pflanzte, würden sie mehr effectuiren, als 200 Musketiere, den Feind abzuhalten, eine Batterie auf dem bedeckten Wege zu dressiren."

An solchen Werken, wo man sich mit einer einfachen Escarpenmauer begnügen muß, fodert der vor- und umsichtige Merkes (l. c. p. 50 sq.) bei der gewöhnlichen Länge der Facen nach Cormontaingne von 60 Toisen (166,66 Mètres) gegen die Mitte eine Ausbucht von 1/80 — 1/100 der Länge, bei einer Höhe von 24 Fuß, wodurch sie mit der Zeit nach dem Austrocknen der Mauer in eine fast gerade Linie kommen. Die Strebepfeiler in den vorspringenden Winkeln und gegen die Mitte der Facen erhalten, zum bessern Widerstande, eine doppelte Stärke. Die obere Mauerdicke muß für eine Höhe von 21 — 30 Fuß nicht geringer als 6 Fuß sein; nur wenn das Material nicht Ziegel-, sondern ein fester Bruchstein ist, kann man die obere Dicke auf 5 Fuß herabsetzen. Die Grundmauer soll mindestens 1/10 der Höhe der Escarpemauer haben, mit ebenfalls 1/10 Vorsprung und 1/20 hinterwärts, die Oberfläche allezeit etwas unter der Grabensohle, um das Verschieben derselben dadurch zu hindern. Denn eine später in die Grabensohle zu nahe an die Escarpe gelegte Lunette bewirkte den Einsturz eines Theiles der Futtermauer.

Um die Standfestigkeit der Verkleidungs- oder Escarpemauer, die eine Brustwehr trägt, hervorzubringen, muß die Richtungslinie des Erdedruckes, der Reibung der Erdtheilchen gegen die innere Mauerfläche, der Schwere der Futter- und der Grundmauer durch den Schwerpunkt der Grundfläche der letztern gehen. Zu Bestimmung der Kraft, der Richtung und des Anstoßpunktes des Erdedruckes wird die Abdachung der Brustwehr EF verlängert und aus B eine Senkrechte auf die Linie der natürlichen Erdböschung DE gefällt, die man bis an die verlängerte EF in O zieht. Hierauf wird BC, die hintere Fläche der Futtermauer, bis H gezogen, wo sie mit der äußern Böschung zusammentrifft. Beschreibt man nun aus O mit OH den Bogen HI, so ist der Erdedruck $P = \frac{1}{2} p (BI)^2$, wo p das Gewicht eines Kubikmeters Erde ausdrückt. Dieser Druck wirkt in horizontaler Richtung, senkrecht gegen die innere Mauerfläche BC und als ein Hebel, gleich 0,35 BH, von dem Punkte B an. Die Reibung der Erde ist



gleich 0,6 des Druckes, oder $\frac{0,6}{2} p (BI)^2$, und wirkt von Oben nach Unten.

Um durch die bekannten Regeln der Zusammensetzung der Kräfte, die Stärke und die Richtung des vereinten Druckes, der Reibung und des Gewichtes des Mauerwerkes zu bestimmen, findet man zuerst die eigenthümliche Kraft dieser Verbindung in senkrechter Richtung, dann berechnet man die Kraft des Druckes und die Oberfläche des Grundes, dessen Tiefe von der Beschaffenheit des Erdbodens abhängt.

Es ist aber das Gewicht in Kilogrammen, à 2,0429 Pfund, womit man ohne Gefahr jeden □Centimeter $(4,433''')^2$ des Querschnittes belasten kann:

Harter Sandstein	90,0	Kilogramme	(oder 183,85 Pf. pariser.)
Weicher desgl.	4,0	"	(8,17 Pf.)
Harter Kalkstein	50,0	"	(102,14 Pf.)
Gewöhnlicher desgl. . .	30,0	"	(61,28 Pf.)
Harter Marmor	100,0	"	(204,28 Pf.)
Aderiger weißer Marmor	30,0	"	(61,28 Pf.)
Granit	70,0	"	(143,0 Pf.)
Desgl.	40,0	"	(81,71 Pf.)
Sehr harte Kluke . . .	12,0	"	(24,51 Pf.)
Gewöhnliche Mauersteine	4,0	"	(8,17 Pf.)
Betonmörtel von 18 Monaten	4,0	"	(8,17 Pf.)

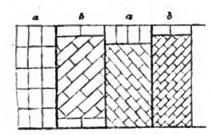
Durch den Punkt a, wo jener gemeinschaftliche Druck ac gegen die Oberfläche des Grundes wirkt, wird eine Senkrechte ab heruntergezogen und durch ein schickliches Maß auf derselben das Gewicht der Grundmauer ausgedrückt, wo dann das Gewicht ab und der Druck ac zusammengenommen durch die Diagonale ad ausgedrückt wird. Aus dem Punkte f, wo ac in seiner Verlängerung die untere Fläche des Grundes trifft, wird fi gleichlaufend mit ad gezogen und dadurch der senkrechte Mittelpunkt der Grundmauer bestimmt.

Man nimmt zu letzterem am besten zugehauene Bruchsteine, und wenn es an denselben fehlt, wenigstens zu den untern Lagen dieselben, auf die man nachher Ziegel mauert. Diese müssen sorgfältig in einen guten Verband gelegt werden, sodaß jeder obere Stein die Fugen zweier untern deckt und nie Fugen unmittelbar auf einander treffen. Kommt die Grundmauer auf einen Felsenboden zu liegen, muß dieser auf der Oberfläche abgearbeitet und mit der Spitzhaue rauh gemacht werden, damit sich der Kalk besser anhängt und die Grundmauer eine festere Lage bekommt. Leistet der Boden nicht genugsam Widerstand, als weiche Moorerde oder Sand, muß die Grundmauer auf einen Pfahlrost gestellt werden, um ihr eine unverrückte Unterlage zu verschaffen. Die Beschaffenheit und Form der Pfahlroste lehrt auch die Civilbaukunst; wo n. z. i. sind jedoch blos einzelne, nicht zu große Stellen weich, werden diese mit Erdbogen überwölbt, auf denen nachher die Grundmauer selbst ruht. Im Thongrunde, der die eingeschlagenen Pfähle heraustreibt, wird jene auf einen liegenden Rost gestellt, der

eine hinreichende Breite bekommt und nahe an seinem vordern Rande mit zwei Roststschwellen versehen ist, damit die Mauer nicht von der Bedielung des Rostes herabgeschoben werden kann. Zu besserer Trächtigkeit des liegenden Rostes schlägt von Harlemann vor, unterwärts desselben fest verbundene Bohlenwände anzubringen, daß der Rost das Ansehen eines umgestürzten Kastens bekommt, an dessen Wände sich der Sumpfgrund anlehnt und durch den Gegendruck, sowie durch den Auftrieb des Wassers ein weit größeres Tragevermögen bekommt.

Ein jeder Rost muß allezeit unter dem niedrigsten Wasserstande liegen und auf den Bedeckungsbohlen einen Überzug von Thon bekommen, um gegen die Fäulniß gesichert zu sein. Wird seine äußere Seite mit einer Spundwand umgeben, muß diese vorher eingerammt und mit ihrem Holme versehen sein, ehe man den Rost dahinter legt. Ihn auf diesen Holm zu strecken, würde den Nachtheil haben, daß er nachher von der Futtermauer hinten tiefer eingedrückt würde, als vorn, wo er durch die Spundpfähle unterstützt würde.

Über das Material der Escarpemauern zum Widerstande gegen die Brechbatterien haben die Kriegsbaumeister sich lange nicht einigen können; man hat bald den härteren Steinen, bald den Mauerziegeln den Vorzug gegeben, und daher selbst da, wo man andere Steine anwandte, die Mauer mit einem 2 Fuß dicken Ziegelmantel versehen. Schon ältere Baumeister, und unter den neuern vorzüglich Andreas Böhm, gaben den härtern und festern Steinarten den Vorzug, weil schon der Sandstein, vorzüglich aber die Quarzarten, Granit, Gneis und die Basalte den einschlagenden Kugeln einen ganz andern Widerstand entgegensetzen, und da, wo sie in Überfluß zu haben sind, wie in den Gegenden des Rheines, wenn auch schwieriger zu bearbeiten, doch wohlfeiler sind, als die Backsteine. Da wo jedoch die letztern aus Mangel gewachsener Steine angewendet werden müssen, ist besonders auf eine gute Verbindung der einzelnen Steine und auf eine sorgfältigere Kalkbereitung zu achten, als in der neuern Zeit — der Epoche des schnellern, nur zu oft übereilten Baues — gewöhnlich geschieht. Alle Mauersteine, natürliche oder künstliche, werden stets dergestalt in die Futtermauer gelegt, daß sie winkelrecht auf der Magistrale liegen und mit ihrer ganzen Länge der anschlagenden Kanonenkugel entgegenstehen. Zugleich werden die Fugen jeder vordern Schicht, sowol hinten als oben, durch volle Steine verdeckt, damit kein ganzes Stück der Mauer auseinanderweichen und ganz herabgeschossen werden kann. Den stärksten Verband gewährt das Verwechseln der Mauersteine in der fünften bis achten Schicht, daß sie gegen die gerade Lage der untern einen Winkel von 45° bilden. Wenn dann die neunte bis eilfte Schicht mit Streckern a (in die Quere der Mauer eingelegte Steine) gemacht worden, kommen wieder vier verwechselte Schichten. Cornelius Redelikheit verwirft dabei die Laufer (nach der Länge der Mauer liegende Steine) b und verlangt zu besserem Widerstande äußerlich blos Strecker von zweierlei, verschiedener Länge. Die ausspringenden Ecken der Bastione, Raveline &c. bestehen bei Ziegelmauern gewöhnlich aus gehauenen Quadern, die der Länge nach abwechselnd auf die eine und auf die andere Seite gelegt sind. Die untern Schichten, soweit bei nassen Gräben die Escarpemauer im Wasser steht, werden mit Cementmörtel (wo dem sorgfältig abgelöschten Kalke Traß oder Puzzolane anstatt des Sandes beigemischt ist) aufgemauert, der das Eindringen des Wassers verhindert. (*v. Hoyer.*)



ESCARROZ, Villa im spanischen Königreiche Navarra, Merindad Sanguessa, liegt, 3 Meilen von dieser Stadt und 6¼ Meilen von Pampelona entfernt, gegen die Grenze von Frankreich im Thale Salazar, welches der gleichnamige Fluß durchfließt. (*Fischer.*)

Escars, Marquis und Herzog, s. **Perusse**.

ESCH, ein in dem rheinischen Franken gar häufiger Ortsname, der bald in der einfachen Urform, bald durch mancherlei Zusatz umgewandelt, wie in Kaisersesch, Kirchesch, Waldesch, vorkommt. Kirchdörfer des Namens Esch hat es in den Kreisen Bergheim, Rheinbach und Daun gegeben. Ein Dörfchen Esch ist der Sammtgemeinde Mutscheid, Kreis Rheinbach, zugetheilt. Ober- und Niederesch liegen in der Bürgermeisterei Gelsdorf, des Kreises Ahrweiler. Burg- und Oberesch sind Ortschaften des Kreises Saarlouis, und war Burgesch das Stammhaus eines Rittergeschlechtes von Esch, so dem Wappen nach — im rothen Schilde zwei goldene Querbalken, von denen der obere mit drei, der untere mit zwei schwarzen, runden Brödchen (Tourteaux) belegt — eines Herkommens mit denen von Aix, Esch, im Lande Messin. Hesso von Esch und Poncetta, Eheleute, erkaufen 1353 von Henneke von Dalheim den Zehnten zu Schwerdorf, sammt der Kirchengift. Eifried von Esch, Ritter, und seine Hausfrau, Margaretha von Wiskirchen, vergaben am Sonntage nach Johann Baptisten 1392 an das Augustinerkloster zu Walderfangen einen Malter Weizen, jährlich zu Burgesch fallend, und erbitten sich dagegen ein Jahrgedächtniß für den Freitag nach Martini. Philipp von Esch, Ritter, wird 1474 von Herzog Karl von Lothringen mit dem Hermannswald, mit dem Dorfe Neuenkirchen und einem Antheile an Freimersdorf begnadigt. Im 16. Jahrh. ist die Herrschaft, zu welcher außer Burg- und Oberesch, auch die nachmalen im 30jährigen Kriege zerstörten Ortschaften Esch und Mittelesch gehörten, durch Heirath an die von Kronberg, von diesen durch Kauf an die von Kerpen, und endlich im 17. Jahrh. an ein Geschlecht von Hoën gekommen. Peter von Hoën, ungezweifelt ein Vetter des berühmten kursächsischen Oberhofpredigers, Matthias Hoë von Hoënegg, nannte sich einen Herrn zu Burgesch und Schwerdorf, und starb 1626. Sein Enkel Philipp Franz,

Hauptmann in spanischen Diensten, starb 1723, mit Hinterlassung der einzigen Tochter Katharina Beatrix von Hoën, die an den Marquis Johann Karl von Villers vermählt, die Herrschaft Burgesch ihren Kindern hinterlassen hat. — In dem Luxemburgischen gibt es ein Esch an der Alzette, ein zweites an der Sauer. Jenes, von der Hauptstadt westlich vier Stunden entlegen, heißt Bösen- (Mauvais) Esch, um vielleicht anzudeuten, daß es, ringsum von adeligen Gebieten umgeben, von einem Geschlechte unabhängiger, trotziger Bauern bewohnt, die einzig des Herzogs von Luxemburg Oberherrschaft anerkennend, gemäß allem, von K. Philipp II. 1577 bestätigten Herkommen, innerhalb ihrer Grenzen Jagd- und Fischereigerechtsame übten; auch einer so vollständigen Autonomie genossen, daß, wenn sie in außerordentlichen Fällen die Entscheidung des Prévôt zu Luxemburg, als des Surintendant de leur franchise anriefen, und dieser sodann etwa eine Geldbuße ansetzte, von der fraglichen Buße das Drittel der Gemeinde fiel. Das andere Esch, ein Städtchen (Freiheit) an der obern Sauer, von Luxemburg zehn Stunden entfernt, gelegen, war bis 1794 der Hauptort einer bedeutenden Herrschaft, deren ältester bekannter Besitzer, Godofridus comes de Esch, sammt seinem Nachbar, Theoderich von Burscheid, den Stiftungsbrief der Abtei Münster, zu Luxemburg, 1122 als Zeuge beglaubigte. Ob die spätern Herren von Esch als dieses Gottfried Nachkommen zu gelten haben, mag billig in Frage gezogen werden, außer Frage aber verbleibt, daß sie jederzeit unter den mächtigsten Vasallen der Grafen von Luxemburg ihre ehrenvolle Stellung behaupteten. God. de Asch et Henricus de Ham, frater ejus in Voseldange (die Herrschaft Uselbange) werden 1194 als der Abtei Echternach Lehenleute bezeichnet. Robert von Esch verständigt sich 1221 mit dem Grafen Walram von Luxemburg um den gemeinschaftlichen Besitz der Herrschaft Dickrich, wo hingegen 1266 Gottfried, Herr von Esch, all sein Recht in dem Gebiete von Dickrich an den Grafen Heinrich II. von Luxemburg abtrat, einzig in Reisdorf vier Unterthanen sich vorbehaltend. Einen Theil der Herrschaft Esch selbst verkaufte Friedrich von Kronenburg 1332 an König Johann von Böhmen. Im 15. Jahrh. erscheinen als der Herrschaft Besitzer die von Brandenburg, und haben sie dieselbe an die von Finstingen und von Haraucourt vererbt. Es führten die Herren von Esch im rothen Schilde fünf silberne Balken. Auch im Trierischen gab es ein Herrengeschlecht desselben Namens, so sein Stammhaus auf dem linken Ufer der Salm, von dem Wallfahrtsorte Eberhardsclausen eine Wegstunde entfernt, hatte. Das am Fuße der weitläufigen Burgruinen gelagerte Dörfchen heißt nicht selten Uden- (Udonis) Esch, zum Unterschiede von Kaisersesch, zählt aber keine 200 Seelen. Dem Wappen nach — ein wachsender, rother Löwe in der obern, goldnen Hälfte des Schildes, so in seiner untern Hälfte silbern — müssen die Freiherren von Esch eines gemeinsamen Herkommens sein mit denen von Eltz und von Helfenstein, und vortrefflich wird durch die Verschiedenheit des Heerschildes dieser drei Familien die zwischen Herrenstand und Ministerialität zweifelhafte Stellung des Hauptstammes, von dem sie als fruchtbare Äste ausgegangen, des Geschlechtes der Burggrafen im Palaste zu Trier (s. den Art. Palast) dargestellt. Militaris conditionis waren die von Helfenstein, die Neigung und Absicht, den Dynasten sich gleich zu stellen, wird in den ersten Generationen derer von Eltz sichtbar, Dynasten sind ungezweifelt die von Esch gewesen. Früher jedoch, als der am längsten in Trier aushaltende Zweig der Burggrafen durch die vernünftige Politik der Erzbischöfe aus dem Palaste der Flavier nach dem Ehrenbreitsteine, oder bestimmter, nach dem Helfensteine verpflanzt wurde, früher muß ein anderer Zweig bereits die Burg an der Salm innegehabt haben, sintemalen in Kaiser Heinrich's IV. Bestätigungsurkunde, 1086 dem Hochstifte Verdun ertheilt, von einem an der Liser belegenen Allodium Heinrich's von Asche Rede. Derselbe Heinrich wird noch 1097 unter den tapfern Vertheidigern von Antiochia in ehrender Auszeichnung genannt. Seines Sohnes Udo, der vermählt mit Irmengard, einer Schwester Fulko's von Malberg, gedenkt eine Urkunde des Stifts Himmerode; und wurde derselbe der Vater Udo's II. und Gerhard's. Dieser, der als Gerhardus de Hasch unter den Zeugen des von Erzbischof Hillin für die Abtei Arnstein ausgefertigten Stiftungsbriefes, 1156, der auch 1157 in einer Urkunde K. Friedrich's I. für die Abtei St. Maximin genannt wird, erscheint zum letzten Male in einer Urkunde, ohne Datum, des trierischen Erzbischofs Johannes I. (1190—1200). Sein Bruder, Udo II., ist jener Udo de Asch, der in einem an Kaiser Heinrich VI. gerichteten Schreiben des Stiftscapitels zu Echternach, 1194, unter andern Lehenträgern der Abtei genannt wird. Es wurde derselbe der Vater des 1206 urkundlich vorkommenden Udo III. und der Großvater jenes Robin, der 1234 mit seiner Gemahlin Irmengardis Willen, der Abtei Himmerod ihre Gerechtsame in dem Walde Holzenscheid bestätigte. Mit Robin's Söhnen Gerhard und Udo IV. theilte das Geschlecht sich in zwei Linien. Gerhard von Esch, ein Ministerial der trierischen Kirche nach Erzbischof Theoderich's Zeugniß von 1241, wurde der Vater Theoderich's, des edeln Knechtes und Herren von Esch, der am Samstage vor Margarethen 1278, mit Wilhelm's von Manderscheid, als des Lehensherren, Bewilligung, seine Hausfrau Lucia, mit dem Hofe zu Dreis, Glarbach, Mellich und Salmrohr bewitthumte, auch am Donnerstage nach Christi Beschneidung 1284 seines Streites mit dem Domcapitel, wegen der Zubehörungen des Hofs zu Pisport, durch Niclasen, den Landdechanten zu Schweich, entschieden wurde. Theoderich's Sohn, Gottfried, wurde der Vater Konrad's und Heinrich's, von denen dieser noch am 22. Mai 1356, Konrad Herr zu Esch, am Sonntage nach Marien Verkündigung 1351 vorkommt. Beide sind kinderlos verstorben, um 1358, und ist ihr Eigenthum meist dem Erzstifte verfallen. Udo IV. von Esch verwickelte sich, von 1271 an, in mancherlei Streithändel mit dem Kloster St. Thomas bei Kylburg, deren Heftigkeit zuletzt die Inter-

vention Papst Gregor's X. erfoderte. Das begangene Unrecht zu büßen, verschloß sich Udo, am Abende seiner Tage, binnen der Klostermauern von Himmerod, nachdem er vorher, durch Urkunde vom 21. Sept. 1292, den Schwestern zu St. Thomas eine Jahresrente von vier Malter Korn aus dem Zehnten zu Salmrohr, und fünf Pfund trierischer Pfennige, als Ersatz erlittener Beraubungen, verschrieben hatte. In der fraglichen Urkunde gedenkt Udo seiner Söhne Eberhard und Gerhard. Eberhard von Esch, Ritter, der mit Justina von Daun vermählt, erscheint in Gemeinschaft seines Vetters, des Wäpelings Theoderich, als Patron der Kirche zu Cleinich, Freitag nach Margarethen 1318, und wurde unter anderem ein Vater Dietrich's von Esch, dessen eine Urkunde, von Dietrich von Bruch 1311 der Abtei Himmerod ausgefertigt, erwähnt; es war aber Dietrich vor dem 28. Febr. 1330 verstorben, als an welchem Tage ein Vetter, von der ältern Linie, Konrad von Esch, zugleich mit den Erben Dietrich's von Esch, von dem Erzbischofe die Lehen über die Herrschaft Esch empfängt. Dietrich's Söhne, Dietrich und Wilhelm, reichen, Mittewoch nach Johannis 1336, an den Wäpeling und Burgmann zur Neuerburg, an Johann Brais, die Lehen über die Voigtei und den Hof zu Hetzerod, und an der Mittewoche vor Pauli Bekehrung 1337, belehnt Dietrich, Herr zu Esch, ohne seines Bruders Wilhelm zu erwähnen, den Johann Mohr von Merl mit dem Zehnten zu Obercleinich. Dietrich's Witwe, Katharina, in anderer Ehe Heinrichen von der Fels angetraut, vergleicht sich um ihr Witthum zu Esch, Pisport und Dreiß, mit ihren Söhnen Dietrich und Wilhelm, Herren zu Esch, den 21. April 1371. Es hatten diese beiden Brüder schon vorher, 1370, zu der Pfarrei Cleinich präsentirt, und am 1. April 1377 verpflichtet sich Heinrich von Birtingen, Bürger zu Luxemburg, ihnen die Güter zu Birtingen und Straßen, so er von ihnen um 250 kleine mainzer Gulden erkauft, um dieselbe Summe zurückgeben zu wollen. Montag nach Allerheiligen 1392 verschreibt sich auch Reiner von Berncastel, Ritter, daß er die durch Herrn Dietrichen zu Esch sel. versetzten, von ihm aber eingelöseten Zehnten zu Plyn und Winterich seinem Schwager, Dietrichen, Herrn zu Esch, zu lösen geben wolle. Besagten Dietrich's Sohn ist sonder Zweifel Nicolaus, Herr zu Esch, der am 1. Mai 1407 als Wilhelm's von Püttlingen Schwiegersohn vorkommt, und mag ein Sohn Niclasen's sein Johann von Esch, Capitular zu Prüm und Pfarrer zu Saresdorf, welcher 1432 zum Abte von Prüm erwählt, seines fürstlichen Gotteshauses Gerechtsame mit Einsicht und Standhaftigkeit vertheidigte und 1476 das Zeitliche gesegnete. Ein Sohn Niclasen's mag nicht minder sein Godart, Gottfried, Herr zu Esch, der zu Apollonientag 1431 vorkommt, und sammt seinem Bruder Wilhelm in vielfacher Weise die frommen Absichten des Stifters von Eberhardsclausen, des gottseligen Bauers Eberhard, beförderte. Die Stiftung selbst wurde 1459 durch Gottfried, Nicolaus und Johannes von Esch bestätigt; Katharina hieß des Nicolaus, Lise des Johannes Hausfrau.

Es wird demnach zweifelhaft bleiben, ob dieser Nicolaus derselbe, der 1465 in Gemeinschaft seiner Gemahlin, Frauen Margaretha von Püttlingen, den Hof zu Briedel besaß, oder aber jener Nicolaus von Esch, der am Samstage nach Andreä 1468 seine Gemahlin, Margaretha von Roesbach, bewitthumte. Und, als wäre des Zweifels nicht genug, es taucht ein vierter Nicolaus von Esch auf, der am Montage nach Mauritien 1487 seiner Gemahlin Margaretha von Raeßfeld Witthum auf die halbe Burg Esch, mit allem ihrem Zubehör, auf sein Antheil am Zehnten zu Cleinich und an der Weingülte zu Pisport und Kesten versichert, und am 31. Juli 1483 gegen Erzbischof Johann, als dessen Amtmann für die Burg Esch, sich reversirt. Dieser letzte Nicolaus hatte mehre Kinder: eine Tochter war an Konrad Stomp verheirathet, eine andere, Katharina, verpflichtet sich, zugleich mit ihrem Herrn Arnold von Siersberg zu Dullingen, die Foderungen in Mansbach, Schyttvynghen und Swebsynghen, so sie nach des Vaters Willen einzutreiben übernommen, an ihn, nach Maßgabe, wie die Beträge eingehen würden, abzuliefern, in die St. Goaris 1486. Auch zwei Söhne, Martin und Philipp, hatte Nicolaus und disponirte er zu deren Gunsten über seine ganze Habe, wie wir aus dem Consens ersehen, den hierzu seine und Frau Margarethen Schwiegertochter, die an Martin von Esch verheirathete Guda von Üttingen, durch Notarialinstrument vom 27. Jan. 1488 gegeben hat. Die Herrschaft Aspelt, in dem Luxemburgischen, hatte der Vater vorläufig schon an Martin abgetreten, wogegen Junker Martin am 21. Sept. 1482 versprechen mußte, die fragliche Herrschaft weder verpfänden, noch verkaufen zu wollen. Sein Bruder, Philipp von Esch, empfing, Freitag nach Quasimodogeniti 1494, von dem Erzbischofe einen Willebrief, wodurch ihm vergönnt, seine Hausfrau Margaretha, Dietrich's von Enschringen Tochter, auf ein Viertel von der Oberburg und Herrschaft Esch zu bewitthumen, und befehligte bei der Belagerung von Boppard, 1497, in des Erzbischofes Heer, 600 geworbene Knechte. Im J. 1503 empfing Philipp von dem Grafen von Manderscheid die Belehnung über derer von Esch Güter zu Dreiß, Gladbach und Lurem, und am Dinstage nach St. Briccius 1505, item 1513 und 1532, empfing er ab Seiten des Erzbischofs die Belehnung über die halbe Herrschaft Esch (die andere Hälfte war vorlängst, vielleicht seit 1358, trierisch geworden). Sein Sohn (?) Georg von Esch zu Udenesch, Amtmann zu Wittlich, und nachmals, 1544 und 1548, zu Manderscheid, verheirathete sich 1523 mit Apollonia von Thannstein, bewitthumte sie den 10. Juni 1547 mit dem halben Theile der Oberburg zu Esch und mit der halben Herrschaft und wurde zum letzten Male belehnt von Kurfürst Johann von der Leyen, den 23. Sept. 1558. Unter Kurfürst Jacob von Eltz (1567—1581) ist von dem Lehen nicht mehr die Rede, daß also vor Jacob's Regierungsantritt das Geschlecht, oder wenigstens die in die alten Lehenbriefe aufgenommene Linie ausgestorben sein muß. Der Heimfall, vervollständigend eine Erwerbung, die auf mancherlei Weise,

durch Kauf, Tausch und Einziehung vermannter Lehen von den frühern Erzbischöfen begonnen worden, macht sich in der Territorialgeschichte des Kurstaates als ein Ereigniß von Bedeutung geltend. Es waren zu der Burg Esch die umliegenden Ortschaften Crames, Rivenich, Sehlem, Dürbach, Salmrohr, Pohlbach, Hetzerod, Platten, Pisport und Esch selbst, dann Neumagen, dienstbar; doch scheint den eigentlichen Umfang der Herrschaft das Gericht anzudeuten, so bis auf die französischen Zeiten in Esch bestand: dasselbe war nämlich mit 14 Scheffen besetzt, von Pisport zwei, von Crames *), von Dürbach, von Esch je zwei, von Sehlem fünf, denen der Richter, als der 14. Scheffe, beigegeben. Außerhalb der Grenzen der Herrschaft besaßen die Freiherren noch viele einzelne Güter und Gerechtsame, als trierisches Lehen, dergleichen z. B. das Erbkämmereramt des Erzstiftes, Kirchengift und Zehnten zu Sehlem und Gleinich, das Forstamt (forestaria), das Geleite und der Wildbann zwischen Kill und Lieser, der Killwald, an der Mosel, das Geleite zu Wittlich, der Hof Scheit, Voigtei, Gerichtsbarkeit und Gut zu Platten, die Lehenschaft und Voigtei des Dorfes Burg, an der Mosel, Güter daselbst, zu Wehlen, Pisport, Kesten, Monzel und Köwerich, der Fruchtzehnte zu Winterich, der Zehnte zu Ankost und zu Plein, Gülten und Güter zu Baldringen und im Saargau, um Merzig, das Dorf Crames, als Burglehen zu der Neuerburg, Voigtei, Gericht und Leute zu Pisport, Weingärten am Stephansberge bei Enkirch, das Burggrafenhaus zu Berncastel, der Hof zu Hetzerod, der Zehnte auf Berncastelerberg, zu Longcamp, Monzelfeld und Commen, fünf Malter Hafer alljährlich von dem Maier zu Osburg zu entrichten, der Kirchensatz und Zehnte zu Enkirch, die zu Afterlehen ausgethan das Madel zu Enkirch, „das Herr Volker von Starkenberg, Ritter, vort hat zu Lehen von mir," 1347, die Burgmänner und Vasallen des Hauses Esch. Einige dieser Vasallen, wie Johannsen Brais und Johannsen Mohr, haben wir bereits genannt; denselben sind anzureihen Arnold Beyer, Burgmann auf Esch, 1352, Winand von Esch, der sich am 15. Jan. 1428 über ein Burglehen zu Esch und ein dergleichen zu Neuerburg, dann, an demselben Tage gegen Erzbischof Otto um eine Jahresrente von 15 Malter aus dem Hofe zu Salmrohr reversirt, gleichwie er am 2. Febr. 1413 von Erzbischof Werner, als dessen Amtmann auf der Burg Esch verpflichtet worden — Johann Tristant, 1457, um seine Lehengüter zu Pisport — Arnold von Felsberg, um ein Gut zu Tavern, so nachmalen am Dinstage nach Assumptionis Mariae 1467 Bernhard von Palland zu Felsberg von Erzbischof Johann von Trier empfangen hat — Heinrich Cratz von Scharfenstein, 1466, um eine Fruchtrente von neun Malter, und nach ihm, 1506, Caspar Cratz von Scharfenstein um neun Malter Frucht aus dem Zehnten zu Hohenscheid, Hoirbruch und Hersfeld — Otto Humbrecht von Schönenburg, 1529 um den Zehnten zu Gleinich, Wiederath und Filzbach. — Außer dem Hauptstamme kommen noch verschiedene Familien desselben Namens vor, die durch die Verschiedenheit der Beinamen unterschieden, doch ebenfalls des wachsenden Löwen als eines Wappenbildes sich bedienen, ein Umstand, der es gar sehr erschwert, dieser Familien Beziehungen zu dem Freiherrengeschlechte zu ermitteln. Es sind das die Haller, die Hessen, die Metzenpenning und die Ungnad von Esch. Von den Hallern kennen wir einen Junker, Johann Haller von Esch, der zusammt seiner Hausfrau, Anna Boos von Womerath, 1379 und 1396 vorkommt und der noch 1403 bei Leben. Es sollen aber diese Haller, Burgmänner zu Esch und Neuerburg, 1419, also in demselben Jahre wie die Hessen von Esch, Burgmänner zu Liebenberg, erloschen sein. Den Metzenpenningen von Esch, Burgmännern zu Manderscheid, könnte angehören Karl von Esch, der, vielleicht ein Nachkömmling des oben besprochenen Winand, am 25. April 1504 von Erzbischof Jacob empfing eine Hofstatt zu Esch, mit mehren Grundstücken daselbst und zu Platten, item ein Burglehen zur Neuerburg und eine Fruchtrente von 15 Malter zu Salmrohr, diese als Mannlehen, und ist Karl sonder Zweifel der Ahnherr der noch blühenden Freiherren von Esch zu Langwiesen. Einer derselben, Eremund, Freiherr von Esch, k. k. Generalfeldzeugmeister, kurtrierischer Geheimrath und Gouverneur der Festungen Coblenz und Ehrenbreitstein, starb den 29. Aug. 1691, im Grabe noch der Gegenstand bitterer Verleumdung. Der Festung Ehrenbreitstein Wahrzeichen bis zum J. 1801, ein Schädel, auf spitzigem Pfahle verdorrend, sollte ihm nämlich angehören, und der Nachwelt dienen als abschreckendes Beispiel der Strenge, mit welcher der Kurfürst von Trier eines Landesverräthers Schuld zu bestrafen wisse. Aber es gehört das Ereigniß, mit welchem jene Sage sich beschäftigt, dem J. 1658 an. Karl Baron von Esch, kurpfälzischer Kanzler, wurde 1740 ab Seiten Kurpfalz dem Reichsvicariatshofgericht als Präses vorgesetzt. Eberhard von Esch, dessen Witwe, Maria von Wintershofen, Sternkreuzordensdame, noch 1774 bei Leben, ward ein Vater von acht Kindern, darunter die Söhne Philipp, Anton und Karl Friedrich. Jene beiden waren Domherren zu Corvei und bekleidete in besagtem Hochstifte Anton 1791, Philipp 1796 das Amt eines Kammerpräsidenten und Kornmeisters. Karl Friedrich hingegen, Freiherr von Esch, kurtrierischer Kammerherr und Amtmann in der Bergpflege, auch Burgmann zu Friedberg und des St. Josephordens Ritter, hinterließ aus zwei Ehen (die erste mit Karoline von Speth) eine zahlreiche Nachkommenschaft, und ist Franz, Freiherr von Esch, Oberst in k. k. Diensten und Commandant des Cuirassierregiments Kaiser (1834), vielleicht auch das Bild, welches dem Dichter der Ahnfrau (Grillparzer) für seinen Jaromir von Esch vorschwebte, einer von dessen Söhnen. Nach des Vaters Ableben ist Langwiesen, das herrliche Gut bei Montabaur, verkauft worden. Es führen diese Freiherren von Esch genau der Metzenpenninge von Esch Wappen: in der obern, goldenen Hälfte

*) Das Weisthum von Crames und Dürbach ist vom Jahre 1509.

des Schildes der wachsende Löwe, die untere Hälfte des Schildes ist in Eisenhüten tingirt, 5, 4 und 3.

(*v. Stramberg.*)

ESCHACH, 1) katholisches Pfarrdorf im großherzogl. badischen Bezirksamte Bonndorf, 1¼ teutsche Meile gegen Nordost von dem Amtsorte im Wutachthale an einem kleinen Bache, der in die Wutach fließt, mit 142 Einwohnern in 23 Familien und ebenso vielen Häusern, Feldbau, Obstbau, Viehzucht und Handel mit Früchten und Vieh, auch einer Grube am dortigen Heiligkreuzberge, welche reichhaltiges Eisenerz in Linsengestalt liefert. Der Ort gehörte in alten Zeiten den Herren von Friedingen und wurde im J. 1432 von Heinrich und Rudolf von Friedingen an das Stift St. Blasien verkauft, mit dessen Besitzungen er an Baden kam. Seine Kirche war bis in das J. 1815 eine Tochter der Pfarrei Mundelfingen. 2) Ober- und Niedereschach, zu dem in dieser Encyklopädie 3. Sect. 1. Th. S. 64 fg. Gesagten setze man hinzu, daß die Bevölkerung seit damals, 1825, bis jetzt, 1842, von Obereschach bis auf 575 und von Niedereschach bis auf 700 Einwohner angewachsen ist.

(*Th. A. Leger.*)

ESCHARITEN. Die versteinerten Arten der Korallinengattung Eschara, welche gewöhnlich als Überzug auf andern Korallen, oder auch auf Muscheln und andern Versteinerungen vorkommen. Sie sind nicht sehr häufig und finden sich vorzüglich in der Kreide. (*Germar.*)

ESCHATOLOGIE wird im Sinne der kirchlichen Dogmatik die Lehre von den letzten Dingen genannt, d. h. die wissenschaftliche Darstellung alles dessen, was sowol mit und nach dem Tode über den Menschen, als auch nach Ablauf der Weltgeschichte über die gesammte Welt ergeht [1]). Ihren Namen bekam diese Lehre aus Sirach 7, 40, wo τὰ ἔσχατα (Luth. Ende) für das letzte Ziel aller Dinge genommen wurde; sie wird daher in den Lehrbüchern der Dogmatik als doctrina de novissimis s. ultimis [sc. rebus] aufgeführt, und ihr, je nach den verschiedenen Ansichten der Theologen bald diese, bald jene Stelle angewiesen.

Schon vorbereitet ward diese Lehre durch die Schriften des alten Testamentes, in denen sie mit den theokratischen Messiashoffnungen der Juden in genauem Zusammenhange steht, und der Zeitfolge oder den Eigenthümlichkeiten der jedesmaligen Verfasser nach mehr oder weniger sinnlich oder vergeistigt aufgefaßt wurde. Aber eine Umbildung dessen, was ursprünglich in bildlicher Redeweise dargestellt war, zu dogmatischer Ansicht mit wörtlicher Auffassung ist unverkennbar (s. Ezech. 37, 1—14. Jes. 26, 14. 19. Dan. 12, 9—12 ꝛc.) [2]).

Ganz ähnlich finden wir dies bei den Alexandrinern [3]), welche jüdische Weisheit mit griechischer Philosophie (besonders der des Pythagoras und Plato) merkwürdig zu combiniren wußten. Die Meisten glaubten bestimmt, daß ein Tag erscheinen werde, an dem Gott den gewöhnlichen Zeitlauf hemmen werde, und eine neue Ordnung der Dinge eintreten lasse (יוֹם יְהוָה, Tag des Herrn, Joel 2, 1. 11. Jes. 13, 6. Jerem. 48, 47 [coll. 7, 8]. Ezech. 30, 3. Obadja 15. Zeph. 1, 7. 15. Vgl. Credner, der Prophet Joel [Halle, 1831] S. 153 fg.), bei dessen Herannahen die ganze Erde gleichsam in Geburtswehen liegen werde (*Gfrör.* I. p. 521. vgl. *Gramberg* II, 649. 652), Leiden und Unglück in Menge dulden müsse (*Gfrör.* 494. 508. 517. coll. *Gramb.* 594), z. B. Zerstörung des Erdkreises und menschlicher Wohnsitze (Ps. 102, 27. Jes. 51, 6. *Gfrörer* p. 518. II, 139 coll. *Gramb.* 586. 588. 642. 648. 659), dann aber die Herrlichkeit des kommenden Messias schauen werde (*Gfr.* 495), in denen die Überbleibsel des jüdischen Reichs aufs Neue zu Einem Reiche für die Ewigkeit verbunden würden (*Gfr.* 518 sq. *Gramb.* 591. 667. 610. 634. 643. 653. 655. 656. 664. 666) und zwar in einer ganz neu umgestalteten Natur (*Gfr.* 498. *Gramb.* 588. 635. 650. 655. 657), worin nur Sicherheit (*Gfr.* 495. *Gramb.* 599. 600. 614), Ruhe und Friede (*Gfr.* 497. *Gramb.* 662), und alle Glückseligkeit, die mit dem Ideale der Theokratie verbunden, herrschen solle (*Gfr.* 499. *Gramb.* 644. 645. 688), zu der auch andere Völker sich bekehren würden (*Gramb.* 595. 604. 621) zu beständiger Gemeinschaft (*Gramb.* 528—584) einer dauernden Seligkeit (608. 647).

Auch im neuen Testamente finden wir diese typische Lehre als Grundlage eschatologischer Darstellungen, am deutlichsten und ausgebildetsten in den früheren Briefen des in jüdischer und alexandrinischer Doctrin erzogenen Paulus. Später hielt er nicht mehr mit solcher Entschiedenheit an allen Einzelheiten derselben fest, besonders dann nicht, wo er nicht Judenchristen zu belehren oder Irrlehrer zu bestreiten hatte. Seine Ansicht, die wir für die Eschatologie der ersten christlichen Periode zu Grunde legen können, war folgende [4]).

Die Gegenstände der Lehre sind wesentlich Ereignisse, welche die Vollendung des Gottesreiches anzeigen, Wiederkunft Christi, Auferstehung, jüngstes Gericht, Belohnung Einiger und Bestrafung Anderer, Stiftung des ewigen Gottesreiches. Von der Zeit der Rückkehr des in den Himmel erhobenen Messias hängt Alles ab, diese selbst aber ist nicht genau zu bestimmen. Es werden ihr jedoch gewisse untrügliche Zeichen vorhergehen: 1) die allgemeine Verkündigung des Evangeliums unter allen Nationen (coll. Matth. 24, 14. Marc. 13, 10. Röm. 11, 12. 25. 26. Eph. 1, 23). 2) Unglück, Verfolgungen und Gefahren aller Art werden über die

1) *Calov*, System. locos e s. potiss. script. etc. exh. T. XII. p. 1. *Novissima* dicuntur *vel ratione microcosmi*, hominis, i. e. quae obtingunt homini circa eius excessum, *vel ratione macrocosmi* seu mundi, i. e. quae toti universitati circa eius finem obtingunt. 2) s. Gramberg, Krit. Geschichte der Religionsideen des A. T. (Berlin 1830.) 2. Th. S. 614—617, auf welches treffliche Werk wir der Kürze wegen im Folgenden verweisen werden. Außerdem über die Erwartungen der Juden zu vergleichen *Bertholdt*, Christologia Judaeorum. §. 35.

3) s. Dähne, Alexandrin. Religionsphilos. 2 Bde. (Halle 1834.) Gfrörer, Krit. Gesch. des Urchristenth. 2 Bde. (Stuttgart 1831.) Vgl. Lücke, Comm. zum Ev. Johannis. S. 230 fg. 4) Vgl. für die Eschatologie des ganzen N. T. *Käuffer*, De notione biblica *ζωῆς αἰωνίου*. (Leipzig 1839.)

Anhänger Christi hereinbrechen (Röm. 8, 17. 18. 35. 36. 5, 3. 2 Kor. 1, 6. 7. 4, 17 (11, 23—27). Kol. 1, 24. 1 Thess. 3, 3. 4. 2 Thess. 1, 4. 5. 2 Tim. 3, 1. coll. v. 11. 12. Act. 14, 22). Ähnlich wie in den Reden Christi Matth. 10, 16—24. 5, 10. 24, 9. Marc. 13, 9—13. Luc. 21, 12—19. 3) Der Antichrist[5]), d. h. der Todfeind und heftigste Verfolger der christlichen Lehre wird alle Kraft anwenden, um das Reich Gottes und dessen Inhaber zu vernichten (2 Thess. 2, 1 fg. coll. 1 Tim. 4, 1. 2 Tim. 3, 1. fg., bes. 3, 4). Er wird trügerische Lehren verbreiten, falsche Irrlehrer aussenden, sich aber das Ansehen zu geben suchen, als befördere er der Welt Bestes (Act. 20, 30. 2 Kor. 11, 13. coll. v. 26. Gal. 2, 4. Eph. 4, 14. Phil. 3, 2. 18. 19. Kol. 2, 8. 16. 18. (1 Tim. 1, 18—20. 4, 2. 3. 5, 15). 2 Tim. 2, 16—18 (und zu *γάγγραινα* daselbst Gal. 5, 9. 1 Kor. 5, 6). v. 25. 26, man wird die Miene der Frömmigkeit aufstecken, um schlechte Sitten und ein verdorbenes Herz dahinter zu verbergen (2 Tim. 3, 1—13) und nicht allein in der christlichen Gemeinde, sondern auch von Außenher werden sich die Anfechtungen der Widersacher zeigen (*τῶν ἀντικειμένων* 1 Kor. 6, 9[6]). coll. Phil. 1, 28. *τοῦ ἀντικειμένου* (= *ἀντιχριστοῦ* 1 Joh. 2, 18. 1 Tim. 5, 14. 2 Thess. 2, 1 fg.), werden durch Wunderzeichen die Unerfahrnen zu täuschen suchen (Matth. 24, 24, wozu Olshausen, Commentar I. S. 243 fg.), die seine List unterstützen (*μεθοδεία τοῦ διαβόλου*. Eph. 6, 11—13. Act. 14, 15. 16. 1 Thess. 1, 9. Gal. 4, 8 fg. Eph. 2, 2 (1 Kor. 10, 19 fg. 1 Kor. 8, 5 (8, 10). Eph. 6, 10 al.).

Der Tag der Wiedererscheinung des Herrn selbst kommt nach Paulus still, schnell und unerwartet, wie ein Dieb in der Nacht (1 Thess. 5, 2—4), und wird die ganze Menschheit aus ihrem trägen Selenschlaf gewaltig aufrütteln (Matth. 24, 37—42. Luc. 21, 34—36). Aber nur Gott selbst weiß ihn zu bestimmen (1 Tim. 6, 13 fg.). Daß er aber nicht mehr fern sein könne, scheint in früherer Zeit der Apostel geglaubt zu haben, da er viele seiner Zeitgenossen bei seinem Eintritte noch am Leben glaubt (1 Thess. 4, 17. 1 Kor. 15, 51. 52. Röm. 13, 11. 12. Phil. 4, 4). Die ganze geschaffene Natur wird mit Seufzen und sehnendem Bangen zugleich mit der Menschheit dem nahenden Herrn entgegensehen (Röm. 8, 19), worauf dann Gott die Zeit wird erfüllt werden (*πλήρωμα τοῦ χρόνου* Gal. 4, 4. coll. Eph. 1, 10, *τὸ πλήρωμα τῶν καιρῶν*) und eine neue Weltordnung an die Stelle der alten wird treten lassen (*ἡμέραι ἐσχάται* 2 Tim. 3, 1 [coll. Act. 2, 17. Hebr. 1, 1. Jac. 5, 3] *ὕστεροι καιροὶ* 1 Tim. 4, 1. Röm. 12, 2. 1 Kor. 1, 20. 2 Tim. 4, 10. Tit. 2, 12. Röm. 8, 18. Gal. 1, 4. 1 Kor. 10, 11). Dann wird er zum Gericht die Menschen berufen lassen, das Christus übergeben wird (Act. 17, 31; vgl. die Worte Petri Act. 10, 42), in dessen Hände er alle Gewalt legt (Röm. 14, 10. 2 Kor. 5, 10. 1 Kor. 4, 4. 2 Thess. 2, 2. 2 Tim. 4, 1. coll. Matth. 25, 31 fg.) und dieser wird nach dem Maßstabe seiner Lehre seinen Urtheilsspruch fällen (Röm. 2, 16. Act. 17, 31. Cf. *Wegscheider*, instit. dogmat. §. 196. p. 679).

Christus wird also die Sache Gottes führen. Zu seiner Zeit (*ἡμέρα κυρίου, Χριστοῦ* und Ähnl. 1 Kor. 1, 8. 5, 5. 1 Thess. 5, 2. coll. Luc. 17, 24. Apok. Joh. 1, 10 (hierzu Züllig, Commentar, Stuttgart 1834. 1840] auch blos *ἡμέρα* 1 Kor. 3, 13. 1 Thess. 5, 4. — *ἐκείνη ἡμ.* 2 Thess. 1, 10. 2 Tim. 1, 12. 18. 4, 8. coll. Matth. 24, 36. 26, 29. Luc. 21, 34) wird dieser vom Himmel herabsteigen (*παρουσία τοῦ κυρίου, τοῦ Χριστοῦ*, 1 Thess. 3, 13. 1 Kor. 15, 23. 1 Thess. 1, 10: *ἐκ τῶν οὐρανῶν*), Trompetengetös wird ihn ankündigen (1 Kor. 15, 52), und der Erzengel mit Posaunenton seine Ankunft anzeigen (1 Thess. 4, 13 fg.), Engelchöre werden ihn umgeben (1 Thess. 3, 13. 2 Thess. 1, 7. 8), Flammen um ihn leuchten (2 Thess. 1, 7. 8. Cf. *φανεροῦσθαι* Kol. 3, 4. *ἀποκάλυψις* 1 Kor. 1, 7 fg. 2 Thess. 1, 7 — coll. Luc. 17, 30) und sein Wesen in allem Glanze himmlischer Majestät strahlen (*ἡ ἐπιφανεία* 1 Tim. 6, 14. 2 Tim. 6, 1—8. Tit. 2, 13 — *ἡ ἐπιφανεία τῆς παρουσίας* 2 Thess. 2, 8. coll. Marc. 13, 26. 27. Matth. 24, 27. 30. 31 und sehr zahlreiche Stellen der Apokalypse, z. B. 1, 14. 4, 4. 5, 11. 7, 9. 13, 14. 19, 11. 14. 20, 11. 21, 11. 23, 24. 22, 5 —)[7]). Hiernach wird

a) die Auferstehung der Todten erfolgen (s. diesen Art.) 1 Thess. 4, 17. coll. 1 Kor. 15, 12—20. Sie werden plötzlich wie aufgeschreckt durch den Schall der Posaunen aus ihren Gräbern erstehen, ihre Sele wird den Körper wieder beziehen (1 Kor. 15, 52), denn Christus hat die Macht der Auferweckung von Gott bekommen (1 Kor. 6, 14. coll. 2 Kor. 1, 9). Daß der Apostel meinte, es werden dieser Erweckung Alle zugleich unterworfen sein, sieht man aus Act. 24, 15, wo unter *δικαίοις* und *ἀδίκοις* Alle begriffen sein sollten, ferner aus 1 Kor. 15, 21 — 24[8]), coll. v. 51 und Act. 24, 15, nur glaubte er, daß im Momente der Auferstehung eine Stufenfolge stattfinden werde (vgl. *ἀπαρχὴ — ἔπειτα — εἶτα —*), zuerst die Christen, dann die Nichtchristen (*οἱ νεκροὶ ἐν Χριστῷ ἀναστήσονται πρῶτον* 1 Thess. 4, 16. coll. 1 Kor. 15, 23. 24. Act.

---

5) Nach Dan. 11, 21 fg. und Christi Worten Matth. 24, 15—25. — s. אַנְטִיכְרִיסְטוֹס, Antichrist, Gegenchrist. 6) Frommann, Johann. Lehrbegriff. S. 685 fg. nennt sie Trabanten des Antichrist [vgl. Schott, Isagoge in N. T. p. 238: adiutores nuntii huius adversarii cet.] S. 684. coll. 2 Kor. 4, 4: *ἄρχοντες τοῦ αἰῶνος τούτου*. *Theodoret*, Epit. div. decret. 23: — *πρὸ τῆς δεσποτικῆς ἐπιφανείας ἥξει φύσιν ἀνθρωπείαν ὑποδὺς ὁ τῶν ἀνθρώπων ἀλάστωρ, ὁ ἀντίθεος δαίμων, ὁ τῆς θείας προσηγορίας λῃστὴς* etc., der im Tempel an Gottes Statt sitzen wird v. 2 Thess. 2, 4. 2 Kor. 4, 4: *ὁ θεὸς τοῦ αἰῶνος τούτου*. Übrigens s. den Art. Antichrist.

7) Ebenfalls nach Dan. 7, 13 gebildet. coll. 2 Mos. 19, 16. Ps. 47, 6. Jes. 27, 13. 29, 6. 66, 15. Joel 2, 1—3. 8) Anderer Meinung ist Bertholdt, Christol. Jud. §. 35 und 41 (s. aber besonders V. 22: *πάντες ζωοποιηθήσονται*).

24, 15), jeder in seiner ihm eigenthümlichen Art (1 Kor. 15, 23) [9].

Auch über die Art, wie die Todten erstehen würden, erklärt sich Paulus in mehren Stellen seiner Briefe. Die Auferstehung Christi selbst galt ihm als Norm, Beweis und Typus der allgemeinen. In Christus, dem Gottmenschen, offenbarte sich die himmlische Natur in der Auferstehung am herrlichsten und beurkundete ihn als den Erstling der Entschlafenen, als Wiederbringer eines neuen Lebens (cf. ἀπαρχὴ τῶν κεκοιμένων, ἀρχηγὸς τῆς ζωῆς coll. 1 Kor. 15, 55 fg. V. 38. 40. 44. 49, besonders Phil. 3, 21: σύμμορφον (scil. τὸ σῶμα ἡμῶν) τῷ σώματι τῆς δόξης αὐτοῦ (Χριστοῦ). 1 Kor. 6, 13—15 verbietet der Apostel den Körper als Diener der Sünde Preis zu geben, weil er wieder zu neuem Leben erstehen werde; Phil. 3, 21 ist es der der Verwesung anheimfallende Leib selbst (σῶμα ταπεινώσεως), dem die Auferstehung zugeschrieben wird (coll. Matth. 22, 23 fg. Marc. 12, 18. Luc. 20, 34 fg. Joh. 5, 28. 29. 3, 27 [2 Macc. 7, 11). So konnte er auch leicht die Frage über die Beschaffenheit des auferweckten Leibes beantworten [10]). Dieser wird verändert aus seinem Grabe hervorgehen, so verändert, daß er seinem fernern Zwecke in der zukünftigen Welt entspricht (dies die sogenannte identitas partialis der Dogmatiker — 2 Kor. 5, 2—4. 1 Kor. 6, 13. 1 Kor. 15, 50. coll. Röm. 8, 23 ἀπολύτρωσις τοῦ σώματος Eph. 4, 30), und umgebildet nach dem Körper des neuerstandenen Christus s. o.), verklärt (Act. 9, 1. 22, 6. 26, 12 fg. 1 Kor. 15, 8. Apok. 1, 14 fg.), weder verweslich, noch sterblich (1 Kor. 15, 52. 53 fg. ἄφθαρτον — ἀθάνατον 1 Kor. 6, 13. 15, 42), glänzend mit himmlischer Majestät und Schönheit (1 Kor. 15, 47 fg. coll. 44) in reiner Geistigkeit (V. 44. 47. 48. Luc. 20, 34 fg. 2 Kor. 3, 18). Demnach (V. 35—42) wird er wie eine Pflanze, entwickelt aus dem in die Erde gelegten Samenkorn, zu neuer Herrlichkeit entfaltet aus der Erde hervorgehen, schöner als der frühere Körper (V. 43 fg.) [11]) — die zur Zeit der Parusie noch Lebenden (s. o.) werden dieselbe Veränderung ihres Leibes zu erfahren haben (1 Thess. 4, 15. 17. 1 Kor. 15, 51), zugleich mit der sich umwandelnden Erde (Röm. 8, 19 fg. [coll. Jes. 65, 17 und Gesenius, Comment. zu Jes. 13, 13] Kol. 3, 3. 4). Alle aber, die Erstandenen und noch Lebenden, werden vereint Christo entgegeneilen (1 Thess. 4, 17), um seinen Richterstuhl zu umgeben (2 Thess. 2, 1. Röm. 14, 10).

b) Darauf wird Christus das jüngste Gericht halten (iudicium extremum). Selbst die Auferstehung war hierzu nur vorbereitend, und deshalb wird der Messias auch meistens nur als zum Gericht kommend in der Schrift erwähnt (z. B. Act. 17, 31. 10, 42. Röm. 2, 5 fg. 16. 14, 10. 1 Kor. 4, 5. 2 Tim. 4, 1 al.) Ἐν δόξῃ (2 Thess. 1, 7) wird er sich niederlassen, um streng, aber unparteiisch den Ausspruch zu fällen (Röm. 2, 5. add. 2, 11—16. Eph. 6, 8. Kol. 3, 24. 25. 1 Kor. 4, 5. Act. 17, 31. 2 Tim. 4, 8 δικ. κριτής). Wie nun die Auferstehung eine allgemeine war, so wird auch das Gericht sein (Röm. 2, 6—16. Act. 17, 31. 2 Kor. 15, 10. coll. Matth. 25, 32. 16, 27. Act. 10, 42. 2 Tim. 4, 1. Röm. 14, 10). Selbst die Engel wird es treffen (1 Kor. 6, 3), und die geheimsten Gedanken, Wünsche, Anschläge, Neigungen, Handlungen (2 Thess. 1, 5 fg. Röm. 2, 6 fg. 2 Kor. 5, 10. Eph. 6, 8. 1 Kor. 4, 5). Dann werden Gute und Böse gesondert werden (Röm. 2, 6 fg.), und der Welt Untergang eintreten. Um eine ewige neue Welt zu schaffen (Jes. 67, 17. 66, 22. coll. Matth. 17, 28 al.) wird Gott durch Feuer die Gestalt der alten Erde zerstören (die sogenannte consummatio saeculi s. mundi) und zwar durch dasselbe, in dessen Glanze Christus erschien (2 Thess. 1, 7. cf. *Bertholdt*. l. l. §. 43), und eine neue Ordnung der Dinge, wie er, der Untrügliche (ἀψευδής Tit. 1, 2) verheißen, herstellen. (Röm. 8, 19—21) — παλιγγενεσία πάντων (*Bertholdt* l. l. §. 45 ἀποκατάστασις πάντων) [12]).

c) Hierauf tritt der Vergeltungszustand ein. Diejenigen, welche auf Erden den Ermahnungen zum Guten (Röm. 6 fg.) willig und getreu Folge leisteten, und ihren Glauben an den Heiland durch einen in göttlicher Liebe thätigen Wandel bezeugten, werden Belohnungen, die Abtrünnigen hingegen oder dem Heile absichtlich fern Gebliebenen werden ihre Bestrafung empfangen.

1) Die Belohnungen. Unter diesen werden theils solche aufgezählt, die einen allen Guten gemeinschaftlichen Zustand bedeuten (allgemeine, als ζωή, ζωὴ

9) Hierher gehört auch 2 Tim. 2, 18, wo der Wahn gewisser Leute, als sei die Auferstehung schon geschehen (also die Meinung von einer doppelten Auferstehung) widerlegt wird. 10) Dogmatische Vorurtheile haben oft auf eine totale Identität des auferstandenen und des gegenwärtigen Leibes geführt. Auch dem Apostel hat man nach Unterlegung der falsch ausgelegten Stelle Hiob 19, 25—28 (s. *Parreau, J. H.*, Comm. de immortalitatis ac vitae fut. notitiis ab antiquiss. Jobi scriptore in suos usus adhibitis. 1807) diese Ansicht aufbürden wollen, die nach Vorgang Luther's (ed. *Walch*. Vol. 8) Michaelis (Dogm. S. 598) und fast alle neuern Kritiker mit völligem Rechte als unbegründet verwerfen. Auch war es keine totale Verschiedenheit, welche z. B. die Socinianer finden zu müssen glaubten, die Paulus annahm. — Lächerlich ist auch die Ansicht, daß nur den Frommen bei der Auferstehung ein vollständig organisirter Körper zu Theil werde, den Unfrommen aber ein häßlicher und entstellter Körper verliehen werde, dem das Glied fehle, womit er gesündigt. Aber auch diese Ungereimtheit bewies man mit Stellen der Schrift, ja selbst mit Christi eigenen Worten. 11) *Morus*, Epit. p. 292: erunt eximia (ἐν δόξῃ) omni destructione validiora (ἐν δυνάμει), in se vitam motumque habentia corpora, ut spiritus, non suspensa ab accessione et adminiculo (πνευματικά).

12) coll. 2 Petr. 3, 7 fg. Matth. 5, 18. 24, 35. Luc. 21, 33. Ps. 102, 27 fg. Jes. 34, 4. 51, 6. 65, 17 fg. Apok. 21. *Gerhard*, Loci theol. etc. XX, 52: non diffitemur, multos ex piis veteribus in eam concedere opinionem, quod mundus non κατ' οὐσίαν sit interiturus, sed κατὰ ποιότητας duntaxat sit immutandus. coll. p. 54. — Daher die alteratio qualitatum, non substantiae abolitio in den alten Dogmatiken von der Erde ausgesagt wird.

αἰώνιος, vita vere vitalis, *ὁ στέφανος δικαιοσύνης* 2 Tim. 4, 8. *δόξα καὶ τιμὴ* Röm. 2, 7. *περιποίησις σωτηρίας* 1 Theß. 5, 9) oder solche, die nur einen Theil der zukünftigen Herrlichkeit ausdrücken (partielle, *ἀφθαρσία* Röm. 2, 7 al.), oder endlich relative (*τὰ μὴ βλεπόμενα* 2 Kor. 4, 18. *κληρονομία* Eph. 1, 18. — *βασ. τ. οὐρ.* oder *ἐπουράνιος* 2 Tim. 4, 1. 18. — *κλῆρος* Kol. 1, 12 al.). Einzelne werden auch besonders aufgeführt, z. B. 1) 1 Kor. 13, 8—13, wo die Liebe als unsere Begleiterin in den neuen Lebenszustand genannt wird. Der Sinn dieser Worte ist kein anderer, als der, daß im künftigen Leben eine höhere Gemeinschaft des Wollens und Strebens, gegründet auf gegenseitige, gefällige, einstimmige, dauernde und fördernde Geistesharmonie stattfinden werde [13]). — Vgl. 2 Tim. 2, 12. — 2) Schärfere Einsicht und immer höhere Erkenntniß, verbunden mit immer größerer Reinheit des Sinnes und Herzens, wird die Belohnung der Guten sein (1 Kor. 13, 9—13. Röm. 2, 7. 8. 8, 21. 1 Theß. 5, 8. 9. [— 1 Kor. 4, 5] 1 Kor. 15, 53 fg. [V. 41]. Eph. 5, 27. Es ist dies die Confirmatio in bono bei den alten Dogmatikern). — 3) Weder Übel wird an dem Schicksale der erstandenen Guten Theil haben können, noch der Tod oder eine andere feindliche Gewalt ihnen ferner schaden (Röm. 8, 21. 1 Kor. 15, 53. 2 Tim. 4, 18. 2 Kor. 5, 1—9. 2 Theß. 1, 7) [14]).

Nach diesen erwähnt Paulus auch als zukünftige Belohnungen der Frommen solche Dinge, die schon hier auf Erden das Ziel christlicher Bestrebungen sein mußten, als 4) die unwandelbar feste und innige Vereinigung mit Christus (Joh. 17, 24), und das Schauen der Gottheit, durch die sie nicht allein an Weisheit und Tugend unendlich zunehmen würden [15]), sondern die auch ihre Seligkeit vielfach erhöhe (1 Kor. 6, 2. 3. 15, 29. Phil. 1, 23. 1 Theß. 4, 13—18. 5, 10. 2 Theß. 2, 1. Joh. 17, 20. Matth. 25, 21). Hierdurch würden sie nicht allein Gott noch angenehmer, sondern würden auch den vollsten Genuß aller Güter empfangen, die den Kindern Gottes verheißen wären (Röm. 8, 15. 23. Gal. 4, 7. Eph. 1, 5). 5) Auch ein Wiedersehen derer, die sich auf Erden durch gleich lobenswerthes Streben nach christlicher Vollkommenheit auszeichneten, wird im Himmel stattfinden (2 Tim. 2, 10—12. 1 Theß. 5, 10. 4, 13. 2 Theß. 2, 14. 1 Kor. 15, 49). — Über den Himmel als Ort des Wiederfindens Joh. 14, 2. coll. Luc. 16, 9. Das Paradies 2 Kor. 12, 4. Das himmlische Jerusalem Gal. 4, 26. Hebr. 12, 22 und die Apok. an mehren Stellen. coll. *Knapp.* opusc. var. argum. p. 252 seq. — 6) Um Christi willen (1 Joh. 5, 11—13. Joh. 3, 36. 5, 24. 17, 2; weshalb er sich selbst *ἀνάστασις καὶ ζωὴ* nennt Joh. 11, 25). — 7) — ewig und unveränderlich (Joh. 3, 16. 36. 17, 2. 3. 1 Joh. 2, 25. 5, 20. 21). 8) — in unaussprechlicher Wonne und Glückseligkeit (1 Joh. 3, 2) [16]). — coll. 1 Kor. 2, 9. 2 Kor. 5, 7. add. 12, 4. — 9) Es werden aber gewisse nothwendige Grade und Stufenfolgen eingerichtet werden (Joh. 14, 2), die nicht blos einen äußern, sondern auch einen gewissen innern Unterschied machen sollen (Röm. 2, 6 *ἀποδώσει* [*θεὸς*] *ἑκάστῳ κατὰ τὰ ἔργα αὐτοῦ*. coll. 1 Kor. 3, 8: *ἕκαστος τὸν ἴδιον μισθὸν λήψεται κατὰ τὸν ἴδιον τόπον* [add. V. 14 fg.] 2 Kor. 9, 6. Gal. 5, 10. 6, 8. 1 Tim. 3, 13. 2 Tim. 1, 16 — 18. 4, 7. 8 und s. gegen Bretschneider, Dogm. 493 [über 1 Kor. 15, 41] *Calvin*, Commentar. zu d. St.).

Die Wahrheit dieser und der übrigen Lehren und ihre Glaubwürdigkeit hielt der Apostel so fest, daß er sich auf das Zeugniß des heiligen Geistes berief, der Bürgschaft leisten könne (Eph. 1, 13. 14. 4, 30. 2 Kor. 1, 22. 5, 5. Röm. 5, 16. Gal. 4, 6 [Röm. 5, 5]).

2) Die Strafen. Diejenigen, welche weder christlich dachten, noch handelten, wird der Untergang (Joh. 8, 51. 3, 16. 2 Theß. 5, 4), das Verderben treffen (1 Theß. 5, 3. coll. Gal. 6, 8, *φθορὰν*. 2 Theß. 1, 9, *ὄλεθρον τίσουσιν*. Phil. 1, 28. 3, 19. 2 Kor. 11, 15). Der Zorn Gottes (*ὀργὴ θεοῦ* Röm. 2, 8. 9, 22. 1 Theß. 2, 16. 1, 10. 2 Theß. 1, 9) wird sich über sie ausschütten, sie werden die Strafe ihrer Schlechtigkeit und Herzenshärtigkeit bekommen (Röm. 2, 6—8), und zwar zu derselben Zeit, wo die Frommen und Gerechten ihren Lohn dahin nehmen (Röm. 5, 1—9). Daß sie ihre Strafe mit vollem Fug und Recht verdienen, erinnert Paulus an den Stellen, wo er von der Hartnäckigkeit eines verstockten Herzens, von Sittenverderbniß und geistiger Verdorbenheit spricht, und wo er denen, die sich zu bessern verweigern, das traurigste Loos verkündet (Röm. 2, 6 — 16. 1 Kor. 6, 9. coll. Röm. 10, 16. Gal. 5, 19 — 21 fg. 2 Theß. 1, 8. 9. add. 2, 6. 8 — 12). Sie sollen grade das Gegentheil von dem erfahren, was die Gerechten und Guten trifft.

Also werden sie 1) von der Gemeinschaft mit Christo ausgeschlossen bleiben, wie sie sich auf Erden von ihm fern hielten (2 Theß. 1, 9). — 2) Werden Plagen und Qualen aller Art sich um sie häufen (Röm.

---

13) Morus (Epit. th. p. 298) und Michaelis (Dogm. S. 578) sagen darüber: vitam beatam fore cum occupatione et progressione, neque vero meram remunerationis fruitionem esse censendam, omnium minime vero suavitatum quarumvis otiosam perceptionem. Michaelis bekennt freimüthig, daß ein Leben, verbracht in beständigem Überfluß aller Glücksfälle, ihm nur Überdruß bereiten könne, wenn es nicht zugleich Gelegenheit biete, die erhöhten Kräfte des neuen Leibes in regerem Eifer und frischerem Streben anzuwenden. 14) s. hiergegen Origenes' Meinung in Levit. 7, 2, der Reinhard beistimmt (Dogm. S. 687. coll. 1 Kor. 13, 13), und die Erklärung dieser Stelle bei Michaelis (S. 589), welcher Bahrdt (Syst. der Dogm. S. 774) beipflichtet. 15) Vgl. gegen *Calvin*, Comment. ad 2 Kor. 4, 17 (p. 456): *καθ' ὑπερβολὴν εἰς ὑπερβολὴν, αἰώνιον βάρος δόξης* .... V. 18. 5, 1. Röm. 5, 21 (2 Petr. 1, 13) und zu 2 Kor. 5, 1. *Wetstein* et *Kypke*, Observ. sacrae II, 250.

16) Vergl. Bretschneider, Dogm. S. 502 Not. S. 325. coll. 505 — 509. Dähne, Paulin. Lehrbegriff. S. 372. Not. 24 fg. al.

2, 8. 9). — 3) Wird auch ihre Verdammung verschiedener Art sein, für kleinere Sünden geringer, für größere schrecklicher (Röm. 2, 5. 6. 1 Kor. 3, 8. 2 Kor. 5, 10). Daß aber die Reihe der Verdammten sich an die der belohnten Guten anschließen werde (daß also nicht zwei verschiedene Orte für beide getrennt existiren würden), schlossen Michaelis (Dogm. S. 338) und Henke (lineamenta p. 141) aus den Stellen, die ihre eigene Exegese nur von einem Zustande künftiger Seligkeit oder Verdammniß auszulegen gebot.

Über die Ewigkeit der Verdammniß läßt sich die Meinung der Apostel nicht genau bestimmen. Die Apokal. läßt die Verdammten sich zu den bösen Engeln gesellen (20, 10. 21, 8. 22, 14 fg.). Johannes spricht von verschuldetem und beharrlichem Unglauben, der ewige Verdammniß (= untilgbare Sündenschuld?) veranlasse (3, 18. Ewig = sehr lange?[17]) f. Joh. 8, 35; ewig = ohne Aufhören Joh. 4, 14. 8, 51). Was bei Paulus zu der Annahme einer nicht ewig dauernden Verdammniß der Bösen rathen möchte, ist, daß er (besonders in den Briefen an die Korinther und dem an die Römer) von der Allgemeinheit der Erlösung und der göttlichen Güte redet (Röm. 5, 18. 11, 32. 1 Kor. 15, 46—49. 1 Tim. 2, 4—6) und von der endlichen Rückkehr Aller zur Gnade Gottes in der Versöhnung (1 Kor. 15, 24 fg. Röm. 3, 22 fg. 9, 16 fg. Kol. 1, 20). In einer einzigen Stelle (2 Theß. 1, 9) findet sich freilich bei *ὄλεθρος* das Beiwort *αἰώνιος*.

Diese Lehren wurden auch später noch unter dem Namen der Eschatologie zusammengefaßt, nur mit der Änderung, daß man, weil Einiges der Wirklichkeit nicht entsprechen zu wollen schien, auch die Lehre vom Tode der von der Auferstehung voranschickte, und die ganze Doctrin allmälig dadurch umgestaltete, daß man die Worte und betreffenden Stellen geistiger deutete, und philosophisch zu begründen anfing, was als religiös Gegebenes feststand. (Über das starre Festhalten Einiger an dem Buchstaben dieser Lehren, s. Art. Chiliasmus.) Der Glaube an ein Fegefeuer (ignis purgatorius, das selbst Gfrörer [l. l. II, 81] von Paulus 1 Kor. 3, 15: *οὕτως δὲ ὡς διὰ πυρὸς κτλ.* erwähnt findet[18]), als Abbüßung der erläßlichen kleinern Sünden der Gläubigen wurde erst durch Gregor den Großen im 6. Jahrh. in die Kirche eingeführt, zu Florenz 1439 als Kirchenlehre sanctionirt, von der evangelischen Kirche aber als eine Beschränkung der alleinigen Versöhnung durch den Glauben verworfen (cf. [*Hase*] *Hutter.* rediv. §. 129. p. 333. not. 8).

Die neuern evangelischen Dogmatiker fassen alle diese Lehren unter dem Gesammtbegriffe der vollendeten Versöhnung zusammen, und deuten sie aus dem Gesichtspunkte der einst triumphirenden, unsichtbaren Kirche, mit mehr oder weniger symbolischer Auffassung.

Über die Eschatologie anderer, nichtchristlicher Dogmen, die selbst im Einzelnen mit der unsrigen mehr oder weniger Ähnlichkeit hat, sehe man besonders die Artikel Parsismus und Stoiker. (*O. Gruber.*)

ESCHAU, vormals Esche, ein kleiner Markt am Flüßchen Elsawa im Spessart, im bairischen Landgerichte Klingenberg des Untermainkreises, mit 177 Häusern, 380 Einwohnern, unter welchen 80 Juden, dem Sitze eines evangelischen Pfarramtes, einer im J. 1744 neu erbauten Pfarrkirche, in welcher viele Monumente der Grafen von Rieneck sind, vier Jahrmärkten, einem Ziegelofen, einer Öl- und zwei Mahlmühlen, vier Nagelschmieden, Gärberei, Färberei, Häfnerei und bedeutendem Holzhandel, zwei Stunden von Obernburg und fünf Stunden von Aschaffenburg entfernt. Nach diesem Markte wurde ehemals ein gräflich von erbachisches Herrschaftsgericht benannt, das aber im J. 1824 aufgelöst wurde. In der Nähe von Eschau stand einst ein Schloß (Burg) Esche genannt, welches die Grafen von Rieneck im J. 1260 erbauten, nachdem sie ihre benachbarte Burg Wildenstein, auf Befehl des Erzbischofs Wernher von Mainz, hatten zerstören müssen. Auch gegen das Schloß oder die Burg Esche klagte erwähnter Erzbischof, und die Grafen von Rieneck mußten auch diese zerstören. Nun fiel es dem Erzbischofe ein, selbst eine Burg da-

---

17) *Αἰώνιος*, auf dessen Bedeutung Alles ankommt, wird abgeleitet von *αἰὼν*, gleichsam ein *αἰὲν* (*ἀεὶ*) *ὤν* oder *ὄν*, cf. lat. aevum, aevôm. *αἰΓὼν*, longaevus, d. h. sempiternus, immortalis (*Gell.* 2, 16). *Αἰὼν* ist daher eigentlich die unendliche Zeit, in der keine Grenze, kein Ziel angenommen werden kann (Röm. 16, 26), und bei der entweder aller Anfang fehlt (Röm. 16, 25), oder alles Ende (Hebr. 13, 20). Zu unbestimmt definirt Tittmann (Lexic. synon. I, 38): „*αἰώνιον* i. e. cuius finis nullus cogitatur," wobei er den Ursprung des Wortes aus dem Auge läßt. Die Hebräer, die bekanntlich ihr erstes *αἰὼν* mit Adam anfingen, hatten rückwärts ihre Grenze; die Christen ebenfalls, als *ἡ ἁμαρτία εἰς κόσμον εἰσῆλθε* (Röm. 5, 12 fg.) durch den ersten Adam. Also könnte es nur vom zweiten Adam (*δεύτερος Ἀδὰμ* = Christus) gelten. (Vgl. über diese beiden *αἰῶνες* die Ausdrücke עוֹלָם הַזֶּה und עוֹלָם הַבָּא, z. B. bei Bertholdt (Christ. Jud. §. 11), bei Paulus *αἰὼν οὗτος* Röm. 12, 2. 1 Kor. 1, 20. *ὁ νῦν αἰὼν* 2 Tim. 4, 10. Tit. 2, 12. *ὁ νῦν καιρὸς* Röm. 8, 18 und *αἰὼν ὁ ἐνεστὼς* Gal. 1, 4. *ὁ μέλλων αἰὼν* Eph. 1, 21, einmal auch *αἰὼν ἐπερχόμενος* Eph. 2, 7. coll. Luc. 20, 34. Hebr. 2, 5.) Auf jeden Fall ist also *αἰὼν* als etwas zu verstehen, was nicht von Anfang bis zu Ende von den Menschen wahrgenommen werden kann, wie die göttliche Einrichtung der Zeit, der die sinnenfälligen Dinge unterworfen sind, die aber, sobald ihr Dasein im Wechsel der Dinge erkannt wird, *χρόνος* genannt wird, oder wenn sie den Nebenbegriff des Günstigen, Gelegenen, ausdrücken soll, *καιρὸς* heißt. (So Damascenus: *ὅπερ τοῖς ὑπὸ χρόνον ὁ χρόνος· τοῦτο τοῖς ἀϊδίοις ὁ αἰών*, coll. 2 Kor. 4, 18: *τὰ βλεπόμενα, πρόσκαιρα· τὰ δὲ μὴ βλεπόμενα, αἰώνια*, und bei Cicero, Quaest. I, 12, in dem Verschen des Ennius: Romulus *in coelis* — cum dis agit *aevum.* Add. de nat. Deor. I. So unterschied sich schon im Alterthume aetas (d. h. aevitas, nicht abzuleiten von עֵת, *ἔτος*) von tempus, d. h. quae quasi frenis quibusdam *manifesto apparebat temperata* aetas. Und so scheint es denn außer Zweifel, daß *αἰώνιος* auch im N. T. immer von solchen Dingen gebraucht sein müsse, die zu der göttlichen, unsichtbaren Weltordnung (der Einrichtung der *αἰώνων*) gehören, also zu den messianischen. Hielt man aber das Reich des Messias (des zweiten *αἰῶνος*) für unvergänglich, so mußte auch Alles, was in ihm sich begeben konnte, gleicher Ewigkeit theilhaftig sein. Folglich auch die Strafen der Verdammten. Spätere Abweichungen der Kirchenlehrer, z. B. Origenes', gehören nicht hierher.

18) s. dagegen Wiesener, Abhandlung in Ullmann und Umbreit Stud. und Krit. 1839. 4. Heft. S. 1118.

selbst zu erbauen. Dagegen führten nun die Grafen von Rieneck Beschwerde. Durch ein Austrägalgericht, welches bei Seligenstadt auf freiem Felde gehalten wurde, erhielten beide Theile den Bescheid, daß weder der Erzbischof, noch die Grafen eine Burg zu Esche haben dürften, und daß überhaupt die Grafen kein Recht hätten, auf mainzischem Grunde und Boden eine Burg zu erbauen. Die Burg Esche wurde nachher nicht mehr aufgebaut; aber die Grafen von Rieneck erhielten den ruhigen Besitz des zugehörigen und gleichbenannten Dorfes. Um aber in der Folge von den Erzbischöfen zu Mainz ungeneckt zu bleiben, trugen die Grafen von Rieneck die Burg Wildenstein, welche wieder neu aufgebaut worden war, sammt Zugehör den Pfalzgrafen bei Rhein zu Lehen auf. Die höhere oder Centgerichtsbarkeit über Wildenstein, Esche und die dazu gehörigen Orte, war den Herren von Birkenbach, als Inhabern der Herrschaft Klingenberg, eigen. Im Anfange des 14. Jahrh. versetzten die Grafen von Rieneck das Amt Wildenstein, wozu Eschau gehörte, an die Herren von Münzenberg, und im J. 1313 war Philipp, Herr von Münzenberg, Besitzer dieses Amtes. Dieses wurde aber noch vor 1335 wieder eingelöst, und es behielten solches die Grafen von Rieneck bis zum Aussterben ihrer männlichen Nachkommenschaft im J. 1559, worauf es von Kurpfalz, als eröffnetes Lehen, eingezogen, und im J. 1560 wieder als Lehen an das gräfliche Haus Erbach verliehen, und endlich gar an dasselbe verkauft wurde. (*Eisenmann.*)

ESCHAU, Gemeindedorf im französischen Departement des Niederrheins (Elsaß), Canton Geispolsheim, Bezirk Strasburg, liegt unweit der Rheinstraße, zwischen der Ill und dem Rheine und hat eine Succursalkirche, in welcher der Sarg der heiligen Sophia bemerkenswerth ist, und mit einigen Nebenhäusern und dem Weiler Wibolsheim, bei welchem das der Familie Rathsamhausen gehörige Schloß Knobelsburg liegt, 1232 meist katholischen Einwohnern. Die wenigen Lutheraner sind nach Robsheim eingepfarrt. 778 stiftete hier der Bischof von Strasburg, Remigius, ein Benedictinernonnenkloster; auch waren die in der theologischen Literatur bekannten Theologen Joh. Georg Dorschäus, welcher als Professor zu Rostock 1659 starb, und Sebastian Schmidt hier als Prediger angestellt. In alten Urkunden heißt Esche Haschov. (Nach Expilly, Aufschlager und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESCHBACH, katholisches Pfarrdorf im großherzogl. badischen Bezirksamte Stauffen, ¾ teutsche Meile gegen West von der Amtsstadt und ebenso weit gegen Ost vom Rheinstrome, in einiger Entfernung rechts von der Hauptstraße von Freiburg nach Basel, 2½ Meilen von ersterem entfernt, in einer angenehmen Lage am Fuße von zwei Hügeln am Flüßchen Eschbach, mit 150 Häusern, 161 Familien, und einschließlich des zur Gemeinde gehörigen und von 55 Menschen bewohnten Hofes Weinstetten, 920 Einwohnern, welche von Feldbau und Viehzucht leben, vielen, doch geringen Wein bauen, und mit ihren Erzeugnissen Handel besonders nach Stauffen und nach dem 5¼ Meilen entfernten Basel treiben. Ort sammt Kirchensatz und Zehnte gehörte in alten Zeiten den Herren von Rappoltstein, die solches eine Zeit lang und schon im J. 1500 gemeinschaftlich mit den Herren von Neuenstein von Österreich zu Lehen trugen. Im J. 1613 kamen Ort und ein Theil des Zehntens an das Johanniter-Großpriorat Heitersheim und der andere Theil an die St. blasische Propstei Krotzingen. — Eschbach heißen noch drei andere Orte im Großherzogthume Baden, die unbedeutend und den Gemeinden, in deren Marken sie liegen, zugetheilt sind; auch ein Dorf Eschbach, Espach, mit 334 katholischen Einwohnern zum Bezirksamte und zur Pfarre Walshut gehörig. (*Th. Alfr. Leger.*)

ESCHBACH. 1) Eschbach, Gemeindedorf im französischen Departement des Niederrheins (Elsaß), Canton Wörth sur Sauer, Bezirk Weißenburg (Wissembourg), liegt eine Lieue von Hagenau entfernt an dem nach dieser Stadt benannten Forste und hat eine Succursalpfarrei und 684 katholische Einwohner. 2) Eschbach, Gemeindedorf im Departement des Oberrheins, Canton Münster, Bezirk Kolmar, liegt fünf Lieues von dieser Stadt und eine Lieue von Münster entfernt und hat 385 Einwohner (181 Katholiken, 204 Protestanten). (Nach Aufschlager und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESCHBAZ, im Sonnenjahre der alten Perser nach dem Jezdegerdischen Kalender, nämlich der von Gelaleddin Malekschah, Sultan der Seldschuken, eingeführten Verbesserung, der 26. Tag jedes Monats. In der Pehlvisprache heißt dieser Tag und der Ized desselben Aschtad. Dieser Ized segnet die Welt mit Überfluß und sitzt auf dem von Ormuzd geschaffenen Berge des Lebens. (*D'Herbelot*, Bibl. Or. Art. Eschbaz; Zend-Avesta III. S. 195.) (*Richter.*)

ESCHBURG, Gemeindedorf im französischen Departement des Niederrheins (Elsaß), Canton Lützelstein (la petite Pierre), Bezirk Zabern (Saverne), liegt an der Zinsel im Gebirge und hat mit dem Weiler Craufthal und einem besondern Hofe zusammen 766 Einwohner, von denen die 390 Lutherischen Einwohner nach Lohr, die 340 katholischen Einwohner nach Craufthal und die 28 reformirten Einwohner nach Pfalzweier eingepfarrt sind, und acht Wiedertäufer. (Nach Aufschlager und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESCHE, 1) ein mit dem Gute Kamen (Stein) in der Verwaltung vereinigtes, dem Aloys, Ritter von Rosenstein-Peschwitz, gehöriges Gütchen, im taborer Kreise des Königreichs Böhmen, in einer bergigen Gegend gelegen, mit czechischen Einwohnern, die sich vom Ackerbaue ernähren; 2) ein kleines, zu dem gleichnamigen Gute gehöriges Dorf. (*G. F. Schreiner.*)

Esche, s. Fraxinus und Eschenholz.

ESCHEBERG, Rittergut der von der Malsburg, im kurhessischen Justizamte Zierenberg. Ursprünglich war es ein Dorf. Schon 1019 schenkte Kaiser Heinrich II. dasige Güter der Abtei Kaufungen*), und Erzbischof Konrad von Mainz begabte das Kloster Hasungen mit

*) Ledderhose's Kleine Schriften II. S. 284.

dem Rodzehnten daselbst. Im 13. Jahrh. war der Ort der Sitz eines gleichnamigen Edelgeschlechts. Noch 1310 war das Dorf vorhanden, später aber wurde dasselbe wüst, und erst nachdem seine Stätte in den Besitz der von der Malsburg gekommen war, wurde wieder ein Hof aufgerichtet, der jetzt einer malsburgischen Linie zum Ansitze dient. Escheberg liegt in einem Thale am südlichen Fuße des ansehnlichen Eschebergs und ist einer der schönsten Rittersitze in Hessen, geschmückt mit ausgezeichneten Anlagen; man findet eine große Bibliothek, die vorzüglich reich an spanischen und portugiesischen Werken ist, und eine an 12,000 Stück zählende Kupferstichsammlung. Auch verdienen die schönen Chausseen erwähnt zu werden, welche der gegenwärtige Besitzer über sein Gebiet gebaut hat. Zu Escheberg liegt der am 20. Sept. 1824 verstorbene als Dichter bekannte Ernst von der Malsburg beerdigt. (*G. Landau.*)

ESCHEBERG (v.), ein niederadeliges Geschlecht, welches aus Escheberg (s. vorigen Artikel) stammt. Man findet es zuerst 1217, wo Alexander von Escheberg erscheint. Sein Enkel, Ritter Ulrich, wurde 1293 hessischer Burgmann zu Wolfhagen. Dessen Sohn Ulrich erwarb 1318 von den Grafen von Eberstein die Burg Lengefeld bei Korbach. Der gleichnamige Enkel dieses Ulrich hatte im Anfange des 15. Jahrh. den cölnischen Antheil an der waldeckischen Wetterburg inne, und baute denselben 1410 von Neuem. Mit seinen Söhnen Werner und Johann scheint das Geschlecht erloschen zu sein. Die Güter wurden zum größten Theil zersplittert. (*G. Landau.*)

ESCHELBACH, evangelisches Pfarrdorf im großherzogl. badischen Bezirksamte Wisloch, ¾ teutsche Meile gegen Südost von der Amtsstadt, im Hügellande, da wo es allmälig gegen den Odenwald ansteigt, 607 Fuß hoch über der Meeresfläche, bei dem Anfange eines Bächleins, das hier schon eine Getreidemühle treibt und ¼ Meile gegen West in die Angelbach fällt, mit 100 Häusern, 202 Familien und 1030 Einwohnern, deren 765 Evangelische, 208 Katholische und 57 Israeliten sind. Die Evangelischen besitzen die alte Lutherische Pfarrkirche, und die Katholischen, die im Rathshause eine Betstube haben, sind nach dem ¼ Meile gegen Nordost entfernten und 530 Fuß hoch liegenden Pfarrdorfe Balzfeld eingepfarrt. Die Einwohner bilden eine rein ackerbauende Gemeinde, verbessern in neueren Zeiten ihre Viehzucht und bauen dabei auf 160 Morgen auch Wein, der den Namen eines leichten und gesunden Tischweines hat. Ungemein viele dieser Landleute sind theils Leinweber, theils Schuster, in der näheren und ferneren Umgegend sehr gebraucht.

Der Ort liegt auf rheinfränkischem oder rheinpfälzischem Grunde und Boden, und ist das alte Ezzilsbach auf der Grenze des Kraichgaues und Elsenzgaues, schon lange vor dem J. 1071 eine Besitzung der fürstlichen Abtei Lorsch. Die hiesigen Hübner des Klosters mußten Früchte und Wein auf dem Neckar und Rheine hin und her fahren, sowie man es verlangte. Das Dorf war damals schon bedeutend und sein kleiner Bach setzte vier Getreidemühlen in Bewegung. Im J. 1257, in der Zeit, als Kurmainz das Fürstenthum Lorsch schon an sich gebracht hatte, verlieh Propst Konrad zu Lorsch des Klosters Güter zu Eschelbach und Michelfeld an Heinrich von Erenburg um sechs Pfund Heller jährlichen und ewigen Zinses, und nach diesem erscheint das berühmte rheinländische Herrengeschlecht von und zum Hirschhorn im erbbeständlichen Besitze dieser Güter: denn im J. 1294 bekräftigte Emerich, Bischof zu Worms, den schiedsrichterlichen Spruch, welcher den zwischen dem Kloster Lorsch und Herrn Hans von Hirschhorn wegen ebendieser Güter obwaltenden Streit dahin entschied, daß Hirschhorn von den genannten Gütern jährlich statt Zinses sechs Pfund Heller zahlen, das Kloster aber diesen Zins alle Jahre zu Eschelbach einfodern soll.

Das Patronatrecht der Kirche zu Eschelbach gehörte den Herren von Menzingen als lorscher Lehen; von ihnen hat es Ritter Engelhard von Hirschhorn der Alte nebst dem Pfarrsatze zu Rigolsheim, jetzt Reilsheim, im J. 1353 erkauft. Er verwendete nun im J. 1355 diese beiden, sowie seine Pfarre Mückenloch zur Erweiterung seiner Pfarrkirche zum heiligen Nazarius in Ersheim, wo das Stammbegräbniß seines Hauses war, indem er sie den drei daselbst von ihm gestifteten Altarpfründen einverleibte. Er hatte von Salemann, Bischofe zu Worms, in dessen Sprengel diese Kirchen gehörten, die Erlaubniß hierzu unter der Bedingung erlangt, daß er die Pfarreien Eschelbach, Mückenloch und Reilsheim durch gut besoldete Vicarien versehen lasse.

Im J. 1390 belehnte Erzbischof Konrad zu Mainz, aus dem uralten Geschlechte der Herren von Weinsberg, seinen Oheim, den festen Ritter Hans von Hirschhorn *), mit dem Dorfe Eschelbach und allen von dem Fürstenthume Lorsch herrührenden Hirschhornbesitzungen als rechten Mannlehen; und auch in dem Lehenbriefe, welchen Ritter Hans von Hirschhorn von seines Neffen Nachfolger auf dem heiligen Stuhle zu Mainz, dem Erzbischofe Kurfürsten Johann II. von Nassau, im J. 1414 über alle seine lorscher Lehen erhielt, wird das Dorf Eschelbach mit aller seiner Zugehörde genannt.

Als dieses uralte rheinländische Herrengeschlecht mit dem Tode Friedrich's von und zu Hirschhorn auf Zwingenberg, der Kurpfalz Erbtruchsessens, im J. 1632 am 22. Sept. erloschen war, fiel Eschelbach seinem Lehenhofe heim und wurde nicht wieder vergeben. Es blieb beim Erzstifte Mainz, bis es durch den Reichsdeputationsreceß vom J. 1802 zu den Entschädigungen des hochfürstlichen Hauses Hessen-Darmstadt geschlagen wurde; das es aber im J. 1804 nebst dem fast 2½ Meilen gegen Nordost entlegenen Dorfe Bargen und anderen Gütern an das Kurhaus Baden gegen die Stadt Wimpfen austauschte. Merkwürdig ist noch das Rathhaus zu Eschelbach, einst der Herren von Hirschhorn, wann sie hierher

*) Dieser Hans von Hirschhorn ist der berühmte Rechtsgelehrte dieses Namens, der Kurpfalz Hofmeister und Hofrichter, auch vieler Reichsstädte Rath und Helfer, und dessen jüngste Schwester des Erzbischofs Kurfürsten Konrad Mutter war.

kamen, Wohnung. Ritter Hans von Hirschhorn, Kaspar's Sohn, ließ es im J. 1495 in der Schweiz erbauen, von dort nach Eschelbach bringen und als Marstall aufschlagen. (*Th. Alfr. Leger.*)

ESCHELBERG, ESCHLBERG, 1) eine Herrschaft und Districtscommissariat im Mühlkreise des Erzherzogthums Österreich ob der Ens. In diesem Districtscommissariate befinden sich: ein Markt, 69 Dörfer, 1593 Häuser, 9889 teutsche Einwohner, 7 Herrschaften, 4 Landgüter, 6 Pfarreien und 16 Steuergemeinden. Es wird hier starke Spinnerei in Hanf und Flachs, Leinweberei und Eisenfabrication getrieben. 2) Ein zu dem Districtscommissariate gleiches Namens gehöriges Dorf, am Zusammenflusse des vorderen und hinteren Eschelbaches gelegen, vier Stunden nordwestlich von Linz gelegen, nach St. Gotthart (Bisthum Linz) eingepfarrt, mit einem auf einem Felsen gelegenen herrschaftlichen Schlosse, welches der Amtssitz des Commissariats ist, und eine Schloßkapelle besitzt, in der sich ein Altarblatt von Bergler und mehre Gräber der adeligen Familie Gera vorfinden, 29 Häusern und 129 Einwohnern, welche sich vom Feldbaue ernähren. (*G. F. Schreiner.*)

ESCHELBERG, 1) eine dem Grafen Anton Gundacker von Stahremberg gehörige Herrschaft im Mühlkreise des Erzherzogthums Österreich ob der Ens, zu welcher auch das Landgut Goldwörth gehört. 2) Ein eigenes Districtscommissariat desselben Kreises und Landes mit einem Pfleger, dessen Amtssitz zu Eschelberg ist; dasselbe erstreckt sich über 7 Herrschaften, 4 Landgüter, 6 Pfarreien, einen Markt, 69 Dörfer und 1593 Häuser mit 9889 Einwohnern. Der Steuerbezirk gleiches Namens umfaßt 20,238 topographische Nummern. 3) Ein zu dem gleichnamigen Districtscommissariate gehöriges Dorf, einerseits auf einem jähen Felsen, an dessen südlicher Spitze der vordere und hintere Eselbach sich vereinigen, andererseits auf einer ziemlichen Ebene gelegen, vier Stunden westnordwestwärts von Linz entfernt, nach St. Gotthart (im Dekanate St. Johann am Weinberg des Bisthums Linz) eingepfarrt, mit 29 Häusern, 129 Einwohnern, welche sich durch Landwirthschaft ernähren, einem aus dem 17. Jahrh. stammenden Schlosse, in dessen niedlicher Kapelle ein sehr schöner Salvator von Bergler und mehre sehenswerthe alte Grabsteine sich befinden, worunter sich jene des Christoph's (gest. 1609) und der Esther (gest. 1611) von Gera befinden, einem Brauhause und zwei Jahrmärkten. Eschelberg ist das Stammhaus der berühmten Grafen von Abensberg und Traun, welche eine eigene eschelbergische Linie bildeten, wobei Eschelberg an die Stahremberge kam. Hier lebte insbesondere Hans von Abensberg, durch welchen die Schlacht von Crecy für die Franzosen verloren ging. (*G. F. Schreiner.*)

ESCHELBRUNN, 1) evangelisches, sonst Lutherisches Pfarrdorf im großherzogl. badischen Bezirksamte Hoffenheim, fast eine teutsche Meile gegen Nordost von diesem Amtsorte und über 1 1/8 Meile von der standesherrl. fürstl. leiningischen Amtsstadt Sinsheim, wo sich der Sitz des großherzogl. Bezirksamtes Hoffenheim befindet; in einem angenehmen Thale des alten rheinfränkischen Elsenzgaues, 526 Fuß hoch über der Meeresfläche, an der Schwarzbach, welche hier die Äpfel- oder Neubach aufnimmt, und 3/4 Meile weiter gegen West in die Elsenz fällt; eine grundherrliche Besitzung des Freiherrn von Benningen zu Eichtersheim mit 137 Häusern, 167 Familien und 923 Einwohnern, deren 51 katholisch und nach Waibstad eingepfarrt sind.

Der hiesige evangelische Pfarrer hat auch die ehemalige reiche Mutterkirche zu Neidenstein als seine Tochter zu bedienen, und den Pfarrer selbst hat die Grundherrschaft zu setzen. Die hiesige Kirche ist neu und geschmackvoll erbaut, eine ältere Kirche auf den Wiesen längst eingegangen. Die landwirthschaftlichen Gebäude der Grundherrschaft sind weitläufig, und nächst dem Dorfe steht das Schlößchen, ehemals der ordentliche Rittersitz des Voigtjunkers. Auch befindet sich hier eine Säge-, Öl- und Stampfmühle und eine Getreidemühle.

Die Hauptnahrungsquellen der Einwohner sind Ackerbau und Viehzucht. Die Gemarkung umfaßt 2161 Morgen theils Ackerfeld und Waldung, theils Wiesen, Küchen- und Obstgärten, und Weinberge, wovon das erste 2/3, die beiden ersten zusammengenommen 7/8, die letzten den kleinsten Theil der Gemarkung einnehmen, etwa 273 Morgen im Besitze der Grundherrschaft sind, gegen 162 Morgen von der Grundherrschaft als Erbbestandsgut rühren, und der Nonnenhof über sieben Morgen groß der geistlichen Güterverwaltung zusteht. Den großen Zehnten bezog die Grundherrschaft zu 3/4 und die Schaffnerei Lobenfeld zu 1/4, den kleinen die Grundherrschaft zur Hälfte und die andere Hälfte der Pfarrer, den die Grundherrschaft zu setzen und zu besolden, auch Kirche und Pfarrhaus zu unterhalten hat, den Weinzehnten in einem Bezirke die Grundherrschaft allein, in einem anderen dieselbe gemeinschaftlich mit der Pfarrei Waibstadt, und im dritten der evangelische Schullehrer unter dem Namen des Meßnerzehntes.

Eschelbrunn ist das alte Aschinbrunnen, wo im 21. königlichen Herrscherjahre Karl's des Großen, im J. 789, der Franke Folkrich für das Seelenheil seiner Reginsuinde 14 Morgen Ackerfeld, das theils hier, theils in dem 1 5/8 Meile von hier gegen Nordwest entfernten Retigheim im Kraichgaue lag, dem Gotteshause Lorsch schenkte. Der Pfarrsatz des Ortes ging von dem Herrschergeschlechte Hohenlohe zu Lehen. Das Lehen erwarb im J. 1358 Peter von Muren, Propst zu Wimpfen, nach diesem die Edeln von Zwingenberg, dann die Edeln von Landschaden, welche es im J. 1496 noch besaßen. Der Ort selbst gehörte schon in alten Zeiten den Edeln von Benningen und schon Eberhard von Benningen, Albrecht's II. Vater, der im J. 1393 starb, nannte sich zu Eschelbrunn. Es blieb bei diesem edeln Geschlechte, bis es Anna, Euchar's von Benningen zu Eschelbrunn, der im J. 1505 starb, ältere Tochter, ihrem Gemahle, dem kurpfälzischen Marschalle Jochem von Seckendorf, zubrachte, der auch den Theil, den Ludwig, Graf von Löwenstein und Herr zu Scharfeneck, ein Enkel des Pfalzgrafen Kurfürsten Friedrich's I. des Siegreichen,

besaß, es war der Pfarrsatz mit Zugehör, erkaufte, und bei dem Lehenhofe, Speier, erwirkte, daß das Ganze, sonst ein Mannlehen in ein Kunkellehen umgeändert wurde. Christoph von Seckendorf, des Vorgenannten Enkel, der im J. 1562 ohne männliche Nachkommenschaft starb, hinterließ aber drei Töchter, Helene, die an Friedrich von Elz, Sibylla, die an Pleykard Landschaden von Steinach und Marie Elisabeth, die an Wiprecht von Helmstatt vermählt war. Durch diese nun und ihre Nachkommen kam das Lehen in mehre und viele Hände zugleich, durch die elzischen Nachkommen auch an die Edeln Cappler von Öden genannt Bautz und an das alte rheinländische Geschlecht von der Fels, durch beide letztgenannten aber in einen langwierigen Rechtsstreit wegen der Erbfolge, der zwar im J. 1688 vom Reichskammergerichte zu Wetzlar zu Gunsten der von der Fels entschieden wurde, aber nicht ruhete. Ja das Lehen wurde sogar im J. 1734 von dem Lehenhofe als heimgefallen erklärt und von dem Fürstbischofe zu Speier, Cardinal Damian Hugo von Schönborn, seinem Bruder Rudolf Franz Erwein, Grafen von Schönborn, verliehen, bis endlich die Cappler von Öden ihr Nachfolgerecht durchsetzten und zum Besitze des ganzen Dorfes mit Zugehör gelangten. Im J. 1759 verkaufte aber Eberhard Dietrich, Cappler von Öden, das ganze Lehen an Karl Philipp, Freiherrn von Venningen, um 42,000 Gulden und Übernahme verschiedener Schulden, von welcher Zeit an dieses freiherrliche Geschlecht der alleinige Besitzer ist.

2) Im großherzogl. badischen Oberamte Pforzheim, s. d. Art. Öschelbrunn, Encykl. 3. Sect. 2. Th. S. 114. (*Th. Alfr. Leger.*)

ESCHELKAM, ESCHELCHAM, ein Marktflecken an der Straße von Cham nach Böhmen, am Flüßchen Champ, im bairischen Landgerichte Kötzting, mit 75 Häusern, 540 Einwohnern, einem katholischen Pfarramte, einem Rathhause und zwölf Bierwirthshäusern. Das ehemalige Schloß daselbst, Grenzfeste gegen Böhmen, wurde von dem schwedischen Obersten Tupodel im J. 1633 erobert und zerstört. Der schwedische General Banner plünderte und verwüstete diesen Markt im J. 1641, auf seinem Rückzuge aus der Oberpfalz. Die schon im J. 1330 erhaltene Marktgerechtigkeit dieses Ortes wurde vom Kurfürsten Ferdinand Maria im J. 1672 erweitert. (*Eisenmann.*)

ESCHELS-KROON (Adolf), geb. zu Nieblum im Westertheil der Insel Föhr den 9. März 1736. Als Kaufmann ging er nach Ostindien, wo er 18 Jahre lang verweilte, Anfangs mit Handelsunternehmungen beschäftigt, von 1766 aber bis 1777 als Resident der holländisch-ostindischen Compagnie zu Ayerbangies auf der Insel Sumatra. Nach seiner Rückkehr nach Europa lebte er einige Zeit in Hamburg, in den J. 1782—84 wieder in Ostindien als königl. dänischer Agent, die letzte Zeit seines Lebens aber in Kiel, wo er den 18. Oct. 1793 starb. Seine Muße wendete er zu schriftstellerischen Arbeiten an. Zu Hamburg erschien 1782 seine Beschreibung der Insel Sumatra, besonders in Ansehung des Handels und der dahin gehörigen Merkwürdigkeiten. Diese Beschreibung, welche viele Unrichtigkeiten früherer Schriften berichtigt, erschien ins Holländische übersetzt mit einer Vorrede von Schirach zu Harlem 1783. Nach einer Beschreibung der Küste von Sumatra und der europäischen Handelsniederlassungen daselbst, wird von dem Handel der Engländer und Holländer, von dem indischen Handel im Allgemeinen gehandelt, und eine Geschichte der holländischen Niederlassung insbesondere hinzugefügt. Die beigefügte Karte ist sehr gut. Seit 1781 lieferte er sehr interessante Beiträge zu Schirach's politischem Journal: über den gegenwärtigen Zustand der vornehmsten Inseln im indischen Ocean, besonders Borneo; Beschreibung der Insel Banda, der Insel Amboina und der zehn andern Nelkeninseln; der Insel Ceylan (einige Nachrichten über dieselbe auch in den Hamburger Adreßcomtoir-Nachrichten 1796. Nr. 6—8); über die Handelsplätze der malabarischen Küste; über das Vorgebirge der guten Hoffnung und Briefe über seine ostindische Reise. Im dritten Bande der Handlungsbibliothek von Büsch und Ebeling steht sein Bericht an den Kronprinzen Friedrich von Dänemark, die Nikobaren oder Friedrichsinseln und den dort zu errichtenden Handel der Dänen betreffend. (*H.*)

ESCHEM, in der Religion der alten Perser einer der mächtigsten Dews. Sein Name bedeutet Grausamkeit mit Glanz, mit der Grausamkeit glänzende. Er ist der Dew des Neides, ganz Bosheit, der Hauptfeind des von Ormuzd geschützten Volkes. Ihm sind sieben Kräfte des Bösen zur Zerrüttung der Lebendigen gegeben. Er eroberte nach dem Bundehesch (XXIX Zend-Av. 3. Bd. S. 108) sechs Keschvars (Theile) der Erde und nur der siebente, Khumerets, wo das Lichtgesetz herrschte, widerstand. Dennoch hatte er auch die Keans geschlagen. Sein Charakter ist Lüge, Unreinigkeit, Fäulniß und Tod. Jede Lust des Bösen wird von ihm angeregt, aber man kann ihn durch viermalige klare Aussprechung gewisser siegreichen und Gesundheit bringenden Gebete wieder vertreiben. Er schuf den Dew Odjesch und den Dew Ode. Sein Gegner im Kampfe mit dem Guten ist der erste und mächtigste der Izeds, Serosch. Aber beim Untergange der Welt und der Vertilgung des Bösen wird er mit Serosch vereinigt wieder zum Lichtwesen und stimmt mit ihm Lobpreisungen des Ormuzd an. Im Vendidad (Farg XVIII Zend-Av. 2. S. 372) wird eine Unterredung zwischen ihm und Serosch über die Erzeugung der Dews angeführt. Serosch fragt: wenn du empfängst, geschieht das nach leiblicher Vermischung mit Jemand in der Körperwelt? Nein, antwortet der Dew; ich empfange ohne Fleischesvermischung; ich täusche auf vielerlei Art und dadurch empfange ich, wie eine Frau vom Manne. Wenn ein Mensch in dieser Welt Güter auf Güter häuft und der heiligen und reinen Hand des Gerechten nicht davon mittheilt, so empfange ich wie eine Frau durch Umgang mit dem Mann. Welche Handlung, fragt Serosch weiter, setzt die Menschen über dich? Wenn der Mensch, erwiedert Eschem, von den Gütern, die er gesammelt, der reinen und heiligen Hand des Gerechten mittheilt,

so erschlägt er die Frucht, die ich empfangen habe, wie ein Wolf der Mutter ihr Kind wegreißt und verzehrt. Alles Unglück und Elend also, was die Menschen trifft, sind die Kinder Eschem's. Sie werden empfangen, wenn der Mensch sich zu Übelthaten und lasterhaften Gesinnungen verführen läßt; wendet er sich aber wieder zum Guten, so werden sie vernichtet. Obgleich dieser Dew nicht unter den Erzdews aufgeführt wird, so ist doch in den heiligen Schriften der Parsen von keinem mehr die Rede als von ihm. (*Richter.*)

ESCHEN (F... A...), geb. zu Eutin 17.., ein Schüler und würdiger Nacheiferer von Voß, hatte sich so eben durch seine Übersetzung des Horaz (Lyrische Gedichte, übersetzt und erläutert, Zürich 1800. 2 Th.) höchst vortheilhaft bekannt gemacht und für die Zukunft Erwartungen erregt, als ihn in der Blüthe seiner Jahre der Tod auf eine schreckliche Weise hinwegraffte. Auf einer Fußreise durch die Schweiz kam er auf dem Wege nach dem Berge Buet im Chamounithale in eine enge, über 100 Fuß tiefe, mit einer Eiskruste bedeckte Bergspalte, in die er, da das Eis unter ihm brach, hinabstürzte. Außer einem Führer begleitete ihn sein Freund Ziemßen, der Alles aufbot, den unglücklichen Freund aus der Kluft herauszubringen. Erst am dritten Tage gelang dies durch die Bemühungen eines Führers aus Servoz und der Gehilfen desselben. Man fand an dem Körper drei wahre Rippen zerbrochen und das Brustbein eingedrückt, sodaß man vermuthen konnte, sein Tod müsse augenblicklich erfolgt sein, als er hinabgestürzt war. Zu Servoz wurde er beerdigt, und ein Denkmal bezeichnet die Stelle, wo der ebenso liebenswürdige als hoffnungsvolle Jüngling seinen frühen Tod fand — am 7. Aug. 1800. (*H.*)

ESCHEN, ein Dorf im Rheinthale im Landgerichte Bregenz, in der Pfarre Sulzberg des Vorarlbergischen auf dem sogenannten Eschnerberge, dem muthmaßlichen Wohnorte der Eschionen des Strabo, in dessen Nähe das Stammschloß der Herren von Schellenberg steht, die erst vor einigen Jahren in der Person des Freiherrn Joseph Anton von Schellenberg in Hüfingen ausgestorben sind. Die Besitzer des Dorfes erscheinen bereits im 9. Jahrh., von welcher Zeit an es immer im Besitze der genannten Familie verblieb. Der Ort hat eine Schule und ist dicht an der Grenze des Fürstenthums Liechtenstein. (*G. F. Schreiner.*)

ESCHENAU, ein zum Pfleggerichte Tarenbach gehöriges Dorf im Pinzgaue des Herzogthums Salzburg, in der Gegend gleiches Namens auf einem hohen Abhange des eschenauer Berges, über dem rechten Ufer des Dientenbaches, im Norden der in der Tiefe dahin rauschenden Salzach in malerischer Gebirgsumgebung gelegen, über eine Stunde ostnordostwärts von dem Markte Tarenbach entfernt, mit 19 Häusern, 105 Einwohnern, einem ganz isolirt gelegenen katholischen Vicariate, welches im J. 1744 entstand, unter landesfürstlichem Patronate steht, von einem Priester besorgt wird und zum tarenbacher Dekanate des Erzbisthums Salzburg gehört, einer Schule und einer am steilen Bergabhange gelegenen, architektonisch höchst merkwürdigen, der heil. Margaretha geweihten katholischen Kirche von altteutscher Bauart. Sie hat einen 90 Fuß hohen Sattelthurm und sehenswerthe Glasmalereien an den Fenstern. Am interessantesten ist auf einer der Glastafeln die Abbildung eines geharnischten Mannes, welcher den Stifter dieser Kirche vorstellen soll. Im J. 1809 hatten die k. k. österreichischen Truppen hier ihre Vertheidigungslinien gegen die Baiern aufgestellt. (*G. F. Schreiner.*)

ESCHENBACH, ein bairisches Landgericht im Obermainkreise, mit 16,500 Einwohnern in 1466 Familien, auf 12 □Meilen. Eschenbach, auch Stadt-Eschenbach, ein Städtchen im bairischen Landgerichte Eschenbach, mit vier Kirchen, 200 Häusern, 1500 Einwohnern, einem Schlosse, den Sitzen des gleichnamigen Landgerichts, eines katholischen Pfarramtes, eines Magistrates, einem Rathhause zwischen zwei Brunnen, einer Tuchmanufactur, zwei Thongruben, bedeutender Viehzucht und verschiedenen Gewerben. Das Städtchen hat Mauern und Thore, und ist von Grafenwörth 1½ und von Kirchenthumbach zwei Stunden entfernt. Der Ort hieß ehemals Münchs-Eschenbach wegen der schon im J. 1226 urkundlich bekannten Pfarrei, welche Herzog Ludwig der Strenge im J. 1285 dem Kloster Speinshart geschenkt hat. Eschenbach, welches früher ein Markt war, erscheint als Stadt schon vor der ersten Hälfte des 14. Jahrh.; es ist der Geburtsort des berühmten Wolfram von Eschenbach, der auch in der St. Wolfgangskirche ein Grabmal hatte, welches aber bei Einlegung derselben vor 20 Jahren zertrümmert wurde. (*Eisenmann.*)

ESCHENBACH (Wolfram v.), einer der ersten epischen Dichter nicht blos des 13. Jahrh., sondern des ganzen teutschen Mittelalters, geboren in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh., wurde sonst unter den mannichfachen altedeln Geschlechtern derer von Eschenbach, jenen bekanntesten, in die Ermordung des Königs Albrecht verwickelten und dadurch fast vertilgten schweizerischen Freiherren von Eschenbach beigezählt [1]); es ist indessen jetzt

---

1) Schon Spangenberg, in Hanemann's Anmerkungen zu Opitz, Prosodie 146, und nach ihm Omeis, Dichtkunst (1704) 19 u. A. In der Singschule bei Gottsched 188:

Die vor etlich hundert Jahren eben
Zum Theil gewesen seind im Leben.
Herr Wolfram von Eschenbach,
Als Klingesohr; und bald hernach
Ein Ritter aus dem Schweitzerland;
Desgleichen auch Herr Feidebrand.

In der meistersängerischen Mähre vom wartburger Sängerkriege bei Spangenberg wird Eschenbach gradezu vom Teufel „ein grober Schweitzer" genannt. Bodmer und Johann von Müller behaupteten ihn als Landsmann. Das Stammhaus der Freiherren von Eschenbach ist nach Leu's Helvet. Lexikon der Ort Eschenbach, vormals Stadt, jetzt Dorf, im lucernischen Amte Rothenburg. In den schweizerischen Urkunden, Wappenbüchern und Geschlechtsregistern kommt nirgends ein Wolfram vor. Außer diesen Schweizerfreiherren gab es ein märkisches, schwäbisches, hessisches und zu Nürnberg und Ulm ein alt rathsfähiges Ebner von Eschenbach'sches Geschlecht, deren Wappen bei Siebmacher, Spener, Opus Heraldicum, und in Rudolphi's neuvermehrte Heraldica curiosa (Frankfurt und Leipzig 1718) abgebildet sind, welche jedoch mit dem unseres Eschenbach nicht die geringste Gemeinschaft haben.

nicht mehr zweifelhaft, daß er dem fränkischen, oder bestimmter nordgauischen, nach dem jetzigen Städtchen Eschenbach bei Ansbach benannten Stamme angehört [2]). Er selbst weist uns in seinem Parcival (121, 7)

„ein prîs, den *wir Beier* tragn,
muoz ich von Wâleisen sagn:
die sint törscher denne Beiersch her.

nach Baiern, als seinem Heimathlande, hin, und zu seiner Zeit, wie jetzt wieder, ward der Nordgau zu Baiern gerechnet. Nicht blos viele Spracheigenheiten und örtliche Beziehungen bestätigen diese seine Heimath, sondern auch der Dichter des Titurel; Cap. VI. Str. 633; Cap. XXXV. Str. 5138; Cap. XXXVI. Str. 5348 u. s. w., und der freilich weit jüngere Pütterich von Reicherzhausen nennen ihn mehrfach Wolfram von Eschenbach und Pleienfelden, welcher letztere Marktflecken um etwa zwei Meilen von jenem Eschenbach entfernt liegt. Auffallend ist jedoch, daß weder Wolfram selbst, noch irgend einer seiner Zeitgenossen oder sonstige Urkunden, selbst nicht der Wartburgkrieg dieses Pleienfelden mit Wolfram in Verbindung setzen. Nach den Klagen Wolfram's über seine Armuth läßt sich kaum annehmen, daß er sich eines so ausgedehnten Besitzthums zu erfreuen gehabt habe, ja es war im 12. Jahrh. Pleienfelden das Stammhaus einer eigenen Familie dieses Namens, und ein Burkhart von Pleienfeld war im J. 1378 Domherr zu Eichstädt (*Falkenstein*, Monum. Nordgav. II, 324. 425). In den Monumentis Boicis kommt keine Familie von Pleienfeld vor, dagegen eine Menge von der Familie Eschenbach vom 12. Jahrh. an, erwähnt werden, worunter jedoch weder ein Wolfram, noch auch bei einem die Verbindung mit Pleienfelden bemerkt wird.

Daß Wolfram selbst die Ritterwürde, die bekanntlich nur persönlich war, erlangt hat, beweist außer seinem eigenen Zeugnisse, die ihm von Zeitgenossen und Nachkommen beigelegte charakteristische Bezeichnung her [3]); daß er aber auch aus ritterbürtigem Geschlechte entsprossen, und sein Vater und Großvater schon die Ritterwürde erlangt hatten, möchte seine Bemerkung im Parcival V. 115, 11: schildes ambt ist mîn art, kaum zweifelhaft lassen. Schildesamt (ordo militaris) war schon zur Zeit Friedrich's I. die Bezeichnung für die Ritterschaft als eine besondere Genossenschaft (s. Eichhorn, teutsches Privatrecht, §. 53). In dem Worte art liegt aber nicht blos der Begriff des gegenwärtigen Standes Wolfram's, sondern zugleich dieses Standes mit Rücksicht auf seine Geburt und Abstammung; von arde, d. h. von Geburt. Ebenso hat er auch dem Adelstande angehört, der nicht nothwendig mit dem Ritterstande verbunden war. Er selbst nennt sich „von Eschenbach" und die Familiennamen wurden damals nur von dem Grundbesitze genommen; er oder seine Familie besaß, wie er gleichfalls zum Öfteren anführt, ein Schloß (hûs) mithin adeligen Grundbesitz. Als Ritter, sowie als zum Roßdienste bereiten Adeligen stellt ihn auch das Bild bei seinen Minneliedern in der Manessischen Sammlung dar: ganz im Ringpanzer, darüber den Wappenrock mit umgegurtetem Schwerte, das Haupt im geschlossenen Helme, den Schild in der Linken, das Banner in der Rechten, steht Wolfram vor seinem gesattelten mit tief herabhängender Decke (covertiure) gezierten vorschreitenden Rosse, welches ein rechts neben ihm stehender Knabe (garzun) in einfachem Gewande am Zaume hält, und an den Nüstern streichelt (s. die Abbildung verkleinert im Altteutschen Museum von Büsching und Hagen). Im rothen Schilde führt er zwei weiße, mit dem Rücken gegen einander gekehrte, axtähnliche oder fahnenartige Figuren, ebenso auf dem Helme, im Banner und auf der Roßdecke. Am nächsten kommt diese Abbildung dem neueren Wappen der oberpfälzischen nordgauischen Eschenbache, welche Wolfram zu ihren Ahnen zählen; diese haben nach Rudolphi, der den Siebmacher zum Grunde legte (Neuvermehrte Heraldica curiosa. 1718. I, 112) drei aufwärts nach der linken Seite gekehrte, hintereinandergesetzte silberne Messer im rothen Schilde. Ebenso *Spener*, opus heraldicum, Francof. 1777. p. 279: tres cultri, sed cuspidibus repansis *argentei* in palorum modum locati in *rubea* parma gestat Eschelpach (Bavarus). Die silberne Figur im rothen Felde, als das Wesentlichste am Wappen, stimmt hiernach mit dem Manessischen Codex; und erwägt man die äußerst rohe Zeichnung, die noch jetzt die Bleistift- und Federunterzeichnung und Verzeichnung an einigen Stellen sichtbar werden läßt, so liegt es nahe, daß bei fortschreitender Zierlichkeit und Kunst in der Wappenmalerei die Figuren des Manessischen Codex mit der Zeit die Gestalt annehmen konnten, welche wir in den jüngern Wappenbüchern finden. Unwesentlich ist dabei die differirende Zahl der Messer, da z. B. im französischen Wappen dieselbe Linie bald eine, bald willkürlich mehre Lilien führt. Mit den Wappen aller andern Eschenbach'schen Linien hat jene Zeichnung des Manessischen Codex nicht die geringste Ähnlichkeit; denn die märkische Familie führt sieben Banden im Schilde, zwei blaue, zwei rothe und drei weiße; auf dem Helme rothe

---

2) Noch zahlreicher als die adeligen Geschlechter sind die Orte, welche den Namen Eschenbach führen. So gab es im pago Alemannorum ein Aschebach. Im Thurgau ein Eskinbach (*Goldast*, Rer. Germ. T. I. p. 41). In der Germera marca in Thüringen (*Leibnitz*. Script. rer. German. II, 375); Eskimbach, jetzt Eschwege (Corp. Trad. Fuld. bei Schannat S. 216 und Acta Kitzingensia. p. 550); im Nitigau in Franken am Nied (Nidda) ein Aschebach, jetzt Eschebach, aus Trad. Laurisham. Im Saalegau an der Saale in Franken Aschynebach, Eschinabach, jetzt Aschenbach bei Saaleck; Ober- und Nieder-Eschenbach, zu Mainz gehörig (*Joann*. Rer. Mogunt. T. II. p. 471); Eschbach im Westerwalde (ebendas. I, 959). In der Wetterau eine aschebacher Marke. Ferner: Eschbach, katholisches Pfarrdorf, nicht weit von Landau; Eschelbach am Neckar im Badischen; Windisch-Eschenbach an der Nabe im oberpfälzischen Gerichte Tirschenreit; Eschenbach an der Schnabelweide in der Oberpfalz; Eschenbach, Pfarrdorf und Schloß im nürnbergischen Pflegamte Hersbruck; Eschenbach, Marktflecken in Franken, zum ehemaligen teutschordenischen Amte Ellingen gehörig. 3) So nennen ihn u. A. Wirnt von Grafenberg (1212) im Wigalois V. 6343; Reinbot von Dorn (um 1230) im heil. Georg V. 39 und 694; Ulrich von Turlin (1247) im heil Wilhelm, Ausg. v. Casparson S. 3 a; Rudolf von Montfort (1254) im heil. Wilhelm; ferner der Wartburgkrieg, Lohengrin, Konrad von Würzburg, Lupolt Hornburg, Peter Suchenwirt u. a. m.

Mütze mit ebenso dreifarbigen Federn. Die hessische Familie hat im weißen Schilde einen schwarzen wellenförmigen Schrägstreif; die schweizerischen Freiherren führen im weißen Felde ein schwarzes Kreuz, das an jeder Spitze zwei, wie Hörner auswärts gekrümmte Haken hat, die sich auf dem Helme wiederholen; das Wappen der schwäbischen Familie gleicht dem märkischen; die Ebner von Eschenbach zu Nürnberg führen im Schilde zehn blaue und goldene Sparren, und auf dem Helme zwei solche Büffelhörner, jedes mit fünf silbernen Straußfedern. Ein ganz anderes Wappen unsers Eschenbach will jedoch der Ritter Jacob Püttrich von Reicherzhausen (Mitte des 15. Jahrh.), der ein leidenschaftlicher Literatur- und Alterthumsfreund war, und deshalb manchen Spott von den Hofleuten erdulden mußte, gesehen haben, wie er in seinem poetischen Sendschreiben, worin er seine Bibliothek beschreibt [4]) (dem sogenannten Ihrenbriefe) berichtet; er sagt St. 127:

> Darumb sey immer ehr
> Uund lob gesagt Wolfram dem hochbekannt,
> Mit tichtes Khunst so gar in taitschen welden,
> Das im Helldt nit geleichet, ich mein von Eschenbach unnd Pleienfelden.
>
> 128. Begraben unndt besarckt
> Ist sein gebein das edl
> In Eschenbach dem Marckt,
> In unser Frauen Minster hat er sedl,
> Erhabens grab, sein schilt darauf erzeuget
> Epitafium besunnder, das unns die Zeit seins sterbens gar abtreuget.
>
> 129. Verwapent mit ainem hafen
> Im schild, auf helm begarb;
> Ja muest' er schnelle drafen,
> Der uns erfur der selben clainot farb.
> Ein Pusch auf Helm der hafen hat umbraifet.
> Als mir das kham zu melde, mein fart dahin mit reuten wart geschwaifet.
>
> 130. In manig Khürchen ferte
> Suecht ich den Ritter edl;
> Zwaintzig meilen herte
> Rait ich dahin, das wag ich, als ein medl,
> Darumb das ich die stat seiner grabnüs saehe,
> Unndt durch mein Pedt andächtig in fronem reich im Gott genädig jaehe.

Nach diesem ungefugen Teutsch zeigte der Grabstein das Wappenschild des Dichters, und enthielt außerdem eine Grabschrift (epitafium), die aber nicht die Zeit seines Todes angab; auch die Farben des Schildes waren nicht mehr zu erkennen. Nach alter Sitte war also der Stein farbig bemalt gewesen. Auf dem Helme ganz oben war ein Topf, aus welchem der Helmbusch hervorging, und im Schilde gleichfalls ein Hafen. Die Hafner von Suntheim (Siebmacher II, 96) haben ein dieser Beschreibung vollkommen entsprechendes Wappen. Außerdem steht Püttrich's Beschreibung ohne irgend einen Anhalt an andere Eschenbach'sche Wappen. Jedoch ist v. d. Hagen (Briefe in die Heimath. I. S. 57) in Besitz der Copie eines Wappens von Eschenbach mit der Aufschrift, die offenbar aus dem Wigalois, V. 6343, entnommen und sprüchwörtlich geworden ist:

> „Wolfram, Freiherr von Eschenbach,
> Laienmund nie baß gesprach."

Das Original dieser Copie ist wahrscheinlich in der Pergamenthandschrift Cgm. 145 (Wappenbuch in den Jahren 1480—1493 von Konrad von Grünenberg zu Constanz, „aus den alten Blättern, Büchern und Gemälden der Gotteshäuser aufgezeichnet") fol. 189, auch in der etwas jüngern Papierhandschrift Cgm. 931. fol. 69 auf der münchener Bibliothek, wovon Schmeller (Abhandlungen der münchener Akademie, 1837) eine Abzeichnung gegeben hat, welcher Püttrich's Beschreibung genau entspricht, und weshalb Schmeller auch unserm Wolfram dieses Wappen beilegt. Allein schon der verdächtige Beisatz „Freiherr" ist ein Zeichen der Unsicherheit dieser Autorität, und da die Zeichnung jünger als Püttrich (1452) ist, so kann es Grünenberg sehr wol nach dessen Beschreibung haben malen lassen. Dagegen führen die oberpfälzer Eschenbache einen Affen mit rothem Spiegel in der Hand als Helmschmuck, und Büsching (Altt. Mus. I. S. 15) stellte daher die Ansicht auf, statt hafen sei affe zu lesen, wie überhaupt Püttrich mit dem spiritus asper sehr freigebig sei; indessen sagt dieser ausdrücklich, der hafen sei auch im Schilde, sodaß diese Conjectur nicht wol durchzuführen ist. — Da auch in andern Fällen der Manessische Codex die Wappenzeichnungen der Dichter erweislich richtig angibt, so wird in diesem Punkte ihm, als der älteren Urkunde, auch die größere Glaubwürdigkeit beigelegt werden müssen.

Die Klage über die Ungerechtigkeit des Erstgeburtsrechts, womit Wolfram die Geschichte von Gamuret beginnt, die bestimmte Hindeutung, daß auch in Teutschland ein Ort sei, wo dies wunderliche Wesen (fremdin zeche) Bestand habe, und der Jammer, daß das Alter des Nachgebornen deshalb oft in Noth darben müsse, weil dem Erstgebornen alles Gut allein anheimfalle (Parc. 27, 5—21) lassen darüber kaum einen Zweifel, daß auch er Gamuret's Schicksal getheilt, und nicht der erstgeborene Sohn seines Hauses gewesen sei. Zu besonderem Reichthume kann er auch später sich nicht aufgeschwungen haben, wie die oft wiederholten Klagen über seine Armuth bestätigen, die so naiv als rührend ihm entschlüpfen, wenn er die Pracht und den Reichthum der Helden seiner Gedichte beschreiben muß. Bei Schilderung der Hungersnoth in Pelrapeire gesteht er offen:

> Dâ heime in mîn selbes hûs
> Dâ wirt gefreut vil selten mûs.
> Wan diu müese ir spise steln:
> Die dörfte niemen vor mir heln:
> Ine vinde ir offenliche niht.
> Alze dicke daz geschiht
> Mir Wolfram von Eschenbach,
> Daz ich dulte alsolch gemach.
>
> (Parc. 185, 1—8.)

Die Schilderung der Gralsburg und ihrer Pracht entlockt ihm den Schmerzensausruf:

> Diu kemenâten was alsô gehêret —

4) Püttrich von Reicherzhausen, herausgegeben von Adelung. (Leipzig 1788. 4.) S. 26. 27.

Daz mich mîn armuot immer müet,
Sît d' erde alsölhe rîcheit blüet.
(Parc. 242, 28.)

Wäre es erlaubt, den Wartburgkrieg als beglaubigte Quelle anzunehmen, so wüßten wir mehr über Wolfram's äußere Lebensverhältnisse. So erzählt er, wie er zu Maasfeld (am linken Ufer der Werra bei Meiningen) an glänzendem Feste edler Ritter und schöner Frauen durch den Grafen von Henneberg mit Roß und Gewand ausgerüstet worden, und den Ritterschlag empfangen habe. Nach seinem eigenen Zeugnisse aber finden wir ihn auch wirklich bald im Dienste reicher Herren, wenn auch nicht als Lehensmann, doch als Ritter am Hofe von Eisenach, und mit wechselndem Aufenthalte (Parc. 17, 12. 184, 27) bei andern Großen. Parc. 184, 4:

Mîn hêrre, der *gråf von Wertheim*
Waer ungern soldier dâ gewesn;

Die nach der Stadt Werthheim am Zusammenflusse des Mains und der Tauber, 12—15 Meilen von Eschenbach, und dem Gebiete umher benannten alten Grafen waren mächtig im Lande, und von ihnen erscheinen 1168 Gerhard und Hermann auf dem Reichstage zu Würzburg (Buddeus, histor. Lexikon). Er gedenkt der fröhlichen Ritterspiele zu Abenberg (Parc. 227, 7—16), dem Schlosse und Städtchen in der Nähe von Eschenbach, das ehemals zum Fürstenthume Eichstädt gehörte, Sitz der alten Grafen von Abenberg, Wernfels, Spalt und Pleinfeld, von denen einer der letzten Friedrich (gest. 1230) und Adalbert, Stifter des nahen Klosters Heilsbronn, vielleicht der Vater jener acht Töchter sein mag, die im Wartburgkriege und Lohengrin als Hoffrauen der Landgräfin von Thüringen genannt werden. Weiterhin wird die schöne Antikonie, deren Reize dem Gawan gefährlich wurden, mit der Markgräfin verglichen, deren Schönheit vom Hertstein über all die Marken leuchtet, und deren Trauter glückselig gepriesen wird (Parc. 403, 29). Markgrafen von Hertstein sind gar nicht bekannt; indessen fodern die Worte auch nicht, daß die dort wohnende Markgräfin auch nach dem Hertstein benannt war. Nun finden sich weit umher keine anderen Markgrafen, als die von Vohburg und die von den alten Markgrafen des Nordgaues stammenden Markgrafen von Hohenburg; und obgleich erst durch des letzten Hohenburgers (1205) Witwe Mechthild's Vermählung mit Diepold von Vohburg (1210—1212) der Markgrafenname auch stets mit Hohenburg vorkommt, so wechselt er doch auch früher schon manchmal mit dem einfachen Grafentitel. Demnach möchte die reizende Markgräfin wol diese junge Witwe, die Mutter des Minnesängers und Markgrafen von Hohenburg, sein. Zwar will sich kein Hertstein unter den zu Hohenburg gehörigen Schlössern finden, doch kommt später (1268) dieser Name in der Oberpfalz in der Nähe von Hohenburg vor. Denn nach Lang (regesta III, 299) vertauscht Rupertus (miles de Hertenstein) zu Vilsegge an der Vils mit den Nonnen in Engelthal das Patronatrecht in Eschenbach, das wol das oberpfälzische sein möchte (v. d. Hagen, Minnesänger III. S. 201). Die Herren von Wildberg, Dienstmannen von Hohenburg [5]) (Parc. 230, 17) und die Grafen von Truhendingen scheinen unserm Dichter gute Gastfreundschaft gewährt zu haben, denn bei Erwähnung der Hungersnoth in Pelrapeire gedenkt er der truhendinger Schmalzkuchen mit Wohlgefallen (Parc. 184, 24). Hohentruhdingen ist ein im Markgrafthume Ansbach belegenes Bergschloß und Amt, das sonst eine Grafschaft gewesen, und nach dem Tode der beiden Brüder Otto und Konrad theils an die Burggrafen von Nürnberg, theils an das Kloster Landheim gelangt ist (1366) [6]). Auch außerdem zeigt sich Wolfram als einer, der sich in der Heimath und auch in der Fremde wohl umgesehen hat. Oft erwähnt er den Spessart, Schwarzwald, Odenwald, den Rhein, die Donau, das Lechfeld; die Kauffrauen von Tollenstein (Parc. 409, 8), welche zu Fastnacht gar lustigen Mummenschanz trieben, haben im Marktflecken Dollenstein an der Altmühl, vier Meilen von Pleinfelden, gehauset. Die Blechhauben von Beratzhausen an der Laber, die breiten Flachsschwingen von Nördlingen am Rieß (Willeh. 295, 16) etwa sechs Meilen von Pleinfelden, der ganze Sand [7]), der Zinsel von Regensburg, Gemälde aus den Schulen von Cöln und Mastricht, Tuch von Gent, selbst der Wein von Botzen (Willeh. 136, 10) sind ihm nicht unbekannt.

Herrmann, Landgraf von Thüringen, und sein Hof zu Eisenach und Wartburg war um 1200 der Mittelpunkt höfischer Ritterlichkeit und Poesie. Mit seinem Bruder Friedrich hatte Herrmann die Hochschule zu Paris besucht, und von dort die Liebe zur Dichtkunst mitgebracht, die er durch Unterstützung bedeutender dichterischer Geister bethätigte, so den Albrecht von Halberstadt, den Herbert von Fritzlar und Heinrich von Veldek. Dieses seines berühmten Vorgängers im Epos gedenkt Wolfram stets mit hoher Achtung, beklagt wiederholentlich seinen für die Kunst zu frühen Tod und entnimmt gern aus seiner Eneit Beispiele und Gleichnisse (Parc. 292, 18. 419, 11. 404, 29. 504, 25—28. 589, 8. Willeh. 76, 23. 229, 29). Da Wolfram wahrscheinlich den Parcival im besten Mannesalter dichtete, so war er 1205 in einem Alter, um in seiner Jugend Veldeck wol noch persönlich gekannt und an der Begeisterung Theil genommen zu haben, die seine Gedichte allgemein verbreiteten. Aus Anspielungen Wolfram's auf Walther von der Vogelweide, und aus dessen Gedichten werden wir in den Stand gesetzt, zu erkennen, daß Wolfram schon 1204 an den Hof des Landgrafen gekommen ist. Walther, lebendig theilnehmend mit Wort und That,

---

5) In der Schenkungsurkunde von 1147 (Ried, Hohenburg I, 36) stehen unter den Dienstmannen von Hohenburg: Ruprecht et filii ejus Pilgrim de Wiltperch et frater ejus Albert et sororius ejus Englbreth. 6) Lucä, Grafensp. II. S. 1010. Spangenberg, Adelsp. I. Cap. 15. In der Entfernung von sechs Stunden um Eschenbach liegen die Orte Alten-, gedachtes Hohen- und das Städtchen Wassertruhendingen oder -Trühdingen, von welchem letztern noch heutzutage die truhendinger Krapfen oder Klöße als Leckerbissen des Landvolkes berühmt sind (Bericht des historischen Vereins im Rezatkreise. 1833. S. 9). 7) So heißt die ganze Gegend von Neumark, Roth, Pleinfeld, Weißenburg und um Nürnberg.

mit Leier und Schwert an den politischen Parteikämpfen, welche damals Teutschland zerrissen, befand vor 1198 sich in Österreich. Dann folgen seine Lieder auf Philipp von Schwaben, den Gegner Otto's und des mit diesem seit 1202 verbündeten Landgrafen Herrmann, der bis dahin mit dem ersteren im Bunde war. Deshalb überzog ihn Philipp 1202—1204 mit Krieg, und belagerte Erfurt, wovon Wolfram noch die Verwüstungen sah (Parc. 379, 18). Herrmann unterwarf sich im Sommer 1204 fußfällig seinem Gegner, und es ist nicht möglich, daß Walther, Philipp's erklärter Anhänger, vor dieser Unterwerfung an Herrmann's Hof gekommen sein kann. Nach dieser Zeit also konnte erst Wolfram mit Bezug auf die den thüringer Hof preisenden Gedichte Walther's sagen (Parc. 297, 16 fg.):

Von Düringen fürste Herman,
Etslich diu ingesinde ich maz,
Daz ûzgesinde hieze baz.
Dir waere och eines Keien nôt,
Sît warin milte dir gebôt
Sô manecvalten anehanc,
Etswâ smaehlich gedranc,
Unt etswâ werdez dringen.
Des muoz hêr Walther singen:
„Guoten tac, boes unde guot"
Swâ man solhen sanc nu tuot,
Des sint die valschen gêhret.

Allerdings mochten die ehemaligen Feinde sich es an Herrmann's freigebigem Hofe wohl sein lassen, und Wolfram misbilligt dies Schmarotzerwesen in jener Stelle sehr ernst, doch ist sie nicht als persönlich gegen Walther von der Vogelweide gerichtet zu verstehen; wenigstens zeigt Walther keine feindliche Gesinnung gegen Wolfram, wenn er mit Beziehung auf den Parc. 1, 20—24 singt:

ein meister las:
troum unde spigel glas
das si zem winde
bi der staete sin gezalt.
(Walther v. d. V. ed. *Lachmann*. S. 122.)

Bald nach 1204 befand sich Wolfram beim Grafen von Wildberg (Parc. 230, 13), ob bleibend oder nur besuchsweise bleibt unausgemacht. Nach Beendigung des Parcival, die bestimmt vor 1212 erfolgte, ward er von Herrmann mit der Bearbeitung des französischen Gedichts von Wilhelm von Orange beauftragt:

Landgrâf von Düringen Herman
Tet mir diz maer von im bekant.
(Willeh. 3, 8.)

und zwar spätestens 1214. In den Versen:

Dô der keiser Otte
Ze Rôme truoc die krône
Kom der alsô schône
Gevaren nach sîner wîhe.
Mine volge ich darzuo lihe,
Daz ich im gihe des waere genuoc.
(Willeh. 393, 30.)

ist die Anhänglichkeit an Otto unzweideutig ausgesprochen. Otto's Krönung fand 1209 zu Rom statt, und der Dichter wünscht ihm freudig Glück dazu. Philipp ward 1208 ermordet, und 1210 erfolgte der Bannspruch des Papstes über Otto'n. Alsogleich, und noch ehe Otto nach Teutschland zurückkehrte, schon 1211, zeigte Herrmann sich unverhohlen unter seinen eifrigsten Gegnern. Deshalb ward Thüringen von Otto's Anhängern verwüstet. Im Sommer 1212 machte der Kaiser selbst einen siegreichen Feldzug gegen Herrmann, und einen zweiten 1213 (s. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen III. S. 167 fg.). Um diese Zeit war auch Walther von der Vogelweide wieder bei Otto (Simrock, Übersetzung Walther's II. S. 150). Es ist nicht denkbar, daß Wolfram, dem Landgrafen verpflichtet, in seinem Gedichte während der Zeit, daß dieser Otto's Gegner war, so, wie geschehen, von des Letzteren Kaiserkrönung hätte sprechen dürfen. Kurz vor dem im April 1215 erfolgten Tode Herrmann's war dieser jedoch im Begriff, sich wieder mit Otto zu verbinden, und nun erst mochte Wolfram jene Rede sich ohne Verletzung erlauben. Er spricht als einer, der von Friedrich's II. Krönung zu Aachen, am 25. Juli 1215, noch nichts weiß, und dem jedenfalls Otto's Unglück und Tod in der Verlassenheit (1218) noch unbekannt ist. Vor diesem letzten Zeitpunkte fällt daher die Abfassung des Wilhelm von Orange. Dies bestätigen auch die Worte:

Lantgraf von Düringen Herman
Het in ouch lihte ein ovr gegebn.
Daz kunder wol al sin lebn
Halt an sô grôzem strîte,
Swet der gêrnde kom bezîte.
(Willeh. 417, 22.)

worin Wolfram bereits von Herrmann als einem Verstorbenen spricht. Mit ihm verlor er seinen Gönner, und einige Äußerungen lassen vermuthen, daß Herrmann's Nachfolger, Ludwig der Heilige, ihm weniger Gunst und Freigebigkeit erwiesen hat; wenigstens liegt es nahe, es auf Ludwig zu deuten, wenn Wolfram sagt:

Diz maere bî freuden selten ist,
Ich müeste haben guoten list,
Swenne ich freude drinne funde;
Swie wol ich nu guotes gunde
Den, die mir niht hânt getân,
Und mir niht tuont; die sint erlân
Von mir kumberlicher tât.
(Willeh. 280, 21.).

und noch am Schlusse des vorletzten Abschnitts im Willeh. 402, 28:

Swer nu lieze niht verderben
Dirre âventiure maere,
Deste holder ich dem waere.

So wenig Wolfram die hohe Meinung verhehlt, die er von sich selbst als Dichter hat, so setzt er doch ritterliches Leben und ritterlichen Preis über die Kunst des Gesanges, und achtet nur die Minne für werth, die ritterlich errungen wird:

Ich bin Wolfram von Eschenbach,
Mit kan ein teil mit sange.
— — — — — — —
Swelhiu (frouwe) mîn reht wil schouwen
Beidiu sehen und hoeren,
Dien sol ich niht betoeren.
Schildes ambet ist mîn art,
Swâ mîn ellen sî gespart,

> *Swelhiu mich minnet umbe sanc,*
> Sô dunket mich ir witze kranc.
> Ob ich guotes wîbes minne ger,
> Mag ich mit schilde und ouch mit sper
> Verdienen niht ir minnesold,
> Al dar nâch sî sie mir holt.
> *Vil hôhes topels er doch spilt,*
> *Der an ritterschaft nâch minnen zilt.*
> (Parc. 115, 8 fg.)

überall spricht es sich aus, wie er durchdrungen ist von dem hohen Berufe und der Würde des Ritterstandes; ja es liegt nicht fern, in dem ganzen Heldengedichte Parcival eine Apotheose des Ritterthums, und im Helden Parcival das Ideal eines christlichen Ritters dargestellt zu finden. Seine gelehrte Bildung ging jedoch über die allgemein übliche wenig hinaus. Er gesteht unverhohlen, daß er weder schreiben noch lesen kann, und deshalb müssen wir um so mehr seine Kraft bewundern, die ohne diesen Behelf einen so reichhaltigen und verwickelten Stoff, wie den Parcival, zu ordnen, und lichtvoll ohne Widersprüche und Übersehungen zu reproduciren vermochte. Er sagt:

> Ine kan decheinen buochstap.
> Dâ nement genuoge ir urhap:
> Disiu âventiure
> Vert âne der buoche stiure.
> E man si hete für ein buoch,
> Ich waere ê nacket âne tuoch,
> Sô ich in dem bade saeze,
> Ob ichs questen niht vergaeze;
> (Parc. 115, 27.)

und ebenso ferner:

> Swaz an den buochen stêt geschriben,
> Des bin ich künstelôs beliben.
> Niht anders ich gelêret bin:
> Wan hân ich kunst, die git mir sin.
> (Willeh. 2, 20.)

Allein sein Zeitalter rechnete ihm diesen Mangel nicht als Fehler an, da er denselben mit vielen anderen weit reicheren Adeligen und gefeierten ritterlichen Dichtern theilte, z. B. Wirnt von Grafenberg, Ulrich von Lichtenstein und andern. Traten doch selbst bei dem wegen seiner gelehrten Mönche berühmten Kloster St. Gallen Zeiten ein, in denen das ganze Kloster mit Einschluß des Abts nicht schreiben konnte (Geschichte des Klosters St. Gallen, von Ildephons v. Arx.). Seitdem über den Titurel berichtigte Ansichten fester geworden, wird man nun auch nicht mehr die von Albrecht ausgebreitete gedunsene Gelehrsamkeit auf Wolfram übertragen, und behaupten, daß er die darin mit Prunk aufgeführten griechischen und römischen Autoren, Aristoteles, Homer, Ovid, Pythagoras, Hippokrates, die neben Salomon, Herkules, Masser und Avicenna in bunter Folge genannt werden, in der Ursprache gelesen, oder seine ohnehin nicht sonderlich schulgerechte Philosophie unmittelbar aus dem Aristoteles, Pythagoras, Plato und den Sibyllinischen Büchern und seine theologische Kenntniß aus dem alten und neuen Testamente selbst geschöpft habe. Dennoch aber war er wohl vertraut mit den Glaubenssatzungen, wie solche die Geistlichkeit sie den Laien zugänglich machte, und wie sie in den Legenden und Heiligengeschichten seiner Zeit offenbart wurden; er hatte eine genaue Kenntniß der allgemein verbreiteten Sagen der Naturwunder und abergläubischen Annahmen, er kannte mehre französische Dichterwerke, sowie die vielverzweigte teutsche Heldensage[8]), und diese Kenntnisse, verbunden mit der Neigung, auf dies Alles gelegentlich anzuspielen, verbunden mit der gediegenen tiefen Weltanschauung, die er vorzüglich im Parcival offenbart, haben ihm bei Zeitgenossen und Nachfolgern den Namen des wisen, des g e l e h r t e n, k e n n t n i ß r e i c h e n, erworben, einen Titel, den auch Veldek und Hartmann fast durchgängig führten. Nicht ohne einige Affectation zeigt er seine Kenntniß der französischen Sprache, die in der Orthographie der Handschriften sich freilich etwas wunderlich ausnimmt:

> Herbergen ist loschieren genant;
> Sô vil han ich der sprâche erkant.
> Ein ungefüeger Tschampâneys (Champagner)
> Kunde vil baz franzeis
> Dan ich, swiech franzoys spreche.
> (Willeh. 237, 3.)

> Dô hete der herre und der kneht
> Sô genuoc, daz in niht gebrach
> Daz war en tiuschen *guot gemach*:
> En franzoys hêtens *eise* (aise).
> (Willeh. 449, 6.)

> Cundrî sprach hin zim en franzoys
> Ob ichz in tiuschen sagen sol,
> Mir tuont ir maere niht ze wol:
> Fil li roy Utpandragûn etc.
> (Parc. 314, 26.)

Er mischt gern französische Floskeln ein:

> bien sei venûz, beâs sir,
> mîner frouwen unde mir;
> daz ist rêgin de Franze. (Parc. 76, 11.)

> Swer byen sey venûz dâ sprach,
> grammerzîs er wider jach. (Parc. 351, 7.)

> Ducisse ûz Katelangen, lâ mich geniezen. (Tit. 58.)
> Beâs âmîs, nu sprich, schoener vriunt. (Tit. 59.)

und er liebt es, die französischen Titel, als Schachtelakurt, für Burggraf und dgl., beizubehalten. Mehrfach spielt er auf Chretien de Troyes an, in einer Weise, daß nicht wohl anzunehmen ist, er habe die Beziehung schon in seiner Quelle gefunden.

Nirgend verleugnet Wolfram die hohe Verehrung der Frauen, die im Geiste des Ritterthums lag; auch ihnen widmet und empfiehlt er, den Parcival zu lesen, daß sie daraus die Lehren entnehmen mögen, woran das Weib Ehre und Preis kehren möge, daß ihre keusche Liebe und Treue sie nie gereue. Aber ebenso hoch, wie der Ritter das rechte Weib ehrt, soll, so fodert er, auch das Weib den rechten Ritter ehren, und er halte die am Geiste krank, die ihn nur seines Gesanges wegen lieben möchte und ihn nicht verachten wollte, wenn sie ihn sich

8) Auf Wolfhart, Rumolt, Siegfried, Ermrich, Sibich spielt der Parc. 420, 22. 420, 26. 421, 10. 421, 23. 421, 27 an; auf Etzel, Ermrich, Hildebrand und Frau Ute und Wittich Willeh. 384, 20. 439, 16. Von teutschen Dichtern nennt er Veldek, Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide, Heinrich von Rispach und Nithart.

felg erzeigen sähe. Wenn wir auch auf die Klagen über versagte Minne, die sich häufig wiederholen, kein Gewicht legen wollen, da diese, besonders bei den Lyrikern, niemals fehlen, so ist es doch auffallend, daß der Dichter sein erstes episches Gedicht, worin er die höchste poetische Kraft offenbart, und auf das er selbst mit fast übermüthigem Stolze hinblickt, keinem fürstlichen Gönner gewidmet hat. Hätte er im Auftrage eines solchen gearbeitet, dieser ihm das französische Gedicht Kiot's verschafft, und Lohn geboten für sein Werk, so würde er nicht unterlassen haben, dessen zu gedenken, wie er es im Wilhelm von Orange thut, wie es Gottfried von Strasburg, Heinrich von Veldek, Hartmann von Aue, Reinbot von Dorn, Albrecht im Titurel, und fast alle Dichter des Mittelalters in diesem Falle thun. Dagegen erwähnt er der Gunst, die ihm sein Werk bei einer Frau gewinnen soll, zu oft, und in einem Zusammenhange, der keine andere Deutung zuläßt, als daß er es ernst gemeint habe. Am Schlusse des ersten Theils des Parcival (s. San Marte's Übersetzung desselben 232, und Artikel Parcival, infra p. 481) — und grade hier ist sein Ausruf von größter Bedeutsamkeit — sagt er:

> Zo machen nem diz maere ein man,
> Der âventiure prüeven kan,
> Und rime künne sprechen,
> Beidin samenn und brechen.
> Ich taetz in gerne fürbaz kunt,
> Wolt ez gebieten mir ein munt,
> Den doch andre füeze tragent,
> Dan die mir zo stegreif wagent.
>
> (Parc. 337, 23.)

Und der Mund hat es ihm geboten. Denn er schließt nicht mit einem Amen, oder mit einem Dank an den Gönner, wie Andere, sondern im Gefühle des errungenen Preises bei seiner Gebieterin:

> Guotiu wip, hânt die sin,
> Deste werder ich in bin,
> Op mir decheiniu guotes gân,
> Sit ich diz maer volsprochen hân.
> *Ist daz durch ein wip geschehn,*
> *Diu muoz mir süezer worte jehn.*
>
> (Parc. 827, 25.)

Es bleibe dahin gestellt, ob diese Frau nur eine hohe Gönnerin, vielleicht jene Markgräfin, die so leuchtend über all die Marken scheint, oder die Erkorene seines Herzens gewesen; der züchtigen Sängersitte gemäß nennt er sie nicht bei Namen, gewiß aber erkennen wir ihn später wirklich im Glücke gefundener Liebe, als Gatten und Vater. Schon im Parcival brechen unwillkürlich die Funken hervor, die in solcher treffenden Natürlichkeit nur auf das wahrhaft Empfundene und selbst Erlebte schließen lassen. Wir erinnern unter andern nur an die Betrachtung bei Parcival's Vermählung, und den alten und niwen site, an die Bemerkung über die zweite Ehe, an die Äußerungen der Mutterliebe und Gattenschmerzes Herzeleidens, an das rührende Wiedersehen zwischen Konduramur und Parcival, und endlich an die Verheißung von Parcival's Glück, die der Dichter nicht länger bergen kann:

> Werlicher Parcivâl,
> Sô müezest einen trôst doch habn,
> Daz die clâren süezen knabn
> Sus fruo niht verweiset sin,
> Kardeiz unt Loherangrin,
> — — — — — —
> Mit rehter kiusche erworben kint.
> Ich waen, diu smannes saelde sint.
>
> (Parcival, übers. von San Marte, S. 89. 147. 302. 516. 552. 592.)

Noch deutlicher spricht jenes Gedicht, worin er die Helden bemitleidet, die mit Gefahr des Leibes und der Ehre nur zur Geliebten schleichen dürfen; für ihn ist diese Zeit verstohlener Minne vorüber; er lobt sich die Gattin, den offenkundigen Besitz der Ersehnten:

> Swer pflieget oder ie gepflac
> Daz er bi liebe lac
> Den merkern unverborgen,
> Der darf niht durch den morgen
> Dannen streben;
> Er mac des tages erbeiten:
> Man darf in niht ûz leiten
> Uf sin leben.
> *Ein offen süeze wirtes wip kan sölhe minne geben.*

Wie wahr und naiv äußert sich die Verlegenheit der kleinen Obilot auf Klaudite'ns Frage:

> Nu saget mir, frouwe min,
> Wes habt ir im ze gëbne wân?
> Sit daz wir niht wan tocken hân.
>
> (Parc. 372, 16.)

Ebenso gedenkt er noch öfter der Puppen seiner Kinder (Titurel, Ausg. v. Lachmann, St. 64. 30, 86. Willeh. 33, 22). Wahrscheinlich lagen die Puppen der Kinder dem kampflustigen Ritter zu fern, um sie zum Lieblingsgleichnisse im Gedichte zu erheben, wenn nicht der Anblick im eigenen Hause dem väterlichen Herzen des Sängers dies unschuldige Kinderspielwerk mit Liebe gegenwärtig erhalten hätte. Gegen das Ende des Wilhelm (387, 14) sagt er, es lebe jetzt keiner bei ihm, dem zu Liebe er mehr von der Schönheit, Jugend und Tugend des Josweiz von Amatiste spräche:

> ir decheiner doch bi mir nu lebt,
> dem ichz ze liebe kôse.

Es möchte dies doch eher auf hohe Gönner, als häusliche Umgebung zu beziehen sein. Wichtiger für seinen Ehestand ist das Zeugniß im Titurelfragmente (Str. 18), wo den Dichter der Gedanke erschüttert: daß das Geschenk eines Kindes ihm die Gattin rauben könne.

> Sin wip in ze rehter Zit gewerte eins kindes.
> Daz mich got erlâze In minem hûs eins solhen ingesindes,
> Daz ich alsô tiure müese gelten!
> Die wile ich hân die sinne, Sô wirt es von mir gewünschet selten.

Weiter vermögen wir nicht in die Familienverhältnisse unsers Dichters zu blicken, aber durch seine Gedichte blicken wir in ein Herz, voll der beseligenden Gefühle der Liebe, der Gattentreue, in ein warm schlagendes Vaterherz, das sich unter dem kampferprobten Harnisch birgt, gleich geöffnet, wie für die hohe Freude, so für den Schmerz und den Kummer des heiligen Ehebundes, dessen Auge wie unerschrocken in des Feindes Antlitz, so

mit sanfter Rührung auf die Spiele seiner Töchterlein schaut.

Nur in dem kurzen Zeitraume von 1205—1218 haben wir das äußere Leben und die dichterische Thätigkeit Wolfram's von Eschenbach verfolgen können. Wirnt von Grafenberg im Wigalois (um 1212), Gottfried von Strasburg (vor 1215), Thomassin von Zirkeläre im wälschen Gaste (um 1215) gedenken mehrfach des Parcival; in Frigedank's Bescheidenheit dagegen (1229—1230) finden sich schon häufige Beziehungen auf den Wilhelm von Orange. Reinbot von Dorn, im heiligen Georg, V. 693, der wol in die Zeit von 1225—1230 zu setzen ist, spricht von Wolfram als von einem bereits hingeschiedenen Vorgänger in der Kunst des Gesanges:

> Her Heinrich von Veldekin
> Und her Wolfram von Eschenbach,
> Und der von Auwe, die weren tzu swach
> Das sie die freude seyden hie
> Czuo rechte, als dort ergie.

Der Titurelfragmente geschieht von keinem Dichter des 13. Jahrh. Erwähnung, und selbst Albrecht im jüngern Titurel gibt nicht deutlich an, wie er zum Besitze derselben gelangt ist. Das Todesjahr Wolfram's bleibt daher, wie sein Geburtsjahr, im Dunkel, jedoch wird man nicht irren, es in die J. 1219—1225 zu setzen. Aus dem schon oben erwähnten Ehrenbriefe Püttrich's von Reicherzhausen erfahren wir, daß er in der Kirche unserer lieben Frauen im Marktflecken Eschenbach begraben gelegen. Ein Verehrer des Sängers hat in neuerer Zeit diese Kirche untersucht, aber leider keine Spur vom Grabmale des Dichters gefunden. Aus einigen eingehauenen Jahreszahlen zu schließen, ist sie in den Jahren 1460—1470 ganz umgebaut oder erneuert worden, sodaß Püttrich nicht die jetzige, sondern die ältere Kirche wird gesehen haben. Daß bei solchem Umbaue, was sich an Gräbern, Grüften und Grabsteinen im Innern befunden, mehr oder weniger gelitten, ja ganz beseitigt worden sein mag, ist begreiflich; 300 Jahre später (1749) ist die Kirche durch eine Seitenkapelle erweitert worden. Außer dieser findet sich keine Kirche im Orte. Die Kirche zu Eschenbach bei Thumbach ist dem heil. Laurentius, und die zu Windisch-Eschenbach dem heil. Emmeran geweiht, daher mindestens die Kirche und der obenbezeichnete Ort Eschenbach als die Ruhestätte Wolfram's feststehen.

Es heißt dieses auf einer weiten offenen Anhöhe am Erlbach gelegene Städtchen in der Gegend gewöhnlich Obereschenbach, zum Unterschiede von den nahen Dörfern Mittel- und Untereschenbach. Von Mitteleschenbach ist die Rede in Urkunden von 1287—1297 (Regesta bavar. IV, 639. 781), Eschenbach inferior kommt vor in einer Urkunde von 1291 (l. c. 483). Auf dem Gemeindehause zu Obereschenbach wird die Copie einer am Lucientage 1353 ausgestellten Urkunde aufbewahrt, durch welche Kaiser Karl IV. die Ritter des teutschen Ordens ermächtigt, ihr Dorf Obereschenbach mit Thürmen und Mauern zu befestigen, und durch welche er demselben Stadtrechte ertheilt. Indessen scheint diese Urkunde nur die Bestätigung einer früheren, schon unter Ludwig dem Baier ertheilten, zu sein. An den Stadtthoren sieht man außer dem Wappen der Stadt (dem Erl-, auch gemeiniglich Gänsbach genannt) verschiedene andere, vermuthlich auf den teutschen Orden und Beamte desselben bezügliche mit der Jahreszahl 1469 ausgehauen. Der Ort, welcher jetzt 189 Häuser zählt, war bis auf die neueste Zeit der Sitz eines teutschmeisterischen, unter dem Oberamte Ellingen stehenden Justiz- und Kameralamtes.

Wann das damalige Dorf Eschenbach an den bei Wolfram's Lebzeiten erst im Entstehen begriffenen Teutschritterorden übergegangen sei, ist nicht genau zu bestimmen. Daß aber schon im J. 1268 ein Haus dieses Ordens daselbst bestanden habe, ergibt sich aus zwei unten noch einmal zu erwähnenden Urkunden von diesem und dem folgenden Jahre, in welchen ein Henricus, Commendator in Eschenbach, als Zeuge auftritt. Im J. 1271 werden diesem Hause (domui fratrum teutonicorum in Eschenbach) von Friedrich von Hohenburg Güter in Awelin an der Altmühl, im J. 1272 von Friedrich von Giselsheim tauschweise andere in Ruter und Surheim, im J. 1275 wird demselben von Konrad dem Jüngern, Grafen von Öttingen, mit Zustimmung seiner Gemahlin Agnes von Würtemberg durch Kauf die Villa Biberbach übergeben[9]). Im J. 1296 wird an den Komenthur Ludwig zu Eschenbach das Holz bei der Nesselwiese verkauft (Regest. l. c. IV, 627). Im J. 1297 schenkt Graf Ludwig zu Öttingen zum Heile seiner Seele dem Hause des teutschen Ordens zu Eschenbach sein dem Meinwart Frick zu Lehen gehendes Gut zu Reut in der eschenbacher Pfarre (eod. IV, 649). Endlich in einer Urkunde von 1306 kommt ein Bruder Albrecht, der Schenke Komenthur zu Eschenbach, als Zeuge vor.

Bei der Armuth, die Wolfram öfter beklagt, ist es wahrscheinlich, daß der Orden sein Stammschloß bald nach dessen Tode an sich gebracht habe, da, wie wir gesehen, er nicht säumig war, die Besitzungen des Hauses zu erweitern. Über die Nachkommen Wolfram's aber fehlen sichere Nachrichten. Zu bemerken ist jedoch, daß in der schon angemerkten Urkunde von 1268 ein Burkard von Eschenbach, und in jener von 1269 derselbe Burkard und Minward (etwa dessen Bruder?) vorkommt, wie sie vom Kloster Hailsbronn mit Gütern zu Adelberndorf (Alberndorf) belehnt werden. Sie sind von jenem Komthur zu Eschenbach, der dabei als Zeuge aufgeführt wird, bestimmt unterschieden. Ähnliches ist der Fall mit einem Heinrich von Eschenbach in einer Urkunde von 1299 (Reg. bav. IV, 683), durch welche Gottfried von Heideck und Kunigunde, dessen Hausfrau, dem Teutschordenhause zu Eschenbach das Holz Thannach

9) Regesta bavar. IV, 765. 766. 769. In den beiden letztern Urkunden ist Zeuge Fr. Albertus Plebanus in Eschenbach. Ein Instrument von 1294 (l. c. IV, 573), wodurch Hartmann dictus Rindesmul einen zu Gunsten des Klosters Hailsbronn gethanen Verzicht auf Güter in Stadeln und Windesbach wiederholt, ist datum et actum in Eschenbach.

eignen, welches ihr Gevatter, jener Heinrich von Eschenbach, von ihnen zu Lehen hatte.

Wenden wir uns nunmehr zu den Werken unsers Dichters selbst. Die wenigen Lieder Eschenbach's sind uns in vier Handschriften überliefert, welche Lachmann in seiner trefflichen Ausgabe der Werke Wolfram's näher bezeichnet, wo folgende als unzweifelhaft echt aufgenommen sind:

1) Den morgenblic bî wahters sange erkôs.
2) Sîne klâwen durh die wolken sint geslagen.
3) Ein wîp mac wol erlouben mir.
4) Der helden minne ir klage.
5) Von der zinnen wil ich gên, in tagewîse —.
6) Ursprinc bluomen, loup ûz dringen.
7) Ez ist nu tac, daz ich wol mac.
8) Guot wîp, ich bite dich minne.

Nr. 1 und 2 fanden sich hinter den Bruchstücken des Titurel der münchener Handschrift des Parcival beigefügt, und Docen ließ sie zuerst in seinen Miscellaneen I. Bd. S. 101 abdrucken. Beide stimmen durch Inhalt und Form zu den übrigen Tageliedern Wolfram's. Nr. 2 beginnt ganz in seiner kühnen bildlichen Weise mit dem Aufsteigen des Tages, der, wie ein Adler, seine Klauen durch die Wolken geschlagen. In Nr. 1 sind wieder zwei Herzen mit Einem Leibe, und die Umarmung beim Scheiden ist so lieblich, daß ein Maler, der sie getreu abbildete, genug daran hätte; und, wie noch der schöne Spruch lautet: „weinende Augen haben süßen Mund." Nr. 3—8 mit noch einem Liede: Maniger klaget die schönen zit, ließ Bodmer zuerst aus dem pariser Coder der Manessischen Sammlung abdrucken, und wir finden sie kritisch gereinigt in Lachmann's Ausgabe Wolfram's, und v. d. Hagen's Minnesinger I. S. 284—287 und III, 424 wieder; das von v. d. Hagen auch recipirte „maniger klaget" etc., weil es im Manessischen Coder unter Wolfram's Namen steht, verwirft jedoch Lachmann aus Gründen der Eschenbach'schen Sprache und weil seine erste Strophe sich in jenem Coder noch einmal unter anderem Namen, und in der heidelberger Handschrift wieder unter einem anderen findet. Treu in Sinn und Metro übersetzt, gibt sie San Marte, Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach. 2. Band. 1. Buch.

In sämmtlichen Liedern spricht sich der lebhafte und eigenthümliche Ausdruck des Gefühles aus, der den Dichter auch in seinen Epen so prägnant bezeichnet, und er überragt auch hier seine Genossen ebenso, wie in letzteren, und nur Walther von der Vogelweide dürfte ihn übertreffen. Er hat sich eine Geliebte erkoren, zu welcher seine Augen unverdeckt (wie ein Falke) sich darschwingen, und welche er, wie eine Eule, mit dem Herzen auch in der Nacht sieht. Er klagt dann (bei v. d. Hagen Nr. 6) über die heimlich gewinnete Schöne mit der Falkenbrust, dem kußlichen rubinrothen Munde, den rosigen Wangen, neben welcher die Göttin Venus, lebte sie noch, verblichen wäre, die aber noch härter ist, als ein Donnerkeil; helfe sie ihm nicht, so fahre er einher, wie ein wildes Thier (wol mit Anspielung auf seinen Namen); sie möge aber seiner Treue gedenken. Im blumigen und laubigen Mai singt er mit den Waldsingern und der Nachtigall neue Lieder auf Berg und in Thal, und bittet die Geliebte, deren Güte und Zorn ihn viel betrübt hat, um Lohn des langen, ihr bis zum Tode geweihten Dienstes (Nr. 4). Im Winter beklagt er nicht die schöne Jahreszeit, weil ihn nichts trösten kann, als die Geliebte, die aber männlichem Dienste nicht den gebührenden weiblichen Lohn gewährt; er fragt sie, wer ihm lohnen soll, wenn sie sterbe, und, wenn er sterbe, wem er seine Noth vererben soll? (Nr. 7 bei v. d. Hagen, das Lachmann anzweifelt). Unter Lachmann's wenigen Liedern überwiegen fast die Tagelieder oder Wächterlieder, welche heimlich beglückte Minne reizend besingen, deren Umarmung so fest ist, daß auch drei Sonnen nicht zwischen sie leuchten möchten (Nr. 5). Eins derselben (Nr. 2), das oben schon von uns angeführte, aber spricht seine ehrenfeste Gesinnung aus: selig sei die Minne, welche weder Merker, noch Wächter, noch Tageslicht zu scheuen habe, das ist die Minne zur geliebten Hausfrau. — San Marte hat in seiner Übersetzung die Lieder so geordnet, daß sie nach ihrem Inhalte einen vollständigen kleinen Roman bilden, der mit verschämtem Minnewerben und stillem Hoffen beginnt, zum heißen Minneringen sich steigert, das in den Wächterliedern den Höhepunkt erreicht, bis es mit der gefahrlosen Minne im Ehestande würdig schließt.

Den großen Ruhm bei seinen Zeitgenossen, das gefeierte Andenken bei seinen Nachfolgern, und die Bewunderung der Jetztzeit und aller Zeiten, die die Hoheit und Würde echter Poesie zu begreifen vermögen, haben Wolfram aber seine epischen Dichtungen, und unter diesen vorzüglich sein Parcival erworben, und er wird sie ihm für immer sichern. Es ist dieses Gedicht in dem Art. Parcival sowol nach seinem Inhalte, als nach seinen vermuthlichen Quellen und in literarischer Beziehung ausführlich erörtert, weshalb wir darauf verweisen.

Wolfram fand das ritterliche Epos in seiner ersten zarten Jugendblüthe bei seinem Auftreten, und hierin liegt der Grund seines Lobes, seiner Toleranz gegen die Pfleger dieser neuen von Frankreich nach Teutschland herüberversetzten Pflanze. Heinrich von Veldek wird von ihm als hoher Meister genannt. Allein nicht die Zierlichkeit und Gewandtheit der Sprache Veldek's, worin ihn schon Hartmann beiweitem übertraf, nicht die tiefe Auffassung der Fabel, wie wir sie im Parcival finden, nicht die Fülle wunderbarer Abenteuer, die auch schon im Tristan Eilhart's, im Lancelot Zatzikofen's ausgebreitet lag, nicht endlich die Größe der Ideen, die den Dichter etwa bewegte, und die wir bei Veldek vermissen, haben diesem den hohen Ruhm errungen, den das ganze Mittelalter ihm zollte. Er war aber der Erste, der im schroffen Gegensatze zu dem bisher im Epos herrschenden einfachen Volksgange ein Heldengedicht in Teutschland einführte, das ungeachtet des antiken Stoffs der Eneit, den Geist der schon weit mehr verfeinerten französischen Chevalerie athmete, dessen Helden in der Sphäre der höfischen Bildung sich bewegten. Er war

der Erste, der, hiermit in Einklang, doch zugleich mit teutscher Wärme, Innigkeit und Reinheit die Minne in das Epos einführte in einer Weise, wie das französische Mittelalter sie nie gekannt hat, wie sie nur im teutschen Minnegesange lebte, und von allen Nachfolgern als Muster der Nachahmung erkannt ward. Von diesem Gesichtspunkte aus muß das Lob verstanden werden, welches Gottfried von Strasburg im Tristan (V. 4722 fg.) dem alten, einfachen, naiven, gemüthlichen Meister gibt, der das erste Reis der Minne in teutscher Zunge gepflanzt habe. — Dennoch war ihm, sowie Eilhart, Zatzikofen, Konrad dem Pfaffen, Herbert von Fritzlar der Gedanke fremd, daß die Poesie einen höhern Zweck, als zeitverkürzende Unterhaltung habe. Sie alle schwimmen in dem Strome der Erzählung fast unbewußt fort, auf Bitten lieber Freunde erzählen sie, um den Traurigen froh, den Beladenen leichter zu machen, sie versichern, die reine Wahrheit, wie sie sie gehört oder gelesen haben, wieder zu berichten. Allein schon in Hartmann von Aue dämmert die Ahnung eines eigentlichen Kunstprincips auf, und grade bei ihm können wir das erfreulichste Fortschreiten seiner Kunst in seinen Werken gewahren; doch fürchtet er und Wirnt von Grafenberg auch, daß man ihm das Dichten zum Vorwurf machen werde, daß es ihn von Ritterwerken abziehen möchte (Wigalois V. 2873). Sie Alle verrathen, ungeachtet einer gewissen Selbstgefälligkeit, dennoch eine so furchtsame Bescheidenheit, ja fast jungfräuliche Scheu, mit der Muse Umgang zu pflegen, daß sie damit einerseits zeigen, wie ihnen selbst ihr poetischer Beruf noch nicht völlig klar geworden, aber auch andererseits lassen sie erkennen, wie ihre nicht dichtende Mitwelt noch keineswegs geneigt war, der Poesie an sich überhaupt den hohen Rang und dem Dichter die Würde zuzugestehen, die unsere Zeit ihnen eingeräumt hat. — Um so überraschender, achtungswerther, ehrwürdiger muß uns Wolfram erscheinen, wenn er als der Erste dieser schüchternen Ansicht seiner Vorgänger, dieser geringschätzigen Meinung seiner Zeitgenossen mit aller Energie und Unverhohlenheit entgegentritt. Wol steht auch ihm Ritterspreis höher als Sängerspreis, aber wie zum Schwertkampfe ist er auch zum Sängerkampfe bereit, und er weist den Schwachkopf in die ihm gebührenden Schranken zurück, der nicht seinem Gedankenfluge zu folgen und seine Dichtung zu begreifen im Stande ist.

> Nu lât mîn eines wesen drî,
> Der iesllcher sunder phlege
> Daz miner kunst widerwege:
> Darzuo gehôrte wilder funt,
> Op si in gerne taeten kunt
> Daz ich in eine künden wil.
> Sie heten arbeite vil.
> (Parc. 4, 5.)

Er zagt nicht, wie seine Vorgänger, vor der hohen Aufgabe, die er sich in seinem Werke gestellt hat:

> Ze machen nem diz maere ein man,
> Der âventiure prüeven kan
> Und rîme künne sprechen,
> Beidiu samenen und brechen.
> (eod. 337, 23.)

Sein Gedicht soll den Männern, wie den Frauen eine Regel ihres Lebens, ihres Thuns und Lassens, ihres Liebens und Hassens geben (Parc. 2, 5 fg.). Er schilt auf die Einfalt der seichten Köpfe, die nur Geschichte hören wollen, ohne zu merken, was guter Lehre darin sei; die nur zum Schlusse dringen, um ihre Neugier zu befriedigen; bei ihnen, denen die Geschichte zum einen Ohre hinein-, und zum andern hinausgeht, müsse ihm freilich alle Mühe und Kunst mislingen; denn sie wollen mit gerader Sehne schießen, und ein Bock oder ulmener Stock würde besser seines Liedes Sinn durchdringen, als sie. — Aber dieses Selbstgefühl, dieser an Übermuth grenzende Stolz ruht auf der festen Basis der Klarheit des Wollens bei dem poetischen Schaffen, auf dem scharfen Durchdringen des Gegenstandes, auf der Höhe des künstlerischen und ethischen Standpunktes, von welchem aus er die tiefe, in der Sage ruhende, Idee erfaßte, durch welche er dem vorgefundenen rohen Stoffe der Fabel erst eine unsterbliche Seele einhauchte; von welcher Behandlungsart seine Vorgänger noch keine Ahnung hatten; durch welche Behandlungsart er eine neue Ära in der teutschen Poesie begründete. — Jenes klare Bewußtsein bei Entwickelung der poetischen Conception, und die Genialität bei Sonderung und Ordnung der großen vielgestaltigen Massen leuchtet dem aufmerksamen Leser schon aus der schönen symmetrischen, zwar nicht vom Dichter ausdrücklich bezeichneten, dennoch aber vorhandenen Eintheilung im Parcival in stiller Größe entgegen; er spricht es aber auch — bisher ohne Beispiel — aus. In den französischen Romanen, namentlich auch in Chretien's Parcival, verschwimmt der eigentliche Held unter einer Masse anderer, deren Thaten fast mehr Raum einnehmen, als die seinigen, und die ohne innern Zusammenhang mit denen des Helden nebenher laufen. Beim ersten Auftreten Gawan's aber findet Wolfram schon Veranlassung, es gewissermaßen zu rechtfertigen, daß er sich nun eine Zeit lang vom Haupthelden abwende. — Nicht blos das Herrliche und Große muß vom Helden gesagt, es muß in seinen Thaten gezeigt werden; im Umwege, wie die angezogene Sehne des Bogens, muß der Zuhörer geleitet werden, damit der Schluß um so prägnanter herbeigeführt werde; durch diesen Umschweif muß um so deutlicher die Tendenz des Ganzen erkennbar und verständlich werden; der Dichter müsse die Kunst verstehen, den Knoten zu schürzen und die Auflösung an dem Orte zu geben, wo sie ihre rechte Wirkung thut. Nicht minder ist — und es folgt schon aus diesem seinem Kunstprincip — Wolfram auch der Erste der mittelhochteutschen Dichter, welcher seinen Figuren einen fest und sicher gezeichneten Charakter verleiht. Überall findet er in der Tüchtigkeit der Gesinnung die wahre Würde des Mannes, die demgemäß sich in Thaten bewähren soll. Aus sich selbst muß der Mann den Grund seines Thuns entnehmen, der Ritter sich nicht zum Spielball eigensinniger Launen machen lassen. Im Parcival wird der rohen Kraft der Ritterlichkeit, ihrer ziellosen Abenteuerlust ohne Ende, dem Egoismus, der Gewalt und materiellen Überlegenheit, was in den ältern teutschen

und französischen Gedichten als das allein vorwaltende erscheint, ein Gegengewicht gegeben, indem jene Kraft einer größern untergeordnet, jene unbestimmte Thätigkeit mit Bewußtsein auf einen hohen Zweck gerichtet, jener Egoismus einem allgemeinen Interesse zum Opfer gebracht, die Rauheit des kriegerischen Lebens von dem Sinnigen des Seelenlebens, von der Hinwendung zum Übersinnlichen gemildert, indem das Irdische nicht mehr genügend gefunden, sondern ein höherer Bezug auf ein Unendliches gesucht wird. — Weiter aber folgt hieraus, daß Wolfram sich keineswegs so, wie Eilhart und Zatzikofen, und selbst Hartmann und Wirnt es thaten, in den französischen oder bretanischen Stoff versenken konnte, daß er, wie jene, in Klagen hätte ausbrechen können, wenn die Aventure so gar Unglückliches oder Unerklärliches zu erzählen zwinge; er kommt nicht in die Verlegenheit, auf Motive zu den Abenteuerlichkeiten ängstlich sinnen zu müssen, ja er emancipirt sich dergestalt von dem französischen Stoffe, daß er in vielen Stellen die hohle Pracht und eitle Selbstgefälligkeit, die Ruhmsucht und den prahlerischen Abenteuerdrang der Tafelrunde und ihrer Ritter unverhohlen verspottet, ähnlich, wie mit durchgehender Ironie solches Wesen später Ariost belächelt, und Cervantes mit der Geißel herbster Satyre es gestraft hat. Dieses Überflügeln seines Zeitalters ist um so merkwürdiger, als das letztere noch in eben den Stimmungen und Geistesrichtungen alles Ernstes schwärmte, die er schon zu belächeln wagt, die den Geschmack seines ritterlichen Publicums in Entzücken versetzten, die in allen aus Wälschland herübergekommenen Romanen so stereotyp waren, daß es schon deshalb für ein Wagniß gelten mußte, sie mit anderem Sinne und von einem ganz neuen Gesichtspunkte aus zu betrachten. So gewährt uns namentlich der Parcival das wundersame Schauspiel, daß er einerseits uns durchaus in das 12. und 13. Jahrh. zurückführt, uns die ganze ideale Ritterwelt, wie sie in der Phantasie der Dichter, und gewiß auch im Geiste vieler ritterlichen Edlen jener längst für uns verschollenen Zeit lebte, aufschließt, und uns den Dichter zeigt mit allem Glauben und Aberglauben seiner Zeit, mit seinem beschränkten Wissen, und in der Befangenheit von Irrthümern, die uns oft ein Lächeln abzwingen; — daß er andererseits aber, wenn wir die poetische Behandlung des Gegenstandes, die im Gedichte offenbarte Idee, und deren Durchführung und die künstlerische Individualität des Dichters ins Auge fassen, er durchaus der neuesten Zeit anzugehören scheint, und eine ganz moderne Kunstansicht verräth. In der That schlägt auch der Parcival den ersten Ton zu den dichterischen Darstellungen an, die nach ihm sich nun fortan in der Geschichte der Poesie wiederholen, deren Construction wir, die wir auf den Schultern der Vorwelt stehen, zwar so natürlich als nothwendig finden, die ohne fremdes Vorbild aber ins Leben zu rufen, nichtsdestoweniger ein so eminentes Genie erfoderten, wie das Wolfram's von Eschenbach gewesen ist.

Ein zweites Rittergedicht Wolfram's ist der Willehalm, eine Episode aus dem Leben Wilhelm's des Heiligen von Orange, welches in ihrer Weise, im einfachen Legendengewande schon nach einer Schrift des 11. Jahrh. die Bollandisten in ihre Acta Sanctorum aufgenommen haben (Antwerpen 1688. T. VI. p. 810). Vielfach sind die Thaten des heiligen Wilhelm in Frankreich besungen worden, und es konnte nicht fehlen, daß, nachdem einmal der Anstoß dazu hinsichts des Haupthelden gegeben war, auch sein ganzes Geschlecht mit dem glänzenden von romantischem Zauber umgebenen Hofe Karl's des Großen eng verknüpft ward, wodurch sich ein reich blühender Nebenzweig des Karolingischen Sagenkreises bildete, von dem ebenso jeder einzelne Sproß wieder Held eines besonderen Romanes ward, wie dies bei den Arthurhelden der Bretagne und von Wales geschah. Nicht wenig mag hierzu die Neigung der Dichter beigetragen haben, um lebenden vornehmen Geschlechtern zu schmeicheln, deren Ahnen in die Sage zu verweben. Bestimmt läßt es sich nachweisen, daß die Helden im französischen Guillaume au court nez, um der in der provenzalischen Poesie so berühmten Irmengard, deren Hof von den berühmtesten Troubadours des 12. Jahrh. frequentirt ward, zu schmeicheln, in sehr verständliche Beziehung gesetzt wurden mit dem historischen Aimeric I., Vicomte von Narbonne, der 1103—1104 in das heilige Land zog und bald darauf starb, und mit dessen Sohne Aimeric II., dem Vater Irmengard's, der 1134 in Catalonien in der blutigen Schlacht von Fraga unter dem Schwerte der Mauren fiel (*Fauriel*, sur l'origine des épopées chevaleresques du moyen âge, in Revue des deux mondes. 7. Bd. p. 166). So hat Chrétien de Troyes (gest. 1191) die Thaten Wilhelm's von Orange in einem Romane behandelt, den Wolfram einmal tadelt (Willeh. 125, 20). Es gibt einen Roman: Guillaume au court nez, der vorzüglich seine Feldzüge gegen die Heiden schildert; Bertrand, un gentil clerc, dichtete nach einem zu St. Denys gefundenen Buche die Romane von Viane und Aimeri, die ersten in der Reihe, zu der auch Wilhelm gehört; ein anderer Dichter erzählte die Thaten der Kinder des Grafen Aimeri, unter denen Wilhelm der Ausgezeichnetste ist; und wie ein Romandichter den vorher dagewesenen ausschreibt, umarbeitet, erweitert, nimmt endlich der Chronist Albericus trium Fontium einen guten Theil dieser Sagen in nuce als reine Historie in seine Chronik mit auf, wenngleich er den Verdacht poetischer Fälschung nicht ganz bergen kann. Nach diesen Romanen, wie sie nach Teutschland verpflanzt sind, war Wilhelm ein Sohn des Grafen Heinrich (Aimeri) von Narbonne und der Irmschart von Pavia. Enterbt geht Wilhelm an Karl's des Großen Hof, unter dem er gegen die Heiden mit Ruhm streitet. Nach Karl's Tode bestätigt sein Sohn Ludwig ihn in seinen Lehen, und vermählte sich mit Wilhelm's Schwester. Die Heidenkönige Terramer und Tibald überziehen Frankreich mit Krieg, Wilhelm wird gefangen und ins heidnische Land nach Todjerne in die Gefangenschaft geschleppt, wo er acht volle Jahre schmachtete. Indessen weiß bald Arabelle, Tibald's Gemahlin, das Loos des in einem tiefen neugebauten Kerker schmachtenden schönen

Christenritters zu mildern, es entspinnt sich ein Liebesverhältniß, das die schöne Heidin dem Christenthume näher bringt, und während Tibald in einem Kriege abwesend ist, weiß Arabelle ihren Gefangenen auf ein Schiff zu bringen. Nicht ohne Gefahr retten sie sich nach Frankreich, wo man sie mit Jubel aufnimmt, Arabelle von Papst Leo getauft wird, den Namen Kiburg annimmt, und sich mit Wilhelm vermählt. Aber Terramer mit Tibald folgt mit Heerscharen aus ganz Asien und Afrika, schlägt furchtbare Schlachten, belagert Nismes und Orange, wo Arabelle sich aufhält und selbst die Vertheidigung leitet, während Wilhelm mit Ludwig's Hilfsheeren zu ihrem Entsatze heranrückt, und nach der ungeheuern Schlacht auf Alischanz, die den Rückzug der Heiden aus Frankreich zur Folge hat, gelangt Wilhelm endlich zum ruhigen Besitze seines Weibes und glücklichen Genusse eines ruhmreichen Lebens. — Nach mancherlei spätern Heerfahrten gegen die Heiden ward er endlich Mönch, und fand ein seliges Ende.

Wolfram von Eschenbach ist, soviel bis jetzt bekannt, der älteste Bearbeiter der Geschichten Wilhelm's des Heiligen in Teutschland, und zwar nach einem französischen Gedichte im Auftrage des Landgrafen Herrmann von Thüringen, in (wie wir oben sahen) den Jahren 1214 bis nach 1215:

> Lantgrâf von Dürngen Herman
> Tet mir diz maer von im bekant.
> Er ist en franzoys genant
> Kuns Gwillâms de Orangis.
> (Willeh. 3, 8.)

Die allgemeine Meinung, die durch Lachmann's Autorität noch befestigt worden ist, hält dies Gedicht Wolfram's für ein Fragment, allein mit Unrecht. Er scheidet ganz ausdrücklich Wilhelm's Jugendgeschichte und dessen Gewinnung der Arabella von seiner Behandlung aus, und bezieht sich auf andere desfallsige Erzählungen, womit er indessen wol nicht teutsche, sondern nur französische meinte, und er beruft sich auf den Geschmack der Franzosen, die diesen Stoff höchlich preisen:

> Swer werdekeit wil minnen,
> Der lat dise âventiure
> In sînem hûs ze fiure:
> Diu vert hie mit den gesten.
> Franzoyser die besten
> Hânt ir des die volge lân,
> Daz süezer rede wart nie getân
> Mit wirde und ouch mit wârheit.
> (Willeh. 5, 4.)

Über die Thaten der Geschwister Wilhelm's bemerkt er:

> Umb der andern dienst und umb ir varn
> Wil ich nu mine rede sparn,
> Und grîfen an den einen,
> Den diu âventiur wil meinen,
> Willalm derselbe hiez.
> (Willeh. 7, 11.)

Sogleich darauf: Ir habt ouch ê wol vernomen (es endarf iu nu niht maere komen) wie daz — — — Arabeln Willalm erwarp (cod. 10, 23—30).

> Der markgrâf Willalm erwarp
> Des er für hôhe saelde jach:
> *Swaz dâ enzwischen sît geschach,*
> *Des geswîg ich von in beiden,*
> Den getouften und den heiden,
> *Und sage des hers überker.*
> Daz brâhte der künec Terramêr etc.
> (Willeh. 8, 25.)

So beginnt er mit der Kriegsfahrt Terramer's zur Rache gegen den Entführer seiner Tochter, und führt die Geschichte bis dahin, daß Kiburg in Orange von Wilhelm entsetzt wird und die Heiden aus dem Lande geschlagen werden. Es schließt würdig damit, daß die gefangenen Heidenfürsten freigelassen werden, und die getödteten Könige schön einbalsamirt mit sich ins Vaterland nehmen dürfen. So rundet sich das Gedicht in den zwei Hauptbegebenheiten, der Schlacht auf Alischanz und der Belagerung von Orange, vollständig ab, und nirgends finden sich Andeutungen auf eine Fortsetzung. Selbst der Anfang des letzten Abschnitts in Lachmann's Ausgabe, wo der Dichter die Kiburg anredet, die nun bald vor ihren Feinden gerettet sein und ihrem Wilhelm wird zugeführt werden, ist nicht wol anders zu verstehen, als daß mit diesem Abschnitte das Märe zu Ende gehe [10]), wenn man Wolfram's Darstellungsweise nicht ganz unbeachtet lassen will. Ebenso wie der Parcival in Bruchstücken, z. B. von der Eroberung von Klinschor's Zauberburg durch Gawan (Lachmann, Wolfram von Eschenbach. S. 262 Anm.) und der Tristan Gottfried's von Straßburg z. B. von der Minnehöhle, abschriftlich von Hand zu Hand ging, ebenso mochte der Guillaume au court nez rhapsodisch in Handschriften coursiren (z. B. ein besonderer Abschnitt führte den Titel Charrai de Nismes, der die Belagerung von Nismes zum Gegenstande hat, die der Belagerung von Orange der Zeit nach vorangeht, und worauf Wolfram einmal [Willeh. 298, 15] anspielt), und es ist daher am wahrscheinlichsten, daß Wolfram's französisches Manuscript auch nicht mehr enthalten hat, als er teutsch wiedergibt. Allerdings ist sein Gedicht nur Fragment, und es bleibt namentlich das Schicksal Rennewart's (im Französischen Renouard), der nach der Anlage mit Aliße hat in ein engeres Minneverhältniß treten sollen, und nach den französischen Gedichten sich ihr vermählt, im Dunkel; allein es fehlt an allen innern und äußern Gründen, es in dem Sinne für ein Fragment zu erklären, daß Wolfram selbst das angefangene Gedicht unvollendet gelassen. — Dieselbe unrichtige Beurtheilung hat die Fortsetzung Ulrich's von dem Turlin, der den Ottokar von Böhmen (1253—1278) als Gönner nennt, betroffen, welcher sich berufen fühlte, die Vorgeschichte zu Wolfram's Wilhelm, nämlich die

10) Ei, Gîburc, heilic vrouwe,
Dîn saelde mir die schouwe
Noch füege, daz ich dich gesehe
Aldâ mîn sêle rouwe jehe.
Durch dînen prîs den süezen
Wil ich noch fürbaz grüezen
Dich selbn und die dich werten
Sô daz si wol ernerten
Ir sêl vors tiuvels banden
Mit ellenthaften handen.
(Willeh. 403, 1—10.)

Bekehrung und Entführung Arabelle's durch diesen Helden, aus dem Französischen zu übersetzen, weil Wolfram darüber so kurz hinweggegangen sei [11]). Er schließt sich in epischer Einheit eng und unmittelbar an Wolfram's Gedicht an, er endet, wo dieses beginnt, und daß er dies Gedicht absichtlich nur als Vorgeschichte gedichtet, setzen die Schlußzeilen der wolfenbütteler Handschrift, die in der casseler fehlen (Eschenburg, Denkmäler altteutscher Dichtkunst. S. 77) außer Zweifel. Hier sagt er ausdrücklich:

„Hier hat die Vorred ein Ende.
Gott seine Gnad' uns allen spende 2c."

Aber auch er bezieht sich wieder auf Vorgeschichten, die er übergehe, z. B. S. 6 bei Casparson, wie es geschah, daß Irmschart Aimeric's Gemahlin ward, die vorder rede blibe; ein onder mere uns des twinget etc. — Endlich um Wilhelm's Leben vollständig in teutschen Reimen zu haben, dichtete auch nach französischer Quelle um 1250 Ulrich von Turheim die letzten Thaten, die Mönchwerdung und den Tod Wilhelm's, ein Gedicht, noch ungedruckt, doch nach Lachmann's und Gervinus' Urtheil, des Drucks auch nicht werth. — Erscheint im Wilhelm Wolfram's Sprache und Verskunst gegen den Parcival zwar vorgeschritten und feiner ausgebildet, so wird ihm doch hier weit mehr der Vorwurf der Breite, des Gefallens in weitschichtigen Schlachtenschilderungen, und in baroken und mitunter sogar widerlichen Äußerungen und Vergleichen gemacht; indessen bleibt dahingestellt, was ihm daran eigenthümlich, und was er aus seiner französischen Quelle etwa entnahm; unleugbar ist indessen, daß hier mitunter die Kälte des Dichters gegen seinen Stoff sehr fühlbar wird, was aber auch natürlich ist, da er hier im Auftrage dichtete, während der Parcival entschieden mehr ein Werk der Wahl, und freilich schon dem Stoffe nach unendlich mehr geeignet war, die Begeisterung des Dichters anzufachen und zu heben, als dies beim Wilhelm der Fall sein konnte. Auch des Landgrafen Hermann inzwischen eingetretener Tod mochte seine Kraft und seinen Willen lähmen.

---

11) Han ich nu kunst, die zeiget sich
Durch reine herce; den wil ich
Des buchis rechtiz anegenge,
Des materie uns vil enge
Her Wolfram hat bediutet.
— — — — — —
Ir solt ez andirweit virsten
Wie ez van erste muost ergen
Wer der grave was von Naribon,
Wi her dorch todis gelt zu lon
Enterbete sine kint,
War ist kamen, unt wi ouch sint
Gevangen wart der akurneys
Und wie die königin von Araboya
Mit im entran und wart getouft.
Wi ture he sint ir minne kouft
Da Alischanz wart blutir far,
Daz hat Her Wolferam uns gar
Bedutet an disen striten zwein.

Wilhelm der Heilige von Orange. 1. Th. von Casparson. (Cassel 1781.) S. 3.

Endlich sind uns von Wolfram noch zwei Fragmente, gewöhnlich der ältere Titurel genannt, von 131 und 39 vierzeiligen Strophen übriggeblieben, die wol nur deshalb den Titel Titurel erhalten haben, weil der Anfang des ersten Fragments die Übertragung der Krone des heiligen Gral's von Titurel auf seinen Sohn Frimutel erzählt. — Den eigentlichen Inhalt sollte die Geschichte der Liebe Tschoinatulander's und Sigune's bilden, die schon im Parcival als eine so höchst liebliche Episode hervortritt; die Strophe 39 läßt darüber keinen Zweifel:

Dō Gahmuret den schilt — enphienc von Anphlisen,
Diu werde künegime — im léch diz kint (sc. Tschoinatulandern), daz müezen wir noch prîsen.
Daz erwarp sîn wâriu kindes süeze.
(*Er*) *ist diuce âventiure ein hêrre*, Ih hân reht, daz ich kint durch in grüeze.

Aus jeder Zeile spricht hier die feurigste Begeisterung des Dichters für seinen Gegenstand; wir erkennen, daß er sich völlig von dem französischen Stoffe freigemacht hat, und auf den eigenen Schwingen seiner Phantasie frei erhebt. Die früheren Auswüchse seiner Manier erscheinen hier völlig beseitigt; mit der mehren Entfernung seiner Person aus dem Gedichte tritt zugleich seine ironische Behandlung und satyrische Bitterkeit zurück; er entwickelt eine viel größere Objectivität, und seine Kunst zu charakterisiren erscheint ungemein vorgeschritten. Es ist hier ein Thema behandelt, das die Minnelieder manchmal berühren, aber Alles, was wir ähnliches besitzen, wird vor der Schilderung des Ausbruchs der ersten Liebe in der jungen Sigune zerstäuben. Nur wenigen Dichtern war es gegeben, so zarte Seelenzustände so lebendig zu malen, so geschickt zu belauschen, und für so feine Empfindungen den rechten Ton, das rechte Wort und den rechten Rhythmus zu finden. Es ist schwer zu beklagen, daß grade von diesem Gedichte, das zuerst die hemmende Fessel der kurzen Reimpaare abwarf, uns nicht einmal soviel überliefert ist, um mit Sicherheit zu erkennen, in welchem Sinne Wolfram die Geschichte dieser Liebenden auszuführen beabsichtigte. Die Fabel, wie sie der Titurel erzählt, der Geist, der aus diesen Fragmenten spricht, und Wolfram's Individualität, wie wir sie aus dem Parcival kennen lernten, läßt uns jedoch ahnen, daß seinem hohen reinen Geiste hier ein Ideal der Liebe und Treue und Hingebung vorgeschwebt haben mag, das, mit gleicher Gluth, wie in Gottfried's Tristan aufgefaßt, dennoch rein geblieben wäre von all jenem gefeierten Schmutze, jener groben Sinnlichkeit und gottlosen Sittenlosigkeit, durch die der Tristan uns immer beleidigen und abschrecken wird, und das in dieser Reinheit den erhabensten Sieg über die üppige Isolde würde davongetragen haben. Und betrachten wir das Wechselverhältniß zwischen Gottfried und Wolfram näher, so liegt es nicht außer Wahrscheinlichkeit, daß der Tristan ihn angeregt habe, ein Liebesepos zu dichten, aber durchglüht von seinem Geiste, ruhend auf der Höhe seiner Weltanschauung.

Wolfram hatte zuerst die Zauberformel ausgesprochen, welche aus dem Chaos der wälschen Fabelwelt einen

Geist heraufbeschwor, wie er noch nie erschienen war, und Gottfried von Strasburg hatte ihn verstanden. Frei von Nachahmung, selbständigen Geistes, ausgerüstet mit der tiefsten Kenntniß des menschlichen Herzens, mit dem gebildetsten Geschmacke und einem unerreichten Glanze der Sprache, ergriff er die bretanische Sage von Tristan und Isolde; geleitet von derselben Kunstansicht, wie Wolfram, daß der Stoff nur ein Todtes, die vergeistigende Behandlung desselben aber das Lebendige und Belebende sei, und das Ziel des wahren Dichters sein müsse, gelangte er aber zu einem Ende, daß er und Wolfram, sein Tristan und dessen Parcival, in unversöhnbarem Gegensatze sich gegenüberstehen. Es ist nicht blos der ethische, sondern auch der künstlerische Standpunkt, von dem aus Gottfried seine Pfeile gegen Wolfram sendet. In dem Abwerfen des irdischen Strebens, wie es im Parcival hervortritt, in dem ironischen Lächeln Wolfram's über das bretanische Heldenthum, in der Aufstellung eines Charakters, der im Kampfe mit der wirklichen Welt diese sich unterthänig macht durch den Sieg über den Zweifel in seiner Brust, lag ein Element, das die ganze ideale Gemüthswelt, in welcher namentlich die lyrischen Dichter sammt allen höfisch Gestimmten schwärmten, über den Haufen zu werfen drohte, das die epischen Helden in einer bisher nicht bemerkten Hohlheit zeigte, und so Allem, was man bisher als hohe Poesie und anziehende Geistesunterhaltung erkannt hatte, den Stab zu brechen und den Untergang zu bereiten schien. Dem trat Gottfried mit allen ihm zu Gebot stehenden reichen Mitteln entgegen. Mit der vollendeten Kunst eines Meisters führt er uns in die ideale Gemüthswelt des damaligen Ritter- und Hoflebens, und indem er die Liebe in ihrer feinsten Entwickelung zum Gegenstande seines Gedichtes machte, traf er hiermit nicht blos den rechten Mittelpunkt der Gemüthswelt überhaupt, sondern zugleich auch den verwandtesten Ton, der in den Herzen der Hörer einschmeichelnd wiederklang, und er gewann eben durch diese zum Gegenstand der Behandlung erwählte, der realen Welt ohnehin schon abgeneigte, von ihr oft feindselig behandelte Leidenschaft die Möglichkeit, die Handlung ganz in das Gebiet der Phantasie hinüberzuspielen, alle conventionellen Verhältnisse, soweit sie seinem Zwecke nicht dienten, alle Moral und alle Satzungen des Glaubens, die der ungehemmten Gluth der Liebe entgegentreten, zu beseitigen, oder in den Hintergrund zu rucken. Gottfried's Tristan schwimmt mit der Welt, aber Wolfram's Parcival steuert ihr entgegen. Dies Eine erlaubte Gottfried, die höchsten Reize zu versammeln, die schönsten Genüsse zu bereiten, die heiterste Umgebung auf das Lachendste zu gestalten; dies Eine nöthigte Wolfram, mit allen Kräften des Geistes zugleich zu spähen, Kopf und Herz fast mehr zu beschäftigen, als die Phantasie, und angestrengter auf ein bestimmtes Ziel loszugehen. So ist die Darstellungsweise beider dann dem auch entsprechend. Daher bei Wolfram ein sprachgewaltiges Ringen mit der reichsten Gedankenfülle; daher sein Ernst mit oft hineinblitzendem Spotte und bedeutsamer Ironie, die Schwere seiner Sprache, die Allgegenwart und Verknüpfung des Nächsten und Fernsten, um den Gedanken in seiner ganzen Prägnanz heraufzubeschwören. Daher bei Gottfried der anmuthige, glatte, leichtgewandte Ton, die Rede, die wie ein ewig lebendiger Springquell mit den schimmerndsten Farben in zierlichster Geschwätzigkeit dahinfließt, uns nirgend Raum läßt, zwischen den Zeilen zu lesen, und einen Gedanken, wie einen Ball, oft überlästig, hin- und herspielt, bis uns keine Seite desselben verborgen geblieben. Beides aber ist es, was Gottfried angreift, den schweren Styl [12]) und die Tiefe der Idee [13]) im Parcival, die er freilich weder anerkennen mag, noch fassen kann. Im Bewußtsein seines Werthes nimmt jedoch Wolfram das, was Gottfried an ihm getadelt hat, mit Ruhe und Gleichmuth auf, und scherzt selbst im Wilhelm von Orange über den Vorwurf der Dunkelheit, V. 237, 5:

> Ein ungefüeger Tschampaneys
> Kunde vil baz franzeys
> Dann ich, swiech franzoys spreche.
> Seht waz ich an den reche,
> Den ich *diz maere diuten sol:*
> Den zaeme ein tiutschiu spräche wol:
> Mîn tiutsch ist etswâ doch sô krump,
> Er mac mir lîhte sîn ze tump,
> Den ich's niht gâhs bescheide:
> Dâ sûme wir uns beide.

Mild, mit Scherz und Anerkennung antwortet er seinen Tadlern (Willeh. 4, 19):

12) Tristan V. 4636 (vgl. Parc. V. 15—20):

> Swer nu des hasen geselle si,
> Unde uf der worte heide
> Hohe sprünge und wite weide
> Mit bikkelworten welle sin,
> Unde uf daz corschapellekin
> Wan, ane folge, welle han,
> Der laz uns bi dem wane stan etc.

13) V. 4663:

> Vindaere wilder maere,
> Der maere wildenaere,
> Die mit den ketenen liegent,
> Unde stumpfe sinne triegent,
> Die golt von swachen sachen
> Den kinden kunnen machen,
> Unde uz der bühsen giezen
> Stoubine mer griezen,
> Die berent uns mit dem stokke schatte,
> Niht mit dem gruenen lindenblatte,
> Mit zwigen, noch mit esten.
> Ir schate tut den gesten
> Vil selten in den ougen wol.
> Op man der warheit jehen sol,
> Da ne gaht niht guotes muotes van,
> Da ne lit niht herze lustes an.
> Ir rede ist niht also gevar,
> Daz edel herze iht lache dar.
> Die selben wildenaere,
> *Si müzen tiutaehre*
> *Mit ir maere lazen gan;*
> Wir mugen ir danach niht verstan,
> Als man si hoeret unde siht:
> So enhan wir ouch der muoze niht,
> Daz wir die glose suochen
> In den swarzen buochen.

Ich Wolfram von Eschenbach,
Swaz ich von Parcivâl gesprach,
Des sin âventiur mich wîste,
Etslich man daz prîste:
Ir was ouch vil dies smæhten
Und baz ir rede wæhten.
Gan mir got sô vil der tage,
Sô sag ich mîne und ander klage,
Der mit triwen pflac wîp unde man
Sît Jêsus in den Jordan
Durch toufe wart gestôzen.

Die Worte maere dinten, das krumpe tiutsch, das rede baz waehen deuten nicht blos wörtlich auf Gottfried's Ausfall, sondern vorzüglich das letztere auf Dichter und nicht auf Leser, und grade Gottfried rühmt mit schlecht verhehlter Eitelkeit von sich, wie meisterlich er seine Rede ziere, und erklärt die hofeliche Sprache für ein sehr wesentliches Erfoderniß einer Erzählung für Gebildete. In beiden Dichtern erreichte die mittelhochteutsche Poesie ihren Culminationspunkt, und beide waren die Chorführer nachdichtender Sänger, die sich je nach ihrer Ansicht zu Gottfried's oder Wolfram's Kunstsystem hielten. Unter Gottfried's zahlreichen Jüngern war Konrad von Würzburg (gest. 1287) derjenige, welcher am glänzendsten hervorleuchtet, und der Manier Gottfried's in demselben Sinne, jedoch mit mehr Geschick nachstrebte, wie Wolfram's Schüler ihrem schwerer und mit größeren Mitteln nur erreichbarem Meister nachzuahmen suchten. Je mehr der Geist sich aus der Poesie verlor und die erstarrte Form sich geltend machte als das Wesentliche, desto schärfer mußte auch der Gegensatz beider Schulen hervortreten, bis er endlich in den Meistersängerschulen in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. wirklich in offene Fehde zwischen Regenbogen, dem Verehrer Wolfram's, und Frauenlob, dem Lobpreiser Gottfried's und Konrad's, ausbrach (Man. Samml. II, 215). Wie wenig diese Kämpfer indessen der Sache auf den Grund gingen, wie sie in der Regel um Kaisers Bart und um Dinge sich stritten, die keiner von beiden wußte und verstand, und wie der Streit fast immer nur in ein Verkleinern des Gegners und in übertriebenes Selbstlob auslief, beweist außer unzähligen andern Beispielen auch dieser Streit, in welchem Frauenlob sich selbst weit über Wolfram, Walther und alle Meister, die jemals vor ihm waren, erhebt, indem er noch ihren Gesang übergolde, er aus Kessels Grunde schöpfe, wo sie nur den Schaum geschöpft haben, er die große kunstreiche Straße gehe, während sie nur auf schmalem Stege daneben geschlichen.

Über Wolfram dagegen sprach schon Wirnt von Grafenberg im Wigalois V. 6343, den er 1212, also noch vor dem Wilhelm von Orange, dichtete, das Wort aus, das sprüchwörtlich geworden ist:

Leien munt nie baz gesprach.

Schon auf ihn ist Wolfram's Einfluß sichtbar, nicht blos in Nachahmung einzelner Ausdrücke und Wendungen, z. B. V. 8448 vergl. mit Parc. 78, 7; V. 9282 mit Parc. 148, 24, sondern auch in Ansichten Wolfram's über die Romanhelden, z. B. Wigalois 2259, 2146—2158, und überhaupt in der freiern objectivern Behandlung des Stoffes. Zahlreich sind die Anspielungen auf Wolfram und seine Werke bei Dichtern des 13., und nicht minder des 14. und 15. Jahrh., allein anders tritt sein Einfluß bei den Didaktikern, anders bei den Epikern hervor. Er zunächst, und mit ihm Gottfried wirkten gemeinsam zu dem Ziele, den französischen Stoff als rohes Material zu betrachten, als eine Fabel anzusehen, die nach Gottfried durch die Form der Darstellung, nach Wolfram durch die hineingelegte Bedeutung erst Werth erhalte. Noch weiter gingen die lebensklugen, doch prosaisch kalten Didaktiker, der wälsche Gast und Frigedank's Bescheidenheit (1216 und 1230); des erstern Verfasser, Thomassin, erklärt gradezu diese Gedichte für Fabel mit Lüge gemalt, gut für Kinder, nicht für Jünglinge und Erwachsene, und nimmt den Parcival und Tristan nicht davon aus; aber besser sei es, die Wahrheit ungeschmückt zu hören; und umher entwickelt er praktisch Wolfram's ganze Lehre von dem zwîfel und der stæte, die den Mittelpunkt im Parcival bildet, vom echten Mann, Maß und Unmaß; und die von ihm vorgetragenen Lebensprincipien und Grundsätze der Moral stimmen dergestalt mit Wolfram's, daß es nicht schwer wäre, dieses Gedicht zu einem fortlaufenden Commentar des Parcival umzubilden. — In ähnlicher Weise ruht Frigedank's „Bescheidenheit" auf Wolfram; während er jedoch nach der Seite der Welt hin mehr den Walther von der Vogelweide ausbeutet, muß ihm Wolfram nach der religiösen Richtung hin die Steine zu seinem musivischen Baue liefern, und unzählig sind derartige Reminiscenzen aus dem Parcival und Wilhelm. — Bei den Epikern zeigt sich das unverhehlte Ringen, ihr Vorbild Wolfram zu erreichen, aber bei mangelnder Kraft schlägt es nur allzubald um, theils in mystischen schwülstigen Bombast, wo bei Wolfram die tiefste Begeisterung auf der Höhe reinster Empfindung schwebt, oder in nacktes Nachahmen und dadurch bizarres Karrikiren solcher Lieblingswendungen und Äußerungen Wolfram's, die wir bei ihm als originelle sinnkräftige Eigenthümlichkeit gern gelten lassen. Daher fortan in den Epen die sogenannten geblumten Einleitungen, meistens in Gebetform, die Wiederholungen der Lehre von den Planeten, von den Engeln, von der Befleckung und Entsündigung der Erde u. s. w., wie sie bei Wolfram vorkommen, mit sichtbarer Beziehung auf jene Vorbilder. Näher, wenngleich beiweitem tiefer, steht Wolfram Reinbot von Dorn in seinem heil. Georg; aber schon verzagen wir bei den beiden Fortsetzern des Wilhelm von Orange, Ulrich von dem Turlin, und Ulrich von Turheim, denen das Interesse, das die ritterliche Lesewelt an Wolfram's Werken nahm, der Stab und die Stütze ist, an der sie sich zu ihrem schwachen Werke aufrichten, ohne seinen tiefsinnigen Geist, seine gediegene Kunst, seine Religiosität erfassen und erstreben zu können. — Gleichwol geben diese und manche Andere ein gewichtiges Zeugniß, wie seit der Mitte des 13. Jahrh., wo die letzte hohe Begeisterung der Kreuzzüge in matter Empfänglichkeit für asketische Heiligengeschichten und Legenden krampfhaft nachzuckte, die Kanonisationen anfangen, immer häufiger zu werden, die Dichter sogar zum Theil

schon, um ihr Seelenheil zu retten, sich zu heiligen Gegenständen wandten, statt zu den lügenhaften Rittergeschichten, Landfriedensbruch, Selbsthilfe, Greuel und Gewaltthaten aller Art, neue Heilmittel der untergehenden Menschheit in Wundern und Zeichen aufzufinden für nöthig erachteten, sie geben ein Zeugniß, sage ich, wie in dieser Zeit Wolfram's Religiosität, wenn auch oft unverstanden, dennoch wie ein leuchtender Stern durch die trüben Nebel irre gewordenen und verzagenden Glaubens leuchtet, und seine Kunstgenossen aus ihrer dumpfen Tiefe vertrauend und verehrend zu ihm hinausblicken. Die sinkende Kunst verlor in ihm den Sänger aus den Augen, und hörte angstbedrängt nur noch den Lehrer des Glaubens.

Nur von diesem Gesichtspunkte aus sind die wundersamen Fragmente, die wir den Krieg auf Wartburg nennen, zu verstehen und sachgemäß zu würdigen, die für unsere Literarhistoriker fast zur zweiten Apokalypse geworden sind, und zu immer neuen Forschungen und Erklärungsversuchen anreizen. Hier tritt Wolfram, der Historie entrückt, schon, gleich den Heroen des Alterthums und den Helden des teutschen Sagenkreises, von dem Zauberschleier der Sage umwoben dem Zauberer Klinschor gegenüber, dem, der Dichtung entnommen, hier eine historische Existenz gegeben wird. Wolfram, der in dem Glauben an die Untrüglichkeit und Allgemeingültigkeit des Christenthums Erstarkte, wird hier in den Kampf mit dem Geschöpfe seiner eigenen Dichtung, Klinschor, geführt, und in dem Räthselkampfe, der beginnt, entwickelt sich jene kolossale Dogmatik, jene überschwengliche Mystik, der entsetzliche Wust verworrener und verirrter Gelehrsamkeit, der bald darauf im Titurel seine höchste Spitze erreichte; überall leuchtet der Grundgedanke hervor, in Wolfram den Repräsentanten und Stimmführer wahrer Religiosität zu ehren, wenn wir auch der Form, wie dies geschieht, unsern unbedingten Beifall nicht schenken mögen. — Ein ferneres redendes Zeugniß für die lebendige Auffassung und Weiterverbreitung dieser Idee des Gegensatzes zwischen Klinschor und Wolfram legt das Gedicht von Lohengrin (um 1300. Ausg. Görres, Heidelberg 1813) ab, welches den Wettkampf beider Personen fortspinnt, und dem Wolfram in den Mund gelegt ist. Ebenso, wie der Dichter des Lohengrin sich an Wolfram's Person in seiner bedeutungsvollsten Beziehung, lehnt er den Stoff seines Gedichts an die von Wolfram zuerst bekannt gemachte Gralsage an, und je mehr im Verlaufe des Gedichts Wolfram und der Gral in den Hintergrund treten, desto deutlicher wird, wie dem Dichter beides nur ein Vorwand gewesen ist, um die Leser anzulocken, und durch diese Verknüpfungen mit dem Hochberühmten für sein Gedicht zu interessiren.

Einen ganz neuen gewaltigen Aufschwung gewann der Ruhm Wolfram's durch den Dichter des sogenannten jüngern Titurel, Albrecht, von Ulrich Fürterer „von Scharfenberg" genannt, in der Mitte des 14. Jahrh. Indem er sein Werk als eine Vervollständigung des Parcival ankündigte, indem er selbst Anfangs durchaus im Namen Wolfram's spricht, bis er, wie der Dichter des Lohengrin, am Schlusse endlich mit seiner wahren Persönlichkeit hervortritt, verbreitete er unter seinen Zeitgenossen die lange, selbst von neueren Gelehrten gehegte Meinung, daß Wolfram wirklich den ganzen Titurel gedichtet und Albrecht ihn nur im Metro umgeformt habe. Der Titurel gewann eine Verbreitung und ein Ansehen, wie nicht leicht irgend ein anderes poetisches Werk, und die Erinnerung an Wolfram ging hierin fast völlig auf. Es war nicht blos der Inhalt, der in dem Templeisenthum, und im Priesterreich des Johannes die geistlichen Ritterorden und die Hierarchie verherrlichte, der durch das Hereinziehen des Priesterkönigs Johannes in die Gralsage große politische Tagesinteressen berührte, sondern ebenso wol die religiöse Richtung des Dichters, als seine eigenthümliche gelehrte Darstellungsweise, welche seine Mitwelt und Nachkommen in Staunen und Bewunderung versetzte. Wolfram's religiöser Weltanschauung folgend, soweit hiervon Äußerungen in dessen Gedichten sich vorfanden, deren fast keine unbeachtet und unparaphrasirt gelassen ist, schweift Albrecht doch hinüber in maßloses Lob des Pfaffenthums; die Tonsur ist ihm die wahre Krone des Heils, der Pfaffe der von Gott geborene König, dessen Gewalt über die Macht der Gekrönten geht; an die Stelle der Toleranz Wolfram's und anderer Dichter gegen das Heidenthum tritt blinder Zelotismus gegen Muhammedaner, Griechen und Ketzer. Dazu die oft wiederholte, mit papistischer Anmaßung ausgesprochene Versicherung, dieses Gedicht sei das Buch der Bücher, ein Weg zum ewigen Heile, das Lobposaunen der Büchergelehrsamkeit, der prunkhaft feierliche predigerartige Vortrag, die immense Gelehrsamkeit in unzähligen Anspielungen auf die gesammte frühere Literatur, auf die Geheimnisse des Wissens in allen Facultäten, auf die Geschichten der Bibel, der wahren und fabelhaften Historie — alles dies mußte in einer Zeit, wo wahre Poesie und Wissenschaft in so tiefer Nacht lagen, wo die Welt im Angstschweiße an Enträthselung der Offenbarung Johannis sich abmühte, dieses Werk mit einem Nimbus der Verehrung und Heiligkeit umgeben, der nur dadurch erklärlich wird, daß in vielen der höher strebenden Gemüther eine tiefe Sehnsucht nach einem Etwas ruhte, das der gesunkenen Kunst, der zerfallenen politischen Ordnung neuen Halt und neue Bedeutung geben könnte, und diese unbekannte Hilfe glaubte sie in der Religion zu finden; der Titurel faßte das dunkel Geahnte in Worte, und sein Wort galt, bis das Flammenwort Luther's ein neues Evangelium predigte.

Auch die Sage vom Sängerkriege auf Wartburg zwischen Wolfram von Eschenbach und Klinschor blieb lebendig im Gedächtniß, gestaltete sich immer historischer und ward ungefähr anderthalb Jahrhunderte nach ihrer Entstehung von dem Chronisten Johannes Rothe (1450), in dessen „Leben der heiligen Elisabeth," und in seiner thüringischen Chronik mit einer so treuherzigen Sicherheit wiedererzählt, daß bis in die neuere Zeit kein Zweifel mehr über den wirklich stattgehabten Sängerkampf und den unheimlichen Teufelsspuk des Klinschor aufkam,

der vielmehr von Andern als reine Wahrheit getreulich weiter erzählt ward.

In den jüngern Meistersängerschulen bildete sich eine trübe Tradition von dem ersten Ursprung ihrer holdseligen Kunst, welche indessen vor dem 15. Jahrh. nicht wol entstanden sein kann. Die vier ersten Meister, die Stifter dieser Schulen, nämlich Heinrich von Muglin (um 1369), Frauenlob (gest. 1317), Barthel Regenbogen (des vorigen Zeitgenosse) und der Marner (um 1300) sollten nach dieser Überlieferung in den Ruf der Ketzerei gekommen sein, weshalb sie im J. 962 vom Kaiser Otto I. nach Pavia, nach Anderen aber nach Paris, entboten wurden, wo sie vor ihm und dem Legaten des Papstes Leo VIII. öffentlich in einem langen Processe ihre Leben und ihre Lehre und Kunst rechtfertigten, und mit einer goldenen Krone vom Kaiser beehrt wurden, weshalb diese Meister auch die Gekrönten heißen. Später stieg, theils an die heilige Zwölfzahl der Apostel, theils an die der Kämpfer der teutschen Heldensage im Rosengarten sich anlehnend, ihre Zahl auf zwölf, unter denen aus verschiedenen Jahrhunderten namentlich auch Nicolaus Klinschor, der freien Künste Magister, und Wolfram von Eschenbach genannt werden (Altt. Museum von v. d. Hagen und Büsching II. S. 176).

Mit der Reformation erlosch fast die Erinnerung an die großen Dichter der Vorzeit. Aus dem 30jährigen Religionskriege ging ein neues Geschlecht hervor, Fremdling in der neugestalteten Heimath, selbst der Sprache entfremdet, in der jene alten Meister gesungen, das nur vorwärts blicken konnte, nicht rückwärts nach Schätzen, die unter Trümmern begraben lagen, und die es weder zu heben, noch zu würdigen verstand. Erst durch den rastlosen Eifer der Schweizer, Bodmer und Breitinger namentlich, in der Mitte des 18. Jahrh., ward jene verschollene Literatur, im eigentlichsten Sinne wieder entdeckt. Allein so große Aufmerksamkeit Bodmer auch insbesondere dem Parcival zuwandte, so wollte es mit dessen moderner Bearbeitung in Hexametern (Zürich 1753) ebenso wenig, wie mit der des Wilhelm von Orange (Oransias, v. Bodmer) gelingen, dem größeren Publicum Geschmack daran beizubringen.

Erst nachdem jene alten Schätze aus dem Schutte der Vergessenheit wieder in großer Zahl hervorgegraben, durch die erweiterte Sprachkenntniß von dem Roste der Unwissenheit der Abschreiber gereinigt, und lesbare Texte kritisch gesäubert hergestellt worden, durch emsig fleißige historische Forschung in Urkunden, Familien- und öffentlichen Archiven die persönlichen Verhältnisse der Dichter mehr ins Licht getreten und die Zeiten festgestellt sind, in denen sie lebten und wirkten, ist auch unser Dichter wieder zu der Stelle erhoben worden, die er vor sechs Jahrhunderten in der Literatur einnahm, und die er nun fortdauernd behaupten wird. Zu den umfassenderen Arbeiten über Wolfram von Eschenbach und seine Werke sind zu zählen: die Abhandlung Büsching's: „Wolfram von Eschenbach, sein Leben und seine Werke," im altteutschen Museum, von v. d. Hagen und Büsching (Berlin 1809) I. Bd. S. 1—37, welche jedoch neben schätzbarem reichem Materiale sehr viel Irrthümliches enthält, weil der Verfasser den jüngern Titurel als ein Werk Wolfram's ansah, und die daher nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen ist. Lachmann, in seiner „Auswahl aus den hochteutschen Dichtern des 13. Jahrh." (Berlin 1820) eröffnete zuerst ein richtigeres und tiefergreifendes Verständniß des Parcival, und wies dringender auf die Bedeutsamkeit des Dichters hin. Ihm folgte darin mit philosophischer Analyse Rosenkranz in seinen „ästhetischen und poetischen Mittheilungen" (Magdeburg 1827), und wies diesem Werke Wolfram's nach seinen tieferen Bezügen zur gesammten Literatur seine Stelle an in seiner „Geschichte der teutschen Poesie im Mittelalter." 1. Bd. (Leipzig 1835). Die erste kritische, des unsterblichen Dichters würdige, Ausgabe seiner sämmtlichen Werke mit lehrreicher Vorrede (I—XLIV) gab Lachmann: „Wolfram von Eschenbach" (Berlin 1833). Ihm folgte, den Hauptzweck im Auge, sowol die Gedichte selbst dem größeren Publicum zugänglich zu machen, als die von ihm behandelte Sage in ihrer ganzen Entwickelung historisch zu erörtern, San Marte in seinem „Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach." Erster Band, Parcival (Magdeburg 1836). Zweiter Band (ebendas. 1841), die übrigen Werke Wolfram's, seine Biographie, den jüngern Titurel und die Geschichte der Gralsage enthaltend. — Eine umfassende Biographie des Dichters gibt auch v. d. Hagen in seiner großen Sammlung „Minnesinger, teutsche Liederdichter des 12., 13. und 14. Jahrh. (Leipzig 1838) 4. Bd. S. 192—230." Am ausführlichsten und gründlichsten bis jetzt hat sowol nach seiner künstlerischen Individualität, als nach seinen allseitigen Beziehungen zur Literatur und seinen dichterischen Kunstgenossen unsern Wolfram behandelt Gervinus in seiner „Geschichte der teutschen Nationalliteratur" (Leipzig 1835) 1. Bd. (*San Marte.*)

ESCHENBACH (Ulrich v.). Ein Dichter aus dem Spätende des 13. und Anfang des 14. Jahrh.; zu welchem Geschlechte und zu welcher Linie der weitverzweigten Familien von Eschenbach er gehört hat, ist bis jetzt nicht ermittelt, da außer dem Wenigen, was er über sich selbst in seinem Gedichte berichtet, nichts bekannt ist. Aus seinen Äußerungen entnimmt man jedoch, daß er sich viel in Schwaben und Böhmen, insbesondere aber in Salzburg und Tyrol herumbewegt und aufgehalten hat. Gegen das Ende des zehnten Buchs seiner Alexandreis sagt er, daß er dieses Werk zu Diensten des edeln Rifenburgers, Gorse der ander, gedichtet habe. Die Reifenberger waren ein angesehenes und dichterliebendes Geschlecht in Tyrol, und namentlich wird Ulrich von Reifenberg zugleich mit Volkmar von Kemenat sowol von Rumland von Schwaben[1]), als auch von Meister

1) v. d. Hagen, Minnesinger III. S. 69.
Swelich richer ist an eren wunt,
Der denke an den von *Rifenberk*
Unde an den edelen helt von *Kemenaten:*
Und ist er siech, er wirt gesunt;
Er wirk' ouch lobelichen werk;
An richen tugenden sol er sich niht verspaten.

Friedrich von Sonnenburg [1]) gepriesen. Ulrich von Rifenberg kann erst im J. 1269 gestorben sein [2]), mithin muß ihm erst Gorse der Andere nach dieser Zeit gefolgt sein, wodurch Ulrich von Eschenbach's Zeit sich näher bestimmt. Auch gedenkt er an einer unten zu citirenden Stelle des edeln Bischofs Walchen von Salzburg, der fürstlich seinen Hof hielt, womit nur der Erzbischof Wladislav gemeint sein kann, der von 1266—1270 den erzbischöflichen Stuhl einnahm.

Von seinen Werken ist uns nur Ein Gedicht, eine phantastische Geschichte Alexander's des Großen, in zwei Handschriften erhalten, wovon die eine der wolfenbütteler, die andere (früher vaticanische) der heidelberger Bibliothek (Codex Palat. Nr. 333) angehört, das jedoch noch nicht gedruckt ist. Er hat es in eilf Bücher getheilt; das zwölfte bildet ein Anhang „wie sich die Künige halden sullen." Er bekennt, nach dem Lateinischen des Gualterius de Castellione, der eine Alexandreis in heroischen Versen gedichtet hat, sein Werk gearbeitet zu haben, und daß jener Walther wieder nach einem griechischen Buche des Meisters Philippus, wie es ein Meister Guido zu Antiochien gefunden, sein Gedicht gefertigt habe. — Sogleich im Eingange nennt sich der Dichter:

> An sinnen, herre, reich
> Mich armen *Ulreich!*
> Ich bin genant *Eschenbach.*
> Waz her *Wolfram* ie gesprach,
> Daz ist von guoten sinnen geschehen.
> Des muez wir alle iehen:
> Leien munt gesprach nie baz.

und der bekannte Bücherfreund Püttrich von Reicherzhausen (herausgeg. v. Adelung S. 17), der in dem sogenannten Ehrenbriefe um 1452 seine Bibliothek dichterisch in Titurelstrophen beschrieb, gedenkt seiner mit Achtung. Alexander der Große war hauptsächlich die Figur, um welche herum das Wunderbare in mysteriösen Krystallisationen anschoß, denn er war in den geheimnißvollen Orient gedrungen, und hatte dort, den Herkulischen Säulen entgegen, die Marksteine der Erde nach Osten zu gesetzt. Er wollte, so erzählen die Sagen des Mittelalters, das Paradies suchen. Man muß gestehen, daß ein Jüngling, schon früh als Bändiger des wildesten Rosses sich ahnungsvoll ankündigend, der, an der Spitze der gebildetsten Nation eine Weltstadt vernichtet und einen andern Weltmarkt eröffnet, in drei Schlachten ein ungeheueres Reich niederwirft, das räthselhafteste Land der Erde zuerst aufschließt, unbekannte Meere beschiffen läßt, und nun, von aller Pracht irdischen Daseins, von einem großen Kreise der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, und vom Ruhme seiner gewaltigen Thaten umgeben in der Blüthe der Jahre stirbt, an sich ein Wunder scheint. Darum ist auch dieser König der Könige durch die Sage in das Äußerste des Erstaunlichen geführt worden. Die älteste Bearbeitung, deren Sprache noch zwischen dem Alt- und Mittelhochteutschen schwankt, ist um 1190 von einem Geistlichen, Lamprecht, dem eine französische Bearbeitung durch Alberich von Besançon zum Vorbilde diente. Das Seltsame und Wunderbare ist hier zwar eine Hauptrichtung der Composition, allein sie geht nicht ins Maßlose, wirft Ungehöriges bei Seite, und kehrt sich am Schlusse zu einem Höheren, indem Alexander seine Thaten mit der Einsicht in die Eitelkeit und Richtigkeit ihres Ruhmes schließt, und von dem vermessenen Unternehmen absteht, das Paradies zu finden. Rudolf von Montfort behandelte denselben Stoff in sechs Büchern, theils nach dem Curtius, theils nach der Tradition des byzantinischen Mönchs Kallisthenes um 1250. Hatte Walther von Castiglione in den Curtius, dessen Büchereintheilung auch noch aus unserm Alexander Ulrich's von Eschenbach hindurchsieht, alle möglichen Fabeln, die vor ihm über diesen Helden gangbar waren, eingeschaltet, und von seiner eigenen Gelehrsamkeit und poetischen Belesenheit an Schmuck hinzugethan, was ihm gut dünken mochte, so folgt hierin Ulrich seinem Beispiele, und fügt auch seinerseits bei, was er hört und gelesen hat, was außer einem ausdrücklichen Zeugnisse [4]) sich am deutlichsten an dem Schlusse zeigt, wo eine nach Gervinus' Urtheil höchst läppische Allegorie von einer

---

> Sie habent ez verdienet wol,
> Daz man *ir nach tode* sol hie mit den besten denken:
> *Uolrich* was ganzer tugende vol;
> Im kunde niht entwenken
> *Volkmar*, swa man umb ere solde werben;
> *Ir lib ist tot*, ir lop kan niht ersterben.

2) Tadelnd bemerkt er gegen einen noch unbekannten Dichter (v. d. Hagen a. a. O. III. S. 76):

> Der den von Rifenberk alrest z'eime zwige maz,
> Daz snoede lop wol vrühterichen tugenden was vil gar ze laz:
> Er solt im haben getellet baz
> Des boumes einen ast.

In einer andern Stelle (a. a. O. III. S. 73) gedenkt er der freundlichen Briefe des Papstes an Rudolf, nachdem dieser zu Frankfurt im J. 1273 zum römischen König gewählt worden:

> Ich horte des babes brieve lesen, sus was diu boteschaft:
> „Der allerliebste unser sun gegruezet si mit voller kraft,
> Mit ganzer libe anzwifelhaft,
> An' alle underlaz.
> — *Künik von Rome Ruodolf, künftik Kaiser offenbar etc.*

3) Wie hier in den Gedichten, stehen auch Ulrich von Reifenberg und Volkmar von Kemenat häufig beisammen. Der Erstere kommt in tyrolischen Urkunden aus den Jahren 1231—1269, und Letzterer in solchen von 1240—1275 vor. Im J. 1254 sind sie zu Meran bei der Theilung der vom Grafen Albrecht von Tyrol seinen Tochtermännern, den Grafen Meinhard von Görz und Gebhard von Hirschberg, hinterlassenen Länder, als erwählte würdige Mittelsmänner. s. Hormair, Beitr. zur tyrol. Geschichte. Urkunde Nr. 100. Derselbe, Tyrol. Geschichte II. Urkunde 133. 162. 194. 246.

4) Cod. Palat. No. 333. fol. 147:

> Ouch hat *manic werder man*
> *Mir süze rede dozu getan*,
> Die dirre aventiure
> Git weder helfe noch stiure;
> Den ich der warheit zihe,
> Von *Walchen* der edle vrie,
> Der fürstlich hielt sinen hof,
> *Von Saltzburch der edel bischof*,
> *Schreip mir diese rede her*,
> Der warn zween ritter wer,
> Daz ich dez nieman truge;
> Die sint dez bede gezuge,
> Und ander gute lute,
> Die ze *Prage* wesen hute etc.

Belagerung der Stadt Trithonia (quasi triplex sapientia, von den drei Künsten der Alchymie, Astronomie und Nigromantie, welche die Einwohner vollkommen inne haben) durch Alexander beigefügt wird, weil sie der Dichter früher nicht ganz vernommen hatte, und daher nicht einflechten konnte. Wir können hieraus ungefähr einen Schluß auf seine Originalität und eigene Erfindungsgabe machen. — Schon in der oben citirten Stelle am Eingange seines Gedichts erwähnt Ulrich rühmlich seines Namensvetters Wolfram von Eschenbach, dessen Werke er gründlich gelesen hat, und auf die er sich vielfach bezieht. Ihn nahm er sich Hinsichts der Form zum Vorbilde, aber verunglückte dabei ebenso, wie alle übrigen schwachen Nachtreter dieses hohen Genius, die zwar nach dem Schiller'schen Spruche dem Meister abgelernt hatten, „wie er sich räuspert, und wie er spuckt," denen aber eine Erkenntniß seines eigentlichen Wesens völlig dunkel blieb. So bedient sich denn auch Ulrich jener seltsamen Bilder und überraschenden Witze Wolfram's, affectirt seinen Tiefsinn, und ahmt im Eingange und anderswo jenen feierlichen mysteriösen Ton nach, der schon bei Reinbot von Dorn im ersten Keime bemerklich wird, und der sich nachher im Titurel Albrecht's (1350) und aus dem Titurel später auf das Vielfachste wiederfindet; er schmückt sich mit der Gelehrsamkeit des Gualterius oder mit seiner eigenen, und läßt häufig in dem Gedichte seine Persönlichkeit ebenso dazwischentreten, wie dies Wolfram im Parcival und Wilhelm von Orange noch liebte. Diese Art und Weise und Richtung vertrug es sehr gut, daß hier alle Wunderlichkeiten und Sonderbarkeiten, welche die Alexandersage aufzuweisen hat, ganz gewiß ebenso gesucht und begierig aufgenommen wurden, wie Ulrich's alter einfacherer Vorgänger Lamprecht sie verschmäht hatte; denn daß dieser alle derartige Auswüchse der Sage und erweiternden Geschichtchen derselben wohl gekannt hat, geht aus gelegentlichen häufigen Anspielungen zur Genüge hervor. Eine derartige Ausweitung war um so leichter, als das Meiste schon in der lateinischen Quelle beisammenlag. Hier treffen wir also die schmutzige Geschichte von dem Umgange der Olympias mit dem Zauberer Nectanebus; die Sagen von des Darius Geschenken an Alexander treten zweimal in Varianten an verschiedenen Stellen auf; bei Gelegenheit der Eroberung von Theben ist die Anekdote von der Verschonung des Hauses Pindar's in die Begnadigung eines lebenden Dichters Elpades umgewandelt, und alle Urgeschichten, Niobe, Lajus, die Sieben vor Theben, erscheinen in größter Ausführlichkeit, und wir lernen bei der Gelegenheit die Quellen kennen, aus welchen manche Figuren der Romane des Arthurkreises, z. B. Pompejus und Hippomedon (in Wolfram von Eschenbach's Parcival), Parthenopeus u. a. m. herübergekommen sind. So wird auch bei Berührung von Troja Manches von dessen Geschichte erwähnt. Länder- und Heldennamen in ungeheuerlicher Masse, gefabelte zu echten, höchst phantastische zu historischen wahren werden untereinandergeworfen, zu den wirklichen Generalen Alexander's teutsche und französische Ritter, zu den Kriegsleuten des Darius ein König von Marokko, zu den altasiatischen Ländern die Fabelreiche der Romantik. Die größte Verwirrung herrscht in den Namen und die größte Mischung in allen Verhältnissen. Sardin wird mit Gordium zusammengeworfen, und liegt an dem Meere Ellespontisicum; Alexander wird vom Aristoteles in der heiligen Schrift unterrichtet, wie überhaupt dieser Weise auch in vielen andern Gedichten stets als der Lehrer und Erzieher des Königs aufgeführt wird; hier erscheint Alexander halb als Kreuzfahrtheld, bald darauf wird seiner Göttlichkeit gedacht. In jedem Augenblicke spielen christliche Gesinnungen und biblische Geschichten herein, und wieder die Fortuna der heidnischen Vorstellungen. Hier und da ist ein ganz echter antiker Zug wie verirrt stehen geblieben zwischen hundert andern ganz verwischten; hier und da ein ausgeführtes Bild, das der gelehrte Lateiner dem Homer irgendwo entnommen, zwischen der eintönigen Erzählung, und unter den farblosesten Erdichtungen gelegentlich eine Episode, die an irgend eine bedeutende Scene im Homer, an Hektor's Abschied, an Glaucus u. a. m. erinnert, wie z. B. der Zweikampf Alexander's mit dem Burggrafen von Tyrus, und die Begnadigung des Eumenes und Mazäus in der Schlacht bei Arbela; das Grab des Darius wird von Apelles mit sämmtlichen Geschichten aus den historischen und prophetischen Schriften des alten Testamentes ausgemalt. Riesen, Figuren aus den fränkischen Romanen, wie z. B. Rennewart, den er aus Wolfram's von Eschenbach Wilhelm von Orange entnommen, oder Zwerge, wie Spiet im Malagis, treten in der Geschichte auf. Und wie es nun vollends gegen das Ende geht, wo der Held in die Schrecknisse, die das Ende der Welt umgeben, geführt wird, ist alles billige Maß in dem Häufen von Gräßlichem und Ungeheuerem überschritten. In einer Taucherglocke fährt Alexander in das Reich der Fische, in dem Greifenwagen in das Reich der Vögel, ja selbst wider Leviathan beschließt er in die Hölle zu fahren. Ganz in derselben Weise mischt Albrecht im jüngern Titurel diese Alexandersagen in das provenzalische Gedicht, wie Ulrich die bretanischen Fabeln in jene. Im 33. Capitel treten die Brüder Alexander und Philippus auf, Söhne des Philippus von Macedonien, denen Arabadille und Seeundille ihre Hand versprochen haben, wenn sie den Tod des Securniß rächen. Auf Greifen sind sie ins Abendland gekommen, und sie erzählen etwas von jenem großen Alexander, der aber ein anderer ist, als dieser Ankömmling:

Str. 73. Wer an der erden ende
So tieffe sich geneiget,
Der si het sunder wende,
Daz er antarcticum wol umger zeiget;
Anders so kun in nimmer aug erfinden.
Nun wolt auch Alexander
Untz er ihn sach, urlouges nit erwinden.

Str. 74. Der erden an dem orte
Wolt er ein ende schawen,
Die Kriechen Altiforte,
Die hetten je mit witzen unverhawen:
Das hat an Alexander wol erzeiget.
Der an kraft mit witzen
Die welte hette schier an sich geneiget.

Str. 15. Do sein gewalt erfenden
Do ward an erden orte,
Darnach an meres grunden
Mit listen er vil wunder sach und hôrte.
Er sach gen einan velsen fische fliegen;
Ein schar, die was vil kleine,
Den sach er jagend mange schar nachziehen.

Nachdem er des Meeres Grund erkundet, schickt er sich an, das Reich der Lüfte zu durchforschen. Er hörte vom Vogel Galadrat, wie der in der Luft schwebend seine Jungen ausbrütet, bis sie mit ihm fliegen können. Auf diesem schifft er durch die Lüfte, und auch mit Greifen, die zum Fliegen abgerichtet, und vor der Reise mit 30jährigen Elephanten gespeiset werden. Nach solcher Mahlzeit mag dann die Reise auch noch so lange dauern, sie bedürfen keiner Speise mehr u. s. w. Würdiger und poetisch schöner. — Es wiederholt sich in Ulrich's Alexandreis dieselbe Erscheinung, wie in der teutschen Heldensage, die immer mehr das altnationale Gewand ablegte und den zierlichen Ritterharnisch, nicht zu ihrer Preiserhöhung anzog, wie in der Arthur- und Gralsage, die aus einfachem poetischen Kerne zu einem monströsen mystischen Ungeheuer anwuchs, wie in der Karlssage, welche, durch Ariost zur großen neugefärbten Prachtblume entfaltet, durch die beißende Satyre des Cervantes an der Wurzel abgeschnitten ward.

Über die hierher gehörige Literatur s. altteutsches Museum von v. d. Hagen und Büsching (Berlin 1809) I. S. 213. Literarischer Grundriß von v. d. Hagen (Berlin 1812) S. 221—222. Geschichte der teutschen Poesie im Mittelalter v. Rosenkranz (Halle 1830) S. 366. Geschichte der teutschen Nationalliteratur v. Gervinus (Leipz. 1836) II. S. 21—25. (*San Marte.*)

ESCHENBACH (Freiherren von; in den Urkunden auch Eschibach, Exhibahc), ein altes, zu dem höhern Adel gehörendes Geschlecht, dessen Stammburg, Eschenbach, an der Reuß im jetzigen Canton Luzern lag. Das Epitheton Nobilis, das ihnen in den Urkunden beigelegt wird, bezeichnet im 12. und 13. Jahrh. den hohen Adel. Schon 1128 wird in dem Nekrologium des Klosters Muri Albert von Eschenbach erwähnt. Die Besitzungen des Hauses erstreckten sich im 13. Jahrh. von der Reuß an durch die jetzigen Cantone Zürich und Zug bis an den Zürichersee, von dessen linkem Ufer bedeutende Theile ihnen unterworfen waren. Auf der Höhe des Albisberges, zwei Stunden von Zürich, besaßen sie die Burg Schnabelburg, von welcher ein Zweig des Geschlechtes sich Herren von Schnabelburg nannte (de Senableborhc, Snabilburch, Snabelburch, Snabelburg). Die Erbauung dieses festen Bergschlosses wird Walther von Eschenbach zugeschrieben, der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. lebte. Seine Gemahlin wird Adelheid von Schwarzenberg genannt; die einzige Tochter des letzten Freiherrn von Schwarzenberg, durch welche Schwarzenberg mit den dazu gehörigen Besitzungen an die Eschenbache gekommen zu sein scheint, sodaß Einzelne auch mit dem Namen Herren von Schwarzenberg erscheinen, der dann nach dem Falle der Hauptlinie fortdauert. Wo Schwarzenberg lag, ist ungewiß; am wahrscheinlichsten wird es in das zürcherische freie oder knonauer Amt, in die Gegend von Maschwanden, gesetzt. — Die beiden Brüder dieses Walther's I., Konrad, erwählter Abt des Klosters Murbach im Elsaß, und Ulrich, Propst des unter Murbach stehenden Stiftes zu Luzern, stifteten 1178 die Leutpriesterei im Hofe zu Luzern. Alle drei Brüder gemeinschaftlich, ferner Walther's Gemahlin Adelheid und seine vier Kinder, Walther II., Berthold, Adelheid und Hedwig, stifteten dann das Cistercienserkloster Cappel, auf der Grenze der jetzigen Cantone Zürich und Zug. Die Bestätigungsurkunde des Bischofs Hermann von Constanz, in welcher die drei Brüder Nobiles de Exhibahc, und Walther I. noch insbesondere Dominus de Senableborhc genannt werden, ist vom J. 1185. — Durch Walther's I. Söhne, Walther II. und Berthold, theilte sich das Geschlecht in zwei Hauptlinien; die ältere, von Walther II. beginnende, führt vorzugsweise den Namen Eschenbach, verbindet aber auch damit zuweilen denjenigen von Schnabelburg; die jüngere, die sich vorzugsweise von Schnabelburg nennt, verbindet damit eine Zeit lang den Namen von Schwarzenberg (z. B. 1296 urkunden Johannes et Wilnhelmus Nobiles de Snabelburg, advocati de Swarzenberg), führt aber auch diesen letztern Namen zuweilen allein (z. B. 1288 urkunden dieselben zu Freiburg im Breisgau und nennen sich nur von Schwarzenberg), und erscheint im 14. Jahrh. nur noch unter dem Namen von Schwarzenberg in der Gegend von Freiburg im Breisgau. — I. Die Hauptlinie von Eschenbach. Die Lebenszeit Walther's I., des Stammvaters der beiden Linien, fällt zum Theil in die Regierungszeit der letzten vom helvetischen Zweige der Zäringer, Berthold's IV. (gest. 1186) und V. (gest. 1218). Diese hatten hartnäckige Kämpfe mit den Großen im burgundischen oder westlichen Helvetien zu führen, die nur mit Gewalt zum Gehorsam gegen den verhaßten Rector Burgundiae gebracht werden konnten. Die Anlegung von Städten, wie Bern, Burgdorf, Milden u. s. w., gewährte Stützpunkte in dem Kampfe gegen den burgundischen Adel; und in derselben Absicht scheinen sie zu der Verpflanzung von Edelleuten aus dem alamannischen Helvetien zwischen den burgundischen Adel mitgewirkt zu haben. Am Eingange des Lauterbrunner- und Grindelwaldthales lag die Burg Unspunnen, auf welcher Burkard (der Einzige, welcher mit dem Namen „von Unspunnen" erwähnt wird; vielleicht zum Hause der Herren von Thun gehörig) die benachbarten Gegenden beherrschte. Seine Gemahlin war Luitgard von Eschenbach, die Tochter Walther's I. Sie lebte mehre Jahre als Witwe. Durch die Heirath ihrer einzigen Tochter, Ita, mit Rudolf von Wädischweil kam Burg und Herrschaft Unspunnen an dieses, vom linken Ufer des Zürichersees, wo es den Eschenbachen benachbart und vielleicht verwandt war, nach dem berner Oberlande verpflanzte Geschlecht. Es blieb bei demselben bis zum Tode Konrad's von Wädischweil, der Schultheiß zu Freiburg war, und zum letzten Male 1277 erwähnt wird. Nach seinem Tode kam Unspunnen, ungewiß wie, an die Eschenbache, welche zu derselben Zeit, wie die Herren von Wädischweil, im Oberlande erscheinen; denn Luitgarde'ns Bruder, Wal-

ther II., vermählte sich mit einer andern reichen Erbin, ebenfalls Ita genannt. Sie brachte ihrem Gemahl Oberhofen am Thunersee, wovon sie Ita von Oberhofen genannt wird, mit dem rechten Ufer dieses und des Brienzersees zu, nebst Gütern im Grindelwald. Im J. 1191, oder nach andern Angaben 1205, hatte Berthold V. von Zäringen die burgundischen Herren in die Gebirge zurückgeworfen und im Grindelwald einen Sieg über sie erfochten. Damals scheint er sich Thun zugeeignet und den Schrecken der Waffen benutzt zu haben, um die Eschenbache und Wädischweil in diesen Gegenden festzusetzen, und vielleicht mag auch Luitgarde mitgewirkt haben. Zwar vereitelte das Erlöschen der Zäringer 1218 den Plan der Bildung eines großen Fürstenthums in Helvetien; aber die Eschenbach gehörten nun zu den mächtigern Herren dieser Gegenden. Walther II. erscheint auch als Kastvoigt des Klosters Interlachen; doch mußte er 1223 urkundlich erklären, daß er diese Voigtei nur aus einem besondern Auftrage Kaiser Friedrich's II. übe, dieselbe also nicht zu den Besitzungen seines Hauses gehöre. Sein Enkel, Walther III., mußte 43 Jahre nachher dieser Kastvoigtei entsagen. Doch erscheinen die Eschenbach auch nachher als Kastvoigte, aber als vom Kloster gewählt, und Walther IV. erkennt 1299, als er die Kastvoigtei antrat, ausdrücklich das Wahlrecht des Klosters an. Gleich andern Geschlechtern dieser Zeit kamen auch die Eschenbach durch Fehden und Aufwand, bei Vermehrung der Familie in Geldnoth. Walther II. starb 1226, und auf seinen Sohn Berthold I. folgte Walther III., der schon aus Geldmangel, wie die Urkunden sagen, verschiedene Besitzungen ans Kloster Interlachen verkaufte. — Dagegen gelangte er, wahrscheinlich nach dem Tode Konrad's von Wädischweil, zum Besitze von Unspunnen, wozu auch das Städtchen Interlachen (jetzt Unterseen) gehörte, das damals schon seinen Schultheiß und Rath hatte. Nun erwarb er 1285 nebst seinem Sohne Berthold II. vom Kloster Interlachen ein Stück Landes an der Aare, zu Erbauung eines Städtchens Interlappen (so hieß Interlachen in der Volkssprache), wobei Schultheiß und Rath von Interlachen mit ihren Herren die Urkunde siegeln. Wahrscheinlich war es also nur eine Erweiterung dieses Städtchens, welche vielleicht die kleine Insel in der Aare begriff, die jetzt einen Theil von Unterseen bildet und Spillmatten genannt wird, indessen das ursprüngliche Städtchen auf dem rechten Ufer der Aare liegt. Die Absicht mag gewesen sein, einen festen Mittelpunkt für die Eschenbach'schen Besitzungen zu bilden. Walther III. und sein Sohn Berthold stifteten auch das Kloster Eschenbach an der Reuß. Er starb 1299, und vor ihm, zwischen dem 10. Aug. und 20. Dec. 1296, sein Sohn Berthold II. Letzterer hinterließ drei Söhne, Walther IV., Mangold und Berthold, die schon 1302 Geld vom Kloster Interlachen entlehnen und dafür Güter in Grindelwald verpfänden. Berthold trat in den Johanniterorden und wird nach dem J. 1302 nicht mehr erwähnt. Mangold erscheint neben seinem Bruder Walther in mehren Urkunden. Walther IV. ist derjenige, welcher an dem bekannten Königsmorde, der auf der Stelle des nachherigen Klosters Königsfelden 1308 am 1. Mai an König Albrecht durch dessen Neffen, Herzog Johann, und seine Gehilfen begangen wurde, Theil hatte. In den oberländischen Urkunden wird er wenig erwähnt; er scheint sich mehr in den Eschenbach'schen Besitzungen an der Reuß, oder wol vorzüglich am Hofe Albrecht's und in der Umgebung Herzog Johann's aufgehalten zu haben. Der damit verbundene Aufwand scheint seine Ökonomie zerrüttet zu haben. Im J. 1304 oder 1306 verkaufte er die in der Geschichte des Minnegesanges berühmte Burg Manegg, eine Stunde von Zürich, mit der Voigtei Kilchberg an Rüdger Manesse von Zürich. Um ebendiese Zeit richtete sich die habsburgische Ländergier, die schon König Rudolf durch das Bestreben, das alte burgundische Königreich herzustellen, verrathen hatte, und die bei Albrecht schroffer und gewaltthätiger hervortrat, auch gegen das Eschenbach'sche Besitzthum im Oberlande, das sich von der Grenze des Entlibuchs längs dem Thuner- und Brienzersee und über das Thal von Interlachen bis in den Grindelwald erstreckte. Walther's Verhandlungen mit dem Könige oder seinen Bevollmächtigten sind nicht genau bekannt, aber sie erregten bei den Mönchen zu Interlachen Besorgnisse für ihre Unabhängigkeit, es möchte Österreich auf einen Kauf der Eschenbach'schen Güter auch Ansprüche auf die Kastvoigtei gründen. Daher eilte der Propst von Interlachen nach Zürich zu Walther von Eschenbach, und da die Stadt Bern immer in gespanntem Verhältnisse mit Österreich, dagegen in Verbindung mit Interlachen stand, sodaß schon 1223 der römische König Heinrich ihr die Beschützung des Klosters gegen Eingriffe Walther's von Eschenbach auftrug, so erscheinen auch der bernische Stadtschreiber und andere Bürger von Bern bei der Übereinkunft mit Walther. Dieser stellte nämlich zu Zürich (Nonis Maii 1306) eine Urkunde aus, worin er förmlich auf jedes Recht an die Kastvoigtei verzichtet, und beifügt, diese Erklärung gebe er „ante venditionem vel alienationem dominiorum et bonorum meorum in Obrenhofen, in Unspunnen et in Underseen," um so jedem Anspruche der Österreicher zuvorzukommen. Der Kauf scheint dann zu Stande gekommen zu sein; denn in dem Verzeichnisse habsburgischer Besitzungen vom J. 1303 werden erwähnt „die Stadt zu Interlappen, mit den Burgen Ufspunnen und Palme, Reichslehen im Grindelwald und im Habkernthal, die Burg Oberhofen u. s. w." Wenn auch Schulden die Brüder zu diesem Verkaufe mögen genöthigt haben, so ist doch begreiflich, daß der Verlust aller dieser schönen Besitzungen in Walther's Brust einen Stachel zurückließ, der ihn zur Theilnahme an dem Königsmorde antrieb; gesetzt auch, daß der König hier seine Macht nicht, wie bei andern Erwerbungen, misbraucht habe, um vielleicht, wider Walther's Willen, das Ganze an sich zu reißen. Da durch diesen Kauf die Eschenbach aus dem Oberlande entfernt wurden, so konnten sich die Verwüstungen der Blutrache nicht in diese Gegenden verbreiten, und einige ihrer Freunde oder Verwandten, zu deren Beraubung die Blutrache den Vorwand geben mußte, wie Thüring von Brandis, Werner von Kien und Dietrich von Rüthe, konnten keinen Wi-

derstand wagen. Desto furchtbarer traf die Rache im östlichen Helvetien auch die Eschenbach'schen Besitzungen zwischen der Reuß und dem Zürichsee. Walther von Eschenbach war nach der blutigen That auf die Burg Falkenstein im solothurnischen Jura geflohen, deren Besitzer ihm verwandt war. Dort stellte er Montag vor Pfingsten (den 27. Mai) 1308 mit Mangold eine Urkunde aus, daß ihm durch zwei Bürger von Zürich aus Auftrag des rhätischen Freiherrn Donat von Vatz, des Bruders seiner Gemahlin, 180 Mark Silbers von wegen dieser Schwester seien bezahlt worden. Die Auszahlung der Summe in diesem Augenblicke ist um so bemerkenswerther, da Donat von Vatz, der unter König Rudolf zu der habsburgischen Partei in Rhätien gehört hatte, wegen Albrecht's Bestrebungen, auch dort die Herrschaft seines Hauses zu begründen, diese Partei verlassen hatte. Denn obgleich sich die Theilnehmer an dem Morde unmittelbar nach der That zerstreut hatten, so fingen sie doch bald an, sich zur Vertheidigung zu rüsten. Eine Urkunde vom 2. Oct. 1308 zeigt, daß das Kloster Wettingen im Aargau von Walther von Eschenbach Sicherheit für sich und seine Angehörigen erkaufte. Aber die vereinzelten Kräfte waren zu schwach; nirgends bildete sich ein Vereinigungspunkt für die zahlreichen Gegner der habsburgischen Vergrößerungsplane, sodaß diese unter dem Scheine der Blutrache desto ungehinderter fortgesetzt werden konnten. Die Stammburg Eschenbach an der Reuß und eine andere Eschenbach'sche Burg, Rüßegg, wurden zerstört; dasselbe Schicksal hatte die Burg Maschwanden; da sei, so erzählen die Chroniken, nachdem alle Eschenbach'schen Diener, welche zu Maschwanden gefunden wurden, getödtet waren, ein winselndes Kind in der Wiege durch die Fürbitten der Krieger gerettet worden, welches Agnes, Albrecht's Tochter, die Witwe des Königs Andreas von Ungarn, wollte morden lassen, als sie erfahren, daß Walther von Eschenbach dessen Vater sei. Endlich habe sie ihm das Leben geschenkt, doch daß es nicht von Eschenbach, sondern von Schwarzenberg genannt werde. Daß ein Zweig des Eschenbach'schen Hauses diesen Namen schon früher führte, ist oben gesagt worden; um so eher konnte diese Übertragung stattfinden, um den Eschenbach'schen Namen zu vertilgen. Daß aber die Königin Agnes nicht an der Blutrache Theil gehabt und alle Schuld auf Albrecht's Witwe, Elisabeth, falle, ist eine unerwiesene Behauptung; diese Theilnahme wird dadurch, daß sie erst 1318 zu Königsfelden erscheint, nicht ausgeschlossen *). Um diese Zeit waren die beiden Brüder Walther und Mangold in den Eschenbach'schen Besitzungen zwischen der Reuß und dem Zürichsee; denn den 29. April 1309 stellen sie „vor dem Kloster zu Cappel" eine Urkunde aus, wodurch sie an das Kloster Eschenbach Güter und Gerichte zu Eschenbach um 60 Mark Silbers verkaufen und sich dabei alle andern Güter vorbehalten, deren sie der König, oder die Herzoge, oder ihre Amtleute „entwehrt" haben. Der neue König, Heinrich VII., hatte sich aber damals noch nicht gegen die Königsmörder erklärt; dies geschah erst im September 1309 auf dem Reichstage zu Speier, wo er Donnerstag vor St. Moritzentag die Reichsacht gegen sie aussprach, nachdem er sich mit den Herzogen von Österreich verglichen hatte. Die in jener Urkunde ausgedrückte Beschwerde über Gewaltthätigkeiten des Königs ist daher eher auf Albrecht, als auf Heinrich VII., wie von Kopp geschieht, zu beziehen. — Noch blieb den Eschenbach damals die starke Schnabelburg auf dem Albis übrig. Um diese ohne Gefahr angreifen zu können, schlossen die Herzoge Friedrich und Leopold den 1. Aug. 1309 einen Vertrag mit Zürich, wodurch sie sich verpflichten, allen Schaden, der durch ihre Truppen den Bürgern der Stadt zugefügt werden könnte, zu ersetzen; die Stadt verspricht, den Österreichern, während sie vor der Burg liegen, Lebensmittel käuflich zukommen zu lassen, dagegen dem Grafen Werner von Homberg (Besitzer von Alt-Rapperschweil) und den Waldstädten dies zu verweigern, wenn sie gegen die Österreicher vor Schnabelburg ziehen sollten, ausgenommen, wenn es ihnen vom Könige geboten würde. Sollten aber die Herzoge die Waldstädte angreifen, so mögen ihnen die Züricher Lebensmittel zukommen lassen. In die Stadt dürfen die Herzoge und ihre Diener nur „ohne Harnisch" kommen. Dieser Vertrag ist bemerkenswerth für die Geschichte des eidgenössischen Bundes; denn nur die Erinnerung an die Ländergier ihrers Vaters konnte bei den Herzogen diese Besorgnisse erregen. Die Schnabelburg hatte dasselbe Schicksal mit den übrigen Eschenbach'schen Burgen; sie wurde erobert und zerstört. Von da an verschwindet Walther von Eschenbach aus der Geschichte, bis nach 35 Jahren ein Schäfer, dessen Herkunft Niemand kannte, sich im Würtembergischen sterbend als Walther, Freiherrn von Eschenbach, nannte und hierauf ein ritterliches Begräbniß erhielt. So ging dieses Haus unter, das im 13. Jahrh. zu den mächtigsten im alamannischen und dann auch im burgundischen Helvetien gehörte. Der Name dauerte aber noch fort. Denn es erscheint ein Mönch zu Einsidlen, Hermann von Eschenbach, der 1320 Bischof von Chur wurde, 1324 auch die Abtswürde zu Pfäfers erhielt, und 1326 oder 1334 starb. Ob aber derselbe zu der Hauptlinie oder zu der Schwarzenberg'schen Nebenlinie gehörte, ist ungewiß. Sicherer gehörte zu letzterer Linie Hans Werner von Eschibach, Freiherr von Schwarzenberg, der im J. 1453 einige Güter zu Horgen am Zürichsee, die aus dem Schiffbruche gerettet sein mochten, an Ulrich Edlibach, den Vater des züricherischen Rathsherrn Gerold Edlibach, verpfändete. — II. Die jüngere Eschenbach'sche Linie, von Schnabelburg, nachher von Schwarzenberg, stammt von Walther's I. zweitem Sohne, Berthold, ab. Da dieser Name auch in der Hauptlinie vorkommt, so konnten leicht Verwechselungen stattfinden. Dieser B. Nobilis de Snabilburch scheint ein Anhänger Friedrich's II. gewesen zu sein, mit dessen Bewilligung er die Voigtei über Rüschlikon am Zürichsee, trotz des Widerspruchs der Chorherren, zu Zürich übte. Nach seinem Tode 1225 entsagten seine Söhne Ulrich und

*) Vergl. Kopp, Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde. S. 84.

Walther diesem Voigteirechte. Von einer völligen Theilung der Eschenbach'schen Stammgüter findet sich indessen keine Spur. Aber, wie daneben die Hauptlinie im bernerischen Oberlande Besitzungen gewann, so erscheint die jüngere Linie in der Gegend von Freiburg im Breisgau im Besitze der Burgen Kastelberg und Waldkirch. Dort wird Ulricus dominus de Snabilburc in einem Breve Papst Innocentius' IV. vom 21. Dec. 1249 für die Nonnen zu Waldkirch bei Freiburg erwähnt. Er war der älteste Sohn Berthold's von Schnabelburg, und hatte (nach Bullinger Annales Coenobii Capell in Simmler's Sammlung alter und neuer Urkunden II, 2. S. 397) vier Brüder, Walther, der mit einer Tochter Grafen Rudolf's von Habsburg vermählt war, aber kinderlos starb; ferner Berthold, Konrad und Heinrich, alle drei geistlichen Standes. — Seine Gemahlin stammte aus dem Hause der Grafen von Thierstein. Von Andern wird sie Agnes von Eschenbach genannt; vielleicht seine zweite Gemahlin. Er hatte vier Söhne: Berthold, Walther, Johannes und Ulrich II. Diese Brüder geben gemeinschaftlich mit ihren Vettern (nepotes), den Brüdern Berthold und Walther von Eschenbach im J. 1256 den Zehenten zu Cham, am Zugersee, welchen sie von dem Fraumünsterstifte in Zürich zu Lehen hatten, an dasselbe auf, unter der Bedingung, daß das Kloster Frauenthal damit belehnt werde. Eine gleiche Urkunde stellten die beiden Brüder Berthold und Walther von Eschenbach aus, worin sie jene vier Brüder ebenfalls ihre nepotes nennen. Dieser Berthold scheint Berthold I., der Sohn von Ita von Oberhofen, zu sein, der also einen sonst unbekannten Bruder Walther hatte. Das Kloster Frauenthal auf einer Insel, welche die Lorez unfern von ihrem Ausflusse aus dem Zugersee bildet, wurde 1232 von den Herren von Eschenbach, von Schnabelburg und von Hünenberg gestiftet; den Boden dazu schenkte Graf Ludwig von Frohburg. Berthold, der älteste Sohn Ulrich's I., hatte zwei Söhne, Wilhelm und Heinrich. Letzterer, der 1284 noch lebte, scheint bald nachher gestorben zu sein. Entweder durch Wilhelm oder seinen Oheim Johannes wurde nun das Geschlecht von Schwarzenberg im Breisgau fortgepflanzt; der Name von Schnabelburg verschwindet gänzlich. In dem Sühnbriefe zwischen Grafen Egen von Freiburg und der Stadt Freiburg im Breisgau im J. 1300 erscheinen Johannes und Wilhelm von Schwarzenberg; dieselben gaben ihrer Stadt Waldkirch den 8. August 1300 das Stadtrecht von Freiburg. Dann erscheint Heinrich, Herr zu Schwarzenberg, welcher 1325 für 200 Mark Silbers in Dienst des Grafen und der Stadt Freiburg tritt, und derselbe siegelt den 4. Juli 1327 eine Urkunde, wodurch die Stadt von ihrem Grafen Rechte erkaufte. Dieser Heinrich mag ein jüngerer Bruder eines Herrn Walther's von Schwarzenberg gewesen sein, der die Schwarzenberg'schen Güter im Breisgau besaß. Denn im J. 1343 schließen die Pfleger der Kinder Herrn Walther's sel. von Schwarzenberg und der Rath, die Bürger und Gemeinde von Waldkirch „durch der genannten Kinder Nutz und Frommen" ein ewiges Bündniß für die Vestinen Kastelberg und Waldkirch und was dazu gehört, mit der Stadt Freiburg. Indessen scheinen diese Schwarzenberg'schen Kinder nicht im Besitze geblieben zu sein; denn 1354 wird das Bündniß durch drei Andere erneuert, welche in der Urkunde sagen „alle die wil wir dieselben vestine innehaben;" der Kinder aber oder des Rathes und der Gemeinde von Waldkirch geschieht dabei keine Erwähnung. Unter vormundschaftlicher Verwaltung konnte ein sinkendes Haus nicht zu Festigkeit gelangen. Noch wird in den freiburger Urkunden erwähnt Herr Johann von Schwarzenberg, der 1368 den 24. Febr. und 1. März neben Graf Egen von Freiburg und anderen Herren einen Waffenstillstand mit Freiburg schließt, sowie derselbe auch den Auskauf der Stadt von Graf Egen mit besiegelt den 30. März 1368.

Zu leichterer Übersicht dient folgende Tabelle:

Albert von Eschenbach, gest. 1128. — Friedrich von Eschenbach?

1178 und 1185 leben die Brüder: Walter I., Gem. Adelheid von Schwarzenberg. — Konrad, Abt zu Murbach. — Ulrich, Propst zu Luzern.

Hauptlinie von Eschenbach.

Walter II., gest. 1226, Gem. Ita von Oberhofen.
- Berthold I. — Walter? — 3 Töchter.
  - Walter III., gest. 1299. — Konrad, Geistlicher. — Berthold? — Eine Tochter.
    - Berthold II., gest. 1296, Gem. N. von Regensperg.
      - Walter IV., gest. c. 1344, Gem. N. von Baß. — Mangold. — Berthold, Johanniter.

Jüngere Linie von Schnabelburg oder Schwarzenberg.

Berthold, gest. 1225, Gem. N. von Klingen. — Luitgarde, Gemahl: Burkard von Unspunnen.
- Ulrich I., Gem. N. von Thierstein. — Walter, G. N. von Habsburg, gest. zu Strasburg, kinderlos. — Berthold, Geistl., gest. zu Freiburg. — Konrad, Geistl. — Heinrich, Predigermönch. — 3 Töchter.
  - Berthold, Gem. Markgräfin von Hochberg. — Walter, zu Waldkirch begraben. — Johannes. — Ulrich II., teutscher Ritter. — Rudolf? — 3 Töchter.
    - Wilhelm. Heinrich. u. s. w.

Das Wappen beider Linien ist dasselbe: Die, wahrscheinlich aus einem Kreuze entstandene, Zeichnung ist schwarz im weißen Felde.

Ob und wie nun aber dieses schweizerische Haus der Freiherren von Eschenbach mit den Häusern Eschenbach im Nordgau bei Ansbach und in der Oberpfalz zusammenhänge, ist völlig ungewiß. Dagegen ist ausgemacht, daß der bekannte Minnesänger, Herr Wolfram von Eschenbach, einem der letztern, und am wahrscheinlichsten dem nordgauischen Geschlechte angehört *). (*Escher.*)

*) s. v. d. Hagen, Minnesinger. 4. Bd. S. 192.

ESCHENBACHIA, nannte Mönch (Meth. 573) nach dem leipziger Professor der Heilkunde Johann Friedrich Eschenbach (geb. den 2. Juli 1757, gest. den .....), welcher botanische Schriften herausgegeben hat (De usu nectariorum in plantis; De physiologia seminum; Observationes botanicae 1784, abgedruckt in *Usteri* Opuscula), eine Pflanzengattung, welche er auf Erigeron aegyptiacus *L.* gründete, und welche bei Cassini Dimorphantes (s. d. Art.) heißt. Sie bildet bei Candolle (Prodr. V. p. 377) die zweite Abtheilung der Gattung Conyza. (*A. Sprengel.*)

ESCHENBERG, einer der höheren Berge des zum Königreiche Böhmen gehörigen Theils des glatzer Gebirges, bei dem Bergstädtchen Grulich im königgrätzer Kreise gelegen, der sich zu einer absoluten Höhe von 3078 wiener Fuß erhebt. (*G. F. Schreiner.*)

ESCHENBURG (Johann Joachim), geb. den 7. Dec. 1743 zu Hamburg, der Sohn eines dortigen, aus Lübeck gebürtigen Kaufmanns. Den ersten Unterricht verdankte Eschenburg dem Johanneum seiner Vaterstadt. Dort gewann der als Übersetzer des Tacitus bekannte Rector Johann Samuel Müller den entschiedensten Einfluß auf seine wissenschaftliche Bildung. Im J. 1762 trat er in das hamburgische Gymnasium, und erwarb sich besonders unter der Leitung von Reimarus und Büsch die nöthigen Vorkenntnisse, um 1764 die Universität Leipzig beziehen zu können. Dort benutzte er drei Jahre hindurch die Vorlesungen von Ernesti, Winkler, Gellert, Morus und Clodius. Weiße, Zollikofer, Engel, Garve, Michaelis, Ebeling und andere geistreiche Köpfe würdigten ihn ihres Umganges und ihrer Freundschaft. Das J. 1767 führte ihn nach Göttingen, wo seine Bekanntschaft mit dem dort studirenden Sohne des Abts Jerusalem ihm die Stelle eines Hofmeisters am Carolinum zu Braunschweig verschaffte. Er beschäftigte sich dort theils mit der Erziehung mehrer jungen Leute aus angesehenen Familien, theils mit Vorlesungen über Literargeschichte und schöne Wissenschaften. Nach dem Tode des Dichters Zachariä ward ihm (1777) die von diesem bisher bekleidete Stelle eines Professors der schönen Literatur übertragen. In seinen Vorlesungen beschäftigte er sich mit der Theorie und Literatur der schönen Redekünste, mit der Archäologie, Mythologie und Kunstgeschichte, mit der classischen Alterthumskunde und mehren andern wissenschaftlichen Zweigen. Auch ertheilte er jungen Engländern Unterricht im Teutschen und in der Literargeschichte. Im J. 1786 erhielt Eschenburg den Titel eines herzogl. braunschweigischen Hofraths, und 1793 die Anwartschaft auf ein Kanonikat beim St. Cyriaksstifte, zu dessen Genuß er einige Jahre später gelangte. Seit dem J. 1787 hatte er das Directorium des braunschweigischen Intelligenzwesens, und die damit verbundene Herausgabe der öffentlichen Anzeigen und des braunschweiger Magazins übernommen. Mehre auswärtige Akademien, zu Livorno, zu Leyden, zu Amsterdam und andern Orten erwiesen ihm die Ehre, ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Auch ward er Ritter des Guelphenordens. Er starb den 29. Febr. 1820, nachdem er, seit das Carolinum zu Braunschweig in Folge der neuen politischen Ereignisse sich in eine königl. westfälische Kriegsschule umgewandelt hatte, mit einer Pension seiner bisherigen Stelle entlassen worden war. Drei Jahre vor seinem Tode hatte er sein 50jähriges Amtsjubiläum gefeiert.

Teutschland verdankt ihm die Bekanntschaft mit vielen ausgezeichneten englischen Schriftstellern im Fache der Ästhetik. Er übersetzte Brown's Betrachtungen über die Poesie und Musik[1]), Webb's Betrachtungen über die Verwandtschaft der Poesie und Musik[2]), Priestley's Vorlesungen über Redekunst und Kritik[3]), Burney's Nachricht von G. F. Händel's Lebensumständen[4]) u. a. m. Auf die bemerkenswerthesten Erscheinungen in der englischen Literatur suchte er theils durch die Berichte, die er in mehren gelesenen Zeitschriften mittheilte, theils durch sein „britisches Museum"[5]) und durch seine „Annalen der britischen Literatur"[6]) aufmerksam zu machen. Kein geringes Verdienst erwarb sich Eschenburg durch seine Übersetzung von Shakspeare's Schauspielen[7]), in welcher ihm Wieland vorangegangen war, ohne diese Arbeit vollendet zu haben. Das Verdienst, die vollständigste zu sein, läßt sich Eschenburg's Übersetzung nicht absprechen, ungeachtet ihr der Schmuck der Metrik und die wörtliche Genauigkeit abgeht. Seine vielfachen literarischen Verbindungen eröffneten ihm bei diesem Unternehmen schätzbare Hilfsmittel, seine beträchtliche Bibliothek ungerechnet, in welcher er blos in Bezug auf Shakspeare über 400 Bände besaß. Diesen großen Dichter Englands

---

1) Nach ihrem Ursprunge, ihrer Vereinigung, Gewalt, Wachsthum, Trennung und Verderbniß. Mit Anmerkungen und zwei Anhängen. (Leipzig 1769. [Nach D. Brown's History of the rise and progress of poetry, through its several species.]) Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. 11. Bd. 1. St. S. 253 fg. Klotz, Teutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. 3. Bd. 11. St. S. 478 fg. 2) Nebst einem Auszuge aus Webb's Anmerkungen über die Schönheiten der Poesie. (Leipzig 1771.) Eschenburg bearbeitete dies Werk nach zwei englischen Schriften: Observations on the Correspondence between Poetry and Music (London 1769) und Remarks on the beauties of Poetry. (Ibid. 1762.) Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. 17. Bd. 1. St. S. 205 fg. Klotz, Teutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. 6. Bd. 23. St. S. 469 fg. 3) Leipzig 1779. Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. 39. Bd. 1. St. S. 159 fg. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 24. Bd. 2. St. S. 271 fg. 4) Berlin und Stettin 1785. gr. 4. Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. 71. Bd. 1. St. S. 120. Allgem. Literaturzeitung 1785. 4. Bd. Nr. 234. Nürnberger gel. Zeitung 1786. S. 151. 5) Leipzig 1777—1780. 6 Bde. Mit den Bildnissen Shakspeare's, Newton's, Locke's, Addison's, Pope's und Hume's. 6) Vom J. 1780. Ebend. 1781. Gewissermaßen eine Fortsetzung des ebengenannten Werkes. Vgl. Gothaische gel. Zeitung 1777. 93. St. 7) Zürich 1775—1777. 12 Bde. 13. Band, welcher sieben Shakspeare beigelegte Stücke enthält, theils ganz, theils im Auszuge. Ebend. 1782. Neue ganz umgearbeitete Ausgabe. (Ebend. 1798—1806.) 12 Bde. Mit Shakspeare's Bildniß und Titelvignetten. Vgl. Gothaische gel. Zeitung 1775. 80. St. S. 657 fg., den Teutschen Merkur 1775. Juni. S. 286, den Almanach der teutschen Musen auf das Jahr 1775. S. 129 fg., auf das Jahr 1778. S. 111 fg. Allgem. teutsche Bibliothek. 65. Bd. 1. St. S. 414 fg. Neue Allgem. teutsche Bibliothek. 49. Bd. 1. St. S. 24 fg. 55. Bd. 1. St. S. 47 fg. Allgem. Literaturzeitung 1798. 2. Bd. Nr. 176. S. 569 fg.

suchte er schon 1771 in seinem „Versuche über Shakspeare's Genie und Schriften“ [8]) gegen Voltaire's Schmähungen zu vertheidigen. Auch durch die Schriften: „über William Shakspeare“ [9]) und über den „vorgeblichen Fund Shakspearischer Handschriften“ [10]) bewies Eschenburg eine fortdauernde Vorliebe für jenen britischen Genius. Nicht geringere Verdienste erwarb er sich durch die Herausgabe seiner im Carolinum zu Braunschweig gehaltenen Lehrvorträge. Dahin gehört sein „Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften“ [11]), der auch, nachdem ganz andere Theorien in Umlauf gekommen waren, sich immer noch in seinem Wirkungskreise zu behaupten wußte. Schätzbar war die hinzugefügte „Beispielsammlung“ [12]). Sein „Handbuch der classischen Literatur“ erlebte wiederholte Auflagen [13]); die siebente seines „Lehrbuches der Wissenschaftskunde“ erschien im J. 1825 [14]). Wichtig für die Kenntniß der ältern poetischen Literatur der Teutschen waren außer mehren Beiträgen, welche Eschenburg zum teutschen Museum, zu Bragur und Hermode und andern Zeitschriften lieferte, seine „Denkmäler altteutscher Dichtkunst“ [15]).

In frühern Jahren war Eschenburg durch Bearbeitung ausländischer dramatischer Werke für die teutsche Bühne thätig. Dahin gehören die Operetten: Robert und Calliste [16]), Lucas und Hannchen [17]), der Deserteur [18]), die dramatischen Gedichte Comala [19]) und die Wahl des Herkules [20]), die Übersetzung von Voltaire's Zaire [21]) u. a. m. Von den Gedichten seines Freundes Daniel Schiebeler (Hamburg 1773), von Zachariä's hinterlassenen Schriften (Braunschweig 1781), von Lessing's Briefen antiquarischen Inhalts (Berlin 1793) und einigen andern Werken dieses Schriftstellers, sowie von Ebert's Episteln (Hamburg 1795) und von Hagedorn's poetischen Werken (ebend. 1800. 5 Theile) übernahm Eschenburg die Herausgabe. Schätzbar sind auch seine „Auserlesenen Stücke der besten teutschen Dichter von Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten“ (Braunschweig 1773. 3 Bände), in welchen aber die Auswahl der beiden ersten Bände von Zachariä herrührt. Durch hinzugefügte Anmerkungen und einige Berichtigungen erhöhte er seine Übersetzung von Hurd's Commentar über die Horazischen Episteln an die Pisonen [22]). Eins seiner letzten Werke war eine sehr gelungene Übertragung von Füßli's Vorlesungen über die Malerei, aus dem Englischen [23]).

---

8) In Vergleichung mit den dramatischen Dichtern der Griechen und Franzosen. (Leipzig 1771.) Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. 17. Bd. 1. St. S. 207 fg. Klotz, Teutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. 6. Bd. 23. St. 453 fg. Schirach's Magazin der teutschen Kritik. 1. Bd. 1. Th. S. 335 fg. 9) Mit Shakspeare's Bildnisse. (Zürich 1787.) Neue Auflage ebend. 1806. Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. Anhang zum 53—86. Bd. 1. St. S. 507. Göttinger gel. Anzeigen 1787. 2. Bd. S. 1372. Gothaische gel. Zeitung 1787. 102. St. 827 fg., den Teutschen Merkur. September 1787. Anzeiger. S. 125. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 35. Bd. 1. St. S. 83 fg. 10) Leipzig 1797. Vgl. Neue Allgem. teutsche Bibliothek. 34. Bd. 2. St. S. 509 fg. Nürnberger gel. Zeitung 1798. S. 65 fg. 11) Berlin und Stettin 1783. 2. Aufl. Ebend. 1789. 3. Aufl. (unter dem Titel: Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Redekünste). Ebend. 1805. 4. Aufl. Ebend. 1817. Vgl. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 29. Bd. 2. St. S. 267 fg. Allgem. teutsche Bibliothek. 67. Bd. 2. St. 334 fg. 92. Bd. 1. St. S. 126. Nürnberger gel. Zeitung 1789. S. 478. 12) Ebend. 1788—1795. 8 Bde. Der 7. Bd. führt auch den Titel: Dramatische Bibliothek, oder Nachrichten, Charaktere und Beispiele der vornehmsten ältern und neuern Schauspieldichter mehrer Nationen. Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. 87. Bd. 1. St. S. 210. 92. Bd. 2. St. S. 412. 97. Bd. 2. St. S. 403. 102. Bd. 1. St. S. 228 fg. Neue Allgem. teutsche Bibliothek. 5. Bd. 2. St. S. 538 fg. Gothaische gel. Zeitung 1788. 76. St. S. 617 fg. 1789. 74. St. S. 553 fg. 1790. 63. St. S. 593 fg. 1793. 81. St. S. 718 fg. 67. St. 765 fg. 1794. 76. St. S. 694 fg. 1796. 22. St. S. 186 fg. Göttinger gel. Anzeigen 1788. 2. Bd. S. 1172. 1789. 3. Bd. S. 1832. 1793. 2. Bd. S. 1235 fg. Tübinger gel. Zeitung 1788. S. 787. Allgem. Literaturzeitung 1793. 3. Bd. Nr. 296. S. 202 fg. Kritische Übersicht der neuesten schönen Literatur der Teutschen. 2. Bd. 1. St. S. 1 fg. Wiedeburg's Humanistisches Magazin 1788. S. 277 fg. 13) Die erste erschien zu Berlin und Stettin 1783, die fünfte ebend. 1808. Übersetzungen dieses Werkes erschienen unter den nachfolgenden Titeln: Manuel de Litérature Classique Ancienne, Traduit de l'Allemand de Mr. *Eschenburg*, avec des additions par *C. F. Cramer*. (Paris 1802.) (Vgl. Allgem. Literaturzeitung 1802. 3. Bd. Nr. 258. S. 589 fg.) Handbog in den Klassiske Literatur. Efter den fierde tydske Udgave, paa Dansk besörget ved M. Börge Thorlacius. (Kjöbenhaven 1806—1807.) Twe Deelen. Vgl. Züricher Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Literatur. 1. Bd. 1. St. S. 13 fg. Gothaische gel. Zeitung 1784. 28. St. S. 230 fg. 1792. 87. St. S. 811 fg. Göttinger gel. Anzeigen 1788. 1. Bd. S. 38. Allgem. Literaturzeitung 1796. 4. Bd. Nr. 385. S. 620 fg. Leipziger Jahrbücher der neuesten Literatur 1801. 1. Bd. 21. St. S. 167 fg. 22. St. S. 169 fg. Neue Leipziger Literaturzeitung 1804. Intell.-Bl. 11. St. S. 171 fg. 1808. 2. Bd. S. 72. S. 1142 fg. Leipziger Allgem. literar. Anzeiger 1801. Nr. 116. S. 1097 fg.

14) Die erste Ausgabe erschien zu Berlin und Stettin 1792. Vgl. Gothaische gel. Zeitung 1792. 73. St. S. 677 fg. Allgem. Literaturzeitung 1798. 1. Bd. Nr. 130. S. 207 fg. Ergänzungsblätter. 1. Jahrg. 2. Bd. Nr. 1. S. 1 fg. 15) Bremen 1799. Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. 50. Bd. 2. St. S. 360 fg. Oberteutsche Allgem. Literaturzeitung 1800. 2. Bd. S. 289 fg. Erfurter gel. Zeitung 1800. S. 356 fg. (von Herder). Erlanger gel. Zeitung 1800. 2. Bd. S. 1072. Göttinger gel. Anzeigen 1800. 1. Bd. S. 463 fg. — Literarische Nachträge zu den „Denkmälern altteutscher Dichtkunst“ lieferte Eschenburg in dem Neuen Literarischen Anzeiger 1806. Nr. 7. S. 97 fg. 16) oder Triumph der Treue, nach der Sposa fidele bearbeitet. (Leipzig 1776. Neue Ausg. Berlin 1778.) Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. 32. Bd. 2. St. S. 472, den Almanach der teutschen Musen auf das Jahr 1778. S. 125 fg., auf das Jahr 1779. S. 153. 17) Nach Marmontel und Madame Favart bearbeitet. (Braunschweig 1768.) Diese Operette steht auch in den von Eschenburg in den Jahren 1766—1770 in zehn Bänden herausgegebenen Hamburgischen Unterhaltungen. (4. Bd. 4. St. S. 827 fg.) Vgl. Allgem. teutsche Bibliothek. 11. Bd. 2. St. S. 5 fg. 18) Aus dem Französischen des Sedaine, componirt von Monsigny. (Mannheim 1772. 19) Braunschweig 1769. 4.; nach einer Episode in Ossian's Fingal. Vgl. den Almanach der teutschen Musen auf das Jahr 1770. S. 82. 194 fg. 20) Braunschweig 1773. 4. 21) Leipzig 1776. Vgl. Gothaische gel. Zeitung 1776. 48. St. Beilage. S. 395, den Almanach der teutschen Musen auf das Jahr 1777. S. 134. 22) Leipzig 1772. 2 Bde. Vgl. den Almanach der teutschen Musen auf das Jahr 1773. S. 22 fg. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 15. Bd. 2. St. S. 262 fg. 23) Braunschweig 1803. Vgl. Neue Allgem. teutsche Bibliothek. 27. Bd. 1. St. S. 212 fg. Jenaische Allgem. Literaturzeitung 1804. 1. Bd. Nr. 32. S. 249 fg. Nr. 33. S. 257 fg. Nr. 34. S. 265 fg. Intell.-Bl. Nr. 30. S. 233 fg.

Eine Auswahl von Eschenburg's Gedichten, unter denen die Elegie an dem Sarge seiner früh vollendeten Tochter zu seinen vorzüglichsten poetischen Leistungen gehört, findet man in Matthisson's Lyrischer Anthologie. 7. Th. S. 157 fg. Die epigrammatische Anthologie von Haug und Weißer (4. Th. S. 297 fg.) enthält mehre von Eschenburg's Sinngedichten. Von seinen geistlichen Liedern, die man in J. P. Uzens Lyrischen Gedichten religiösen Inhalts, mit Melodien von J. A. P. Schulz (Hamburg 1784) findet, wurden mehre ins Dänische übersetzt in den „Hellege Sangen, forfattede of de Tydske Dichtere Uz, Eschenburg, Kleist, Cronegk og Schmid ved Capelm. Schulze's Melodien. Paa Danst udgiven af Ed. Strom. (Kopenhagen 1785. Fol.)

Eschenburg's Bildniß befindet sich vor dem Almanach der teutschen Musen auf das Jahr 1778 (von Geyser) und vor dem 89. Bande der Allgem. teutschen Bibliothek (von Henne). Besonders gestochen ward es 1794 von Schröder in Braunschweig nach einem Gemälde von Schwarz[24]). (*Heinrich Döring.*)

ESCHENHOLZ, auf dem geeigneten Boden, zur gehörigen Jahreszeit und vor Vollendung seines Wuchses gewonnen, ist in allen seinen in- und ausländischen Arten im Trockenen von großer Dauer. Keinem Wurmfraße, dem es sonst gern ausgesetzt ist, unterworfen, erhärtet es nach und nach so sehr, daß selbst scharfe eiserne Werkzeuge schwer in seinen Stoff eingreifen. In der Erde hingegen und im Wasser endigt es bald und wird früh durch Fäulniß zerstört. Es ist hart, sehr zähe und biegsam, von großer Dichtigkeit und ziemlich schwer. Der rheinische Kubikfuß hundertjährigen Stammholzes wiegt frisch 59 Pfund 20 Loth, wohl ausgetrocknet 42 Pfund 16 Loth. Das allgemeine Maß seines eigenthümlichen Gewichtes ist für das trockene Eschenholz vom Stamme 0,725—0,845, für das trockene Holz von den Ästen 0,734.

Dieser Eigenschaften wegen kann es im Inneren der Gebäude zum Zimmerholze der Scheidewände und des Dachverbandes, zur Austäflung von Fußboden und Wänden, zu Thürpfosten, Gewändern und Thürflügeln, zu Schwellen und Mauerlatten, zu Treppen, Brustlehnen und Geländern den Zwecken der Baukunst entsprechend gebraucht werden. Zu allem bürgerlichen Hausrathe, der stets im Trockenen bleiben kann, ist es von äußerst zweckmäßigem Gebrauche, und da es noch überdies eine schöne und dauerhafte Farbe hat, auch wegen seiner buntgeflammten Adern dem Ölbaumholze sehr ähnlich sieht, so ist es auch zur Verfertigung des schöneren Hausrathes, sowie zum Einlegen und Belegen, wozu besonders das Wurzelholz geschätzt wird, eine ganz vorzügliche Holzart. Sehr häufig und zweckmäßig wird es zu Maschinenstücken besonders in Mühlenwerken, zu Drechslerarbeiten und Ackergeräthen verwendet. (*Th. Alfr. Leger.*)

ESCHENLOH (Eschenlohe), ein katholisches Pfarrdorf am Flüßchen Loisach und an der Straße von Murnau nach Innsbruck, im bairischen Landgerichte Werdenfels und Dekanate Weilheim, mit 54 Häusern, 340 Einwohnern und einer Mineralquelle in der Nähe, deren Gebrauch gegen Gliederkrankheiten sehr wohlthätige Wirkung leistet. Auf dem nahen Hügel erhob sich ehemals die Burg der Grafen von Eschenloh (s. den folgenden Artikel). Im J. 1332 verkaufte Bischof Ulrich von Schöneck zu Augsburg das, früher, nämlich im J. 1202, von dem letzten Grafen von Eschenlohe, Namens Udalschalk, Bischofe zu Augsburg, dem Hochstifte Augsburg vermachte Schloß Eschenlohe und den Markt Murnau, mit den Kirchen zu Eschenlohe, Staffelsee und Hugelfing an Kaiser Ludwig den Baiern, welcher damit sein neues Kloster Ettal begabte. (*Eisenmann.*)

ESCHENLOH, ein altes verfallenes Schloß bei St. Pankratz in Ulten, im Landgerichte Ulten, im Etschkreise der gefürsteten Grafschaft Tyrol, einst der Sitz der alten Grafen von Eschenloh und Ulten. In herrlichen Ruinen von einer hochstämmigen Fichtenwaldung eingefaßt zeigt sich dieses Schloß gegenwärtig in herrlichen Ruinen auf einem ragenden Hügel mitten im Thale über der tief in der Schlucht brausenden Valschauer. Die Edelherren von Eschenlohe waren einst höchst wahrscheinlich Dienstleute der alten Welfen, welche nach dem Aussterben dieses Hauses und der Grafen von Eppan in der Verwirrung des großen Zwischenreiches und bei dessen Ausgang in den Tagen Herzog Meenhard's und seiner Söhne Ulten und Eschenlohe, Lichteneck und manches welfische und eppanische Eigen im oberen Innthale zusammengebracht haben. Sehr häufig gedenken ihrer die Urkunden und Bücher von Benediktbeuern, Tegernsee, Polling, Fürstenfeld und Chiemsee. In den J. 1279, 1282, 1286 und 1293 kommen die Verkaufsurkunden an Meinhard vor über alles Eigen im Vintschgau, Etschland und Oberen-Innthal. (*G. F. Schreiner.*)

ESCHENSCHWINGE, ein adeliges Gericht im Bezirke des Amtes Harsefeld, Herzogthums Bremen, an dem kleinen Flusse Schwinge gelegen, daher es auch wol schlechthin so genannt wird. Eigentlich aber heißt es Erskeinsschwinge, nach seinem ehemaligen Besitzer, dem schwedischen Kriegspräsidenten Alexander von Erskine, dem dieser District vermuthlich bei seiner Erhebung zur freiherrlichen Würde von dem schwedischen Könige geschenkt worden. (*Schlichthorst.*)

ESCHENSTRUTH, Kirchdorf, in einer waldigen Gegend, im Thale der Losse, im kurhessischen Kreise Cas-

---

24) Vergl. (Küttner's) Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. S. 500 fg. Jördens' Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. 6. Bd. S. 768 fg. H. Döring's Galerie teutscher Dichter und Prosaisten. 1. Bd. S. 247 fg. Den Almanach der Belletristen und Belletristinnen auf das Jahr 1782. S. 43 fg. Den Almanach für Dichter und schöne Geister auf das J. 1785. S. 30 fg. Heerwagen's Literaturgeschichte der evangelischen Kirchenlieder. 1. Th. S. 300 fg. Richter's Lexikon geistlicher Liederdichter. S. 63 fg. Charakteristik der Erziehungsschriftsteller Teutschlands. (Leipzig 1790.) S. 96 fg. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 11. Bd. S. 522. Fr. Horn's Poesie und Beredsamkeit der Teutschen. 3. Bd. S. 335 fg. Meusel's Gel. Teutschland. 2. Bd. S. 239 fg., nebst Nachträgen in den folgenden Bänden. Raßmann's Literar. Handwörterbuch verstorbener teutscher Dichter u. s. w. S. 165 fg. 443.

sel, mit 93 Häusern und 630 Einwohnern, welche zum Theil Leinweberei und Köhlerei treiben. (*G. Landau.*)

ESCHER, ein seit 1384 und 1385 zu Zürich eingebürgertes Geschlecht, dessen Vorfahren seit dem Ende des 12. Jahrh. in Urkunden vorkommen als Vasallen der Grafen von Habsburg-Laufenburg und der Landgrafen von Lupfen, im Besitze verschiedener Lehen und eigener Güter auf beiden Seiten des Rheines theils in der Grafschaft Baden in und um Kaiserstuhl, theils jenseits im Klettgau. Nachdem dann Kaiserstuhl mit einigen jenseits gelegenen Dörfern durch Lüthold von Regensperg 1290 oder 1294 an den Bischof Heinrich von Constanz verkauft worden, erscheinen die Escher als Schultheißen und Voigte der Bischöfe über Kaiserstuhl und jene Dörfer. Die Burg Rötelen auf dem rechten Rheinufer, Kaiserstuhl grade gegenüber, war ihr Sitz; ob Lehen oder Allodialeigenthum, ist ungewiß; 1396 kommen sie zum letzten Male urkundlich als Besitzer derselben vor. Zugleich zeugt vom J. 1370 an der Ankauf mehrer Zehenten und Gerichte durch Johannes, Schultheiß zu Kaiserstuhl, und seinen Bruder Heinrich, und die Vorschüsse, die sie theils dem Bischofe von Constanz, theils dem Grafen von Habsburg machten, von einer, damals bei dem niedern Adel nicht häufigen, Wohlhabenheit. Beide Brüder heiratheten in Rittergeschlechter zu Zürich: der ältere, Heinrich, in erster Ehe in das Geschlecht vom Thor, die zweite Gattin war aus dem Geschlechte Manesse; der jüngere Bruder, Johannes, heirathete die Tochter des Bürgermeisters Fink. Diese Verbindungen, noch mehr aber die Sicherheit, welche die gefürchtete Stadt ihren Bürgern gewährte, und die bedeutendere Stellung, die sich ihnen dort eröffnete, bewogen beide Brüder, dem Fürstendienste zu entsagen und nach Zürich zu ziehen. Im J. 1384 kaufte Johannes, 1385 Heinrich das Bürgerrecht, und beide wurden in der adeligen Zunft, oder der Constafel eingeschrieben. Sie wurden die Stammväter der beiden Linien. Das gemeinschaftliche Wappen war ursprünglich eine Lampe gewesen, die sich dann in ein weißes Trinkgefäß verwandelt hatte, mit Steinen besetzt und einem goldenen Sterne darüber. Dieses führten beide Brüder, und die Abkömmlinge des ältern, Heinrich, behielten dasselbe bei, und wurden deswegen Glasescher genannt. Der Sohn des jüngern Bruders, Götz (Gottfried), wurde von Kaiser Sigismund 1433 zum Ritter geschlagen und mit einem neuen Wappen, einem Luchs in roth- und gelbgetheiltem Felde, begabt; daher seine Nachkommen Luchsescher genannt wurden. Diese blieben in adeligem Stande und Lebensart; die Glasescher hingegen traten in den Bürgerstand über, seitdem Hans Konrad, von welchem alle Glasescher zu Zürich abstammen, 1520 mit andern Bürgern eine Handelsgesellschaft errichtet hatte; denn auch seine Nachkommen widmeten sich in großer Zahl dem Handel. Zu den Glaseschern gehörten auch die Escher von Binningen, die von dem Bürgermeister Rudolf, einem Urenkel jenes ersten Heinrich, abstammten. Rudolf erscheint im Schwabenkriege 1499, wurde dann durch einen Adelsbrief von Kaiser Maximilian I. als „des Reiches rittermäßig und Adelsgenosse" erklärt. Sein Enkel Nicolaus gab 1527 als Gegner der Reformation das Bürgerrecht zu Zürich auf, vermählte sich dann mit der Erbin der Burg und Herrschaft Binningen bei Basel, und fiel bei der Belagerung von Metz unter Karl V. Seine Nachkommen verlegten ihren Sitz in die Markgrafschaft Baden, und erwarben die Herrschaften Umkirch und Offenheim im Breisgau. Am bekanntesten ist von denselben der Oberst Werner Escher von Binningen, der im 30jährigen Kriege sich in österreichischen Diensten auszeichnete, unter anderem auch durch die Vertheidigung von Villingen, und von Ferdinand II. den freiherrlichen Rang und einen neuen Wappenbrief erhielt, durch welchen das Wappen der Glasescher, das die Binninger bisher geführt hatten, mit demjenigen der Luchsescher verbunden wurde. Der Hauptzweig dieser katholischen Linie im Breisgau erlosch mit Franz Ferdinand, der 1642 geboren wurde, im Anfange des 18. Jahrh. — Die beiden Linien der Escher zu Zürich erscheinen nun im 15. und den folgenden Jahrhunderten theils in den einheimischen und fremden Kriegen, theils in Staatsämtern, sehr zahlreich im Dienste ihrer Vaterstadt, und ebenso in bedeutender Zahl und in hoher Stellung in fremden Kriegsdiensten. Neben dem oben genannten Bürgermeister Rudolf gelangten noch vier aus der Linie der Glasescher zu dieser ersten Würde im züricherischen Freistaate. Diese waren: 1) Hans Kaspar, geb. 1625, Bürgermeister 1691, starb 1696. 2) Hans Jacob, geb. 1656, Bürgermeister 1711, starb 1734. 3) Hans Kaspar, geb. 1678, Bürgermeister 1740; starb 1762. Diese drei waren in gerader Linie Vater, Sohn und Enkel. Der vierte, von einer jüngeren Linie war 4) Heinrich, geb. 1626, Bürgermeister 1678, starb 1710. Dem Geschlechte der Luchsescher verschloß die Eifersucht der Zünfte gegen die Adeligen, so lange die alte Staatsverfassung von Zürich bestand, den Zutritt zu dieser Würde. — Aus der bedeutenden Zahl ausgezeichneter Männer dieses Geschlechtes sind als wichtig für die Geschichte der Schweiz vorzüglich zu bemerken:

1) Der Bürgermeister Heinrich Escher, geb. den 19. Juli 1626, der Sohn eines züricherischen Kaufmanns und Rathsherrn. Er besuchte bis in sein 14. Jahr die öffentlichen Schulen seiner Vaterstadt, die in ihrer damaligen Einrichtung neben einem trockenen Religionsunterrichte nichts Anderes gewährten, als Übung in der lateinischen Sprache. In dieser erwarb sich der Knabe gute Kenntnisse; den religiösen Sinn entwickelten die Belehrungen und das Beispiel seiner Ältern. Diese religiöse Grundlage bewahrte ihn vor den Gefahren, denen er sich bald ausgesetzt sah. Schon im 14. Jahre sandte ihn der Vater nach Montauban, damals der angesehensten Schule der Reformirten. Mit Ausnahme der Kenntniß und Übung in der französischen Sprache brachte ihm aber, nach seiner Selbstbiographie, dieser Aufenthalt wenig Nutzen; und er klagt über die ausgelassenen Sitten der Studirenden. Dann brachte er einige Zeit in Handelshäusern zu Toulouse und Marseille zu. Kaum 18 Jahre alt wurde er vom Vater zurückgerufen, um die Geschäfte des eigenen Hauses zu führen, da dieser und sein älterer

Bruder in öffentliche Ämter eingetreten waren. Kurz nachher, nur 18½ Jahre alt, verheirathete er sich; denn damals waren noch, wie in vorhergehenden Jahrhunderten, frühzeitige Ehen nicht selten. In seiner kaufmännischen Geschäftsführung zeigte er sich bald als sehr thätig und unternehmend. Öftere und lange Reisen nach Frankreich und Teutschland, die theils wegen der damaligen schlechten Verbindungsmittel höchst beschwerlich, theils in den letzten Jahren des 30jährigen Krieges und gleich nach demselben mit vielen Gefahren verbunden waren, trugen zur Entwickelung eines festen Charakters wesentlich bei, und waren für ihn eine nützliche Schule der Welt- und Menschenkenntniß. Im J. 1651 wurde Escher zum Mitgliede des großen Rathes gewählt. Die erste Sendung, die ihm von Staates wegen aufgetragen wurde, fällt ins J. 1663. Damals reiste eine zahlreiche Gesandtschaft aus allen eidgenössischen Orten nach Paris zur Beschwörung des Bundes mit Ludwig XIV. Diese Gelegenheit wollte man benutzen, um die Herstellung der Privilegien für den eidgenössischen Handel in Frankreich auszuwirken, worüber schon lange fruchtlose Unterhandlungen gepflogen wurden. Escher und ein Kaufmann von St. Gallen erhielten daher den Auftrag, sich der Gesandtschaft anzuschließen. Die Unterhandlung mislang zwar, weil die Auslieferung der mit vieler Mühe ausgewirkten und vom Parlament sogar registrirten Patente zuletzt doch mit offenbarem Wortbruche verweigert wurde. Dennoch war diese Reise für ihn als Schule der Erfahrung und Vorbereitung für spätere schwierige Unterhandlungen von großem Nutzen. Er durchschaute das Spiel, das mit der großen Gesandtschaft zu Paris getrieben wurde, die Bestechlichkeit und den Eigennutz der Einen, die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Andern, die Trennung unter den Gesandten und wie dies Alles von den Franzosen auf eine Weise benutzt wurde, welche die Ehre der Schweiz aufs Höchste verletzte. Mit dem größten Unwillen drückt sich Escher darüber in seinem Tagebuche aus, und erzählt, daß die Gesandten von England und Holland ihre Misbilligung laut geäußert haben. — Mit dem neuen französischen Geschäftsträger in der Schweiz, Mouslier, mußte dann Escher die Unterhandlungen theils mündlich, theils durch Correspondenz fortsetzen. Mouslier erkannte bald, daß er hier nicht mehr mit einem bestechlichen oder leicht zu täuschenden Unterhändler zu thun habe, und Escher's Correspondenz mit ihm beweist die Klugheit und Festigkeit, womit er dem geriebenen Diplomaten zu begegnen wußte. — Im J. 1670 wurde ihm für die gesetzliche Amtsdauer von sechs Jahren die Verwaltung der großen, 47 Kirchspiele begreifenden, Landvoigtei Kyburg übertragen. Bei der Einfachheit der damaligen Formen wurden Civilprocesse durch natürlichen Verstand, wenn Menschenkenntniß und Gerechtigkeitsliebe denselben unterstützten, schnell und richtig entschieden. Escher besaß diese Eigenschaften, und der allgemeine Beifall, den seine Aussprüche bei seinen Untergebenen erhielten, beweist die treffliche Anwendung derselben. Seine Verwaltung der Criminaljustiz konnte sich zwar von den Gebrechen jener Zeit in Rücksicht des peinlichen Verhörs noch nicht ganz frei machen: doch zeigen die Acten selbst, wie sehr er sich über die Vorurtheile der Zeit erhob, und deswegen der Anwendung der Tortur immer die sorgfältigsten Untersuchungen vorhergehen ließ, um, wo es irgend möglich war, dieselbe abzuwenden. Nur ein so geachteter und geliebter Landvoigt konnte es auch damals wagen, eine sogenannte Hexe, die ihre Gemeinschaft mit dem Teufel gradezu aussagte, vom Feuertode zu retten. Statt nach der damaligen allgemeinen Übung die Tortur anzuwenden, benutzte er einige Widersprüche in ihren Aussagen, um folgendes Urtheil durchzusetzen: „Man wolle ihre Sache Gott und der Zeit anheimstellen, und dahin ausdeuten, daß Alles nicht wahr und sie ihr selbst damit Gewalt (Unrecht) gethan; ob es aber jetzt aus Unmuth, Einfalt, Furcht der Marter, oder daß ihr das Leben verleidet, geschehen, sei dem Gerichte unbekannt: sie soll aber wegen bösen Verdachtes, worin sie bei den Leuten steht, und weil sie selbst glaubt, an Kindern und Vieh Schaden in der Grafschaft verübt zu haben, dahin bei Strafe nimmer zurückkommen." Dieses Verbot konnte ihr um so gleichgültiger sein, da sie zwar aus der Grafschaft Kyburg gebürtig, aber im Glarnerland verehelicht war. Neben der Civil- und Criminaljustiz hatte der Landvoigt auch die gesammte Landespolizei in der Grafschaft zu besorgen. Auch in dieser Beziehung war seine Verwaltung sehr wohlthätig durch Abschaffung einer Menge von Misbräuchen in der Besorgung des Armenwesens, der Kirchengüter, der Gemeindangelegenheiten und Einführung besserer Ordnung im Rechnungswesen. Im J. 1676 wählte ihn der große Rath einstimmig zum Rathsherrn und ebenfalls einstimmig sogleich zum Seckelmeister oder Präsidenten der Finanzverwaltung, und zwei Jahre nachher wieder einstimmig zum Bürgermeister. Diese Einstimmigkeit war damals etwas ganz Ungewöhnliches. In den eidgenössischen Angelegenheiten des letzten Viertheils des 17. und im Anfange des 18. Jahrh. erscheint nun Escher überall an der Spitze, und selbst die alte Eifersucht der Berner gegen Zürich verbarg sich vor dem ausgezeichneten Talente, dem geraden, rechtlichen und menschenfreundlichen, dabei aber festen und entschiedenen Charakter, dem das Wohl und die Ehre der schweizerischen Eidgenossenschaft über Alles ging. Selbst die katholischen Cantone erkannten ungeachtet des Religionshasses seine großen Verdienste an, und auf einer Tagsatzung sagte ihm der unterwaldner Gesandte: „Wisset, Herr Bürgermeister, daß für Euch bei uns soviel gebetet wird, als zu Zürich." Der Raum gestattet nicht, die Menge von Unterhandlungen, zu denen er gebraucht wurde, darzustellen; seinen kräftigen Widerstand gegen die Anmaßungen des französischen Residenten Chauvigni zu Genf; seine vergeblichen Bemühungen, die übrigen Orte zu Maßregeln gegen den Festungsbau von Hüningen zu bewegen; das kluge und patriotische Benehmen, wodurch auch, mit Ausnahme von Schwyz, die katholischen Orte 1686 zum Versprechen kräftiger Hilfe gewonnen wurden, als die Waadt und die Unabhängigkeit von Basel durch Ludwig XIV. bedroht schienen, überall verdient die Einsicht und

der seltene Takt, der ihn immer richtig erkennen ließ, wie weit er, selbst den Gesandten großer Mächte, und namentlich Ludwig's XIV. gegenüber gehen konnte, nicht weniger Anerkennung als die Festigkeit, womit er seine Stellung zu behaupten wußte, ohne in den für Magistrate kleinerer Staaten unpassenden und schädlichen Ton der Anmaßung und des Trotzes zu verfallen, welchen die Unerfahrenheit oft für Festigkeit hält. Eine der Sendungen Escher's, die ihm bei Einheimischen und Fremden die größte Ehre brachte, verdient indessen noch besondere Erwähnung. Bei Einführung der Reformation zu Genf war auch das Stift St. Peter, welches Zehenten und andere Einkünfte im Lande Ger besaß, säcularisirt worden. Auf diese machte nun das Capitel zu Annecy, in Savoyen, wohin die Titularbischöfe von Genf ihren Sitz verlegt hatten, Ansprüche, die natürlich zu Paris Unterstützung fanden. Da Genf bei den verbündeten Städten Zürich und Bern Hilfe suchte, so wurden von einer Tagsatzung der reformirten Orte zu Aarau, 1687, der Bürgermeister Escher und der Venner Dachselhofer von Bern mit dem Charakter von „wirklichen Botschaftern" nach Paris gesandt. Die Unterhandlungen mit dem Minister Colbert von Croissy wurden von den Gesandten auf eine würdige Weise geführt, die sich vortheilhaft von dem Benehmen der eidgenössischen Gesandten, die im J. 1663 zu Paris gewesen, unterschied. Escher's Unerschrockenheit und Geistesgegenwart, seine treffenden Antworten und die Festigkeit, die er bei aller Ruhe bewies, setzten den stolzen und heftigen Minister mehre Male in Verlegenheit, und nöthigten ihn, sich eines angemessenen Tones gegen die Gesandten zu befleißigen. Große Aufmerksamkeit richteten diese auch auf das Ceremoniell, das gegen sie beobachtet werden mußte, und gaben hierin in keinem Punkte nach. Es war dies damals wegen der Anmaßungen Ludwig's XIV. gegen größere und kleinere Staaten, namentlich auch gegen die Eidgenossenschaft, von hoher Wichtigkeit. Als ihnen daher die verlangte Audienz beim Könige zwar zugesagt, das Ceremoniell aber nicht ganz in der Form versprochen wurde, wie es ihrem Range und der Unabhängigkeit ihrer Staaten angemessen war, so weigerten sie sich beharrlich, unter diesen Bedingungen die Audienz anzunehmen. Alle möglichen Künste, welche angewandt wurden, um sie in dieser Beziehung zu einem Mistritte zu verleiten, waren vergeblich. Die Ehre und Würde der Eidgenossenschaft wurde durch sie gegen Ludwig XIV. zu einer Zeit behauptet, wo seine Macht am höchsten stand und die meisten andern Staaten vor ihm zitterten. Drei Monate hatten sie sich zu Paris aufgehalten, ohne die Audienz beim Könige auf die vorgeschlagene Weise anzunehmen. Dann entschlossen sie sich zur Abreise. Am Tage vor derselben erschienen zwei Hofbeamte bei ihnen, um jedem Gesandten nach damaliger Übung eine goldene Kette und eine Summe als Reisegeld im Namen des Königs zu übergeben. Allein Escher erklärte sogleich, daß sie weder das Eine, noch das Andere annehmen wollten, und dabei beharrten sie trotz aller Bemühungen der Hofbeamten, die von solchem Ehrgefühle keinen Begriff hatten. Am folgenden Tage verließen sie Paris. Dieser Vorfall machte damals zu Paris selbst großes Aufsehen, und ihr ganzes Benehmen wurde nicht nur in der Heimath aufs Höchste gelobt, sondern es hatte auch von Seiten des französischen Hofes ein rücksichtsvolleres Verfahren gegen die reformirten Städte zur Folge. Der Streit über jene Einkünfte dauerte übrigens fort, bis der zu Paris gebliebene genfer Gesandte Lefort plötzlich 1688, als der neue Krieg Ludwig's gegen die Alliirten auszubrechen drohte und der König durch die Revolution in England dieses Verbündeten beraubt wurde, die Zusicherung erhielt, daß der König die Stadt Genf bei ihrem Besitze schützen werde. — Auch in der Folgezeit müßte eine Geschichte von Escher's Wirken alle eidgenössischen Verhandlungen darstellen. Überall erscheint sein Name und sein Einfluß entscheidend, in den Unterhandlungen mit Frankreich und mit den Alliirten während des 1688 ausgebrochenen Krieges, wie während des spanischen Erbfolgekrieges, und mit derselben Ruhe und Sicherheit und immer mit einer passenden Erwiederung bereit, trat er den Anmaßungen des englischen Gesandten Coxe wie denjenigen der französischen Gesandten entgegen. Nicht weniger bedeutend erscheint sein Einfluß in den innern Angelegenheiten der Eidgenossenschaft, auf welche sein festes und entschiedenes, zugleich aber Versöhnung und Ausgleichung beförderndes Benehmen oft sehr wohlthätig einwirkte. Neben den Angelegenheiten des allgemeinen eidgenössischen Vaterlandes erscheint Escher in der Verwaltung seines Cantons ebenso thätig. Seinem Einflusse hatte man wichtige Verbesserungen in mehren ökonomischen Verwaltungen und in den Kanzleien und Archiven zu danken. Den Anmaßungen und Eingriffen der Geistlichkeit, die damals auch zu Zürich so mächtig war, daß es großen Muthes bedurfte, um gegen sie aufzutreten, widersetzte er sich offen und kräftig, bemühte sich aber zugleich, den gesetzwidrigen Umtrieben bei den Wahlen, dieser unheilbaren Krankheit der Republiken, worauf die Geistlichkeit ihre Anmaßungen vorzüglich stützte, möglichst Einhalt zu thun. Sein heller Blick zeigt sich ebenfalls in seinen Bestrebungen für Beförderung der Fabrication. Hier aber trat in dem kurzsichtigen und beschränkten Zunft- und Innungsgeiste ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. Dieser Geist verhinderte die Aufnahme mehrer reicher und industriöser französischer Hugenotten, und die Errichtung einer Fabrik von Seidenbändern, sodaß der letztere gewinnreiche Industriezweig nach Basel verlegt wurde. Escher's Bemühungen, die beschränkten Köpfe zu belehren, waren vergeblich. — Noch in den letzten Jahren seines thätigen Lebens wurde Escher durch die zwischen den Toggenburgern und ihrem despotischen Herrn, dem Abte von St. Gallen, entstandenen Streitigkeiten, aus denen der einheimische Krieg von Zürich und Bern gegen die fünf katholischen Orte 1712 entstand, mannichfach beschäftigt. Noch erscheint der 80jährige Greis auf den Tagsatzungen und Gesandtschaften mit jugendlicher Thätigkeit und Entschiedenheit, aber auch immer bemüht, einen Bürgerkrieg abzuwenden. Den Ausbruch desselben sah er nicht mehr. Von der Tagsatzung zu Baden 1709 kehrte er erschöpft nach Zürich zurück.

Doch wohnte er den Rathsversammlungen noch bis Ende des Jahres fast immer bei. Dann fesselte ihn die Abnahme der Körperkräfte an seine Wohnung; aber der Geist blieb bis zum letzten Augenblicke rege und hell. Den 21. April 1710 entschlief er ruhig im Alter von 83 Jahren und 9 Monaten. Der Bürgermeister Heinrich Escher hätte auch auf jedem größeren Schauplatze durch die seltene Welt- und Menschenkenntniß, durchdringenden Verstand, unerschütterliche Ruhe und Festigkeit des Charakters, und nie ermüdende Thätigkeit bei großer praktischer Tüchtigkeit wirklich Ausgezeichnetes geleistet, um so mehr, da er mit diesen Eigenschaften große Gemüthlichkeit, innige Vaterlands- und Menschenliebe und einen warmen, ungeheuchelten, religiösen Sinn vereinigte. Wie er die Würde und Unabhängigkeit der Schweiz gegen Fremde behauptete, so hielt er auch auf der Würde der Regierung seines eigenen Cantons. In diesem Geiste betrieb er auch eifrig die Erbauung eines neuen Rathhauses zu Zürich, das er 1698 einweihete, und das noch jetzt von dem soliden Sinne des Zeitalters zeugt. Die Legende der auf ihn geprägten Denkmünze, Non est mortale, quod opto, ist treffend wahr. Bemerkenswerth ist noch, welcher zahlreichen Descendenz sich der auch körperlich schön begabte Mann erfreute. Von fünf Söhnen und sechs Töchtern sah er 81 Enkel und Enkelinnen, und von diesen wieder 83 Kinder; sodaß vor seinem Absterben 175 seiner Abkömmlinge geboren wurden, von denen indessen viele ihn nicht überlebten. — Sein Testament fängt mit den Worten an: „Ich sterbe als ein redlicher Eidgenoß, der sich angelegen sein ließ, das höchst nöthige gute Vertrauen unter den Ständen zu unterhalten, da es, nächst Gottes gnädigem Beistande, das Hauptmittel unserer Conservation ist. Auch danke ich allen wackern Männern beider Religionen, die in gleich aufrichtiger Intention und als biedere Patrioten mit mir an diesem heilsamen Werke gearbeitet haben, und sich durch den scheinbaren Vorwand des Glaubensinteresse hiervon nicht abwendig machen ließen."

2) Der jüngere Bürgermeister Hans Kaspar Escher. Er wurde geb. zu Zürich den 15. Febr. 1678 und besuchte die öffentlichen Unterrichtsanstalten. Von Natur zart und in seinem zwölften Jahre durch einen Stein, der seine Brust traf, noch mehr geschwächt, deswegen in Knabenspielen hinter seinen Mitschülern zurückstehend, strebte er desto eifriger, sie an Kenntnissen zu übertreffen. Obschon für die Staatsgeschäfte bestimmt, mußte er sich wegen der einseitigen Richtung der öffentlichen Unterrichtsanstalten in seinem 15. Jahre auch mit theologischen Studien beschäftigen, die aber seinem wahrhaft religiösen Gemüthe in ihrer trockenen, scholastischen Form keine Befriedigung gewährten. Mit weit größerer Neigung studirte er Griechisch und Latein, und brachte es in diesen Jahren schon zu einer bedeutenden Stufe. Auch in der französischen Sprache gelangte er zu nicht geringer Fertigkeit durch den Unterricht eines französischen Predigers, der den Hugenottenverfolgungen entronnen war, und in Escher's Hause Aufnahme gefunden hatte. Im J. 1695 führte ihn sein Vater nach Nürnberg zu dem Stadtconsulenten Martin Link, der als Rechtsgelehrter in großer Achtung stand. Neben dem Unterrichte, den ihm Link in der Rechtswissenschaft ertheilte, las ihm der, nachher nach Berlin berufene, reformirte Pastor Schmidmann ein Collegium über die, damals zu Zürich noch sehr verdächtige, Cartesianische Philosophie. Zugleich trieb er Griechisch, Lateinisch, selbst Hebräisch, ferner Geschichte und Mathematik unter andern Lehrern. Indessen wünschte er sehr, eine Universität zu beziehen, und reiste nach erhaltener Einwilligung seines Vaters im Februar 1696 mit einigen andern Jünglingen aus Zürich nach Utrecht. Die günstige Aufnahme, die sie auf der Durchreise zu Hanover bei Leibnitz fanden, machte auf Escher einen unauslöschlichen Eindruck. Zu Utrecht studirte er unter Grävius und Küster alte Sprachen, und unter dem Philosophen Gerhard von Vries, der sich ganz besonders seiner annahm, Philosophie, Naturrecht und Politik. Im J. 1697 hielt er nach dem Wunsche seines Vaters eine öffentliche Disputation, für die er eine Abhandlung schrieb unter dem Titel Exercitatio politica de libertate populi. Diese Disputation wurde für die Berichtigung seiner noch schwankenden Grundsätze über religiöse Gewissensfreiheit sehr wichtig, indem der von ihm aufgestellte Satz, der den Religionszwang vertheidigen sollte, so siegreich von einem Unbekannten widerlegt wurde, daß Escher, als auch der Präsident von Vries zum Schweigen gebracht war, erklärte, er habe seine Schrift zu seiner eigenen Belehrung bekannt gemacht, und sei nun durch die Einwürfe seines Gegners völlig überzeugt worden. Die Wahrheit dieser Erklärung bewies sein Wirken in der Folgezeit. Diesen Punkt ausgenommen, war die Dissertation der Volksfreiheit sehr günstig, und fand deswegen in Holland, wo damals der Statthalter Wilhelm III. mit königlicher Macht herrschte, reißenden Absatz; der Bürgermeister von Utrecht selbst, den er bei dem Buchhändler antraf, drückte ihm mit den Worten die Hand: „Du allein denkst in Holland frei über die Freiheit." — Ein Aufenthalt von zwei Monaten zu London und dann von vier Monaten zu Paris beförderte Escher's gesellschaftliche und praktische Ausbildung; denn in beiden Städten verschafften ihm Freunde seines Vaters und mitgebrachte Empfehlungen sehr vortheilhafte Verbindungen. Im November 1697 kehrte er nach Zürich zurück und widmete sich nun mit großem Eifer dem Studium der Schweizergeschichte, wozu ihm die Archive offen standen. Die alten Classiker und die politischen Schriften der Zeit wurden daneben nicht vernachlässigt. Im J. 1701 wurde er Mitglied des großen Rathes und zeichnete sich bald aus durch die Klarheit und Gediegenheit seiner Vorträge in den damals beginnenden toggenburger Angelegenheiten, deren geheimen und weit verzweigten Zusammenhang er früh erkannte, dadurch aber auch die unwillkommene Überzeugung gewann, daß es zuletzt doch zu einem innern Kriege in der Eidgenossenschaft kommen werde. Neben diesen politischen Angelegenheiten beschäftigte ihn besonders der Wunsch einer Verbesserung der öffentlichen Unterrichtsanstalten, deren mangelhaften Zustand er aus eigener Er-

fahrung kannte. Die classische Bildung, die er sich erworben hatte, befähigte ihn auch ganz für diese Aufgabe. Er war 1707 zum Mitgliede des sogenannten Examinatorconvents, welchem die Beaufsichtigung und Leitung der Kirchen und Schulen anvertraut war, gewählt worden. In dieser Stellung trat er zuerst gegen die Misbräuche im Kirchenwesen auf. Mit großer Freimüthigkeit und Offenheit rügte er in der allgemeinen Versammlung der Geistlichkeit im Frühjahre 1709 die Ausartung der gesetzlichen Censur über die Verrichtungen und das Leben der Geistlichen in unbegründete gegenseitige Lobsprüche, während die Erfahrung und die große Unwissenheit des Volkes vom Gegentheil zeuge. Ein wüthender Ausfall, womit der stolze, aber beschränkte Antistes Klingler diesen Vortrag erwiederte, schreckte Escher nicht. In der Synode, wie nachher im Examinatorconvent, beharrte er fest, aber ruhig auf seinen Äußerungen, und erklärte Letzterem, daß er nicht vor dieser parteiischen Versammlung, sondern vor der Obrigkeit sich verantworten werde. Da nun die Sache soweit gekommen war, so erkannte Klingler, daß etwas geschehen müsse. Er verstand sich endlich dazu, der Synode im folgenden Herbste anzukündigen, daß der Examinatorconvent unverzüglich an einer Verbesserung arbeiten werde, zog dann aber ungeachtet dieser Anzeige die Sache so in die Länge, daß der Rath gegen Ende des Jahres eine Commission, worin kein Geistlicher war, mit der Angelegenheit beauftragte. Diese brachte dann auch eine zweckmäßige Revision der Prädicantenordnung und einen Entwurf zu Verbesserung des Unterrichtswesens zu Stande. Der 1712 ausbrechende innere Krieg verursachte zwar Unterbrechung; allein 1713 wurden die Verbesserungen wieder mit großem Eifer betrieben, und Escher's thätige Mitwirkung wird durch die von ihm eingegebenen Berichte und Vorschläge bewiesen. Dieselben sind sehr freimüthig; unumwunden spricht er für Duldung gegen abweichende Meinungen, und wagt die, damals beinahe als ketzerisch erscheinende, Behauptung, „das helvetische Glaubensbekenntniß sei keine unveränderliche Richtschnur, sondern nur eine Vertheidigungsschrift." Ebenso offen äußert er sich über die Gründe, warum der Religionsunterricht nach seiner damaligen Beschaffenheit so wenig wohlthätigen Einfluß aufs Leben übe, und warum die Fortschritte der Schüler im Griechischen und Lateinischen, trotz der großen darauf verwendeten Zeit, so unbedeutend bleiben. Die Verbesserungen, welche damals in Kirche und Schulen durchgesetzt wurden, wenn sie auch noch Manches zu wünschen übrigließen, waren jedenfalls der Anfang einer bessern Zeit. — Während des innern Krieges von 1712 leistete Escher theils im Felde, theils bei Unterhandlungen wichtige Dienste. Einverstanden mit seinem Vater, dem Bürgermeister Hans Jacob, bemühte er sich, den großen Rath von den übertriebenen Foderungen zurückzubringen, welche zuerst als Friedensbedingungen an die fünf Orte gestellt wurden, denen aber Bern nicht beistimmte. Nur mit Mühe gelang es endlich, Nachgiebigkeit zu bewirken, und das gute Verhältniß zu diesem Verbündeten herzustellen. Durch den Frieden mit den fünf Orten wurde zwar den Thätlichkeiten ein Ende gemacht, aber der Friede mit dem Abte von St. Gallen, dessen Land Zürich und Bern besetzt hielten, war noch nicht hergestellt. Der Abt, je nachdem es sein Interesse zu fodern schien, bald als Glied der Eidgenossenschaft, bald als Reichsfürst auftretend, hatte in letzterer Gestalt und unter dem Vorwande, daß das Toggenburg Reichslehen sei, Hilfe am kaiserlichen Hofe gesucht, wo man um so bereitwilliger dazu war, da auch der österreichische Gesandte in der Schweiz, Graf von Trautmannsdorf, fortwährend feindselige Berichte gegen die reformirten Orte nach Wien sandte. Überdies hatte auch der Bischof von Constanz Klage eingelegt, weil Zürich und Bern die constanzischen Besitzungen Kaiserstuhl und Klingnau, die aber unter eidgenössischer Landeshoheit standen, während des Krieges besetzt hatten. Schon war es soweit gekommen, daß den 5. Sept. 1712 ein Reichstagsbeschluß zu Regensburg erfolgte, wodurch der Kaiser ersucht wurde, die Unruhen in der Schweiz durch einen oder mehre Reichsstände zu stillen; worauf der Kaiser förmlich vier Mediatoren ernannte. Um diese, für die Unabhängigkeit der Schweiz höchst gefährliche Einmischung abzuwenden, beschlossen Zürich und Bern die Abordnung einer Gesandtschaft an den Reichstag zu Regensburg. Escher und ein Berner, Fischer, erhielten diesen, wegen der Stimmung des kaiserlichen Hofes, aller katholischen und selbst mehrer protestantischen Reichsstände äußerst schwierigen Auftrag. Die hartnäckigen Neckereien, die ihnen zuerst wegen des Ceremoniells gemacht wurden, besiegten sie endlich durch Klugheit und Festigkeit, sodaß sie darin fürstlichen Gesandten mußten gleichgehalten werden. Dieselbe Klugheit und Festigkeit zeigt sich im ganzen Gange der Unterhandlung, und es gelang ihnen, nach und nach mehre Reichstagsgesandte von der Grundlosigkeit der St. gallischen Behauptungen und der gänzlichen Unzulässigkeit einer fremden Mediation zu überzeugen [1]). Während des Aufenthaltes zu Regensburg arbeitete Escher die noch jetzt historisch wichtige Deduction aus: „Gründliche Information von der Toggenburger Freyheiten u. s. w.," sowie eine zweite: „Gründliche Behauptung der hohen Landesobrigkeit, welche denen Löbl. regierenden eidgenössischen Orten über die in der Grafschaft Baden und im Thurgau gelegenen bischöflich-constanzischen Privatämter und Güter unstreitig zusteht." Da der kurmainzische Gesandte nur die letztere Schrift annahm und zur Dictatur brachte, so ließen sie erstere allen Gesandten in ihren Wohnungen zustellen. Nur der böhmische und der österreichische Gesandte verweigerten die Annahme. Hierauf verließen Escher und Fischer den 20. März 1713 Regensburg nach einem Aufenthalte von etwas mehr als vier Monaten. Der Zweck ihrer Sendung, die Verhinderung einer fremden Mediation, wurde glücklich erreicht. Denn obgleich die Intriguen fortdauer-

1) Die ausführliche Darstellung dieser und der folgenden Verrichtungen Escher's findet man in der für die Schweizergeschichte wichtigen Lebensbeschreibung Escher's von David Wyß. (Zürich 1790.)

ten, so schloß endlich der Nachfolger des Abtes Leodegarius, Abt Joseph, den 15. Juni 1718, Friede mit Zürich und Bern, ohne auf die Misbilligung des Reichshofraths, oder die Abmahnungen des Papstes, des Bischofs von Constanz und der fünf Orte Rücksicht zu nehmen. Nicht unwichtig waren auch die Dienste, welche Escher 1714 während des Congresses zu Baden für Berichtigung des rastadter Friedens der Schweiz leistete. Durch das Vertrauen und die Achtung, in welche er sich bei dem ersten kaiserlichen Gesandten, Grafen von Goes, zu setzen wußte, gelang es ihm, sowol die Umtriebe des Cardinals Passionei, denen selbst der Prinz Eugen Gehör gab, als die treulosen Vorschläge des französischen Gesandten Dülüc, die auf eine Theilung der Schweiz gingen, zu vereiteln. — Escher's Verwaltung der Landvoigtei Kyburg von 1718—1724 erneuerte in jeder Beziehung das Andenken an die Verwaltung seines Vorgängers Heinrich Escher. Dieselbe Pflichttreue, Gerechtigkeitsliebe, Milde und Klugheit, sowie dieselbe unermüdliche Vorsorge für das Wohl der Untergebenen zeichnete auch ihn rühmlich aus; und die sogenannte landesväterliche Regierung, die allerdings manchem Misbrauche ausgesetzt war und zu den neuern Begriffen nicht mehr paßt, zeigt sich in der Hand solcher Männer in schönem Lichte. Auch dem verkehrten Eifer vieler Geistlichen gegen die Vergnügungen des Volks, namentlich gegen den Tanz, widerstand Escher, ohne deswegen eine schrankenlose Vergnügungssucht zu begünstigen. Seine ganze Regierungskunst, pflegte er zu sagen, liege in dem Anfange des 25. Capitels von Cicero's erstem Buche von den Pflichten. Nach seiner Rückkehr stieg Escher nach und nach zu den höchsten Staatsämtern empor und wurde von seinem Cantone bei allen wichtigen und schwierigen Unterhandlungen gebraucht, wie 1729 zu der Vermittelung in Bündten; 1733 bei den heftigen Streitigkeiten zwischen den Parteien in Appenzell Außer-Rhoden; 1734 zu der Vermittelung bei dem Souveränetätsstreite zwischen den Rathscollegien und der Volksversammlung zu Genf, der zu dreimaligem bewaffnetem Aufstande und endlich 1738 zu einer Mediation von Seiten Frankreichs, Zürichs und Berns führte. Escher's vorzügliches Talent zeigte sich hier besonders in dem schwierigen Verhältnisse dem französischen Gesandten Lautrec gegenüber, der die Mediation mehr im Interesse von Frankreich, als zum wahren Vortheile von Genf zu leiten suchte. Durch einen mit dem englischen Geschäftsträger zu Paris, Lucas Schaub [2]), angeknüpften Briefwechsel, wußte Escher auf den Cardinal Fleury einzuwirken. Dies beförderte hauptsächlich den glücklichen Ausgang der Mediation, und selbst Lautrec, der ihm zuerst möglichst entgegengearbeitet hatte, wurde am Ende ganz durch ihn gewonnen, wozu auch die Liebe Beider für die Wissenschaften beitrug. — Als 1740 die Bürgermeisterwürde erledigt wurde, sah sich Escher mit großer Mehrheit zu derselben befördert. Er erscheint deswegen an der Spitze vieler Tagsatzungen und bei allen wichtigen Angelegenheiten. Seine in der ganzen Eidgenossenschaft anerkannte Gewissenhaftigkeit und Einsicht verschaffte ihm meistens entscheidenden Einfluß auf die gefaßten Beschlüsse. Ein Beweis seiner Uneigennützigkeit verdient noch angeführt zu werden. Als 1750 der französische Gesandte wegen Errichtung eines züricher Regiments in französischen Diensten unterhandelte, Escher aber aus politischen Gründen sich dem Antrage widersetzte, suchte ihn der Gesandte durch einen Unterhändler dadurch zu bestechen, daß er ihm die Vergebung mehrer Officiersstellen antragen ließ. „Ich halte," erwiederte Escher, „den Botschafter für zu edel gesinnet, als daß ich nicht seine Achtung verlieren müßte, wenn ich nur einigermaßen auf dieses Versprechen Rücksicht nähme." Durch dieses Anerbieten wurde Escher noch mehr in seinem Widerstande bestärkt; allein hier unterlag er im großen Rathe; der Eigennutz verschaffte der Gegenpartei den Sieg und die Errichtung des Regimentes wurde bewilligt. Zwei und zwanzig Jahre (von 1740—1762) stand Escher an der Spitze der züricherischen Regierung, leutselig und auch gegen den Niedrigsten freundlich; dennoch seine Stellung immer behauptend; als Redner klar und einfach, aber, wo es der Gegenstand erfoderte, voll Feuer. Seine Erholung fand er im Lesen der römischen und griechischen Classiker; doch zog er die letzteren, besonders Plato, immer den Lateinern vor. Damit verband er das Lesen des neuen Testamentes, ebenfalls in der Ursprache; ferner französische Literatur und geschichtliche Studien. Mit den berühmten Zürichern Bodmer und Breitinger, die neben Andern ihre bessere Bildung den von Escher früher durchgesetzten Verbesserungen der öffentlichen Schulen zu danken hatten, unterhielt er innige Freundschaft und häufigen Umgang. Seine religiösen Ansichten waren hell: von dem göttlichen Ursprunge des Christenthums war er überzeugt durch die Wirkungen desselben; Glaubensformeln erschienen ihm als untergeordnet; das thätige Christenthum war ihm die Hauptsache. Sein liebreiches Wesen erstreckte sich auf Fremde, wie auf die Seinigen, und oft sah man ihn mit der innigsten Theilnahme und lebhafter Freude die Spiele munterer Knaben auf der Straße beobachten. Die vielen Verluste, die er in seiner Familie erlitt, ertrug er mit christlicher Ruhe. Von sechszehn Kindern überlebten ihn nur zwei Töchter. Beinahe 85 Jahre alt wollte Escher nach seiner Gewissenhaftigkeit, trotz der Bitten der Seinigen, im December 1762 die Feierlichkeit der gegenseitigen Eidesleistung der Regierung und der Bürger nicht versäumen. Die Erkältung in der Kirche warf ihn aufs Krankenlager, und er starb nach wenigen Tagen, den 23. Dec. 1762. Auszeichnungen verschmähend, hatte er verboten, seinen Leichnam, nach damaliger Sitte, in der Kirche zu begraben. Unter freiem Himmel wollte er ruhen, und keine Inschrift durfte auf seinen Grabstein gesetzt werden.

Die beiden hier geschilderten Männer bieten, wie in ihrem Wirken und in ihren Lebensereignissen, so in

2) Lucas Schaub, von Basel gebürtig, zuerst Secretair bei verschiedenen englischen Gesandten, dann Geschäftsträger zu Wien, hernach als Bevollmächtigter nach Spanien, Frankreich und Polen von König Georg I. gesandt, erwarb sich überall durch vorzügliches Talent und große Beredsamkeit die höchste Achtung.

ihrem Charakter manche Ähnlichkeit dar. Sie gehörten zwei verschiedenen Linien der Glasescher an, die sich am Ende des 16. Jahrh. trennten. Der Eine erscheint durch gelehrte Studien, der Andere durch frühen Eintritt in ein thätiges Leben und dadurch bewirkte vielseitige Berührungen zum Staatsmanne ausgebildet; Beide befähigt, mit Ehren den Kampf gegen fremde Diplomaten zu bestehen und ihre Kunstgriffe zu vereiteln, während ein edler Charakter und unerschütterliche Treue am Vaterlande sie vor den damals so vielfach angewandten Bestechungsmitteln schützte. Ihr Wirken ist für die Eidgenossenschaft überhaupt, wie für Zürich wichtig und verdienstlich gewesen, und ihre Lebensgeschichte gehört daher wesentlich zu der schweizerischen Geschichte im letzten Viertheile des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. (Von dem Bürgermeister Heinrich Escher stammt auch Hans Konrad Escher mit dem Zunamen von der Linth ab. Von diesem s. den folgenden Artikel.) (*Escher.*)

ESCHER VON DER LINTH (Hans Konrad), ein durch politisches Wirken, durch große Verdienste um die Geognosie und durch aufopfernde gemeinnützige Thätigkeit, welche auch sein Zuname bezeichnet, höchst merkwürdiger züricherischer Staatsmann. Er war ein Abkömmling des Bürgermeisters Heinrich Escher (s. den vorigen Artikel); den Zunamen Von der Linth ertheilte ihm und seinen Nachkommen ein Beschluß der schweizerischen Tagsatzung vom J. 1823. Er wurde geboren zu Zürich den 24. Aug. 1767 unter glücklichen Umgebungen, sowol in ökonomischer Beziehung, als wegen des wohlthätigen Einflusses, den eine durch Geist und Herz gleich ausgezeichnete Mutter auf das Gemüth des Knaben übte. Der damalige mechanische Schulunterricht, wobei ausschließlich das Gedächtniß in Anspruch genommen wurde, war für ihn fast ganz verloren. Daß er aber über den Inhalt des in der Schule aus Eutropius u. s. w. Gelesenen bessern Bescheid wußte, als seine Mitschüler, wurde von den Lehrern, die nur Wortgedächtniß schätzten, nicht beachtet. Zum Glücke bewahrten ihn die häuslichen Verhältnisse vor den verderblichen Folgen dieser Miskennung, und als er im 13. Altersjahre in eine andere Schule übergegangen war, wo Mathematik, Zeichnen und Realien den trockenen, mechanischen Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache ersetzten, gehörte er bald zu den vorzüglichsten Schülern. Auch neben der Schule entwickelte sich jetzt eine unermüdliche Thätigkeit, die ihm dann durch das ganze Leben blieb. Theils mechanische Arbeiten, Drechseln u. s. w., theils Zeichnen, besonders landschaftliches nach der Natur unter guter Anleitung, füllten seine Freistunden aus. Die Neigung für die Natur und die Geschichte seines Vaterlandes war schon in frühester Jugend durch einen Privatlehrer bei Betrachtung historisch-topographischer Bilderblätter geweckt worden. Auf die Vollendung des dreijährigen Cursus in der sogenannten Kunstschule folgte ein anderthalbjähriger Aufenthalt zu Morges in der Waadt, dann ein neunmonatlicher zu Genf, beide mit dem Zwecke theils wissenschaftlicher, theils gesellschaftlicher Ausbildung. Auch hier wurden kleinere und größere Wanderungen zum Zeichnen nach der Natur, bald auch zum Botanisiren benutzt, indessen sich mit und an dieser Naturbetrachtung auch das von frühester Jugend an gehegte religiöse Gefühl immer reiner und edler entwickelte. Größere Alpenwanderungen waren zu jener Zeit noch etwas Seltenes und mit weit mehr Beschwerden und selbst Gefahren verbunden. Escher benutzte zu der ersten seiner zahlreichen Wanderungen die Rückkehr nach Zürich, die er im August 1785 zu Fuße durch Chamouni, mit nicht gefahrloser Besteigung des Buet, dann durch das ganze Wallis, über die Grimsel u. s. w. machte. Nach einem einjährigen Aufenthalte zu Zürich, wo er zwar in der Kreppfabrik seines Vaters beschäftigt war, aber doch einen großen Theil des Tages seinen Lieblingsbeschäftigungen widmen konnte, reiste er im August 1786 nach Paris und von da im October nach London. Die Berichte über den Aufenthalt in beiden Städten zeigen, daß er mit demselben empfänglichen und hellen Auge die Werke der Kunst, die öffentlichen Anstalten und das ganze äußere Leben beobachtete, das sich bisher vorzugsweise in der Beschauung und Darstellung der heimischen Natur geübt hatte. — Während des Aufenthaltes in London erhielt er von dem Vater die gewünschte Erlaubniß zum Besuche der Universität Göttingen. Er traf dort mehre ebenfalls berühmt gewordene Landsleute, namentlich Usteri und Rengger. In dem Vereine, den die Schweizer bildeten, herrschten Fleiß, Studienernst und Sittlichkeit vor. Für Escher's doppelten Zweck, sich für die Staatsgeschäfte und zugleich für industrielle Beschäftigungen auszubilden, wurden nach Spittler's Rath gewählt: Naturrecht, Polizei- und Kameralwissenschaft, Technologie, Physik und Botanik. Für das Lateinische und die Mathematik wurde Privatunterricht benutzt. Von besonderer Wichtigkeit für Escher's spätere Verhältnisse war ein Privatissimum bei Heine für Übung im schriftlichen und mündlichen teutschen Vortrage. Die noch vorhandenen Aufsätze zeugen wie von rasch fortschreitender Geistesentwickelung, so von Tiefe des Gemüthes und Reinheit des Charakters. Auf den zwei Semester dauernden Universitätsaufenthalt folgte vom März bis September 1788 eine Reise nach Wien und durch Italien bis Neapel. Seine Reiseberichte tragen das Gepräge gereifter Beobachtung, und in demjenigen von der Besteigung des Vesuvs während eines Ausbruches erkennt man den kühnen und dennoch Wagnisse, welche der Wissenschaft keinen Nutzen verheißen, meidenden Gebirgswanderer. Während dieser Reise halten sich Neigung für Botanik und Mineralogie noch das Gleichgewicht; bald nachher tritt aber erstere ganz in den Hintergrund, und die Mineralogie, besonders aber die Geognosie, erhält immer entschiedener das Übergewicht. — Da der kaufmännische Beruf, in welchen er nach seiner Heimkehr wieder eintrat, ihn täglich nur wenige Stunden beschäftigte, so wurden die wissenschaftlichen Bestrebungen mit großem Eifer fortgesetzt. In diese Zeit fiel dann der Anfang der französischen Revolution. Wie andere für Menschenwohl und Gesittung warm schlagende Herzen, so sah auch Escher in derselben die Herstellung und Verbreitung rechtlicher Verhältnisse in den Staatsgesellschaften und dadurch ei-

nen großen Fortschritt der Menschheit. Den warmen Wünschen für das Gelingen derselben standen die bangen Besorgnisse über innere und äußere Gefährdung des großen Ereignisses zur Seite. Für die Schweiz aber erwartete er einen wohlthätigen moralischen Einfluß und neue Befestigung der Freiheit und Unabhängigkeit durch den Antrieb der auswärtigen Vorgänge für solche zeitgemäße Besserungen oder Reformen, die, von den Regierungen ausgehend, eine durch Vertrauen und Liebe geknüpfte innige Verbindung zwischen Volk und Regierung erneuern und herstellen könnten. Die Hoffnung auf Verbesserungen, die von Oben herab sollten eingeleitet werden, ging aber nicht in Erfüllung. Die schweizerischen Magistrate vermochten ebenso wenig, als die Minister großer Monarchen, die Foderungen der Zeit zu erkennen, und die Entfesselung aller Leidenschaften im Fortgange der französischen Staatsumwälzung schien desto beharrlicheres Festhalten am Hergebrachten zur Pflicht zu machen. So mußten in der Schweiz selbst Ereignisse eintreten, welche Regierungen und Volk immer weiter von einander entfernten und gegenseitig Mistrauen und Abneigung pflanzten, die zuletzt zum bittersten Hasse sich steigerten. Escher fühlte sich nicht berufen, einen nutzlosen Kampf gegen die herrschenden Ansichten seiner Mitbürger zu beginnen; seine Gesinnung und seine Wünsche verbarg er zwar nicht, aber die Unmöglichkeit ihrer Erfüllung lag zu offen am Tage. Um aber wenigstens für spätere Zeiten wohlthätig zu wirken, trug er während dieser Jahre mehre Male einer nicht unbedeutenden Zahl jüngerer Mitbürger mit großem Beifalle Staatswirthschaft, Politik und Polizeiwissenschaft vor. Als aber im Spätjahre 1797 die Anzeichen des die Schweiz von Frankreich her bedrohenden Sturmes immer deutlicher wurden, übergab er im Stillen dem ersten Magistrate eine von ihm abgefaßte und noch von vier andern Bürgern unterzeichnete Bittschrift um Erklärung einer Amnestie für die im J. 1795 wegen politischer Vergehungen Verurtheilten. Aber diese, sowie eine zweite im Januar 1798 eingegebene Bittschrift ähnlichen Inhalts wurde ihm mit Misbilligung zurückgegeben. Die schnelle Entwickelung der Begebenheiten brachte indessen Escher bald in eine öffentliche Stellung. Er wurde zum Mitgliede der züricherischen Landstände gewählt, welche eine neue Verfassung für den Canton Zürich entwerfen sollten. Der Muth, mit welchem er hier ungerechten und leidenschaftlichen Foderungen der Parteien entgegentrat und Gefühl für die Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu wecken suchte, rechtfertigte die Wahl; aber in einer Versammlung, die nichts Anderes war, als „eine Stellvertretung der Leidenschaften der beinahe völlig aufgelösten Staatsgesellschaft," mußte seine Stimme ohne Wirkung verhallen. Dann bot er sich dem österreichischen General Hotze an, der im Anfange März in Zürich ankam, um sein Vaterland (er war gebürtig von Richtersweil am Zürichsee) gegen die Franzosen zu vertheidigen, in seinen Generalstab zu treten, wofür er durch seltene Kenntniß der Localitäten und verschiedene militairisch-topographische Arbeiten über Vertheidigung der schweizerischen Grenzen ganz geeignet war. Doch für Alles war die Zeit zu kurz. Bern fiel, und dadurch war die Vollendung der Staatsumwälzung unter fremder Waffengewalt entschieden. Jetzt mußte die unpassende, von den Franzosen vorgeschriebene Einheitsverfassung angenommen werden. Escher ließ sich endlich durch die Bitten seiner Mitbürger bewegen, die Wahl zum Mitgliede des gesetzgebenden Körpers, der zu Aarau zusammentrat, anzunehmen. Sein Wirken in dieser Stellung kann nicht treffender geschildert werden, als mit den Worten des Horaz: **Justum et tenacem propositi virum — non civium ardor prava jubentium, non vultus instantis tyranni — mente quatit solida.** Denn mit demselben unerschütterlichen Muthe widersetzte er sich den Ungerechtigkeiten und der wüthenden Rachsucht jener leidenschaftlichen Parteimenschen, welche die Mehrzahl des gesetzgebenden Körpers ausmachten, wie den Gewaltthätigkeiten der französischen Proconsuln, die damals die Schweiz beherrschten. Keiner, auch der Bessergesinnten, wagte so hervorzutreten, wie Escher, und er verstummte auch dann nicht, als in einer halbofficiellen pariser Zeitung ihm und Andern, die sich an ihn anschlossen, mit einem 18. Fructidor (Deportation) gedroht wurde, französische Truppen zur Vollziehung bereit standen, und keiner in der ganzen zahlreichen Versammlung mehr wagte, ihm beizustimmen. Nur eine ins Einzelne gehende Darstellung der Verhandlungen des helvetischen gesetzgebenden Körpers zuerst zu Aarau, dann zu Luzern und endlich zu Bern, der mannichfaltigen Parteikämpfe und ihrer Resultate, sowie der erlassenen Gesetze, überhaupt eine ausführliche Geschichte der Schweiz während der helvetischen Einheitsverfassung (vom J. 1798—1802) kann ein treues Bild von Escher's Wirken in dieser Zeit geben. Nicht blos erscheint er in diesen, noch oft persönliche Gefahr drohenden, Parteikämpfen immer als vorleuchtendes Beispiel der Gerechtigkeits- und Vaterlandsliebe, als kühner und feuriger Kämpfer für Recht und für Mäßigung gegenüber der Selbstsucht und dem revolutionairen Despotismus, sondern seinem festen Charakter und den unerschütterlichen Grundsätzen war eine unendliche Milde und Güte des Herzens beigesellt, die jeden Widerspruch ruhig aufnahm, Belehrung und Aufschlüsse zu geben nie müde wurde, die von jeglicher Leidenschaft und Selbstsucht frei, sich gegen Alle dienstfertig, gefällig und freundlich erzeigte, dadurch Achtung und Liebe selbst dem Gegner einflößte und den persönlichen Einfluß soweit sicherte, als die Macht vorwaltender Umstände gestatten konnte. Dieselbe aufopfernde Vaterlandsliebe und Pflichttreue zeigt sich in der unermüdlichen und einsichtigen Thätigkeit für Bearbeitung von Berichten und Gesetzesvorschlägen, vorzüglich in allen Zweigen des Polizeiwesens und der Staatswirthschaft. Eine Hauptquelle, wie für die Schweizergeschichte während dieser vier Jahre, so für Escher's Wirken insbesondere, ist der „Schweizerische Republikaner," ein periodisches Blatt, das er gemeinschaftlich mit seinem Freunde Usteri vom 20. Febr. 1798 bis zum 28. März 1801 herausgab, von wo an er sich aber von demselben zurückzog. Mit der höchsten Wahrheitsliebe und Selbstverleugnung und mit einer der neuern periodischen Presse fremd gewor-

denen Unparteilichkeit und Leidenschaftslosigkeit stellt dasselbe alle Verhandlungen der gesetzgebenden Räthe und die erlassenen Gesetze und Beschlüsse mit großer Ausführlichkeit, aber auch mit derjenigen Freimüthigkeit dar, deren damals nur ein Mann fähig war, bei welchem die Rücksichten auf die eigene Sicherheit in keine Betrachtung kamen, wenn es sich um das Wohl und die Freiheit des Vaterlandes handelte.

Escher hatte sich dem Rufe zur Theilnahme an der helvetischen Regierung nur aus Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe unterzogen, und fortwährend verräth sich seine Sehnsucht nach dem häuslichen Leben, welches seinem fühlenden Herzen durch nichts ersetzt werden konnte. Seine wahren Gesinnungen zeigen folgende Worte eines Briefes an seine Ältern (den 12. Sept. 1800): „Wenn es Friede gibt, so werde ich keine Stelle mehr annehmen, die mich von Zürich entfernt hält; es wird dann genug Leute geben, die gern bei heiterm Himmel am Ruder stehen; ich glaube meine Pflicht erfüllt zu haben, wenn ich während des langen Sturmes das Ruder nie verlassen habe." Im Spätjahre 1801 ging endlich sein Wunsch durch neue Umwälzungen in der helvetischen Regierung, jedoch nur auf kurze Zeit, in Erfüllung. Schon im Januar 1802, als der erste Consul Bonaparte eine Verschmelzung der beiden Hauptparteien foderte, war auch Escher's Name unter denjenigen, deren Wiedereintritt in die Regierung von Paris aus verlangt wurde. Noch einmal brachte Escher dem Vaterlande das schwere Opfer, und wider seinen Willen wurde ihm nun das Ministerium des Kriegswesens übertragen, in welchem er zunächst seine gewohnte Thätigkeit auf Herstellung der sehr zerstörten Straßen richtete. Allein schon am 17. April 1802 erfolgte unter französischem Einflusse eine neue Revolution, durch welche die das Föderativsystem befördernden Mitglieder aus der Regierung verdrängt wurden, und die auch Escher gern benutzte, um sich zurückzuziehen, da er weder mit der besiegten Partei, noch viel weniger aber mit der siegenden einverstanden war. — Ungefähr fünf Jahre lebte Escher nun ruhig und glücklich im Kreise der Seinigen, die Zeit zwischen dem Unterrichte seiner Kinder, geognostischen Forschungen, dem kaufmännischen Berufe, den Geschäften des Erziehungsrathes und thätiger Theilnahme an gemeinnützigen Vereinen mit großer Gewissenhaftigkeit theilend. — Zwar lag es in den Wünschen der großen Mehrzahl seiner Mitbürger im Canton Zürich, ihn nach Einführung der Mediationsverfassung (1803) in die Regierung eintreten zu sehen, und er wurde von eilf Wahlkreisen auf das Candidatenverzeichniß gebracht, aus welchem die Mitglieder des großen Rathes durch das Loos bezeichnet wurden. Allein niemals kam sein Name, obschon auf eilf verschiedenen Zetteln stehend, aus der Urne heraus. Deswegen konnte er auch nicht zum Mitgliede des kleinen Rathes (der Regierung) gewählt werden. In diesem scheinbaren Misgeschicke erkannte er später eine Leitung der Vorsehung; denn wäre er damals in die Regierung eingetreten, so würde ihm kaum möglich geworden sein, sich der Linthunternehmung hinzugeben. — Als im J. 1806, vorzüglich auf seinen Antrieb, zu Zürich eine, zwar beschränkte, Lehranstalt zur Vorbereitung für die öffentlichen Geschäfte errichtet wurde, übernahm er die Lehrstelle der Statistik, des Polizei- und Kameralwesens. Bald aber eröffnete sich seinem nie rastenden, mit den Jahren eher steigenden Triebe, dem Vaterlande zu nützen, ein größeres Ziel, dessen Erreichung ihm nun Lebensaufgabe wurde, dem er nicht nur alle Neigungen und Lebensgenüsse, sondern im eigentlichsten Sinne das Leben selbst geopfert hat. Es ist dies die Linthunternehmung, die seinen Namen verewigen wird. Die Darstellung des großen und wohlthätigen Werkes gehört dem Art. Linth an. Hier nur Folgendes. Seit einer langen Reihe von Jahren hatte die Linth, welche die Gewässer des Glarnerlandes dem Zürichersee zuführte, ihr Bett durch Ablagerung ungeheurer Geschiebsmassen so erhöht, daß der Abfluß des Wallensees, die Maag, dadurch aufgedämmt wurde, der Spiegel des Sees jährlich stieg und die Städte Wesen und Wallenstatt einige Fuß hoch mit Wasser anfüllte. Längs dem Laufe der Maag und dann der Linth war das früher fruchtbare Land Stunden weit theils beständig mit Wasser bedeckt, theils in Sümpfe verwandelt, deren vergiftete Ausdünstungen in der Nähe und Ferne epidemische Krankheiten erzeugten, und sowie mit jedem Jahre die Versumpfungen sich weiter ausdehnten, ihre Wirkungen auch immer weiter erstreckten. Schon 1792 und 1793 hatte die Schilderung des Elends, welche Meier von Aarau in zwei Vorlesungen der helvetischen Gesellschaft zu Olten vortrug, Escher's höchste Theilnahme erregt und ihn veranlaßt, sich genau mit den Örtlichkeiten bekannt zu machen. Ein merkwürdiger Bericht, den er 1796 der mathematisch-militairischen und dann der naturforschenden Gesellschaft in Zürich vorlegte [1]), enthält das ganze Linthunternehmen bereits umfassend dargestellt. War auch unter den damaligen Verhältnissen wenig Hoffnung wirklicher Ausführung, so wurde doch von den Einsichtigern der Verfasser als wohlunterrichteter Stellvertreter und Beschützer jener unglücklichen Thalbewohner angesehen, und wie das Rettungswerk, das zehn Jahre später zur Ausführung gelangen sollte, eingeleitet, so war auch von nun an der Retter bezeichnet. Escher verlor während der Revolutionsstürme den Gegenstand nie aus dem Auge. Nach Einführung der Mediationsverfassung faßte die Tagsatzung des J. 1804 einen Beschluß, wodurch die Austrocknung dieser Sümpfe zu einer gemeinsamen Angelegenheit der schweizerischen Nation gemacht und der Landammann der Schweiz mit den nöthigen Vollmachten ausgerüstet wurde. Die Ausführung wurde zwar noch durch die Ereignisse der nächsten Jahre verzögert. Sobald aber mit dem Anfange des Jahres 1807 der züricherische Bürgermeister v. Reinhard zu jener Würde gelangt war, empfahl ihm Escher dringend das Unternehmen, worauf er sogleich von dem Landammann mit den Vorbereitungen beauftragt und an die Spitze des großen Werkes gestellt wurde. Es zerfiel in drei Haupttheile; die Linth mußte aus dem Glarnerland in den Wallensee geleitet werden, damit sie in dessen Tie-

1) Abgedruckt in der Form eines Sendschreibens in der Zeitschrift Humaniora 1796. 6. St. S. 425 fg.

sen ihr Geschiebe ablege; zugleich mußte vermittels eines tiefen Kanals mitten durch die Sümpfe der Spiegel des Sees um wenigstens 6 Fuß erniedrigt und dem vermehrten Abflusse eine möglichst gerade Richtung und ein gleichmäßiger Fall bis in den Zürichersee gegeben werden[2]). Die Ausführung der großen Aufgabe wäre keinem Andern gelungen. Als ob die Schwierigkeiten, welche in der ganzen Beschaffenheit des Schauplatzes der Arbeit und in der Nothwendigkeit lagen, die schwierigsten Werke während des Winters, wo das Wasser am niedrigsten ist, auszuführen, nicht groß genug seien, wurden dieselben noch durch den Eigennutz, die Selbstsucht und die Beschränktheit der Menschen vermehrt. War das Unternehmen gleich für ein schweizerisches erklärt und von Regierung und Privaten auf die großmüthigste Weise durch Beiträge unterstützt worden, so griffen doch die Regierungen der drei Cantone Schwyz, Glarus und St. Gallen, auf deren Gebiete das Werk ausgeführt werden mußte, oft störend ein. Dasselbe geschah öffentlich und heimlich von Gemeinden, von Dorfvorstehern und von andern in der Gegend Einfluß besitzenden Männern; denn die Aufgabe, die Escher hatte, läßt sich nicht vergleichen mit der Leitung eines solchen Werkes in einem monarchischen Staate, die mit der Macht verbunden ist, jedes Hinderniß dieser Art sogleich zu beseitigen. Dazu kam die Schwierigkeit, immer eine genügende Zahl von Arbeitern zu finden, und die gewonnenen und allmälig eingeübten zur Ausdauer bei den ungesunden Sumpfarbeiten zu bewegen. Nur die seltene Vereinigung unerschütterlicher Charakterfestigkeit und Entschlossenheit mit jener unwiderstehlich Zuneigung und Liebe erzwingenden Herzensgüte, der stets freudige, nicht selten durch ein Scherzwort kräftig wirkende Sinn, das Beispiel gänzlicher Hingebung und Aufopferung und ein gottvertrauendes Gemüth hat alle diese Hindernisse besiegen können. Wenn er selbst Tage lang mitten im Winter, in Schneegestöber und unter Regengüssen in den bodenlosen Sümpfen bei den Arbeitern sich aufhielt, mit merkwürdiger Schnelligkeit, oft selbst mit Lebensgefahr, von einem Punkte zum andern eilte, und erst Abends spät ein Obdach suchte, um dann bei dem Mangel an Gehilfen selbst Berichte abzufassen, Anordnungen zu treffen, neue Verträge abzuschließen, das Rechnungswesen zu ordnen u. s. w., so fühlte sich auch der Lässigste zu neuer Thätigkeit angefeuert. In der That war auch die Anhänglichkeit der Arbeiter unbegrenzt, und sowie er von Weitem erblickt wurde, begrüßte ihn ungeheuchelter Jubel. Das Opfer, welches Escher dem Vaterlande brachte, war um so größer, da er genöthigt war, Jahre lang von seiner Familie getrennt zu leben; denn nur selten und auf einzelne Tage erlaubte er sich einen Besuch und benutzte dafür zur Hin- und Rückreise fast immer die Nacht. Ein nicht zu übersehender Zug in dem Gemälde ist endlich auch die Uneigennützigkeit, die jeden Gehalt ablehnte. Alle diese beinahe übermenschlichen Anstrengungen mußten endlich Escher's eiserne Gesundheit erschüttern; denn auch nachdem die schwierigsten und durch den Aufenthalt in der vergifteten Sumpfluft gefährlichsten Arbeiten vollendet waren, trat für ihn keine Zeit der Ruhe und der Erholung ein. Die Wahl zum Mitgliede des Staatsrathes in Zürich im J. 1815 brachte eine neue Last von Geschäften, und wo in der Schweiz Verwüstungen von Bergfällen, Überschwemmungen u. s. w. eintraten oder drohten, wurde sein Rath und seine Hilfe in Anspruch genommen. So 1808 wegen der Verheerungen der Nolla bei Tusis in Graubündten; 1809 von Burgdorf wegen der Emme und von der Regierung von St. Gallen wegen Eröffnung einer neuen Straße am Schollberg; 1812 wegen der Verwüstungen bei Thallenweil in Nidwalden und wegen Tieferlegung des Lungernsees; 1813 wegen eines am Ägerisee am Jostberge drohenden Bergsturzes; 1816 wegen des Bergsturzes im Goldingerthal und wegen der Versumpfungen im neuenburgischen Val de Travers. Überall ertheilte er nach sorgfältiger Untersuchung der Localitäten mit derselben Uneigennützigkeit Rath und Anleitung. Im eigenen Canton entwarf er die Plane für die Entsumpfung des Glattthales, und als 1818 im Wallis durch den Sturz des Getrozgletschers im Bagnethale furchtbare Verheerungen entstanden und Wiederholung derselben drohte, war er einer der drei Sachkundigen, welche die Regierung herbeirief, und faßte dann den im J. 1819 darüber erstatteten Bericht ab. Mit großer Sorgfalt untersuchte er auch die gefährliche Beschaffenheit des Rheinlaufes bei Ragatz, und zeichnete vor, wie ein möglicher Durchbruch desselben nach dem Wallensee verhütet werden könne. Wohl fühlte Escher selbst die Abnahme seiner Körperkräfte und die Fortschritte des innerlichen Übels, das die Anstrengungen der Linthunternehmung erzeugt hatten. Aber der Rückblick auf ein der Tugend geweihtes Leben, auf die glückliche Durchführung der Linthunternehmung und deren segensreiche Wirkungen erfüllte seine Seele mit innerem Frieden, und ruhig und mit nie getrübter Heiterkeit erwartete er den vorhergesehenen Zeitpunkt, wo der Geist nach gänzlicher Auflösung des erschöpften Organs dem irdischen Wirken entschwinden sollte. Im J. 1822 nahmen die Zeichen der Destructionen des Unterleibes auf die besorglichste Weise überhand. Eine Badecur zu Leuk im Wallis wirkte ungünstig. Dennoch widmete er sich nach seiner Rückkehr den Geschäften wieder mit der angestrengtesten Thätigkeit; denn Aufopferung und Thätigkeit zum Besten seiner Mitbürger blieb ihm bis zum letzten Hauche Bedürfniß; darin fand er Erholung von den Schmerzen, die seine Kräfte verzehrten. Als die Schwäche ihm nicht mehr gestattete, zu Fuße die Rathssitzungen zu besuchen, ließ er sich in einer Sänfte hintragen, obgleich er nur mit Hilfe noch die Treppe hinanklimmen konnte. Nur acht Tage vor seinem Hinscheiden sprach er noch in der Versammlung mit einer Klarheit und Lebhaftigkeit, die mit den Vorboten des Todes in seinem Antlitze den wunderbarsten Gegensatz bildete. Von da an konnte er das Zimmer nicht mehr verlassen, und

2) Über das ganze Werk und dessen Schwierigkeiten vergl. die von Escher unter dem Titel: Officielles Notizenblatt, die Linthunternehmung betreffend (21 Stücke, 1807—1822), herausgegebenen Berichte.

der 9. März 1823 befreite die schöne Seele von dem vergänglichen Körper, dem sie im Leben ihren Abglanz mitgetheilt hatte. Eine hohe, edle Gestalt, eine würdevolle Haltung und eine Gesichtsbildung, in der sich Kraft und Entschlossenheit mit Wohlwollen und Milde auf wundervolle Weise vereinigten, erregten unwiderstehlich bei der ersten Begegnung Zutrauen und Ehrerbietung, welcher bei näherer Berührung Hochachtung und Liebe folgte. — Einer ausführlichern, leider noch immer fehlenden, Darstellung gehört Escher's Leben im häuslichen Kreise und in seinen Privatverhältnissen an, wo ebenso lebhaft, als bei Betrachtung seines öffentlichen Lebens, die gewissenhafte Pflichterfüllung, die treue und rührende Liebe den unbefangenen Beobachter ergreift; denn sein Wirken war nicht die Frucht einer aufwallenden Reizbarkeit des Gemüthes, es ging aus Grundsätzen hervor, deren Befestigung er nie vergaß. So hatte er die schöne Gewohnheit, den Nachmittag jedes letzten Jahrestages auf einsamer Wanderung einer strengen, sittlichen Selbstprüfung zu widmen und durch ein solches wahrhaftes Gebet sich zu treuer Pflichterfüllung zu stärken. In früher Morgenstunde des ersten Januars schrieb er dann das Ergebniß seines Nachdenkens, oder, wie er es selbst nannte, seine moralische Jahresrechnung nieder. Die wenigen noch vorhandenen Blätter dieser Art lassen tief in das Innere blicken und werfen auf die wahren und reinen Triebfedern seines wohlthätigen Wirkens, wie im öffentlichen, so im Privatleben, das hellste und zugleich zur Nacheiferung anfeuernde Licht. — Dagegen müssen hier noch Escher's Verdienste um die Geognosie erwähnt werden. Früh schon besonders empfänglich für die Naturschönheit des Hochgebirges, erkannte er bald, wie sehr dieser Genuß durch Kenntniß der Natur erhöht wird. Die Beschäftigung mit der Botanik wich allmälig der Mineralogie, aus der dann seine geognostischen Forschungen hervorgingen. Vom J. 1791 an machte er nicht nur alljährlich mehre Gebirgsreisen, sondern überdies wurde jede Geschäftsreise, jeder Besuch bei entferntern Freunden und Verwandten, selbst jeder Spaziergang zu geognostischen Beobachtungen benutzt. Nur die Jahre, während deren ihn die Linthunternehmung ungetheilt beschäftigte, konnten hiervon eine Ausnahme machen, und als er schon mit den Leiden seiner letzten Krankheit zu kämpfen hatte, nahm er seinen Weg nach Leuk durch einen unbekannten Alpenpaß, um zu neuen Beobachtungen Stoff zu finden. Die sorgfältig geführten geognostischen Tagebücher, welche mit dem 6. Febr. 1791 beginnen, endigen daher auch erst mit dieser Reise. Ihr Inhalt (über 1400 enggeschriebene Folioseiten) ist um so reicher, da Escher, wie in seinem übrigen Leben, so auch seinen Gebirgsreisen, die nicht gemeine Kunst verstand, die Zeit zu verdoppeln. Die vorkommenden Gebirgsarten beobachten und davon sammeln, ihre Lagerungsverhältnisse bestimmen, die Ansicht der Gegend beschreiben, Gebirgspanoramen und Schichtenprofile zeichnen und Barometerbeobachtungen anstellen, dies waren fortwährend die Beschäftigungen des Tages; alle Bemerkungen wurden auf der Stelle niedergeschrieben, und Abends legte er sich nicht eher nieder, bis alles Eingesammelte sich gehörig bezeichnet und geordnet fand. Übung noch mehr, als körperliche Anlage, hatten ihn zu einem der gewandtesten und unermüdlichsten Bergsteiger gemacht, und durch ruhige Besonnenheit rettete er sich immer aus den größten Gefahren, die er zwar nie suchte, aber wo er Beobachtungen machen konnte, auch nicht vermied. — Was von ihm über Gegenstände der Geognosie im Drucke erschienen ist, bildet nur einen sehr kleinen Theil des großen Vorrathes von Beobachtungen. Meist gehörte eine besondere Veranlassung dazu, wenn er die Feder für das Publicum ergreifen sollte. Da diese Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften zerstreut sind, so folgt eine Angabe der wichtigsten. 1) Geognostische Nachrichten über die Alpen; zwei Briefe, worin die geognostischen Beobachtungen auf einer Reise von Zürich über die Albiskette nach Zug, längs dem Zugersee nach Goldau, Brunnen, Flüelen und bis ins Urserenthal dargestellt werden. Da diese Richtung die gegen Nordost laufende Streichungslinie der Alpen durchschneidet, so mußten sich die Gebirgslager dem Beobachter wenigstens zum Theil im Profil darstellen. (Zuerst abgedruckt im Neuen bergmännischen Journal von Hofmann. 1. Bd. S. 116—160. 2. Bd. S. 185, dann berichtigt und vermehrt in der Alpina. 2. Bd. 1807.) 2) Geognostische Übersicht der Alpen in Helvetien. (Zuerst in Andrä's Compendiöser Bibliothek der Mineral. 1796, dann vermehrt in der Alpina. 1. Bd. S. 266.) An diese schließen sich an: 3) Geognostische Angaben über die Alpen in Helvetien. Beide Aufsätze bilden ein Ganzes und enthalten die Hauptresultate der geognostischen Beobachtungen Escher's bis zum Jahre 1806. (Alpina 1. Bd. S. 283 und im Auszuge in Leonhard's Mineralog. Taschenbuche. 2. Bd.) 4) Bemerkungen über v. Humboldt's Anzeigen, das Streichen und Fallen der Felsenschichten in den Alpen betreffend, nebst einigen Angaben über das Profil der Granitformation in der Gegend des Gotthard's. v. Humboldt hatte einige Resultate seiner Beobachtungen über die Gebirge von Südamerika verglichen mit denjenigen von Europa bekannt gemacht und als ein in beiden Welttheilen herrschendes Gesetz aufgestellt, daß die Urgebirgslager ostnordöstlich streichen und nordnordwestlich fallen. Escher wies nun nach, daß wenigstens die Schweizeralpen im Profil des Gotthards, sowie östlich und westlich desselben von diesem Gesetze eine Ausnahme bilden. (Alpina 1. Bd. S. 35.) 5) Berichtigung einiger Angaben, die schweizerischen Alpen betreffend, in der Abhandlung: „Von dem Streichen der Gebirge aus der Schweiz — — bis nach Ungarn," in v. Moll's Annalen der Berg- und Hüttenkunde. (Alpina 1. Bd. S. 46.) 6) Eine sehr ausführliche Recension von Ebel's Werk: „Über den Bau der Erde im Alpengebirge," welche sehr wichtige Bemerkungen über die Schichtungsverhältnisse des Urgebirges, über die Beschaffenheit und Entstehung der Alpenthäler und über die Umänderung der Gestalt des Alpengebirges und seiner Umgebungen enthält. (Alpina 4. Bd. 1809.) 7) Etwas über Bergschlipfe, mit besonderer Hinsicht auf die Bergschlipfe im Nollathale hinter Thusis und im Plessurthale hinter Chur in Bünden. (Chur 1809 und im Neuen

bündtnerischen Sammler. 4. Bd. S. 236, dann im J. 1821 wieder abgedruckt in Leonhard's Mineralog. Taschenbuche. 3. Abtheil. S. 631.) 8) Bericht über den Bergschlipf im Goldingerthale. (Im Schweiz. Museum 1816. S. 561.) 9) Rapport sur l'état de la Reuse dans le val de Travers. (Neuchatel 1816.) 10) Bericht über die Verhältnisse des Bagnethales im Canton Wallis, in Hinsicht der Sicherheitsmaßnahmen gegen die Wirkungen des untern Getrozgletschers. (Zürich 1821 und französisch: Rapport sur l'état actuel de la vallée de Bagne etc.) 11) Geognostische Angaben über das Juragebirge. (Leonhard's Mineralog. Taschenbuch 1821.) Bekanntlich kommt das Juragebirge an seinem westsüdwestlichen Ende in Savoyen mit den Alpen in Berührung, und entfernt sich in seinem ost-nordöstlichen Laufe immer weiter und in der östlichen Schweiz bis auf 16 Stunden von denselben. Escher weist nun nach, daß diese Divergenz nicht von einer Verschiedenheit in der Streichungslinie, sondern von der merkwürdigen Eigenthümlichkeit dieses Gebirges herrührt, daß die den Alpen zunächst liegenden Ketten eine nach der andern ausgehen, sodaß die Lücke immer größer wird. 12) Bemerkungen über die in Gilbert's Annalen 1816 mitgetheilten Ideen eines edinburgher Gelehrten und der Herren Pictet und Delüc d. J. über die Art, wie die Thäler gebildet worden sind. (Gilbert's Annalen der Physik 1816. 53. Bd.) 13) Beiträge zur Naturgeschichte der freiliegenden Felsblöcke in der Nähe des Alpengebirges. (Neue Alpina 1. Bd. und wieder abgedruckt in Leonhard's Mineralog. Taschenbuche für 1822. S. 631. Ins Französische übersetzt von Dr. Rengger, mit einem Nachtrage in der Biblioth. Universelle. Vol. 21. 1822.) 14) Gegenbemerkungen über die von Hrn. Toussaint von Charpentier aufgestellte Erklärung des Vorwärtsgehens der Gletscher. (Gilbert's Annalen der Physik 1821. 69. Bd. S. 113 und in Meisner's Naturwissenschaftl. Anzeiger 1821.) 15) Neues Schreiben über die Linthunternehmung und die geognostischen Verhältnisse der Linththäler. Escher hatte 1808 einen Abriß der Gebirgslager, die das Linththal von seiner Ausmündung bis an die Gletscher des Dödiberges einschließen, bekannt gemacht, welcher ein Gegenstück zu der Profilreise nach dem Gotthard bildet. Im December 1811 lieferte er einen Nachtrag, worin er die merkwürdigen Schichtungsverhältnisse des Alpenkalksteines im mittlern Linththal näher beleuchtete, und zugleich über die Nagelfluh, die denselben längs dem ganzen nördlichen Saume der Alpen begleitet, neue Aufschlüsse gab. (In Leonhard's Mineralog. Taschenb. S. 6.) 16) Bemerkungen über Hrn. von Buch's Aufsatz über den Splügen. (Magazin der Gesellschaft naturforschender Freunde. Berlin 3. Bd. S. 176.) — Neben den angeführten enthält Leonhard's Taschenbuch noch mehre kleinere Mittheilungen, sowie auch andere in verschiedenen kleinen Tageblättern zerstreut sind. Escher's literarische Arbeiten zeichnen sich alle durch große Klarheit und Anschaulichkeit der dargestellten Verhältnisse aus. Eine seltene Sorgfalt und Genauigkeit, die auch die kleinsten Veränderungen nicht übersah, vereinigte sich mit der höchsten Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit, nichts Anderes zu geben, als was er wirklich gesehen, und jede Berichtigung, sei es durch eigene oder fremde Beobachtung, aufzunehmen und bekannt zu machen. Bei den Folgerungen aus den gemachten Entdeckungen zeigt sich überall die größte Behutsamkeit, die der Einbildungskraft wenig Spielraum ließ. Wenn er anfänglich noch in seinen Tagebüchern einzelne Erklärungen der beobachteten Verhältnisse versuchte, so sieht man ihn doch bald den geologischen Hypothesen entsagen und sich innerhalb der Grenzen der Geognosie bewegen, je mehr er sich überzeugte, daß zwar auch in den Alpen, wie überall in der Natur, feste Gesetze herrschen, daß aber dieselben nicht können errathen, sondern durch anhaltende Forschung allmälig müssen entdeckt werden. Dennoch beschränkten sich seine geognostischen Studien nicht auf ein bloßes Aufzählen von Gebirgslagern, sondern wo sie ihm Stoff zu Auffindung allgemeiner Verhältnisse darboten, ließ er denselben nicht unbenutzt. So beobachtete er sorgfältig den Einfluß, welchen die Natur des Gebirges auf seine Gestalt, wie auf die Vegetation übt. Auf die großen Veränderungen, welche Verwitterung und Gewässer auf der Erdoberfläche hervorgebracht haben und täglich hervorbringen, richtete er besonders seine Aufmerksamkeit, und diese Kenntniß setzte ihn in den Stand, Naturereignisse, die der Schrecken der Gebirgsbewohner sind, zu erklären, und die Mittel anzugeben, durch welche dieselben zum Theil können verhütet werden; ja ohne die genaue Bekanntschaft mit der ganzen Gebirgsnatur und den Eigenthümlichkeiten ihrer Ströme würde es ihm schwerlich gelungen sein, die Linthunternehmung so glücklich zum Ziele zu führen. — Seine Verdienste um die Geognosie wurden überall anerkannt. Nicht nur waren seine literarischen Beiträge immer willkommen, sondern neben den bedeutendern naturwissenschaftlichen Gesellschaften der Schweiz ernannten ihn theils zum wirklichen, theils zum correspondirenden Mitgliede die Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, die Societät für die gesammte Mineralogie in Jena, die wetterauische Gesellschaft für Naturkunde, die Société royale des Sciences in Harlem, die kaiserliche Leopold-Karolinische Akademie der Naturwissenschaften, das Collegium der Professoren des Musée d'hist. naturelle in Paris. — Öfters ist Escher aufgefodert worden, nach seinen Sammlungen eine Beschreibung der Alpen auszuarbeiten. Im J. 1803 äußerte er darüber: „Nur geognostische Kenntniß der Alpen ist mein Zweck, den ich jetzt durch Profilreisen verfolge, einst durch Detailbeobachtungen verfolgen werde." Allein die Linthunternehmung, die während mehr als zehn Jahren seine Thätigkeit größtentheils in Anspruch nahm, hinderte die Ausführung dieses Planes; und als dieselbe vollendet war, reichten die Kräfte des Körpers nicht mehr hin; aber die Rettung des Landes und seiner Bewohner wiegt den Verlust, den die Wissenschaft erlitten hat, zehnfach auf. (*Escher.*)

ESCHERNDORF, ein katholisches Pfarrdorf am Main und am Fuße einer weinreichen Hügelkette, im bairischen Landgerichte Volkach und Dekanate Dettelbach, mit 97 Häusern, 460 Einwohnern, einer Ziegelhütte,

musterhafter Behandlung des Weines, vortrefflichen Weinen und der nahen Vogelsburg, vier Stunden von Würzburg entfernt. (*Eisenmann.*)

ESCHERSHEIM, Kirchdorf am rechten Niddaufer, im kurhessischen Amte Bockenheim. Es liegt theils im Thale, theils an einer Höhe, und hat 62 Häuser und 525 Einwohner. Die Grafen von Hanau erkauften dasselbe im J. 1478 vom Kloster Seligenstadt. Im J. 1839 fand man im hiesigen Gemeindewalde die Grundmauern eines großen, wahrscheinlich römischen, Gebäudes. (*G. Landau.*)

ESCHEVAND, einer der großen indischen Helden, welche dem Sosiosch, dem einstigen Erlöser der Menschen, bei der Auferstehung helfen werden. Er ist ein Sohn des Porodakhshta. (*Richter.*)

ESCHKE (Ernst Adolf), Oberschulrath, Professor und Director des von ihm gestifteten Taubstummeninstituts in Berlin, ward geboren am 17. Dec. 1766 in Meißen, wo sein Vater Kreissteuereinnehmer war. Den ersten Unterricht erhielt der lebhafte und wißbegierige Knabe von Privatlehrern, deren Einem er auch aus besonderer Dankbarkeit den zweiten „Versuch eines praktischen Beitrages zum allgemeinen Unterrichte für Kinder von 5 – 15 Jahren" (Königsberg 1791) widmete. Kaum zwölf Jahre alt, kam Eschke schon auf die Fürsten- (jetzt Landes-) Schule zu St. Afra, wo er den gründlichen Unterricht gelehrter Männer, eines Gottleber, Tzschucke u. A., genoß. Aber schon in seinem 14. Jahre fing er selbst zu unterrichten an, indem er es übernahm, seinen jüngeren Geschwistern die Stelle eines Hauslehrers zu ersetzen, und diese Gelegenheit benutzte, um sich in den verschiedenen Lehrmethoden, die zu seiner Kenntniß gekommen waren, praktisch zu versuchen. Offenbar trug diese Übung mit dazu bei, daß sein Geist früher reifte, und er schon im J. 1782, also kaum 16 Jahre alt, die Universität Wittenberg beziehen konnte, um die Rechte zu studiren. Doch besuchte er auch philologische Collegia und wendete sich bald auch hier den Erziehungswissenschaften zu. In dieser ersten Zeit seiner akademischen Studien übersetzte Eschke „Die erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand" — ein Elementarbuch, welches zu jener Zeit Aufsehen machte — ins Lateinische. Dabei hörte er bei Schröckh Kirchengeschichte und bei Reinhard philosophische Vorlesungen. Besondern Reiz hatten für ihn: Logik, empirische Psychologie und Ästhetik, jedoch immer in nächster Beziehung zur Pädagogik, mit welcher er sich namentlich durch die Schriften Basedow's, Campe's, Feder's, Salzmann's, Villaume's, Rousseau's u. A. immer vertrauter machte. Als Pseudonym schrieb er damals mehre kleine Aufsätze, welche den Fortgang seiner Studien documentiren, und die er später in den „Annalen des Theaters" (11. Heft), in dem „Literar. Pantheon" (2. Bd.) und in der „Olla potrida" (vom J. 1793) abdrucken ließ. — Im J. 1785 ging Eschke von Wittenberg nach Leipzig, wo er ein Jahr lang Biener, Püttmann und Sammt in den Rechtswissenschaften und Platner über die Logik und Anthropologie hörte. Als er hier zufällig erfuhr, daß sein Familienname ursprünglich ein dänischer sei, entschloß er sich sofort, die dänische Sprache zu lernen. Da er jedoch nur wenige Wochen Zeit dazu hatte, benutzte er die Nächte, und gönnte sich deshalb nur eine kurze Ruhe, und zwar nicht etwa im Bette, sondern auf dem gedielten Boden, um desto sicherer bald wieder zu erwachen. Dadurch litt aber seine Gesundheit, und um diese wieder herzustellen, machte er eine Reise, kam nach Wien, besuchte das dortige Taubstummeninstitut, und faßte hier zuerst die entschiedene Neigung zum Berufe eines Taubstummenlehrers oder vielmehr Erziehers. Er las daher die wenigen bis dahin über Taubstummenunterricht erschienenen Schriften von Wallis, Holder, Amman, l'Epée und Heinicke. Unter Allen sprach ihn der Letztgenannte, Heinicke, am meisten an, besonders nachdem er ihn auf einer Reise von Dessau nach Weimar persönlich in Leipzig hatte kennen gelernet und wirken gesehen. Am Edlen entzündet sich der Edle; und so ward Eschke der treue Jünger und Schüler Heinicke's, um bald der Träger seiner Liebe und Begeisterung zu werden in einem andern, weitern Kreise. Denn während Eschke in Leipzig die Taubstummenpflege studirte, erhielt Heinicke von dem Minister v. Zedlitz den Auftrag, einen tüchtigen Lehrer für ein in Berlin zu errichtendes Taubstummeninstitut zu bilden; er empfahl Eschke dazu, welcher sich dazu bereit erklärt hatte, und mit Freuden angenommen wurde. Um aber seinen dortigen Zöglingen auch eine Mutter mitbringen zu können, verheirathete sich Eschke im J. 1787 mit Heinicke's ältester Tochter und begab sich mit ihr im folgenden Jahre nach Berlin, wo die treffliche, um die berliner Pflegeanstalt für Taubstumme höchst verdiente Frau noch jetzt (1842) lebt. — Unterdessen hatte aber v. Zedlitz die Sorge für das Schulwesen dem Minister v. Wöllner, famösen Andenkens, überlassen, von welchem Eschke keine Anstellung als königlicher Diener, sondern nur die Erlaubniß erhielt, dortige Taubstumme unterrichten zu dürfen. Nach kurzer Berathung mit seiner ebenso verständigen als tieffühlenden, edlen Gattin, ob er bleiben oder zurückkehren sollte, zog er, im Vertrauen auf Gott und sein gutes Werk, das Erstere vor, und gründete ein kleines Privatinstitut für Taubstumme in Berlin, mußte dasselbe aber, wegen der theuern Miethe, bald nach dem unfern der Stadt gelegenen freundlichen Schönhausen verlegen, wo er fast zehn Jahre, nur wenigen Menschenfreunden bekannt, seinem frommen, ehrwürdigen Berufe im Stillen, aber mit allem Eifer seines edlen, kräftigen Geistes, oblag. Erst im J. 1797 bekam der damalige Kronprinz (nachherige König Friedrich Wilhelm III.) Kenntniß von seinem Wirken, und das ward die Veranlassung, daß Eschke einen Gehalt von 600 Rthlrn. und für seine Anstalt ein Gebäude in Berlin erhielt, wo dasselbe als königliches Institut bald einen ausgebreiteten, in seinen Leistungen wohl begründeten Ruf erlangte. Im J. 1806 erhielt Eschke einen sehr vortheilhaften Ruf nach Rußland, welchen er auch anzunehmen gesonnen war, und deshalb bei dem Könige das Gesuch um seine Entlassung einreichte. Diese wurde ihm jedoch in sehr gnädigen Ausdrücken versagt, dagegen eine Gehaltszulage von 500 Thlrn. ihm bewil-

ligt und er selbst zum königlichen Oberschulrath ernannt. Eschke arbeitete seitdem in dem ihm immer theurer werdenden Berufe als Taubstummenbildner mit unermüdlichem, angestrengtem Eifer, aber auch mit dem gesegnetsten Erfolge fort, widmete seinen Zöglingen fast ausschließend alle seine Zeit und Kraft, ging häufig mit ihnen auf das Land, um ihren Gesichts- und Ideenkreis in der Natur zu erweitern, und in die Werkstätten der Handwerker, theils um ihnen zu zeigen, was Menschenfleiß vermöge, theils aber auch ihre Neigungen und Anlagen zu wecken und zu erkunden. An dem Minister Massow fand Eschke einen wohlwollenden Gönner, welcher den vollen Werth der menschenfreundlichen Anstalt erkannte und dieselbe in Erreichung ihrer Zwecke auf alle nur mögliche Weise förderte. Eschke war aber auch eines solchen Vertrauens und Wohlwollens in jeder Hinsicht würdig; denn sein Unterricht der Taubstummen war auf die edelsten und sichersten Grundsätze gebaut und durchaus planmäßig angelegt. Er wollte seine Zöglinge — wie er selbst sagt — weder zu Schreibmaschinen, noch zu sprechenden Papageien abrichten, sondern zu geistig-freien, sittlich-guten und bürgerlich-tüchtigen und achtungswerthen Menschen bilden. Daher war auch die Zucht und disciplinaire Ordnung in seiner Anstalt wirklich musterhaft. Den schwierigsten Unterricht ertheilte er immer selbst, und erzielte grade darin die glücklichsten Erfolge, was alle seine Zöglinge, von denen viele noch leben, bezeugen. Vor fast allen andern zeichnete sich unter diesen ein Herr v. Hopfgarten ebenso wol durch seine große geistige Bildung, als durch Fertigkeit und Annehmlichkeit im Sprechen aus; ein Herr v. Schulzendorf wurde als Kalligraph bewundert und im Staatsdienste angestellt; ein dritter ausgezeichneter Zögling Eschke's war der geistreiche und vielseitig gebildete Habermaß, welcher als Lehrer angestellt eine Reihe von Jahren eine Zierde der berliner Anstalt war und sich um dieselbe höchst verdient machte, leider aber in der Blüthe seiner männlichen Jahre durch den Tod ihr entrissen wurde. Auch Eschke schied viel zu früh von der von ihm gestifteten, treu gepflegten und zur schönsten Blüthe geförderten Anstalt, indem er schon am 17. Juli 1811 starb, aufrichtig beweint von Allen, die den wahren Menschenfreund gekannt hatten.

Seine frühern Schriften sind im vierten Nachtrage zu Meusel's Gelehrtem Teutschl. S. 132 und 153 verzeichnet. Unter den spätern, welche vom Taubstummeninstitut in Berlin debitirt wurden, verdienen besondere Beachtung: 1) Über den Unterricht der Taubstummen rc. Von Eschke und Bauer. 1801. 2) Lesebuch für Taubstumme. Mit Kupf. 2. Aufl. 1805 (erste Aufl. 1796). 3) Kindermärchen. 3. Aufl. 1804. 4) ABC-Buch für Taubstumme. 4. Aufl. 1811 (besonders wichtig wegen der vorausgeschickten methodischen Bemerkungen). 5) Galvanische Versuche. 1803. 6) Kurze Bemerkungen über die Taubheit. 2. Aufl. 1806. 7) Mythologische Vorlesungen für Damen. 1806. 8) Das Taubstummeninstitut zu Berlin rc. 1806. Einzelne Aufsätze von Eschke befinden sich a) in der Berlin. Monatsschrift von 1794 (Dec.), 1795 (Dec.), 1796 (in mehren Heften) und 1800; b) im Genius der Zeit vom J. 1796; c) im Teutschen Museum; d) im Musageten vom J. 1798 und e) im Kronos vom J. 1801. (Über Eschke und sein Wirken s. man Ahlemann's Beschreibung des Taubstummeninstituts zu Berlin. 1804 in Comm. bei Maurer.) (*Vogel.*)

Eschlauch, s. Allium ascalonicum.

ESCHSCHOLTZIA. So nannte Chamisso nach seinem Gefährten bei der Rumjánzoff'schen Weltumsegelung, dem als Professor zu Dorpat im J. 1831 verstorbenen Naturforscher Dr. Johann Friedrich Eschscholtz, eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Hunnemannieen der natürlichen Familie der Papavereen und aus der ersten Ordnung der 13. Linné'schen Classe. Char. Der Blüthenstiel an der Spitze zu einem krugförmigen Fruchtboden ausgebreitet; der Kelch mützenförmig, fast ganzrandig, hinfällig; vier Corollenblättchen; vier fadenförmige, lange, aufrechte Fetzen der Narbe; die Kapsel schotenförmig, lang, zehnrippig, zweiklappig: die Klappen von Unten nach Oben aufspringend, am Rande die Mutterkuchen tragend; die Samen zahlreich, kugelig, nackt, netzförmig-geadert. Die einzige Art, welche Chamisso am sandigen Meeresufer der Bai San Francisco in Kalifornien entdeckte, Eschsch. californica *Cham.* (in *Nees* horae phys. berol. p. 73. t. 15. Bot. reg. t. 1165. Bot. mag. t. 2887. Bernhardi Linnaea 1833. S. 464. 473. 1838. S. 652. 658. 660), ist ein, jetzt über die meisten europäischen Gärten verbreitetes, einjähriges oder perennirendes, schimmelgrün-bereiftes, glattes Kraut mit gelbrother, spindelförmiger Wurzel, wässerigem Safte, vielfach getheilten Blättern, den Blättern gegenüberstehenden, einblumigen Blüthenstielen und gelben Blumen. Bentham (Transact. of hortic. soc. 1834) führt vier Arten auf: Eschsch. crocea, caespitosa, tenuifolia und hypecoïdes. — Sehr nahe mit Eschscholtzia verwandt ist die Gattung Hunnemannia, welche Sweet zu Ehren des vor einigen Jahren verstorbenen, in London ansässigen teutschen Kaufmannes Johann Hunnemann so benannt hat. Sie unterscheidet sich durch die Blüthenstiele, denen die obere Ausbreitung fehlt, durch zweiblätterige Kelche und die Narbe, welche fast ungestielt, schildförmig und vierlappig ist. Die einzige Art, H. fumariaefolia *Sweet* (Brit. flow. gard. t. 276. Bot. mag. t. 3061), ist ebenfalls in Kalifornien einheimisch und dem Äußeren nach kaum von Eschsch. californica zu unterscheiden. (*A. Sprengel.*)

ESCHSTRUTH (Hans Adolf Friedrich von), geb. den 28. Jan. 1756 zu Homberg, einem Städtchen in Hessen, wo sein Vater, der nachherige Oberst von Eschstruth, damals während des siebenjährigen Krieges im Winterquartiere lag, späterhin aber in Schmalkalden wohnte. Der durch seine Streitigkeiten mit Klotz bekannte Rector Lipsius gewann dort einen entschiedenen Einfluß auf Eschstruth's wissenschaftliche Bildung. Seine Lernbegierde trieb ihn bald zum Lesen der verschiedenartigsten Schriften. Ein besonderes Interesse hatten für ihn chemische Versuche, und während er sich dem Nachdenken über diese Gegenstände hingab, bildete sich in seinem Kopfe die Idee, Medicin zu seinem künftigen Be-

rufe zu wählen. Reifere Jahre und der Wunsch seiner Ältern bestimmten ihn jedoch zur Jurisprudenz. Vielleicht wäre er auch bei seinem sehr gefühlvollen Herzen nicht glücklich gewesen in einem Stande, der ihm oft das Schauspiel des menschlichen Elendes vor Augen führen mußte. Er widmete sich seit dem J. 1771 zu Rinteln dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit, und ging, nachdem er 1775 zu seinen Ältern zurückgekehrt war, noch ein Jahr nach Göttingen, wo er sich unter Pütter's Leitung vorzugsweise mit dem praktischen Theile der Jurisprudenz beschäftigte. Im J. 1776 erhielt er die Stelle eines Assessors bei der Regierung in Marburg; 1780 ward er in der genannten Stadt Justizrath und 1786 zu Cassel. Das Jahr 1788 erhob ihn zum wirklichen Regierungsrath, und 1791 erhielt er auch eine Anstellung bei dem Hofgerichte zu Cassel. Überhäufte Berufsgeschäfte wirkten bei seiner rastlosen Geistesanstrengung nachtheilig auf seine Gesundheit, und ein galliger Rheumatismus beschleunigte seinen Tod den 20. April 1792.

Eschstruth hatte sich sehr gründliche humanistische Kenntnisse erworben. Für die lateinische Sprache und Literatur, die er sehr liebte, war er früh durch J. N. Funk in Rinteln begeistert worden. Als er seine Jugendidee, ein Arzt zu werden, dem älterlichen Wunsche sich fügend, aufgegeben und sich der Jurisprudenz gewidmet hatte, studirte er diese Wissenschaft mit großem Eifer, begeistert von dem Gedanken, einst dem Unterdrückten helfen und den Verfolgten schützen zu können. Aber mit den juristischen Kenntnissen, die er sich erworben, lernte er auch die mannichfachen Schwierigkeiten kennen, die mit der Ausübung der Gesetze in einem richterlichen Amte verbunden sind. Diese Erfahrung war für ihn um so schmerzlicher, als er dadurch das reine Bild, das er sich von der Wirksamkeit eines redlichen und gerechten Richters entworfen, getrübt sah. Er war nicht glücklich in seinem Berufe. Zwar söhnte er sich mit demselben wieder aus, wenn sich ihm Gelegenheit bot, eine dunkle Stelle in den Gesetzen aufzuklären und sie mit dem Ausspruche der Menschlichkeit und Philosophie über einen Rechtshandel zu vereinigen. Auch that es seinem gefühlvollen Herzen wohl, wenn er einer Familie die durch langes Streiten über Recht und Unrecht entbehrte Ruhe wiedergeben konnte. Tief aber schmerzte es ihn, oft Handlungen nach Einem Maßstabe beurtheilt und bestraft zu sehen, die doch aus verschiedenen Gründen, in verschiedenen Lagen und von Personen verübt worden waren, die hinsichtlich des Temperaments und der Grundsätze sich einander durchaus nicht glichen. Kaum konnte er es ertragen, wenn das Recht einem hilflosen Armen sein letztes Bedürfniß absprach und es einem Reichen zutheilte, der diesen geringen Zuwachs seiner Habe nicht einmal spürte.

In solchen Stimmungen ward die Musik seine Trösterin, und mit ihren sanften Tönen schien wieder Ruhe zurückzukehren in seine Seele. Seine Lehrer in jener Kunst waren C. Ph. E. Bach und Bierling in Schmalkalden gewesen. Späterhin hatte er die Schriften und Werke großer Tonkünstler, besonders Sebastian Bach's und Kirnberger's, fleißig studirt, und sich, größtentheils durch eigenes Nachdenken und eigene Übung sehr gründliche theoretische Kenntnisse erworben. Das Wesen der Musik war für ihn ein Gegenstand ernster Studien, und er philosophirte sehr richtig über jene Kunst. Seine Liedercompositionen verrathen Studium und Fleiß. Doch fehlt ihnen der allgemeine Charakter des Leichten und Gefallenden. Eschstruth scheint dies selbst gefühlt zu haben. Wenigstens rechnet er in seiner Einleitung zu Miller's Liedern, die er selbst componirt hat [1]), das Leichte und Schnellgefallende einer Melodie nicht mit zu den Vorzügen derselben. Er war der Meinung, daß man ein vorzügliches Lied mehr als einmal spielen müsse, ehe es recht gefallen könne. Jene Einleitung enthält Eschstruth's musikalisches Glaubensbekenntniß und manche Beweise seines gründlichen Nachdenkens über Musik, besonders auch die eigenthümliche Art und Weise, wie er über jene Kunst philosophirte. Er stellte sich, nach seinen eigenen Worten, bei seinen Compositionen die Lösung des dreifachen Problems: „mit dem leidenschaftlichen Gange der Melodie vollkommene Declamation zu verbinden; demgemäß also die grammatischen, logischen und pathetischen Accente genau zu beachten; sodann den Hauptton, Takt, Bewegung u. s. w. bei der Composition nicht dem Ungefähr zu überlassen, sondern einzig aus dem Gedichte selbst den Gesang und dessen Bestandtheile zu schöpfen; endlich mit der strengsten Reinheit der Harmonie den süßen Zauber der Melodie zu paaren." Als einen gründlichen theoretischen Kenner der Musik zeigt sich Eschstruth auch in den zwei Jahrgängen der von ihm herausgegebenen „Musikalischen Bibliothek für Künstler und Liebhaber" [2]).

Wie aber seinen Compositionen jener geistige Hauch fehlte, den die Beobachtung der Kunstregeln allein nicht geben kann, so tragen auch seine dichterischen Versuche mehr das Gepräge ernsten Fleißes, als einer wahrhaft poetischen Darstellung. Nachtheilig wirkte für ihn auch der Umstand, daß die in ihm vorherrschende Liebe zur Musik ihm oft den Standpunkt verrückte in seinem Urtheile, sowol über poetische Erzeugnisse Anderer, als über seine eigenen Producte. Den Werth eines Gedichtes bestimmte er gewöhnlich darnach, ob es sich gut componiren lasse. Belege dafür liefert die von ihm herausgegebene

1) LXX Lieder des Prof. (Joh. Martin) Miller in Ulm, zum Singen in Musik gesetzt. (Cassel 1788. gr. 4.) Schon früher schrieb er einen Versuch in Singcompositionen, mit vollständiger Begleitung des Claviers. (Ebend. 1781.) Gesang für Sopran und Tenor. (Marburg 1782.) Lieder, Oden und Chöre. (Ebend. 1783.) Mehres von seinen Compositionen scheint ungedruckt geblieben zu sein, unter andern mehre Märsche, sechs Sonatinen fürs Clavier und eine Sammlung religiöser Lieder. Vergl. Gerber's Histor.-biogr. Lexikon der Tonkünstler. 1. Th. S. 387. 2) Marburg 1784—1785. 2 Stücke. Ein drittes Stück, 1789 zum Drucke fertig, ist ebenso wenig erschienen, als eine bereits 1786 vollendete Übersetzung von J. J. Rousseau's Anleitung, die Musik in Partitur und in Stimmen zu schreiben. Auch von einem Lehrbuche der Musik und einer Biographie Karl Philipp Emanuel Bach's ist nichts öffentlich bekannt geworden. Vergl. Gerber a. a. O. S. 387.

„Blumenlese" [3]), in denen er manchen Poesien, die sich weder durch Gedankenfülle, noch durch geschmackvolle Darstellung auszeichneten, blos der leichten Versification wegen, ein unbedingtes Lob ertheilte. Obgleich von Eitelkeit entfernt scheint er doch, verwöhnt durch das nachsichtige Urtheil wohlwollender Freunde über seine Kunstleistungen, die kältere Aufnahme, welche dieselben unter dem großen Publicum fanden, schmerzlich gefühlt zu haben [4]).

Vorherrschend war in seinem Charakter die Neigung, sich vom Gewöhnlichen zu entfernen, unter andern in seiner seltsamen Orthographie. Aber auch im Leben galt er als ein Sonderling. Aus größern gesellschaftlichen Cirkeln scheuchte ihn die Kälte und Gleichgültigkeit in den Gesprächen über Kunst und Wissenschaft. Was man dort Vergnügen nannte, war es für ihn nicht. Am liebsten verweilte er in dem geschlossenen Kreise einiger auserwählten Freunde. Scientifische Gegenstände behielten für ihn stets ein hohes Interesse. Gern unterhielt er sich über Theologie, und zu Forschungen im Gebiete dieser Wissenschaft fühlte er sich besonders angeregt. Da er am liebsten in den Regionen der Phantasie verweilte, thaten ihm alle Vorstellungen wohl, welche die Gottheit und das Verhältniß des Menschen zu ihr versinnlichen. Er schien ein gewisses Dunkel in den Vorstellungen religiöser Gegenstände zu lieben, weil dadurch seine Einbildungskraft einen größern Spielraum erhielt. „Ich glaube," äußerte er selbst, „der Vorzug des menschlichen Verstandes zeigt sich ebendadurch am deutlichsten, daß wir einsehen, wie kurzsichtig und unvollkommen unsere Begriffe in Absicht auf die Gottheit und die Geheimnisse der Religion sind, und daß wir demnach glauben, was uns das heiligste aller Bücher lehrt. Wer sich anmaßt, neue Meinungen in dem Systeme unserer Religion ergründet zu haben, der traut sicher seinem Geiste mehr zu, als er, gefesselt in diese sterbliche Hülle, wirken und erforschen kann. Einst, wenn das Band zerreißt, das die Kraft unserer Seele bindet, wird es einmal ganz Licht werden vor unsern Augen."

Sein sittlicher Charakter war untadelhaft. Rastlos beschäftigte ihn seine eigene Veredelung und das Wohl seiner Nebenmenschen. In letzterer Beziehung scheute er kein Opfer. „Es ist ein süßer, erquickender Gedanke," schrieb er selbst [5]), „sich auf der Welt, die wir oft so schnell verlassen müssen, nicht blos in Archiven, sondern zugleich in den Herzen guter Menschen ein bleibendes, für Tugend und Religion, sowie für jede selige Empfindung, fruchtbares Denkmal gestiftet zu haben. Ich hoffe, daß es mir mit dieser Liedersammlung gelungen sein soll, wofür ich mit innigst gerührter Seele Gott, dem Geber alles Guten, danken und mein Dasein segnen würde." Diese Äußerungen sind besonders höchst charakteristisch, weil sie zeigen, wie Eschstruth Alles, selbst die Musik auf den höchsten Zweck aller menschlichen Thätigkeit — die Förderung des Wohles seiner Mitmenschen — zurückzuführen bemüht war [6]). (*Heinrich Döring.*)

ESCH SUR ALZETTE, Stadt an der Alzette in dem niederländischen Großherzogthume Luxemburg und im gleichnamigen Bezirke, hat 1260 Einwohner. Ein Marktflecken dieses Namens liegt im Bezirke Diekirch, in einer waldigen Gegend an der Sure, und hat, von dieser auf drei Seiten umflossen, 1200 Einwohner, welche grobe Tücher, Bettdecken, leinene und wollene grobe Gewebe verfertigen. (*Fischer.*)

ESCHWEGE, Stadt im Kurfürstenthume Hessen, an der Werra und der sächsischen Heerstraße, 10 Stunden von Cassel. Schon im 10. Jahrh. wird Eschwege bekannt und kommt seitdem unter dem Namen Eskinwag, Eschenewege ꝛc. vor. Es gehörte dem sächsischen Kaiserhause. Kaiser Otto II. schenkte es 974 seiner Gemahlin Theophanie, welche es auf ihre Tochter Sophie, Äbtissin zu Gandersheim, vererbte, nach deren Tode das Gut dem Kaiserhause wieder zurückfiel. Später findet man daselbst ein freiweltliches, dem heiligen Cyriax geweihtes Jungfrauenstift, das aller Wahrscheinlichkeit nach durch eine jener beiden Frauen gestiftet worden war. Besonders häufig wurde Eschwege von Kaiser Heinrich IV. besucht. Als dessen Gegner, der Herzog Otto von Baiern, Thüringen, die kaiserlichen Güter verwüstend, durchzogen, wendete sich derselbe auch gegen Eschwege und schlug hier am 2. Sept. 1070 den gegen ihn aufgebotenen Heerbann, worauf er Eschwege eroberte. Im J. 1074 schenkte der Kaiser Eschwege an das Bisthum, dem auch das Stift, welches seither unmittelbar unter dem Kaiser gestanden hatte, unterworfen wurde. Nachdem Speier diese Besitzung 160 Jahre gehabt, verkaufte es dieselbe 1235 an das Erzstift Mainz; nur die Abtei behielt sich Speier vor, doch ging auch diese bald für dasselbe verloren. Schon damals hatte Eschwege städtische Rechte. Am 29. Dec. 1251 wurde die Stadt von dem Herzoge Otto von Braunschweig erobert; bald nachher aber von dem Markgrafen Heinrich dem Erlauchten von Meißen abgetreten, und von diesem 1264 an den Landgrafen Heinrich I. von Hessen überlassen, welcher 1292 Eschwege dem Reiche zu Lehen auftrug. Im J. 1278 ließ sich außerhalb der Stadtmauern ein Convent von Augustinermönchen nieder, durch dessen Klosterbau die Veranlassung zum Anbaue einer Neustadt gegeben wurde, die wenigstens 1340 schon vollendet war. Während Eschwege 1375 eine Belagerung durch den Herzog Otto den Quaden von Braunschweig glücklich bestand, öffnete es dagegen einem thüringischen Heere, welches 1385 Hessen feindlich überzog, freiwillig seine Thore;

3) Hessische poetische Blumenlese, mit Musik. (Marburg 1783—1784. 2 Jahrgänge.) 4) s. die Einleitung zu Miller's Liedern. S. 57 fg. 5) In seiner Ankündigung von Miller's Liedern.

6) Vergl. Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1792. 1. Bd. S. 103 fg. Supplementband des Nekrologs für die Jahre 1790—1793. 2. Abth. S. 127 fg. Gerber's Histor.-biogr. Lexikon der Tonkünstler. 1. Th. S. 386 fg. Dessen Neues histor.-biogr. Lexikon der Tonkünstler. 2. Th. S. 51. Meusel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 3. Bd. S. 183. Baur's Neues histor.-biogr. literar. Handwörterbuch. 2. Bd. S. 93.

denn es war mit dem Landgrafen Hermann von Hessen unzufrieden, der eine Burg in seinen Mauern erbaut und es auch sonst noch vielfach beeinträchtigt hatte. Thüringen theilte darauf mit Mainz, seinem Bundesgenossen, und erst 1436 kam Eschwege wieder völlig unter hessische Herrschaft. Im J. 1527 wurde die Reformation eingeführt. Schwer litt die Stadt im 30jährigen Kriege. Schon 1635 zählte man 300 Häuser, welche öde und wüst standen; 1637 aber wurde die Stadt gänzlich zerstört.

Eschwege liegt in einem weit geöffneten und von schönen Bergen umgebenen fruchtbaren Thale, und ist eine der freundlichsten Landstädte Kurhessens. Die Stadt besteht aus der Altstadt, der Neustadt und der kleinen auf einer Werrainsel liegenden Vorstadt Brückenhausen. Sie hat ein Schloß, das früher mehren Landgrafen von Hessen-Rothenburg zur Residenz diente und jetzt das Kreis- und das Justizamt enthält; zwei Pfarrkirchen, ein Hospital, ein Siechenhaus ꝛc. Die Gebäude des alten St. Cyriarstiftes sind beinahe alle verschwunden. Ferner hat die Stadt 933 Häuser und an 5900 Einwohner, die neben der Landwirthschaft auch eine ansehnliche Industrie betreiben. Man findet an 24 Gärbereien, in denen namentlich ein gutes Sohlleder bereitet wird; an 90 Wollentuchwebereien, einige Ölfabriken, drei Leimsiedereien, eine große Seifenfabrik, eine große Bierbrauerei ꝛc.; ferner Handel mit Saiteninstrumenten, Pferdehaaren, Getreide, Mehl ꝛc. Auch wird viel Obst und Tabak gebaut. (Vergl. G. Landau's Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen. S. 300—306. Desselben Malerische Ansichten aus Hessen. S. 84—92 und Hochhuth's Erinnerungen an die Vorzeit und Gegenwart der Stadt Eschwege. 1826.) (*G. Landau.*)

ESCHWEILER, franz. Eschwiller. 1) Eschweiler, Gemeindedorf im französischen Moseldepartement (pays Messin), Canton Volmunster, Bezirk Sarreguemines, liegt 6½ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Pferdepost. 2) Eschweiler, Gemeindedorf im Departement des Niederrheins (Elsaß), Canton Drulingen, Bezirk Zabern, hat eine Succursalkirche und 248 katholische Einwohner. (Nach Aufschlager und Barbichon.) (*Fischer.*)

Eschweilera *Mart.*, s. Lecythis.

ESCO, ein römischer Flecken in Rhätien, am linken Ufer des Lech, bei dem heutigen Dorfe Au an der Straße nach Schongau, war 20 römische Milliarien von Kempten entfernt *). (*Rumy.*)

ESCOBAR, ein durch Spanien weit verbreiteter Familienname, um welchen man des Peter de Rojas Miñoy Ayala Discursos ilustres historicos y genealogicos (Toledo 1636. 4.) und besonders die darin enthaltene Abhandlung: del appellido de Escovar y casa de los Condes de Mora, befragen mag. I. Alfons de Escobar y Loaysa, zu Guereña, in dem Districte von Plasencia geboren, practicirte als Advocat zu Merida, dann zu Salamanca, woselbst er auch gestorben ist, und schrieb de pontificia et regia jurisdictione in studiis generalibus, et de judicibus et foro studiosorum (Salamanca 1643), wie auch einen Commentar. ad *Tryphonii* libros disputationum. — II. Anton de Escobar, der an der Eroberung von Portugal (1580) Theil genommen hatte, schrieb: la felicissima jornada del rey D. Felippe II. en la conquista del reyno de Portugal. — III. Anton de Escobar y Mendoza, geboren zu Valladolid (1589) trat mit 15 Jahren in den Jesuitenorden, zu dessen Verherrlichung beizutragen schien ihm sein Beruf. Die höchste Tugend mit der gründlichsten Kenntniß der Gottesgelahrtheit verbindend, suchte Anton durch That, Wort und Schrift dem Herrn, wie dem Nächsten, zu dienen. Ganzer 50 Jahre hielt er die Fastenpredigten, und nicht selten mußte er in einem Tage zwei Mal die Kanzel besteigen, um ein Publicum zu befriedigen, das in fortwährend steigender Anzahl in der Salbung seines Vortrags, in seiner evangelischen Beredsamkeit Erbauung zu suchen, sich einfand. Ungeachtet der Beschwerden einer praktischen Lebensrichtung, die von anhaltenden Studien begleitet, befolgte P. Escobar auf das Gewissenhafteste die Ordensregel, gleichwie er mit der ängstlichsten Sorgfalt aller Pflichten eines Priesters wahrnahm. Er besuchte die Gefängnisse, um die Betrübten zu trösten, um den verhärteten Bösewicht zur Erkenntniß seiner Missethat, zu Reue und Genugthuung zu erheben. Wunderbare Bekehrungen der verstocktesten Halsstarrigkeit weiß man von ihm zu erzählen. Mit gleich überraschendem Erfolge hat er für tödtlich entzweite Familien das Mittleramt geübt, allen Ständen durch sein Beispiel die Tugend, nicht nur in dem liebenswürdigsten Gewande, sondern auch als eine Nothwendigkeit dargestellt. Gegen die Anfechtung der Bosheit konnte gleichwol dieser preiswürdige Wandel ihn nicht schützen. Wie auf Reginaldus, Vasquez, Sanchez, Valencia und so vielen andern frommen, großen Männern seines Ordens, lastete auf ihm schwere Sünde; er war Jesuit und eine Zierde des Jesuitenordens: ihm weh zu thun, ihn herabzusetzen, ihn lächerlich zu machen, mußte das Bestreben aller Gegner der Gesellschaft Jesu werden. Der Mann an sich bot keine schwache Seite, man suchte sie in seinen Schriften, durch Verfälschung des Textes, indem man die Stellen ihrem Zusammenhange entrückte, sie auf das Giftigste erklärte, und aus Citaten, aus demjenigen, was allein in dem Gesichtspunkte der wissenschaftlichen Probabilität vorgetragen war, die unnatürlichsten, die gewaltsamsten Folgerungen herleitete. In solchem Verfahren hat zumal Pascal sich ausgezeichnet, was man aber dem Schüler von Port-Royal zu Gute halten muß; so wenig als seine, protestantischen Müttern ihre erste Bildung verdankenden Meister die Jesuiten lieben konnten, so wenig konnte Pascal dergleichen Liebe empfinden. Der Partei, welcher mit Leib und Seele er sich ergeben, zu dienen, hat er sich bemüht, ihre Gegner lächerlich zugleich und verächtlich zu machen, ohne zu bedenken, er, der scharfsinnige und gottesfürchtige Denker, ob Witz und Satyre

*) Vergl. *Cellarii* Notit. Orbis Antiqui, ed. *Schwartz*. (Leipzig.) T. I. p. 416. Mannert's Geographie der Griechen und Römer. 3. Th. S. 626.

die rechten Waffen sind in dem Streite um die höchsten Geheimnisse des geistigen Lebens, ohne zu erkennen, wie verderblich der Religion das Bestreben, eine, in jeder Beziehung höchst bedeutende Anzahl ihrer Diener, der Lächerlichkeit, ungerechter Verachtung zu überantworten. Aber, sagt man, es bleibt dem Verfasser der Provincialbriefe das Verdienst, in Styl, Feinheit und Beredsamkeit ein Meisterwerk geliefert zu haben, das stets der Literatur als eine kostbare Bereicherung gelten muß, wenn auch die Wahrheit dabei leer ausgeht. Hievon uns zu überzeugen, haben wir vollbracht, was Niemand leichtlich uns nachthun wird. Wir haben vom Anfange bis zum Ende das Buch gelesen, mit lauter Stimme uns vorgelesen, damit nicht eine scharfsinnige Wendung, nicht das einzelne Witzwort uns entgehe; es ist uns aber für die sauere Arbeit nicht der mindeste Lohn geworden. Wie viel Stoff auch die Paradoxen, mit denen er sich befaßt, bieten mögen, so ist Pascal von fern nicht witzig, man müßte denn als Witz gelten lassen die Stelle in dem fünften Briefe, wo er einige der von Diana angeführten 296 Autoren anführt, den Villalobos, Coninck, Llamas, Achokier, Dealkozer, Dellacruz u. s. w. und mit den wissentlich oder unwissend durch ihn verstümmelten Namen spielend, ausruft: „O mon Père (zum dreihundertsten Male in dem kleinen Buche), O mon Père, luy dis-je tout effrayé, tous ces gens-là estoient-ils Chrestiens?" oder sothane Ehre dem gegen den P. le Moyne gerichteten Ausfall angedeihen lassen. Le Moyne hatte, ein bei Gelegenheit erröthendes Gänschen zu feiern, die jämmerliche Ode producirt: Eloge de la pudeur, où il est montré, que toutes les belles choses sont rouges, ou sujettes à rougir. Von der gerühmten Feinheit Pascal's wissen wir, gelegentlich des vorliegenden Werkes, gleich wenig Zeugniß zu geben: ohne derb heißen zu können, sind Wort und Wendung nicht selten bis zur Unanständigkeit plump. Die Meisterschaft des Styls der Provinciales als die früheste geniale Prose der französischen Literatur anzuerkennen, dieses zumal fällt uns unmöglich. Immerhin mag Voltaire Recht haben, wenn er in diesem Buche die Epoche der Fixirung der französischen Sprache erblickt, aber daß von dem Buche diese Fixirung ausgegangen sein sollte, das wird der berühmte Kritiker von fern nicht gedacht haben. Selbst der gelesenste Schriftsteller gebietet der Sprache nicht, er deutet lediglich den Standpunkt an, in welchem er sie erfaßte, zusammt der Richtung, welche sie künftig einhalten dürfte. Ein sehr gelesener Schriftsteller wird aber der Verfasser der Provinciales nimmer gewesen sein, wenn auch die nicht völlig erstorbene Partei, zu welcher einst er gehörte, das Geheimniß besitzt, von einem Buche, dessen Interesse längst verschollen, von Zeit zu Zeit neue Auflagen einzuführen. Dieses Kunststück wird erklärbar durch den französischen Nationalcharakter, welcher von der absoluten Impotenz eines populairen Götzen, durch die vollständigste und traurigste Erfahrung belehrt, doch nach einer Nullität von langen Jahren denselben Mann, der vor Alter kindisch geworden, nochmals zu demselben Altar erhob, und nochmals von und mit dem ohnmächtigen Götzen sich zu Falle bringen ließ. Besonders auffallen muß die Wuth, mit welcher Pascal verfährt, nicht gegen die Casuisten, deren Meinungen Escobar meist nur in dem Interesse der Wissenschaft anführt, sondern gegen ihn selbst, gegen den gewöhnlich aller Parteinahme sich enthaltenden Sammler; es ist das der schlagende Beweis von Parteilichkeit. Die Casuisten waren todt, sie konnten auf des großen Publicums Meinung von dem Orden nicht weiter wirken; aber Escobar lebte, leuchtete in Tugend und Wissenschaft, den galt es zu verderben. Die Punkte, um welche Escobar vornehmlich angegriffen worden, beschränken sich auf das Fasten, die leitende Absicht, den Wucher. Das Verdienstliche des Fastens will Escobar nicht in einer bestimmten Kärglichkeit der Ration an Speise und Trank finden, sondern in der stufenweisen Entbehrung, die der Gläubige im Verhältnisse zu seiner körperlichen Beschaffenheit, zu Gewohnheit und Bedürfniß, sich auferlegt. Von der Reinheit der Absicht will er die Beurtheilung einer jeden Handlung abhängig machen; die gleichgültigste kann, seiner Meinung nach, durch eine fromme Absicht dem Herrn wohlgefällig werden. In Ansehung des Wuchers nimmt Escobar an, daß der Darleiher, indem er mehr als sein Capital zurückverlangt, einer wucherlichen Handlung sich schuldig macht, daß er aber, eine Wohlthat erwartend von demjenigen, welchen er durch sein Darlehen verpflichtete, auch nicht einmal in Gedanken sündigt, und daß es ebenso wenig Sünde heißen kann, wenn man, unter veränderten Umständen, an die Dankbarkeit desjenigen, dem man einst gefällig gewesen, appellirt. Es sind das in Escobar's System die wesentlichsten Punkte; meistens in den Worten der Kirchenväter sich ausdrückend, ist es ihm Hauptabsicht, den Weg des Heils minder steil und beschwerlich, und den Allmächtigen nicht sowol in der Gestalt eines strengen Richters, als unter den Zügen eines liebenden Vaters darzustellen. Allerdings hat er seine Fehler; gleich den Theologen jener Zeit im Allgemeinen, namentlich dem heiligen Franziskus von Sales, kann er dem Vorwurfe nicht entgehen, daß er in den modernen Scholastikern gründlicher, denn in den Kirchenvätern bewandert ist; nicht selten ungenau im Citiren, nicht allerwärts zuverlässig in der Beweisführung, ist er, Nachfolger der Dialektiker vergangener Jahrhunderte, zu fein in seinen Distinctionen, und darum nicht selten dunkel in seinen Meditationen und Conclusionen; aber es gaben dessenungeachtet alle erleuchtete, vorurtheilsfreie Kritiker zu, daß seine Moral, wie nachsichtig auch sie in manchen Beziehungen scheinen mag, stets rein und unverfälscht sich erhielt, und daß dieser Zweig des theologischen Studiums ihm wesentliche Förderung verdankt, ein Urtheil, das in den vielfältigen Auflagen der wichtigsten unter seinen Werken volle Bestätigung findet. Escobar starb, in dem Alter von 80 Jahren zu Valladolid, den 4. Juli 1669, nachdem er, der Leibesschwachheit gebietend, bis zu den letzten Augenblicken alle Pflichten seines heiligen und schönen Berufs in der verdienstlichsten Gewissenhaftigkeit geübt hatte. Seine Werke, 20 an der Zahl, füllen 42 Bände, meist Folioformat, aus. Wir nennen, als die bedeutendsten: De S. Ignatio (Val-

ladolid 1614) et de Virgine deipara poemata heroica. Summula casuum conscientiae. (Pamplona 1626. 16.) Examen y pratica de confesores (1647. 12.), und außerdem in 38 und mehr Ausgaben und Übersetzungen. Commentaria in vetus et novum Testamentum. (Lyon 1652. fol.) 2 Voll. und in mehren Ausgaben. Liber theologiae moralis, muß an die 50 Ausgaben erlebt haben. Die in der Vorrede enthaltene Allegorie scheint ganz besonders den Zorn Pascal's entflammt zu haben. In derselben vergleicht Escobar sein Buch, das Resultat der Meinungen von 24 Casuisten seines Ordens, der Apokalypsis, die besiegelt mit sieben Siegeln, und er nimmt an, daß der Heiland die in derselben Weise versiegelte Theologia moralis den vier Thieren: Suarez, Vazquez, Molina, Valencia, überreiche, in Gegenwart von 24 Jesuiten, welche die 24 Männer der Apokalypse darstellen. Pascal kennt, außer den lyoner Auflagen, 1644 und 1646, eine dritte, Brüssel 1651, und als die neueste, diejenige, welche zu Paris durch Piget besorgt worden: „plus exacte que toutes les autres." Was in der Theologia moralis häufig nur angedeutet worden, das hat Escobar ausgeführt in Universae Theologiae moralis receptiores sententiae. (1663. fol.) 7 Bde. Außerdem kennen wir von ihm: De justitia et jure, 2 Bde.; De triplici statu ecclesiastico (Lyon 1663. fol.); Comment. in Evangelia Sanctorum et temporis, panegyricis moralibus illustrati, 6 Bde. Fol.; Annotationes in cap. VI. Joannis de arcano eucharistiae. — IV. Balthasar de Escobar, Philosoph und Theolog, lebte um 1638 als königlicher Kapellan zu Neapel, und schrieb: Alientos de flores espirituales para la frequente comunion. — V. Bartholomäus de Escobar, geb. zu Sevilla 1561, widmete sich als Jesuit dem Missionsgeschäfte in dem spanischen Amerika mit dem ausgezeichnetsten Erfolge, als welchen ihm zu sichern, die Strenge seiner Lebensweise nicht wenig beitrug. Daneben schrieb er: Conciones quadragesimales et de adventu; de Christi testamento et codicillo; de festis Domini; conciones pro 40 horis in Quinquagesima; super omnes B. V. festivitates; sermones de la Concepcion de Nuestra Señora. Er starb zu Lima den 3. April 1624. — VI. Christobal de Escobar, in Spanien geboren, stand um 1508 als Hofprediger in des Vicekönigs zu Palermo Diensten, besaß daneben ein Kanonikat zu Girgenti, und schrieb: De causis corruptae loquutionis; de verbis exceptae actionis; de verbis aprosopicis seu impersonalibus, wie auch in *Laur. Vallae* caput de fico exposito, nebst andern kurzen Abhandlungen, welches Alles, in einen Quartband vereinigt, zu Lyon 1541 gedruckt worden. Außerdem werden ihm beigelegt: De naturalium nominum ratione lucubratio; comment. de viris latinitate praeclaris in Hispania; liber de quibusdam civitatis agrigentinae antiquitatibus. — VII. Franz de Escobar, zu Valencia geboren, trug zu Paris, dann zu Rom, mit großem Beifalle Rhetorik vor, stand in der andern Hälfte des 16. Jahrh. als Professor der Beredsamkeit zu Barcelona und starb daselbst in hohem Alter. Neben einer Ausgabe des Florus hat er *Aphthonii* Sophistae primas apud rhetorem exercitationes aus dem Griechischen übersetzt, item eine interpretationem latinam rhetoricae Aristotelis in der Handschrift hinterlassen. — VIII. Franz Muñoz de Escobar, Advocat bei der Kanzlei zu Valladolid um 1622, schrieb: De rebus ecclesiae alienandis vel non, wie auch De rationibus administratorum et computationibus aliis, welche Abhandlung zu Frankfurt 1618 und zu Nürnberg 1646 und 1682. 4. nachgedruckt worden. — XI. Jacob de Escobar practicirte als Advocat zu Ciudad Rodrigo, seiner Vaterstadt, und trug zugleich, als Doctor regens, die Rechte vor. Dem Rufe, den er in dieser Sphäre sich erworben, verdankte er eine Vocation nach der Universität von Osuna; vier Jahre stand er als Professor bei derselben, dann legte er sein Amt nieder, um nochmals, für kurze Frist, als Advocat in Valladolid aufzutreten. Denn es wurde ihm von der dasigen Rechtsfacultät ein Lehrstuhl übertragen. Unter den Schülern, die damals seinen Vorlesungen folgten, glänzte Ludwig de la Puente, später Jesuit und Beichtvater der Tochter seines Professors. Jacob war nämlich mit Margaretha Montana, einer Tochter von Bernardin Montana, dem ersten Leibarzt K. Karl's V., verheirathet, und hinterließ unter mehren Kindern vier Töchter, deren jüngste, Marina, gehörigen Orts vorkommen wird. — X. Johann de Escobar, ist bekannt als der Herausgeber des Romancero historial del Cid. Alcalá de Henares, 1612. — XI. Johann de Escobar del Corro, geboren zu Fuentes de Canto, in dem Sprengel von Sevilla, bekleidete um 1630 bei den Inquisitionsgerichten zu Cordoba und Murcia eine Richterstelle, und schrieb: De puritate et nobilitate probanda secundum statuta sancti officii inquisitionis; de utroque foro; de confessariis sollicitantibus poenitentes ad venerea; de horis canonicis et distributionibus quotidianis, welche drei letzte Abhandlungen, zugleich mit des Verfassers apologia adversus Franc. de Amaya pro vero intellectu statuti maioris collegii Conchensis in einen Band vereinigt, zu Cordova 1642 erschienen. Seine Tage hat Johann in Madrid beschlossen. — XII. Ludwig de Escobar, Franziskanerordens, ertheilte die quatrocientas respuestas á otras tantas preguntas del Almirante, que hizo á un Fraile Menor, con quinientos proverbios, avisos y consejos, con glosa y notaciones. (Valladolid 1550.) 2 Bde. Fol. — XIII. Maria de Escobar, geb. zu Trujillo, ward die Hausfrau jenes Diego de Chaves, der in der Heerfahrt gen Peru Pizarro's Begleiter, gleichwol, einstimmig mit seinem Bruder Franz, kühn seine Misbilligung des über Atahualpa verhängten Todesurtheils aussprach, den unbeachteten Widerspruch zu Papier brachte, um ihn, mit der beiderseitigen Unterschrift versehen, den angeblichen Richtern zu insinuiren und letztlich an den Kaiser selbst appellirte. Weit entfernt, durch solche Kühnheit sich beleidigt zu zeigen, bewahrte Pizarro vielmehr den beiden Brüdern die alte Gunst, nach Maßgabe der Umstände sie verwendend und befördernd. In einem Gefechte von den Peruanern zum Gefangenen gemacht, wurde Franz von ihnen als der großmüthige Fürsprecher des Ynca geehrt,

auch nach kurzer Frist mit mehren seiner Gefährten freigegeben. Er fand den Tod am 26. Juni 1541, indem er, des Pizarro Lieutenant, dessen Schlafgemach gegen den Andrang der Verschworenen zu vertheidigen suchte. Diego de Chaves war früher, so scheint es, zu Lima verstorben. Dahin hatte seine Hausfrau, Maria de Escobar, die ersten Weizenkörner gebracht. Der geringe Vorrath erlaubte es kaum, an begünstigte Personen 20—30 Samenkörner zu verschenken, und die Vermehrung ging so langsam vor sich, daß man erst mit dem dritten Jahre es wagen durfte, die unschätzbare Frucht zu Brod zu verbacken. Zum Zeichen der Dankbarkeit für das wichtige Geschenk, durch sie dem Lande Peru zugewendet, empfing die neue Ceres das Eigenthum, bedeutender Güter in der Umgebung von Lima, und von denselben aus hat der Weizenbau allgemach über ganz Peru sich verbreitet. Doch wußte man 1547 zu Cuzco noch nichts von Weizenbrod; dessen Gebrauch hat Maria daselbst eingeführt, da sie mehre Jahre in Cuzco verlebte, auch in dieser alten Hauptstadt mit Garcilaso de la Vega, dem Gewährsmann für die ganze Nachricht, in Bekanntschaft trat. — XIV. Marina de Escobar, Jacob's (s. o.) jüngste Tochter, geb. zu Valladolid den 8. Febr. 1554, erregte als ein Kind von drei Jahren allgemeine Aufmerksamkeit, durch die Fülle göttlicher Gnaden, welche sichtbarlich über sie ausgegossen. Es wird versichert, daß sie ihr ganzes Leben hindurch das ihr in der heiligen Taufe verliehene Gewand der Unschuld unbefleckt zu erhalten gewußt habe, daß sie niemals einer Todsünde verfiel, niemals durch unreine Bewegungen oder Begierden angefochten wurde. In Wahrheit demüthig, verabscheute sie, nur noch ein Kind, die Lobsprüche thörichter Menschen, und wenn sie, wider ihren Willen, dergleichen vernehmen müssen, dann vergoß sie, gleichsam um eine empfangene Unbild, bittere Thränen. Funfzig Jahre lang wurde sie durch Krankheiten geprüft, damit ihre vollkommene Ergebung in den Willen des Höchsten um so strahlender leuchte. In der Verdoppelung ihrer Leiden, welche den letzten drei Jahren ren, vorbehalten, in deren ganzem Verlaufe sie auch nicht ein einziges Mal von ihrem armseligen Lager sich erheben konnte, da bewährte sie durch die That den schönen Wahlspruch, welchen Jahrhunderte vorher St. Hildegardis sich erwählt: „Ich leide gern." In der Freude um das bittere Kreuz bekannte sie mehr denn einmal, daß es ihr allzu schwere Trübsal gewesen sein würde, falls sie ohne diese leichte Prüfung die Welt hätte verlassen müssen; inmitten der heftigsten Schmerzen blieb ihr die eine Besorgniß, daß sie gegen eines Christen erste Pflicht, gegen die vollkommene Ergebung in den Willen Gottes, anstoßen möge. Häufig bedrängt, wie man versichert, durch die Angriffe des Fürsten der Finsterniß, der, sein ganzes Erfindungsvermögen aufbietend, durch Anwendung unerhörter Künste die Ruhe und den Frieden ihrer Seele zu stören suchte, widerstand Marina mit Heldenmuth; stets der Allgegenwart Gottes sich bewußt, gelang es ihr ohne Anstrengung, ihren Geist unverrückt in denselben zu erhalten, sodaß sie niemals oder nur äußerst selten um eine Zerstreuung in der anhaltenden Beschäftigung ihrer Seele, in dem Gebete, zu klagen hatte. Vollkommen zumal in der Nächstenliebe, war es ihr beharrlicher Wunsch, mit des eigenen Lebens Aufopferung das Heil der Sünder erwerben zu können; indem aber die Erfüllung dieses Herzenswunsches ihr versagt war, mußte sie sich auf Liebeswerke gegen Leidende beschränken. Damit sie der Noth Anderer steuern könne, erwählte sie sich, um Christi willen, in Armuth zu leben. Dürftige Jungfrauen in bedeutender Zahl wurden von ihr unterhalten und in mancherlei Weise für ihre Lebtage durch angemessene Freigebigkeit versorgt. Den Auserwählten dieser Jungfrauen bereitete Marina einen absonderlichen Zufluchtsort, indem sie die Regel der schwedischen heiligen Brigitta nach Spanien verpflanzte. Diesem Reiche sollten, nach Marina's Absicht, die Brigittenklöster als Pflanzschulen heiliger Jungfrauen dienen. Zu dem ersprießlichen Werke durch Gottes besondere Eingebung berufen, hat sie auch durch eine solche Eingebung theilweise die ihren Töchtern vorzuschreibenden Satzungen gefunden. In der Weise beinahe, wie einstens St. Brigitta, soll Marina den Willen Gottes vernommen haben; das ihr Offenbarte theilte sie dem Beichtvater mit, und dieser, Ludwig de la Puente, brachte ihre Vorträge zu Papier, ergänzte sie, unter des Beichtkindes Beistand, aus den ursprünglichen Statuten des Brigittenordens, die häufig nur zu mildern oder den veränderten Zeitläufen anzupassen waren, und fertigte in solcher Weise den Entwurf der neuen Regel, welche nachmals des Papstes Urban VIII. Bestätigung empfing. Durch anhaltende Krankheiten und fortwährende Schwachheit verhindert, hat Marina selbst, wie es scheint, das Ordenskleid nicht angelegt; es ist auch nicht ausgemacht, daß des Ordens erstes Haus, in Valladolid, bei ihren Lebzeiten erbaut worden sei. Man weiß nur, das K. Philipp's IV. erste Gemahlin, Isabella von Bourbon (verm. 1615—1620, gest. den 6. Oct. 1644), das fragliche Haus auf den Betrieb des Jesuitenprovincials von Castilien, des P. Michael von Ureña, erbauen ließ, und daß dieser P. Michael nach des la Puente Absterben der Beichtvater der Marina gewesen ist. Wie sein Vorgänger, empfand Michael die tiefste Verehrung für seines Beichtkindes Herrlichkeit; einstimmig versichern die beiden Jesuiten, daß Marina in dem gleichen Grade, wie einstens die heiligen Gertrudis, Mathildis, Brigitta, Katharina von Siena, durch himmlische Gaben, Gnaden und Gesichte erleuchtet worden. Aber die Zeit der Erlösung kam heran; als Marina den 9. Juli 1633 zu Valladolid dem Herrn entschlief, eilten Stadt und Landschaft herbei, um nochmals, so foderte die begeisterte Menge, die Heilige zu sehen. Gesegnet erachtete sich, beneidet wurde, dem es erlaubt, ihr die Füße zu küssen. Den Sarg ließ der Stadtrath anfertigen, mit rothem Sammet und goldenen Borten bekleiden, mit weißem Atlas ausschlagen, durch sechs vergoldete Schlösser verschließen; zwei der Schlüssel blieben dem Stadtrathe, zwei wurden dem Domcapitel, zwei dem Rector des Jesuitencollegiums, dessen Kirche die Verstorbene zur Ruhestätte sich auserseher, eingehändigt. Der gesammte Klerus, die Capitel der Mannsklöster, die Brüderschaften folgten der Leiche; die Scheffen, den Gobernador einge-

schlossen, trugen den Sarg; an verschiedenen Stellen waren Repositoria errichtet, um den Sarg darauf niederzusetzen und aufzuschließen, damit das trauernde Volk in dem Anblicke der entschlafenen Freundin sich erhebe und erbaue. Aber als das erste Repositorium erreicht, als Marina sichtbar wurde in dem armseligen, von ihr für diese Gelegenheit erwählten schwarzen Kleid, den Namen Jesu auf der Brust, um anzudeuten, daß sie der Gesellschaft Jesu angehörig, da stürzte eine solche Menschenfluth sich auf den entseelten Leib, um ihn zu küssen, daß es, um ihn wiederum zu erheben, der äußersten Anstrengung der Träger bedurfte, und daß es in keiner Weise räthlich schien, eine Wiederholung dieses stürmischen Auftrittes herbeizuführen. Gleichwol vergingen 2½ Stunden, bevor man in dem Gewühle der dichten Massen die kleine Viertelstunde Wegs zurücklegte, und wiederum mußte mühsam den Trägern der Eingang der Kirche erstritten werden, worauf sie dann den Sarg in das vor dem Hochaltar an der Epistelseite geöffnete Grab herabließen, von da er jedoch 1650 nach der Epistelseite übertragen worden. Bei dieser Gelegenheit wurden auch ein Arm und die zweite Hand von dem Körper abgesondert, um sie als werthvolle Reliquien dem Brigittenkloster der Stadt zuzuwenden. Der Ordinarius, Don Gregorio Pedrosa, ließ alle Materialien für eine vollständige Lebensbeschreibung der gottseligen Jungfrau sammeln, auch die Zeugen eidlich vernehmen, damit ihre Aussagen einem dereinstigen Kanonisationsproceß dienen könnten. Hiervon unabhängig, hat der Provincial von Castilien, der P. Franz Cachupin, das Leben der Marina, wie es ihr Beichtvater, Ludwig de la Puente, beschrieben, zum Druck besorgt. Es führt das seltene Buch den folgenden Titel: **La primera parte de la maravillosa vida de Doña Marina de Escobar, de los extraordinarios caminos, por donde nuestro Señor desde sus principios la guiò, texiendolos de admirables favores, terribiles cruces y esclarecidas virtudes.** Einen Auszug hiervon gibt Cachupin in seiner Lebensbeschreibung des Paters de la Puente. Einer Gefährtin der Marina de Escobar, der Marina Hernandez, hat la Puente ebenfalls mit besonderer Hochachtung gedacht. Gebürtig von Villavañez bei Valladolid und von ihrem Manne als Witwe zurückgelassen, theilte diese andere Marina den besten Theil ihrer Habe unter die Armen aus, um demnächst 25 Jahre in Gesellschaft der Escobar in den Übungen der höchsten Tugend, unter dem Einflusse einer unmittelbaren himmlischen Einwirkung, zu verharren. Die Reformation oder Recollection des Brigittenordens, wie Marina sie ausgeführt, und die man wol als einen selbständigen Orden gelten lassen könnte, hat sich stets auf Spanien beschränkt, und besaß überhaupt nur vier Klöster. — XV. Peter Andreas de Escobar, Benedictinerordens, Bischof zu Megara und nachmals zu Ajaccio, in der Mitte des 15. Jahrh., schrieb: **Contra 50 errores Graecorum; gubernaculum conciliorum; tract. de decimis; lumen confessorum und chronicam recollectionem 24 schismatum ab a. C. 354 ad 1407.** — XVI. Peter de Escobar y Cabeza de Vaca gab die poetische Beschreibung seiner Reise nach dem gelobten Lande, Ende des 16. Jahrh., betitelt: **Lucero de la Tierra santa y grandezas de Egypto.** — XVII. Peter Suarez de Escobar, geb. zu Medellin in Estremadura, widmete sich als Augustiner-Eremit dem Missionsgeschäfte in Neuspanien, lehrte zu Mejico Theologie und starb als ernannter Bischof von Guadalajara, bevor er die Weihe hätte empfangen können, zu Tlaicapan 1591. Er schrieb: **Escuela del paraiso celestial; Silva de la perfeccion evangelica; Relox de Principes; Sermones de los evangelios de todo el año.** (*v. Stramberg.*)

ESCOBAR, kleiner Fluß in der spanischen Provinz Jaen, welcher in südlicher Richtung ½ Meile von Andujar dem Guadalquivir zuströmt. (*Fischer.*)

ESCOBEDIA. Diesen Namen gaben Ruiz und Pavon zu Ehren des Rathes von Indien, Don Juan Escobedo, einer Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Gerardieen der natürlichen Familie der Scrofularinen. Char. Der Kelch röhrenförmig, fünfkantig, fünfzähnig; die Corolle röhrenförmig, mit undeutlich zweilippigem, fünflappigem Saume; die kurzen Staubfäden tragen linien-pfeilförmige, an der Basis gespaltene, zweispitzige Antheren; der Griffel ist fadenförmig, mit bandförmiger, runzeliger Narbe; die Kapsel zweifächerig, zweiklappig, vielsamig. Es sind zwei Arten bekannt, deren Wurzeln zum Gelbfärben benutzt und deshalb von den spanischen Creolen Safran (**Azafran** oder **Espederia de montaña**) genannt werden. 1) **Esc. scabrifolia** *R.* et *P.* (Fl. per. p. 159. *Humboldt*, *Bonpland* et *Kunth*, Nov. gen. II. t. 174), ein auf den Gebirgen von Columbien und Peru wachsendes, aufrechtes, einfaches Kraut mit ungestielten, herzförmig-ablangen, nervenreichen, gezähnten, scharf anzufühlenden Blättern, einblumigen, in den Blattachseln stehenden Blüthenstielen und großen, weißen Blumen. 2) **Esc. linearis** *Schlechtend.* (Linnaea 1833. p. 246. **Esc. laevis** *Schl.* l. c. 1830. p. 108), von Schiede bei Jalapa in Mexico gefunden, unterscheidet sich nur durch linienförmige Blätter. (*A. Sprengel.*)

ESCOIQUIZ (Don Juan), Instructor des Königs Ferdinand VII. von Spanien, später sein Vertrauter und Rathgeber, stammte aus einer altadeligen Familie in Navarra, wo er 1762 geboren wurde. Sein Vater war General und eine Zeit lang Gouverneur von Oran gewesen. Nach Beendigung seiner ersten Studien trat Escoiquiz als Page in den Dienst des Königs Karl III. Der Aufenthalt in der Hauptstadt und am Hofe verlockte ihn keineswegs zu nichtigen Zerstreuungen; der junge Page zeichnete sich vielmehr durch Fleiß und Liebe zu den ernsten Wissenschaften aus, sodaß er, als es galt, zwischen dem Militairstande und dem geistlichen zu wählen, er sich für letztern entschied; er erhielt ein Kanonikat in dem Stifte zu Saragossa. Auch hier fuhr er fort den Wissenschaften zu leben; Weltmann und Gelehrter zugleich erwarb er sich zahlreiche und einflußreiche Gönner und Freunde; als es sich daher darum handelte, für den Prinzen von Asturien einen tüchtigen Lehrer und Erzieher ausfindig zu machen, fiel die Wahl auf Escoiquiz. Leicht wußte er das Vertrauen und allmälig die

Liebe seines Zöglings zu gewinnen; er suchte ihm den Grundsatz, Alles selbst zu prüfen, Niemandem unbedingt zu vertrauen, in der Politik das Einfachste zu wählen, einzuprägen, was aber freilich Alles in dem stumpfsinnigen Prinzen, den er gleichwol mit väterlicher Sorgsamkeit liebte, nicht gewurzelt hat. Mit männlicher Freimüthigkeit sprach er sich gegen den übermüthigen Günstling, den Friedensfürsten Godoy, aus, als dessen Einfluß immer verderblicher zu wirken begann (1797 und 1798). Er suchte dem Könige Karl IV. und der Königin die Augen über das Unheil zu öffnen, das unfehlbar über Spanien kommen müsse, wenn die wichtigsten Staatsangelegenheiten in der Hand dieses Emporkömmlings blieben. Doch der glatte Günstling behauptete sich und nahm Rache an Escoiquiz, indem er dessen Verweisung nach Toledo bewirkte. Dessenungeachtet blieb er durch einen geheimen Briefwechsel in einer fortwährenden Verbindung mit dem Prinzen von Asturien, richtete auch verschiedene Schreiben an den König und die Königin, um sie vor den ehrgeizigen Umtrieben ihres Lieblings zu warnen. Doch dieser befestigte sich nur noch mehr in der Gunst des königlichen Paares, und nährte den Unfrieden mit dem Prinzen Ferdinand so, daß die Besorgniß entstand, der vermessene Günstling trachte selbst nach der Krone. Wenigstens bewirkte er den 28—29. Oct. 1807 des Prinzen Verhaftung durch den König, seinen Vater, welchen er durch eine angeblich bevorstehende Entthronung einschüchterte. Escoiquiz hatte sich, auf den Wunsch des Prinzen von Asturien, im März 1807 nach Madrid begeben, um ihn gegen seine Feinde zu vertheidigen, war aber nicht vermögend gewesen, ihn zu schützen, noch seine Verhaftung abzuwenden; dagegen wirkte er auf die allgemeine Stimmung so anregend, daß die, im nächsten Jahre losbrechenden Umwandlungen bis zur Thronbesteigung Ferdinand's VII., den 19. März 1808, hauptsächlich durch seine Inspiration mit stattfanden. Der neue König ließ ihm hierauf zwischen mehren Ämtern die Wahl; Escoiquiz trat als Staatsrath in den Dienst des Monarchen. Dessen verhängnißvolle Reise nach Bayonne lieferte ihn in die Hände Napoleon's. Escoiquiz erscheint hier nicht als Menschenkenner; er stimmte für diese Reise und vermochte sich nicht zur Ahnung dessen, was bevorstand, zu erheben. Er hatte seinen König selbst begleitet und wurde von Napoleon, der seinen Einfluß kannte, mit Achtung und jener Vertraulichkeit, einem leisen Zupfen an den Ohren, behandelt, wodurch er ihn für sich zu gewinnen suchte. Escoiquiz sprach in mehrstündigen Unterredungen mit dem Kaiser, freimüthig, unerschrocken und glühend für die Rechte seines Königs und Volkes. Als Napoleon äußerte, daß die Vornehmen und die Geistlichen in Spanien um ihres eigenen Vortheiles willen ruhig bleiben würden und das gemeine Volk nicht zu fürchten sei, redete Escoiquiz ganz als Spanier und entwarf prophetisch ein trübes Gemälde von Spaniens Zukunft, welches die Folge nur allzusehr bestätigt hat. Auch von Seiten seines Ruhms und seines Vortheils suchte er dem Kaiser die Besitznahme Spaniens als unheilbringend darzustellen; Alles vergebens freilich, doch äußerte Napoleon scherzend gegen den Herzog von Infantado: „der Kanonikus hat mir diesen Morgen eine Rede à la Cicero gehalten, aber auf meinen Plan will er schlechterdings nicht eingehen; und zu Escoiquiz selbst sagte er am Schlusse seiner letzten Unterredung: „Sie haben sich genommen, wie ein redlicher Mann und ein treuer Unterthan." Bei einer engern Berathung Ferdinand's VII. mit seinen Vertrauten, ob er, dem Verlangen Napoleon's nachgebend, der spanischen Krone entsagen solle, stimmte Escoiquiz für eine entschiedene Verweigerung, was auch die Folgen sein möchten. Er wurde von den übrigen Räthen überstimmt; Ferdinand entsagte und das Schloß Valençay wurde ihm zum Aufenthaltsorte bestimmt. Escoiquiz, noch bemüht für die Sache seines Monarchen zu wirken, begab sich mit dem Herzoge von San Carlos nach Paris. Doch man duldete sie dort nicht lange, der Herzog erhielt die Weisung, seinen Aufenthalt zu Lons le Saulnier, in Franche-Comté, Escoiquiz den seinigen in Valençay zu nehmen. Auch von hier ward er wieder entfernt, und nach Bourges verwiesen, wo er, nicht von der französischen Regierung, sondern von den spanischen Infanten die nöthigen Geldmittel erhaltend, 4½ Jahre, bis zu ihrer Freilassung, verweilte. Er widmete seine Muße theils den Wissenschaften, theils der Wohlthätigkeit, die er, ohne Parteilichkeit, jedem Hilfsbedürftigen angedeihen ließ.

Napoleon, nach der Katastrophe in Rußland und der Vertreibung seines Bruders Joseph aus Spanien, näherte sich dem Gefangenen von Valençay wieder. Dessen Anerkennung als König von Spanien, und der Abschluß eines Friedens sollten ihm von den Pyrenäen her Sicherheit gewähren. Escoiquiz erhielt demnach die Weisung, sich, zur Leitung der Unterhandlungen, nach Valençay zu begeben, wo er den 14. Dec. 1813 anlangte. Er kehrte hierauf mit Ferdinand VII. nach Spanien zurück, ward aber von diesem beschränkten und von einer aristokratisch-pfäffischen Camarilla beherrschten Fürsten mit schnödem Undanke belohnt. Escoiquiz zog sich 1814 schon vom Hofe nach Saragossa zurück, auf Ferdinand's Befehl aber wurde er nach einem festen Schlosse zu Murcia in Haft gebracht. Noch ein Mal rief man ihn zwar an den Hof zurück; allein aufs Neue in Ungnade gefallen mußte er nach Andalusien in die Verbannung wandern. Er starb dort zu Ronda den 19. Nov. 1820 in seinem 59. Lebensjahre. Seine innere Gediegenheit, sein erprobter männlicher Sinn, sein reiner Patriotismus, hatten ihn vor dem launenhaften Wechsel des Glücks doch nicht schützen können.

Als Beweise seiner literarischen Thätigkeit sind folgende Werke von ihm übrig: 1) Young's Nachtgedanken in spanischen Versen übersetzt. 2. Bd. 1797. 2) Die Eroberung Mexico's. 3) Das verlorene Paradies, metrisch ins Spanische übersetzt. 4) Les fameux traitres refugiés en France, 1814; eine Streitschrift. 5) Erörterung der Beweggründe, welche Ferdinand VII. 1808 zu seiner Reise nach Bayonne bewogen, 1816. Ein schätzbarer Beitrag zur Geschichte der damaligen Zeit. —

Mit Verwunderung und Unmuth muß es erfüllen, daß Escoiquiz ein Lobredner der von den Cortez aufgehobenen Inquisition war. (Biographie des contemporains. T. VI. Art. *Escoiquiz*. Neueste spanische Staatsschriften des Don Johann Escoiquiz ꝛc. und des Don Peter Coballos, von Dr. Nicol. Heinr. Julius [Leipzig 1815.]) (*A. Herrmann.*)

ESCONDIDO. Unter diesem Namen kommen drei Häfen vor, 1) an der Küste von Cumana, einer Provinz des Departements Mathurin im Staate Venezuela, 2) an der Küste des Staates Tabasco, am Eingange in den See Terminos, und 3) an der Südküste der Insel Cuba; 4) heißt so eins von den wenigen Vorgebirgen im Staate Yucatan. (*Eiselen.*)

Escorailles, Geschlecht, s. **Fontanges** und **Scorailles**.

ESCORIAL. 1) Villa im spanischen Quarto de Peña del Rey, Provinz Salamanca, liegt 4½ Meilen von Ciudad Rodrigo entfernt, auf dem rechten Ufer des Huebra. 2) Escorial, el (Br. 40° 35′ 50″, L. 13° 33′), Villa im Sermo de Casarrubios, Provinz Segovia, liegt 5 Meilen von Madrid entfernt am südlichen Abhange des Guadaramagebirges und hat 2000 Einwohner. Nahe dabei befindet sich das berühmte Hieronymitenkloster, St. Lorenzo el Real, mehr gekannt unter dem Namen des Escorials. Dieses prachtvolle Gebäude, gleich dem persischen Persepolis die Todtenresidenz der Könige Spaniens, welches nebst der verunglückten Armada die Schätze der Länder dieser Könige diesseit und jenseit des Meeres verschlang, verdankt seinen Ursprung dem Könige Philipp II. Dieser gelobte nach dem Siege bei St. Quentin 1557, als er sich bei der Belagerung dieser Stadt genöthigt sah, eine nahe bei derselben gelegene und dem heiligen Laurentius (spanisch Lorenzo) geweihte Kirche in eine Schanze zu verwandeln, an ihrer Stelle in Spanien dem Heiligen ein Kloster zu erbauen, welches alle übrigen an Größe und Pracht übertreffen sollte, und er hielt Wort. Von 1563 — 1584 erhob sich mit einem Kostenaufwande von 5,260,570 Dukaten oder 23,673,575 Gulden eine kolossale Masse von Gebäuden [1]), wie sie, das heutige Indien ausgenommen, wol nur die alte Welt aufzuweisen hatte. Da der heilige Lorenz nach der Sage auf einem Roste gebraten sein sollte, so wählte der Baumeister Johann Baptista von Toledo für sie die Gestalt eines länglichen Viereckes oder Rostes. In der Hauptfaçade befinden sich drei gleichweit von einander entfernte Eingänge. Das Portal des mittleren Einganges, welcher sich für die Könige und die Prinzen Spaniens nur zwei Mal öffnet, nämlich, wenn sie das erste Mal nach ihrer Geburt das Escorial besuchen, und dann, wenn man sie nach ihrem Tode hier bestattet, trägt die 15 Fuß hohe Statue des heiligen Lorenz mit einem vergoldeten Roste [2]) in der Hand. Der Eingang rechter Hand führt zu den Wohnungen der Künstler und Handwerker, der linker Hand zu dem Collegium. Tritt man durch das Hauptportal ein, so erblickt man eine Treppe von sechs Stufen, welche die Breite des ganzen Hofes einnimmt, in dessen Ecken zwei Thürme angebracht sind, auf welchen 36 Glocken von dem herrlichsten Klange hängen. Auf dieser Treppe erhebt sich die prächtige Kirche, deren Erbauung allein 1,240,000 Dukaten kostete. Sie hat ebenfalls drei Portale. Auf dem Hauptportale stehen in der Mitte die israelitischen Könige David und Salomo, zu ihren Seiten Ezechias, Josias, Josaphat und Manasse in kolossaler Gestalt. Ihre Kronen von vergoldetem Erze sollen 50 Pfund, David's Harfe 380 Pfund wiegen. Die Namen dieser Könige, mit einer kurzen Inschrift begleitet, liest man auf den Postamenten, von denen sie getragen werden. Die Thüren der beiden andern Portale enthalten lateinische Inschriften. Der Inhalt der einen ist: „Philipp II. von Gottes Gnaden König u. s. w. hat im J. 1563 am Tage des heiligen Bernhard den ersten Stein dieser Kirche dem heiligen Märtyrer Lorenzo geweiht und im J. 1586 am Tage vor dem Feste dieses Heiligen ist der erste Gottesdienst in derselben gehalten worden." Die andere lautet: Philipp II. hat diese Kirche 1585 am 30. Aug. durch den päpstlichen Nuntius Camillo Cajetan einweihen lassen. Tritt man nun in die Kirche ein, welche nach dem Muster der Peterskirche in Rom erbaut, 336 Fuß lang, 230 Fuß breit und von dem Fußboden bis an das Kreuz der Kuppel 330 Fuß hoch ist, und deren drei Schiffe vier gewaltige Pfeiler trennen, so fällt das Auge unwillkürlich auf den Hauptaltar, welcher in einer mit Jaspis bekleideten Vertiefung steht. Zwölf Stufen von buntem Marmor führen zu ihm hinauf und der Glanz des Goldes und der edlen Steine, welche an ihm angebracht sind, blendet den Blick. Man sieht an ihm vier Reihen Säulen. In den Zwischenräumen der ersten stehen von vergoldetem Erze die lebensgroßen Statuen von vier Kirchenvätern; in denen der zweiten die jene überragenden Bildsäulen der vier Evangelisten, die der dritten enthalten zwei Obelisken von grünem Jaspis mit den Statuen der Apostel Jacobus und Andreas, welche wieder größer sind als die Evangelisten, in der vierten nur aus zwei Säulen bestehenden Reihe, an deren Außenseiten Petrus und Paulus aufgestellt sind, erblickt man ein Meisterwerk des Florentiners Benvenuto Cellini, Christum am Kreuze, ihn aus weißem, dieses aus schwarzem Marmor gefertigt. Zu den Füßen knieen die heilige Jungfrau und der Apostel Johannes. Zu den beiden Seiten des Altars erheben sich die Grabmonumente Karl's V. und Philipp's II., welche hier mit ihren Gemahlinnen und Kindern knieend in mehr als natürlicher Größe und von vergoldetem Erze dargestellt sind. Zur Aufbewahrung der Hostie dient ein kleines in ein größeres eingeschlossenes Tabernakel. Jenes ist 32 Zoll hoch und wird von vier Säulen getragen, deren Füße

1) Man zählt 17 Abtheilungen, welche 22 Höfe einschließen, 14,000 Thüren, 5000, nach Andern 11,000, Fenster und mehr als 1000 Säulen. Die Gartenseite hat vier, die drei übrigen aber nur drei Stock, und jede derselben ist 250 Schritte lang. 2) Dieser Rost spielt eine Hauptrolle im Escorial. Er ist überall, an Fenstern, Thüren, Altären, Gewändern und Büchern, welche zum gottesdienstlichen Gebrauche dienen, angebracht.

und Karniese aus emaillirtem Gold bestehen, während ihre Vertiefungen mit Smaragden ausgelegt sind. Die daran befindlichen Thüren bestehen aus Bergkrystall mit einer goldenen Einfassung; ein kostbarer Smaragd ziert das Äußere, ein noch werthvollerer Topas das Innere desselben [3]). Das größere Tabernakel, welches rund ist, hat bei einem Durchmesser von 7½ Fuß 16 Fuß Höhe. Rings herum stehen die zwölf Apostel aus stark vergoldetem Erze; mehr jedoch als sie bewundert man acht aus blutfarbigem, weißgeadertem Jaspis gefertigte Säulen, deren Füße und Kränze ebenfalls aus stark vergoldetem Metalle bestehen. Außer dem Hauptaltare befinden sich noch 47 andere Altäre, sowie acht Orgeln in der Kirche, doch ziehen sie, obgleich reich ausgestattet, die Aufmerksamkeit weniger auf sich als das Chor und die neben demselben befindliche Sakristei. Ersteres, auf welchem man noch die Stelle zeigt, wo Philipp II. als Mönch der Messe beiwohnte, hat gegen 96 Fuß Länge, 56 Fuß Breite und 84 Fuß Höhe und wird durch ein Pulpet ausgezeichnet, welches, obgleich mit schweren Metallplatten überzogen, durch einen eigenen Mechanismus leicht bewegt wird. Zu beiden Seiten des Chores befinden sich Säle mit Schränken für die zum gottesdienstlichen Gebrauche nöthigen Bücher, deren Zahl auf 214 angegeben wird, und die nach der damaligen Sitte ein ungemein großes Format haben. Auch befindet sich hier ein Verzeichniß sämmtlicher Reliquien [4]) mit den Beweisen ihrer Echtheit. Die Sakristei, ein großer 108 Fuß langer Saal, geschmückt durch Titian's und anderer großer Maler Meisterhand, enthält die heiligen Geräthe und Gewänder, welche Philipp II. mit einem Aufwande von 400,000 Dukaten anschaffte, Philipp IV. aber noch außerordentlich vermehrte. Vorzüglich bewundert man hier ein goldenes mit ungemein großen Perlen, Rubinen, Türkisen, Smaragden und Diamanten besetztes Kreuz von einem ungeheueren Werthe.

Aus der Kirche steigt man auf einer marmornen Treppe von 25 Stufen in das Pantheon hinab. Ein Gitter von vergoldetem Metalle und getragen von zwei prachtvollen Säulen, hält hier den Wanderer auf und läßt ihn einen vorläufigen Blick in dieses Reich des Todes werfen. Es wird geöffnet und er befindet sich, nachdem er noch 24 Stufen von Jaspis, weißem und grauem Marmor, hinabgestiegen ist, in einem achteckigen, 38 Fuß hohen und 36 Fuß im Durchschnitt enthaltenden Gewölbe, welches von 16 Pfeilern aus buntfarbigem Jaspis getragen wird, hinter denen andere Marmorpfeiler, alle mit Capitälen von vergoldetem Metalle, perspectivisch aufgestellt sind, und dessen Hauptschmuck das spanische Wappen, musivisch gearbeitet, sowie ein metallener starkvergoldeter und mit Engeln und anderer Bildhauerarbeit geschmückter Kronleuchter ausmachen, obgleich auch hier edle Metalle und kostbare Steine nicht gespart, vielmehr verschwendet sind. Ein eigenes Gefühl befällt ihn, wenn er in der dem Eingange gegenüberliegenden Kapelle, dem eigentlichen Pantheon, welche sich durch ein goldenes, reich mit Diamanten besetztes Crucifix auszeichnet und grade unter dem Hauptaltare liegt, in den 26 an den Seitenwänden angebrachten Nischen die schwarz marmornen, auf goldenen Löwenfüßen ruhenden 26 Särge [5]) erblickt, welche die Asche der Könige, in deren Reiche die Sonne nicht unterging, zum Theil schon enthalten, zum Theil noch erwarten. Nur den Königen und denjenigen Königinnen, welche männliche Nachkommen geboren haben, wird die Ehre zu Theil, hier zu ruhen. Die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, sowie die Königinnen, welche entweder ganz unfruchtbar waren, oder doch nur Töchter gebaren, werden in zweien neben dem Pantheon angebrachten Grüften beigesetzt. Karl V., der sich lebend selbst begrub, soll den ersten Entwurf zu dem Pantheon gemacht haben. Philipp II. und III. führten ihn aus, Philipp IV. legte die letzte Hand an, sodaß es 1654 vollendet wurde.

Kommt man herauf, so begegnet man den Mönchen, welche hier, 200 an der Zahl, in 17 Klöstern unter einem Prior, welcher den Rang eines spanischen Granden hat, ein gemächliches Leben führen [6]), und die Herbstzeit ausgenommen, die Herren im Escorial spielen. Denn in dieser, vom September bis zum December, wo sich der Hof hier regelmäßig aufhält, müssen sie diesem weichen und sich auf die Mittag- und Abendseite beschränken. Das Hauptkloster hat 20 Fuß Tiefe, 30 Fuß Höhe und nimmt einen Raum von 110 □Fuß ein. Das Äußere desselben, sowie die vier Façaden des vor demselben liegenden sogenannten Evangelistengartens [7]), welche aus 88 Schwibbogen mit Säulen von den schönsten Verhältnissen bestehen, ist bewunderungswürdig. Auf einer schönen, herrlich erleuchteten Treppe, deren Geländer die Schlacht bei St. Quintin, sowie die Erbauung des Escorials vorstellt, gelangt man in das zweite Stock, wo die herrlichsten Ölgemälde aufgestellt sind, deren Zahl im ganzen Escorial man auf 1600 schätzt und unter denen sich viele Werke der ersten Meister aller Schulen befinden.

Zu den übrigen Merkwürdigkeiten des Escorials gehören noch zwei Bibliotheken, welche von Philipp II. angelegt und von Philipp III. vorzüglich durch Handschriften vermehrt wurden. Die erste, welche Jedermann offen steht, befindet sich in einem Saale, der mit Marmor gepflastert und 194 Fuß lang, 32 Fuß breit und 36 Fuß hoch ist. Auf Unterlagen von Jaspis stehen die aus

---

3) Ob dies noch jetzt der Fall ist, wage ich nicht zu entscheiden; denn die Franzosen sollen das Escorial seiner edelsten Steine beraubt und sie durch schlechtere ersetzt haben. 4) Sie bestehen aus 11 ganzen Leibern, 103 Köpfen, 600 Armen, Beinen und Lenden, 346 Blutadern, 1400 Fingern, Knochen, Haaren u. s. w.

5) Eine Inschrift von vergoldetem Metall zeigt bei den vollen Särgen an, wen sie enthalten. Die Särge der Könige stehen rechts, die der Königinnen links. 6) Sie besitzen unter andern eine Heerde von 30,000 Stück Merinos, welche nächst denen des Klosters Paular die feinste Wolle liefern. 7) Er verdankt seinen Namen einem kleinen achteckigen Tempel von Dorischer Ordnung, in dessen mit Jaspis bekleidetes Innere vier Thüren führen, während an seinen vier Ecken die vier Evangelisten aus weißem Marmor mit ihren Thieren angebracht sind. Auch sieht man hier vier Springbrunnen von Jaspis und Marmor.

den kostbarsten Holzarten gefertigten Bücherschränke, welche überdies noch durch 70 Dorische Säulen geschmückt werden, durch die die wissenschaftlichen Fächer bezeichnet werden, zu welchen die hier aufgestellten Bücher gehören, worauf auch ein bei jedem Fache angebrachtes allegorisches Gemälde deutet. Man schätzt die hier aufbewahrte Bücherzahl auf 12,000. Die zweite, früher wenigstens unzugängliche Bibliothek enthält gegen 4000 griechische, lateinische, hebräische und arabische Handschriften. Denn durch den Brand im J. 1671 ging ein großer Theil zu Grunde. Namentlich hatten die arabischen Handschriften so sehr gelitten, daß Casiri nur noch 1805 aufzählen konnte, von denen 1780 ein Theil in die Hände des Kaisers von Fez und Marokko kam, der dafür dem Könige von Spanien während der Belagerung von Gibraltar die freie Benutzung der Häfen von Tetuan und Tanger gestattete. Die Gärten des Escorials waren früher sehr unregelmäßig angelegt, doch hat die jetzige Königin Vieles für sie gethan. Der große Thiergarten, welcher ganze Wälder und Teiche umschließt, ist reich an Thieren aller Art, Karl IV. hielt selbst ein Paar Zebras darin. Der König und der Prinz von Asturien haben hier ein Paar kleine Landhäuser. (*Fischer.*)

ESCORNALBON, Villa in der spanischen Provinz Cataluña, Vegeria Tarragona, liegt, in gerader Richtung 5 Meilen von dieser Stadt und 1½ Meile vom Meere entfernt, an einem Bache und hat jetzt vernachlässigte Bleibergwerke. (*Fischer.*)

ESCORTE, jede sichernde Begleitung durch Kriegsleute, die nun nach Verschiedenheit des zu begleitenden Gegenstandes, Person oder Sache, auch eine verschiedene Zusammensetzung bedingt. Regierende und fürstliche Personen haben öfter blos eine ehrende Escorte von Cavalerie; auch bedienen sich wol commandirende Generale derselben, zur Sicherheit gegen feindliche Parteigänger im Kriege.

Eine andere Art Escorte wird den verschiedenen Zufuhren einer Armee mitgegeben, deren Stärke und Beschaffenheit von den Umständen, der Wichtigkeit des Transportes, der größeren oder geringeren Entfernung des Feindes und von der Möglichkeit abhängt, die Bedeckung des Transportes gegen einen überlegenen Angriff zu unterstützen. Ohne die Beobachtung aller nur möglichen Vorsicht, ohne Voraussicht und richtige Beurtheilung der Absichten des Feindes und der, zu ihrer Verwirklichung gemachten Bewegungen, ohne eine genaue Kenntniß des Terrains und ohne die augenblickliche Entschlossenheit in schwierigen Fällen wird es unmöglich sein, einen Transport von einigen tausend Wagen in der Nähe des Feindes ohne bedeutenden Verlust an den bestimmten Ort zu bringen, sobald der Feind seinen Vortheil kennt, und thätig genug ist, ihn zu benutzen. Alles hängt beim Angriff eines Transportes von dem ersten Momente ab; läßt man sich diesen nicht entgehen, kann man auch einer vortheilhaften Ausführung schon im Voraus gewiß sein.

Da die Länge eines vierspännigen Wagens 18 Schritt und eines sechsspännigen 24 Schritte; so nehmen 500 Wagen in einer Reihe hinter einander eine teutsche Meile Raum ein. Es bedarf aber ein beladener Wagen mindestens zwei Stunden, selbst auf einer Chaussee, eine Meile zurückzulegen; bei schlechtem Wege aber bis vier Stunden. Man theilt deshalb große Züge in kleinere Abtheilungen von etwa 150 Wagen, deren jede immer ½ Stunde nach der vorhergehenden anspannt, sodaß z. B. 1700 Wagen sechs Stunden Zeit nöthig haben, um völlig in Marsch zu kommen. Ihre Ankunft im Nachtquartiere erfolgt nach Beschaffenheit des Weges:

Entfernung des Quartiers.	Auf eine Meile gebrauchte Zeit.	500	1000	1500	2000	2500	3000
		Wagen kommen an nach: — Stunden.					
1 Meile.	2 Stunden.	4	6	8	10	12	14
2 "	—	6	8	10	12	14	16
3 "	—	8	10	12	14	16	18
1 Meile.	3 Stunden.	6	9	12	15	18	21
2 "	—	9	12	15	18	21	24
3 "	—	12	15	18	21	24	27
1 Meile.	4 Stunden.	8	12	16	20	24	28
2 "	—	12	16	20	24	28	32
3 "	—	16	20	24	28	32	36

Die mit Pulver oder mit Geld beladenen Wagen fahren allezeit zuerst ab, weil sie vorn durch die Avantgarde am besten geschützt sind und am ersten durchkommen. In der genug bekannten Affaire bei Domstädtel 1758 kamen von dem Transporte, der aus 3000—4000 Wagen bestand, darunter allein 818 mit Munition und Artilleriebedürfnissen zur Belagerung von Olmütz, nur 230 Wagen durch, und alle Geldwagen wurden gerettet, die der General Ziethen an der Spitze hatte fahren lassen. Mehre Umstände begünstigten hier den österreichischen Angriff auf die ziemlich starke Escorte des Transportes — 18 Bataillone und gegen 2000 Pferde — daß sie durch überlegene Macht schlugen und den Transport theils zerstreueten, theils sich desselben bemächtigten, wodurch Friedrich der Große sich gezwungen sah, die Belagerung aufzuheben.

Man pflegte sonst gewöhnlich die Escorte eines solchen Transportes in drei Theile zu theilen, von denen einer als Avantgarde, an der Spitze, der zweite stärkere, in der Mitte, und der dritte hinter dem Wagenzuge sich befand. Einzelne kleine Trupps wurden auch wol neben und zwischen die Wagen vertheilt. Eine noch so starke Escorte ward dadurch aber dergestalt auf einer, wol zwei und mehr Meilen langen Strecke vereinzelt, daß sie nirgends hinreichende Stärke besaß, einen feindlichen Angriff zurückzuweisen. Der große König lehrte zuerst einen zweckmäßigern Gebrauch der Escorte, sodaß blos eine schwache Avant- und Arrièregarde vor und hinter dem Wagenzuge marschirt, der Schutz desselben aber durch ein besonderes Corps von hinreichender Stärke bewirkt wird, das sich seitwärts gegen den Feind aufstellt, und vorwärts sowol als auf den Seiten Detaschements abschickt, den Transport gegen feindliche Parteien zu sichern, die ihn beunruhigen und unterwegs aufhalten könnten, wenn sie auch nicht im Stande sind, ihm wesentlichen

Abbruch zu thun. Auf solche Weise marschirte bei Aufhebung der Belagerung von Olmütz das sämmtliche Geschütz rc. über 4000 Wagen, ungestört über die böhmischen Gebirge; denn der König hatte sich mit der Armee dergestalt aufgestellt, daß er den Weg völlig deckte, und die ihm weit überlegenen Österreicher nichts mit Erfolg unternehmen konnten. Um zugleich den Marsch zu erleichtern, ward der ganze Zug des Geschützes und der Wagen in drei Theile abgesondert, deren jeder einen Theil der Artillerie, der Pontons, des Proviantfuhrwesens und der Bagage enthielt, und der ebenso durch ein Drittheil der Armee — 12 Bataillone und 10—17 Escadrons Cavalerie — gedeckt ward. Der ganze, so lehrreiche Marsch des gekrönten Feldherrn ist von Tempelhoff (Geschichte des siebenjährigen Krieges. 2. Th. S. 138 fg.) ausführlich beschrieben und durch praktische Anmerkungen erläutert.

Die Fürsorge des den Train selbst unmittelbar Commandirenden wird, wie immer, bei einem Marsche in der Nähe des Feindes besonders in Anspruch genommen, um das Fortkommen der Wagen zu sichern und zu befördern, ist aber dem Befehlshaber der Escorte fremd, der jenen blos darauf aufmerksam machen kann. Ihm aber kommt es zu, sich vor dem Abmarsche durch vorgeschickte Patrouillen von der Sicherheit des zu nehmenden Weges zu überzeugen, von denen alle diejenigen Orte, Wälder, Gärten, Dörfer rc. genau untersucht werden müssen, welche den Hinterhalt einer feindlichen Partei begünstigen können. Denn selbst in dem Falle, wo diese nicht stark genug ist, den Transport hinwegzunehmen, wird ihr unerwartetes Erscheinen doch jedenfalls den Zug in Unordnung bringen, und nach Umständen größeren oder geringeren Verlust herbeiführen. Jene sorgfältige Untersuchung des Weges vor- und seitwärts ist daher auch selbst dann nicht zu unterlassen, wenn man hinter der Armee, doch in nicht zu großer Ferne von derselben, marschirt. So ward 1813 von dem preußischen Rittmeister Colomb mit einer Schwadron reitender Jäger und 10 Husaren ein Zug von drei französischen Batterien, zusammen 70 Wagen, von 80 Mann zu Fuß und 116 Reitern begleitet, in ziemlicher Entfernung hinter der Armee überfallen und gänzlich zerstört; 700 Pferde wurden größtentheils todtgeschossen, nur wenige verschenkt oder als Reserve mitgenommen; 300 Gefangene aber entlassen.

Um dieselbe Zeit zerstörte der General Tschernischef mit 1200 leichten Reitern und Kosaken einen Artillerietransport von 14 Geschützen, wo die 80 Wagen vor einem Thore von Halberstadt in ein Viereck aufgefahren und mit der Infanteriebedeckung besetzt waren. Durch die Kanonade — die Russen hatten 2 Sechspfünder bei sich, die sie den feindlichen 10 Zwölfpfündern entgegensetzten — flogen fünf Pulverwagen in die Luft, wodurch einige Unordnung entstand und der Angriff der russischen Cavalerie gelang. Der Transport mit 800 Trainpferden fiel in ihre Hände, mit ihm der westfälische General von Ochs, 10 Officiere und 1000 Mann als Kriegsgefangene.

Während des Marsches vermeidet der Befehlshaber der Escorte möglichst alle Engwege und bewohnte Örter; weil dies jedoch nur selten möglich ist, macht man für längere und beschwerliche Durchgänge den Zug in Abtheilungen von 30 Wagen, deren erste sogleich durch den Paß geht, rechts auffährt und ihre Pferde füttert. Die zweite bleibt vor dem Passe halten; die dritte geht vor ihr vorbei und hindurch, bis vor die erste, wo sie halten bleibt, welches die vierte hinter der zweiten thut. Sobald die dritte vor der ersten vorbei ist, setzt diese sich wieder in Marsch, worauf die zweite das Hinderniß durchschreitet und ihr folgt. Hier muß der Commandant des Zuges oder ein anderer Officier jenseits halten bleiben, um die Colonne vorbeiziehen zu lassen und jedem zufälligen Hindernisse abzuhelfen. Ein umgeworfener Wagen wird sogleich abgeladen, um ihn bequemer aufrichten zu können. Man ziehet ihn auf die Seite, und er schließt sich dann hinten an. Das Beschädigte wird sogleich wieder hergestellt, oder — wenn dies nicht möglich ist — die Ladung auf andere Wagen vertheilt.

Es ist durchaus nothwendig, von Zeit zu Zeit halten zu lassen, doch immer nur jenseit einer Brücke oder einer Enge, die den Marsch aufhalten kann. Zum ersten Male, ¾ Stunde nach dem Abmarsche, geschieht es 10 Minuten lang; und dann von Stunde zu Stunde. Man benutzt diese Zeit, um am Geschirre nachzusehen, die Schnallen anzuziehen und Alles wieder zu ordnen. Auf langen beschwerlichen Märschen und bei großer Hitze läßt man den Halt! eine Stunde dauern, und wählt dazu möglichst einen Ort, wo sich Wasser findet, um die Pferde tränken zu können.

Bei der Avantgarde befindet sich allezeit eine Abtheilung Pioniere, um die schlechten Stellen des Weges zu verbessern, die vorhandenen Brücken in Hinsicht ihrer Tragbarkeit zu untersuchen, sie nöthigenfalls zu verstärken und die fehlenden durch neue zu ersetzen. Bei einem Rückzuge oder im ähnlichen Verhältnisse muß die Arrièregarde die Brücken abbrechen, die Straßen ungangbar machen, Engwege durch zweckmäßige Mittel versperren, vielleicht den Ein- oder Ausgang eines Waldes verhauen u. s. w.

Zur Nachtzeit wird noch mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit erfodert, als am Tage. Die Wagenführer müssen munter erhalten werden und oft nach den Strängen sehen, damit die Pferde nicht übertreten. Die neben der Colonne reitenden Cavaleristen geben Acht, daß die Wagen nicht wegen Einschlafens der Fahrer aufhalten.

Das Nachtquartier muß allezeit an einer zur Vertheidigung geeigneten Stelle, nicht aber in Dörfern oder offenen Städten genommen werden. Die Wagen werden, Axe an Axe, in mehren Reihen aufgefahren, mit den erfoderlichen Zwischenräumen, um bequem ab- und anspannen zu können. Zugleich werden die Hufeisen nachgesehen, und alle schadhaft gewordene Geschirre ausgebessert.

Die größte Vorsicht ist bei Munitionstransporten anzuwenden, um jede Möglichkeit einer Entzündung zu entfernen, wodurch bekanntlich das Städtchen Eisenach in Thüringen beinahe gänzlich zerstört ward. Eine ähn-

liche Gefahr drohete 1813 der Stadt Dresden, wo wenig Tage vor Ablauf des Waffenstillstandes ein Transport von 500 Wagen mit Pulver beladen angekommen war, und in einer großen Reitbahn dicht am Zwingergarten aufgefahren war. Gegen Abend angekommen hatten die Trainsoldaten an einem hinter den Wagen stehenden Heuschuppen Feuer angemacht und diesen dadurch in Brand gesteckt. Hoch schlugen die Flammen empor, da besetzte der Commandeur des Transportes den Ausgang der Reitbahn und verbot bei Lebensstrafe Keinen hineinzulassen, bis alle Pulverwagen angespannt und aus der Reitbahn heraus waren, wo sie dann auf einer nahen Pontonbrücke über die Elbe und auf einer Wiese oberhalb der steinernen Brücke in der Neustadt auffuhren. Ein Pulverwagen, an dem ein Rad zerbrach, ward augenblicklich sammt der Ladung in den Fluß geworfen.

Andere Vorsicht ist bei Begleitung der Kriegsgefangenen nöthig, die auch ohne feindlichen Angriff schon durch sich selbst der Escorte gefährlich werden können. Sie gehen unter jeder Bedingung einem traurigen Schicksale entgegen, dem sie sich, wenn sie können, auf jede Weise zu entziehen suchen. Man muß sie daher zu beiden Seiten durch die, bei der Escorte befindliche Reiterei bewachen lassen, um das Davonlaufen Einzelner zu verhindern. Die Infanterie aber wird vor und hinter dem Zuge, und wenn die Zahl der Gefangenen sehr groß ist, auch in der Mitte zusammengehalten, das feindliche Gewehr aber, mit abgeschraubtem Hahn oder Schlaghammer, wenn es Percussionsgewehr ist, abgesondert unter einer Wache auf Wagen gefahren. Wird die Escorte vom Feinde angegriffen, müssen die Gefangenen sich niederlegen, unter der Drohung, auf sie zu schießen, wenn sie es wagen, ohne Befehl aufzustehen. Des Nachts werden sie in eine Kirche oder sonst in ein großes Gebäude eingesperrt, und daselbst gehörig bewacht. (*v. Hoyer.*)

ESCOT, Gemeindedorf im französischen Departement der Niederpyrenäen (Béarn), Canton Accous, Bezirk Oloron, hat eine Succursalkirche, 68 Häuser und 781 Einwohner. Es liegt im Thale Aspe, auf dem rechten Ufer des Gave, vier Lieues von Oloron und Pau entfernt, und steht wegen seiner Mineralquellen und Marmorbrüche in einem weitverbreiteten Rufe. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESCOUBLEAU DE SOURDIS. Des Geschlechtes Stammhaus ist das Lehen Escoubleau, unweit Mauléon oder Châtillon-sur-Sèvre, in Poitou gewesen. Humfried (Hanfroi) von Escoubleau lebte 1224, sein Sohn, Peter von Escoubleau, Herr auf Sourdis, empfing die Lehen 1285. Moritz von Escoubleau, Ritter, auf Sourdis und la Borderie, wurde der Vater zweier Söhne, Johann und Stephan. Johann's (1497) Sohn, Franz von Escoubleau auf Sourdis, erheirathete mit Margaretha von Melun die Güter Bignon, Courtery und la Chapelle-Bertrand in Poitou, und wurde der Vater Renat's I. auf Sourdis, la Chapelle-Bertrand, Courtery und Massoris in Brie, der sich 1588 in das bedrohte Melun warf, und, treulich unterstützt von seinem Schwiegervater, dem Marquis Tristan von Rostaing, die wichtige Stadt in dem Gehorsam König Heinrich's III. erhielt, wie aus verschiedenen, an Renat gerichteten, Danksagungsschreiben des Monarchen hervorgeht. Renat I. starb als Gentilhomme ordinaire de la chambre und Hauptmann über 50 Lanzen im J. 1600. Zwei von ihm abstammende Linien blühten noch 1757, die ältere in der Person von Renat Ludwig d'Escoubleau, Marquis von Sourdis, der nicht nur Sourdis, sondern auch das Stammgut Escoubleau besaß, und in der Ehe mit Magdalena Elisabeth Potier ein Vater von zwei Kindern, darunter ein Sohn, Renat Alexander, Graf von Sourdis, geb. 1734, geworden war. — Des Moritz von Escoubleau jüngerer Sohn, Stephan, vermählt den 16. Dec. 1492 mit Johanna Tusseau, hinterließ aus dieser Ehe drei Kinder. Davon war der jüngere Sohn, Jacob, Bischof zu Maillezais, der ältere, Johann von Escoubleau auf la Chapelle, Bellouin, Jouy und le Coudray-Montpensier, maître de la garderobe unter König Franz I., starb 1569, aus seiner Ehe mit Antonia von Brives die Söhne Franz, Ludwig und Heinrich hinterlassend. Heinrich, Bischof von Maillezais, auch seit dem 7. Jan. 1595 Commandeur des heiligen Geistordens, vertrat bei K. Heinrich's IV. Krönung zu Chartres (1594) die Stelle des Bischofs von Beauvais, und starb 1615, nicht aber 1555. Einen Prälaten, der beseelt von dem Geiste echter Religiosität, einen wahren Ehrenmann, nennt ihn de Thou. Der eine von des Bischofs Brüdern, Ludwig von Escoubleau auf le Coudray-Montpensier, nahm zum Weibe eine la Tremouille, und wurde der Vater von Claudius, aus dessen Ehe mit Charlotte Pot, Frau auf Fontmorand, zwei Söhne kamen, Franz, Abt zu St. Omer, binnen Blois, gest. 1653, und N. von Escoubleau auf le Coudray-Montpensier, der es in des Königs Dienst zum Maréchal-de-camp und Generallieutenant brachte. Der älteste von Johann's und der Antonia von Brives Söhnen, Franz von Escoubleau, im gemeinen Leben Sourdis genannt, Marquis von Alluye auf Jouy, Launay und Montdoubleau, erheirathete mit Isabella, einer der sieben Töchter von Johann Babou de la Bourdaisière, die Baronie Alluye in Perche-Gouet, die nachmals für ihn zu einem Marquisat erhoben worden, gelangte auch, ohne Zweifel durch seine Heirath (1585), zu dem heiligen Geistorden, den 31. Dec. 1585, und zu der Stelle eines premier écuyer de la grande écurie. Gouverneur von Chartres, konnte er die Bevölkerung nicht von dem Beitritte zu der Liga abhalten (1585), vielmehr wurde er, gleichwie sein Bruder, der Bischof von Maillezais, durch die neuen Machthaber von dannen ausgewiesen. Es war dieses Misgeschick eines Fehlers, daß man die bedeutende Stadt ohne Besatzung gelassen, nothwendige Folge, dessen Betrachtung scheint aber den unglücklichen Gouverneur im Mindesten nicht in den Augen des Königs von Navarra entschuldigt zu haben, und vielmehr wurde, nachdem die Stadt 1591 an die Königlichen sich hatte ergeben müssen, das Gouvernement an Chiverny verliehen und diesem als Lieutenant Sourdis beigegeben. Der Zurückgesetzte nahm seine Rache, indem er der Verbindung katholischer Großen, welcher haupt-

sächlich die Bekehrung Heinrich's IV. zuzuschreiben, beitrat. Am 25. Oct. 1593 erkaufte er um 100,000 écus sols die königliche Patrimonialherrschaft Montdoubleau in Vendômois. Er starb als Staatsrath und Hauptmann über 50 Lanzen 1602. Übrigens wurde er zeitlebens beherrscht und verdunkelt durch die überlegene Persönlichkeit seiner Gemahlin. Isabella Babou war einem Hause entsprossen, in welchem Schönheit und Neigung zu Liebesintrigue in gleichem Maße erblich waren. Ihre Großmutter, Maria Gaudin, die Erbin von la Bourdaisière, begleitete ihren Herrn, den nachmaligen Surintendant-des-finances, Philibert Babou, als dieser dem Könige nach Bologna in die Zusammenkunft mit Papst Leo X. 1515 folgte. Maria wurde dem heiligen Vater vorgestellt, und entzückt ob ihrer Vollkommenheiten, verehrte Leo ihr einen Diamanten von großem Werthe, welchen eine Familientradition unter dem Namen le Diamant Gaudin eine ganze Reihe von Geschlechtern hindurch ehrte. Der Gaudin Sohn, Johann Babou, der Großmeister der Artillerie, nahm zum Weibe Florimund's Robertet, des Barons von Alluye und Brou Tochter Franziska, und wissen von derselben, item von ihren sieben schönen Töchtern, die Amours du grand Alcandre und andere gleichzeitige Schmähschriften viel Ergötzliches zu berichten, ohne doch so unartig sich auszudrücken, wie ein Schreiber der neuesten Zeit, Paul Louis Courrier, der zugleich eine der sieben Jungfrauen, die Franziska Babou, mit ihrer Tochter, der berühmten Gabriele d'Estrées, confundirt: „Paul-Louis vend sa maison de Beauregard. La demeure est jolie, le site un des plus beaux qu'il y ait en Touraine, romantique de plus et riche en souvenirs. Le château de la Bourdaisière se voit à peu de distance. Là furent inventées les faveurs par Babou, là naquirent sept soeurs galantes comme leur mère et célèbres sous le nom des sept péchés mortels, une desquelles était Gabrielle, maîtresse de ce bon roi Henri, et de tant d'autres à-la-fois féaux et courtois chevaliers. Par le seigneur lui-même, père des belles filles et mari de Babou, cette terre fut nommée un clapier de p.t....... Vieux temps, antiques moeurs, qu' êtes vous devenus? On aura ces souvenirs par dessus le marché, en achetant Beaurepaire, voisin de la Bourdaisière." Besonders leuchtete der Isabella Babou desenvoltura in ihrem vieljährigen Liebeshandel mit Philipp Hurault, dem Kanzler und Siegelbewahrer. Bei der Taufe ihres Benjamin's, des nachmaligen Erzbischofs zu Bordeaux, Heinrich d'Escoubleau, wollte Heinrich IV. selbst, sammt Gabriele d'Estrées, zu Gevatter stehen; in der Freude ließ er dem muthmaßlichen Vater, nicht demjenigen, „quem justae nuptiae demonstrant," in der Freude sagen, daß sein Kanzler der Frau von Sourdis ein so schönes Knäblein beschert habe. Wie nun Gabriele, vor dem Weihbrunnen dem Priester das fette, schwere Kind darreichend, die Besorgniß, es möge ihren Händen entgleiten, äußerte, scherzte mit ihrer Angst der König: „ne craignez pas cela, il n'a garde, il est bien bridé et bien scellé." Gleichwie Gabriele ihren Einfluß auf den Monarchen ausbeutete, so wußte die Tante ihren Einfluß bei dem Kanzler nutzbar geltend zu machen; weitläufig berichtet Sully (1597) von den Bemühungen des Kanzlers, einem bekannten Speculanten, dem hinkenden Robin von Tours, die sämmtlichen Offices triennaux der Généralités von Tours und Orléans um den Preis von 75,000 Thalern zuschlagen zu lassen. Der Speculant hatte nämlich durch Bestechung die Freundin des Kanzlers gewonnen. In andern Fällen machte die Frau von Sourdis ihre verwandtschaftliche Beziehungen zu Gabrielen geltend; so erlangte sie z. B. durch der Maitresse Vermittelung für ihren Sohn Franz den Cardinalshut, obgleich der König lebhaft die Unanständigkeit empfand, dergleichen Würde für einen Jüngling erbitten zu müssen. Überhaupt lebten Nichte und Tante stets in großer Vertraulichkeit, und ist in der Frau von Sourdis Armen und Wohnung, cloître St. Germain, Gabriele am Charfreitage den 10. April 1599 verstorben. Die Frau von Sourdis hatte vier Söhne und vier Töchter geboren, Franz, Virginal, Karl, Heinrich, Maria, Katharina Maria, Magdalena und Isabella. Maria heirathete als des Claudius du Puy auf Vatan Witwe den Grafen von Tessé, Renat von Froullay. Katharina Maria wurde des Grafen Karl Heinrich von Clermont-Tonnerre Gemahlin. Isabella lebte in kinderloser Ehe mit Ludwig Hurault, dem Baron von Huriel. Magdalena, geb. als Zwilling den 22. Juli 1581, wurde, ein Kind von sechs Jahren, ihrer Großtante, der Äbtissin von Beaumont-les-Tours, Anna Babou, anvertraut, auch bis zu ihrem 15. Jahre von dieser in liebender Sorgfalt erzogen. In dem Alter von 16. Jahren wurde sie von K. Heinrich IV. mit der Abtei Nôtre-Dame de St. Paul, Benedictinerordens, unweit Beauvais, begnadigt, und sie nahm daselbst am 11. April 1596 Besitz, einstweilen auf das weltliche Regiment der Abtei sich beschränkend, bis sie, nach abgelegter Profession, im September desselben Jahres in das Capitel aufgenommen, die vollen Befugnisse einer Oberin ausüben konnte. Auf den Rath ihres Oheims, des Bischofs Heinrich von Maillezais, und ihres Bruders, des Cardinals, unterzog sie sich dem schwierigen Werke einer totalen Reformation des Klosters, und sie hat dieselbe in der befriedigendsten Weise durchgesetzt, so, daß von allen Seiten ihre Schülerinnen begehrt wurden, um in andern Klöstern desselben Ordens die verfallene Zucht wiederherzustellen. Am 10. Febr. 1660 wurde das Statut, durch sie der Abtei gegeben, von dem Capitel genehmigt, unter der ausdrücklichen Verwahrung, daß zu ewigen Zeiten jede Abänderung in diesen Vorschriften untersagt sein solle. Die Äbtissin starb, ihres Alters in dem 86., ihres Regiments in dem 70. Jahre, den 10. April 1665. Ihr Bruder, Franz d'Escoubleau, der als der älteste Sohn den Titel eines Grafen von la Chapelle-Bertrand, bei Parthenay, angenommen hatte, erwählte sich, von einem unwiderstehlichen Triebe hingerissen, Allen zum Erstaunen, den geistlichen Stand, und gelangte durch K. Heinrich's IV. Empfehlung, zugleich mit dem berühmten d'Ossat, am 3. März 1598 zu der Cardinalswürde und im folgenden Jahre zu dem Erzbisthume Bordeaux.

Seiner Mutter zunächst hatte er diese hohen Auszeichnungen zu verdanken; er lohnte ihr dafür, nach des Vaters Ableben, mit einem Proceß um ihr Witthum. Vorher schon hatte Franz, um das Jubiläum von 1600 zu gewinnen, die Hauptstadt der christlichen Welt besucht, daselbst aber wenig Glück gemacht, und eines Morgens, wie es heißt, an seiner Thüre ein Pasquill gefunden, gar lakonischen Inhalts: „Cardinale Sordido (Sourdis), arcivescovo di Bordello." Zum andern Male ging er nach Rom (1604) auf des Königs Geheiß, da das vorgerückte Alter von Clemens VIII. die baldige Einberufung eines Conclave voraussehen ließ. Für die Reisekosten wurden ihm auf die königliche Schatzkammer 9000 Livres angewiesen, unabhängig von 2400 Thalern Pension, die er so lange beziehen sollte, als des Königs Dienst seinen Aufenthalt in Rom fodern würde. Hiernach hat der Cardinal zu der Wahl Leo's XI. und Paul's V. gewirkt, ohne eine Spur des ungestümen, hochfahrenden Geistes zu verrathen, welcher, zu fortwährenden Streithändeln mit dem Parlament von Bordeaux führend, gar häufig den Frieden der Diöcese störte. Einst ließ der Cardinal im St. Andreasdom einen Altar abbrechen, den das Volk während der Predigt regelmäßig als eine Bühne benutzte, um dem Prediger in das Angesicht zu schauen. Der Anblick der Leute, die zu dem Altar hinaufzusteigen versuchten, oder der Gruppen, die seine zu ganz andern Zwecken bestimmte Fläche eingenommen hatten, wirkte höchst störend und unerbaulich, und man hätte dem Cardinal für die Entfernung des Skandals Dank wissen sollen, aber er legte Hand an, ohne vorgängige Rücksprache mit dem Capitel, und ohne des Misvergnügens zu achten, welches durch seine Handlung bei allen Classen der Bürgerschaft hervorgerufen wurde, das auch einige, zufällig in der Kirche anwesende, Parlamentsräthe laut genug äußerten. Der Altar verschwand, aber den andern Tag schon vernahm der Cardinal, daß das Capitel an dessen Wiederherstellung arbeiten lasse; er eilte mit einem Gefolge von Dienern zur Stelle, fand die Maurer in voller Thätigkeit und mehre Domherren als Zuschauer. Alle ohne Unterschied wurden aufgefodert, sich zu entfernen, endlich, nachdem einiger Geist der Zögerung und der Widerspenstigkeit sich hatte sichtbar machen wollen, gewaltsam verjagt. Auf die Domherren war es nicht abgesehen, doch fielen in dem Tumulte ihnen etliche Stöße; einer namentlich empfing ein derbes Monitorium von dem Schafte des Crucifixes, welches dem Erzbischofe vorgetragen zu werden pflegte. Hingegen ließ das Parlament den Maurermeister, der den Abbruch des Altars vorgenommen, greifen und nach dem Metropolitangefängniß bringen. Dahin eilt, von dem Hergang in Kenntniß gesetzt, der Prälat; auf seinen Befehl werden des Hauses Thüren erbrochen, seine schwere Hand empfinden der Thesaurarius und ein zweiter Domherr, die gegen die Gewaltthat zu protestiren versuchten, und sie müssen zuschauen, wie triumphirend der Meister seinen Kerker verläßt. Aber es empfindet schwer solchen Frevel das Parlament, und in der Kammern Generalversammlung wird die Wiederherstellung des Altars verordnet; dem Werke sollen der Altarsdekan, Gerhard von Amalfy auf Sessac, und Johann Boneau auf Verdun vorstehen, und dabei, zu Handhabung ihres Auftrags, eine Abtheilung von der Bürgermiliz der Juraten um sich haben. Am andern Tage wurde der Altar aufgebaut, ohne daß der Cardinal solches zu verhindern versucht hätte, ohne daß der Priester, der von ihm nach der Kirche entsendet, um die daselbst versammelte Gesellschaft zu excommuniciren, seinen Auftrag hätte vollstrecken können. Um eine Excommunication der Art müsse der Cardinal persönlich sich bemühen, also belehrte Sessac den Abgesandten, und diese Worte, eine ernste, verächtliche Miene des gestrengen Parlamentsherrn reichten hin, um den in Geschäften wenig erfahrenen Priester einzuschüchtern. Anders der Cardinal. Er vernahm, daß am nächsten Sonntag (immer noch März 1602) Sessac und Verdun in St. Projectenkirche dem Hochamte beiwohnen würden; dahin begab er sich, unmittelbar vor dem Anfange der Pfarrmesse, in feierlichem Aufzuge, in welchem er nicht nur das Crucifix, sondern auch das Venerabile sich vortragen ließ. In so ungewöhnlicher Begleitung ihren Oberhirten erblickend, gerieth die Gemeinde in lebhafte Bewegung; zitternd vernahm sie das Gebot, daß Sessac und Verdun an der Kirchthür sich einzufinden hätten, und ohne Zögerung gehorchten die beiden Sünder. Sofort sprach der Cardinal in der gewöhnlichen Form die Excommunication über sie aus, den Eindruck seiner Worte durch die Auslöschung von vier Kerzen verstärkend, dann untersagte er dem Officianten und dem Prediger, wollten sie nicht selbst der Excommunication verfallen, in Gegenwart der beiden Excommunicirten das Meßopfer darzubringen oder zu predigen. Vieler andern harten Redensarten soll er sich bedient, von Sessac aber in kurzer Urbanität die Antwort empfangen haben: „qu'il étoit fou à son ordinaire et qu'on lui feroit chanter la palinodie." Gleichwol fanden die beiden Parlamentsherren die Luft in der Kirche zu schwül, sie nahmen ihren Abtritt, und auch der Erzbischof, dessen Absichten hiermit erreicht, begab sich auf den Rückweg; das Sanctissimum in den Händen, durchzog er processionaliter und wie im Siegesgepränge eine ganze Folge von Straßen. Schon am andern Tage, Montag, traten abermals die sämmtlichen Kammern des Parlaments, in Gegenwart des Marschalls von Ornano, als den abwesenden Gouverneur, den Prinzen von Condé, ersetzend, zusammen, um nach Anhörung eines dem Erzbischof ungemein feindlichen Antrags des Generalprocurators einen Beschluß zu fassen, wodurch die über zwei Parlamentsräthe verhängte Excommunication für nichtig, für eine Verletzung der königlichen Prärogative erklärt, und dem Cardinal aufgegeben wurde, binnen 24 Stunden das Protokoll um die Widerrufung dieser Censur auf der Greffe niederzulegen, bei 4000 Goldthaler Strafe. In einer angehängten Clausel wurde außerdem allen Erzbischöfen und Bischöfen des Reichs untersagt, einen Beamten oder Diener des Königs um die Ausübung seiner Amtsverrichtungen zu excommuniciren, bei 10,000 Thalern Strafe; unter derselben Strafe war dem Cardinal geboten, das Protokoll um die Aufhebung der Excommunica-

tion durch einen seiner Priester in der Vorhalle von St. Projectenkirche bei geöffneten Thüren ablesen zu lassen. Endlich ward bis zu vollständiger Ausführung des Beschlusses die Beschlagnahme von allem Eigenthume des Erzbischofs verordnet. Eingeschüchtert durch den Ernst solcher Maßregeln begab sich der Erzbischof, von dem Bischofe von Agen begleitet, in versöhnlicher Absicht nach dem Parlament; der Eintritt wurde ihm verweigert, und eine volle Stunde verging, bevor man ihn einließ. Dann mußte er von Seiten des ersten Präsidenten einen sehr nachdrücklichen Verweis hinnehmen, dem die Ermahnung, künftig umsichtiger zu verfahren, beigefügt. Außerdem wurde der Generaladvocat du Sault an den König abgeordnet, mit der Weisung, des Erzbischofs Entfernung zu beantragen, weil dessen Handlungen sämmtlich berechnet schienen, um die Gemüther zu reizen, wol gar zu Aufruhr zu führen. Aber auch der Cardinal verklagte das Parlament bei dem Könige, bei dem Papste das Domcapitel. Heinrich IV. belobte die Mäßigung des Parlaments, gebot ihm jedoch, die Vollstreckung der genommenen Beschlüsse zu beanstanden. Hingegen beschied er den Cardinal zu sich, und bittere Vorwürfe, sammt der Drohung, von seiner Diöcese entfernt zu werden, hatte dieser zu vernehmen, wogegen er zwar erinnerte, daß er lediglich der Kanones Vorschrift befolge, als welche aufrecht zu erhalten Se. Majestät selbst verpflichtet. Übrigens sei das Parlament weder unfehlbar, noch von kirchlichen Censuren unabhängig; wer ihn von seiner Heerde zu trennen vermeine, der müsse ihn gewaltsam von des Altars Schrein losreißen; jedoch zweifle er im Mindesten nicht, daß sein Benehmen bei dem Papste günstigere Beurtheilung finden werde, als vor der höchsten weltlichen Behörde. In der That billigte Clemens VIII. in einem an den Erzbischof gerichteten Breve dessen ganze Handelsweise, zugleich aller Unterstützung ihn versichernd. Dem Domcapitel hingegen kündigte der heilige Vater durch ein zweites Breve seinen Unwillen an, in vorzüglich scharfen Ausdrücken ihm die Anrufung der weltlichen Macht, als Schutzwehr gegen sein rechtmäßiges Oberhaupt, verweisend. Die Absicht des heiligen Stuhls durfte Heinrich in dem Gedränge seiner ausgedehnten Entwürfe nicht unbeachtet lassen; er verwies also die beiden streitenden Parteien zur Ruhe, sich selbst die Erkenntniß um ihren Zwist vorbehaltend. Es vergingen einige Jahre in zweifelhaftem Friedensstande, bis eine Disciplinarfrage neue Irrungen herbeiführte. Philipp Prennet, des Marschalls von Ornano Aumonier und zugleich Pfarrer zu Ludon, wurde von dem Erzbischofe angehalten, bei seiner Pfarrkirche zu residiren, beantwortete aber, statt zu gehorchen, in ungeziemenden Ausdrücken die an ihn ergangene kanonische Mahnung. Der Erzbischof erklärte ihn für einen Rebellen, Contumax und Excommunicirten, und der Pfarrer appellirte de abusu an das Parlament. Der Fall wurde vor dieser Behörde verhandelt und am 19. Dec. 1606 eine Sentenz erlassen, des Inhalts, daß der Cardinal noch in des Tages Lauf dem Pfarrer von der nichtigen und abusiven Excommunication die Absolution ad cautelam zu ertheilen habe, bei 4000 Livres Strafe, unabhängig von der Beschlagnahme seiner Renten und Gefälle. Eben hielt der Erzbischof eine Examinationsconferenz, als der Huissier angemeldet wurde: „Er trete herein, in besserer Gesellschaft konnte er mich nicht treffen." Der Mann erbat sich, nach vollzogener Insinuation, eine Antwort. „Ich erwiedere," sprach der Cardinal, „daß ich niemals von einem andern, als von dem Teufel las, der sich unterfangen hätte, unserem Herrn und Seligmacher befehlen zu wollen, und daß die Frechheit, einem Bischof befehlen zu wollen, einzig bei Teufeln gefunden werden kann." Getreulich hinterbrachte der Huissier diese Antwort, die zu bezweifeln jedoch das Parlament den Schein annahm. Es wurden darum zwei Räthe an den Prälaten abgesendet, ihn um die Richtigkeit der Meldung zu befragen. „Nicht nur bekenne ich deren Echtheit, ich bin bereit, sie mit meinem Blute zu unterschreiben" (den 22. Dec.). Weihnachten war vor der Thüre, und die sämmtlichen Mitglieder des Parlaments gaben sich das Wort, in der Predigt, welche der Erzbischof in Person zu halten pflegte, nicht zu erscheinen. Dessen hatte er sich versehen, und die Kanzel betrat er mit dem der heiligen Schrift entlehnten Thema: Adam, ubi es, als der Einleitung zu einem heftigen, gegen die Männer des Parlaments gerichteten Vortrage. Vorher hatte er dem Domherrn und Pönitentiarius, Andreas de la Cousture, das namentliche Verzeichniß der Präsidenten und Räthe, von denen die Sentenz ausgegangen, des Generalprocurators, welcher den Antrag gestellt, und des appellantischen Anwalten zugestellt, zusammt einem Mandement, worin die benannten Personen sämmtlich excommunicirt, und den Stadtpfarrern, gleichwie jedem andern Priester, streng untersagt, sie zu lösen, indem der Casus absolutionis einzig dem Erzbischofe und seinem Pönitentiarius vorbehalten sein sollte. Nicht war desselben Geprägs wie der Cardinal sein Pönitentiarius, er lieferte das Mandement an das Parlament aus, und dieses erließ am 30. Dec. eine Verfügung, worin vorzüglich die folgende Stelle denkwürdig ist: „Es erklärt der Hof das an alle Beichtväter ergangene Verbot, die namentlich verzeichneten Präsidenten und Räthe, sammt dem Generaladvocaten, zu absolviren, für null und nichtig, misbräuchig und skandalös, auch für einen Eingriff in des Königs und Parlaments Gerechtsame; untersagt allen Pfarrern, Priestern, Ordenspersonen, Beichtvätern und andern, jenes Verbot zu beachten, bei Strafe als Störer des öffentlichen Friedens behandelt zu werden; befiehlt ferner, daß die für König und Parlament beleidigenden Ausdrücke in der Antwort, welche der Cardinal gelegentlich der Insinuation des Beschlusses vom 19. Dec. gegeben, auch nachmals vor den Commissarien anerkannt hat, gelöscht und vernichtet werden, und erwägend die Sträflichkeit der von dem Cardinal gebrauchten Redensarten, den von ihm begangenen Gewaltmisbrauch, die Größe des Skandals, welcher durch ihn gegeben worden, verurtheilt der Hof den Cardinal von Sourdis zu einer Geldbuße von 15,000 Livres; befiehlt, daß er zu deren Zahlung durch Zwangsmittel, Verkauf seines Eigenthums, seiner Renten und Gefälle angehalten werde; ..... außerdem wird dem Car-

dinal der Zutritt zu dem Hofe verboten, auch der Gebrauch irgend einiger, für den König und sein Parlament beleidigenden Ausdrücke, bei Strafe des Majestätsverbrechens; nicht weniger wird dem Erzbischofe sowol, als allen Bischöfen und Prälaten innerhalb des Gerichtszwanges des Hofes untersagt, dergleichen und ähnliche Verbote um die Absolvirung königlicher Beamten, die in ihren Rechtshändeln gestimmt haben mögen, ergehen zu lassen, oder auch die Excommunication über sie zu verhängen, bei Vermeidung einer Buße von 30,000 Livres und anderer Strafe." Ein gleich entschiedenes Mandement, welches der Erzbischof diesem Machtspruche entgegensetzte, ließ das Parlament von den Kirchenthüren abreißen, und Pfarrer und Vicarien, die dasselbe von der Kanzel verkündigt hatten, erlitten Verfolgung. Seinen Klerus zu trösten, schreibt der Cardinal in einer Encyklica vom 15. Jan. 1607: „Tagtäglich werden Eurer Einige vor den weltlichen Richter gefodert. Heute noch haben sie Verhaftsbefehle gegen den Pfarrer von Puy-Paulin und gegen andere Kleriker erlassen; fürwahr unter Christen ein verabscheuungswürdiges Verfahren." Nach diesem Eingange verbietet er nochmals seiner Geistlichkeit, Ladungen, von Laiengerichten ausgehend, Folge zu leisten, „um der durch die heiligen Kanones angedrohten Strafe nicht zu verfallen." Der Cardinal hatte einen Agenten nach Rom abgesendet, eine ehrerbietige Vorstellung dem Könige eingereicht; beide Behörden vereinigten sich zu seiner Unterstützung. Der Marschall von Ornano und der Bischof von Bayonne, die von dem Könige ernannten Commissarien, beantragten, Alles, was vorgefallen, gegen einander aufzuheben. Dazu verstand sich das Parlament, und nach einigem Zögern auch der Cardinal, nachdem er von den Commissarien die Versicherung empfangen, daß man im Parlament das Geschehene gar sehr beklage. „So mag dann der König den der Kirche angethanen Schimpf ahnden," verwahrte sich der Cardinal. Erfreut, so wohlfeilen Kaufs des verdrüßigen Handels sich zu entledigen, erließ der König Evocationsbriefe, die Parteien vor den geheimen Rath zu verweisen. Aber des Sturmes Veranlassung, der excommunicirte Pfarrer von Ludon, blieb noch zu reconciliiren. Das sollte, nach des Erzbischofs Willen, in großem Gepränge vor sich gehen. Angethan mit den Pontificalien, umgeben von dem Capitel, empfing er von der Höhe eines in der Domkirche errichteten Thrones herab den bußfertigen Sünder. Dieser, mit Talar und Mantel bekleidet, kniete nieder zu den Stufen des Thrones, und blieb knien, während der Chor den Psalm Miserere anstimmte; bei jedem Vers empfing der Büßende von dem Erzbischofe einen Schlag mit der Ruthe. Darauf mußte jener Klerus und Volk um Verzeihung bitten wegen des gegebenen argen Skandals, und es folgte die Absolution, vorbehaltlich verschiedener zu verrichtender Bußen, deren hauptsächlichste eine Wallfahrt zu den Gräbern der Apostel und nach dem Heiligthume von Loreto. Von dem an lebten Erzbischof und Parlament in Frieden, bis des Königs und der Königin Mutter Anwesenheit in Bordeaux (1615) Veranlassung bot zu abermaligem Zwiste. Der Erzbischof wollte nämlich, von dem Marschall von Roquelaure unterstützt, die Gelegenheit benutzen, um die Begnadigung eines Edelmanns aus Quercy, des Namens Castaignet, auf Haut-Castle gesessen, zu erbitten. Es war derselbe verschiedener Verbrechen angeklagt, man hatte aber zeither, ohne Zweifel aus Rücksicht für seine Familie, das Urtheil hingehalten, und war ein solches noch nicht ergangen, als der Großprofoß zum Gefängniß kam, um, kraft der königlichen Begnadigung, die Auslieferung des Verbrechers zu fodern. Die verweigerte Castès, der Kerkermeister, vorgebend, daß es hierzu der besondern Ermächtigung des Parlaments bedürfe. Das Parlament trat in der Eile, auf die erste Kunde von diesem Vorfalle, zusammen, um über Castaignet das Todesurtheil auszusprechen, während zugleich Deputationen aus seiner Mitte bei dem König und dem Kanzler gegen die Begnadigung eines jeder Milde unwürdigen Verbrechers remonstrirten, und dermaßen einleuchtende Gründe vorbrachten, daß ein Widerruf der Gnade erfolgte. Auf der Stelle wollte der Generalprocurator das Urtheil vollzogen wissen, aber der Scharfrichter, viele Stunden lang vergeblich gesucht, konnte erst um 10 Uhr Abends in dem Zustande bewußtloser Trunkenheit aufgefunden werden; es blieb daher nichts übrig, als den Morgen abzuwarten. Vor dem Justizpalaste war das Blutgerüst aufgeführt, auch von verstärkten Polizeiwachen umgeben; drinnen, in dem Armensünderstüblein, pflegte der Beichtvater seines heiligen, seines bittern Liebesamtes, der Scharfrichter, ungeduldig, besah abwechselnd sich des Schwertes Schneide und Rücken, indem kam der Cardinal, angethan mit einem kurzen rothen Mantel, umgeben von einem Gefolge von 40—50 berittenen Edelleuten, zu des Palastes Hauptthor. Wiederholt läßt er anklopfen, und, weil die wohlverschlossenen Thorflügel unbeweglich verharren, keiner zu öffnen sich anschickt, muß seiner Leute einer zur Münze eilen, daselbst zwei Hämmer zu entlehnen. Mit diesem Werkzeuge wurde das Einlaßpförtchen aufgeschlagen, und ab sitzen der Cardinal und seine Begleiter. Die Thür des Armensünderstübleins weicht ihrem Andrange; der zu ihrer Vertheidigung herbeieilende Kerkermeister — er war dem Cardinal persönlich bekannt — empfängt eine tödtliche Wunde, während der Verbrecher, hinabgeführt zum Hofe, den in Bereitschaft gehaltenen Wagen besteigt, und im Fluge nach Lormon, dem erzbischöflichen Schlosse, gelangt. Den unerhörten Hergang zu klagen, verfügt sich das Parlament in corpore zu dem Könige; Ludwig XIII., in dem Gefühle der verletzten Majestät, will, daß unnachsichtig Gerechtigkeit geübt werde, die Königin gibt ihrem Unwillen freien Lauf, Ubaldini selbst, der päpstliche Nuntius, kann nicht umhin, des Cardinals Verfahren laut zu misbilligen. Gegen diesen, gegen seinen Kreuzträger, gegen den Mörder des Kerkermeisters, gegen drei andere Junker, werden Verhaftsbefehle ausgefertigt. Zwei Huissiers, unter einer Bedeckung von 120 Mousquetaires, verfügen sich nach Lormon, um jene Befehle zu vollstrecken, aber der Cardinal, vorsichtig, war bei Zeiten nach Vaires geflüchtet. Mittlerweile ist der Nuntius beschäftigt, bei Hofe eine minder ungünstige

Stimmung zu erwecken. Drei Tage hindurch sollte das Urtheil unter Trompetenschall auf allen Kreuzstraßen und auf dem Hauptmarkte verkündigt werden, Ubaldini erlangt, daß es bei einer einfachen Verlesung, durch den Huissier an dem Portal des Bischofshofes vorgenommen, verbleibe. Das Parlament gedachte ein Contumacialverfahren einzuleiten, der Nuntius, in steigender Geschäftigkeit, setzte in dem geheimen Rathe durch, daß das Erkenntniß dem Parlament entzogen und an den heiligen Stuhl verwiesen werde. In Rom wurde, nach reiflicher Untersuchung, die Interdiction des Cardinals ausgesprochen, unabhängig von einer lettre de cachet, durch welche er von seinem Metropolitansitz verwiesen. Aber es vergingen wenige Monate, und es erfolgte die Zurücknahme von Interdiction und Verbannungsdecret; am 16. Mai 1616, „dans l'instant que je vous écris," des de Thou Worte, „il fait son entrée dans la ville de Bordeaux, prêt de commettre encore un pareil attentat, et de fouler aux pieds, si l'occasion s'en présente, la majesté royale, pour établir de plus en plus l'autorité du saint siège." Dieser letzte Strauß hat indessen, so scheint es, das Parlament, wie den Erzbischof, um das gegenseitige Verhältniß ihrer Kräfte belehrt, und der Prälat fand Muße, seine Thätigkeit einer minder bewegten, aber nützlichen Sphäre zuzuwenden. Ein wachsamer, umsichtiger, unermüdeter Seelenhirt, empfing er von den Päpsten Gregor XV. und Urban VIII. ehrende Zeugnisse. Die Synodalstatuten, durch ihn gegeben in dem Provincialconcilium von 1624, bestehen als ein unvergängliches Denkmal seines Eifers für kirchliche Disciplin. Die Provinz verdankt ihm die Einführung eines hochwichtigen Instituts. Gelegentlich einer Römerfahrt besuchte er in Avignon der Ursulinerinnen Haus, und der günstige Eindruck, den die ganze Einrichtung, vorzüglich die Lehrmethode, auf sein Gemüth übte, erweckte in ihm den Wunsch, seiner Diöcese eine ähnliche Pflanzschule christlicher Sitte zu bereiten. Unter seiner unmittelbaren Leitung errichteten zwei fromme Frauen, Franziska de Cazeres und Johanna de la Mercerye das Kloster der Ursulinerinnen in Bordeaux, das seine Radien weithin verbreitend, in überraschender Schnelligkeit das Haupt einer Congregation von mehr denn 100 Häusern geworden ist. Es hat auch der Cardinal dieser Congregation ihre Satzungen gegeben ao. 1617. Ebenso verdankt ihm der in der Gemeinnützigkeit der Zwecke mit den Ursulinerinnen wetteifernde Orden des Religieuses Filles de Nôtre-Dame großentheils seine Existenz, und hat von ihm die Ordensstifterin, die Marquise de Montferrant, am 1. Mai 1608 den Habit ihres Instituts empfangen. Indem die Bildungsanstalten des Ordens de Nôtre-Dame, wie der Ursulinerinnen vornehmlich den wohlhabendern Classen bestimmt, beschäftigte der Cardinal sich auf das Lebhafteste mit der Gründung einer Gesellschaft von Jungfrauen und Witwen, die einzig mit der Erziehung armer verlassener Waisen sich beschäftigen würde; bevor er aber diese Anstalt, des filles seculières de la société de St. Joseph pour le gouvernement des filles orphelines regelmäßig begründen konnte, wurde er von dem Tode ereilt, zu Bordeaux den 8. Jan. 1628. „Prélat de bonne et saincte vie, irrépréhensible en ses moeurs, et qui faisoit honneur à sa pourpre, autant par le mérite de ses vertus que par la splendeur de sa famille; pasteur vigilant en sa charge, et entier en ses actions. Au reste un esprit mal endurant ce qui se faisoit au préjudice de sa jurisdiction, et qui ne pouvoit souffrir que l'on mit au rabais la splendeur de l'Eglise. En un mot, resident libéral, devotieux et courageux," dieses sind die Züge, welche der Mercure français XIX, 929, dem Bilde des Cardinals leihet. Seine Leichenrede, gesprochen von Gilbert von Grimauld, dem Theologal am Dom, erschien im Drucke. (Bordeaux 1628.) Des Cardinals jüngster Bruder, Heinrich d'Escoubleau, geb. 1594, wurde 1623 auf den bischöflichen Stuhl von Maillezais, und 1628 zu dem Erzbisthume Bordeaux erhoben, nachdem er schon dem Bruder als Coadjutor beigegeben gewesen. Neben dem Erzbisthume besaß er noch die Abteien Royaumont, Preuilly und St. Jouien de Marnes, sammt dem am 14. Mai 1633 ihm verliehenen Commandeurkreuze des heiligen Geistordens. Aber nicht nur als Priester dem Herrn dienen, auch als Krieger glänzen wollte er, und wir finden ihn mit der Intendantur der Artillerie und der Direction des Verpflegwesens bekleidet bei der Belagerung von la Rochelle 1628, sowie 1629 gelegentlich des Zugs über die Alpen, in des Königs Gefolge. In der Absicht, um so schnelles Glück zu machen, „il s'étoit attaché inséparablement au premier mobile de la France, pour, dans le mouvement de ce ciel éminentissime, rouler désormais avec plus de sureté et d'éclat." Der Gunst Richelieu's verdankte er die Coadjutorie, wie nachmals das Erzbisthum, und wollen einige Geschichtschreiber, daß der allmächtige Minister, genau bekannt mit seines Schützlings Gemüthsart, ihn geflissentlich ausersehen habe, um einem Manne ähnlichen Sinnes, der in seinem Gouvernement Guyenne gleich einem unabhängigen Fürsten waltete, ein Gegengewicht aufzustellen. Ausgemacht bleibt es wenigstens, daß Epernon durch mancherlei Umtriebe die Erhebung des Bischofs von Maillezais zu dem Metropolitansitze von Aquitanien zu hintertreiben suchte, und es kann darum nicht befremden, wenn der Zwist zwischen Gouverneur und Erzbischof in dem Augenblicke, wo dieser von seiner Kirche Besitz nahm, aufloderte (Ende October 1633). Nach altem Brauche hatten die Juraten den Erzbischof bei seiner Landung an dem Ufer der Gironde zu empfangen und zu bewillkommnen. Das zu verhindern, ließ Epernon kurz vor des Prälaten Ankunft sie zu sich entbieten, und sie wurden unter mancherlei Vorwand zurückgehalten, bis der hohe Ankömmling in dem erzbischöflichen Hofe eingekehrt sein konnte. Sie entlassend, sagte Epernon: „nun möget Ihr dem Erzbischof Euere Huldigung darbringen, dafür ist es noch früh genug." Hingegen verhehlte der Erzbischof keineswegs sein Misvergnügen, daß er in seinem Palaste der Juraten Bewillkommnung empfangen müsse: „Euer Versehen wird in meinen Augen dadurch gemil-

bert, daß fremder Einfluß zu demselben Euch verleitete." Dieser vorläufigen Neckerei schloß sich unmittelbar der Zwist um den Fischmarkt la Elie an (s. den Art. Epernon). In seinem Unwillen um des Herzogs Handelsweise ließ der Erzbischof dem städtischen Procureur-syndic ein Notarialinstrument insinuiren, worin erzählt wird, daß an dem Tage, wo er dem Collegium der Juraten und den übrigen städtischen Beamten den herkömmlichen Schmaus anzurichten gehabt, seine Küchenofficianten durch des Herzogs Soldatesca von dem Fischmarkte verjagt worden seien, und am andern Tage, den 28. Oct., gab der Erzbischof vor dem Notar Dautriège zu Protokoll, „daß tagtäglich eine Anzahl Burschen in grünbraunen, mit weißen Kreuzen bezeichneten Röcken, die Zugänge des bischöflichen Hofes einnehmen, und die verschiedenen, daselbst ein- und ausgehenden Personen beobachten. Indem nun daraus sich ergibt, daß der Aufenthalt in der Stadt für Individuen geistlichen Standes nicht mehr sicher, indem man dem Klerus keine Gerechtigkeit angedeihen lassen will, und Procureur-syndic keinen Beruf, der Pflichten seines Amtes wahrzunehmen, verspürt, sprechen Se. erzbischöflichen Gnaden die Absicht aus, die fragliche Geistlichkeit einstweilen nach einem sicheren Orte zu versetzen, bis dahin durch Sr. Majestät Einschreiten die Furcht vor Gewaltthätigkeiten abgewendet sein wird; eine Absicht, so den oben genannten Herren Juraten, wie auch dem Generalprocurator mitzutheilen, mir zugleich aufgegeben ist." Sehr übel wurde diese verblümte Androhung eines Interdicts von den Juraten aufgenommen; in ihrem Namen entwarf der Professor Regent Laroque eine Erwiederung, die gar nicht stimmte zu der schmeichelhaften Rede, mit welcher derselbe Laroque, an der Spitze der Juraten, den Prälaten, bei dessen Eintritt in Bordeaux, empfangen hatte. Es rühmt u. a. die Replik die Höflichkeit der Kriegsknechte des Gouverneurs, sie spricht auch von angeblichen Insolenzen, um welche der Erzbischof Klage führe, und schließt mit der Drohung, einem allenfallsigen Interdict eine Appellation de abusu entgegenzusetzen. Nebenbei war in der Schrift des Herzogs Recht auf den Fischmarkt la Elie anerkannt. Von diesem bedenklichen Einschiebsel die Wirkung zu hintertreiben, erklärte der Erzbischof vor dem frühern Notar: „daß die Herren von Puy-Paulin niemals des ihnen zugeschriebenen Rechtes genossen haben, daß sie vielmehr des Erzstiftes Bordeaux Lehenträger sind." Wenig gibt Epernon auf diese Protestationen. Da der Erzbischof um seine Gardisten Klage geführt hat, befiehlt er, daß sein Lieutenant Naugas die Mannschaften dem Prälaten vorführe, damit derselbige die Schuldigen ermittle. Eben kehrte der Erzbischof zu Wagen, praecedente cruce, von einem Besuche in St. Michaelskirche zurück. Naugas gebietet, der Erzbischof untersagt dem Kutscher zu halten. Naugas läßt den Pferden in die Zügel fallen, tritt barhäuptig zu dem Kutschenschlage, versucht zu sprechen, indessen der Erzbischof, in dem Unwillen um eine neue Beleidigung, ihm das Gehör versagt, aus dem Wagen springt, und, die sich andrängende Menschenmasse durchschneidend, nach seinem Palaste gelangt. Wie Alles sich zugetragen, wird dem Herzoge berichtet, er wähnt, dem Erzbischofe sei bange geworden, und lacht herzlich ob der Beschämung seines Feindes. Viel anders verhielt es sich mit der Sache. Denselben Tag noch läßt der Erzbischof die Stiftscapitel von St. Andreas und von St. Surin, die sämmtlichen Pfarrer und Klostervorsteher der Stadt zusammenberufen. Denen trägt er das jüngste Ereigniß vor, und nach reiflicher Berathung wird einstimmig anerkannt, daß Naugas, nach Maßnahme des Kanons, „si quis suadente diabolo," der Excommunication verfallen ist. Doch soll, vor weitern Schritten, eine Deputation, vier Chorherren von jeder der beiden Stiftskirchen, die Pfarrherren zu St. Project und St. Remigien, der Karthäuserprior und der Guardian der Capuciner, an den Herzog abgesendet werden, um wo möglich irgend eine Genugthuung von ihm zu erlangen. Den Sprecher der Deputation, den Domtheologal, wähnt der Herzog zu schrecken durch die mehrmals wiederholte Frage: „Kennt Ihr mich, wer seid Ihr?" Der Theologal läßt sich in seinem Vortrage nicht stören, trägt im Auftrage der Klerisei alle die Beschwerden des Erzbischofs vor. Mehrmals wird er durch den Herzog unterbrochen, als der einzelne Thatsachen leugnet, andere zugibt. „Ich bin," fährt er fort, „dem Erzbischofe nichts schuldig. In meiner Würde, als Gouverneur, bin ich berechtigt, ihn zu mir zu entbieten. Wenn ich Euch Audienz ertheilte, so geschah das lediglich in Erwägung, daß Ihr Euch für der Klerisei Abgeordnete ausgabt." Dann fuhr er gegen den Erzbischof aus, und den Deputirten im Allgemeinen verwies er den an einer fremden Angelegenheit genommenen Antheil, während er dem Karthäuser und dem Capuciner drohte, sie bei ihren Obern zu verklagen. Die Deputation, nach dem Bischofshofe zurückgekommen, referirte, wiederum wird Raths gepflogen und schließlich beantragt, daß der Erzbischof diejenigen, welche ispo facto die Excommunication verwirkten, den Naugas nämlich und seine Büchsenschützen, auch formaliter excommuniciren möge. Die hiernach entworfene Sentenz wurde am 31. Oct. unterzeichnet, und heißt es darin: „Naugas, indem er den Stock erhob, um den Kutscher zum Stillhalten zu zwingen, und die Büchsenschützen, indem sie zum Degen griffen, äußerten ihre Verachtung für die erzbischöfliche Würde; hierdurch wurde der gesammte Klerus beleidigt, hierdurch sind die Immunitäten und Freiheiten der Metropolitankirche verletzt worden; der Angriff ist im hohen Grade beleidigend und schimpflich für das Oberhaupt des Provinzialklerus, nach der einstimmigen Beurtheilung von allen Kategorien des Säcular- und Regularklerus. Unmittelbar nach der Excommunicationsformel heißt es: „Und wiewol die Urheber des Angriffes in den gegenwärtigen Censuren einbegriffen sind, haben wir dennoch, in Erwägung der vielen Gläubigen, die in dem Dienste des Königs und der Provinz genöthigt mit ihnen zu verkehren, in dieser Erklärung und Belastung sie nicht ausdrücklich bezeichnen wollen, sondern ... wir verkündigen und verfügen für den kommenden Sonntag, 6. Nov., in St. Michaelskirche hiesiger Stadt ein 40stündiges Gebet,

darin für die Bekehrung der Sünder den himmlischen Beistand anzurufen, und wollen wir, diesem Gebete beizuwohnen, anburch die Gesammtheit des gläubigen Volkes ermahnt haben." Am Allerheiligentage wurde dieses Erkenntniß von sämmtlichen Pfarrkanzeln verkündigt, und schwer empfand Epernon die Beleidigung, welche ihm vermittels eines öffentlichen Gebetes für seine Bekehrung widerfahren sollte. Er vermeinte die Sache zu hintertreiben, indem er an dem festgesetzten Tage die Stadtpfarrer zu sich entbieten ließ, die Herren befragten sich aber bei dem Erzbischofe, und dieser untersagte ihnen, bei dem Gouverneur zu erscheinen, ehe und bevor der Gottesdienst abgehalten sein würde, und das zwar bei Strafe der Excommunication. Das 40stündige Gebet ging vor sich. Einer von des Herzogs Kapellanen, Coustansous, las Messe in der Franziskanerkirche, in Gegenwart der gebannten Gardisten. Er wurde interdicirt, appellirte an den Papst und verharrte in der Ausübung seiner priesterlichen Verrichtungen. In St. Andreasenkirche die Firmelung ertheilend, bemerkt der Erzbischof in seiner Nähe einige von Epernon's Gardisten; er stellt sie zur Rede und prahlerisch rühmen sie sich, zu des Naugas Gefolge zu gehören, daß der Erzbischof nicht umhin kann, sie der Kirche zu verweisen. Sie verweigern ihm den Gehorsam, der Prälat steht im Begriffe, die heilige Handlung zu unterbrechen, da vernimmt er des Volkes Zetergeschrei. Er erfaßt den Bischofsstab, tritt in feierlicher Haltung zu den Soldaten hin, und gebietet ihnen, die heilige Stätte zu verlassen; sie gehorchen. Bereits war die Sache bei dem Ministerium angebracht, für Richelieu erwünscht, als Gelegenheit, dem Übermüthigen eine heilsame Lehre beizubringen; er entsendet, als seinen Commissarius, Villemontée, den Intendanten von Poitou, nach Bordeaux. Villemontée befragt den Herzog, nimmt dessen Aussagen zu Protokoll, läßt ihn das Protokoll unterzeichnen. Epernon findet es zweckmäßig, den Erzbischof mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen, er fodert von einem Prälaten, der ihm seine Erhebung verdankt, von dem Bischof Philipp Cospean von Nantes, ein schriftliches Bedenken um den obwaltenden Zwist. Cospean, in Nantes von den in Bordeaux vorgefallenen Ereignissen einzig nach den von seinem Gönner empfangenen Berichten handelnd, findet in dem Verfahren des Gouverneurs selbst nicht den Schein eines Unrechts, rühmt des Naugas Ehrerbietigkeit, Bescheidenheit, ausgezeichnete Umsicht. Hingegen findet er das 40stündige Gebet höchst unpassend, und schier einer Entweihung des Heiligsten gleich; er ist der Meinung, daß der Herzog auf jedem gesetzlichen Wege Genugthuung für diese außerordentliche Beleidigung suchen möge. Den Kirchenvätern und den Satzungen des ersten Conciliums von Ephesus entlehnt er die Ansicht, daß man keinen, außer in dem Falle der unvermeidlichen Nothwendigkeit, und dann noch mit widerstrebendem und betrübtem Herzen, excommuniciren soll. Epernon hatte auch die Absicht, eine Versammlung der sämmtlichen Doctoren utriusque juris, denen Doctoren aus dem Regularklerus in großer Zahl sich anschließen sollten, zu veranstalten, allein die meisten achteten seiner Einladung nicht, wenngleich mehre die über Naugas und seine Carabins verhängte Excommunication für nichtig, skandalös und abusiv hielten. Zur Stunde wird ihr dem Machthaber zusagendes Gutachten gedruckt, in allen Straßen angeheftet, und bei dem Schalle zweier silbernen Trompeten durch die Juraten verkündigt. Dieses ereignete sich den 9.; den 18. Nov. wurde die bei dem Gouverneur abgehaltene Berathung in einer erzbischöflichen Sentenz als acephala, unerlaubt und schismatisch verurtheilt; indem sie von dem Geiste des Schwindels und des Irrthumes erfaßt gewesen, und nach allen ihren Äußerungen und Resultaten als ein Angriff auf die Autorität des heiligen Stuhls sich gestalte. „Höchlich beloben wir," so drückt die Sentenz sich ferner aus, „den Widerstand des P. Priors von der Karthause, der Benedictiner und der Comthure vom Orden de redemptione captivorum, als die zu solcher Versammlung berufen, unumwunden ihre Weigerung, in derselben zu erscheinen, aussprachen. Hingegen müssen wir im Allgemeinen die Führung aller derjenigen, welche unbedachtsam dazu sich einfanden, misbilligen, selbst, wenn sie der Abstimmung sich enthielten. Gleichwol lassen wir uns das Stillschweigen der großen Observanz, des P. Theophylaktus, von den Franziskanerrecollecten, und gewissermaßen auch der Discalceaten Karmeliten gefallen. Höchlich beloben wir die Standhaftigkeit und den Eifer des Karmelitenpriors, des P. Cheyron, der frei sich aussprechend, die Gültigkeit und Unumstößlichkeit der Censur behauptete; was aber die Brüder Andreas a St. Josepho, den Feuillantiner Archibald, den Dominikaner Naudinot, den Corrector der Paulaner, sowie dessen Socius Kaspar, Gregor, den Guardian der Capuciner, und dessen Socius, den Capuciner Fulgentius, betrifft, die verwegen und kühn ihre Stimmen gaben, den Samen, auf welchen Altar gegen Altar, Babel gegen Jerusalem erbaut werden soll, auszustreuen, so haben wir sie interdicirt, interdiciren sie auch anburch ....." Die Sentenz verfehlt auch nicht, herauszuheben, daß die Doctoren der drei Jesuitenhäuser, des Noviciats, des Collegiums und des Profeßhauses, gar nicht zu jener Versammlung berufen gewesen. Der Feuillantiner, der Dominikaner, die Capuciner und Paulaner, gegen welche die Sentenz geschleudert, protestirten am 25. Nov. vor Notar und Zeugen gegen die Interdiction, zugleich die vielen päpstlichen Bullen, wodurch ihr Orden sie von der Jurisdiction der Ordinarien befreiet, anführend, und die Prälaten, welche eine Verletzung solcher Privilegien sich erlauben würden, mit der Excommunication latae sententiae bedrohend. Das darum aufgenommene Instrument wurde, zusammt einer vollständigen Abschrift von der Exemptionsbulle Paul's V. dem Erzbischofe insinuirt. Sofort ließ derselbe die Interdicirten zu sich fodern, sie aber erbaten sich von dem Gouverneur, daß alle Zugänge des Bischofshofes mit Wachen bestellet würden; hiermit gedachten sie den Schein zu gewinnen, als habe die Gewalt sie verhindert, dem Rufe ihres Vorgesetzten Folge zu leisten. Am 10. Nov. hatte der Herzog eine Verordnung erlassen, wodurch Allen und Jeden unter-

sagt, irgend einer außerordentlichen Versammlung in dem erzbischöflichen Palaste beizuwohnen, indem man daselbst nur trachte, die Stadt in Unruhe und Verwirrung zu setzen. Allein die Franziskaner von der Observanz und von der Recollection, desgleichen die Jesuiten sollten von dem Verbote ausgenommen sein, in Betracht sie eben einer erzbischöflichen Congregation beiwohnten; im Übrigen wurde dem Hauptmann von der Stadtwache geboten, mit seinen Soldaten in den zu dem Bischofshofe führenden Straßen, und an den Thüren des Gebäudes selbst Posto zu fassen, „damit jede dergleichen Versammlung, die einzig und allein Aufruhr und Unruhe bezweckende Parteiungen und Monopolien im Schilde führt, hintertrieben werde." Unterrichtet, daß die Schützen von der Stadtguardia alle diejenigen, welche er zu sich gerufen, abweisen, bekleidet der Erzbischof sich mit den Pontificalien, und umgeben von Kaspar du Lude, dem Bischofe von Agen, und von mehren Geistlichen, geht er zu Fuße aus, um die Hauptstraßen der Stadt zu besuchen. „Herbei, mein Volk, die Freiheit der Kirche ist dahin!" soll er, nach einiger Berichte Zeugniß, zum öftern gerufen haben. Das Volk, einmal aufgeregt, schloß sich im Tumult seinem Oberhirten an. Grade befand sich Epernon in dem Capucinerkloster, und dahin verfügen sich die beiden Präsidenten Daffis und Lalane, um ihm von dem, was in den Straßen vorgeht, Nachricht zu geben. Eilends steigt er, begleitet von dem Grafen von Maillé und von dem Commandeur von Illière, zu Wagen; ihm folgt seine Garde, die brennende Lunte auf der Muskete. Dem Erzbischofe entgegen eilt der Zug, doch wird erst auf dem Andreasplatze jener eingeholt, als der eben im Begriffe, in seinen Palast einzukehren. Flüchtig entspringt dem Wagen der Herzog, und mit den Worten: „Da sind Sie ja, Unverschämter, der überall Unordnung anrichtet," erfaßt er gewaltsam des Prälaten Arm. „Ich thue meines Amtes," versetzt dieser, „Sie sind ein Schlingel," hebt wiederum der Herzog an, zugleich dem Prälaten Hut und Calotte, die beide zur Erde fallen, abreißend. „Sie sind ein Störenfried, ein Taugenichts, ein Ignorant. Ich weiß wahrlich nicht, was mich abhält, Sie zu meinen Füßen niederzulegen," und dazu fuhr er, mit der geschlossenen Faust, dem Prälaten abwechselnd nach Gesicht und Brust. Wie darauf der Erzbischof ihn excommunicirt, im Namen des allmächtigen, lebendigen Gottes, schreit der Herzog ihm zu: „Du lügst," und erhebt dazu drohend den Stock. „Schlag zu, Tyrann," spricht der Erzbischof; „so viele Hiebe, so viele Rosen und Lilien wirst du über mich ausschütten. Hau zu; so lange du des Königs Waffen trägst, hast du Gewalt über meinen Leichnam; aber meiner Seele, meines Geistes, meines Herzens bist du nicht mächtig, dieweil diese mir verliehen worden, auf daß ich mein Volk leite. Und nochmals verkündige ich dir, von wegen des lebendigen Gottes, daß du excommunicirt bist." Bei diesen Worten scheint des Herzogs Wuth sich zu verdoppeln, nicht mehr auf des Prälaten Brust, auf dessen Rücken will er seine Stockschläge fallen lassen, da wird er von dem Grafen von Maillé und von dem Commandeur zurückgehalten. „Das Kreuz ist meine einzige Waffe," wiederholt der Erzbischof, indessen der Herzog seinen Degen fodert. „Ohne deine Würde," brüllt dieser, „würde ich dich hier zur Stelle niederstoßen." Die Gardisten ziehen blank, und stürzen sich auf die nächsten Geistlichen und auf die dichten Volksmassen; ein naher Anverwandter des Erzbischofs, der Abbé von Gaucour, empfängt eine schwere Kopfwunde, der Kreuzträger wurde geprügelt, Stockschläge regneten auf den Kanonikus Moreau; dem Pfarrer und Promotor Fornier wurde durch eine Lunte der Bart in Brand gesteckt, unbeschadet der drei Hiebe, so ein anderer Schütze mit der Büchsengabel ihm versetzte. „Man ermordet meine Priester," wehklagte der Erzbischof, den jedoch der Commandeur dem Gedränge entreißt und in die Kirche schafft, ohne daß die Posten ihm das wehren, obgleich der Herzog wie ein Rasender schreit: „nicht dahinein, ein anderes Plätzchen will ich dir anweisen." Als endlich Epernon sich anschickt, das von dem Gegner geräumte Schlachtfeld ebenfalls zu verlassen, wird er den Bischof von Agen, in Rochet und Camail, ansichtig: „Und Sie, was machen Sie hier?" worauf der Bischof entgegnet, daß er seinen Metropolitan begleitet habe, und allein diesen suche; daß er übrigens einzig dem Könige Rechenschaft um seine Handlungen schulde. Den Dom hatte der Erzbischof kaum betreten, als er sofort Capitel ansagte, und es wurde von den versammelten Domherren einstimmig anerkannt, daß sowol der Herzog von Epernon, als seine Gardisten, ipso facto die Excommunication verwirkt hätten. Diese Sentenz wurde dem Volke durch den Erzbischof unmittelbar verkündigt, dann in Betracht der an der Kirchenthüre verübten Gewaltthätigkeiten, durch welche gewissermaßen das Heiligthum geschändet worden, erfaßte er das Hochwürdigste, um dasselbe processionaliter nach der Kapelle des Bischofshofes zu übertragen. Das Parlament konnte unmöglich jener Frevelscenen gleichgültiger Zuschauer bleiben. Daffis und andere Präsidenten, viele Räthe, beeilten sich, dem Erzbischofe aufzuwarten und ihm ihr Beileid, ihren Unwillen zu erkennen zu geben. In dieser Stimmung verharrend, versammelte sich schon am andern Morgen, unangesehen St. Martin's Messe, das Parlament zu außerordentlicher Sitzung. Zwei Präsidenten wurden abgeordnet, mit der Weisung, aus dem Bischofshofe nicht zu weichen, bis dahin die eine regelmäßige Blokade darstellenden Posten abgeführt sein würden. Gleichzeitig verfügten sich zwei Räthe zu dem Herzoge, um die Aufhebung dieser Blokade zu vermitteln und hiermit die Anzeige zu verbinden, daß das Parlament ohne Verletzung seiner Pflichten nicht unterlassen könne, höheren Ortes von den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit zu berichten. Da endlich begriff Epernon des Zwistes ganze Bedeutsamkeit. Er ließ die Posten abführen, er versuchte es, die Thatsachen zu entstellen, indem er das Gewaltthätige seines Verfahrens in milderem Lichte zeigte: „Ich begegnete," erzählte er den Deputirten, „auf der Straße dem Erzbischof. Er blieb, mir Rede stehend, bedeckten Hauptes, was mich veranlaßte, ihm den Hut abzunehmen, doch hat man ihm denselben sogleich wieder

eingehändigt. Die einzigen Worte sprach ich: Nicht wenig würden Sie sich freuen, wollte ich zuschlagen, aber viel zu sehr verehre ich Ihre Würde." Den andern Tag traten vor das abermals versammelte Parlament die Capitel von St. Andreas und von St. Surin, denen die Stadtpfarrer sich angeschlossen, um die Bestrafung des an ihrem Erzbischofe verübten Attentats zu beantragen. Durch Parlamentsbeschluß wurde die gesammte Geistlichkeit von Bordeaux unter des Königs Schutz und Salvaguardia gestellt, und vermittels Androhung der in den Ordonnanzen verhängten Strafen jegliche Mishandlung oder Verleumdung geistlicher Personen untersagt. Eine Untersuchung wird eingeleitet, unangesehen der Herzog, auf seine Pairwürde sich berufend, die Competenz des Hofes bestreitet und verlangt, daß die fragliche, rein persönliche Angelegenheit an das pariser Parlament verwiesen werde. An demselben 11. Nov. sprach in voller Versammlung der Welt- und Regulargeistlichkeit der Erzbischof die Excommunication über den Herzog, seine Officiere, die Soldaten von seiner Leibwache, über die Herren von Flamarens, Naugas, Campet, über den Advocaten Mantel, über Verduc, den Hauptmann von der Stadtguardia, aus. „Wir erklären und haben sie für excommunicirt erklärt, excommuniciren sie auch hiermit, und befehlen, daß sie in dieser Gestalt allem Volke bezeichnet werden, damit dasselbe sie, die von der Kirche ausgestoßenen Glieder, meide und fliehe; wir übergeben und überantworten, um mit den Worten des Apostels zu reden, ihren Leib an Satanas, in interitum carnis, ut spiritus salvus fiat; verkündigen, daß ihrer die Strafen warten, die den Söhnen Belial's und dem Verräther Judas bereitet gewesen, weniger nicht, daß sie den Qualen des ewigen Feuers verfallen, so sie nicht schleunigst zu Erkenntniß und Reue sich kehren." Nicht nur die Stadt Bordeaux, sondern auch das Städtchen Cadillac *), sollte der Interdiction unterliegen. „Weil aber das Parlament uns jegliche gesetzliche Hilfe zugesagt hat, so nehmen wir die Präsidenten, die Räthe, das Parquet von diesem allgemeinen Interdicte aus, und gestatten, daß täglich ein Mal in der Kapelle des Justizpalastes Messe gelesen werde." Ingleichen wurde St. Clarenkirchhof zu Bordeaux in soweit privilegirt, daß daselbst für die Dauer des Interdicts die Leichen ohne Unterschied beerdigt werden könnten. In der in die Sentenz eingewebten historischen Entwicklung des Sachbestandes, erzählt der Erzbischof selbst, „daß er grimmig angefallen, auf das Unverantwortlichste verunglimpft worden sei, daß er mehre Faust- und Stockschläge empfangen habe." Der Sentenz, „einer sichern, angeblichen, nichtigen und ungerechten Excommunication, so der Erzbischof von Bordeaux ohne allen Grund, ohne Befugniß und rechtmäßige Autorität, ingleichen der königlichen Machtvollkommenheit zu Eintrag, über mich ausgesprochen hat," setzte Epernon am andern Tage schon eine Appellation entgegen, als welche er „par devant les juges qu'il appartiendra," insinuiren ließ. Zu augenfällig, zu schreiend, war indessen sein Unrecht, als daß irgend eine Behörde auch nur einen Augenblick hätte zweifelhaft bleiben können, und in der kürzesten Frist gab durch vier verschiedene Schreiben der Monarch seinen Willen zu erkennen. Mittels des ersten empfing Epernon die Weisung, sich nach seinem Schlosse Plassac zu verfügen. In dem zweiten wurde der Erzbischof zu dem königlichen Hoflager gefodert, „sobald er den kirchlichen Zuständen der Stadt Bordeaux eine Richtung gegeben haben würde, vermittels deren die Einwohnerschaft den Trost der Religion empfangen und eines öffentlichen Gottesdienstes sich freuen könnte." Es war das eine Weisung, das Interdict zurückzunehmen. Außerdem wurde ein Cornet von den Garde-du-corps dem Erzbischofe zugeschickt, damit er in des Officiers Begleitung vollkommener Sicherheit für seine Reise genieße. In einem dritten Schreiben empfing das Parlament Kenntniß von den an den Erzbischof und den Gouverneur gerichteten Befehlen. Das vierte Schreiben, den Juraten bestimmt, misbilligte ihre Führung in dem Laufe des bedauerlichen Handels. Ohne Säumen eilte Epernon nach Plassac, um in diesem Winkel der Saintonge seine Beschämung zu verbergen, der Erzbischof aber löste am 30. Nov. das auf die Kirchen von Bordeaux geworfene Interdict, und trat demnächst seine Reise an. Zu Paris angelangt, erschien er am 5. Jan. 1634 vor einer Versammlung von 26 Erzbischöfen und Bischöfen, die präsidirt durch den Erzbischof von Bourges, und nachdem er ausführlich den Hergang berichtet, die Beweisstücke vorgelegt hatte, verlangte er schließlich feierliche Genugthuung für die ihm selbst, für die der Kirche angethane Unbilden. Hingegen erwiederte Epernon's Bevollmächtigter, der Abbé von St. Sivié, es habe sein Mandant die Angelegenheit dem Urtheile des Papstes, des Königs und des Cardinals von Richelieu anheimgestellt, indessen sei der Herzog bereit, falls die ehrwürdige Versammlung hiermit nicht befriedigt, auch ihrem Ausspruche sich zu unterwerfen, vorbehaltlich, daß ihm gestattet würde, durch die Production von Zeugen und Urkunden seine Rechtfertigung zu führen. Hiermit befriedigt, erwählte die Versammlung aus ihrer Mitte sieben Bischöfe als Untersuchungscommissarien, darunter, auf ausdrückliches Begehren des Erzbischofs von Bordeaux, jenen Bischof von Nantes, der so entschieden für Epernon sich ausgesprochen. Der Abbé von St. Sivié legte seine Urkunden, der Cardinal und der Herzog von la Valette trugen mündlich vor, was ihnen für die Vertheidigung ihres Vaters, des Herzogs von Epernon, zweckdienlich schien, und der Erzbischof von Bourges, als Referent, berichtete an die Versammlung, im Namen ihrer Commission, den 9. Jan. In der Sitzung vom 10. wurde beschlossen, daß der Klerus von Frankreich der Klage des Erzbischofs von Bordeaux beizutreten habe, und eine Deputation von vier Erzbischöfen und eilf Bischöfen begab sich zu dem König, um demselben das Resultat der Acten zu Füßen zu legen, sammt einer Punctation von 16 Artikeln, auf welchen der Klerus bestehen zu müssen glaube. Die erste dieser Foderungen bezweckte

*) Das von Epernon daselbst erbaute Prachtschloß dient heute als Zuchthaus.

die Bestrafung des an dem Erzbischofe von Bordeaux und seiner Geistlichkeit, wie auch an dem Bischofe von Agen verübten Attentats. Die zweite erbat sich eine Belehrung für die Nachwelt, in einem derselben zu überliefernden Denkzeichen jener Bestrafung. Die dritte handelte von den für die Bischöfe und den Klerus künftiger Zeiten zu stipulirenden Garantien. In der 16. wurde für eines zeitlichen Erzbischofs von Bordeaux Küche das Recht, auf dem Markt la Elie frische Fische einzuhandeln, in Anspruch genommen. Der König, um solche Eingabe zu beantworten, versicherte den Klerus seines unwandelbaren Schutzes, behielt sich aber vor, die Angelegenheit selbst in seinem Conseil revidiren zu lassen. Hingegen äußerte Richelieu sich für den Beklagten ungleich bedrohlicher, und es schien der Minister entschlossen, die Sache bis zum Äußersten zu verfolgen. Vielerlei Versuche wurden vorgenommen, ihn zu Nachsicht zu stimmen, er zeigte sich unzugänglich und unerbittlich. „Wahrlich," redete eines Tages der Bischof von Nantes ihm zu, „wahrlich, wenn die Genugthuung, so der Herzog von Epernon dem Erzbischofe bietet, von dem Teufel selbst unserm Herrgott geboten werden könnte, er würde Barmherzigkeit üben." Der Conseilbeschluß vom 31. März verhängte über die Juraten, über Naugas und Verduc, als vorläufige Bestrafung, die Absetzung, und sollte den beiden letzten, wegen verübter Gewaltthätigkeiten, noch absonderlich der Proceß gemacht werden. Ein zweiter Beschluß interdicirte den Herzog von Epernon in allen seinen Ämtern, und verfügte die Auflösung seiner Leibwache. Zum Äußersten war der Mann heruntergebracht, bevor noch ein Urtheil gesprochen. Da erfand der Herzog von la Valette in seiner Heirath mit einer nahen Anverwandten des Ministers ein Mittel, den Vater zu retten. Sofort machten in dem Conseil veränderte Ansichten sich geltend, und zu einer leeren Formalität sank die Frage um Lösung der Excommunication herab. Bereits hatte der heilige Vater, stets für den standhaften Verfechter der katholischen Interessen zu Nachsicht gestimmt, seinem Nuntius, dem Cardinal Bichi, die specielle Facultät verliehen, den Herzog zu absolviren oder absolviren zu lassen, doch fand Richelieu selbst unschicklich, daß irgend ein Prälat, außer dem Erzbischofe von Bordeaux, solche Facultät zu Anwendung bringen solle, ein Opfer mußte daher von dem stolzen Sünder gefodert werden. Um dieses möglich zu erleichtern, ließ der Cardinal sich die Mühe nicht verdrießen, den Gang der Ceremonie, bis zu den kleinsten Umständen herab, vorzuschreiben. Um das große Aufsehen in Bordeaux zu vermeiden, wählte man zum Schauplatze der bei verschlossenen Thüren, vel quasi, vorzunehmenden Handlung, die Schloßkapelle zu Coutras. Ein Commissarius, der Abbé de Coursan, überbrachte dem Erzbischofe das von dem Könige selbst unterzeichnete Programm der Absolution. Nach dessen Vorschrift hatte der Herzog einen anständigen Priester an den Erzbischof abzusenden, um demselben sein unendliches Leidwesen um das Vorgefallene zu bezeugen, und die Bestimmung eines Ortes, wo die Absolution gegeben werden könnte, zu erbitten. Dazu war dem Erzbischofe das Städtchen Coutras, und Tag und Datum angewiesen. Vier oder fünf Mitglieder des Parlaments, Präsidenten, wie Räthe, sollten von Bordeaux dahin sich begeben, damit Angesichts ihrer der Herzog sich die Lösung der durch ihn verwirkten Excommunication erbitte, und zwar mit dem ausdrücklichen Zusatze, daß er aufrichtigen Herzens bitte. Eine Garde sollte der Herzog nicht in seinem Gefolge haben, Cavalerie aber in der ihm beliebigen Anzahl. Zur Stunde sollte der Erzbischof die Absolution gewähren, in der durch den Nuntius vorzuschreibenden Form und Weise. Hierauf sollte ihm der Herzog einen Besuch abstatten, sich zu bedanken, und dabei den Wunsch zu äußern, künftig mit ihm in gutem Einverständnisse zu leben. Diesen Besuch sollte der Erzbischof erwiedern, zu demselben Wunsche sich bekennen, und nebenbei die Versicherung der vollständigsten Vergessenheit des ganzen Herganges aussprechen. In diesem letzten Besuche sollte der Herzog dem Erzbischofe die rechte Hand geben, und demnächst in Plassac seines Königs fernere Befehle abwarten. Zum Beschlusse war dem Abbé de Coursan aufgegeben, sich wiederum nach dem königlichen Hoflager zu begeben, um über die Fügsamkeit des Herzogs Bericht abzustatten. Nicht undeutlich erkennt man die Besorgniß um Excesse, deren im Verlaufe der feierlichen Handlung der Herzog sich schuldig machen könne, aber auch dem hochfahrenden Gemüthe des Erzbischofs mistraute der Hof. In einem Schreiben an den Prälaten äußert Richelieu: „Epernon wird von Ihnen die Absolution empfangen, Ihnen einen Besuch abstatten, in seinem Quartiere Ihnen die rechte Hand geben. Ich bitte Sie, dermaßen sich benehmen zu wollen, daß Jedermann Ihnen das Zeugniß geben müsse, Sie hätten es in nichts fehlen lassen. Weniger nicht beschwöre ich Sie, für die Zukunft dergestalt Ihre Handlungen bedenken zu wollen, daß, es möge was immer vorfallen, Ihnen das Unrecht nicht aufgebürdet werden könne. Dagegen verheiße ich Ihnen für alle Fälle, wo das Recht Ihnen zur Seite stehen wird, denselben Beistand, den Sie zeither bei mir gefunden." Es wurde diese Ermahnung nicht in allen Dingen beachtet, und überhaupt überbot in dem ferneren Verlaufe durch Geschmeidigkeit der Herzog beiweitem seinen Gegner. Als Epernon's Abgeordneter handelte Despruets, der Theologal von Lescar und nachmalige Bischof von St. Papoul. Der Erzbischof bestand darauf, daß das Gesuch um Absolution vor Notarius und Zeugen aufgenommen werde, und es erfüllte der Herzog diese Foderung in den submissesten Ausdrücken. Nicht minder wurde erzbischöflicher Seits durchgesetzt, daß vier Deputirte des Domcapitels, vier Deputirte des Collegiatstiftes zu St. Surin, vier Pfarrherren aus Bordeaux, der Ertheilung der Absolution beiwohnten. Das Geschäft wurde am 20. Sept. 1634 vorgenommen, nicht, wie die Vorschrift lautete, in der Schloßkapelle, sondern an dem Eingange der Pfarrkirche von Coutras, coram populo. So wollte es der Erzbischof, und der neuen Demüthigung unterwarf sich der Herzog, um desto sicherer den Hof zu versöhnen und einem übermüthigen Gegner zu schaden. An der Kirchenthür hatte der Erzbi-

schof sich niedergelassen, und noch einmal, bevor er die Worte der Absolution sprach, hielt er dem zu seinen Füßen knieenden Büßer das vollständige Gemälde der durch ihn erlittenen Unbilden und Vergewaltigungen vor. Ihn zu unterbrechen, fühlte Epernon einen Augenblick die Versuchung, doch besiegte Überlegung die Leidenschaft, daß der Prälat nach Herzenslust sich aussprechen konnte. Außer einer Wallfahrt zu drei verschiedenen Kapellen der heiligen Jungfrau, dem Herzoge als Buße auferlegt, hatte er drei Mal den Psalter, drei Mal das officium parvum der heiligen Jungfrau zu beten, unbeschadet der anderweitigen, von dem Nuntius ihm aufgegebenen Pönitenz. Die Besuche, welche nach der kirchlichen Handlung Erzbischof und Herzog wechselten, bewegten sich in starrer Kälte, und man trennte sich in erhöhter Erbitterung, doch mit dem gegenseitigen Vorsatze, sie nicht zu Unzeit ausbrechen zu lassen. Der Herzog begab sich nach Plassac, der Erzbischof nach Bordeaux zurück, der Abbé de Coursan trug seinen Bericht nach Hofe. Nicht nur, daß derselbe im Allgemeinen dem Herzoge günstiger, es referirte auch der Abbé pünktlich um alle die Ausbrüche von Unwillen, die in der Lage des Erzbischofs allerdings verzeihlich scheinen konnten. Der Cardinal hielt es für seine Schuldigkeit, abermals eine lange, warnende Epistel an seinen Schützling ergehen zu lassen: „Sie werden sich erinnern, wie oft ich Sie ermahnt habe, Ihren Geist und Ihre Zunge vor Übereilung zu wahren. Stets habe ich in diesen beiden Facultäten Ihre gefährlichsten Feinde erkannt, ich gestehe aber ohne Hehl, daß ich grade jetzt von denselben mehr, als zu irgend einer andern Zeit fürchte. Ich beschwöre Sie, um Ihrer selbst willen, thun Sie sich Gewalt an!“ Der König, verletzt, daß seinen Befehlen nicht pünktlicher gelebt worden, untersagte sogar dem Erzbischofe den Hof, doch muß diese Ungnade nur vorübergehend gewesen sein, denn zu Anfange des J. 1635 präsidirte Sourdis die Versammlung des Klerus, und im August 1636 schiffte er, Intendant und Chef du conseil de la marine, sich auf der Flotte ein, welche bestimmt, die Spanier von den Inseln St. Marguerite und Lerins zu vertreiben. Die Unternehmung wurde vereitelt durch einen Rangstreit des Grafen von Harcourt und des Marschalls von Vitry, deren keiner dem andern das Commando der Landungstruppen überlassen wollte, und wie der Erzbischof, von seinen Vollmachten als Intendant Gebrauch machend, versuchte, durch ein entscheidendes Wort den Zwist zu schlichten, empfing er von dem Marschall einen Stockstreich (den 8. Dec. 1636). Er beherrschte sich, die Flotte kehrte nach dem Hafen zurück, die Truppen gingen nach Hause, und erst am 28. März 1637 konnte die Landung auf St. Marguerite bewerkstelligt werden. Als die Spanier überwältigt, der Marschall nicht weiter nothwendig, traf ihn die Rache des Hofes; er wurde eingezogen, und bis zu Richelieu's Tod in der Bastille gefangen gehalten, während der Erzbischof die Angelegenheiten der Provence ordnete, und selbst die Aussicht gewann, in deren Gouvernement der Nachfolger des Marschalls von Vitry zu werden. Im J. 1638 befehligte der Erzbischof die Flotte, welche dem Prinzen von Condé für die Eroberung von Fuenterabia beigegeben. Sie zählte, Fregatten und Brander eingerechnet, 60 Segel. Als sie, Anfangs August, die Küste von Guipuscoa heimsuchte, stellte sich ihr eine Flotte entgegen, die ursprünglich nur bestimmt gewesen, Verstärkung in die belagerte Stadt zu bringen. Nach einer Reihe unerheblicher Manoeuvres benutzten die Franzosen den plötzlich günstig gewordenen Wind zu einem Angriffe auf des Feindes 14 große, im Angesichte von Guetaria aufgestellte Schiffe (den 22. Aug.). Von den Standbatterien unterstützt, setzten die Spanier entschlossenen Widerstand entgegen, und schwerlich würde der Erzbischof viel Ehre eingelegt haben ohne die Beihilfe seiner Brander. Diese, durch den Wind mitten unter die Spanier getrieben, entwickelten die verderblichste Wirksamkeit. Nicht nur die Schiffe, sammt deren Bemannung, sondern auch die zwei darauf vertheilten, alten castilianischen Regimenter wurden von den Flammen verzehrt, und Richelieu berechnet den Verlust der Spanier zu 14 großen und 3 kleinen Schiffen, sowie die Stärke der beiden verunglückten Regimenter zu 3000 Mann, während die Franzosen nur 200 Mann verloren haben sollen. Der Fall von Fuenterabia schien ungezweifelt, und hiervon in eingebildeter Gewißheit wollte der Erzbischof nicht weiter mit der Hut des Hafens de los Passages sich befassen, vielmehr, bei den Operationen der Landarmee sich betheiligend, auf diesem Felde neue Lorberen pflücken. Die Flotte, gab er dem Prinzen zu bedenken, sei an jener Stelle überflüssig, indem die Spanier mit den wenigen ihnen gebliebenen Schiffen etwas vorzunehmen, unvermögend. Getrost könne man die Flotte vor der Mündung der Bidassoa ankern lassen. Diese Betrachtungen leuchteten dem Prinzen ein, welchen die Begierde, ungesäumt in Fuenterabia einzuziehen, beherrschte, und wider den Rath erfahrener Officiere zog er die 4000 Mann, welche die Postirungen um den Hafen de los Passages innegehabt, an sich. Solcher Fehler wurde alsbald von dem feindlichen Feldherrn, von dem Almirante von Castilien, benutzt, dem ein zweites Versehen, von dem Herzoge von la Valette verschuldet, Muße verschaffte, den Entsatz zu bewerkstelligen. Der Herzog nämlich, zum Sturme auf die Bresche commandirt, verlor in unnützer Zögerung einen ganzen Tag; in der Ungeduld um solche Versäumniß setzte der Prinz an des la Valette Stelle den Erzbischof von Bordeaux, und wie dieser den 7. Sept. zum Sturme sich bereitete, zog unversehens das kleine Heer der Spanier zum Angriffe heran, dessen unmittelbare Folge die schimpflichste Flucht der Franzosen war. Reichlicher Tadel traf die Generale, durch welche solcher Schimpf herbeigeführt worden, aber dem Rufe eines Seehelden, den nun ein Mal der Erzbischof erworben, that das Ereigniß keinen Eintrag, und wiederum befehligte er 1639 die Flotte, die den spanischen Admiral Oquendo in dem Hafen von Coruña festzuhalten, angewiesen war. Wie die Ausrüstung der Schiffe seine ganze Thätigkeit in Anspruch genommen hatte, so entwickelte er nicht mindere Thätigkeit, den Feind durch fortgesetzte Angriffe und Kanonaden zu be-

unruhigen. Ausgerichtet hatte er aber wenig, als ein gewaltiger Sturm ihn nöthigte, in dem Hafen von Belleisle Zuflucht zu suchen; wie er, nach Ausbesserung des erlittenen Schadens, seine Station vor Coruña wieder einzunehmen kam, mußte er gewahren, daß die feindliche Flotte bereits zu ihrer fernern Bestimmung abgegangen sei. Für diese Täuschung gedachte er 1640 im Mittelmeer Entschädigung zu finden, vornehmlich in einer gegen das Königreich Neapel gerichteten Expedition. Um dieselbe zu erleichtern, waren in jenem Lande Verbindungen, namentlich mit dem Fürsten von Sanzo, einem unternehmenden jungen Manne, angeknüpft worden. Den Faden der Correspondenz hielt der Erzbischof, und selbst nachdem sie durch des Fürsten Hinrichtung abgebrochen, blieb der Erzbischof, und gleich sehr das Ministerium, entschlossen, das Unternehmen fortzusetzen. Langsam an der Küste von Ligurien sich hinaufziehend, wollte Sourdis vor Allem den spanischen Admiral, den Herzog von Ferrandina, in ein Treffen verwickeln, der aber, um einer unwiderstehlichen Übermacht zu entgehen, seine Flotte in zwei Geschwader auflöste, und das eine nach Cartagena entsendete, mit dem andern in dem Hafen von Neapel sich barg. In diesem Hafen die feindlichen Schiffe verbrennen zu wollen, ließ der Erzbischof sich beigehen, wie deutlich auch der Chevalier de Forbin ihm die Vermessenheit, mit seinen wenigen Schiffen die Küsten eines feindlichen Landes zu berühren, auseinandersetzte. Ohne zu beachten, daß, von Unwillen ergriffen, Forbin mit seinen Galeeren die Heimfahrt nach Marseille antrat, zeigte sich der Erzbischof im halben September Angesichts Neapels. Allein es hatte der Vicekönig seine Rüstungen beendigt, die Misvergnügten, des Anführers beraubt und eingeschüchtert, blieben unbeweglich, und zu einer Landung oder Belagerung fühlte Sourdis sich zu schwach. Einzig dasjenige, das von der Ladung dreier, in dem Hafen von Baja aufgebrachter, englischer Schiffe noch nicht geborgen war, fiel ihm zur Beute, die noch dazu, bei dem hartnäckigen Widerstande der Engländer, mit schwerem Verluste an Menschen zu erkaufen. Folgenreichere Thätigkeit entwickelte der Erzbischof in dem nächsten Feldzuge, wenngleich sein Operationsplan, mit der Bezwingung von Collioure anhebend und mit jener von Perpignan die Unterwerfung der Landschaft Roussillon besiegelnd, den französischen Waffen zu großem Nachtheile, verworfen wurde, hauptsächlich weil der Staatssecretair Desnoyers des Erzbischofs persönlicher Feind war. Vielmehr sollten alle Anstrengungen gegen Tarragona gewendet werden. Einem höhern Willen seine bessere Einsicht unterordnend, ging Sourdis unter Segel, zuerst das Vorgebirge von Quiers einzunehmen, dann, nachdem er des Herzogs von Ferrandina Galeerenflotte aus dem Hafen von Roses vertrieben, mit 16 Linienschiffen und 14 Galeeren die weitere Fahrt gen Barcelona anzutreten, und daselbst die in Frankreich zusammengebrachten Lebensmittel abzusetzen. Auf diesem Zuge stießen ihm, den 27. März, fünf Schiffe auf, die mit mancherlei Nothwendigkeiten für die Besatzungen von Roses, Perpignan und Collioure beladen, unangesehen der feindlichen Überlegenheit, mit einer Kühnheit sonder Gleichen das Treffen aufnahmen und in unerhörter Weise bestanden, bis die letzte Möglichkeit eines Widerstandes ihnen benommen. Als nicht gestrichen, sondern zu Boden geschossen die Segel, fanden sich mehre der französischen Schiffe so übel zugerichtet, daß, um den Schaden zu bessern, die ganze Flotte in den Hafen von Cadaques einlaufen mußte. Da wurde gemeldet, es kreuzten in der Nähe, als Küstenbewahrer, zwei Galeeren; gegen diese schickt Sourdis fünf der seinen aus, und die Spanier werden am 28. mit Tagesanbruch so unversehens überfallen, daß alle Mittel der Gegenwehr ihnen benommen. Bei den elenden Umständen der spanischen Marine war der Verlust von sieben Galeeren ein ungeheueres Unglück, für welches in der unverzeihlichen Langsamkeit der Bewegungen des französischen Landheeres nur unvollkommener Ersatz gefunden werden konnte. Denn obgleich la Mothe-Houdancourt erst am 14. Mai Salo und Constantino, beide unentbehrlich für die Belagerung von Tarragona, occupirte, während der Erzbischof schon seit dem 4. mit 18 Galeeren und 23 Kriegsschiffen die Rhede von Tarragona beherrschte, so ward gleichwol die Einschließung der Stadt in kurzer Frist so vollständig bewerkstelligt, daß, bei der Schwäche des spanischen Landheeres, jeder Gedanke an die Möglichkeit eines Entsatzes verschwand. Die Erhaltung jener Stadt, von welcher das Schicksal der Monarchie abzuhängen schien, beruhte demnach einzig auf der Flotte, die, menschlichem Ansehen nach, die letzte Anstrengung, zu welcher Spanien befähigt, bei Alfacques vereinigt lag. Bevor er sie der Tücke des Schicksals aussetzte, hielt der Admiral, der Herzog von Ferrandina, Kriegsrath um die wichtige Frage, ob überhaupt eine Möglichkeit, der französischen Flotte entgegenzutreten. Alle Befehlshaber, den einzigen Gianettino Doria ausgenommen, erachteten es eine Thorheit, wenn man blos mit Galeeren eine Flotte, gleich jener des Erzbischofs zusammengesetzt, bestreiten wolle. Der Hof entschied sich für des Doria Meinung, das ungeheuere Wagstück zu fodern, und die Flotte, 41 Galeeren, von denen 8 der Genueser lediglich mit Kriegsbedarf für Tarragona befrachtet, zeigte sich am 4. Juli mit Tagesanbruch, Angesichts der belagerten Stadt. Zeitig von ihrer Annäherung unterrichtet, hatte Sourdis die Nacht zu einer höchst vortheilhaften Aufstellung seiner Schiffe benutzt, während die spanischen Galeeren, großentheils von unerfahrenen Officieren geführt, und mit Bisoños besetzt, bei den ersten Bewegungen in heillose Unordnung geriethen. Die meisten wurden durch das fürchterliche Feuer der Franzosen schwer beschädigt, verschiedene in Grund geschossen, drei, indem sie Rettung suchten, liefen auf in dem Hafen selbst. Minder unglücklich erreichten denselben wohlbehalten die genuesischen Galeeren, und hätte ihre Ladung der erschöpften Besatzung ein wohlthätiges Labsal werden mögen, aber es verzögerte sich das Ausladen: von der einfallenden Nacht begünstigt, legten die Franzosen sich dicht an des Hafens Eingang, und in der größten Bequemlichkeit richteten sie ihr Feuer gegen die Galeeren, daß erst die darauf vertheilten Soldaten, demnächst die Ruderknechte entlaufen mußten, worauf

sodann die verlassenen Fahrzeuge zu Trümmern geschossen wurden, mit Ausnahme der St. Eulalia, deren Capitain, der Malteserritter Don Emanuel Meca, seine Leute vom Ausreißen abzuhalten gewußt hatte. Der anbrechende Morgen offenbarte einen Anblick, der einer ausgehungerten Besatzung von allen der schrecklichste sein mußte; auf dem Ufer zerstreute Schiffstrümmer, Kisten, Ballen, Waffen, Ruder, von den Wellen herumgetrieben oder dem Lande zugeworfen, Leichen und Verstümmelte. Vom Glücke trunken ging sogleich wieder der Erzbischof unter Segel, um nochmals bei Tamarit die spanische Flotte anzugreifen, und kümmerlich fand Ferrandina die Zeit, mit seinen Galeeren den Hafen zu verlassen, als im Augenblicke der höchsten Noth der Wind umschlug und die Franzosen nöthigte, auf den beabsichtigten Angriff zu verzichten. Nichtsdestoweniger schien Tarragona, zumal der heldenmüthige Vertheidiger, der Contestabile Colonna, tödtlich erkrankte, unrettbar verloren, als das Volk von Castilien, in seiner Ausdauer unüberwindlich, nochmals die Unmöglichkeit meisterte, und wie durch Zauber die Flotte schuf, welche am 20. Aug. 1641 auf der Höhe von Tarragona erblickt wurde. Eilig ließ der Erzbischof die Segel lichten, um seinen Gegnern den Wind abzugewinnen, aber in dem verunglückten Manoeuvre gab er eine Blöße, welche benutzend die Proviantschiffe der Spanier den Hafen erreichten, indessen eine Anzahl Galeeren aus demselben entschlüpfte, der Hauptflotte eine willkommene Verstärkung. Denn es gestaltete sich, unangesehen derselben, die mit ihrem Eintreffen beginnende Action zu einer der hartnäckigsten des ganzen Krieges, bis nach vier heißen Stunden der Erzbischof das Zeichen zum Rückzuge gab. Es wurde derselbe in guter Ordnung vollbracht, und Jedermann versah sich für den andern Tag eines erneuerten und hartnäckigern Streites. Aber die Erwartung täuschte; sei es, daß des Admirals guter Wille durch die eingetretene Windstille gelähmt worden, sei es, daß, alle seine bisherigen Erfolge der Überlegenheit seiner Streitkräfte verdankend, er Bedenken trug, sich mit dem gleich starken Feinde einzulassen, sei es endlich in Folge der Meldung, daß noch an demselben 20. Aug. la Mothe mit dem Landheere den Rückzug gen Montblanc angetreten habe, Sourdis trat die Heimfahrt an, bis über Barcelona hinaus begleitet, doch nicht angefochten durch die feindlichen Galeeren. Unter einem Minister, der gewohnt, seine Diener einzig nach dem Erfolge zu beurtheilen, konnte er um sein Geschick, auch wenn la Mothe jeglicher Einwirkung sich enthalten hätte, nicht den mindesten Zweifel hegen. Er fiel in Ungnade, und starb darin zu Auteuil, zwischen Paris und St. Cloud, den 18. Juni 1645. Eine prächtige Leichenfeier veranstaltete ihm zu Ehren der Klerus in der Kirche des grands Augustins zu Paris. Die Leichenrede, gesprochen von Denis de la Barde, dem Bischofe von St. Brieuc, erschien im Drucke Paris 1646. Des Prälaten Herz, das stolze, unbeugsame Herz, wurde in der Pfarrkirche zu Jouy-en-Josas, bei Versailles, beigesetzt. Daselbst, in der Familienbesitzung, welche in unsern Tagen Oberkampf mit seinen Fabrikanlagen bedeckte, hat der Erzbischof ein Monument, unbeschadet demjenigen, das er, eine fromme Absicht des verewigten Bruders verwirklichend, sich selbst gesetzt hat in der Société des Soeurs de St. Joseph pour le gouvernement des Orphelines. Der Stiftungsbrief ist vom 16. Juni 1638. Von des Cardinals und des Erzbischofs beiden weltlichen Brüdern starb der ältere, Virginal, Marquis von Alluye, Graf von la Chapelle, in der Blüthe der Jahre, ohne Kinder zu haben aus seiner Ehe mit Katharina Hurault. Der jüngere hingegen, Karl d'Escoubleau Marquis von Sourdis und Alluye, Mestre-de-camp der Cavalerie legère de France, Maréchal-de-camp, Gouverneur von Orléanais, Chartrain und Blaisois, Conseiller d'état d'épée und Ritter des heiligen Geistordens, gest. den 21. Dec. 1666, hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft aus seiner Ehe mit Johanna von Montluc, Gräfin von Carmaing, Prinzessin von Chabanois, Frau auf Montesquiou und St. Felix, gest. den 2. Mai 1657, obgleich sein ältester Sohn, Franz von Escoubleau, Marquis von Alluye, in der Belagerung von Renty (August 1637) den Tod gefunden hatte. Denn es überlebten den Vater die Söhne Paul, Heinrich und Franz. Paul, Marquis von Alluye und Sourdis, Gouverneur von Orléanais, Chartrain und Blaisois, starb den 6. Jan. 1690, ohne Kinder zu haben aus seiner Ehe mit Benigna von Meaux du Fouilloux. Ebenso starb Heinrich von Escoubleau, Graf von Montluc, den 6. Juni 1712, ohne Kinder, wiewol er mit Margaretha le Lièvre verheirathet gewesen. Franz endlich, viele Jahre unter dem Namen des Chevalier de Sourdis bekannt, hatte, als nachgeborener Sohn, dem Waffenhandwerke sich gewidmet, auch darin Aufsehen erregt, wie der Sevigné Erzählung von seiner Aufnahme in den heiligen Geistorden andeutet: „Vous apprendrez aujourd'hui (3. Dec. 1688), que le roi nomma hier 74 chevaliers du Saint-Esprit, dont je vous envoie la liste. Après que les 73 eurent été remplis, le roi se souvint du chevalier de Sourdis, qu'il avoit oublié; il redemanda la liste, il rassembla le chapitre, et dit qu'il alloit faire une chose contre l'ordre, parce qu'il y auroit cent et un chevalier; mais qu'il croyoit qu'on trouveroit, comme lui, qu'il n'y avoit pas moyen d'oublier M. de Sourdis, et qu'il méritoit bien ce passedroit: voilà un oubli bien obligeant." Wenige Monate nach dieser ehrenden Auszeichnung erlitt jedoch der Chevalier auf dem Rückzuge aus Neuß bedeutende Einbuße, und wäre, ohne des Marquis de Castries Festigkeit, sein Fußvolk verloren gewesen. Der Chevalier, oder, wie er im reifern Alter hieß, der Graf von Sourdis, starb als Gouverneur der Stadt Orléans, und der Landschaften Orléanais und Chartrain, als Schloß- und Jagdhauptmann zu Amboise, als Commandant von Guyenne und Gouverneur der Stadt Bordeaux, auf seinem Gute in Agenois zu Gaujac, den 21. Sept. 1707. Besagtes Gut hatte er, sammt dem nicht weit entlegenen Estrillac in der Lomagne erworben. Vermählt mit Charlotte von Beziade hinterließ er die einzige Tochter Angelica von Escou-

bleau, welche am 24. März 1702 dem Marquis von St. Pouange, Franz Gilbert Colbert, angetraut worden ist. Ihres Oheims, des Grafen Heinrich von Montluc, Erbin, zog sie es jedoch vor, auf die schwer verschuldete Erbschaft zu verzichten und vielmehr als Gläubigerin zu handeln, wodurch es ihr dann glückte, für ihre Kinder die Herrschaft Montdoubleau und das Fürstenthum Chabanois zu retten. (*v. Stramberg.*)

ESCOUBOUS (der), Binnensee im Departement der oberen Pyrenäen, liegt 6996 Fuß über dem Meeresspiegel im Thale von Barrèges, ist von steilen Granitfelsen umgeben und nimmt die Gewässer von zwölf weiter südlich gelegenen Seen, und unter diesen die des lac noir (schwarzer See), auf, dessen Wasser, sowie die darin befindlichen Forellen, schwärzlich sind. (Nach Expilly.) (*Fischer.*)

ESCUDO DE VERAGUA, 1) eine kleine Insel an der Küste von Veragua in Neu-Granada, unter 8° nördl. Br. gelegen; 2) ein Fluß in demselben Staate. (*Eiselen.*)

ESCUINTLA, ehemals Esquinte peque, eine Provinz des Staates Guatemala in Mittelamerika, liegt an dem großen Ocean, von 14° 25′ bis 15° 3′ nördl. Br., 400 □Meilen groß und von ungefähr 40,000 Menschen bewohnt, wovon die Hälfte spanisch redende Indianer sein sollen. Die Küste erhebt sich amphitheatralisch, ist außerordentlich heiß, hat aber vortreffliche Früchte, besonders Bananen, Ananas und Amomen, und besitzt an der Mündung des Flusses Guacalat eine gute Rhede. Die Hauptstadt hat denselben Namen, liegt 14° 15′ nördl. Br. und 285° 48′ L., hat 3000 Einwohner und eine prachtvolle Metropolitankirche. (*Eiselen.*)

Esculus, s. Äsculus.

ESCUROLLES, kleine Stadt im französischen Departement des Allier (Bourbonnois), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Gannat, liegt zwei Lieues von dieser Stadt entfernt, auf dem rechten Ufer des Andelot, ist der Sitz eines Friedensgerichtes, sowie eines Einregistrirungsamtes, und hat eine Pfarrkirche und 1124 Einwohner, welche einen Jahrmarkt unterhalten. — Der Canton Escurolles enthält in 15 Gemeinden 12,421 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESCUS, angelsächsisch Aesc, König von Kent, war ein Sohn des berühmten Heerführers der Sachsen, Hengest. Als dieser, der den Plan zur Eroberung Britanniens gefaßt hatte, von seinem Vater Witigisil in Teutschland Verstärkung verlangte, rüstete derselbe Kriegsvolk und 16 große Fahrzeuge aus und ließ seinen Enkel Escus an der Heerfahrt Theil nehmen. So kam Escus ungefähr um das J. 450 nach Britannien. Nachdem sein Vatersbruder Horsa in der Schlacht von Ägelesford [1]) 455 in dem Lande Kent gefallen war, erhielten seine Nachfolger, Hengest und dessen Sohn Escus, das Reich. Diese beiden fochten im J. 457 an dem Orte, der Creccanford [2]) genannt ward, wider die Briten, und erschlugen fünf Anführer; dann verließen die Briten Kentland und flohen unter großer Furcht nach London. Hengest und Escus fochten im J. 461 wider die Wealen bei Wippedesfleoth [3]) und schlugen dort zwölf wälische Eoldormen (Fürsten). Ebenfalls wider die Wealen fochten Hengest und Escus im J. 469 und machten unermeßliche Beute, und die Wealen flohen vor ihnen, wie vor Feuer. Nachdem Ella, ein sächsischer Heerführer, im J. 487 durch Ambrosius Aurelianus, der den Kaisertitel angenommen, eine große Niederlage erlitten hatte, ward Escus nach Norden dem Octa und Ebusa, welche sich von den Briten in die Enge getrieben sahen, zu Hilfe geschickt. Aber sobald Escus den Tod seines Vaters Hengest, welcher sich 488 ereignete, erfuhr, eilte er in das Königreich Kent, um es in Besitz zu nehmen, und war 24 Jahre [4]) König der Kenter. Indessen hatte Ambrosius, welcher sich seinen Sieg über Ella zu Nutze gemacht, London, Winchester und Lincoln wieder eingenommen. Escus, welcher den Eroberungsgeist und, wie man vermuthet, auch die übrigen Eigenschaften seines Vaters nicht hatte, gab sich keine Mühe, diese drei Plätze wieder zu erlangen. Daß es ihm aber nicht an Talent fehlte, läßt sich mit Sicherheit daraus schließen, daß er sich unter jenen verwickelten und schwierigen Verhältnissen bis zu seinem Tode, welcher sich im J. 512 ereignete, auf dem Throne von Kent behauptete, und er ist darum auch besonders merkwürdig, daß er allen Königen von Kent, seinen Nachkommen und Nachfolgern, von seinem Namen den patronymischen Namen hinterlassen. Sie wurden nämlich Escingier genannt. Ihm folgte zunächst sein Sohn Octa auf dem Throne von Kent. (*Ferd. Wachter.*)

ESDRELOM oder ESDRELON, ist eine spätere Form des Namens Jisreel oder Jesreel. Von dieser berühmten Ebene ist sowol in dem Art. Jesreel, 2. Sect. 15. Th. S. 408, als in dem Art. Palästina, 3. Sect. 9. Th. S. 345, des Weitern die Rede gewesen. Nachträglich verweisen wir hier auf die seitdem bekannt gewordenen Untersuchungen dieser Ebene durch Ed. Robinson und Smith. Man s. Robinson's Palästina. 3. Bd. S. 393 fg. 456 fg. (*E. Rödiger.*)

Esdud, s. Azotus.

ES DUR (mi bémol majeur, der letzte Ausdruck bezeichnet im Französischen alle Durtonarten, der großen Terz wegen), oder das harte, bestimmte Tongeschlecht, mit dem Männlichen vergleichbar, dessen Grundton oder Tonica Es ist. Da nun alle Durtonarten nach dem Vorbilde von C-dur, als der Normaltonleiter, völlig gleiche Stufenverhältnisse erhalten müssen, sodaß im Aufsteigen der dritte Leiterton zum vierten und der siebente zum achten ein chromatischer oder ein sogenannter Halbton werden muß, so folgt, daß sich mit jedem veränderten Grundton auch die Vorzeichnung in etwas verändern muß, weil nur dadurch das gleiche, mit C-dur vollkommen übereinstimmende, Verhältniß der Leiterstufen hergestellt werden kann. Das zusammenhangende Fortschritts-

1) Jetzt Aylesford. 2) Jetzt Crayford.

3) Man vermuthet darunter Ipswich in Suffolk. 4) Angelsächsische Chronik bei Leibnitz, Scriptt. Rer. Brunsvic. Tom. I. p. 47. 48.

verhältniß zeigt sich in Quinten. Sind die Bee Erniedrigungszeichen, so müssen auch die Quinten abwärts genommen werden. Mit jeder fallenden Quinte tritt eine neue b-Vorzeichnung ein, durch welche immer eine ganz gleiche Skala herauskommt. Auch die Vorzeichnungen vermehren sich in Quinten. Ist die Unterquinte von C, als dem Normaltone, F, so erhält dieses das erste B der Vorzeichnung. Diese hinzugefügte Vorzeichnung gibt allemal die tiefere nächste Quinte. Wird also B Grundton, muß ein neues b um eine Quinte tiefer dazu gesetzt werden, also Es. Dieses Es zur Tonica gemacht, erhält folglich in der Vorzeichnung noch as, also b, es und as, wodurch stets immer sofort das gleiche Stufenverhältniß der Durtonarten herauskommt. Nur die Temperatur der verschiedenen Intervalle ändert sich in jeder Tonart um eine Kleinigkeit, damit alle 24 Tonarten wohlklingend gebraucht werden können. Diese Darlegungen führen im Einzelnen zu keiner Einsicht; nur unter dem Art. Temperatur wird Alles in Nebeneinanderstellungen verständlich. Wir verweisen daher auf diese. — In unsern Zeiten haben sich mehre Männer darauf gestützt, jeder Tonart einen besondern Charakter zuzuschreiben und vor Allem das liebevoll Sanfte und Schmelzende in Es-dur gesucht. Es ist auch wahr, daß Vielen diese Tonart ganz vorzüglich angenehm ist. Field z. B. spielte und componirte besonders gern aus diesem Tone. — Das Meiste kommt aber dabei doch auf die Instrumente und ihre Einrichtung, nicht auf die Tonhöhe selbst an. Sind die Instrumente so gestimmt, daß mehre Töne der Tonleiter verdumpft werden, z. B. auf Violinen, so muß die Tonart umflorter und weicher erklingen, als andere, die mehr bloße Saiten erzittern lassen. Sind aber Instrumente, wie Es-Trompeten, Es-Clarinetten, darauf eingerichtet, daß Es-dur ihre natürliche Tonart ist, so klingt auch diese Tonart hell, frisch und kräftig. — Da man sich bei militairischen Aufzügen gewöhnlich solcher in Es-dur gestimmter Instrumente bedient, so wird Es-dur auch der Feldton genannt, der nicht sanft, sondern hell genug klingt, wie er soll. *(G. W. Fink.)*

ESEDEVASTER, nach den heiligen Schriften der Perser der erstgeborene Sohn Zoroaster's, Haupt der Athornes oder Priester und Mobed der Mobeds. Er starb 100 Jahre nach Einführung des Gesetzes und hatte einen Sohn, Drorvedje; nach dessen Tode aber nahm er einen Großsohn von seiner zweiten Frau, Araudjek, Namens Neriede, an Kindes Statt an. (Bundehesch. Cap. 33. Zend-Avesta T. III. p. 30.) *(Richter.)*

Esel, s. Asinus.

ESELSBERG, ein ausgedehnter Bergrücken, der sich von Wechsel in südlicher Richtung an der Grenze Niederösterreichs und der Steiermark zwischen Aspang und Friedberg bis an die ungarische Grenze hinzieht. Eine ziemlich gute, vordem theilweise sehr steile Straße führt von dem steiermärkischen Orte Pinka über den Rücken dieses Berges nach Mönchskirchen, einem auf diesem Berge gelegenen Pfarrdorfe, wo man sich eines sehr weiten Umblickes erfreut. *(G. F. Schreiner.)*

Eselsbohne, s. Vicia Faba.

Eselsdistel, s. Onopordon.

ESELSFEST. Man erklärt dieses Fest auf eine doppelte Weise. Einige, z. B. Warton (History of Engl. Poetry. T. III. p. 517) und Timperley (Encyclop. of Liter. and Typograph. Anecd. [London 1842.] p. 15 seq., durch eine Stelle des Cedren. Hist. p. 639 bewogen), glauben, daß es aus Constantinopel nach Südfrankreich versetzt wurde; Andere meinen, es habe seinen Ursprung in Verona zu suchen. Die Tradition erzählt nämlich, der Esel, welcher unsern Heiland bei seinem Einzuge in Jerusalem getragen, habe nach dem schmählichen Tode desselben nicht mehr in Jerusalem leben wollen, das Meer durchschwommen oder vielmehr durchschritten, sei über Cypern, Rhodus, Candia, Malta und Sicilien zu Aquileja angelangt und habe sich dann zu Verona niedergelassen, wo er noch lange Zeit gelebt habe, und seine Gebeine befänden sich noch daselbst in einem Kloster als heilige Reliquien aufbewahrt. Kurz, man habe in dieser Stadt zuerst das Eselsfest gefeiert, und von da habe es sich nach Frankreich verbreitet. Hier hielt man es zuerst zu Beauvais ab; man wählte ein junges Mädchen von guter Familie und, wo möglich, das schönste, welches man bekommen konnte, setzte es auf einen kostbar geschmückten Esel, gab ihr ein Kind in die Arme und dachte sich unter ihr die Jungfrau mit dem Jesuskinde, welches die Menschheit erlöst hat. Man führte hierauf den Esel mit seiner Last von Kirche zu Kirche, indem der Bischof mit sämmtlicher Klerisei ihm nachfolgte, und brachte ihn endlich bis an den Fuß des Altars in der Kathedrale, worauf die Messe begann. Man sang das Introit, Kyrie, Gloria, Credo, wie gewöhnlich, nur daß das jedesmalige Chor mit dem immer wiederkehrenden Refrain Hihan, Hihan schloß. Man sang hierauf eine sogenannte Prose au Sire Asnes, halb französisch, halb lateinisch, welche Pierre de Corbeil, Erzbischof von Sens, gedichtet haben soll, und die also lautete:

1) **Orientis partibus**
Adventavit asinus;
Pulcher et fortissimus,
Sarcinis aptissimus
Hez, Sire Asnes, car chantez;
Belle bouche rechignez,
Vous aurez du foin assez
Et de l'avoine à planter.

2) **Lentus erat pedibus,**
Nisi foret baculus,
Et eum in clunibus
Pungeret aculeus.
Hez, Sir Asnes etc. etc.

3) **Hic in collibus Sichem**
Jam nutritus sub Ruben
Transiit per Jordanem
Saliit in Bethlehem.
Hez, Sir Asnes etc. etc.

4) **Ecce magnis auribus**
Subjugalis filius
Asinus egregius
Asinorum dominus.
Hez, Sire Asnes etc. etc.

5) Saltu vincit hinnulos,
Damas et capreolos,
Super Dromedarios
Velox Madianeos.
Hez, Sir Asnes etc. etc.

6) Aurum de Arabia,
Thus et myrrham de Saba
Tulit in ecclesia
Virtus asinaria.
Hez, Sire Asnes etc. etc.

7) Dum trahit vehicula
Multa cum sarcinula,
Illius mandibula
Dura terit pabula.
Hez, Sire Asnes etc. etc.

8) Cum aristis hordium
Comedit et carduum;
Triticum a palea
Segregat in area.
Hez, Sire Asnes etc. etc.

9) Amen dicas Asine,
Jam satur de gramine.
Amen, Amen itera,
Aspernare vetera.
Hez va, Hez va! Hez va Hez!
Bialx Sire Asnes car allez;
Belle Bouche car chantez.

Während dieses Gesanges beugte man vor ihm die Knie, bei Vers 9 aber fiel er auf die Vorderfüße bei den Worten Amen, bereits im Voraus dazu abgerichtet, nieder. Endlich yahete der Priester drei Mal statt des gewöhnlichen Spruches: Ite missa est, das ganze Volk schrie hierauf ebenfalls yah, und die ganze Procession zog hierauf wieder dahin zurück, von wo sie ausgegangen war. Ganz anders feierte man zu Rouen dieses Fest am Weihnachtsabend. Es zog nämlich aus einem Kloster eine Procession aus, die aus mehren Geistlichen zusammengesetzt war, welche die Propheten darstellen sollten, welche die Ankunft des Messias vorhergesagt hatten. Unter diesen erschien auch Bileam auf seiner Eselin; daher der Name. Außerdem erschienen auch Zacharias, die heilige Elisabeth, Johannes der Täufer, Simeon, die Sibylla Erythraea, Virgilius, der König Nebukadnezar und die drei Männer im feurigen Ofen. Sobald die Procession in der Kirche angelangt war, stellte sie sich mitten zwischen zwei Reihen gleichfalls verkleideter Personen auf, welche die Heiden und Juden vorstellen sollten. Hierauf riefen die Kirchensänger, nachdem sie die Heiden und Juden kurz begrüßt hatten, die Propheten, einen nach dem andern, auf, und in derselben Ordnung fing jeder derselben etwas zu Ehren des Messias. Hierauf folgten die andern Personen und sangen, gleichfalls von den Kirchensängern begrüßt, einige auf die Heiden und Juden bezügliche Verse ab, dann wurde das Wunder der drei Männer im feurigen Ofen vorgestellt, Nebukadnezar sprach einige Worte, und endlich machte die Sibylle den Beschluß des Gesanges. Die ganze Feierlichkeit beschloß eine Motette, welche von allen Propheten und dem Chore zusammen abgesungen wurde. Zuletzt scheint dieses Fest im 17. Jahrh. gehalten worden zu sein, und sich am längsten in Douay erhalten zu haben, nachdem sich die Spuren desselben bis ins 9. Jahrh. hinauf verfolgen lassen. Im Allgemeinen s. *Du Cange*, Glossar. Latin. Med. Aevi s. v. *Festum asinorum*. Flögel, Geschichte des Groteskkomischen. S. 167 fg. Mercure de France 1725. Avril p. 724 sq. Ähnliches s. unter: Narrenfest, bei welchem der Esel und das Lied auf ihn gleichfalls eine bedeutende Rolle spielt. (Dr. *Grässe*.)

Eselsgurke, s. Momordica Elaterium.

ESELSKOPF, lateinisch Caput Asini, war eine niederadelige Familie an der hessischen Werra, welche um Eschwege und Allendorf herum begütert war und im 14. Jahrh. einen Theil der Burg Altenstein bei Allendorf im Pfandbesitze hatte (Landau's Hess. Ritterburgen II, 6 und 7). Gegen Ende des 14. Jahrh. scheint dieselbe ausgestorben zu sein. (*G. Landau.*)

Eselslattig, s. Tussilago Farfara.

Eselsmilch, s. Milchcur.

ESELSRÜCKEN, ist in der Baukunst gemeine Benennung des Spitzbogens, den man auch gothischen Bogen nennt; s. den Art. Gewölbe. (*Th. A. Leger.*)

ESENBECKIA. So nannte Kunth zu Ehren des Präsidenten der teutschen Akademie der Naturforscher, Prof. Chr. G. Nees von Esenbeck in Breslau, eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Pilocarpeen der natürlichen Familie der Diosmeen. Char. Der Kelch fünftheilig; die fünf Corollenblättchen länger als die Staubfäden; die Antheren herz- oder eiförmig; der Fruchtknoten mit einer fleischigen, becherförmigen Scheibe umgeben, höckerig, fünffächerig: zwei Eierchen in jedem Fache; fünf stachelichte, zweiklappige, ein- oder zweisamige Kapseln sind mehr oder weniger mit einander verwachsen. Es sind zwei Arten dieser Gattung bekannt, als tropische amerikanische Bäume mit durchscheinend-punktirten Blättern, rispenförmigen Blüthen und weißen Blumen: 1) Es. pilocarpoides *Kunth* (*Humboldt*, *Bonpland* et *Kunth*, Nov. gen. VII. t. 655. Pilocarpus Humboldtii *Spreng*. Cur. post. p. 126), mit einfachen Blättern, in Cumana, und 2) Es. febrifuga *Martius* (Nov. gen. t. 233. Evodia febrifuga *Aug. de St. Hilaire*, Pl. us. du Brés. n. 4), mit gedreiten Blättern, in der brasilischen Provinz Minas. Die Rinde des letztgenannten Baumes, welcher in Brasilien rother Klee (Tres folhas vermelhas) oder Waldorange (Laranjeiro do mato) genannt wird, von sehr starkem, bitterem Geschmacke, ist als fieberwidriges Mittel unter dem Namen China Piauhi oder brasilische China auch nach Europa gebracht worden. Sie hat keinen Gärbestoff, wirkt der Angostura ähnlich, und soll nach Buchner's Untersuchung ein eigenes Alkaloid, Esenbeckin, enthalten. — Die Gattungen Colythrum *Schott. fil.* (Fragm. bot.) und Polembryum *Adr. de Jussieu* (Mém. du Mus. XII. p. 519. t. 28. n. 49) scheinen nicht wesentlich verschieden zu sein. (*A. Sprengel.*)

ESENS — Amt und Stadt im Fürstenthume Ostfriesland (Landdrostei Aurich) im Königreiche Hanover.

1) Amt Esens, umgrenzt östlich vom Amte Wittmund, südlich vom Amte Aurich, westlich vom Amte

Berum und der Herrlichkeit Dornum und nördlich von der Nordsee, hat mit Inbegriff der beiden dazu gehörigen kleinen Inseln Langeoog und Spiekeroog (zusammen ⅙ □Meile) ein Areal von 4⅔ □Meilen und eine Bevölkerung von 10,425 Einwohnern, worunter sich 10,400 Lutheraner, 15 Reformirte, 4 Katholiken, 2 Mennoniten und 2 Juden befinden, und zusammen in 1728 Häusern wohnen [1]).

Der Boden dieses Amtes (ebenes Tiefland, wie der von ganz Ostfriesland) besteht zur größern Hälfte aus Marschland von mittlerer Güte, zur kleineren, etwa 1⅔ □Meile, aus Sand-, Moor- und Heideboden. In der Marschgegend finden sich nach Osten und Westen ziemlich häufig kleine Anhöhen (Warfen), auf welchen mehrentheils die Pfarrdörfer liegen, die jedoch größtentheils nur klein sind. Die meisten Häuser stehen einzeln oder in wenigen Gehöften zusammen, welches, da die Bauernhäuser fast ganz kahl und ohne Baumanpflanzungen sind, der Landschaft keine reizende Physiognomie gibt. Verschiedene kleine Abwässerungsbäche (Tiefe), worunter das Falstertief und das Westeraccumertief oder Ehe die bedeutendsten sind, durchschneiden das Amt, hauptsächlich von Süden nach Norden, ohne jedoch zur Binnenschiffahrt benutzt zu werden, und ergießen sich in die Nordsee. Gegen diese ist der Küstenrand des Amtes mit einem ungefähr 2400 Ruthen rheinl. oder 1⅐ Meile langen, gegen 20 Fuß hohen und in der Anlage 80—100 Fuß breiten Seedamm (Deich) geschützt, der in drei Quartiere (Strecken) mit ebenso vielen Aufsehern (Deichrichtern) eingetheilt und besonders in der Strecke zwischen Benser- und Neuharlingersyhl schwer zu unterhalten ist. Hier strömten in früheren Jahrhunderten die Meereswellen mit solcher Gewalt gegen die Küste, daß ganze Dörfer (z. B. Otzum im 13. Jahrh.) davon verschlungen wurden, und daß man sich genöthigt sah, die ganze Strecke mit dicht an einander eingerammten Pfählen und Bretern am Fuße des Deiches gegen ihre Wuth zu sichern. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts hat man jedoch dieses kostspielige Wehr eingehen lassen und dagegen die auswendige Dossirung bis ungefähr zur Höhe (Kappe) des Deichs mit Stroh besteckt, welches völlig denselben Nutzen gewährt und die Unterhaltungskosten bedeutend verringert hat. Der Andrang des Meeres ist zudem durch eine veränderte Strömung der Fluth auf dem Wad (zwischen dem festen Lande und den Inseln Langeoog und Spiekeroog) nicht mehr so stark, wie vormals, sodaß sich jetzt auf jener Strecke schon hin und wieder Vorland gebildet hat [2]).

Nach Verhältniß des cultivirten Bodens sind die Erzeugnisse des Amtes nicht so bedeutend, wie in den übrigen Ämtern von Ostfriesland; jedoch finden sich hier, mit Inbegriff der Stadt, gegen 2700 Pferde, 4500 Milchkühe, 300 Ochsen und Stiere, 3000 Stück Jungvieh, 2220 Marsch- und 3500 Heidschafe und 1910 Stück Schweine. Überdies erzeugt das Land Rapsamen, Weizen, Roggen, Gerste und Hafer, wovon mehre Hundert Lasten jährlich ausgeführt werden. Weniger kommen Butter und Käse zum Handel ins Ausland. Auf den Mooren wird viel Torf gestochen, zu welchem Ende auch ein besonderes Fehn (Torfgräbereicolonie), das Wagner'sche Fehn 1771 angelegt ist [3]).

Das Amt enthält (außer der Stadt) 11 Kirchspiele, welche zusammen 59 Dörfer und kleine Ortschaften und 17 einzelne Höfe ausmachen, drei kleine Häfen, vier Syhle (Seeschleusen), zwei Inseln, zehn Korn- und zwei Sägemühlen, eine Ziegelei und sieben adelige Güter, welche jedoch sämmtlich in bürgerlichen Händen sind. Es wird in zwei Voigteien: Sand- und Kleistrich, eingetheilt. 1) Der Sandstrich besteht aus den Untervoigteien a) Stedesdorf, mit den Kirchspielen Stedesdorf (820 Einwohner), Thunum (270 Einwohner) und Dunum (550 Einwohner), und b) Ochtersum, mit den Kirchspielen Ochtersum (1050 Einwohner) und Westerholt (620 Einwohner). 2) Der Kleistrich ist eingetheilt in die Untervoigteien a) Westeraccum, mit den Kirchspielen Westeraccum (700 Einwohner), Westerbur (400 Einwohner), Fulkum (260 Einwohner) und Roggenstede (250 Einwohner), b) Werdum, mit dem Kirchspiele Werdum (1700 Einwohner), dem größten und schönsten des ganzen Amtes, in welchem noch ein altadeliges Gut, das Haus Werdum, unweit des Kirchdorfes, liegt, deren frühere Besitzer zu den angesehensten Häuptlingen der Provinz gehörten [4]), c) Spiekeroog (Insel), mit dem Kirchdorfe Spiekeroog (125 Einwohner) und d) Langeoog (Insel), mit dem zu der Parochie Esens eingepfarrten Dorfe Langeoog (100 Einwohner).

2) Stadt Esens. Topographie und Statistik. Die Stadt Esens, vormals die Hauptstadt des Harlingerlandes, liegt unter 53° 38′ 35″ nördl. Br. und 25° 16′ 45″ L. in einer ziemlich fruchtbaren Sandgegend, welche nördlich nach der eine kleine Stunde davon entfernten Küste des Landes hin bald in einen Marschboden mittlerer Güte, südlich aber in hohes Sand- und Heideland abstuft. Sie hat einen ziemlich großen, länglich-viereckigen Marktplatz, woran auch einige recht gute Häuser stehen, aber nur enge, jedoch nicht sehr krumme Straßen, worunter die Stein- und Heerdestraße die vorzüglichsten sind. Das in früherer Zeit sehr schlechte Straßenpflaster ist vor einigen Jahren sehr verbessert; auch sind an beiden Seiten der Straßen bequeme Trottoirs angelegt. — Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich die dem heiligen Magnus (Forteman) gewidmete Kirche, woran zwei Prediger stehen, deren erster gewöhnlich Superintendent des Amtes ist, theils durch ihre Größe (190 Fuß Länge und 110 Fuß Breite), theils durch ihr hohes, jedoch unbekanntes Alter und ihre seltsame Bauart besonders aus. Im Chore der Kirche sind noch einige Grabmäler der alten Beherrscher Harlingerlandes, namentlich des Sibet Attena von Dornum (starb 1473), der Gräfin Walpurgis von Rittberg, Gemahlin des Grafen Enno III. (starb 1586) und das sehr beschä-

1) Nach der Volkszählung von 1839. 2) Fr. Arends, Erdbeschreibung von Ostfriesland. (Emd. 1824.) S. 459.

3) s. den Art. Fehn. 4) s. den Art. Werdum.

digte des 1562 zu Cöln im Gefängnisse verstorbenen Grafen Johannes von Rittberg vorhanden. Früher stand neben der Kirche ein gleichfalls sehr alter Glockenthurm, der aber seiner Baufälligkeit wegen hat abgenommen werden müssen und für den noch kein neuer wieder erbauet ist. Der um die Kirche herumliegende Gottesacker ist vor ein Paar Jahren antiquirt und statt dessen ein neuer, sehr ansprechender vor dem Jücherthore wieder angelegt. — Nächst der Kirche verdient — schon in baulicher Hinsicht — das große Waisenhaus, das ansehnlichste und schönste in ganz Ostfriesland, an der Straße gleiches Namens erwähnt zu werden. Es ist über 100 Fuß in der Fronte lang, mit zwei Seitenflügeln von 90 Fuß Länge, und in einem gefälligen Style gebaut. Auch die innere Einrichtung dieser Wohlthätigkeitsanstalt, in welche 90—100 arme Personen aufgenommen werden können, ist lobenswerth. Mehr als früher wird für nützliche Beschäftigung der arbeitsfähigen Personen darin gesorgt. Kost, Kleidung und Behandlung sind besser, als in manchen andern ähnlichen Anstalten der Provinz. — An der Ostseite des Marktplatzes steht das zweistöckige schöne Gebäude des Wangelin'schen Damenstifts, zu welchem außer einem großen Garten ein Paar ansehnliche Bauernhöfe nebst andern Einkünften gehören, wovon vier Witwen aus einigen alten angesehenen ostfriesischen Familien standesmäßig leben. — Vor dem Steinthore ragt das neue, zweistöckige Amthaus über die andern Häuser der kleinen Vorstadt bedeutend hervor. Das Rathhaus (die Wage) am Marktplatze ist ein altes unansehnliches Gebäude. — Die Privathäuser (361 an der Zahl) sind im Ganzen zwar gut und regelmäßig gebaut, aber mit Ausnahme einiger weniger sämmtlich nur einstöckig und klein. Die alten Wälle sind zum Theil abgetragen und die vormals sehr breiten Gräben größtentheils zugeworfen und in Gärten umgewandelt, wodurch das Ansehen der Stadt gewonnen hat. Die Stadt hat drei offene Thore, das Heerdethor, das Steinthor und das Jücherthor und wird von vielen, zum Theil recht schönen Obst- und Gemüsegärten umkränzt, unter welchen der früher Ihering'sche, jetzt Reuter'sche, Garten mit schönen englischen Anlagen bemerkenswerth ist.

Der Magistrat der Stadt besteht aus einem Polizeibürgermeister und zwei Senatoren. Auch ist die Stadt der Sitz des königlichen Amtes, dem zugleich die Jurisdiction der Stadt zugelegt ist, bestehend aus vier Beamten nebst einem Rentmeister und sonstigen Subalternen. Die hier befindliche lateinische Schule hat nach der neueren Schulverfassung mehr die Einrichtung einer höheren Bürgerschule; in der ersten Classe, welcher ein Rector vorsteht, wird auch Unterricht in alten Sprachen gegeben.

Die Zahl sämmtlicher Einwohner der Stadt beläuft sich nach der Zählung von 1839 auf 2223, worunter sich 1060 männliche und 1163 weibliche Personen, und 2081 Lutheraner, 7 Reformirte, 10 Katholiken, ein Mennonit und 124 Juden befinden. Die Einwohner sind im Ganzen mäßig wohlhabend, wenngleich besonders Reiche unter ihnen nicht angetroffen werden. Sie ernähren sich vorzüglich vom Kleinhandel und von städtischen Gewerben. Für den Großhandel fehlt es an Verbindung mit dem Innern des Landes und besonders an gehöriger Communication mit dem Auslande, indem der von der Stadt bis zu dem ¾ Stunde entlegenen Benserfyhl, dem Hafen der Stadt, gegrabene kleine Kanal nur zu Winterszeit fahrbar ist. Es befinden sich in der Stadt fünf Branntweinbrennereien, worunter einige ansehnlich sind und zugleich viel Vieh mästen, auch fünf Bierbrauereien und gegen 40 Leinweber. In der Nähe der Stadt ist eine Holzschneidemühle und vier Kornmühlen, welche jedoch nebst einer Ziegelei zum Amte gehören. Nicht unbedeutend sind die Viehmärkte im Frühling und besonders im Herbst.

Geschichte. Der Ursprung dieser Stadt fällt in die früheste friesische Vorzeit zurück, worin sie jedoch nur als ein kleines Dorf unfern des Ufers eines kleinen Baches, der Ee, erscheint. Vielleicht mag sie davon den Namen Esens erhalten haben, wenngleich Ulrich von Werdum und nach ihm Harkenroht [5]) der Meinung sind, daß der Ort, in der Nähe der See gelegen, früher, besonders im 14. Jahrh., Esch- an See (hohe sandige Fläche an der See) geheißen habe, woraus später der jetzige Name geworden sei. Diese Etymologie mag auch wol darin ihre Begründung finden, daß Esch oder Escher noch jetzt, namentlich im Amte Greetsyhl (im Amte Esens sagt man Ischer oder Ischen) ein hohes, sandiges Bauland bedeutet.

Über der frühesten Geschichte der Stadt schwebt ein undurchdringliches Dunkel, was sich um so leichter erklären läßt, als dieselbe, ein ganz unbedeutendes Dorf, in einer nicht sehr reizenden Gegend, nichts Besonderes haben und daher auch nicht wol einen Annalisten finden konnte. Erst von der Zeit an, als sich daselbst ein wohlhabender Gutsbesitzer vor andern auszeichnete und sich, analog mit andern seines Gleichen, Häuptling nannte, oder dafür von andern Grundbesitzern anerkannt wurde, bekam Esens eine Art von Wichtigkeit.

Die ersten Stammväter und Anfänger der esener Häuptlingsfamilie, deren Namen uns die vaterländischen Annalen nennen, sind Wipt oder Wiptet (Emmius schreibt Wibet), Häuptling zu Stedesdorf und Esens, und dessen Schwiegersohn Hero Omken, Häuptling zu Stedesdorf. Wie diese beiden Häuser mit einander verbunden wurden, darüber sind die ostfriesischen Historiographen nicht einig. Abweichend von Beninga, dem auch Wiarda folgt, erzählt Emmius „nach den Zeitumständen und nach Urkunden," wie er sagt, die Sache so: In der Mitte des 14. Jahrh., oder bald nachher, heirathete ein nur mittelmäßig begüterter Mann, dessen Namen er jedoch nicht nennt, aus dem jetzigen Amte Friedeburg, und, wie zu denken ist, aus keinem andern, als dem Bauernstande, ein reiches Mädchen zu Stedesdorf, die Tochter eines dortigen angesehenen Landbesitzers, die gleichfalls nicht genannt wird. Der durch diese Heirath reich gewordene Friedeburger trat in der Folge als Häuptling zu Stedes-

5) Oostfriesche Oorspronkelykheden. (Groningen 1731.) p. 827.

dorf auf. Dieser Ahnherr der harlingerländischen Dynastenfamilie soll auch zu Nordorp, nicht weit von Esens, und zu Esens selbst, welches auch damals nur noch ein Dorf war, wahrscheinlich wegen des Besitzes eines dortigen Bauernhofes, etwas vom Ansehen und der Bedeutung eines Häuptlings gehabt haben. Seine beiden Söhne, Ommo und Wipt oder Wiptet, folgten ihm in dem Besitze der von ihm nachgelassenen Güter, ersterer als Häuptling zu Nordorp, und letzterer, als jüngster Sohn und Erbe des väterlichen Hauptgutes, als Häuptling von Stedesdorf und Esens. Dieser Wipt verheirathete sich mit einer gewissen Onna — woher, ist nicht bekannt — und zeugte mit derselben zwei Töchter, Foolke und Gela. Mit und neben Wipt befand sich aber damals in Esens noch ein anderer erblich angesessener Häuptling von einer andern Familie, Namens Hero Omken, ein sehr begüterter Mann. Mit diesem vermählte Wipt seine Tochter Foolke und verglich sich mit demselben dahin, daß er — dem Hero Omken seinen Häuptlingssitz und die dazu gehörigen Rechte zu Stedesdorf abtrat, und dafür von demselben dessen Herrlichkeitssitz und Rechte zu Esens wieder erhielt, sodaß auf diese Weise Wipt alleiniger Häuptling zu Esens wurde. Dies geschah etwa in den ersten Jahren des 15. Jahrh.; denn schon 1414 war Wipt alleiniger Dynast in Esens. Wegen seiner Abstammung behielt er aber den Titel von Stedesdorf bei und nannte sich in der Folge Häuptling von Esens und Stedesdorf, wogegen sich Hero Omken nachher blos Häuptling von Stedesdorf nannte. Wipt war ein streitbarer Krieger und spielte unter den ostfriesischen Häuptlingen eine bedeutende Rolle; dabei war er ein treuer Bundesgenosse des Häuptlings Ulrich Cirksna von Greetsyhl, der im J. 1439 sein Schwiegersohn geworden war, indem er seine verwitwete Tochter Foolke von Stedesdorf, die von ihrem verstorbenen Gemahle, mit Ausschluß ihrer ungerathenen Tochter Onna, zur alleinigen Erbin seiner Güter eingesetzt worden, geheirathet hatte. Der nun bereits bejahrte Wipt übertrug demselben (1440) auch seinen Häuptlingssitz in Esens[6]), wodurch nun diese beiden Herrlichkeiten mit einander combinirt wurden und unter den übrigen Häuptlingshäusern Harlingerlandes schon damals durch Macht und Ansehen sich auszeichneten. Der alte Wipt starb 1447, wahrscheinlich in einem Kloster, wohin er sich nach einem vielseitig bewegten Leben zurückgezogen hatte. Gleich nach seinem Tode trat Ulrich Esens und Stedesdorf an den Sohn seiner Schwester Frouwa, Sibet Attena von Dornum, der sich mit Ulrich's Stieftochter, des alten Wipt's Enkelin, der vorher so übel gearteten Onna, vermählt hatte, gleichsam in Afterlehen wieder ab, indem doch beide Häuser von Onna's Vater und mütterlichem Großvater herrührten; wobei jedoch die Bestimmung gemacht wurde, daß im Falle Sibet und Onna keine Kinder hinterlassen würden, beide Herrlichkeiten wieder an Ulrich und die Herren dieses Landes zurückfallen sollten[7]).

6) Die Urkunde davon s. bei **Beninga**, Chronyk van Oostvriesl. p. 309—312. 7) *Emmius*, Rer. frisicar. historia. p. 362. *Beninga*, Chronyk v. Oostvriesland. p. 325.

Noch vor der Mitte des 15. Jahrh. erhielt Esens schon dadurch eine größere Bedeutung, daß der Häuptling Wipt in der großen Fehde der ostfriesischen Häuptlinge wider Focko Ukena, Häuptling von Leer, an welcher auch er einen thätigen Antheil nahm, etwa um 1430, eine feste Burg zu Esens anlegte und diesem, damals nur noch mittelmäßigen Dorfe durch Erweiterung und Verschönerung nach und nach ein mehr städtisches Ansehen gab. Die Mittel dazu soll er, nach Ulrich von Werdum's Bericht, durch Ausplünderung der umherwohnenden Edelleute sich verschafft haben.

Schöner blühete der Ort seit dieser Zeit unter Sibet Attena, diesem wackeren Krieger und treuen Anhänger des gräflichen Regierhauses, auf. Sibet bekam im J. 1461 auch Wittmund, dessen Häuptling Tanne Kankena, wiewol von Seiten seiner Gemahlin Gela ein Schwager Ulrich's, es doch mit dessen Feinden hielt, in Eigenthum und ward somit Besitzer von ganz Harlingerland, welches auch seitdem nicht wieder getrennt worden ist. Auf die ruhige und glückliche Zeit für Esens unter Sibet (starb 1473) folgte eine höchst bewegte unter dessen ältestem Sohn Hero Omken (dem Jüngeren), einem unruhigen und auf seine Macht stolzen und eigensinnigen Manne und unversöhnlichen Feinde des ostfriesischen Regierhauses, mit dem er jedoch so nahe verwandt war. Den Lehensnexus zwischen ihm und dem Grafen wollte er nie anerkennen, wofür er jedoch nicht selten ernstlich gezüchtigt wurde. Erst unter ihm bekam Esens mehr und mehr das Ansehen einer Stadt; es ist aber nicht bekannt, wann es Stadtprivilegien erhielt. Noch im J. 1500 wurde es ein Dorf genannt, obgleich es, sowie die Häuptlingsburg, schon stark befestigt war, was aber denselben manche schwere Belagerung zuzog. In einer Fehde des Hero Omken mit Edzard dem Großen ward es von diesem (1496) acht Wochen lang belagert und nur die Noth konnte den trotzigen Hero bewegen, sich zu einem für ihn eben nicht ehrenvollen Frieden zu bequemen. Im J. 1511 im Herbste erneuerte sich diese, für die Stadt höchst drückende Scene. Edzard zwang zuletzt den unruhigen Häuptling, vor dem Altare feierlich zu schwören, daß er sich in der Folge ruhig verhalten wollte; doch nicht drei Tage, sagt Beninga[8]), hielt er seinen Schwur. Erst sein im J. 1522 erfolgter Tod vermittelte die Ruhe zwischen ihm und Edzard. Allein mit seinem Sohne Balthasar, der ihm in der Regierung folgte, wurde das widerwärtige Verhältniß zwischen Esens und dem Regierhause, wo möglich, noch beklagenswürdiger. Balthasar, dieser trotzige und tollkühne Junker (so wird er durchgängig in der Geschichte genannt), lebte mit dem Grafen Edzard I. und dessen Nachfolger Enno II. in immerwährender offener Fehde. Der Übermacht unterliegend, mußte er zuletzt (1530), nach mehrmaligen Belagerungen der Stadt, einen für ihn höchst nachtheiligen Frieden eingehen, worin er die ganze Herrlichkeit Wittmund, und von Esens die Dörfer Westerholt, Ochtersum, Dunum und Werdum nebst dem Kloster Marienkamp an Ostfriesland

8) Chron. v. Oostvriesl. p. 515.

abtrat und dagegen den Rest der Herrlichkeit blos als Lehen behielt [9]). Diese Demüthigung konnte er indessen nicht vertragen; er zog daher im folgenden Jahre (1531) zum Herzoge Karl von Geldern, und trug demselben die drei Herrlichkeiten Esens, Stedesdorf und Wittmund als Lehensherrn auf. Von demselben mit Hilfstruppen unterstützt, kam er nach Ostfriesland zurück, durchzog verheerend die Gauen seiner Feinde, der Grafen Enno II. und Johann, schlug deren Truppen und setzte sich wieder in den Besitz seiner ganzen Herrschaft. Aber an Ruhe war unter solchen Verhältnissen nicht zu denken. Junker Balthasar trieb nach wie vor sein Unwesen, sowol in Ostfriesland, als auch in dem benachbarten Rüstringen, Östringen und Wangerland, welche Gaue er mit der Brandfackel in der Hand sengend und brennend durchzog. Überdies beraubte er die Kaufleute auf dem Lande und zur See, und rüstete sogar Korsaren aus, um bremer und sonstige Schiffe auf der Nordsee zu kapern. Diese Unbilden veranlaßten endlich die Bremer, sich mit der Regentin von Jever, dem Fräulein Maria, zu vereinigen, um den von dem Reichskammergerichte geächteten Balthasar gänzlich zu stürzen. In Folge dieser gegen ihn gerichteten Coalition ging Wittmund an Jever und Esens an die Bremer über. Während der Belagerung von Esens (den 9. Oct. 1540), wobei die Stadt mit glühenden Kugeln so beschossen wurde, daß der größte Theil derselben sammt der Kirche ein Raub der Flammen ward, starb Balthasar, nachdem er bereits eine Zeit lang gekränkelt hatte, auf seiner Burg (den 17. Oct. 1540), nach nur 18jähriger Regierung. Allein sein Absterben schwächte den Muth der Besatzung nicht; noch lange hielt sie sich tapfer, bis sie sich endlich den Bremern ergeben mußte.

Balthasar hatte keine Kinder hinterlassen; es folgte ihm daher in der Regierung seine Schwester Onna, vermählte Gräfin von Rittberg, welche sich aber genöthigt fand, die Besitzungen ihres verstorbenen Bruders als ein nunmehriges bremisches Lehen anzunehmen. Später ward jedoch vom Kaiser der Stadt Bremen dieses Lehenrecht abgesprochen und dem Herzoge von Geldern wieder zuerkannt, wodurch also Esens in das frühere, von Balthasar gestiftete Lehensverhältniß mit Geldern zurücktrat. Onna's Sohn und Nachfolger, der Graf Johannes von Rittberg, den die Geschichte als ein moralisches Ungeheuer schildert, wurde wegen seiner vielen Unthaten zuletzt mit der Reichsacht belegt und starb, im Wahnsinne, als Gefangener zu Cöln (1562), wenngleich seine Gemahlin Agnes, geborene Gräfin von Bentheim, ihn in der Inschrift des Grabmals, welches sie ihm in der St. Magnuskirche zu Esens setzen ließ, „ihren sehr geliebten Gemahl" nennt. Diese Agnes führte nun die vormundschaftliche Regierung während der Minderjährigkeit ihrer beiden Töchter Armgard und Walpurgis, die später ihr zweiter Gemahl, Graf Otto von Hoja, fortsetzte. Die jüngste dieser Töchter, Gräfin Walpurgis, erhielt Harlingerland zum Erbtheil und vermählte sich 1581 mit dem Grafen Enno III. von Ostfriesland, worauf sich dieser sogleich von Philipp II., Könige von Spanien, als Herzog von Geldern, mit Harlingerland belehnen ließ, welche Belehnung auch nach dem Tode seiner Schwiegerin Armgard (1584) und darauf nach dem Absterben seiner Gemahlin Walpurgis (1586) wiederholt wurde. Nach dem Tode der jungen Gräfin Walpurgis verdächtigte man des damaligen Bürgermeisters in Esens Johann Ewken Frau, Namens Christina Ewken, daß sie unter Mitwirkung ihrer beiden Töchter der Gräfin Gift beigebracht habe. Sie wurde verhaftet, grausam gefoltert und sammt ihren beiden Töchtern — lebendig verbrannt, wenngleich das Gutachten der Ärzte aussagte, daß die Gräfin eines natürlichen Todes gestorben sei. Hatte doch die Delinquentin unter der furchtbaren Folter eingestanden, daß — der Teufel sie verführt und ihr das Gift gebracht habe! So traurig sah es damals auch hier zu Lande noch mit der Rechtspflege aus. — Durch das Absterben der Gräfin Walpurgis verstammte Harlingerland auf deren beide Töchter, Sabina Katharina und Agneta, welche in dem berumer Vergleiche vom 18. Jan. 1600 die Herrschaft für ein Capital von 200,000 Thlrn. an ihren Vater, den Grafen Enno III., abtraten, wodurch denn nun Esens und ganz Harlingerland wiederum eine Pertinenz von Ostfriesland wurden. Während dessen dauerte die Lehensverbindlichkeit gegen Geldern fort, bis diese ungefähr anderthalb Jahrhunderte später (1745) unter der preußischen Regierung ganz aufgehoben wurde [10]).

Es ist schon erwähnt, daß Esens noch zu Anfange des 16. Jahrh. ein Dorf (Harkenroht schreibt: Bläke [11]) genannt wurde. Mit der von Wipt bereits 1430 errichteten Burg bekam es aber ein mehr städtisches Ansehen und nach und nach auch durch Ansiedelungen einen größeren Umfang, der aber später, da der Ort in eine förmliche Festung mit doppelten breiten Gräben und hohen Wällen umgewandelt wurde, zur Verminderung der Befestigungskosten wol etwas wieder eingeschränkt worden ist. Dies läßt sich daraus schließen, daß außerhalb der jetzigen Thore einige Fuß tief unter dem Boden gepflasterte Straßen gefunden worden sind [12]).

Von der uralten, vor Wipt bereits befindlich gewesenen, wahrscheinlich aber nur kleinen Burg ist keine Spur mehr vorhanden, nicht einmal die Stelle mehr bekannt. Die durch Wipt erbauete, das Schloß, stand an der südöstlichen Seite der Stadt und war mit doppelten Gräben und Wällen umgeben, wovon die äußersten mit dem Stadtwall und Graben in Verbindung standen. An der Stadtseite muß die Burg nur schwach befestigt gewesen sein, denn man findet nicht, daß es sich jemals nach Einnahme der Stadt gehalten habe. Das Schloß mit den Nebengebäuden ist in den Jahren 1755—1774 nach und nach abgebrochen. Später sind auch die Wälle abgetragen, der ganze Platz geebnet und bebaut. — Auch

9) Beninga S. 676.

10) Wiarda, Ostfr. Geschichte. VIII. S. 177 fg. 11) Oostvriesl. Oorspronk. p. 827. 12) Aus handschriftlichen Nachrichten, die Geschichte von Esens betreffend, vom Stadtwachtmeister Andrée.

bekam die Stadt erst nach und nach städtische Institutionen. Eine der frühesten derselben ist wol die Schützencompagnie, indem durch die älteste Urkunde darüber (1531) die Privilegien derselben nur erneuert werden, diese mithin aus einer früheren Zeit herrühren. Der Chef dieser Compagnie war der jedesmalige Drost der Stadt, und die Verpflichtung derselben bestand nicht blos darin, zugleich mit der Bürgercompagnie die Stadt bei einem feindlichen Überfalle zu vertheidigen, sondern auch gegen den Feind ins Feld zu ziehen, wie dieses selbst noch in späterer Zeit, und namentlich in dem sogenannten Renitentenkriege zwischen Fürst und Ständen (1726) der Fall war. Diese Schützencompagnie hat sich bis auf die gegenwärtige Zeit herab bei ihren alten Privilegien von 1577 erhalten. Von dem Ursprunge der eigentlichen Stadtgerechtigkeit ist weiter keine Spur vorhanden, als eine Urkunde der Gräfin Agnes von Bentheim und Steinfurth, Frau zu Esens, vom 29. Sept. 1565 [13]), nach welcher zuerst eine Gerichts- und Polizeiverwaltung in der neuen Stadt eintrat. Mit dieser wurde später ein Obergericht, als Appellationsinstanz für ganz Harlingerland unter dem Namen der harlingerländischen oder esener Kanzlei errichtet, welche jedoch im J. 1745 wieder aufgehoben wurde, sodaß gegenwärtig in der Stadt und dem Amte Esens die nämliche Jurisdictions- und Polizeiverfassung, wie in den übrigen Städten und Ämtern in Ostfriesland stattfindet. Die gegenwärtige Stadtverfassung datirt sich vom J. 1824, wornach nunmehr das Stadtgebiet nicht nur Alles, was innerhalb der Stadtwälle und Gräben befindlich ist, sondern auch den Schloßplatz, die vor den Thoren stehenden Häuser und ein um die Stadt belegenes bestimmtes Territorium begreifen und das Magistratscollegium aus einem Polizeibürgermeister und zwei Senatoren bestehen soll. — In früherer Zeit war in Esens auch eine Münze, und zwar unter der Regierung des letzten Fürsten Karl Edzard im ganzen Fürstenthume hier allein, die aber bald nach dem Absterben des gedachten Fürsten im J. 1747 wieder einging [14]).

In kirchlicher Hinsicht stand Esens zu keiner Zeit und in keiner Beziehung den übrigen Städten und Flecken des Landes nach. Schon sehr früh wurde hier eine große, dem heiligen Magnus (Forteman) gewidmete Domkirche erbaut, welche jedoch in der fehdelustigen Zeit der ostfriesischen Häuptlinge manchen Verwüstungen und daraus entstehenden Umbauten unterworfen war [15]). Das Jahr ihrer Gründung ist — wie bei allen vorprotestantischen Kirchen in Ostfriesland — unbekannt [16]). Nach einer Sage sollen die dazu gebrauchten Ziegelsteine bei Schoo, einem vormaligen Klostergute eine Stunde von Esens, in der Erde gebrannt und durch eine Reihe von Menschen, dicht aneinandergestellt, die sich dieselben zureichten, zur Baustelle gelangt sein [17]). In der Fehde mit Bremen unter Balthasar 1540 brannte sie mit der Stadt ab, wobei ihre Gewölbe und ihre große Orgel verloren gegangen sind. Die noch jetzt in der Kirche befindliche kleine Orgel wurde in der früheren katholischen Zeit nur bei der Messe gebraucht. Am Westende der Kirche stand ein hoher Thurm von Tuffstein erbaut, der weit in die See hineinschauete und den Schiffern zum Pharus diente. Noch jetzt sind die Spuren des Abbruchs desselben an dem Westgiebel sichtbar. Dieser Thurm wurde gleichfalls in der Belagerung der Stadt von den Bremern zerstört. — In dem Chore der Kirche ruhen die Gebeine der alten Herrscher Harlingerlandes. Einige der noch erhaltenen Grabdenkmäler nennen die Namen Sibet Attena, Gräfin Walpurgis, Johannes von Rittberg; der Zahn der Zeit und der Muthwille der Menschen, die das Alterthümliche nicht schätzen, hat aber manche Zerstörungen daran hervorgebracht. Es ist schade, daß ein sehr altes Mausoleum, ohne Inschrift, aber mit schöner Bildhauerarbeit und vielen allegorischen Figuren in kleinen Statuen von Alabaster verziert, welches hinter dem Altare gestanden, im J. 1791 abgebrochen und stückweise verkauft worden ist, um dort Platz für eine schlechte Sakristei zu gewinnen. Das Innere der Kirche nimmt sich, da sie statt der früheren gothischen Kreuzgewölbe nur eine schlechte platte Decke hat, weniger großartig aus, wie in andern alten Kirchen.

An dieser Kirche standen schon früh mehre geistreiche und gelehrte Prediger, die sich durch ihre amtliche Wirksamkeit und durch verschiedene theologische Schriften einen bleibenden Ruhm erworben haben. Es mag in diesem historischen Umrisse genügen, nur die Namen einiger der bedeutendsten unter ihnen zu nennen. Diese waren: M. Johann Fischbeck (starb nach 1541), Heinrich Hülsemann (starb 1624 an der Pest), Anton Günther Cadovius (starb 1681), M. Peter Bernhard Karl (starb 1723 als Prediger zu Eggelingen), Christian Wilhelm Schneider (starb 1725), Christian Hecht (starb 1747), Gerhard Julius Coners (starb 1796 als Generalsuperintendent von Ostfriesland), Ludwig Röntgen (starb 1814), Johann Georg Gerdes (starb 1825 als Prediger zu Eggelingen), wobei es jedoch auffallend ist, daß fast alle früheren Prediger in dieser Stadt Ausländer gewesen sind. Dabei konnte indessen das kirchliche und religiöse Leben der Gemeinde nur gewinnen, indem vermöge des den Beherrschern Harlingerlandes zustehenden unbeschränkten Patronatrechts hochbegabte Geistliche des Auslandes

---

13) Im Stadtarchiv zu Esens. 14) Der letzte Münzmeister, Großvater des Verfassers dieses Artikels, war Johann Christian Gittermann. 15) Ich kann nicht unterlassen, aus dem trefflichen Gedichte meines verstorbenen Bruders: „Harlingerland" folgende Strophe hierher zu setzen:

Noch ragt der Dom des alten
Heerfürsten Magnus Forteman,
Im Strom der Zeit erhalten,
Wie manch Jahrhundert auch zerrann.
Da schläft im Heiligthume
Der Väter stille Schar;
Noch stellt zu ihrem Ruhme
Manch Denkgestein sich dar.

(S. Jahrbüchlein zur Unterhaltung und zum Nutzen, zunächst für Ostfriesland und Harlingerland. 1834. S. 65.)

16) s. R. Chr. Gittermann, Erste Predigt nach dem Einsturze der Kirche zu Eggelingen. S. 20—27. 17) Handschriftliche Nachrichten von Andrée.

hierher gezogen werden konnten. Schnell verbreitete sich deshalb auch das Licht der Kirchenreformation nach dieser nördlichen Stadt Teutschlands und bis auf die gegenwärtige Zeit herab hat sich hier eine, dem freieren Forschen nach Wahrheit mehr zugewandte Glaubensrichtung erhalten, wenngleich auch hier in den letzten Tagen mystische Aufregungen nicht ganz fremd geblieben sind.

Hinsichtlich des Jugendunterrichtes bestand in dem vormaligen Dorfe Esens nur ein kleines Haus in der Nähe der Kirche, worin die Kinder einen dürftigen Elementarunterricht erhielten [18]). Späterhin, und namentlich im J. 1693 unter dem Fürsten Christian Eberhard, wurde das Schulwesen in Esens wesentlich verbessert. Es wurden ordentliche Lehrer angestellt und bessere Locale zu Schulen eingerichtet. Im J. 1714 stiftete der Oberprediger Schneider eine besondere Schule für arme Kinder, welche Einrichtung jedoch, so sehr auch der brave Schneider den Bedürfnissen seiner Zeit damit entgegenkam, nach mehr als einem Jahrhunderte den Anfoderungen der Gegenwart nicht mehr entsprach. Man hob daher bei der, das gesammte Schulwesen der Stadt umfassenden Reform im J. 1838 diese Armenschule wieder auf, verband sie mit der Stadtschule und bestimmte, daß sämmtliche Kinder aus dem Weichbilde der Stadt, ohne Unterschied des Standes und des Vermögens ihrer Ältern, eine aus vier Classen mit sechs Lehrern bestehende Schule besuchen sollten. Die oberste dieser Classen, worin Knaben für höhere Schulen gebildet werden, ist die frühere lateinische Schule, aus welcher, vor der Errichtung von Gymnasien in hiesiger Provinz, Jünglinge unmittelbar zur Akademie abgingen. Die Errichtung dieser alten lateinischen Schule datirt sich aus der Mitte des 16. Jahrh.; wenigstens findet sich schon 1558 ein Rector an derselben angestellt.

Wenngleich Esens, an keinem schiffbaren Kanale oder einer großen Heerstraße belegen, als eine auch jetzt nur noch kleine Landstadt von nicht mehr als 2223 Einwohnern, selbst bei der auf materielle Interessen so eifrig gerichteten Tendenz der Zeit, kein besonders hervorstechendes commerzielles Leben und keine höhere Gewerbsthätigkeit in sich entwickeln konnte, so haben sich doch in der letzteren Zeit einige bürgerliche Gewerbe nicht unbedeutend gehoben. Auch in baulicher Hinsicht hat die Stadt, in Vergleich mit der früheren Vorzeit, in welcher sie den zerstörendsten Belagerungen (von 1500—1540 deren sechs), zwei großen Einäscherungen (1511 und 1531) und andern Calamitäten ausgesetzt war [19]), ungemein gewonnen. Dazu mag wol die Vermählung des Erbgrafen Enno III. mit der Gräfin Walpurgis (1581) den ersten Grund gelegt haben, indem dieser in Esens seine Residenz aufschlug. Dadurch mußte freilich der Ort gewinnen; indessen traten später wieder Umstände und Verhältnisse ein, die dem Aufblühen der Stadt eher hinderlich als förderlich waren und den allmäligen Verfall derselben herbeiführten. Noch bis zum J. 1784 hatte die Stadt ein höchst trauriges Ansehen, indem viele Häuser mit Stroh gedeckt, zum Theil unbewohnt und so verfallen waren, daß sie den Einsturz droheten [20]). Seit dieser Zeit fing die Stadt wieder an aufzublühen; die alten verfallenen Häuser wurden ausgebessert und verschönert, oder statt deren neue und größere erbaut. Ein großes Verdienst um die Verschönerung der Stadt hat sich der, auch als Schriftsteller rühmlich bekannte, Bürgermeister Wedekind durch die Anlage eines neuen Straßenpflasters mit bequemen Trottoirs (1835) erworben. Auch ward unter der Leitung dieses einsichtsvollen und thätigen Beamten ein neuer und schöner Gottesacker vor dem Jücherthore angelegt (1837) und am 25. Juni feierlich eingeweihet.

Nach Verhältniß der Größe und der materiellen Kräfte hat wol kaum ein anderer Ort in Ostfriesland so bedeutende Wohlthätigkeitsanstalten aufzuweisen, wie Esens. Diese sind das große Waisenhaus und das Wangelin'sche Damenstift. Es ist Pflicht des Geschichtschreibers, ihre Entstehung nachzuweisen. — Das Waisenhaus (früher ein kleines, höchst jämmerliches Armenhaus ohne Mittel) verdankt seine Stiftung dem edlen, unermüdlichen Eifer des frommen Christian Wilhelm Schneider, Oberpredigers zu Esens. Dieser, ein ebenso menschenfreundlicher, als hochbegabter Geistlicher (geboren in Thüringen den 18. Jan. 1678) wurde von dem damaligen, gleichfalls frommen Fürsten Georg Albrecht, auf Empfehlung des Professors Franke in Halle, als Oberprediger nach Esens berufen (1711). Der klägliche Zustand der Armenkinder der Stadt, die eines ordentlichen Unterrichtes entbehrten, erregte zuerst in ihm den Wunsch, eine eigene Schule für sie zu errichten. Durch milde Beiträge — er selbst war durchaus unbemittelt — hatte er ein Stück unbebauten Grundes, 80 Fuß lang und 40 Fuß breit, angekauft. Nun erweiterte sich aber, da fortwährend bedeutende Unterstützungen bei ihm eingingen, sein Plan, und er faßte den kühnen Gedanken, eine ähnliche Anstalt, wie die Franke'sche Stiftung in Halle, zu errichten, und so entstand das in schönem Style gebaute große Waisenhaus an der Straße gleiches Namens. Als der Stifter im J. 1713 den ersten Stein dazu legte, hatte er einen Baufonds von 300 Gulden ostfriesisch; allein der Fürst Georg Albrecht, der gern jedes große und edle Werk beförderte, schenkte ihm 100,000 Stück alte Mauersteine von der abgebrochenen Festung zu Leerort; auch gingen von begüterten Privatpersonen immer mehre milde Beiträge ein, im Ganzen bis zum Betrage von 2800 Thlrn., sodaß zu Ende des J. 1715 das große zweistöckige Gebäude von mehr als 100 Fuß in der Fronte und 90 Fuß an den beiden Seitenflügeln, nebst einer zweckmäßigen inneren Einrichtung zur Aufnahme von 80—100 armen Personen, wie durch ein Wunder vollendet dastand. Nachher flossen noch mehre bedeutende Vermächtnisse von Privaten und selbst von dem wohlthätigen Fürsten Georg Albrecht (1400 Thlr.) und Schenkungen an Geld, Grundstücken und Erbzinsen der treff-

18) Handschriftliche Nachrichten von Andrée. 19) Beninga S. 515.

20) Handschriftliche Nachrichten von Andrée.

lichen Anstalt zu, und als der edle Stifter im J. 1725 durch den Tod in einen höheren Wirkungskreis überging, besaß die Anstalt reiche Einkünfte. — Die Direction über dieselbe führten früher der Oberamtmann, der Justizbürgermeister und der Oberprediger, jetzt der Bürgermeister und die beiden Stadtprediger, welche die Armencommission bilden.

Das Wangelin'sche Witwenstift wurde nach dem Testamente der Adelheid Auguste, Tochter des Regierungsrathes von Hespen und Witwe des dänischen Generals von Wangelin, d. d. Alten-Schwerin den 28. Jan. 1756 für die Familien von Wangelin, von Oldenburg, von Hespen und Tammena gestiftet, mit der näheren Bestimmung, daß nur Witwen von diesen Familien, welche wenigstens Capitainsrang besitzen, darin aufgenommen werden, wenn selbige nicht aus eigenem Vermögen 200 Thlr. jährliche Revenuen zu erheben haben. Das in einem guten Styl gebauete, dazu gehörige Haus am Marktplatze ist zu vier Wohnungen für Damen eingerichtet. Drei davon wohnen im Hauptgebäude, die vierte in einem Nebengebäude, dem sogenannten kleinen Stifte. Jede Witwe hat ihren eigenen Haushalt nebst einem Theile des Gartens und 200—300 Thlr. jährliche Einkünfte, welche sich nach dem Pachtpreise der Ländereien richten. Die Stiftung besteht aus den beiden erwähnten mit einem großen Garten, zwei ansehnlichen Bauerhöfen mit adeligen Gerechtsamen, dem alten Häuptlingshause von Berdum und Folkertshausen, verschiedenen Stückländern, Grundheuern und einigen Capitalien. Die Direction führen der jedesmalige Generalsuperintendent von Ostfriesland und der männliche Senior der Familie in hiesiger Provinz.

Auch in wissenschaftlicher Hinsicht blieb Esens durch die schon in früherer Zeit gestiftete lateinische Schule gegen andere Städte Ostfrieslands nicht zurück; vielmehr ward sie die Wiege mehrer in der Gelehrtenrepublik rühmlichst bekannt gewordener Männer. Der berühmte Johann Hülsemann, Doctor und Professor der Theologie zu Leipzig (starb 1661), der Kanzler Enno Rudolf Brenneisen (starb 1734), der zu seiner Zeit hervorragende Astronom David Fabricius, zuletzt Prediger in Osteel (starb 1617) und der Generalsuperintendent Johann Christian Jani (starb zu Stendal 1813) waren in Esens geboren und hatten zum Theil ihre erste wissenschaftliche Bildung an der dortigen Schule erhalten. Außer diesen dort gebürtigen haben auch andere, auswärts geborene Gelehrte in amtlichen Geschäftskreisen hier gelebt, unter welchen sich der Oberprediger Christian Wilhelm Schneider und dessen Nachfolger Andreas Gravenhorst (starb 1727), Christian Hecht (starb 1747), der Amtmann Dr. Gottfried Heinrich Müller, der Drost Anton Günther von Münnich und dessen Sohn Christian Wilhelm von Münnich, der später in russische Dienste trat und darin eine so große Rolle spielte, nicht allein als gewandte Geschäftsmänner, sondern zum Theil auch als große Gelehrte auszeichneten.

Schließlich erlaube ich mir noch, hinsichtlich des Stadtwappens, eines halb aufrechtstehenden, über eine Mauer sich lehnenden Bären, einer Sage Erwähnung zu thun, die den Ursprung dieses Wappenbildes erklärt [21]). Ein feindliches Corps soll in einem früheren Jahrhunderte Esens plötzlich so eng eingeschlossen haben, daß ein fremder Bärenzieher, der Tags vorher mit seinem Tänzer in die Stadt gezogen, nicht wieder habe herauskommen können. Dieser sperrte nun seinen Bären in einen alten, des Daches beraubten Thurm ein. Unterdessen war, da die Belagerung der Stadt sich in die Länge zog, bereits in derselben Mangel an Lebensmitteln eingetreten, sodaß also auch dem Bären bald sein Futter nicht mehr gereicht werden konnte. Von Hunger getrieben klettert dieser die steinerne Wendeltreppe des Thurmes hinauf und gelangt so auf den obern, dachlosen Raum, aus welchem er, über die Mauer schauend mit furchtbarem Gebrülle die losen Mauersteine herunterwirft. Die feindlichen Truppen, dieses seltsame Schauspiel gewahrend, ziehen daraus den Schluß, daß eine Stadt, die noch einen unnützen Bären füttert, keinen Mangel an Proviant leidet, und daß sie ihren Zweck, die Stadt durch Hunger zur Übergabe zu zwingen, nicht erreichen werden. Sie ziehen unverrichteter Sache ab, und dankbar verewigt die Stadt das Andenken an den sie rettenden Bären durch das noch jetzt übliche Wappen.

Literatur dieses Artikels. *Eggerik Beninga*, Chronyk van Oostfriesland, mit Anmerkungen von Eilart Folkert Harkenroht (Emden 1723). *Ubbo Emmius*, Rerum frisicar. historia. (Leyden 1616. fol.) *Jacob Isebrand Harkenroht*, Oostfriesche Oorspronkelykheden (Groningen 1731). Christian Funk, Ostfriesische Chronik. 8 Bände. (Aurich 1784—1788.) Tileman Dothias Wiarda, Ostfriesische Geschichte. (Aurich 1790 — 1817.) 10 Bände. Joh. Konrad Freese, Ostfries- und Harlingerland. 1. Bd. 1796. Fried. Arends, Ostfriesland und Jever, in geographischer, statistischer und landwirthschaftlicher Hinsicht. (Emden 1818.) 3 Bände. Dessen Erdbeschreibung von Ostfriesland und Harlingerland (Emden 1824). H. D. A. Sonne, Beschreibung des Königreichs Hanover. 3. und 4. Bd. (München 1824.) Chr. Wilh. Schneider, Segensfußstapfen der noch lebenden und waltenden Güte Gottes zu Esens in Ostfriesland, zur Beschämung des Unglaubens, 1715, mit der Abbildung des Waisenhauses. P. Fr. Reershemius, Ostfrieslandisches Predigerdenkmal. (Aurich 1796.) (Dr. *Rud. Chr. Gittermann.*)

ESENSHAMM, Kirchspiel des Amtes Rodenkirchen im Herzogthume Oldenburg, enthält 222 Familien, die meist Ackerbau treiben. Die Kirche, dem heiligen Matthäus geweiht, wurde 1352 erbaut. In jenen unsichern kriegerischen Zeiten, aus Mangel an einem andern sichern Zufluchtsort in der Nähe, befestigten die Einwohner ihre Kirche mit dicken Mauern, hohen Wällen und tiefen Gräben. Darauf erwählten sie sich einen Häuptling, Hajo Hüsken oder Husken, einen tapfern Degen, um die Vertheidigung der Kirche im Nothfalle zu leiten und für ihre Sicherheit zu sorgen. Der aber nahm diese Gelegenheit

21) Handschriftl. Nachrichten von Andrée.

wahr, sich mit seinen Leuten in der Kirche festzusetzen, und that dann, was ihm beliebte, Recht oder Unrecht, das galt ihm gleich, wenn er nur Gewinn davon hatte. Endlich zog er sich den Zorn der Bremer und eines andern Häuptlings, Edo Wymken des Ältern von Jever, zu. Diese vereinigten sich und rückten 1384 mit Heeresmacht ins Feld, belagerten die feste Kirche 14 Tage, Andere sagen gar 14 Wochen lang, und nahmen sie endlich mit Sturm, nachdem der tapfere Häuptling Husken im Gefecht erschlagen war.

Da erging es den armen Esenshammern übel. Die Meisten kamen um durch Feuer und Schwert, und es währte lange, ehe sie sich wieder einigermaßen erholten. Dennoch, trotz der unglücklichen Erfahrung, die sie mit dem edlen Junker Hajo Husken gemacht hatten, meinten die guten Leute doch, man könne nun einmal ohne Häuptling nicht leben, und waren im Begriff, sich einen andern zu wählen. Die Bremer aber, denen das sehr ungelegen war, bekamen bei Zeiten Nachricht davon. Da dieselben aber allein sich nicht getrauten, die Sache durchzusetzen, so riefen sie die Grafen Moritz IV. und Christian VII. von Oldenburg zu Hilfe, von denen der Letztere nachher 1448 zum Könige von Dänemark erwählt und gekrönt wurde, unter dem Namen Christian I. Bald waren alle Truppen gesammelt, und man rückte 1414 ins Feld nach Esenshamm. — Die feste Kirche, heißt es nun in der Sage, sei beschossen worden, mit Feuergewehr, mit den sogenannten Karren- oder Donnerbüchsen, die seit 1330 allmälig in Gebrauch kamen. Sie wurde daher nach einigem Widerstande bald eingenommen, wobei man den Einwohnern jedoch Gnade widerfahren ließ. Nur mußten sie sämmtlich eidlich in der Kirche vor Gottes Altar angeloben, für sich und ihre Nachkommen, nie wieder, bis in alle Ewigkeit, einen andern Häuptling zu erwählen, was die guten Leute denn auch bis auf den heutigen Tag gewissenhaft gehalten haben. (*H. G. Hollmann.*)

ESERA, Fluß. Er entspringt an der nördlichen Grenze der spanischen Provinz Aragon, geht in südlicher Richtung bei Benasque, St. Pedro de Taberna, Campo, Puebla de Graus und Bar vorbei, und verbindet sich hier mit der Cinca. (*Fischer.*)

Es-es, s. Es.

ESFILANA, Villa in dem östlichen Landstriche der Provinz Granada, liegt an der Straße von Almeria nach Guadix, eine Meile von letzterer Stadt entfernt, am rechten Ufer des Flusses dieses Namens. (*Fischer.*)

ESINO, kleiner Fluß des Kirchenstaates. Er entspringt auf dem Apennin, geht in der Delegation Ancona bei Chiaravalle und Jesi vorbei, und fällt bei Monte Marciano zwischen Ancona und Sinigaglia in das adriatische Meer. (*Fischer.*)

ESK. Namen, welche unter Esk hier nicht vorkommen, suche man unter Isk, z. B. Eskander u. a. (*H.*)

ESK, ESKDALE. Den ersteren Namen führen sieben größere und kleinere Flüsse Großbritanniens, ob man gleich gewöhnlich nur drei derselben aufgezeichnet findet. Zu diesen letzteren gehört 1) der Esk in der schottischen Grafschaft Edinburgh (Mid-Lothian). Er entsteht aus der Vereinigung des Nord- und Südesk, zwischen welchen beiden Dalkeith liegt, und mündet bei Mußleburgh zwischen dem Dorfe Inveresk und dem Marktflecken Fisherow, welche Orte er mit kleinen Häfen versieht, in den Frith of Fort. Von den Brücken, welche bei Inveresk (vergl. den Art. Inver) und Mußleburgh über den Esk führen, zeichnet sich die des letztgenannten Ortes durch Schönheit aus. 2) Esk, Fluß in der englischen Grafschaft Cumberland, welcher in Beziehung auf den unter Nr. 3 zu nennenden Esk gewöhnlich der Südesk genannt wird. Er hat seine Quellen auf dem zum Peakgebirge gehörenden Scafell, nimmt bei Longtown den Kirksop auf und ergießt sich bei Ravenglaß, nachdem er das nach ihm benannte, reizende Eskdale bewässert hat, in eine von ihm und dem Irt gebildete Bai des irischen Meeres. 3) Esk (Nordesk im Gegensatze zu dem vorigen), Fluß, welcher in der schottischen Grafschaft Dumfries durch die Vereinigung des weißen und schwarzen Esk gebildet wird. Er nimmt, sich südöstlich wendend, den Liddel auf, und eilt, nachdem er mit dem Sark und dem von dem einen Flusse zu dem andern reichenden Grenzgraben das sogenannte bestrittene Land (debateable ground)[1]) umschlossen hat, eine Zeit lang zum Grenzflusse mit Cumberland dienend, dem Lynn und mit diesem vereint dem Solway Frith zu. Das Wasser dieses Flusses, von welchem Pennant[2]) sagt, daß es das schönste sei, welches er je gesehen habe, zeichnet sich durch eine ganz farblose, dem Krystall gleiche Helligkeit aus, sodaß man jeden Stein auf dem Grunde sehen kann, wodurch Reisende oft auf eine für ihr Leben gefährliche Weise über die Tiefe des Flusses getäuscht werden. Man findet in ihm Forellen, Schmerlen, Elritzen, Aale, Lampreten und selbst Kaulbarsche, welche sich sonst nur in tiefen, stillen Gewässern mit lehmigen Ufern finden. Bei Langholm führt eine Brücke von sieben Bogen über den Esk. Nach ihm führt ein 30—40 englische Meilen langes und überall von Bergen eingeschlossenes Thal den Namen Eskdale, welches zahlreichen Schafheerden Nahrung gewährt. In früheren Zeiten wurde dieses Thal nach Cambden (Brit. p. 665) von den Horesten, einem Zweige der Selgoven, bewohnt. Er sagt l. l.: Gadenis ad occasum proximi erant Selgovae ad fretum illud alterum, quod Scotiam interluit et Angliam et a Solway oppido, a Selgovis sic dicto, Solway Frith appellatur. Occuparunt hi Eskedale, Eusedale, Annandale et Niddesdale, quae a fluviis praeterlabentibus haec nomina susceperunt. In Eskedale Horestos habitasse judicamus, in quorum fines Agricola, devictis Britannis, qui hoc in tractu sederunt, Romanorum exercitum deduxit, si Hor

1) Dieses bestrittene Land gehört offenbar zu Schottland; allein Sir Richard Graham, welcher es von dem Grafen von Cumberland, den die Königin Elisabeth damit belehnt hatte, erpachtete; kaufte es von dem geldbedürftigen König Jacob VI. (I.) und schlug es zu Cumberland, was dem Könige gleichgültig war, da er Schottland und England zugleich beherrschte. 2) Cf. *Pennant*, A tour in Scotland MDCCLXXII. p. 80. 81.

Eskos pro Horestis legamus. Ar-Esk enim Britannis locum juxta Eskam flumen significat. — Bis in die Mitte des 17. Jahrh. herrschte in dem obern Theile des Eskdales, da wo sich der schwarze und weiße Esk vereinigen, folgender sonderbarer Gebrauch: Auf der ziemlich bedeutenden Messe, welche jährlich daselbst gehalten wird, fanden sich immer Männer und Weiber, Jünglinge und Jungfrauen in großer Anzahl ein. Alte Freundschaften wurden erneuert, neue wurden geschlossen, und für Viele waren Handel und Wandel nur eine Nebensache. Traf es sich nun, daß ein Paar Heirathslustige sich einander gefielen, so schlugen sie die Hände in einander, verließen darauf die Messe und lebten bis zur nächsten Messe wie Mann und Frau zusammen. Dann erschienen sie wieder, und erneuerten, wenn sie mit einander zufrieden waren, den Handschlag (Handfisting), welcher jetzt für das ganze Leben galt. Im entgegengesetzten Falle wurde die Verbindung als aufgelöst betrachtet, und beiden Theilen stand es frei, eine neue Verbindung einzugehen. War während der Zeit ein Kind zur Welt gekommen, oder war ein solches zu erwarten, so fiel dessen Erziehung dem unzufriedenen Theile zur Last. Selbst vornehme Personen schlossen durch das Handschlagen Ehen, wie dies der Geschichtschreiber Lindesay von dem sechsten Grafen von Murray, Jacob, erzählt, welcher sich auf diese Weise mit Isabella Innes, der Tochter des mannhaften und witzigen Lairds von Innes, Alexander Dunbar, verband. Diese Sitte scheint ihren Grund in dem Mangel an Geistlichen gehabt zu haben, welcher in katholischen Zeiten stattfand. Es gehörte nämlich der erwähnte Landstrich der Abtei Melroß. Diese ließ aus Sparsamkeit die Vicare eingehen, welchen die geistlichen Amtsverrichtungen oblagen, und sendete jährlich Einen aus ihrer Mitte, welcher taufen, trauen und die übrigen geistlichen Handlungen verrichten mußte. Man nannte diesen Missionar „das Buch im Busen" (Book in bosom), wahrscheinlich weil er die Agende auf der Brust trug, um sie, wo es nöthig war, gleich bei der Hand zu haben. Da späterhin auch diese Rundreisen unterblieben, so sah man sich genöthigt, die Ehen auf diese Weise zu schließen, und man behielt den Gebrauch aus Gewohnheit bei, obgleich durch die Reformation hinlänglich für Geistliche gesorgt wurde. — Zu den Lieblingsvergnügungen der Bewohner des Eskdales gehört das Curlingspiel. Man steckt auf dem Eise ein Mal ab und schiebt halbkugelförmige, 40—70 Pfund schwere Steine, welche oben einen eisernen oder hölzernen Griff haben, so nahe wie möglich an dasselbe heran. Derjenige Spieler, dessen Stein am Ende des Spieles dem Male am nächsten steht, oder wenigstens den Platz behauptet, trägt den Preis davon. (*Fischer.*)

ESKANDELI (Matthäus), ein ungarischer Missionar in Siam und Sina, nach Einigen unter Stephan I., nach Andern wahrscheinlicher unter dem Könige Siegmund, war ein geborener Ofener. Er zog nach Palästina, um in Jerusalem die Plätze des Leidens und Todes des Erlösers zu sehen, und lebte mehre Jahre als Einsiedler auf dem Berge Sion. Hierauf faßte er den Entschluß der Heidenbekehrung und begab sich nach Siam und Sina. Er bekehrte unter andern auch viele Bonzen oder heidnische Priester, und stand in dem Rufe der Heiligkeit, wurde aber endlich von Bonzen erschlagen. Daß er nicht unter Stephan I., sondern erst unter Siegmund lebte, ist aus folgenden Gründen wahrscheinlicher: 1) Als der heilige Franz Xaver im J. 1542 und in den folgenden Jahren sich in Indien aufhielt, erzählten einige Sinesen einigen portugiesischen Gefangenen, daß, laut alter sinesischer Schriften, vor ungefähr 200 Jahren ein Ungar, Namens Matthäus Eskandeli, in Sina das Evangelium predigte und von den Bonzen erschlagen wurde, nachdem er fünf Todte auferweckt hatte (?). Diese Angabe paßt für das Zeitalter des Königs Siegmund, aber nicht für das Zeitalter Stephan's I. 2) Unter Stephan I. hätte Matthäus in Ungarn selbst Heiden zu bekehren gehabt. 3) Die Zunamen, wie Matthäus einen führte (Eskandeli), waren zur Zeit Stephan's I. in Ungarn noch nicht üblich, wol aber unter Siegmund I. (*Rumy.*)

ESKENNANNE, bei den Huronen und Irokesen das Land der Voráltern, d. h. der Seelen ihrer Vorfahren. Es liegt sehr weit gegen Osten an einem großen Meere und ist reich bewaldet und voll Wild. Es mögen bei dieser Idee dunkle Erinnerungen von einer Abstammung aus Asien zum Grunde liegen. Nach dem Tode muß Jeder auf einem langen und beschwerlichen Wege sich in dasselbe begeben. Die Seelen müssen große Ströme auf schmalen, schwankenden Brücken passiren, sodaß immer nur eine auf denselben gehen kann, und doch viele in die Wellen stürzen. Am Ende jeder Brücke ist ein großer Hund, der ihnen den Weg streitig macht und noch mehre hinabstürzt. Die glücklich hinüber gekommenen gelangen zu einem großen, schönen Felde, in dessen Mitte eine große Kabane steht. Die eine Hälfte wird von dem Gott Tharonhiaovagon und die andere von seiner Ältermutter Ataentsik bewohnt. Die Wohnung dieser Göttin ist mit unzähligen Hals- und Armbändern von Muschelschalen geschmückt, womit sie die unter ihrer Herrschaft stehenden Todten bei ihrer Ankunft beschenken müssen. Die Seelen müssen sie mit Tanzen vergnügen, sie aber ist unablässig bemüht, sie zu betrügen und zu verderben; doch ihr Enkel, der jetzt auch Juskeka genannt wird, vertheidigt sie gegen die bösen Anschläge seiner Großmutter. Die Irokesen scheinen auch anzunehmen, daß das Schicksal der Seelen nach dem Tode durch das irdische Leben bestimmt werde. Ein Mädchen hatte sich absichtlich vergiftet, um zu sterben; ihre Schwester bat sie unter den bittersten Thränen, doch Gegenmittel zu gebrauchen, und da ihre Bitten nichts halfen, so sagte sie: Du willst also, daß wir uns einst nie wiederfinden und im Lande der Seelen sehen sollen. Auf Befragen, wie sie das meine, da doch nach dem Glauben alle Todte ins Land der Seelen kämen, antwortete sie, daß dort die Bösen, insbesondere die Selbstmörder, von den übrigen abgesondert und aller Gemeinschaft mit ihnen beraubt würden. Man nimmt auch mehre Örter im Lande der Seelen an, wo sie durch Leiden ihre Fehler im Leben abbüßen müssen. An einen dieser Örter kommen die Kriegsgefangenen, welche verbrannt worden sind; darum suchen

auch ihre Seelen so lange zu verweilen, als sie nur können, und so spät als möglich den Weg in das Land, das für sie ein Ort der Trauer ist, anzutreten. Daher die Sitte, daß man nach dem Tode dieser Unglücklichen, aus Furcht, ihre Seelen möchten da bleiben und sich wegen der ausgestandenen Martern rächen, unter lautem Geschrei die Gegend durchläuft und mit Ruthen heftig um sich schlägt, um sie fortzujagen. Wer aber ein guter Jäger oder tapfer und glücklich im Kriege war und eine große Anzahl Feinde getödtet oder als Gefangene verbrannt hatte, der genoß der Seligkeit in jenem Lande. Hier findet er einen ewigen Frühling, Überfluß an Lebensmitteln und alle Arten sinnlicher Vergnügungen; Jagd und Fischerei sind nicht mehr Arbeit, sondern nur Spielwerk. Auch die Seelen der Thiere, die man ebenfalls für unsterblich und in gewisser Hinsicht für vernünftig hielt, kommen in jenes Land. — Nach einer Mythe, die von diesen Völkern erzählt wird, können auch Lebende dahin gelangen. Ein Jüngling hatte eine unendlich geliebte Schwester, die er durch den Tod verlor. Voll Verzweiflung entschloß er sich, die Geliebte im Lande der Seelen aufzusuchen und zur Rückkehr zu bewegen. Nach vielen Beschwerden kommt er zu einem Zauberer, der als Einsiedler lebte, entdeckt ihm sein Vorhaben und bittet um seinen Rath. Dieser gibt ihm nun den nöthigen Unterricht und zugleich eine kleine leere Kalabasse, um darin die Seele einzuschließen, eröffnet ihm auch, daß es sein Amt sei, das Gehirn der Verstorbenen zu bewahren; bei der Rückkehr wolle er ihm das seiner Schwester geben. Der Jüngling kommt nun glücklich an, wird vom Tharonhiaovagon freundlich aufgenommen und gegen die Ränke seiner Ältermutter geschützt. Beim Tanze der Seelen erkennt er die seiner Schwester, aber vergebens versucht er sie zu erfassen; immer verschwand sie wieder, wenn er sie festzuhalten glaubte. Doch als der Gott ihm beistand, so erreichte er seinen Zweck. Er schloß sie in das Gefäß ein, und keine ihrer Bitten um Befreiung achtend, brachte er sie glücklich in die Heimath zurück, vergaß aber das Gehirn von dem Zauberer mitzunehmen. Der Leichnam der Verstorbenen wird nun ausgegraben und zur Aufnahme der Seele gehörig zubereitet, aber indem man damit beschäftigt ist, öffnet der Vorwitz einiger Umstehenden die Kalabasse, und sogleich benutzt die Seele die dadurch erlangte Freiheit und kehrt in das schöne Land der Seelen zurück. Die Erzählung scheint zuletzt verstümmelt, denn offenbar ist das Vergessen des Gehirns eigentlich der Umstand, der das Mislingen des Unternehmens bewirkt. So war ja auch das Rückwärtsblicken des Orpheus die Ursache, daß ihm seine geliebte Eurydike wieder entschwand. — Unter den Wegen nach dem Lande der Seelen wird auch die Milchstraße am Himmel genannt, ähnlich wie in der mystischen Lehre der Neuplatoniker die Ekliptik der Weg ist, auf dem die Seelen aus dem Irdischen in das Himmlische hinauf- oder auch aus diesem in jenes herabsteigen. Unter allen Freuden im Lande der Seelen sind es Gesang und Tanz, welche die Hauptglückseligkeit der dahin Kommenden ausmachen. Nach Überwindung aller Beschwerden des Weges gelangen sie zuerst in ein bezauberndes Land, das ihnen Alles darbietet, was zu ihrer Seligkeit dienlich sein kann. Dann haben sie nur noch einen kurzen Weg zu vollenden, um dahin zu kommen, wo der Klang der Trommeln und Schildkrötenschalen den Takt zu den Tänzen der Seligen angibt. Sowie sie den ersten Laut dieser bezaubernden Musik vernehmen, ergreift sie das höchste Entzücken, und unaufhaltsam eilen sie nun den süßen Tönen entgegen. Sobald die andern Seelen die ankommenden erblicken können, eilen sie ihnen entgegen, geben ihnen ihre Freude zu erkennen und führen sie in die Kabane der Ataentsik und in die Versammlung der Tanzenden. Hier erquicken sie sich mit den wohlschmeckendsten Speisen und mischen sich dann unter die Tanzenden. Niemals sind sie der geringsten Unruhe und Schwachheit, dem Verdruß und dem Wechsel des Schicksals unterworfen. Wahrscheinlich in Bezug auf die Tänze der glücklichen Seelen wird von den Irokesen das Siebengestirn Tejennonniakova, d. h. die Tänzerinnen, genannt. Man sehe die in Majer's Mythol. Wörterb. 2. Th. S. 545 angeführten Werke, als Quellen dieser mythischen Vorstellungen der Irokesen. (*Richter.*)

ESKI BABA, d. h. All-Vater, Stadt im Sandschak Kirkkilissa des Ejalets Rumili im Osmanischen Europa, an der Straße von Constantinopel nach Adrianopel. Hier ist auch der Begräbnißort des Ssari Ssal Tukdede oder Eski-Baba, der 1263 sich zuerst mit 30—40 andern türkischen Familien in der Gegend zwischen der Donau und dem schwarzen Meere niedergelassen hatte; s. Hammer, Gesch. der goldenen Horde in Kiptschack. S. 176 fg. und Gesch. des türkischen Reichs. 8. Bd. S. 354. (Dr. *Grässe.*)

ESKI ENDERUM, auch Alexandrette genannt, Stadt im Ejalet Haleb in der asiatischen Türkei, mit einem Hafen am mittelländischen Meere, einst lebhafte Handelsstadt, jetzt verfallen. (Dr. *Grässe.*)

ESKIL, der erste christliche Lehrer in Södermanland im 11. Jahrh., ein Engländer; vergl. Eskilstuna. (*v. Schubert.*)

ESKILD, war nach der Zeitfolge der zweite Erzbischof zu Lund, wozu er von dem Volke aus Achtung für Adzer, den ersten Erzbischof daselbst, dessen Brudersohn Eskild war, ganz wider den Willen des Königs Erich Emund, einstimmig erwählt wurde. Als vorheriger Bischof von Roeskilde hatte er nämlich viele Streitigkeiten mit diesem Könige gehabt, hatte selbst die Waffen gegen ihn ergriffen und ihn, da das seeländische Volk ihm anhing, mit Gewalt aus Seeland vertrieben; weshalb denn Erich, da er mit Verstärkung zurückkam, den Bischof eine Zeit lang gefangen hielt, und, so lange er lebte, nicht zugab, daß er das Erzbisthum zu Lund erhielt. Unter dem nachherigen Könige Svend Grathe verhielt sich der Erzbischof Eskild nicht ruhiger; auch dieser bemächtigte sich seiner Person, bedrohte ihn mit dem Tode, setzte ihn jedoch, aus Furcht vor dem päpstlichen Bannstrahle, wieder in Freiheit, und beschenkte ihn sogar mit ansehnlichen Gütern auf Bornholm, welche nachher mit Lund vereinigt blieben. Als Waldemar der Große zur Regierung gekommen war, bewies sich Eskild um nichts friedlicher,

als vorher; gegen die Vorstellungen und den Rath des ihm untergebenen, berühmten Bischofs Absalon, ließ er seine Zwistigkeiten mit dem Könige in offenbare Feindseligkeiten gegen ihn ausbrechen, weswegen er es denn, da dieser ihm zu mächtig wurde, gerathen fand, sein Erzbisthum an Absalon abzutreten und sich in das Kloster Clairvaux von dem Orden des heiligen Bernhard in Frankreich zu begeben, wo er dann am 6. Sept. 1181 sein Leben beschloß. — Seinen Platz in der Geschichte verdient Eskild nicht etwa um der immerwährenden Streitigkeiten willen, in welche er mit allen seinen Königen verwickelt war, oder als erster Geistlicher des Nordens, der gegen seinen König das Schwert zog, sondern vielmehr wegen der milden Stiftungen, wozu er seine beträchtlichen Güter verwendete, unter denen das Erste und Wichtigste das im J. 1151 gestiftete Kloster Esrom war, aus welchem nachher noch mehr andere Stiftungen, vorzüglich das berühmte Sora (jetzt Sorde), hervorgingen. Für die Kirchengeschichte bleibt er dadurch bemerkenswerth, daß zu seiner Zeit sowol Norwegen als Schweden eigene Erzbischöfe erhielt, folglich von dem Erzbisthume zu Lund unabhängig wurden; wogegen Eskild zur Entschädigung für seine verminderte Macht und Einkünfte im J. 1154 von dem Papste Anastasius, unter dem Titel eines Primas (ersten Reichsfürsten) von Schweden für sich und seine Nachfolger, zum päpstlichen Legaten über die drei nordischen Reiche ernannt wurde. (Siehe Holberg, Dänische Reichsgeschichte. 1. Th., vergl. mit Dr. Fr. Münter's Danske Reform. Hist. D. 1. Udsigt over Kirkens Tilstand för Reformationen. S. 65 fg., nebst desselben Vermischten Beiträgen zur Kirchengeschichte. S. 296 fg.) (*v. Gehren.*)

ESKILSTUNA, eine Landstadt in Südermanland, der Karl X. 1653 Privilegien ertheilte, die 1771 die Rechte einer Freistadt erhielt, unter 59° 21′ Polhöhe, 11⅙ Meilen von Stockholm, 11⅙ Meilen von Nyköping, 2 Meilen vom See Hjelmar entfernt, welcher hier den Eskilstunafluß bildet, der durch die Stadt hin die Gewässer des Hjelmar dem Mälarsee zuführt und öfters stillstand, z. B. 1677 und 1678; dieser Fluß treibt Kupferhämmer, Stahlwerke, Mühlen und eine Walkerei.

Die Stadt besteht aus vier Theilen, der alten Stadt, der neuen Stadt, der Freistadt und Karl-Gustavs-Stads-Bruk. Die Freistadt steht seit 1824 unter einer königl. Direction, früher war ein Director verordnet. Die Freistadt ist eine Fabrikstadt; wer die Erlaubniß erhält, sich dort niederzulassen, ist vom Eintritt in eine Zunft, wie von Abgaben an die Krone frei, nur ein kleines Grundgeld wird erlegt; Land erhält der Ansiedler nicht. Jeder Arbeiter verkauft, wohin er will, theils einzeln, theils an die beiden Eisencomptoirs, welche die Stadt mit Getreide und andern Bedürfnissen versehen, auch die Materialien liefern. Die Eisen-, Stahl- und Metallfabriken produciren bedeutend [1]); unter ihnen eine ausgezeichnete Damascirfabrik. Auch gibt es Nadler, Goldschmiede, Messingarbeiter, ein Polirwerk, drei Färbereien, drei Lederfabriken. Die Zahl der Meister betrug im J. 1831 58, der Gesellen 45, der Lehrlinge 55 [2]). Karl-Gustavs-Stads-Bruk enthält eine bedeutende Eisenmanufactur, seit Karl's X. Zeit, ein Polirwerk seit 1813 und eine königl. Gewehrfabrik.

Die Stadt zählte im J. 1825 2279, im J. 1830 2679 Einwohner in 214 Häusern, und ist in den letzten zwei Decennien sehr erweitert worden. Die Fabriken bilden den Hauptnahrungszweig; der Ladeplatz ist am Mälar bei Heershalla, ⅓ Meile von Eskilstuna. Am 5. Oct. wird Freimarkt gehalten. In Stockholm hat Eskilstuna eine eigene Handelsbude. Der Ackerbau der alten Stadt ist gering. Im J. 1828 ward eine Sparbank in Eskilstuna errichtet.

Eskilstuna hat seinen Namen vom heiligen Eskil, einem Engländer, dem ersten christlichen Lehrer in Södermanland um 1082, der hier begraben wurde. Er war der erste Bischof von Södermanland und hatte seinen Sitz zu Fors. Auch ward hier ein Cluniacenserkloster gegründet, welches bis zur Reformation sehr reich war. Die Stadtkirche ist sehr alt; sie ist die Mutterkirche des unter der Propstei Östra-Rekarne, Stifts Strengnäs, belegenen Pastorats Eskilstuna, zu welchem auch die Kirchspiele Kloster und Fors gehören. Das Stadtlazareth bildet eine Abtheilung des Länslazareths für Venerische. Einer der Provinzialärzte wohnt hier, ebenso ein Stadtarzt. In der Armenschule ist die Methode des wechselseitigen Unterrichts eingeführt. Hier ist eine Apotheke, ein königl. Postamt und ein Tingshaus zu Abhaltung des Lagmansgerichts über Södermanland und des Häradsgerichts für Östra- und Westra-Rekarne, auch Eskilstuna-Län genannt. Das von Gustav I. erbaute Schloß brannte unter Karl XI. ab und ist nicht wieder hergestellt worden. (*v. Schubert.*)

ESKIMOS. Eskimo heißt in der Sprache der Abenaki oder Abenaquir ein Mensch, welcher rohe Fische oder rohes Fleisch ißt, von dem Verbum Eskimontik, rohe Fische essen. Die Abenakis gaben diesen Namen ihren nördlichen Nachbarn, den Bewohnern der Küsten von Labrador, wegen ihrer Gewohnheit, frische oder getrocknete Fische ohne weitere Zubereitung zu essen. Die Europäer übertrugen ihn auf andere verwandte Stämme, und jetzt begreifen wir unter demselben alle Bewohner des arktischen Amerika's von ausgezeichnet mongolischer Gesichtsbildung. Es gehören zu dieser weitverbreiteten Menschenrace die im J. 1823 von dem Capitain Clavering an der seit langer Zeit für unzugänglich gehaltenen Ostküste Grönlands, an welcher W. Scoresby ein Jahr früher jüngst verlassene Wohnungen traf, entdeckten Einwohner; die uns seit Jahrhunderten bekannten Westgrönländer, die sich Innuit, d. i. Menschen, nennen [1]),

1) Der Werth der Fabrikate der Freistadt betrug im J. 1826 383,779 Bankthaler.

2) Manufacturist Helgstrand in Eskilstuna verfertigt mittels Holzkohlen, ohne Steinkohlen, Gußeisen, das fast ganz dem englischen gleichkommt; dies ist seine eigene Erfindung.

1) Jeder Stamm wird sich wol selbst einen Namen geben; die an Richardson's Streitspitze wohnenden Eskimos nennen sich Kitte-

vom Cap Farewell an bis zum 77° nördl. Br. hinauf, wo die Hochländer des Capitain Roß einsam hausen; die Bewohner der Küsten der Baffinsbai und aller der Straßen, Inseln und Halbinseln, welche die neuern Reisenden bei Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt besucht haben; die Bewohner der Nord- und Ostküste von Labrador, der Westküste der Hudsonsbai mit ihren Kanälen und Buchten, der Halbinsel Melville, und von da ab die Bewohner der Nordküste des amerikanischen Festlandes bis an das Eiscap und vom Eiscap hinab an der Nordwest-, West- und Südküste des russischen Amerika, mit Einschluß der Halbinsel Alaschka und der aleutischen Inseln, nicht minder in Asien die Tschuktschen. Aufgefundene Gräber in der Gegend der Niagarafälle mit Gebeinen, welche die physischen Eigenthümlichkeiten der Eskimos nicht verkennen lassen, beweisen ihre südliche Erstreckung in der Vorzeit auf dieser Seite. Auf der andern Seite zeugen Überreste der Eskimosprache in den Sprachen der Völkerschaften südlich vom Prinz Williamssund dafür, daß sie sich auch an der Westküste bis an oder über den 50° nördl. Br. hinab verbreitet gehabt haben, aber nach Norden hinaufgedrängt worden sind. Auch finden sie sich, nach Vater, an der Ostküste Neufundlands.

Allem Anscheine nach sind die Eskimos aus Asien über das Ostcap nach Amerika eingewandert. Dort haben sie sich getheilt. Ein Zug ist an der Nordküste des amerikanischen Festlandes, begünstigt durch den Zusammenhang der ungeheuern Küstenstrecke, nach Osten und von verschiedenen Punkten dieser Küste nach Norden und Nordosten vorgedrungen; ein anderer Zug ist an der Westküste des russischen Amerika hinabgegangen und hat von der Halbinsel Alaschka aus auch die Aleuten bevölkert, was daraus hervorgeht, daß die westlichsten Inseln dieser Gruppe unbewohnt geblieben sind. Die Horden auf der Nordküste des Festlandes sind bis auf den heutigen Tag mehr oder minder durch den Handel mit einander in Verbindung geblieben, während andere Horden völlig isolirt stehen und, wie die Hochländer des Capitain Roß, so wenig von der Existenz anderer Menschen wußten, daß sie sich bis auf die Ankunft der Briten für die alleinigen Bewohner der Erde hielten. Durch diese Hochländer ist, nach Capitain Roß (Erste Reise S. 101), Südgrönland bevölkert worden, sowie die nördlichen Gegenden der Baffinsbai vermuthlich von Amerika aus.

Etwas Genaueres läßt sich, bei dem Mangel aller Geschichte unter jenen Horden, über die Wanderungen und allmälige Verbreitung derselben nicht sagen. Dem Scharfsinne der Europäer muß es vorbehalten bleiben, bei einem künftigen längeren Aufenthalte in jenen Gegenden und nach genauerer Bekanntschaft mit den Menschen und der Sprache, durch gründliche Forschungen und Schlüsse die fehlende Geschichte zu schaffen. Bis jetzt beziehen sich die mehr oder minder vollständigen Nachrichten der Reisenden und Missionarien auf die actuellen Zustände jener Stämme, von denen ich in der nachfolgenden Darstellung eine möglichst gedrängte Übersicht geben will.

Daß alle genannten Bewohner jener hohen Breiten von Ostgrönland bis zu den Tschuktschen hinüber Glieder eines Stammes sind, beweist das Allen gemeinsame eigenthümliche Gepräge der mongolischen Race, die gemeinsame Sprache, sowie die Übereinstimmung oder Ähnlichkeit ihrer Geräthe, Hütten, Boote, Schlitten, ihres Charakters und ihrer Lebensweise. Alle haben einen runden, unverhältnißmäßig großen Kopf, ein breites und plattes, aber dabei doch volles Gesicht, namentlich sehr volle, gleichsam ausgepolsterte Backen, weit hervorstehende Backenknochen, eine kleine, sehr tief eingedrückte Nase — bei einigen so tief eingedrückt, daß man einen Maßstab quer über das Gesicht legen kann, ohne die Nase zu berühren — schwarze, lange, straffe, harte Haare, eine unangenehm kalte Haut und ein weiches, schlaffes Fleisch. Dünne Beine tragen den ziemlich dicken Rumpf; Hände und Füße sind klein, die Finger kurz. Die Farbe der Haut läßt sich nicht unter einem Ausdrucke zusammenfassen. Dunkelgrau, gelb, braungelb, gelblichbraun, schmutzigröthlich, dunkler oder heller kupferfarbig, olivengrün ins Schwärzliche hinüberspielend, sind die vorkommenden Farbennuancen. Vermuthlich wird aber mit diesen Farben nicht überall die Grundfarbe der Haut, sondern vielmehr die durch Öl und Schmutz, womit die Eskimos in hohem Grade bedeckt sind, entstandene Farbe bezeichnet worden sein. Die Hautfarbe eines Kindes der Ostgrönländer fand Clavering, nachdem es von der dicken Schmutz- und Thrankruste, womit es bedeckt war, gereinigt war, schwarzgelblich-kupferfarbig, und Capitain Parry, der als wirksamstes Heilmittel bei Krankheiten der Eskimos eine gründliche Reinigung von allem Unrath anwandte, erklärt, daß diejenigen, welche sich in seinem Schiffshospitale an Reinlichkeit gewöhnt hatten, sich kaum noch von ihm und seinen Leuten unterschieden. Es dürfte sich also wol am Ende die schwärzlichgelbe, mehr oder minder ins Kupferbraune spielende als eigentliche Grundfarbe annehmen lassen. Im Prinz Williamssunde war die Farbe der Männer bräunlich, beinahe schwärzlich, einige Weiber, sowie die Kinder, weiß, ohne Beimischung von Roth.

In Beziehung auf die Körperlänge findet sich mit dem Fortrücken von Osten nach Westen ein merkwürdiges Steigen. Der Grönländer, der Hochländer, der Eskimo der Hudsonsbailänder erreicht kaum die Höhe von 5 Fuß. Dagegen waren die Eskimos, welche Franklin westlich vom Mackenzie traf, größer und stämmiger, als sein Eskimo-August, und als alle die, welche Parry an der Ostküste sah, also über 5 Fuß. Die Frauen waren meist fett und 4½—4¾ Fuß hoch. Sie hatten übrigens ganz das kleine Auge und die breite Nase der östlichen Eskimos, nur standen bei ihnen die Backenknochen weniger hervor. Die größten, im Durchschnitt von 5′ 7″ Länge,

---

garräoot (Bewohner des Landes bei den Bergen), und die an der Mündung des Kupferminenflusses heißen bei ihnen Naggä-ooktor-mäoot (Rennthiergeweihe). Siehe Franklin's Zweite Reise. S. 223. Auch kam dort, wie in Grönland, für die Europäer der Name Kablunät oder Kabloonacht vor.

und zugleich die schönsten in den nördlichen Gegenden des russischen Amerika's, wo sie Beechey auf seiner Entdeckungsreise antraf.

Alte Personen, besonders Frauen, machten mehr als bei andern von Europäern besuchten Nationen durch ihre enorme Häßlichkeit einen widerlichen Eindruck auf die Reisenden. Sonst aber ist der Totaleindruck, den das Äußere der Eskimos auf den Europäer hervorbringt, trotz dem entstellenden Tättowiren und Durchbohren der Unterlippe oder der Backen, im Allgemeinen ein günstiger, namentlich durch die Züge von Offenheit und Gutmüthigkeit, welche sich in ihrem Gesichte ausprägen, und die einen Hauptzug ihres Charakters bilden. Ja bei den Stämmen, welche Richardson auf seiner Reise vom Mackenzie nach dem Kupferminenflusse traf, hatten die Frauen im Allgemeinen recht hübsche Gesichter, und eine war so wohl gebildet, daß sie selbst in Europa für hübsch gegolten haben würde. Parry gedenkt öfters hübscher Kinder, und Capitain Roß sagt von einem jungen 23jährigen Hochländer, Namens Marchuick, er sei nicht so dunkel gewesen als die übrigen, und habe so angenehme Züge gehabt, daß er nur der schöne Eingeborne genannt wurde. Vielleicht wirkt später einmal europäische Lebensweise und Cultur günstig auf das Äußere dieser uns so armselig erscheinenden Menschen ein, wenn sie auch nicht vermögen wird, die eigenthümliche Form des Gesichts zu ändern, welche, nach dem Urtheile der Physiologen, das menschliche Antlitz von Natur annimmt, sobald es der intensiven Kälte ausgesetzt ist, wobei alle hervorstehenden Züge eingezogen und demnach die Wangen hervorgetrieben werden.

Die Sprachen sämmtlicher Eskimostämme sind nur Dialekte einer und derselben Haupt- und Stammsprache. Die ihm Anfangs unverständliche Sprache der arktischen Hochländer erkannte der Grönländer Sackheuse bald als einen bloßen Dialekt, den er von seiner Amme, einer alten Frau aus Oppernowick, unter dem 73° nördl. Br., erlernt hatte und bald geläufig sprach. Dieser Dialekt, welchen Roß für die ältere ursprüngliche Sprache hält, wich in der Aussprache, wie in der Benennung vieler Dinge, von der südgrönländischen ab, und wurde sehr langsam gesprochen. Ohne alle Schwierigkeit unterhält sich der Grönländer mit dem Eskimo von Labrador, und die Sprache der Eskimos am Kupferminen- und Mackenzieflusse unterscheidet sich fast gar nicht von der der östlichen von Parry besuchten Stämme. Zwischen der Sprache der westlich vom Mackenzie wohnenden und der noch westlichern, mit denen sie in Handelsverbindung stehen, scheint ein ähnliches Verhältniß obzuwalten, wie zwischen der hochländischen und südgrönländischen, da sie sich bei Eröffnung des Verkehrs kaum verstehen konnten (Franklin, Zweite Reise. S. 138 und 149). Daß aber die Sprachen der Bewohner vom Prinz Williamssunde und Nortonsunde nur Dialekte des großen Eskimosprachstammes sind, wird von Vater im Mithridates (III, III. S. 456 fg.) nachgewiesen, und von der Sprache der Aleuten behauptet ein Gleiches Dr. Eschscholtz (s. Chamisso's Werke. 1. Th. S. 328).

Diese Sprache nun hat, wie wir aus dem uns hinlänglich bekannten grönländischen Dialekte wissen, einen Reichthum an bezeichnenden Formen, wie ihn die meisten europäischen Sprachen nicht aufzuweisen haben, was man aus folgenden Andeutungen sehen wird, welche ich aus Vater's Mithridates (III, III. S. 425 fg.) entnehme. Wer sich noch näher mit der Sprache bekannt machen will, findet bei Vater die nöthigen Werke a. a. O. aufgezählt.

Von dem Alphabet, dem angeblich[2]) die Consonanten c, d, f, h, x, z fehlen, sowie von der Assimilation, Verwandlung und Vertauschung der Consonanten kann ich hier gar nicht reden. Ich erwähne zunächst Substantiva mit Formen, welche Diminutiven und Augmentativen mit dem Nebenbegriffe von Größe und Pracht, Größe, Kleinheit und Häßlichkeit entsprechen; Substantiva derivata von Verbis zur Bezeichnung des Ortes, des Werkzeuges, der Genossen, der Ähnlichkeit rc., des Abstractums der Eigenschaft. Die Sprache hat Singularis, Dualis und Pluralis, keine Formen für verschiedene Genera, wol aber Casusendungen für alle drei Numeri, wiewol die Casus, wenn ihre Form vermischt wird, auch genau aus ihrer Stellung erkannt werden. Primitive Adjectiva fehlen und werden durch Verbaladjectiva und Participia ersetzt, welche sämmtlich einer Comparation fähig sind. Ungeheuer ist der Reichthum an Pronominibus. Außer den Personalfürwörtern für alle drei Numeri zwölf Demonstrative, die sich durch Zusatzsylben, welche das örtliche Verhältniß näher bezeichnen, verdreifachen; die Possessiva sind, wie in den orientalischen Sprachen, Suffixa, die sich ebenfalls nach Maßgabe der Substantivendung und des Numerus, sowie nach dem Umstande, ob das Verbum mit oder ohne Pronominal-Accusativ steht, bis ins Unglaubliche verändern. Nicht minder mannichfaltig ist die Conjugation. Es gibt vier (genauer vielleicht fünf) Conjugationen, vier Tempora: Präsens, Präteritum und zwei Futura; genau unterscheidende Modi: 1) zwei Imperativformen, eine für den eigentlichen Imperativ, eine für den Permissivus; 2) zwei Conjunctivformen, einen Causalis und einen Conditionalis, die beide in der dritten Person durch besondere Formen noch die Beziehung der Handlung auf das Subject des Nachsatzes oder auf ein drittes Object ausdrücken; der Infinitiv dient mit andern Endungen auch als Gerundium. Participia gibt es nur für das Futurum, Präsens und Präteritum stehen selbst oft participialisch. Statt des nicht vorhandenen Passivi wird die dritte Person des Verbi gewählt, vor der Endung ti oder si eingeschoben, und das Personalpronomen der wirkenden Ursache zugesetzt, z. B. uamnut von mir, illingnut von dir, mattartipok wird er ausgezogen. Besondere Endformen der Derivata bezeichnen das Pflegen, Anfangen, Fortfahren, Aufhören, sowie eine

---

2) Ich sage angeblich; denn im grönländischen neuen Testamente vom J. 1822, in London gedruckt, findet sich das d in Gude, Gudib, Gott, im Briefe Pauli an die Epheser und Philipper (Paulusib Aglegei Efesumiunut, Filippimiunut) das f, und ebenso im Namen Kaiphas; Ev. Joh. 18, 5 das z in Jesuse Nazaremio (Jesum von Nazareth), in den Namen Chorazin, Beelzebub rc.; das h im Namen Hanna, Ev. Joh. 18, 13.

Menge Begriffe, die wir durch Adverbia, wie: wahrscheinlich, anders, besser, kaum, selten rc., ausdrücken müssen. Die Negation wird ebenfalls durch besondere Formen im Verbo selbst ausgedrückt, und zwar bei jedem Tempus durch eine andere. Unübersehlich ist das Heer der vom Verbo regierten Pronominal-Accusative wegen der großen Menge möglicher Beziehungen, da jede einzelne Person des Verbi sich auf einen Pronominal-Accusativ der ersten, zweiten, dritten Person beziehen kann, die Form des Suffixes auch nach den Temporibus verschieden ist. Zur Erläuterung nur ein Paar Beispiele für das Suffixum dich:

mattar*patit*, er zieht dich aus; mattar*atit*, er zog dich aus.

mattar*pagit*, ich ziehe dich aus; mattar*ivkik*, ich zog dich aus.

Die Präpositionen sind ebenfalls Suffixa und in geringer Zahl vorhanden [3]), z. B. Boasib erneriga Obede, Rute*mit*, Boas erzeugte den Obed mit der Ruth, und Ev. Matth. 1, 17: Abrah*mit* Davi*mut*, von Abraham bis auf David.

Aus der Syntax nur soviel, daß der Nominativ, wenn der Satz nicht andere Casus obliquos hat, immer vor dem Verbum steht, der Genitiv vor dem ihn regierenden Substantiv, der Dativ vor dem Objectsaccusativ und dem dann zuletztstehenden Subjectsnominative, sowie daß das Adjectivum ganz die Endung des Substantivs hat.

Als Sprachprobe wähle ich aus Vater's Mithridates das Vaterunser mit Interlinearübersetzung und dann noch eine zweite Abfassung nach dem oben erwähnten neuen Testamente.

Pater noster coelis in es Nomen tuum laudetur
Atat|arput killang|ne|potit. Akk|it usornarsile.

Regnum tuum veniat Voluntas tua coelis in sicut
Nalleg|auet tikiule. Pekkur|set killang|mi|sut

terra in fiat Da nobis hodie alimentum nostrum
nuna|me|kile. Tunnisi|gut ullume piksau|tivnik.

Remitte nobis debita nostra remittimus nos et
Pessaraunata aketsorauta, pissingila|vuttog

debitoribus nostris Tentationem in inducas ne nos
aketsortivut. Ursernartomut pisitsa|raunata.

malo a sed libera tu nos. Dominus supremus quia sis
Ajortomil|le anau|tig|ut. Nalleg|aunerog|auit

potentissimus tu et gloriosissimus tu et infinitum in
pirsarsonerullu|til|lo usornarnerrullutillo isukangitso|mut. Amen.

Die andere Abfassung lautet: Atátarput killangmiúrsotit. Akkitussornarsile. Nálegauveet tikkiule. Pekkorset killangmêsut nunamétsög taimaikile. Udlome piksautinik tunnissigut. Akkeetsukautiniglo issumakaerbigittigut, sordlo uagut akkeetsortivut issumakaerbigauvut akkeetsugeinik. Urssernartomullo pissitsarunnata, ajortomille annautigut. Nálegauvik, pirssaunerlo, ussornartorlo pipigaukit issukaissengitsomut. Illomut.

Ob und wie die Sprache diese ganz außerordentliche Mannichfaltigkeit der Formen, die nur durch eine wirklich feine Abstraction entstehen, in diesem hohen Norden zwischen und unter dem Eise und bei der mühevollsten Lebensweise erhalten habe, bleibt ein bemerkenswerthes Problem, dessen Lösung Forschungen oder Vermuthungen über die Geschichte des Menschengeschlechtes noch vorbehalten ist. Der Eskimo muß seine ganze Zeit, seine ganze Kraft aufbieten, um nur die zur Fristung des Lebens nöthigen Nahrungsmittel, die Stoffe zu seiner Kleidung, die Materialien zu seinen Kähnen und Geräthschaften, sowie zum größten Theile zu seinen Wohnungen zu gewinnen, und noch soviel Zeit übrig zu behalten, die rohen Materialien zu ihrer Bestimmung zu verarbeiten, daß er an eine Ausbildung seiner — wie sich aus der folgenden Darstellung der ganzen Lebensweise erschließen lassen wird — nicht geringen geistigen Anlagen kaum denken könnte, wenn er auch das Bedürfniß einer geistigen Cultur empfände.

Das eisige Klima jener hohen Breiten hüllt den Boden wenigstens neun Monate des Jahres in eine Decke von Eis und Schnee, welche selbst die kurzen, oft drückend heißen Sommer in den längsten Tagen kaum an ihrer Oberfläche ein wenig zu schmelzen vermögen. Wo die Sonne den Schnee ganz von dem Boden wegzulecken vermag, sprießt unter der Hand der Allmacht schnell eine oft üppige Vegetation empor, die allerdings für den Botaniker das höchste Interesse hat, an nährenden Pflanzen aber wenig oder nichts bietet. An eine Gewinnung von Cerealien durch Bebauung des Bodens ist gar nicht zu denken. Der Wuchs der Bäume wird mit dem 60° nördl. Br. ein zwerghafter, wie in den Eisregionen unserer Alpen, und im höchsten Norden findet sich auch kein Baum in Zwerggestalt mehr. Auf der Halbinsel Melville bietet fast blos die Zwergweide und die Andromeda tetragona den Eskimos eine dürftige Quelle an Holz für ihre Geräthschaften dar.

Glücklich sind die Eskimos derjenigen sterilen Gestade der arktischen Regionen, denen die gütige Hand der Natur oft Treibholz in reicher Fülle zuführt, welches vermuthlich aus sibirischen und andern nordischen Flüssen dem Eismeere zugeführt wird, wiewol es von denselben nur zum Bau der Wohnungen und Verfertigung der Geräthschaften, nicht aber zum Brennen benutzt wird, weil sie das Bedürfniß einer uns für die dortigen Gegenden unerläßlich scheinenden Heizung nicht in dem Maße fühlen, wie wir, theils wegen der den meisten eigenen Fettheit, welche der Kälte die Einwirkung auf die Blutgefäße erschwert, theils wegen der allen Polarmenschen eigenen großen Hitze des Magens und des Blutes, welche sie in den Stand setzt, die strengste Winterkälte in sehr leichter Kleidung mit unbedecktem Kopfe und Halse auszuhalten, und ein ungeheiztes Gebäude, wie ein Bethaus der Missionarien, binnen kurzer Zeit blos durch ihren brennenden Athem so sehr zu erhitzen, daß es dem Europäer theils vor Hitze, theils vor Ekel in ihrer Nähe unerträglich wird.

3) Auch die Conjunctionen, z. B. Ev. Matth. 1, 3: Judah erneriga Fares Zara*lo*, Juda erzeugte Pharez und Saram.

Die stiefmütterliche Ausstattung jener Einöden mit Pflanzen ersetzte die gütige Hand der Mutter Natur durch einen unglaublichen Reichthum an Thieren, auf welchen sie den Eskimo, als auf die Haupt- oder alleinige Quelle zur Bestreitung aller seiner Bedürfnisse, angewiesen hat. Jene nackten Felsen und winterhaften Gewässer wimmeln von einer Fülle lebender Wesen, wie sie kaum die tropischen Länder aufzuweisen haben. Das mächtige Geschlecht der Cetaceen, an dessen Spitze der grönländische Wallfisch, dieser Riese der Gewässer, lebt, trotz dem Vernichtungskampfe der Europäer in ungeheurer Anzahl in dem arktischen Ocean von Ostgrönland bis zur Beringsstraße hinüber; dieselben Fluthen durchschwimmt behend und munter in kleinen Gruppen zu 6—8, Männchen zu Männchen und Weibchen zu Weibchen gesellt, der harmlose Narwal. In Heerden von mehren Hunderten, vertheilt in kleinere Haufen zu 10—12, lagert auf den schwimmenden Eisinseln der Polarmeere das Wallroß, und in nicht geringerer Anzahl kommen auf dem Treibeise die verschiedenen Arten von Seehunden, namentlich Phoca barbata und groenlandica, geschwommen, während die Tiefe den Häring in Haufen birgt, die durch ihre Unermeßlichkeit in Erstaunen setzen. In den Fels- und Eishöhlen, auf den öden Küsten, wie auf den oft 200 Meilen vom Ufer entfernten Eisbergen, haust das furchtbarste Quadruped des Pols, der gewaltige Eisbär. Das flüchtige Rennthier und das scheue Reh werden weidend an den grünen Ufern, wie auf dem höheren Lande angetroffen, und außer ihnen von Quadrupeden vornehmlich noch der weiße oder Polarhase, der blaue und Polarfuchs, das Hermelin, der Wolf und der unentbehrliche Hund. Von Vögeln merken wir an: den in Myriaden an der Westküste von Grönland sich findenden, höchst schmackhaften kleinen Alk (Mergulus melanoleucus) von der Größe einer Taube, neben manchen andern Alkarten; mehre Arten aus der Gattung Tetrao, namentlich das Felsenhuhn (T. albus), den Ptarmigan oder das arktische Rebhuhn (T. Lagopus) und das Weidenrebhuhn (T. albus), von denen das zweite den größten Theil des Jahres, das letzte das ganze Jahr hindurch sich in diesen Gegenden aufhält; den in großen Zügen im Juni ankommenden gestreiften Strandpfeifer (Tringa maritima); die Schneegans, Enten, Möven, Eidergänse, Schneeammern und Seeschwalben, sowie den noch im hohen Norden brütenden Schwan; von Fischen endlich nur noch den Rogenfisch und den köstlichen Lachs.

Aus dieser Vorrathskammer soll der Eskimo schöpfen, aber nicht ohne unsägliche Mühe und Beschwerden, nicht ohne harten Kampf und mannichfache Gefahren. Nur wenige dieser Thiere bringt er durch List in seine Gewalt, oder durch eine gefahrlose Jagd; die nützlichsten und nothwendigsten, die zugleich die verschlagensten und mächtigsten sind, muß er mit Gefahr seiner Gesundheit und seines Lebens angreifen. Mit Weib und Kind, mit Haus und Wirthschaftsgeräthe, ja mit dem Hause selbst, mit Nahrungsmitteln für eine lange Reise versehen, tritt er in größeren oder kleineren Gesellschaften seine Jagdzüge an über das schneebedeckte Land und verrätherische Eisflächen auf seinen kunstlosen Schlitten, oder in den Ocean hinaus zwischen schwimmenden Eisfeldern hindurch in gebrechlichen Fahrzeugen. Oft muß er beide Arten zu reisen mit einander verbinden, auf beide bei jedem Jagdzuge wenigstens gefaßt sein, bei Landreisen die Kähne auf Schlitten, bei Seereisen die Schlitten auf Kähnen mit sich führen. Hat er den Schlitten vergessen, so muß er den Kahn oft weite Strecken über das Eis hinwegtragen. Ist eine Station erreicht, wo sich ein ergiebiger Fang erwarten läßt, so wird schnell die Wohnung aufgeschlagen und der temporaire Haushalt eingerichtet. Nach geschlossener Jagd kehrt man, mit Vorräthen belastet, von denen man wol einen Theil an verschiedenen Punkten der Wüstenstraße unter die erhaltende Schneedecke als Vorrath für künftige Reisen birgt, nach den Winteraufenthaltsorten zurück, die, dem Bedürfniß gemäß, sich stets nahe an der Küste befinden, oder man siedelt sich auch wol, wenn der frühere Aufenthaltsort kärgliche Jagdbeute gewährte, an einer größeren Gewinn versprechenden Stelle an. Gegen den Überfluß sucht man bei andern Stämmen das hier Fehlende, dort aber reichlich Vorhandene, auszutauschen, und nimmt auch zu diesem Behufe Reisen von großer Erstreckung und langer Dauer vor, während welcher man Weiber und Kinder an irgend einer Küste bis zur Vollendung der Reise zurückläßt. Bestimmte Treffpunkte für einen solchen Tauschmarkt müssen natürlich ebenso, wie die Zeit der Eröffnung des Marktes, im Voraus von beiden Theilen festgesetzt sein. Durch solchen Tauschverkehr wandern die köstlichsten Peltereien der Eskimos am Kupferminenflusse und am Mackenzie mittels weiter westlich wohnender Stämme in die Hände der Russen, und russische Waaren, namentlich und leider! viele bloße Spielereien und werthlose Kleinigkeiten in die Hände der mit dem reellen Werthe der eingetauschten Artikel nicht hinlänglich bekannten Eskimos.

Die Schlitten, welche den Eskimo über die Eisflächen seines öden Landes führen müssen, bestehen, wo Holz vorhanden ist, aus Holz, die Kufen vielleicht mit Knochen belegt; wo das Holz fehlt, aus zusammengebundenen Knochenstücken ohne hohe Seitenwände; die Wände, wenn das Bedürfniß sie nöthig macht, vielleicht auch zuweilen die ganzen Schlitten, aus getrockneten oder gefrorenen, in Häute geschnürten oder genäheten Fischen, besonders Lachsen, welche im Nothfalle, oder überhaupt auf den letzten Tagereisen, oder wenn Aussicht zu frischen Lebensmitteln vorhanden ist, zur Nahrung dienen, deren sich aber auch zuweilen, bei mangelnder Aufsicht, die halbverhungerten Zughunde bemächtigen. Wird auf der Reise selbst neuer Vorrath acquirirt, den die mitgenommenen Schlitten nicht zu fassen vermögen, so werden schnell beckenförmige Schlitten aus Eisschollen verfertigt, um diesen Überfluß, zuweilen auch noch einen Menschen in sich aufzunehmen, und trotz der scheinbaren Zerbrechlichkeit des Materials sind diese Schlitten dauerhafter, als man glauben sollte. Gezogen werden die Schlitten von Hunden, welche die Gestalt eines Schäferhundes, die Höhe eines Neufundländers, die Breite eines Bullenbeißers, kurze, spitze Ohren, einen dicken Pelz und einen

buschigen Schwanz haben, und überdies beim Beginn des Winters unmittelbar auf der Haut eine weiche, daunenartige Decke bekommen, die mit dem Eintritte der milden Jahreszeit wieder abfällt. Jung werden sie sehr gut behandelt, von den Weibern mit ins Bett genommen und aus dem Munde gefüttert. Sobald sie laufen können, spannt man sie in kleine Schlitten, um sie an das Ziehen zu gewöhnen. An ein regelmäßiges Gespann werden sie durch Prügel gewöhnt. Wenn sie eingespannt sind, gebietet eine 20 Fuß lange Peitsche Gehorsam; ein besonderer Ruf bezeichnet rechts, links, vorwärts, umgekehrt. Die Schnelligkeit steht natürlich im Verhältniß mit der Belastung und der Zahl der ziehenden Hunde. Drei Hunde zogen einen Schlitten mit 100 Pfund Belastung in 6 Minuten eine englische Meile weit, sieben Hunde einen voll beladenen Schlitten in 4½ Minuten, neun Hunde eine Last von 1611 Pfund in 9 Minuten eine Meile weit. Zu einem vollen Gespann gehören 8—10 Hunde. Diese Thiere finden den Weg im dichtesten Schneegestöber und bei der finstersten Nacht. Sie sind aber ebenso brauchbar zur Jagd, indem sie den Seehund in seiner Höhle, das Rennthier auf den Bergen in außerordentlicher Entfernung wittern, und in Rudeln selbst den Eisbär anfallen, oder wenigstens stellen. Ihre Neigung zur Jagd geht soweit, daß sie mit beladenem Schlitten dem erblickten Wilde wie besessen nachrennen, was die ärgerlichsten und doch zugleich possirlichsten Scenen veranlaßt. Gefüttert werden diese Thiere auch bei hinlänglichem Vorrath an Lebensmitteln täglich nur ein Mal.

Die Kähne, in denen sie sich den Wellen anvertrauen müssen, sind doppelter Art. Der Kahn, auf welchem der Mann die Bewohner der Gewässer verfolgt, bei den östlichen Eskimos Kajab, bei den westlichen am Peterpaulshafen Baidare genannt, ist gegen 18 Fuß lang, nach Hinten und Vorn in eine Spitze auslaufend, kaum einen Fuß hoch, nicht volle zwei Fuß breit, wo es am breitesten ist, ein leichtes Gebäude aus Latten und Querreifen mit Fischbein verbunden, und ganz mit gegärbtem Seehundsleder überzogen. Die beiden spitzen Enden sind, wenigstens bei den Grönländern, am Kiel mit einer knöchernen Leiste und oben mit einem Knopfe versehen, damit sie sich nicht so leicht auf den Steinen abreiben. Oben in der Mitte des Fahrzeuges befindet sich ein rundes Loch mit einem zwei Finger hohen Rande von Holz oder Knochen. In diese Öffnung schlüpft der Mann mit den Füßen hinein, setzt sich auf die mit weichen Fellen bedeckten Latten, sodaß ihm der Rand der Öffnung über die Hüften reicht. Über diesen Rand zieht er den untern Saum des Wasserpelzes, der an Gesicht und Händen ebenfalls mit beinernen Knöpfen und Ringen zugeschnürt ist, so fest an, daß nirgends Wasser eindringen kann. Bei den westlichen Eskimos reicht dieses Kleidungsstück nur bis unter die Arme herauf, wo es um den Leib festgeschnürt wird. Vor ihm auf ein rundes Gerüst aufgerollt liegt die Leine, hinter ihm eine von Seehundsfell gemachte Blase, zur Seite (bei den westlichen Eskimos vorn) zwischen den über den Kajak ausgespannten Riemen stecken die Pfeile. Mit dem leichten, an beiden Enden mit einem drei Finger breiten, dünnen Blatte versehenen, zu mehrer Festigkeit an den Seiten mit Knochen eingefaßten Ruder schlägt er, es in der Mitte fassend, rasch und taktmäßig zu beiden Seiten in das Wasser, und fliegt, das Gleichgewicht wie ein Reiter haltend, pfeilschnell über die bewegliche Fläche, über die höchsten Wellen hin. Schlägt eine Welle über ihn weg, so kommt er doch wieder vor, und hält sich, wenn ihn eine umwerfen will, mit dem Ruder aufrecht; ja selbst das umgeschlagene Boot wissen sie mit einem Schwung des Ruders wieder aufzurichten. Die Kajaks in Prinz-Williamssunde unterscheiden sich hauptsächlich durch die Form des Vorder- und Hintertheiles, von denen das erstere Ähnlichkeit mit einem Walfischkopfe hat, durch eine im Verhältniß zur Länge größere Breite. Auch finden sich einige dieser Kähne für zwei Mann eingerichtet (Cook a. a. O. S. 120). Im Nortonsunde ist nur das Vordertheil spitz und in die Höhe gebogen, das Hintertheil stumpf und flach (Cook S. 222). Bei den Unalaschkanern finden sich einsitzige und zweisitzige Boote, das einsitzige am Vordertheile gabelig, der obere Zinken gerade auslaufend, der untere nach Oben gebogen und über die Spitze des oberen vorragend; das zweisitzige hat zwei neben einander liegende, bogenförmig in die Höhe laufende Spitzen. Für jeden Mann ein Loch zum Sitzen. Jeder rudert auf einer Seite mit einfachem Ruder (Cook S. 256).

Das Weiberboot (Umiak, große Baidare), bedeutend größer und oben offen, gewöhnlich 6 Klaftern lang, 4—5 Fuß weit, 3 Fuß tief, vorn und hinten zugespitzt und unten platt, wird von leichten, etwa drei Finger breiten Latten zusammengesetzt, mit Fischbein verbunden und mit Seehundsleder überzogen. Balken, Pfosten und Bänke sind mit hölzernen Nägeln befestigt und überall mit Fischbein verbunden. Das vom Manne verfertigte Gerippe überzieht die Frau mit frischgegärbtem, noch weichem, dickem Seehundsleder und verpicht die Nähte, welche im Wasser aufquellen, mit altem Speck. Jedes solches Boot wird gemeiniglich von vier Frauen gerudert, von einer mit einem Ruder gesteuert. Die kurzen, vorn breiten, fast wie ein Grabscheit gestalteten Ruder sind mit einem Riemen aus Seehundsleder auf dem Rande des Bootes befestigt. Ein aus Därmen zusammengenähetes, eine Klafter hohes, 1¼ Klafter breites Segel wird vorn an einer Stange aufgerichtet. In diesen Booten fahren sie mit ihren Zelten, allem Hausgeräthe und Gütern, oft mit 10—20 Menschen beladen, von einem Orte zum andern, 100—200 Meilen weit nach Norden und Süden, nach Osten und Westen, gewöhnlich sechs Meilen in einem Tage; daneben in ihren Kajaks die Männer, um das Boot vor den großen Wellen zu schützen und im Nothfalle mit Anfassung des Randes aufrecht zu erhalten. Bei jedem Nachtlager laden sie aus, schlagen ihr Zelt auf, ziehen das Boot ans Land, stürzen es um und beschweren es mit Steinen,

damit es der Wind nicht wegführe; und wenn sie nicht weiter können, tragen es ihrer 6—8 in ein besseres Fahrwasser.

Dem arktischen Hochländer fehlt der Kahn ganz, theils weil es ihm an Holz mangelt, theils aber auch wegen der Kürze der Zeit, in welcher er von seinem Fahrzeuge in seinen Gewässern Gebrauch würde machen können.

Die Geräthschaften und Waffen, deren sich die Eskimos zum Fange dieser Thiere bedienen, sind Netze, Bogen, Pfeile, Lanzen und Harpunen, sowie zum Zerlegen der gefangenen Thiere Messer und Beile. — Die Reisenden haben sich nicht die Mühe genommen, eine Beschreibung davon zu liefern, sodaß man keine Vergleichung mit denen der Grönländer anstellen kann, über die wir ausführliche Nachrichten besitzen. Gleichen sie aber diesen, so sind sie bewunderungswürdig, sowol in Betreff der Zweckmäßigkeit ihrer Einrichtung, als der Trefflichkeit in der technischen Ausführung, wovon sich Jeder überzeugen kann, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, die auf dem Naturaliencabinet des halle'schen Waisenhauses befindlichen Groenlandica, unter denen sich nebst Harpunenspitze und Leine, drei Lanzen, drei Pfeile, zwei Ruder befinden, einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Der Bogen von Tannenholz 4′ 9″ lang, auf der obern Seite flach, auf der innern abgerundet, in der Mitte einen Zoll dick, nach den Enden hin schwächer werdend. An beiden Enden ein nach Außen dickerer Zapfen von ¾″ Länge, damit die Sehne nicht abrutschen kann. Von einem Zapfen zum andern laufen auf der Oberseite, am Einschneiden ins Holz durch untergelegte Lederstückchen gehindert, 16 aus geflochtenen Sehnen bereitete Schnuren; auf denselben noch ein zweites Bündel Schnuren, deren Enden 11″ vom Ende entfernt, künstlich durch Umschlingung befestigt sind. In der Mitte ist um Schnuren und Bogen etwa 1″ lang ein Riemchen festgewickelt. Die auch aus Thiersehnen bestehende Bogensehne fehlt an diesem Bogen. Die Schnurenbündel sind jedenfalls angebracht, um den Bogen beim Spannen am Springen zu hindern und ihm beim Losschießen eine größere Schnellkraft zu geben. Die drei vorhandenen Pfeile unterscheiden sich hauptsächlich nur durch die Spitzen. Der hölzerne, 20″ bis 2′ 1″ lange, runde Schaft ist gegen das Ende hin auf zwei Seiten abgeflacht, damit die zwei als Balanceur dienenden, mit Schnure oben und unten befestigten Rabenfedern nicht seitwärts hervorstehen. Die 9—12″ lange beinerne Spitze ist vorn in einem konischen Loche in den Schaft eingesetzt und durch umgewickelte Schnure befestigt; sie hat eine bis drei Einkerbungen an einer Seite, die als Widerhaken dienen, oder an jeder Seite einen solchen Widerhaken. Die eine Pfeilspitze hat noch eine eiserne ovale Spitze, die in eine Längsritze des Knochens eingepaßt und durch einen knöchernen Nagel befestigt ist.

Die Lanzen bestehen ebenfalls aus Tannenholz, die Länge des Schaftes zwischen 5′ 2″ bis 7′ 2″. Am vordern Ende zur Verhütung der Spaltung des Schaftes ein Knochenstück aufgezapft. Die Spitzen sind ganz von Knochen, bajonettförmig, oder haben wie der eine Pfeil noch eine ovale eiserne Spitze. In dem aufgesetzten Knochenstück ein rundes, ½″ tiefes Loch zur Aufnahme der Spitze, welche zu diesem Behufe ein spitz abgerundetes hineinpassendes Zäpfchen hat. Festgehalten wird die Spitze auf dem Schafte durch Riemen, welche man durch Löcher, die sowol im Schafte, als in der Spitze angebracht sind, gezogen hat, so, daß wenn der Wurf getroffen hat, die Spitze aus der Pfanne springt, ohne von der Lanze abzufallen.

Beim Harpunenpfeil muß die mit Widerhaken versehene Spitze, an welcher die Leine mit einer aus Seehundsfell gemachten Blase befestigt ist, ganz vom Schafte abfahren können, weshalb sie auf einem beinernen Stifte steckt, der, sowie die Lanzenspitzen, auf dem Schafte befestigt ist, also auch aus der Pfanne springt. Am Ende des Schaftes befindet sich zwischen zwei knöchernen Federn der Wurfstock, durch welchen der Wurf dirigirt und verstärkt wird, und welcher dem Jäger beim Abwerfen des Pfeils in der Hand bleibt.

Der Vogelpfeil hat außer seiner festen Spitze in der Mitte des Schaftes noch drei oder vier knöcherne spannenlange, widerhakig eingeschnittene, abwärts gebogene Federn, damit der Vogel, wenn er der Hauptspitze entgeht, doch vielleicht von einer der Federn getroffen werde. Von den beiden letztern findet sich auf dem Naturaliencabinet kein Exemplar.

Den Fuchs fangen die Grönländer lebendig in steinernen Fuchsprellen. Es sind dies kleine Häuser, in denen das Lockaas mittels einer Stange befestigt ist. Sobald der Fuchs daran rührt, fällt die aus einem platten und dünnen Steine bestehende Thür herunter, und das Thier, dessen Fleisch die Grönländer nur im äußersten Nothfalle genießen, ist gefangen. Noch sinnreicher ist die von Parry (zweite Reise S. 124) beschriebene Art, Füchse zu fangen. Eine bogenförmige Hütte von Steinen hat an der Spitze eine viereckige Öffnung, welche durch Fischbeinblätter geschlossen ist, die nur an der einen Seite zwischen den Steinen befestigt werden. Tritt der Fuchs auf diese Blätter, die oft mit Schnee verdeckt sind, so fällt er in die Grube, und das Fischbein schnellt zurück und schließt die Öffnung wieder. Da auf diese Weise hinter einander mehre Füchse gefangen werden können, so ist der Fang gewöhnlich sehr ergiebig.

Das Reh lockt einer, hinter einem Steine oder dergleichen versteckt, durch täuschende Nachahmung seiner Stimme bis auf Schußweite heran, sodaß es erlegt werden kann (Parry, zweite Reise S. 85). Um das Rennthier zu berücken, thun sich zwei Eskimos zusammen, um die Gestalt eines Rennthiers, in die Haut eines solchen gehüllt, nachzuahmen. Der eine zieht den Kopf mit dem Geweihe desselben über. So kommen sie in die Heerde der scheuen wilden Thiere, welche solche List nicht ahnen.

Die Seehunde werden auf verschiedene Art gefangen. Entweder überrascht man sie, wenn sie auf dem Eise schlafen und schnarchen; oder man legt sich neben die Eislöcher und lockt diese Thiere durch erregten Lärm

an die Oberfläche und durch nachgeahmtes Grunzen oder Schreien auf das Eis, und schlägt es mit einem Narwalhorne auf die Nase. So bei den Hochländern. Der Grönländer wartet auf einem einfüßigen Schemel sitzend, die Füße auf einen dreibeinigen gestellt, am Eisloche, bis der Seehund, um Luft zu schöpfen, die Nase an das Loch hält, stößt rasch mit der Harpune hinein, zieht ihn durch ein erweitertes Loch heraus und schlägt ihn vollends todt. Oder es legt sich ein Grönländer auf seinem Schlitten ausgestreckt neben das Loch, durch welches das Thier heraus aufs Eis zu kommen pflegt, während ein anderer eine Harpune an einem sehr langen Schafte in ein daneben angebrachtes kleineres Loch steckt. Sobald der erste, welcher durch das große Loch sieht, einen Seehund unter der Harpune, die er dabei mit der einen Hand dirigirt, hinfahren sieht, gibt er dem andern ein Zeichen, und dieser durchsticht nun das Thier mit Macht. Einem auf dem Eise neben seinem Loche liegenden Seehunde rutscht der Grönländer auf dem Bauche, mit dem Kopfe wackelnd und wie ein Seehund knurrend entgegen. Das Thier hält ihn für Seinesgleichen, läßt ihn nahe herankommen und wird so gespießt. Im Frühjahre passen die Grönländer da, wo der Strom ein großes Loch in das Eis macht, auf, bis die Seehunde, um Luft zu schöpfen, an den Rand des Eises kommen, und empfangen sie da mit ihren Harpunen. Gruber. — Die jungen Seehunde fängt man wegen ihrer schön silberweißen Felle, deren Haar roher Seide ähnlich ist, ebenfalls gern weg. Der Eskimo holt sie, wenn er sich der Alten bemächtigt hat, mittels Stangen mit einem Widerhaken aus dem Neste in den Eishöhlen, deren die Alten mehre haben, um sich bei Verfolgungen aus einer in die andere zurückziehen zu können (Parry, zweite Reise S. 133).

Eine besonders bei stürmischem Wetter sehr einträgliche Art, sie zu fangen, ist die Klopfjagd, zu der sich viele Grönländer vereinigen. Sie verlaufen ihnen mit ihren Kajaks den Paß, scheuchen sie durch Schreien, Klopfen und dadurch, daß sie Steine unter das Wasser werfen, um sie zu ermatten und sie zu nöthigen, so lange über dem Wasser zu bleiben, bis man sie mit dem Wurfpfeile werfen kann. Schnell, wie die Vögel und mit großem Geschrei fahren sie alle auf den auftauchenden Seehund los und zerstreuen sich ebenso schnell wieder nach dem Untertauchen desselben. Dies Manoeuvre wiederholen sie, so oft er auftaucht, bis sie ihn müde machen und tödten können. Retirirt der geängstete Seehund sich ans Land, so fällt er den mit Steinen und Stöcken harrenden Weibern und Kindern in die Hände, und die schnell herbeieilenden Männer tödten ihn. Bei einer solchen Jagd bekommt ein Mann wol 8—10 Seehunde an einem Tage.

Eine wahrhaft lebensgefährliche und ebendeshalb Kamavok, d. i. Auslöschen (des Lebens), genannte Jagd aber ist der Fang mittels des mit Riemen und Blase versehenen Harpunenpfeils. Unter dem Winde und zwischen der Sonne, wo möglich hinter einer Welle versteckt, sucht der Grönländer dem Seehunde unbemerkt nahe zu kommen. Das Ruder in der Linken haltend, wirft er mit der Rechten den Harpunenpfeil, von dem ihm das Wurfbret in der Hand sitzen bleibt. Hat die Harpune bis über die Widerhaken getroffen, so fährt sie von dem Stifte und wickelt den Riemen von dem Gestelle auf dem Kajak ab. Rasch stößt der kühne Jäger die hinter ihm liegende, oft 1⅕ Centner schwere, Blase ins Wasser auf der Seite, nach welcher der pfeilschnell in die Tiefe fahrende Seehund seinen Lauf nimmt; legt den auf dem Wasser schwimmenden Harpunenschaft wieder an seine Stelle, lauert mit der großen Lanze auf das Wiederauftauchen des Thieres, stößt sie ihm wiederholt in den Leib, bis er ganz ermattet ist, tödtet ihn dann vollends mit der kleinen Lanze, stopft, um das Blut zu erhalten, die Wunden sorgfältig zu und bindet ihn an der linken Seite des Kajaks fest, nachdem er ihn, damit er leichter schwimme, zwischen Fell und Fleisch aufgeblasen hat. Verwickelt sich der Riemen, bleibt er am Kajak hangen, schlingt er sich um das Ruder, um die Hand oder gar um den Hals des Jägers, was bei starkem Winde sich wol ereignet, oder wendet sich das getroffene Thier plötzlich nach der entgegengesetzten Seite des Fahrzeugs, so stürzt dieses um und wird unter dem Wasser mit fortgeschleppt. Wohl dem kühnen Jäger, wenn es ihm gelingt, sich, nach mehren Versuchen loszuwickeln und wieder aufzurichten! Wohl ihm, wenn ihm der halbtodte Seehund nicht Gesicht und Arme zerbeißt, oder den Kajak zerlöchert, daß er sinken muß!

Die Jagd auf den Riesen der Polargewässer, den mächtigen Walfisch, ist ihre größte Unternehmung. In großen Karavanen, aufs Beste geputzt, weil der Walfisch vor unreinen Kleidern flieht, der schon todte sinkt, fahren die Grönländer in Männer- und Weiberbooten beherzt auf den Wal los und schießen ihn mit Harpunen, an denen eine große Blase aus Seehundsfell befestigt ist, die zuweilen das Thier am Sinken hindert. Mit den kleinen Lanzen wird der ermattete Wal vollends getödtet. Nun kriechen die Männer in ihre Wasserpelze, springen in denselben auf das Thier und furchtlos in das Meer (indem der sich im Wasser durch die Bewegung aufblasende Pelz sie stehend erhält), schneiden den Speck ab und lösen die Baarten aus. Bei dem Speckschneiden sind Männer, Weiber und Kinder in buntem Gemische thätig, da auch dem bloßen Zuschauer ein Recht an der Beute zusteht. Die Weiber müssen während des Fanges die etwa schadhaft werdenden Seekleider und Boote der Männer ausbessern. Die kleinen Wale werden wie die Seehunde gejagt, oder in engen Buchten ans Land getrieben, daß sie sich den Kopf zerstoßen oder stranden.

Das Walroß jagt man vermuthlich auf ähnliche Weise, wie den Seehund auf dem Eise. Der Narwal wird, wenigstens von den Hochländern, mit Harpunen gefangen, die mit einem fünf Faden langen Seile an aufgeblasenen Schläuchen befestigt sind. Die Art, wie die Hochländer die Bären tödten, konnte Capitain Roß nicht erfahren; nur soviel wurde ihm bekannt, daß der Angriff geschieht, während das Thier im Wasser ist; bei einigen Stämmen greift ein einzelner Mann kühn den Eisbären an, wenn er von seinen Hunden begleitet ist,

welche das Thier von allen Seiten anfallen und aufhalten, bis es ihr Herr, der geschickt den Sprüngen desselben ausweicht, durch wiederholte Stiche tödtet.

Den Lachs fängt man auf verschiedene Art, mit Speeren, mit Angeln und durch Absperrung. Von dem Werfen mit dem Speere braucht nicht weiter geredet zu werden. Um die Lachse mit der Angel zu fangen, macht man Löcher in das Eis, um Angelruthen darin spielen zu lassen. Die Angel ist gewöhnlich von Elfenbein, welches die Eskimos für ein gutes Lockmittel halten, mit einer eisernen Angelspitze ohne Widerhaken. Als Köder wird ein Stück Seehundsfleisch aufgesteckt, aus welchem alles Öl herausgekaut ist, und mit einer Sehne aus Rennthierfleisch an der eisernen Spitze befestigt, sodaß fast die ganze Angel bedeckt ist. Vor dem Auswerfen der Angel wird eine den Europäern unverständlich gebliebene Besprechungsformel über dem Loche im Eise gemurmelt. Der Fang durch Absperrung geschieht auf folgende Art. An der Mündung eines seichten Stromes, in welchen der Lachs zur Laichzeit hinaufsteigt, werden zwei oder drei Steinpfeiler zur Einengung des Zuganges errichtet, auf welchen die Eskimos stehen, die aufsteigenden Lachse mit ihren Speeren durchstechen und rückwärts ans Ufer werfen. Oder man errichtet gradezu kleine Gehäge oder Steindämme quer vor der Mündung des Flusses. Mit der Fluth geht der Lachs über die Dämme den Strom hinauf, und kann nicht eher zurück, als bis das Wasser wieder fällt. Aber die mit ihren Fahrzeugen auf der Seeseite postirten Eskimos nöthigen ihn drüben zu bleiben, und fangen ihn nach dem Rückzuge des Wassers entweder mit den Händen auf dem Trockenen oder durchstechen ihn in den Löchern, in die er sich versteckt, mit eigends dazu verfertigten Werkzeugen. Von der Ergiebigkeit des Lachsfanges zeugt der Umstand, daß Roß für ein großes Messer 220 fünfpfündige Lachse eintauschte. An einigen Stellen drängten sich die Fische in solcher Menge herauf, daß die Eskimos mit ihren Speeren bei jedem Stoße einen trafen.

Von dem Rogenfische oder Steinbeißer, wie von dem Stinte fangen die Grönländer eine so ungeheuere Menge, daß man sie zum Wintervorrath auf den Felsen dörrt. Die letzteren fängt man in Eimern, welche an einer langen Stange befestigt sind. Netze zum Fangen der Fische finden sich, soviel mir bekannt ist, nur bei den westlichen Stämmen am Mackenzie.

Auch dem Geflügel wird eifrig nachgestellt. Theils sucht man es wegen der Eier und Jungen in den Nestern auf, wie die Eidergänse, theils fängt man es mit der Hand, wie mehre Gattungen der Alks, theils tödtet man es durch Überwerfen von Schlingen, welche an einer Leine befestigt sind, wie die Schneehühner. Auch jagt man auf Enten und wilde Gänse, und verschmäht sogar als Geschoß geworfene Steine nicht; oder man bedient sich des oben beschriebenen Vogelpfeiles, der mit oder ohne Wurfbret geworfen wird.

Von dem Ertrage dieser Jagden genießt der Eskimo Alles, was nur irgend für einen ganz ekelfreien, gefräßigen Menschen genießbar ist, theils roh, theils gekocht. Junge und alte Vögel, frische, faule und halbausgebrütete Eier, frische und gedörrete Fische, Fleisch und Speck von den Robben und Cetaceen, ja sogar die Eingeweide von Seehunden, Rehen und dergl. mit ihrem Inhalte sind Leckereien für sie. Schon beim Zerlegen der Walfische und Seehunde werden große Stücke rohes Fleisch oder Speck verzehrt, wird gierig der herabträufelnde Thran aufgesogen, und selbst die Haut des Walfisches wird, besonders wenn noch etwas Speck daran sitzt, von Kindern und Erwachsenen genossen. Rechnet man hierzu noch die im Frühjahre unter der Schneedecke, unter welcher man sie verwahrte, hervorgezogenen, halb erfrorenen, halb vermoderten Seehundsköpfe und Schenkel, halb verfaulte Walfischschwänze, rohes und gefrorenes Wolfsfleisch, Confituren von Kräkebeeren mit Thran eingemacht, so möchte ich wissen, was noch fehlen könnte, um einem Europäer den Appetit zu verderben als der Gedanke an ihren Lieblingstrank, den flüssigen Thran, den sie in großen Quantitäten zu sich nehmen und in Blasen verwahrt auf ihren Jagden bei sich führen, wie der Europäer seinen Schnaps, und an die Sitte, das eigene Ungeziefer zu verzehren, oder die Gewohnheit junger Eskimomädchen, den Nasenschleim durch Ablecken zu entfernen.

Wo sie Gelegenheit zum Kochen haben, genießen sie die Nahrungsmittel nicht roh, und sie wissen sogar das Blut der Seehunde noch zu Suppen und Klößen zu benutzen. Im Winter kochen sie in ihren Wohnungen, im Sommer außerhalb der Zelte in freier Luft mit Knochen, welche tüchtig mit Fett beschmiert sind, damit sie besser brennen. Zur Unterhaltung des Feuers wird zuweilen noch etwas Thran in die Flammen gespritzt. Die gekochten Fleischstücke wandern von Hand zu Hand und jeder beißt soviel davon ab, als er mit dem Munde zu fassen vermag, oder schneidet das außerhalb des Mundes befindliche Stück mit seinem Messer ab, und bei einem Freudenmahle pflegt man nicht eher aufzuhören, als bis das ganze große Thier völlig aufgezehrt ist, wobei ich bemerken will, daß ein Eskimomagen in noch nicht 24 Stunden zwischen 9 und 11 Pfund Fleisch ohne die Flüssigkeiten aufzunehmen im Stande ist. In Zeiten des größten Mangels genießen sie Schnee, auch wol die Sohlen ihrer eigenen Schuhe.

Die Kleidungsstücke der Eskimos werden sämmtlich aus Thierhäuten und Därmen verfertigt. Die Wahl der Felle wird natürlich bedingt durch das häufigere oder seltnere Vorkommen der einen oder der andern Thierart in den verschiedenen von Eskimos bewohnten Gegenden. Man trifft daher Kleidungsstücke aus Rennthierfellen, Rehfellen, Bärenfellen, Seehunds- und Walroßhäuten, den Häuten von Eidergänsen und Alks, aus Fuchs- und Hundefellen, Seeotterhäuten, sowie aus den Darmhäuten der Robben und anderer Seethiere, bei manchem Stamme aus vielen dieser Häute, an. Am häufigsten dürften jedoch Seehundsfelle zu der gewöhnlichen oder Alltagskleidung verwendet werden. Diesen Fellen werden die Haare oder Federn, je nach dem Zwecke, zu welchem sie bestimmt sind, gelassen oder genommen. Gegärbt werden

sie mit Urin, zu welchem Behufe auch die Uringefäße in den Wohnungen sorgfältig aufbewahrt werden, und durch Fett oder Thran geschmeidig gemacht. Es versteht sich von selbst, daß nicht alle Eskimos gleiche Geschicklichkeit hierin haben können, namentlich scheinen einige Stämme noch nicht zu der Einsicht gekommen zu sein, daß völlig enthaarte und tüchtig eingefettete Felle sich zum Gebrauche bei den Arbeiten im Wasser besser eignen und dauerhafter sind, als Kleidungsstücke aus Fellen, denen man die Haare gelassen hat.

Ihre Nähterei, zu der sie, wo sie nicht von Europäern anderweit versorgt sind, nur Nadeln aus Knochen, aus Splittern von Thierrippen, aus Elfenbein (vielleicht aus Splittern des Narwalhornes?) und Zwirn aus zusammengeflochtenen Fasern gespaltener Thiersehnen haben, ist so gut, daß sie manchen europäischen Schneider beschämen würde. Die Stiche sind so dicht und fein, daß man sie kaum unterscheiden kann und die Nähte völlig wasserdicht. Das Geschäft der Gärberei, wie der Verfertigung der Kleidungsstücke liegt den Weibern ob, jedenfalls eine mühselige Arbeit, da die Verfertigung des gröbsten Kleidungsstückes mehre, ja viele Tage Zeit erfodert; und doch wurden sie auf der Nordwestküste, wie Chamisso berichtet, für wenige Blätter Tabak ohne Unterschied freudig hingegeben.

In der Form und dem ganzen Zuschnitte der Kleidungsstücke, wenigstens derer, die zum Schutze des Oberkörpers bestimmt sind, zeigt sich eine auffallende Ähnlichkeit selbst bei den sehr weit von einander abwohnenden Stämmen, zwischen welchen kein Verkehr stattfindet; auch weicht die Tracht der Frauen wenig von der der Männer ab.

Bei der Beschreibung der Kleidungsstücke beginnen wir am besten mit den grönländischen, die uns durch eine lange Verbindung mit den Europäern am genauesten bekannt sind. Das erste Kleidungsstück des Grönländers, das wir mit dem Namen Hemd bezeichnen wollen, ist ein Pelz aus Vogelhäuten, die Federn nach Innen gekehrt. Darüber trägt er eine Jacke oder einen Rock von Rennthier- oder Seehundsfellen gleich einer Mönchskutte, von allen Seiten, auch sogar vorn bis an das Kinn herauf zugenäht, und oben mit einer Kapuze versehen, welche bei nassem und kaltem Wetter über den Kopf gezogen wird. Beim Anziehen muß der Grönländer von Unten, wie in ein Hemd hineinkriechen, die Arme in die Ärmel und zuletzt den Kopf durch die obere Öffnung stecken. Dieser nicht fest anschließende Rock reicht den Männern bis auf die Hälfte der Schenkel herab, läßt aber, weil er vorn nicht offen ist, doch keine kalte Luft durch. Die Seehundspelze sind die gemeinsten, das Rauche gemeiniglich auswärts gekehrt, Saum und Naht aber mit zarten Streifen von rothem Leder und von weißen Hundefellen zierlich besetzt. Über die Rennthierpelze tragen sie, wiewol selten, noch einen zweiten, von sehr dünnhaarigen Rennthierfellen gemachten, Pelz. Doch tragen die meisten reichen Männer Oberkleider von Tuch, blaugestreifter Leinwand oder Kattun, aber nach grönländischer Mode gemacht. Die Beinkleider sind von Seehunds- oder dünnhaarigen Rennthierfellen, die Strümpfe von den Fellen neugeborener Seehunde, die Schuhe von glattem, schwarz gegärbtem Seehundsleder, oben mit einem durch die Sohlen gezogenen Riemen zusammengeschnürt. — Ebenso sind auch ihre Stiefeln gemacht. Wenn sie auf die See fahren, ziehen sie über ihre Kleider einen schwarzen glatten Seehundspelz, der das Wasser abhält, und darunter auch wol noch ein Hemde von Därmen, um die natürliche Wärme desto besser bei sich, und die Kälte abzuhalten.

Die Frauenkleidung unterscheidet sich von der der Männer nur dadurch, daß der Rock höhere Achseln und höhere Klappen hat, unten nicht abgestutzt, sondern hinten und vorn von den Hüften an mit einem langen, zugerundeten, verbrämten Zipfel versehen ist, der bis an die Kniee reicht; daß sie unter den Beinkleidern einen Gurt tragen, und daß sie ihre Schuhe und Stiefeln gern von weißem oder rothem Leder machen und die Naht derselben, welche vorn ist, verbrämen und sauber ausnähen; daß Mütter und Kinderwärterinnen noch einen Pelz anziehen, der auf dem Rücken so weit ist, daß sie das gemeiniglich nackt darin steckende Kind darin tragen können; daß sie dieses Kleidungsstück, damit das Kind nicht durchfalle, mit einem Gurte über der Hüfte um den Leib festbinden. Auch tragen die Frauen mehrer Stämme, wie am Mackenzie- und Kupferminenfluß, noch große, weite Stiefeln, in denen sie ihre Kinder und mancherlei Geräthschaften mit sich herumschleppen.

Drei den grönländischen in der Form entsprechende Kleidungsstücke fand Capitain Roß bei den arktischen Hochländern: das erste, der Rock oder die Jacke, aus Robbenfell, die Haare nach Außen gekehrt mit derselben vorn und hinten herablaufenden Zunge, wie die grönländische Weiberjacke, die Haube oder Kapuze mit Fuchsfell eingefaßt und so eingerichtet, daß sie nach Belieben über die Schultern zurückhängen, oder über den Kopf gezogen werden kann. Gefüttert ist diese Jacke gewöhnlich mit den Häuten von Eidergänsen oder Alks, das Futter unten fest, oben an der Brust offen, um als Tasche zu dienen; ein zweites kaum die Knie erreichendes, auch nach Oben hin viel zu kleines Kleidungsstück aus Hunds- oder Bärenfell, welches beim Bücken die bloße Haut sichtbar macht. Das dritte, die Stiefeln von Robbenfell mit nach Innen gewandten Haaren, die Sohlen mit der Haut von Seepferden bezogen, reichen bis über die Knie bis zur Hälfte der Beinkleider hinauf. Bei eintretender kalter Witterung nehmen sie, nach ihrer Aussage, noch ein Kleid aus Bärenfell als Mantel über; doch hat Roß keine Gelegenheit gehabt, einen solchen Mantel zu sehen, auch keinen Hochländer überreden können, ihm irgend eins ihrer Kleidungsstücke zu überlassen. Auffallend war es dem Capitain Roß, daß die Hochländer jedes der drei ersten Kleidungsstücke mit dem Namen tunnick, was er mit der römischen tunica vergleicht, benannten. Unter dem Namen Parke fand Chamisso das hemdartige Oberkleid bei den Bewohnern von Peterpaulshafen nicht nur einfach, wie bei den Grönländern, sondern auch aus doppelten Rennthierfellen so verfertigt, daß die Fleischseiten auf ein-

anderlagen, die Haarseite des einen Felles dem Körper zugekehrt, die andere nach Außen gerichtet war. Bei den Bewohnern der St. Laurenzinsel fand er ein Kleid von der nämlichen Form mit Kapuze, unter dem Namen Kamlaika, welches zum Schutze gegen Regen und gegen das Übergießen der Wellen getragen wird, und aus den feinen Darmhäuten der verschiedenen Robben und anderer Seethiere gefertigt ist, die Streifen ring- oder spiralförmig wasserdicht mit einem Faden von Flechsen von Seethieren an einander genäht, die Nähte zuweilen mit Federn von Seevögeln oder Anderem verziert.

Kleider aus Otterfellen mit Fuchshäuten, die Haarseite nach Außen gekehrt, werden von Parry (zweite Reise S. 125) zwar als sehr reinlich, warm und hübsch aussehend, aber auch als nicht dauerhaft bei der Wasserarbeit der Eskimos und bei dem Leben in feuchter Atmosphäre, sowol in freier Luft, als in den Hütten, erwähnt. Als besonders gut gedenkt er der Kleidung aus Rehhäuten, welche diejenigen Eskimos trugen, die er unter 66° 31′ 59″ nördl. Br. und 83° 48′ 54″ westl. L. von Greenwich antraf. Die meisten Bewohner von Prinz Williamssund gehen barfuß, doch hatten einige lederne Strümpfe an, die bis zum halben Schenkel hinaufgingen. Fast durchgehends aber trugen sie Handschuhe aus dem Felle der Bärentatzen und als Kopfbedeckung eine hohe konische Mütze aus Stroh oder Holz. An der Demarcationsspitze fand Franklin viele Schneeschuhe mit einem Netzwerke von Rennthierhautstreifen versehen.

Das Haar tragen die Männer bei den Grönländern kurz, vom Scheitel auf allen Seiten herabhangend und an der Stirn abgeschnitten, ja auch wol bis an den Scheitel abgeschoren, damit es ihnen bei der Arbeit nicht hinderlich falle (Gruber a. a. O. S. 79). Dieselbe Tonsur fand Franklin bei einigen Eskimos an der Mündung des Mackenzieflusses, wogegen alle einen Bart auf der Oberlippe und einen lang herabhängenden Kinnbart, die nicht Geschorenen auch das Haupthaar lang herabhängend trugen (Franklin S. 136). Die Eskimos an Prinz-Williamssund schneiden das Haar an der Stirn und im Nacken kurz ab (Cook, dritte Reise. 3. Bd. S. 117). Weit größere Sorgfalt wenden die Frauen auf die Pflege des Haares. Die Grönländerinnen — die es beiläufig nur in der größten Trauer oder wenn sie gar nicht heirathen wollen, abschneiden — binden es zwei Mal über dem Kopfe zusammen, sodaß über dem Scheitel ein langer, breiter und über diesem noch ein kleiner Zopf steht, den sie mit einem schönen Bande umbinden, das auch wol mit Glasperlen verziert ist (Gruber S. 79). Die Eskimoinnen von Prinz-Williamssund binden meistens eine kleine Locke auf dem Scheitel, während andere im Nacken einen englischen Zopf davon machen (Cook a. a. O. S. 117). Bei den Frauen an der Mündung des Mackenziestromes ist das schwarze Haar sehr geschmackvoll von Hinten herauf bis auf den Scheitel gedreht und mit Schnuren von weißen oder blauen Glasperlen oder weißem Wildleder aufgebunden. Vorn ist es gescheitelt, sodaß zu beiden Seiten ein dicker Zopf herabfällt, an welchem Perlenschnuren befestiget sind, die bis auf die Taille herabhängen (Franklin a. a. O. S. 137). Ganz ähnlich fand den Kopfputz Richardson auch bei den östlich vom Mackenzie wohnenden Stämmen, das Haar auf dem Scheitel in einen netten Knoten zusammengedreht, zu jeder Seite neben den Ohren eine große Locke oder ein mit Glasperlen umwundener Zopf (Franklin S. 216). Für die zierlichste Coeffure muß aber diejenige gelten, die die ganze Mannschaft des Capitain Back in Entzücken setzte. Das kohlenschwarze Haar dieser Dame war auf der Stirn in zwei Theile getheilt, welche mittels eines Streifen Hirschleders, das um den Kopf herumging, in dieser Lage erhalten wurden. Dann gingen sie hinter die Ohren, und fielen nicht ohne Grazie über Hals und Schultern hinab (s. Back S. 95). Schade nur, daß das kunstvoll geordnete Haar dieser Grazien, wie das der Männer gewissen Sechsfüßlern zum Aufenthalte dient, für deren Ausrottung bei uns die Kammmacher ihre Kunst ausüben.

Zur Erhöhung ihrer Reize glauben aber die Eskimofrauen nichts geeigneter, als das Tättowiren an denjenigen Theilen des Körpers, welche von keiner Kleidung bedeckt werden. Bei der Grönländerin wird diese schmerzhafte Operation schon in der Kindheit von der Mutter verrichtet, weil an dieser Zierde die Hoffnung hängt, einen Mann zu bekommen. Es besteht aber diese Operation darin, daß am Kinn (auch wol an Händen und Füßen und Backen) die Haut mit einem von Ruß geschwärzten Faden durchnähet wird, wovon die Haut, nachdem der Faden wieder herausgezogen ist, so schwarz bleibt, als ob sie einen Bart hätten (Gruber rc. S. 79). Ganz auf ähnliche Weise erscheint bei den Prinzwilliamssundbewohnerinnen das Kinn schwarz punktirt oder gebeizt, sodaß der schwarze Fleck auf jeder Wange in eine Spitze ausläuft. Und diesen Brauch vergleicht Cook mit dem der grönländischen Weiber, wie Crantz ihn erwähnt (Cook S. 119). Back's Schönen waren im Gesichte und auf dem Mittel- und Goldfinger tättowirt. Sechs tättowirte Linien gingen von den Nasenlöchern bis auf die Wangen; 18 vom Munde über das Kinn; zehn kleinere, in der Gestalt von Fichtenzweigen von den Augenwinkeln und acht liefen von der Stirn in der Mitte der Nase zusammen (Back S. 94); die Eskimofrauen westlich vom Mackenzieflusse mit sechs blauen, senkrecht von der Unterlippe bis zum Kinn laufenden Linien (Franklin S. 138). Bei den östlich vom Mackenzie wohnenden Stämmen sind auch die Männer quer über das Gesicht (die Backen) tättowirt (Franklin S. 138 und 234), und die Männer von Prinz-Williamssund bemalen sich gar das Gesicht mit hellrother, schwarzer und blauer oder bleiähnlicher Farbe, jedoch nach keiner ordentlichen Zeichnung (Cook S. 119). Es muß demnach hier King widersprochen werden, welcher des Tättowirens als lediglich den Frauen eigen gedenkt (s. die Zeitschrift: Das Ausland vom 29. Mai 1842).

Außer diesem Tättowiren kommt bei den Männern, bei den westlichen Stämmen auch bei den Frauen, noch ein Durchlöchern der Ohren, der Nasenscheidewand, der Unterlippe, der Backen vor, um Schmucksachen in diesen

Öffnungen zu tragen. Bei den Bewohnern von Prinz-Williamssund sind beiden Geschlechtern die Ohren am untern äußeren Rande mit mehren Löchern durchbohrt, worin kleine Büschel von Corallen hangen. In den ebenfalls durchbohrten Nasenknorpel stecken sie Federspulen oder einen Schmuck aus durchbohrten Muschelschalen, der auf eine steife, 3—4 Zoll lange, gebogene Schnur gereihet ist. Dazu kommt bei Einigen noch ein oft 2 Zoll langer Einschnitt unmittelbar unter der Unterlippe parallel mit der Richtung des Mundes. Dieser Einschnitt geht durch und durch, und ist groß genug, um die Zunge durchzustecken. In den künstlichen Mund stecken sie einen schmalen, platten Zierath aus Knochen oder Muschelschale geschnitzt, der wie kleine Zähne aussieht. An jedem Ende steht ein Stück hervor, welches hinter dem Einschnitte eingeschoben wird, und zum Festhalten des Schmuckes dient. Wieder andere haben abgesonderte Löcher durch die Unterlippe gebohrt, und in diesem Falle besteht der Zierath in so vielen Knöpfen aus Muschelschalen, als Löcher sind; jeder Knopf ist mit einer Spitze oder einem Stachel auf die Art in einem Loche befestiget, daß die Spitze auswendig hervorragt, der Knopf hingegen inwendig, innerhalb der Lippe zu stehen kommt, und alle Knöpfe zusammen gleichsam eine zweite Reihe Zähne unter den natürlichen bilden (Cook S. 118). Neben diesem einheimischen Schmucke fand Cook bei ihnen eine Menge, hauptsächlich blaßblaue Glascorallen von europäischer Arbeit, die sie in die Ohren hingen, zur Verbrämung der Mütze brauchten, und an den Lippenzierathen reihenweise befestigten, sodaß die Verlängerung bisweilen bis über das Kinn herabhing. Überhaupt aber steckten sie in die Lippeneinschnitte Alles, was nur einigermaßen hineinpaßte, als eiserne Nägel, Messingknöpfe ꝛc. (Cook a. a. O. S. 119).

Etwas weniger reichlich kommen die Durchbohrungen und Einschnitte bei den von Franklin besuchten, westlich vom Mackenzie wohnenden Eskimos vor. Diese tragen sämmtlich in der durchbohrten Nasenscheidewand Knochen oder Muscheln, und durch die Unterlippe waren auf beiden Seiten Löcher gebohrt, in welchen runde Stücke Elfenbein mit einer großen Glasperle in der Mitte steckten, welchen Gebrauch auch Kotzebue bei den Eingeborenen auf der Nordwestküste von Amerika fand. Auf diese Zierathen legten sie einen so hohen Werth, daß sie dieselben nicht verkaufen wollten. Diejenigen, welche nicht reich genug waren, um sich Glasperlen oder Elfenbein anzuschaffen (?), hatten statt dessen Steine oder Stückchen Knochen. Das Durchstechen der Lippen wird vorgenommen, sobald das Alter der Mannbarkeit eintritt, und ein Ehepaar zeigte dem Capitain Franklin mit Freuden einen etwa 14jährigen Knaben, an welchem die Operation im folgenden Jahre vollzogen werden sollte (Franklin S. 136).

Überhaupt aber waren die Eskimofrauen überall begierig nach Gegenständen, mit denen sie sich schmücken konnten. Wo sie zu Glasperlen gelangen können, tragen sie dieselben nicht blos in den Ohren, sondern auch um den Hals und die Arme, auf den Säumen der Kleider und Schuhe, wie in Grönland (Gruber S. 79); am Prinz-Williamssund Armbänder von Glascorallen oder einer bernsteinähnlichen Substanz (Cook S. 119) und Franklin's Eskimoinnen putzten sich auf der Stelle mit den eingetauschten oder geschenkten Ohrringen, Fingerhüten und dergl. heraus.

Die Wohnungen der Eskimos müssen bei der ungeheuern Ausdehnung der von ihnen bewohnten Landstriche, sowol von Westen nach Osten, als von Süden nach Norden, und den dadurch bedingten klimatischen und Bodenverhältnissen, sowol nach ihrem Material, als nach ihrer Form, verschieden sein. Wo Überfluß an Treibholz sich findet, wird dieses in reichem Maße zum Bau der Wohnungen benutzt; wo man schonender damit umgehen muß, werden die Wände aus Steinen errichtet; wo das Holz zu den unbekannten Dingen gehört, baut man aus Thierknochen, und endlich, wo weder Stein noch Holz verwendet werden kann, aus Schnee und Eis.

Man unterscheidet Sommer- und Winterwohnungen. Die ersteren, welche man richtiger Zelte nennt, führt der Eskimo auf seinen Reisen bei sich, schlägt sie auf, wo er Nachtquartier machen will, bei Seereisen, wie bei Landreisen, und bricht sie beim Weiterreisen wieder ab. Die Winterwohnungen sind dauerhafter und dichter, weil sie den Bewohner gegen die Einflüsse der Witterung schützen müssen. Sie werden mit dem Eintritte der mildern Jahreszeit verlassen und im Herbst wieder aufgesucht und für den Winter in Stand gesetzt. Auch läßt man sie wol ganz verfallen, wenn man Gegenden aufgefunden hat, in denen der Winteraufenthalt vortheilhafter erscheint, als in dem früheren Domicil. Bei der Wahl des Platzes verfahren sie ebenfalls nicht unüberlegt. Gewöhnlich legen sie die Wohnungen nahe an den Küsten an, um bei der Heimkehr vom Fisch- und Seehundsfang mit der gemachten Beute bald zu Hause zu sein. Sie suchen sich ferner eine erhabene Stelle aus, von welcher das Schneewasser leicht ablaufen kann, und wo sie vor Überschwemmungen gesichert sind. Den Eingang richten sie entweder nach der Küste zu, oder wenn klimatische Verhältnisse dies nicht gestatten, nach derjenigen Himmelsgegend, von welcher sie am wenigsten eisige Winde zu befürchten haben.

Bei den Westgrönländern werden die Winterwohnungen von großen übereinandergelegten Steinen aufgeführt, deren Fugen mit Erde, Rasen und Moos verstopft werden. Man macht sie zwei Klaftern breit und, je nach der Zahl der Bewohner, 4—12 Klaftern lang, und gewöhnlich so hoch, daß man eben aufrecht darin stehen kann. Von einer Wand zur gegenüberstehenden legen sie der Länge des Gebäudes nach einen oder, nach Maßgabe der Größe des Gebäudes, mehre durch Riemen verbundene Balken, welche sie durch senkrechte Pfosten stützen. Darüber legen sie Querbalken, zwischen diese kleines Holz, bedecken das Ganze mit Heidekraut und Rasen und schütten oben darauf noch feine Erde. Durch den Frost erhält dieses Dach Festigkeit, bei eintretendem Thauwetter aber dringt die Nässe, im Sommer der Regen durch, sodaß dasselbe im Herbst nebst der Mauer re-

parirt werden muß. Die Stelle des Schornsteins und der Thür vertritt ein langer (2—3 Klaftern langer) Gang von Stein und Erde vor dem ganzen Gebäude, der sich in einen einzigen kleinen, lothrecht daran stoßenden, hakenförmig angebogenen Eingang endigt. Dieser Gang ist so niedrig, daß man auf Händen und Füßen durchkriechen muß. Durch ihn wird Wind und Kälte abgehalten und die dicke Luft des Innern abgeleitet. Inwendig sind die Wände mit abgenutzten Zelt- und Bootfellen, die mit Nägeln und Seehundsrippen befestigt sind, behangen, um die Feuchtigkeit abzuhalten. Auch ist wol noch von Außen das Dach ebenfalls damit bedeckt. Die senkrechten Pfosten, welche den langen Dachbalken stützen, halbiren den innern Raum der Länge nach. Zwischen ihnen und der Wand ist einen Fuß über dem Fußboden eine mit Fellen bedeckte Pritsche von Bretern (?) angebracht. Von jedem Pfosten sind ferner bis an die Wand senkrecht Felle gespannt, welche Scheidewände und dadurch Abtheilungen für die in dem Gebäude wohnenden Familien, deren 4—10 in einem solchen Hause wohnen, bilden.

Auf der Pritsche sitzen am Tage der Mann mit herunterhängenden, die Frau gewöhnlich hinter ihm mit untergeschlagenen Beinen. In dieser Situation verrichten sie ihre Arbeiten; die Frau kocht und näht, der Mann schnitzt an seinen Werkzeugen. Des Nachts dient die Pritsche als Schlafstelle.

An jedem Pfosten befindet sich eine Feuerstelle. Unmittelbar auf dem mit flachen Steinen belegten Boden ruht ein Holzklotz, auf diesem ein niedriger, dreifüßiger Schemel, welcher ein zum Auffangen des überlaufenden Thranes bestimmtes ovales, hölzernes Gefäß trägt, auf dem endlich die etwa einen Fuß lange, aus Weichstein oder Topfstein (Lapis ollaris) ausgehauene, fast wie ein Halbmond gestaltete Lampe ruht. Als Docht dient ein kleingeriebenes, sehr hellbrennendes Moos, als Brennmaterial Seehundsspeck oder Thran. Über der Lampe hängt an vier Schnuren ein aus demselben Steine gehauener Kessel, eine halbe Elle lang, eine Viertelelle breit, wie eine längliche Schachtel, in welchem sie ihre Speisen kochen. Über dem Kessel ist noch ein aus hölzernen Stäben verfertigter Rost zum Trocknen der nassen Kleider und Stiefeln angebracht.

Diese Lampen geben der Wohnung nicht nur hinlängliches Licht, sondern auch die nöthige Wärme. Zu verwundern ist, daß sich kein Rauch und nur wenig Dampf erzeugt. Dagegen ist der Geruch, den die vielen Bewohner durch ihre Ausdünstung, die Thranlampen, die kochenden Kessel voll thraniger Fische, Seevögel und Seehunde und die absichtlich zum Gärben der Felle sorgfältig gefüllt erhaltenen Uringefäße verbreiten, für ein europäisches Riechorgan in hohem Grade widerwärtig.

An der der Pritsche gegenüberliegenden Längswand des Gebäudes, wo sich der Eingang befindet, sind etliche viereckige Fenster von der Größe einer Elle aus Seehunds- und Fischdärmen so sauber und dicht genäht, daß weder Wind noch Schnee, das Tageslicht dagegen sehr gut durchdringen kann. Unter den Fenstern zieht sich eine Bank als Sitz- und Schlafstelle für fremde Gäste hin.

Außerhalb des Hauses befinden sich kleine, backofenförmige, von Steinen erbaute Vorrathshäuser für Fleisch, Speck und gedörrte Häringe. Was aber den Winter hindurch gefangen wird, wird unter dem Schnee geborgen, der Thran aber in Seehundsmagen oder in Schläuchen aus Seehundsfellen aufbewahrt. Daneben legen sie ihre Fahrzeuge umgestürzt auf Pfähle und hängen darunter ihr Jagdgeräthe und ihr Pelzwerk auf.

Die Wohnungen, welche Scoresby an der Ostküste von Grönland auf der Ebene am Fuße von Neillsfelsen (70° 30′ nördl. Br., 22° 37′ westl. L. von Greenwich) fand, haben ungefähr dieselbe Structur. Der Platz, auf welchem das Dorf stand, war etwa 50 Fuß über dem Ufer erhaben, vollkommen trocken, mit einem steilen Abhange gegen den Fluß, der die Ebene auf der Südseite begrenzt, wie gegen den Strand, welcher die östliche Grenze bildet. Die Dächer von allen Hütten waren entweder weggenommen oder eingefallen; was noch übrig war, bestand aus einer Höhlung in dem Boden, etwa 4 Fuß tief, 15 Fuß lang und 6—9 Fuß breit. Die Seitenwände einer jeden Hütte bestanden aus rohen Steinen und der Fußboden war Sand, Thon und Moos. Der Eingang in die Hütten war ein horizontaler, trichterförmiger Gang, der aus der Hütte unter der Erde etwa 15 Fuß fortläuft und an dem Abhange des Ufers in die freie Luft ausgeht. Dieser Gang war so niedrig, daß eine Person auf Händen und Füßen kriechen mußte, um in die Wohnung zu kommen; von Oben war er mit flachen Steinen und Rasen bedeckt. Da diese Art von Hütten so tief in der Erde liegt, und man nur durch einen unterirdischen Gang in dieselben kommen kann, so hat man gemeiniglich geglaubt, sie wären ganz unter der Erde. In der That sind sie auch nur wenig über der Oberfläche erhaben, und da das Dach, wenn es vollständig ist, gewöhnlich mit Rasen belegt und mit Moos oder Gras überdeckt wird, so wird es dadurch in seinem Ansehen dem übrigen Boden so ähnlich, daß es kaum davon zu unterscheiden ist. Durch diese Einrichtung wird die sparsam erregte künstliche Wärme möglichst zusammengehalten; durch die dichte Decke, auf welcher noch eine Schneedecke ruht, wird die Kälte, durch den langen Gang der schneidende Wind abgehalten. Die Öffnung des Einganges geht immer nach Süden, damit die milden Strahlen der Mittagssonne im Frühling und Herbst eindringen, die kalten Nord-, Ost- und Westwinde vorbeigehen. In manchen Fällen ist der Boden des Einganges in gleicher Höhe mit dem Fußboden, in andern bildet das Dach des Ganges mit dem Fußboden der Hütte eine Horizontalebene.

Auf der Insel Saritscheff an der Schischmareffbucht jenseit der Behringsstraße im nordwestlichen Amerika bildet das Gebäude eine Kammer von 10 Fuß ins Gevierte, die Wände 6 Fuß hoch, die Decke gewölbt, im Scheitelpunkt ein mit einer Blase verschlossenes viereckiges Fenster. Das Gebäude ist von Balken aufgeführt, die nach dem Innern abgeflacht sind. Der Thür

gegenüber eine anderthalb Fuß erhöhte Pritsche als Schlafstelle, das Drittheil des Raumes einnehmend. Längs der Wände verschiedene leiterähnliche Hängeböden zur Aufstellung von Geräthschaften. Die Thür eine runde Öffnung von 1½ Fuß Durchmesser in der Mitte der einen Wand. Maulwurfsgängen ähnliche, mit Holz belegte Stollen, die nur in einigen Theilen zum Aufrechtstehen erhöht sind, ziehen sich zwischen der inneren Kammerthür und dem äußeren Eingange, der 3 Fuß hoch und viereckig, sich zwischen zwei Erdwällen nach Südost eröffnet. Aus dem Hauptgange führt ein Nebenzweig zu einer Grube, worin der Wintervorrath, fußgroße Speckstücke, verwahrt wird; dabei Siebe mit langem Stiele, um den Speck herauszuholen. Hauptgebäude und Eingänge von Außen mit Erde überdeckt.

Die Eskimos, welche Franklin in der Nähe der Mündung des Mackenzieflusses traf, bauten ihre Winterhäuser aus Treibholz, die Wurzeln der Bäume nach Oben gerichtet, mit einem Eingange gegen Norden und einem andern gegen Süden, durch welche man nur einkriechen konnte. Ein Loch am Giebel, welches, gleich den Eingängen, mit einem Schneeklumpen zugesetzt werden konnte, diente dem Rauche zum Ausgang. Sie enthielten ein bis drei kleine Gemächer, einen Keller, eine Vorrathskammer. In der Nähe befinden sich hohe Gerüste, auf welche die Kaiaks und dergl. gelegt werden. Über Form und Größe macht aber Franklin keine Mittheilung (s. Franklin, Zweite Reise rc. S. 139).

Von ganz anderem Bau als die bisher beschriebenen sind die Wohnungen der Eskimos, welche Dr. Richardson[4]) auf der Insel Atkinson (69° 55′ nördl. Br., 130° 43′ westl. L.) antraf, und von denen wir hier, mit Hilfe eines Grundrisses und einer Durchschnittszeichnung, welche Richardson dazu gibt, eine möglichst genaue Beschreibung geben wollen. Das ganze Gebäude besteht aus einem Mittelraume und vier Seitenräumen. Der Fußboden des Mittelraumes bildet ein Viereck von 10 Fuß ins Gevierte, aus Baumstämmen (oder Balken?). In jeder Ecke steht senkrecht ein Pfosten. Diese vier Pfosten sind oben durch Querbalken verbunden, auf denen das ebenfalls aus Gebälk bestehende horizontale Dach ruht. An jede der vier Seiten des quadratischen Fußbodens schließt sich, einen Fuß erhöht, ein anderer, nach Außen hin sanft aufsteigender, Fußboden an, der die Gestalt eines bis zur Hälfte abgestutzten gleichschenkeligen Dreiecks hat. Diese abgestutzten Dreiecke behielten von der Basis nach der Spitze hin eine senkrechte Höhe von 5′ 8″, 5′ 9″, 5′ 10″. Über jedem solchen Trapez senkt sich, beim horizontalen Dache des Mittelraumes anfangend, ein Dach in Gestalt eines ebensolchen Trapezes schräg abwärts, bis es noch einen Fuß von der der Basis parallelen Seite entfernt ist. Diese fußweite Entfernung wird durch eine nicht senkrechte, sondern nach dem Fußboden einwärts, wie die Lehne eines Stuhles, geneigte Wand geschlossen, wogegen die convergirenden Seiten des abgestutzten Dreiecks des Fußbodens, wie des Daches, durch senkrechte Wände verbunden sind. Das ganze Gebäude ist kunstlos aus Stämmen aufgezimmert, von Außen mit Erde beworfen, von Innen mit Spähnen (Latten?) fournirt. Der Mittelraum dient zur Wohnung, die nach Innen offenen Seitenräume sind zu Schlafkammern bestimmt. In einem der Seitenräume befindet sich der 4 Fuß hohe (?) Eingang, zu welchem man von Außen auf einer geneigten Plattform aufsteigen muß, da der mittlere Fußboden 3 Fuß über die umgebende Erdoberfläche, um vor Überschwemmungen sicher zu sein, erhaben ist. In der Nähe der Thür befindet sich im Dache eine viereckige Öffnung, die der Lüftung wegen, oder um gelegentlich als Thür zu dienen, angebracht ist. Mehre der Häuser waren mit der Fronte (?) gegen einander gebaut, sodaß ein schmaler Gang zwischen ihnen blieb, und die Thüren einander gerade gegenüber lagen. (Wenn dieser Gang im Winter mit Schnee überwölbt und an einem Ende geschlossen wird, so muß er eine recht behagliche Vorhalle bilden. Richardson.)

Bei einigen der größeren einzeln stehenden Häuser befanden sich vor den Thüren Vorhallen von Baumstämmen, und bei jedem Hause war eine 4 Fuß unter der Oberfläche befindliche, mit Treibholz ausgeklotzte und bedeckte viereckige Grube angebracht, die offenbar als Vorrathskammer diente.

Außer diesen eigentlichen Wohnhäusern fand Richardson noch ein großes Gebäude, welches er für ein gemeinschaftliches Speisezimmer hielt, und welches im Innern ein Quadrat von 27 Fuß bildete. Das aus Blöcken bestehende Dach wurde von zwei starken, 2 Fuß von einander abstehenden, auf vier senkrechten Pfeilern ruhenden Pfetten (Querbalken?) gestützt. Um den aus gespaltenen, geglätteten und mit großer Sorgfalt zusammengefügten Balken bestehenden mittlern Fußboden her erhob sich ein etwa 3 Fuß breiter Saum, welcher wahrscheinlich zum Sitzen diente. Die 3 Fuß hohen Wände hatten eine schräge Richtung, sodaß man sich bequem mit dem Rücken daran lehnen konnte, und die geneigte Ebene vor der nach Süden gerichteten Thür bestand aus Baumstämmen. Der Überwurf von Erde hatte eine fast halbkugelige Gestalt und um die Basis her lagen die Schädel von 21 Walfischen. Im Dache befand sich ein viereckiges Loch und in dem mittelsten Stamme des Fußbodens eine napfförmige Höhlung von einem Fuß Durchmesser, in welche vielleicht eine Lampe gesetzt wird. Da bei dem Bau dieses Dorfes so sehr auf Bequemlichkeit Rücksicht genommen war, und dasselbe ein Gebäude enthielt, zu dessen Aufführung sich eine bedeutende Menge Menschen vereinigt haben mußte, so läßt sich schließen, daß diese Leute ziemliche Fortschritte in der Civilisation gemacht haben müssen. Walfischschädel fanden sich, außer bei dem großen Gebäude, nur noch an einem Wohnhause, um welches her 3—4 lagen. Viele hölzerne Kästen und mit Griffen versehene Tröge, um Walfischspeck darin fortzutragen, lagen umher; die meisten dieser Geräthschaften waren halb verfault.

Bei den arktischen Hochländern bestehen die Mauern der Winterwohnungen, welche man an Stellen anlegt,

4) Franklin, Zweite Reise rc. S. 235 fg.

wo sie dem Einschneien am wenigsten ausgesetzt sind, ganz aus Stein, und stehen 3 Fuß unter und 3 Fuß über der Erde. Das Dach ist bogenförmig und die Windlöcher sind mit Schlamm ausgefüllt. Fenster haben sie nicht. Der Eingang ist ebenfalls lang, eng und fast unterirdisch; der Fußboden, worauf sie sitzen oder schlafen, mit Fellen belegt. Erleuchtung und Heizung wie bei den Südgrönländern. Feuer gewinnen sie aus Eisen und Stein. (Roß, Erste Reise. S. 107.) Von ganz ähnlicher Form fand Parry die Winterwohnungen auf der Insel Igloolik, nur war das Fundament von Stein, der übrige Theil mit der Kuppel von Walfisch- und Walroßknochen, die ganze innere Höhlung, wie die Außenseite, mit Torfsoden bedeckt, wodurch jede kalte Luft abgehalten wurde; der Eingang nach Süden bestand aus einem 2 Fuß hohen und breiten, mit flachen Steinplatten aufgesetzten Wege; die Pritsche ein 2 Fuß hohes Steinlager, mit Fellen bedeckt. (Parry, Zweite Reise. S. 76 fg.)

Bei mehren andern Stämmen bestehen die Wohnungen ganz aus gefrorenem Schnee. Der Schnee wird in länglich-viereckigen Stücken ausgestochen und auf den Seiten so beschnitten und zugehauen, daß sie an und auf einander gefügt, sich zu einer Kuppel wölben, deren sich kein europäischer Baumeister zu schämen brauchte. Das Gewölbe ist im Mittelpunkte 7—8 Fuß hoch. Das Licht fällt durch ein in der Kuppel angebrachtes Eisfenster in das Innere. (Parry, Zweite Reise. S. 39.)

An diese geräumigen Hallen schließen sich kleinere an, welche zu verschiedenen Zwecken der häuslichen Ökonomie bestimmt sind. Das Innere wird sorgfältig geglättet und ihm durch Begießen mit Wasser ein glänzendes Ansehen gegeben (Entdeckungen ꝛc. S. 20). Inwendig an den Seiten auf ihren Betten sitzen die Frauen herum; jede hat ihre kleine Feuerstelle oder Lampe mit ihrem wenigen Hausgeräthe um sich herum. Kinder und Hunde kriechen um die Mütter herum. (Parry S. 39.) Beim Eintritte der gelindern Witterung machen sie an ihren Schneehütten manche Änderung. Sie bauen dieselbe um 2—3 Fuß höher, oder fügen andere Gemächer hinzu, um weniger gedrängt zu wohnen. (Parry a. a. O. S. 47.) Bei zunehmender Wärme, welche den Schnee schmelzt, geben sie das Dach auf, wenn sie noch nicht die ganzen Wohnungen aufgeben wollen, indem sie das Gebäude mit Seehundsfellen überdecken. Freilich wird dann der Schnee hineingeweht und zugleich thauen die Wände allmälig auf, wodurch sich im Innern eine feuchte, ungesunde Luft erzeugt. (Parry a. a. O. S. 135.)

Die Sommerwohnungen der Eskimos sind Zelte, zu denen der Grund mit kleinen platten Steinen in Form eines Oblongums gelegt wird. Zwischen die Steine werden 10—40 Stangen gestellt, die oben auf einem mannshohen Gestelle oder Thürpfosten aufliegen und in eine Spitze zusammenlaufen, und mit einer doppelten Decke von Fellen bedeckt werden. Der untere Rand der Decke wird auf dem Grunde mit Moos verstopft und mit Steinen beschwert, damit der Wind das Zelt nicht aufhebe. Vor den Eingang hängen sie einen aus Därmen recht sauber zusammengenähten Vorhang, der die kalte Luft abhält und doch genugsames Licht durchschimmern läßt. Die Felle hängen aber oben auf beiden Seiten noch ein gut Stück hervor, und bilden so eine Art Vorhaus, worin der Vorrath und die übelriechenden Gefäße aufbewahrt werden. Die Zeltpfeiler sind bei den Grönländern noch von Holz, bei andern Stämmen von Thierknochen, von Rennthierhörnern, welche aufeinandergesetzt werden. Zu den Decken nehmen die Grönländer Seehundsfelle, zum Thürvorhang die zartesten Seehundsdärme, die Bewohner der Insel Iglooliк Seehundsfelle und bis zur Durchsichtigkeit dünngeschabte Walroßhäute. Bei den letztern ist der Eingang stets nach Süden oder Südosten gerichtet. Bei den Grönländern ist der Thürvorhang mit einem Rande von rothem oder blauem Tuche und mit weißem Bande verbrämt. In dem Winkel des Zeltes hebt die Grönländerin, die nur im Sommer allen ihren Putz sehen läßt, ihren Hausvorrath auf, und hängt eine mit allerlei Figuren ausgenähte Decke von weißem Leder davor, woran sie ihre Spiegel, Bänder und Nadelkissen heftet. Bei ihnen wird auch in der Regel jedes Zelt nur von einer Familie bewohnt; nehmen sie aber zuweilen noch einige Verwandte oder arme Familien ein, so wohnen wol 20 Menschen in einem solchen Zelte. — Lager- und Feuerstellen sind wie in den Winterhäusern, nur reinlicher, ordentlicher und für den Europäer viel erträglicher. Nicht so ordentlich und sauber fand es Parry bei den Bewohnern von Iglooliк. Dort stand an einem Ende nahe bei der Thür die steinerne Lampe auf einigen rohen Steinen, und darüber hing der Kochtopf. Rings herum lag in großer Unordnung alles weibliche Geräth mit großen Massen ungekochten Seehundsfleisches, an welchem in jener Jahreszeit (im Juli) Überfluß war. Im Innern des Zeltes, wo es am breitesten ist, und ungefähr den dritten Theil des Raumes einnehmend, lagen ihre Häute als Betten auf einander und darunter etwas Andromeda tetragona. (Gruber S. 78. Parry, Zweite Reise. S. 70.)

An Haus- und Wirthschaftsgeräthe fand Cook im Prinz-Williamssunde flache, ovale Schüsseln von Holz, nebst einigen tieferen cylindrischen Gefäßen, deren Seite aus einem Stück, wie bei einer Schachtel, nur dicker, zusammengebogen und mit ledernen Riemen an den Rändern zusammengeheftet, den Boden mittels kleiner hölzerner Zwecken eingesetzt; außer diesen noch kleinere, weit zierlichere, wie eine ovale Saucière gestaltete, nur etwas flacher und ohne Handhabe, aus Holz oder Horn und bisweilen artig mit Schnitzwerk verziert; kleine Beutel von dünnen Darmhäuten, mit kleinen, rothen Federn geschmückt, zur Aufbewahrung feiner Sehnen und Knäuel von artig aus Sehnen geflochtenen Schnüren; bunte, wasserdicht geflochtene Körbchen, Löffel von Bisambüffelhorn fand Franklin auf der Herrscherinsel, Richardson östlich vom Mackenzie. Zum Transport von Flüssigkeiten bedienen sich wenigstens die östlichen und nordöstlichen Eskimos wasserdichter Schläuche aus Häuten, natürlich von verschiedener Größe, und auf dem Naturaliencabinet des halle'schen Waisenhauses hängen ein Paar recht zweck-

mäßige grönländische lederne Taschen, die unsern Jagdtaschen in der Form gleichen und wahrscheinlich zu gleichem Zwecke dienen.

An Werkzeugen zur Bearbeitung roher Materialien, zum Zerlegen der Seehunde und Walfische ꝛc., finde ich Messer aus Horn oder Knochen, mehre mit Eisen gespitzt oder mit einer eisernen Schneide belegt, auch mit ganz knöchernen Schneiden, Äxte oder Beile, Eismeißel aus Narwalhorn erwähnt. Die langen Messer, welche entweder im Stiefel, oder im Ärmel, oder in der beutelförmigen Öffnung des Oberkleides getragen werden, dienen zugleich als Waffe. Hearne fand bei den von ihm besuchten Eskimos am Kupferminenflusse kupferne Kessel, Äxte und Messer, viereckige, schön gearbeitete steinerne Kessel, hölzerne Tröge und Schüsseln, Kellen und Löffel aus den Hörnern der Bisamstiere.

Die Schilderung der eigentlich menschlichen Verhältnisse der Eskimos, ihrer Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche, ihrer Denkungsart und Handlungsweise beginnen wir am schicklichsten mit ihrem Eintritt in das gesellschaftliche Leben, welches mit ihrer Verheirathung beginnt. Leider sind wir aber dabei fast lediglich auf die Nachrichten über die grönländischen Eskimos beschränkt, da die Reisenden, welche zur Aufsuchung einer nordwestlichen oder nordöstlichen Durchfahrt durch das amerikanisch-arktische Meer ausgesandt waren, kaum Zeit und Gelegenheit, oft auch wol nicht Neigung genug gehabt haben, ihr Augenmerk auf diesen wichtigen Act des menschlichen Lebens zu richten. Ein längerer Aufenthalt bei künftigen Reisen in jenen Gegenden wird hoffentlich hinlängliche Materialien zu einer vollständigen, vergleichenden, ethnographischen Darstellung jener in mehr als einer Hinsicht interessanten Stämme liefern.

Im Allgemeinen werden die Söhne und Töchter der Eskimos sehr jung verheirathet. (Der Hochländer heirathet, sobald er eine Familie ernähren kann, und zwar nur eine Frau, wenn sie Kinder bekommt. Bleibt die Ehe kinderlos, so nimmt der Mann eine andere Frau und die Frau einen andern Mann, bis sie Kinder bekommen.) Sind sie schon in der Kindheit mit einander versprochen, so kommen sie ohne weitere Umstände mit einander zusammen, wenn sie wollen. Außerdem aber muß der Eskimo im eigentlichsten Sinne um die Braut werben, und obgleich er die ausdrückliche Einwilligung seiner Ältern oder nächsten Verwandten und die passive Genehmigung der Ältern der Braut hat, sich ihrer mit Gewalt bemächtigen. Denn die Sitte erheischt es, daß die in Wort und That züchtigen und schamhaften Eskimomädchen die Sprödigkeit soweit als möglich treiben, um sich nicht der üblen Nachrede auszusetzen, daß sie zu große Neigung zum Heirathen gezeigt hätten. Bei manchen ist diese Sprödigkeit allerdings nichts weiter, als ein Opfer, welches sie dem Herkommen bringen; denn junge Eskimofrauen sprachen gegen Parry's Leute noch mit Vergnügen über ihre Künste, sich spröde zu stellen. Bei Vielen aber ist es mit der Sprödigkeit auch ein recht bitterer Ernst, weil sie wissen, daß sie durch ihre Verheirathung nur ein willenloses Werkzeug der Männer, wahre Lastthiere und Kreuzträgerinnen werden, die, wenn sie keine Kinder bekommen, sofort verstoßen werden, oder noch Gott danken müssen, wenn sie einer zweiten Frau oder einer herrischen Schwiegermutter Magddienste thun dürfen. Darum entlaufen sie zum Theil schon bei dem Antrage, der ihren Ältern durch ein Paar alte Weiber dadurch gemacht wird, daß sie den Bräutigam und dessen Haus höchlich rühmen; und kommen sie endlich, entweder durch die alten Weiber, oder durch den Bräutigam selbst in dessen Gewalt, so sitzen sie wol Tage lang mit verweinten Augen, niedergeschlagen und ohne etwas zu genießen in einem Winkel des Hauses, bis freundliches Zureden, oder einige Rippenstöße, sie andern Sinnes zu werden nöthigen.

Als die gewöhnlichste Jahreszeit, in welcher die Ehen geschlossen werden, nennt Parry den Winter. Blutsverwandte heirathen sich aber nicht, selbst solche Personen nicht, die in demselben Hause erzogen wurden, weil ihnen dies für eine Art von Verwandtschaft gilt. Auch nimmt der Mann nur selten, namentlich nur, wenn er mit der ersten keine Kinder erzeugt, mehr als eine Frau. Als Mitgift bekommt die Braut ihre Kleider, ihr Messer, ihre Lampe und höchstens noch einen Kessel von Weichstein. Dafür muß sie aber mehr, als viele unserer Frauen, können, tüchtig nähen und wirthschaften.

Von der Hochzeit an ist es die Schuldigkeit des Mannes, seine Frau zu ernähren. Sie muß sich aber wahrlich ihr Bischen Kost sehr sauer verdienen. Der Mann verfertigt sein Jagdgeräth und zimmert das Gerippe zu seinen Booten; aber die Frau muß diese Boote mit Leder überziehen, das sie selbst gegärbt hat. Der Mann jagt und fischt, aber die Frau muß die Beute ans Land bringen. Sie muß schlachten, kochen, gärben; sie muß sämmtliche Kleidungsstücke verfertigen, sie muß Zelte und Häuser bauen oder ausbessern; denn der strenge Herr Gemahl bekümmert sich nur um das Holzwerk, und sieht gleichgültig zu, wenn seine Frau unter der Last der Steine, welche sie herbeischleppen muß, erliegt. Daß die Grönländer ihren Weibern die gemachte Beute, mit Ausnahme des Speckes, überlassen, daß diese in Abwesenheit der Männer weidlich schmaußen, und die Männer, wenn nichts mehr vorhanden ist, geduldig hungern oder Schuhflecke essen, macht die Sache nicht um ein Haar besser. Die Weiber sind Lastthiere. Auch sind sie nicht häufig allein, da, wie Parry bemerkt, wenn die Männer auf die Jagd gehen, immer in jeder Hütte einer zur Beaufsichtigung der Weiber zurückbleibt. — Ein Glück für diese armen Geschöpfe ist es noch, daß sie von ihren Ehemännern in der Regel nicht unsanft behandelt werden, und daß thätliche Mishandlungen der Frauen zu den allergrößten Seltenheiten gehören, wie sie denn überhaupt ihre Ehe ziemlich ordentlich führen, die eheliche Treue einander bewahren, und nur höchst selten eine Ausschweifung sich zu Schulden kommen lassen. Ja es kommen bei ihnen selbst Beispiele der reinsten Zärtlichkeit vor. Eine Frau lief nackt im stärksten Schneegestöber hinaus, um ihren bis in die späte Nacht ausgebliebenen Mann aufzusuchen. Ihr Klageton drang schneidend durch

das Herz. In der Morgendämmerung fand sie einen von des Mannes Pfeilen, der ans Ufer getrieben war; hastig nahm sie ihn auf und drückte ihn an ihre bloße Brust. — Auch bei den im Ganzen nicht zärtlichen Männern findet man unzweideutige Beweise der innigsten Zuneigung. Männer, denen ihre Frauen untreu wurden, flohen die Gesellschaften, verkrochen sich in Klüfte und lebten von der Landjagd. Beim Anblick von Menschen ergriffen sie die Flucht, wurden aber auch geflohen, weil man sich vor solchen Verwilderten des Lebens nicht sicher hielt.

Ohne alle Umstände, wie die Ehe geschlossen wurde, kann sie auch wieder gelöst werden. Der Mann macht der Frau, mit der er unzufrieden ist, namentlich der kinderlosen, ein saures Gesicht, verläßt auf einige Tage das Haus, und die Frau, welche diesen Wink versteht, zieht mit ihren Siebensachen zu ihren Freunden, wo sie sich, um die Ungerechtigkeit der Verstoßung in ein helles Licht zu setzen, gewöhnlich musterhaft aufführt. Das Recht, sich zu scheiden, steht aber auch der Frau zu, und sie macht davon Gebrauch, wenn sie sich mit andern Weibern im Hause, namentlich mit der regierenden Schwiegermutter, nicht vertragen kann. Die Kinder folgen allemal der Mutter und kehren auch nach dem Absterben derselben nicht wieder zum Vater zurück. Doch fallen, sobald Kinder vorhanden sind, die Ehescheidungen selten vor.

Bei dem Tode des Mannes erhält die Frau ihr Eingebrachtes, und muß nun um ihrer Kinder willen bei andern Leuten dienen, wofern sie nicht erwachsene Söhne hat; denn wenn sie diese hat, ist sie glücklicher daran, als eine Hausfrau, weil sie die Wirthschaft nach Gutdünken einrichten kann. Im Lande Boothia wird eine Witwe mit vielen Kindern eifrigst zur Ehe begehrt. Ein sehr altes Frauenzimmer kommt auch noch in die Gefahr, als Hexe gesteinigt, ins Meer gestürzt, erstochen oder zerschnitten zu werden; oder sie fällt sich und Andern zur Last, und wird dann aus Mitleiden lebendig begraben, oder genöthigt, sich selbst zu ersäufen.

Stirbt dem Manne die einzige Frau, so schmückt er sich, sein Haus und seine Kinder nach einigen Tagen aufs Beste; besonders müssen Kajak und Pfeile, als sein größter Staat, in bester Ordnung sein, wenn er sich beliebt machen will. Aber er besucht keine fröhliche Gesellschaft und heirathet erst nach einem Jahre wieder, wenn ihn kleine Kinder nicht nöthigen, früher zur zweiten Ehe zu schreiten. An die Stelle der rechten Frau tritt eine von den Nebenweibern.

Die Eskimofrauen gebären leicht und höchst selten ein todtes oder misgestaltetes Kind, und verrichten bald nach der Geburt wieder alle ihre Arbeit. Der Name des Kindes, welcher von den Ältern oder der Hebamme gegeben wird, wird von Thieren oder Geräthschaften, am liebsten von verstorbenen Verwandten, namentlich den Großältern, entlehnt, um deren Andenken zu erhalten, es sei denn, daß diese zu frühzeitig verstorben oder verunglückt wären, was ihnen die Erinnerung zu schmerzlich machen würde.

Die Mutter, die um so geachteter ist, je mehr sie Kinder gebiert, trägt das Kind, wo sie geht und steht, bei allen Geschäften, im Gewande auf dem Rücken oder bei den Eskimos am Mackenzieflusse in dem eigens dazu geformten Stiefel mit sich herum. Sie säugt es, aus Mangel an zarten Speisen bis ins dritte, vierte Jahr. Daher sterben auch viele Kinder, wenn die Mutter sie entwöhnen muß, oder stirbt, ehe sie die unverdaulichen Speisen vertragen können. Daher ist auch der für uns schauderhafte Gebrauch zu erklären, der todten Mutter die Säuglinge lebend mit in das Grab zu geben, oder diese hilflosen Geschöpfe durch einen gewaltsamen, von der Hand des Vaters gegebenen Tod dem langsamen, qualvollen Hungertode zu entziehen, eine That, die dem Vaterherzen schwer genug werden mag, wenn man die außerordentliche Liebe der Eskimos für ihre Kinder kennt, die im eigentlichen Sinne verhätschelt, und nie weder mit Worten noch thätlich gezüchtigt werden, auch wenn sie noch so unbändig sind, schreien, kratzen, beißen und um sich schlagen, ja wol gar den Papa verwunden, weil er ihnen den Besuch in der Nachbarschaft nicht erlaubt. Sie halten das Schlagen der Kinder durch die Ältern so sehr für das Zeichen eines bösen Gemüthes, daß eine Mutter, die ihre Tochter schlägt, für unmenschlich gehalten wird, und, wenn sie den Sohn schlägt, noch überdies vor Schlägen von Seiten des Mannes nicht sicher ist. Auch in der größten Noth denkt der Eskimo eher an sein Kind, als an sich, und wahrhaft rührend ist der von Parry erwähnte Zug, daß ein Stamm Eskimos, der aus Mangel an Lebensmitteln seinen Hunger mit Schnee stillen mußte, von den vom Schiffe der Engländer übersandten Lebensmitteln nicht eher etwas anrührte, als bis die hungernden Kleinen gesättiget waren; und Capitain Roß konnte durch keine Geschenke einen seiner hochländischen Eskimos bewegen, ihm eins ihrer Kinder zu überlassen. Wenn gleichwol Parry eines Falles gedenkt, daß ein Vater ihm seinen Sohn gegen ein Schlächtermesser überließ, und Franklin erzählt, daß ihm Mütter gegen kleine Geschenke nicht nur ihre Kinder anboten, sondern auch denselben noch die Kleider auszogen, ehe sie dieselben dem Käufer aushändigten; so müssen wir, zur Ehre der Eskimos, annehmen, daß diese Ältern wol nicht gemeint haben, ihre Kinder zu verkaufen, wenn sie dieselben dem Europäer überreichten, sondern vielmehr nur an ein temporaires Überlassen der Kinder gedacht und durch das Entkleiden nur beabsichtigt haben, andere Kleidung für ihre Kleinen zu erhalten; und Franklin sowol als Parry scheinen in ihrem Urtheile über den Charakter der Eskimos, wie leider die meisten Europäer in der Beurtheilung der sogenannten Wilden, nur von der Stimmung des Augenblicks geleitet worden zu sein, indem sie auch an unverstandene Handlungen den Maßstab europäischer Gesittung anlegten; wiewol auch dann der Charakter der Eskimos nichts verliert, wenn wir die genannten Fälle als Ausnahmen von der Regel gelten lassen. Denn die Liebe der Eskimos, wie wir sie eben kennen gelernt haben, erstreckt sich nicht blos auf die leiblichen, sondern sogar auf die Adoptivkinder, wovon

uns wiederum Parry einen höchst rührenden Zug aufbewahrt, den Lyon erlebte. Der Eskimo Toolemak und dessen Frau, mit denen Lyon unterwegs war, hielten mit ihrem Schlitten an einer Landspitze still und verfügten sich nach einem der dortigen Steingräber. Die Frau kniete nieder und schrie 2—3 Minuten, indessen ohne laute Klagen Toolemak's Thränen flossen. Sie erzählten nachher, daß ihr angenommener Sohn Noogloo an dieser Stelle gestorben sei. Beide Eheleute hatten an Lyon früher einen Hund verkauft, diesen nannte die Frau auf dieser Reise sehr oft Eeerninga (Sohn). Bei dieser Benennung sprang der Hund jedes Mal auf, um das Gesicht der Frau zu lecken, wenn ihm dies sein Zugseil erlaubte. Des Abends, wenn Toolemak seine eigenen Hunde gefüttert hatte, pflegte er ein besonderes Stück dem nämlichen Hunde zu bringen. So übertrugen also die beiden alten Leute die Liebe, welche sie zu ihrem verlorenen Sohne gehabt hatten, auf seinen vormaligen Liebling.

Natürlich zweckt die ganze Erziehung nur darauf ab, den Sohn zu einem geschickten Fischer und Jäger, die Tochter zu einer tüchtigen Hausfrau zu machen. Sobald der Knabe Hände und Füße brauchen kann, muß er mit Bogen und Pfeil nach einem Ziele schießen, oder mit Steinen darnach werfen, oder mit dem Messer Spielgeräthschaften schnitzen. Mit dem zehnten Jahre beginnen die Übungen mit dem Kajak im Rudern und Fahren, im Fisch- und Vogelfang; mit dem 15. Jahre muß der Knabe mit auf den Seehundsfang, und der erste Fang wird durch ein Mahl gefeiert, bei dem er zu erzählen hat, wie er den Seehund gefangen, wogegen die Gäste seine Geschicklichkeit, sowie das Fleisch als etwas Köstliches rühmen. Mit dem 20. Jahre muß er seinen Kajak, sowie alle seine Geräthschaften selbst verfertigen und in Stand setzen. Nun heirathet er auch, bleibt aber bei den Ältern, so lange sie leben, und die Mutter behält die Wirthschaft. Lernt ein Knabe nicht im Kajak fahren, so muß er als Magd dienen. Franklin gedenkt eines Stammes an der Nordküste, welcher sich von Jugend auf zur Belustigung im Springen übt und außerordentliche Gewandtheit darin zeigt.

Die Mädchen haben bis ins 14. Jahr nichts zu thun, als zu plaudern, zu singen und zu tanzen, höchstens Wasser zu holen oder ein Kind zu warten; sodann aber müssen sie nähen, kochen, gärben und, wenn sie stärker werden, im Weiberboote rudern und bauen helfen.

Nach der außerordentlich milden Erziehung der Kinder sollte man erwarten, daß diese ihren Ältern wenig Freude machen könnten. Allein so unartig die Eskimos in den ersten Kinderjahren in der Regel sind, so folgsam, ruhig und gefällig werden sie mit zunehmenden Jahren, wogegen sie freilich auch die gütige Behandlung, an welche sie von Kindheit an gewöhnt sind, nicht entbehren wollen. Haben sie ja einmal den Ältern trotzig erklärt, etwas nicht thun zu wollen, weil es nicht nach ihrem Sinne ist, so besinnen sie sich doch bald eines Bessern. Ja einzelne Züge beweisen, daß sie mit wirklicher Zuneigung an ihren Ältern hängen und sie zu betrüben sich ein Gewissen machen. Ein Knabe, der in Parry's Cabinet mit Lernen und Zeichnen beschäftigt war, wurde von diesem aufgefodert, ihn nach Europa zu begleiten; aber er schlug es ab, weil sein Vater Geschrei darüber erheben würde; und von diesem Augenblicke an wagte Parry nicht wieder, das kindliche Gefühl durch einen ähnlichen Antrag zu beleidigen. Auch findet sich schwerlich ein Beispiel von Undankbarkeit erwachsener Kinder gegen ihre alten unbehilflichen Ältern, gewiß ein schönes Zeichen ihrer guten Gesinnung, an welcher mancher gesittete Europäer sich ein Beispiel nehmen könnte.

Hiemit contrastirt nun freilich auffallend das Benehmen gegen alte und gebrechliche Personen, die nicht eigene Kinder haben. Nur in Zeiten des Überflusses reicht man ihnen einen Antheil von dem gemeinschaftlichen Mundvorrathe, in Zeiten der Noth aber läßt man sie so hilflos, daß sie oft aus Mangel und Vernachlässigung umkommen. Wie weit ihre Härte gegen alte Frauenspersonen geht, haben wir schon angedeutet; aber auch gegen hilflose Greise sind sie nicht anders, wie denn nach Parry's Mittheilung, eine Anzahl ihren Lagerplatz mit Sack und Pack verlassender Eskimos einen kranken Greis, ohne Zureden der Briten, seinem Schicksale in der Einöde überlassen haben würden.

Sonst zeigen sie in ihrem Verhalten gegen Stammgenossen, insbesondere gegen Hausgenossen, wieder viele gute Seiten. Die vier bis zehn und noch mehre in einem Hause wohnenden Familien leben still und verträglich, der irgendwie Beleidigte zieht still in ein anderes Haus, ohne die Ruhe der übrigen zu stören. Von der gemachten Beute wird Allen im Hause mitgetheilt, ja oft werden noch Nachbarn zu Gaste geladen. Die Gastfreundschaft ist so allgemein, daß Niemand, wohin er auch kommt, etwas zu essen zu fodern braucht.

Im geselligen Leben zeigen sie sich für den unbefangenen Europäer, der nicht seinen Maßstab der Gesittung anlegt, liebenswürdig. Sie vermeiden geflissentlich Alles, was dem andern misfällig ist. Sie sind daher bescheiden, freundlich und höflich gegen einander, sie vermeiden Zank und Streit, und ihre Sprache hat kein Fluch- und Scheltwort. Sie lassen einander ruhig ausreden, fallen also Niemandem in die Rede, überschreien Niemanden, und widersprechen einander nicht einmal gern. Dabei sind sie gesprächig, lachen und scherzen gern und viel, und lieben auch den lachenden Spott; doch wird ihr Lachen nicht unmäßig, ihr Spott nicht boshaft verletzend. In den Augen der Europäer verletzen sie freilich den Anstand, wenn sie ohne Scheu einen Wind fahren lassen, oder sich lausen und die Beute verzehren. Aber sie vermeiden auch dieses in Gegenwart der Europäer, sobald sie bemerken, daß ihnen dasselbe widerlich oder unangenehm ist; und wir möchten deshalb nicht unbedingt Parry's Urtheil unterschreiben, daß es den Eskimos Freude zu machen schien, wenn sie wahrnahmen, daß den Engländern ihre Unreinlichkeit unleidlich war; denn er sowol, als andere seiner Mannschaft wurden anderweitig mit der zuvorkommendsten Artigkeit und Gastfreundschaft als sehr werthe Gäste aufgenommen und behandelt. Er mag daher wol

manchmal den lachenden Spott als böslichen Muthwillen betrachtet haben und so zu einem schiefen Urtheile verleitet worden sein. Äußere Zeichen der Höflichkeit, der Liebe und Freundschaft sind ein Druck der Hand, eine Umarmung, ein Reiben der Nasen an einander, und diese Gewohnheit findet sich vom atlantischen bis zum stillen Ocean verbreitet.

Der Eskimo macht und empfängt gern Besuche. Statten sie Besuche ab, so nehmen sie kleine Geschenke mit. Gästen, welche ihnen angenehm sind, reisen sie entgegen, oder schicken ihnen Schlitten entgegen. Bei der Ankunft bewillkommnet man sie mit Gesang, man zieht ihre Fahrzeuge ans Land, und hilft ihnen ausladen. Im Hause weist man ihnen den Ehrenplatz an, auf welchen man weiche Felle breitet, gibt ihnen trockene Kleider, während man ihre nassen zum Trocknen aufhängt, und unterhält sich mit ihnen, Männer mit Männern, und Frauen mit Frauen zusammen gruppirt. An dem den Gästen zu Ehren veranstalteten Mahle nimmt das ganze Haus, auch noch mancher Nachbar, der Gast, um nicht für arm oder heißhungrig gehalten zu werden, nur nach langer Nöthigung Theil. Das Mahl wird durch eine lebendige Unterhaltung, bei welcher die Knaben aufmerksame Zuhörer sind, gewürzt. Beweise von dieser zuvorkommenden Gastlichkeit, wie von ungeheuchelter Ehrerbietung, haben auch die europäischen Seefahrer genug erhalten. Wo sie als Gäste aufgenommen waren, erhielten sie trockene Kleider und Stiefeln; unaufgefodert besserten die Frauen ihre zerrissenen Kleider aus und besohlten ihre Stiefeln. Im Zelte Doyarra's erhielt Lyon den Ehrenplatz, d. h. den Platz auf den Rehfellen des Doyarra, dessen beide Weiber sich an einem Ende des Doppelzeltes niederließen, während die übrige Gesellschaft die andern Plätze einnahm. Die jungen Weiber zogen ihm und seinen Begleitern die nassen Kleider und Stiefeln aus und wurden dabei sogar von der alten Mutter unterstützt, die auch unaufgefodert ihre Kleider und Stiefeln ausbesserte. Dieselbe Ehre des Empfangs wurde Lyon überall zu Theil, wo er einen Besuch abstattete. Überall stand der Familienvater auf, räumte ihm den Ehrensitz zwischen den Frauen ein und blieb selbst vor ihm stehen, oder setzte sich auf einen Stein vor der Thür.

Wo sich nur irgend eine Gelegenheit darbietet, sich der Freude zu überlassen, wird sie augenblicklich benutzt. Der glückliche Ausgang einer Jagd, ein vortheilhafter Handel, die Wiederkehr der Sonne nach der langen Nacht, das Wiedersehen eines lange entbehrten Bekannten gibt Gelegenheit zu einem Feste. Die besten Kleider werden ihm zu Ehren angelegt; seine Gegenwart durch ein lebendes Geschrei — das man, wenn man an unsere Hurrahs und Hochs denken wollte, nicht gräßlich nennen würde — durch Schmauß, Gesang und Tanz gefeiert. Die musikalischen Instrumente beschränken sich freilich auf eine unsern Tambourins ähnliche Trommel, der Gesang wird wahrscheinlich auch nicht nach den Regeln einer guten Compositionslehre abgefaßt sein, und der Tanz nicht, wie der einer Fanny Elsler, ein freies Volk vor Entzücken verrückt machen; aber ein Volk, dessen Herz der Freude, diesem schönen Götterfunken, geöffnet ist, verdient auch in den rohen Anfängen der Kunst unsere Achtung, unsere Theilnahme. Der Inhalt der Gesänge, in denen Euphonie, Rhythmus und sogar eine Art Reim wenigstens bei den Grönländern nicht verkannt werden kann, bezieht sich immer auf die Veranlassung zum Feste, indem er den Seehundsfang und dergleichen Geschäfte, die Thaten der Vorfahren, das Lob der Gäste singt, oder Freude über die Rückkehr der Sonne ausdrückt. Jede Strophe endet mit dem Refrain Amna, Aja, Aja, Aja, hei! in welchen der Chorus einfällt. Das Gedicht eines Grönländers, zum Geburtstage des dänischen Kronprinzen Christian, welches man in Gruber's „Grönland und Spitzbergen" nachlesen kann, würde durch seinen trefflichen Inhalt manchen unserer Gelegenheitsdichter Schamröthe ins Antlitz jagen, und es kostet mich große Überwindung, es meinen Lesern zu unterschlagen. Als einen schwachen Ersatz will ich wenigstens die Schilderung eines Tanzes, bei welchem Capitain Lyon mit agirte, mit dessen eigenen Worten aus Parry's zweiter Reise hier mittheilen:

„Nachmittags, als ich halb im Schlafe war, lud mich einer der Wilden mit Dunn ein, zu einem Zelte zu eilen. Mehre Männer standen vor der Thür. Im Gezelte fand ich 18 versammelte Frauen, welche nach dem Range ihres Alters Platz genommen hatten. Mitten im Zelte, am Pfahle, standen zwei Männer, welche, indessen ich auf einem großen Stein saß, langsam um den Pfahl herumgingen, bis einer nach dem Volksliede Amna aya zu tanzen anfing. Die zweite Person gesellte sich hernach zum ersten Tänzer. Als der erste sich müde getanzt hatte, ging der zweite gravitätisch zum ersten, drückte den Kopf des ersten mit beiden Händen und rieb ihm heftig die Nase (Koo-nik), wobei die Zuschauer klatschten. Nach dieser ihn anscheinend restaurirenden Operation tanzte er wiederum mit Anstrengung, und wurde von Zeit zu Zeit durch das starke Nasenreiben erquickt, zur Freude der Zuschauer. Am Ende löste der zweite Tänzer den ersten ab, der sich außer dem Gezelte abkühlte. Auf solche Art traten nach einander 5—6 Paare auf, und wurden, je possirlicher ihre Stellungen waren, desto mehr beklatscht, am Ende kam ein lustiger Bursche, nachdem die Weiblichkeiten sich Einiges zugeflüstert hatten, was ich nicht verstand, und rieb auch meine Nase, worauf ich aufstehen und ebenfalls tanzen mußte. Meine Nase wurde bei solcher Gelegenheit zur Freude der Zuschauerinnen tüchtig gerieben. Eine Stunde hatte ich das ausgehalten, als mir aber die Hitze in dem engen Zelte zu arg wurde, so machte ich, daß ich fortkam, und vertheilte unter die Weiblichkeiten Nadeln, wogegen ich mir von den hübschesten den Nasendruck nahm. Nun sollte auch mein Dunn, der an solchen Possen keinen Gefallen hatte, als Tänzer auftreten; da er aber gesehen hatte, wie arg man meine Nase gerieben hatte, so hielt er es für klüger, davonzugehen." (Capitain Lyon bei Parry, Zweite Reise S. 87—89.)

Die Schattenseiten der Eskimos, welche den ungünstigsten Eindruck auf die Europäer machten, die Unrein-

lichkeit und die Neigung zum Diebstahle, erscheinen, von der rechten Seite betrachtet, in einem viel milderen Lichte. Die unausgesetzte Beschäftigung mit Speck, Öl und Thran, der unvermeidliche Schmutz beim Aufbaue der Wohnungen, die mit Erde verschmiert und bedeckt werden, der Umstand, daß die Leder- und Pelzkleider eine Wäsche nicht vertragen, in manchen Gegenden auch das Wasser erst durch Schmelzen gewonnen werden kann, die Unmöglichkeit, die Kleidungsstücke oft zu erneuern, muß den Eskimo weit mehr in den Schmutz hineinziehen, als die Beschäftigung unserer schmutzigen Laternenputzer, Schornsteinfeger, diese, denen weit mehr Mittel zur Reinhaltung des Körpers und der Kleider zu Gebote stehen. Ihre neuen, gleichsam ihre Festkleider, halten alle Eskimos sehr reinlich, bis sie gezwungen sind, dieselben zum alltäglichen Gebrauche zu verwenden. Die Bewohner von Prinz-Williamssund, deren Beschäftigung weniger schmutzig ist, zeigten sogar eine dem Capitain Cook auffallende Reinlichkeitsliebe und bei den Mackenzie-Eskimos betrachtete Franklin mit Recht die Begierde nach den Staubkämmen der Briten als einen Beweis von Neigung zur Reinlichkeit. Den Beweis, daß diese Menschen unter günstigen Verhältnissen sich leicht an Sauberkeit gewöhnen, haben die Reisenden an den unter ihnen lebenden Eskimos, Roß an Sackheuse, Franklin an August und Doligbuk, gehabt. Ebenso mild muß unser Urtheil über ihre Neigung zum Diebstahle sich gestalten. Unter einander sind sie von der unwandelbarsten Ehrlichkeit. Nur der Reiz der Neuheit der vielen, nie gesehenen, höchst nützlich erscheinenden und auf anderem Wege vielleicht gar nicht zu erlangenden Dinge, welche sie bei den Europäern sahen, reizte die Habgier jener Naturkinder in einem solchen Grade, daß sie trotz dem Gefühle des Unrechtes, welches sie dadurch begingen, sich derselben mit List oder Gewalt zu bemächtigen suchten. Gegen gastlich aufgenommene Europäer bewiesen sie größtentheils dieselbe Ehrlichkeit, wie gegen ihre Landsleute. Gar nicht selten brachten sie ihnen das am Lagerplatze Vergessene oder absichtlich Zurückgelassene mit Aufopferung von Zeit nach. Im Handel, bei welchem kein Eskimo den andern übervortheilt, geben sie das Liebste, für sie höchst Werthvolle für Kleinigkeiten hin, deren Besitz ihnen irgendwie wünschenswerth erscheint; eine Schwäche, welche die Europäer vielfach gemisbraucht haben, indem sie die kostbarsten Peltereien nicht nach deren europäischem Werthe bezahlten, sondern gegen wahre Lappalien eintauschten, ein Verfahren, welches dem den Eskimo verdammenden Christen den Mund verschließen sollte.

Von einer Staatsverfassung, einer Regierung ähnlichen Einrichtung, hat man nur bei den Hochländern eine Spur gefunden. Diese hatten, wie sie dem Capitain Roß erzählten, einen König, Namens Tuloowah, einen starken, guten und sehr beliebten Mann, dessen Residenz Petowack in der Nähe einer großen Insel liege. Sein Haus von Steinen verglichen sie der Größe nach mit dem britischen Schiffe; die Eingeborenen lebten in einer Menge um diesen Palast herumliegender Häuser. Sie bezahlten ihm einen Theil von Allem, was sie fingen oder fänden, und gingen, wenn die Sonne verschwunden wäre, mit den Früchten ihrer Arbeit zu jenem Orte zurück. Ihre Streitigkeiten schlichten die Eskimos brevi manu durch einen geregelten Faustkampf oder durch den sogenannten Singestreit. Der erste, welcher mit dem Benehmen der Ureinwohner von Neu-Südwallis zusammentrifft, findet sich bei den von Richardson östlich vom Mackenzie besuchten Stämmen. Beide Gegner lassen sich wechselseitig einen Schlag mit der Faust auf den dazu ausdrücklich hingehaltenen Kopf geben, bis einer von beiden niederstürzt. Dabei gilt es für Feigheit, dem Schlage auszuweichen. In dem bei den Grönländern üblichen Singestreite bieten beide Gegner in Gegenwart einer Menge Zuschauer alle ihnen zu Gebote stehenden Waffen des Spottes und der Persiflage auf, bis einer der Gegner nicht weiter kann, und sich folglich für besiegt erklärt. Grobe Laster und Verbrechen kommen bei diesen harmlosen Menschen nicht vor, wenn man die ihnen von der Noth gebotene Behandlung gebrechlicher Alter und hilfloser Säuglinge abrechnet und die Stämme ausnimmt, denen die auf ihre Missionen so stolzen Europäer (man lese nur Parry's zweite Reise) ihre Laster und ihre Verbrechen eingeimpft haben.

Das bisher Mitgetheilte enthält viele Belege für die nicht geringen geistigen Anlagen der Eskimos. Es spricht aber auch dafür noch ausdrücklich das einstimmige Urtheil der Reisenden, daß die Eskimos leicht und schnell auffassen, was sie interessirt, mit Gewandtheit vergleichen und ziemlich richtig und sicher urtheilen. Es dürften also nur Verhältnisse eintreten, die eine Cultur dieser Anlagen begünstigten und ihnen selbst wünschenswerth machten, um sie auf eine Stufe zu heben, auf der sie uns Achtung einflößen würden. Beweise für diese Behauptung finden wir in den wenigen dem Bereiche der Wissenschaften angehörenden Kenntnissen, zu denen sie die Mutter der Erfindungen, die Noth, geführt hat. Zwar wissen sie nichts vom Lesen und Schreiben, und in der Mathematik beschränkt sich ihre ganze Kenntniß auf wenige Zahlen, indem einige Stämme, wie die Hochländer, bis 5, andere bis 10 und die Grönländer bis 20, nach der Zahl der Finger und Zehen, zählen und jede größere Zahl entweder durch den Ausdruck viel bezeichnen, oder, wie die Grönländer, die 20 als Einheit betrachten und danach 100 Menschen durch 5 Menschen ausdrücken, worin auch der Grund liegt, daß die wenigsten alten Personen ihr Alter anzugeben vermögen, und eine Zeitrechnung zu den unbekannten Dingen gehört. Aus demselben Grunde und auch wol aus Mangel an Sinn dafür gibt es bei ihnen keine Geschichte, vielleicht aber sind die meisten Stämme gute Genealogen, wie die Grönländer, welche ihr Geschlecht oft bis auf 10 Ahnen mit allen Seitenästen herzuzählen vermögen. Gute Geographen sind sie aber insgesammt, denn Weiber sowol als Männer waren im Stande, den Reisenden ziemlich genaue Karten der ihnen bekannten Regionen zu liefern. Nicht minder sorgfältig achten sie auf die himmlischen Erscheinungen, von denen ihre Existenz zum großen Theile abhängt, wie man aus dem einzigen Umstande sehen kann,

daß sie ein von Parry beobachtetes Meteor (an jeder Seite der Sonne eine Nebensonne und gerade gegenüber am nördlichen Horizonte einen Zirkel weißen Lichtes) schon vor Sonnenaufgang vorauszusagen vermochten. Natürlich müssen auch alle Stämme eine Eintheilung des Jahres in kleinere Zeitabschnitte haben, nach denen sie ihre Geschäfte und Wanderungen reguliren. Die Grönländer rechnen vom kürzesten Tage ab drei volle Mondscheine bis zum Frühlinge. Im vierten Mondenscheine wissen sie, daß die kleineren Vögel zurückkehren und die Raben Eier legen. Im fünften kommen die Seehunde mit ihren Jungen, im sechsten brüten die Eidergänse. In den hellen Sommernächten, wo sie den Mond nicht mehr beobachten können, richten sie sich theils nach dem Zunehmen der Eidergänse und Seehunde, theils nach dem Sonnenscheine an Bergen und Klippen. Zur Bezeichnung des Tages dient bei den südlichen Eskimos die Fluth; die Hochländer haben gar keine Bezeichnung dafür.

Bei der Frage nach den religiösen Begriffen dieser Polarmenschen sind wir auf die Nachrichten über einzelne Stämme beschränkt. Bei den Hochländern fand sich von dem Glauben an ein höchstes Wesen auch nicht die leiseste Spur; über Ursache und Zweck ihres Daseins wußten sie ebenso wenig. Sie meinten, wenn sie stürben, würden sie in die Erde gelegt. Nur nachdem sie von den Europäern von der Fortdauer nach dem Tode reden hörten, besannen sie sich auf eine nicht mehr geglaubte Sage, nach welcher sie in den Mond kommen würden. Die Grönländer haben, wie wir aus den gleich nachher anzuführenden Sagen sehen werden, wenigstens eine Ahnung von einem höheren Wesen. Von der Seele des Menschen aber haben sie wunderliche Begriffe. Die vom Körper verschiedene Seele kann ab- und zunehmen, verloren und zu Hause gelassen werden, zur Nachtzeit den Leib verlassen und auf die Jagd gehen rc. Nach andern ist sie ein geistiges, keiner Nahrung bedürftiges, nach der Verwesung des Leibes fortlebendes Wesen, bleich und weich, und durchs Gefühl nicht zu erfassen. Sie hält sich nach dem Tode des Leibes fünf Tage lang beim Grabe auf; dann steht der Mensch wieder auf und setzt in jener Welt die hier angefangene Nahrung fort. In einem Wettkampfe um die Unsterblichkeit der Menschen zwischen der Schlange und der Laus trug die Laus dadurch den Sieg davon, daß die Schlange von einem Berge stürzte und einen großen Umweg machen mußte, und der Mensch mußte sterben.

Die Erde ist von jeher da gewesen und ruht auf Stützen, welche zuweilen krachen. Der erste Mensch, Kallak, entstand aus der Erde, die Frau aus dem Daumen des Mannes. Aus ihm entsprossen alle Dinge und nachfolgende Menschen. Einst kippte die Erde um; die Menschen ertranken, einige wurden Feuergeister, nur einer blieb am Leben. Mit einem Weibe, das auf einen Schlag, den er mit dem Stocke auf die Erde that, herausfuhr, bevölkerte er die Erde wieder. Von jener Revolution zeugen Thierüberreste in Gegenden, die nie von Menschen bewohnt wurden.

Andere Nationen sind aus Hunden entstanden, welche einst eine Grönländerin mit einigen Kindern zugleich gebar. Die Hunde wurden in einem alten Schuhe ins Meer geworfen mit dem Befehle: „Gehet hin und es werden Kablunäts aus euch!" Daher leben die Kablunäts auf dem Meere, und ihre Schiffe sind wie Grönländerschuhe, hinten und vorn rund, gestaltet.

Der Himmel ruht auf einem spitzen Berge im Norden und dreht sich um denselben. Die Himmelskörper waren ehedem grönländische Menschen oder Thiere. Mond und Sonne sind Bruder und Schwester. Der Mond Aningat oder Aningasinna, seine Schwester Matina oder Ajut. Beide spielten in einem mit Fellen bedeckten Schneehause, dem Spielhause der Kinder im Winter. Aningat, verliebt in seine schöne Schwester, löschte jeden Abend das Licht aus, um seine Schwester zu umarmen. Die Sonne wollte das nicht leiden, schwärzte ihre Hände einmal mit Ruß, womit sie ihre Kleider und Gesicht beschmutzte, um zu erfahren, wer sie im Dunkeln anfaßte. Daher die Flecken im Monde. Matina ging nun hinaus, um mit einem Stückchen Moos Feuer anzumachen; der Bruder ebenfalls, aber sein Licht ging gleich wieder aus, weshalb er wie eine glühende Kohle aussieht, und nicht so schön scheinen kann, wie seine Schwester. Nun lief der Mond der Sonne um das Haus nach, um sie zu haschen; die Sonne warf ihm eine Brust, die sie sich mit einem krummen Messer abschnitt, ins Gesicht mit den Worten: Merrink Kissima! Mamarinerparma! d. h. Friß das! du findest vielleicht allein Geschmack an mir. Sie wurden beide in die Luft aufgenommen, wo sie sich noch immer verfolgen, die Sonne höher als der Mond. Deshalb muß der Mond seinen Unterhalt auf der Erde und im Meere suchen, Seehunde, seine gewohnte Speise, fangen und auf seinem Schlitten nach Hause fahren. Dies geschieht allemal, wenn er am Himmel nicht gesehen wird. Von diesen Speisen wird er so fett, wie sie ihn bei Vollmond sehen. Der Mond hat Freude am Tode der Weiber, die Sonne am Tode der Männer, weshalb die Männer bei Sonnenfinsternissen, die Weiber bei Mondfinsternissen zu Hause bleiben. Bei einer Mondfinsterniß geht der Mond in die Häuser, um Felle und Eßwaaren zu mausen. Darum versteckt man Alles, die Männer tragen Kisten und Kessel auf das Haus und schlagen mit solchem Geprassel darauf, daß sich der Mond fürchtet und wieder an seinen Ort geht.

Der Mond wohnt im Himmel in einem kleinen Hause mit einem Fenster, in welchem seine Kleider und sein Schlitten mit vier großen schwarzköpfigen Hunden hängen. Zwei Lampen brennen vor seinem Bette. Die Bänke im Hause sind mit den Fellen junger, weißer Bären bedeckt, auf welchen die Seelen der Todten ausruhen, wenn sie gen Himmel fahren. Die Sonne hat an der einen Seite des Hauses eine Kammer für sich allein.

Die rothscheinenden Sterne nähren sich von Leber, die bleichen von Nieren. Die sich begegnenden Planeten sind Weiber, die sich besuchen oder sich zanken. Die Sterne

im Gürtel des Orion drei Grönländer, die in den Himmel aufgenommen sind, weil sie den Weg zu ihrem Lande nicht finden konnten; das Siebengestirn bellende Hunde, die einen Bären zwischen sich haben; der Schwan drei Boote auf den Seehundsfang; die Milchstraße eine weiße Linie. Das Nordlicht halten sie für die Seelen der Verstorbenen, welche im Himmel Ball spielen oder tanzen; Blitz und Donner entsteht durch das Rasseln eines getrockneten Seehundsfelles, welches zwei Weiber ausdehnen. Der Regen ist das aus dem himmlischen Teiche überlaufende Wasser; brechen die Dämme durch, so fällt der Himmel ein.

Einst, wenn alle Menschen gestorben sind, wird der Erdklumpen zerschmettert und durch eine große Wasserfluth von dem Blute der Todten gereinigt werden. Dann wird ein Wind den reingewaschenen Staub wieder zusammenwehen und ihm eine schönere Gestalt geben. Kahle Klippen werden dann nicht mehr sein, sondern Alles eben und schön bewachsen. Auch alle Thiere werden aufleben und in großem Überflusse vorhanden sein. Auf die Menschen wird Pirksoma, d. i. der da droben, blasen und sie werden leben.

Allgemein verbreitet ist aber der Glaube an Zauberer (Angekoks), denen man die Macht zuschreibt, den bösen Geistern zu gebieten, Stürme zu erregen und zu beschwichtigen, die jagdbaren Thiere herbeizubeschwören oder zu vertreiben. Man fürchtet sie als sehr mächtige Wesen, doch nicht in allen Gegenden in gleichem Grade. Parry gedenkt eines Angekoks, über dessen Beschwörungen die jungen Eskimos spotteten, während die Alten scheinbar daran glaubten. Den Europäern gaben ihre mannichfachen Kenntnisse, sowie ihre den Eskimos verdächtigen astronomischen Instrumente oft ein bedeutendes Übergewicht über diese Betrüger, die Alles aufboten, eine Vertreibung der Weißen zu bewirken.

Noch bleibt uns übrig, den Eskimo bis an die Schwelle zu begleiten, welche das Diesseits vom Jenseits scheidet. Im Allgemeinen werden die Frauen der Eskimos älter als die Männer. Frauen von 80 Jahren, Bilder der Häßlichkeit, sind nichts Seltenes, während die meisten Männer, wenn sie nicht verunglücken, kaum das 50. Lebensjahr erreichen, da die unausgesetzte angestrengte Beschäftigung auf der Land- und Wasserjagd die Kräfte aufreibt und die Gesundheit untergräbt. Tritt auch bei ihnen kein so ungeheueres Heer von Krankheiten auf als bei uns cultivirten Nationen, so kommen ihrer doch immer noch genug vor, um sie zu beklagen, da sie Heilmittel nur gegen äußere Schäden anzuwenden verstehen, bei innerlichen Krankheiten dagegen sich meist auf die Natur verlassen müssen. Zu den gewöhnlichsten Krankheiten gehören heftige Schnupfen und Husten, Kopf- und Zahnschmerzen, Schwindel, Ohnmachten, Schlag- und Stickflüsse, Auszehrung, Diarrhöe und Ruhr, tödtliches Seitenstechen und Blutstürze, rothe, schwärende, triefende Augen und zweierlei Hautausschläge, von denen der eine gefährlich und ansteckend ist. Von vielen dieser Krankheiten ist der Grund in dem Klima überhaupt zu suchen, andere ziehen sie sich durch den Leichtsinn zu, mit welchem sie sich dem Temperaturwechsel blosstellen, indem sie sich aus der strengsten Kälte in die stärkste Hitze begeben, schweißtriefend und halbnackt in die Kälte laufen, und auf Erhitzung kalt trinken. Bei denen, welche den Winter über in Schneehütten wohnen, sind bei eintretendem Thauwetter durch die Nässe, welche Kleider und Lager durchdringt, Katarrhe unvermeidlich. Die Augenübel entstehen durch das Blenden der Sonne auf dem Schnee und Eise; das Nasenbluten aber und die Blutstürze in Folge der Vollblütigkeit, welche durch die animalischen Lebensmittel erzeugt wird, und der ungeheueren Gefräßigkeit, die, um ein Beispiel anzuführen, soweit geht, daß ein Knabe in 24 Stunden $8\frac{1}{2}$ Pfund Seehundsfleisch, halb gefroren, halb gekocht, 1 Pfund 12 Unzen Brod und Brodkrumen, $1\frac{1}{4}$ Pinte dicke Suppe fraß und dabei drei Weingläser voll Schnaps, einen Becher Grog und 5 Pinten Wasser trank. Dem Augenübel, der sogenannten Schneeblindheit, suchen sie durch Schneebrillen, welche die von Richardson besuchten Stämme Fernaugen (oetee-yawgah) nennen, da sie durch die kleinen Öffnungen derselben ferne Gegenstände deutlich sehen können, und die bei den Grönländern aus hölzernen, mit Bein ausgelegten, drei Finger breiten, sehr sauber gearbeiteten Reifen bestehen, die sie wie Lichtschirme über die Stirne binden, in die manche aber auch lange, schmale Löcher eingeschnitten haben, durch welche die Augen sehen, ohne geblendet zu werden. Hält die Krankheit an, so schneiden sie, um der Schärfe einen Ausgang zu verschaffen, über dem Auge in die Stirn ein Loch. Entsteht gar ein Häutchen auf dem Auge, so zieht es die Frau mit einer gekrümmten Nadel sehr geschickt auf, und schneidet es mit ihrem groben Weibermesser ab. Das Blut der Wunden wird durch Urin gestillt; Beulen schneiden sie kreuzweis auf und binden einen hohlen Deckel von Stroh oder dünnem Holze darüber, um das Reiben durch die Kleidung zu verhindern. Gebrochene Glieder richten sie ein und schienen sie mit starkem Sohlenleder. Gegen Nasenbluten lassen sie sich im Nacken saugen, oder binden den Goldfinger an beiden Händen fest einwärts, oder nehmen ein Stück Eis in den Mund oder schlürfen Seewasser in die Nase. Bei Krankheiten, die aus Unmäßigkeit im Essen entstanden sind, bringen in einzelnen seltenen Fällen die Blutstürze eine heilsame Krisis hervor; in den meisten Fällen aber führt die allzugroße Gefräßigkeit den Tod herbei.

Ihre Todten begraben die Eskimos, wenn der steinhart gefrorene Boden sie nicht nöthigt, die Leiche unbeerdigt in einer Hütte oder nur leicht mit Schnee bedeckt, zurückzulassen, in Steingräber, die aber nicht tief sein dürfen, obgleich sie es schmerzlich empfinden, wenn die Leichname von Raubthieren gefressen werden. Zuweilen kommt mehr als ein Leichnam in ein Grab. In seine besten Kleider gekleidet und in ganz gute Seehundsfelle eingewickelt oder eingenäht wird der Todte bei den Grönländern von dem nächsten Verwandten zu Grabe getragen oder geschleppt, bei Parry's Stämmen auf einem Schlitten, aber ja nicht von Hunden gezogen, mit Fellen und Rasen, und zuletzt, je nach der Örtlichkeit, locker

mit Treibholz oder mit großen, breiten Steinen bedeckt, um ihn vor Raubthieren zu schützen. Doch wölbt man gern einen Bogen über der Leiche, damit sie von den Steinen nicht gedrückt werde. In das Grab, aber wol noch häufiger neben das Grab, legt man des Verstorbenen Kajak, Kleidung, Waffen, selbst sein liebstes Spielzeug, bei den Weibern Messer und Nähzeug, entweder um sich durch dessen Nähe nicht zu verunreinigen, oder durch den öftern Anblick nicht aufs Neue traurig zu machen, oder auch, weil man glaubt, daß der Todte dies Alles in einer andern Welt brauchen werde. Neben oder in das Grab eines Kindes legt man den Kopf eines Hundes als einen Wegweiser in das Land der Seelen, da der Hund sich überall nach Hause findet. Auf Richardson's heiliger Insel werden die Todten mit den Köpfen nach Westen beerdigt, was auf der Halbinsel Melville nur bei Kinderleichen geschieht. Am dritten Tage nach der Beerdigung erscheinen, auf der Insel Iglootik, die nächsten Angehörigen des Verstorbenen am Grabe und reden mit ihm. Sie danken ihm feierlich für die Verschönerung des irdischen Lebens, welche sie ihm schuldig zu sein erklären. In Grönland gehen die Leichenbegleiter nach dem Begräbnisse ins Sterbehaus zurück, und drücken ihre Trauer durch Weinen und Schluchzen aus. Der nächste Verwandte, Vater oder Sohn, hält eine Trauerrede, die häufig durch das Weinen der Leidtragenden unterbrochen wird. Ein Trauermahl von den hinterlassenen Speisen des Verstorbenen macht den Schluß. Die Trauer wird bisweilen ein ganzes Jahr lang fortgesetzt und das Grab häufig besucht. Äußere Zeichen der Trauer sind bei den Witwen alte, beschmutzte, zerrissene Kleider, Unterlassen des Waschens, abgeschnittenes oder unaufgebundenes Haar, unter freiem Himmel eine besondere Trauerkappe auf dem Kopfe. Männer legen keine Trauer an, nur verwunden sich einzelne zum Zeichen ihres Schmerzes.

Eigenthümlich ist es, daß bei den Grönländern Jeder, der eine Leiche berührt, besonders der, welcher sie bestattet, mehre Tage für unrein gilt, und sich gewisser Speisen und Arbeiten enthalten muß, um weder sich selbst unglücklich, noch der abgeschiedenen Seele ihre Reise beschwerlich zu machen. Bei den Bewohnern Iglooliks legte kein Verwandter an den Todten der Familie eine Hand, weil das in ihren Augen gegen den Anstand ist; sie hielten es aber für eine große Ehre, wenn der Schlitten, worauf die Leiche lag, von Europäern zum Grabe gezogen wurde. (*Hössler.*)

ESKI PARGALA, angeblich eine Stadt in dem Sandschack Silistria des Ejalets Rumili in der europäischen Türkei und das durch das Exil Ovid's berühmt gewordene Tomi. Andere setzen jedoch die Lage letzterer Stadt in die Nähe des in demselben Sandschack gelegenen Marktfleckens Baltschik, und noch Andere halten sie für das jetzige Ovidiopol, sonst Gadschider, im Kreise Tiraspol der Statthalterschaft Cherson im europäischen Rußland. (Dr. *Grässe.*)

ESKI SCHEHR, d. h. Altstadt, Hauptstadt des Sandschacks Sultan Ongi des Ejalets Anatoli in der asiatischen Türkei, mit einem berühmten warmen Bade und Gräbern einiger Muhammedanischen Heiligen, unter andern des Scheich Edebali und Schehabeddin. Hier schlug Gottfried von Bouillon den Sultan Soliman. Der alte Name war Dorpläum. In der Nähe fließt der Pursak oder Thymbris der Alten. Siehe Hammer in den Wien. Jahrb. 14. Bd. S. 80. (Dr. *Grässe.*)

ESKI UDAR, Stadt im Sandschack Kodschaili des Ejalets Dschefair in der asiatischen Türkei, Constantinopel gegenüberliegend und eine Vorstadt desselben bildend, am Eingange des Bosporus, das alte Chrysopolis. Diese Stadt ist Sitz eines Mollah, enthält 40,000 Einwohner, eine Menge Paläste, Bazars, Moscheen, und ist vorzüglich als Sammelplatz der Karawanen wichtig, sonst auch durch Seiden- und Baumwollenweberei und seine Lederbereitung bekannt. In der Nähe sind die Kirchhöfe der vornehmen Türken aus Constantinopel, die sich bekanntlich auf der asiatischen Seite begraben lassen, der Leanderthurm (Kis-Kalesi) und der Berg Burgurlu, berühmt durch seine schöne Aussicht, die er dem Auge auf Constantinopel eröffnet. (Dr. *Grässe.*)

ESLA, Fluß, welcher auf den nördlichen Grenzgebirgen der spanischen Provinz Leon entspringt, den östlichen Theil derselben mit südwestlicher Richtung durchschneidet und, nachdem er den Torio aufgenommen, unweit Villaser in die Provinz Valladolid übertritt. Hier nimmt er zwischen Bercial del Barco und Bretocino den Orvijo und die Tera auf, tritt nun in die Provinz Zamora über und stürzt hier im Westen von Zamora in den Duero. Die Esla gehört zu den wasserreichsten Flüssen Spaniens. (*Fischer.*)

Eslam, f. Islam.

ESLARN, ESSLARN, ein Markt, ¼ Stunde von der böhmischen Grenze, im bairischen Landgerichte Vohenstrauß, mit einem katholischen Pfarramte des Dekanates Nabburg, einem Beizollamte, 298 Häusern, zwei Kirchen, 1530 Einwohnern, Feldbau, Viehzucht und einigen andern Gewerben. (*Eisenmann.*)

ESMA ALLAH, auf Türkisch = die Namen Gottes. Bereits im Koran Sur. 7. v. 178 heißt es: „Gott hat vortreffliche Namen. Darum rufet ihn dabei an und weichet nicht vor denen, die seine Namen verkehrter Weise gebrauchen ɪc." Solcher Namen oder eigentlich Beinamen gibt es aber 99 und den hundertsten bildet eben der Begriff Allah. Das Verzeichniß derselben findet sich bei Maracci (In Alcoran. p. 414), und der türkische Rosenkranz (Jasbih) besteht bezüglich darauf aus 100 Kügelchen, von denen das hundertste bedeutend dicker als die andern ist. Wenn die Türken dieselben durch die Finger laufen lassen, sprechen sie beim Abzählen eines jeden einzelnen einen dieser Beinamen aus, die im Arabischen, mit Ausnahme des 82. und 83., lauter einzelne Worte sind. Nach G. de Jassy (Doctrines et devoirs de la Religion Musulmane tirés du Coran, suivis de l'Eucologe Musulman, traduit de l'Arabe. Edit. II. [Paris 1840. 12.] p. 229 sq.) sind es folgende: Gnädiger, Erbarmer, König, Heiliger, Heiland, Beschützer, Vertheidiger, Erhabener, Alleinherrscher, Stolzer, Schö-

pfer, Naturerschaffer, Weltbildner, Verzeiher unserer Beleidigungen, Sieger, Freigebiger, Erhalter, Siegreicher, Allwissender, Allmächtiger, Unendlicher, Niederwerfer der Stolzen, Erheber der Niedrigen, Ehrenbringer, Erniedriger, Allerhörer, Allseher, Richter, Gerechter, Liebenswürdiger, Kluger, Großer, Begnadiger, Dankbarer, Erhobener, Höchster, Wächter, Ernährer, Rächer, Erhabener, Edelmüthiger, Beobachter, Wunschgewährer, Unermeßlicher, Weiser, uns Liebender, Ruhmvoller, Ursache der Ursachen, Zeuge, Wahrheit, Verwalter, Starker, Standhafter, Herr, Gegenstand unserer Lobsprüche, Du, der Du die Wesen aus dem Nichts hervorzogst, Berechner, Erwecker, Lebengeber, Todbringer, Lebendiger, Bleibender, Erfinder, Ehreuwerther, Einziger, Unsterblicher, Mächtiger, Du, dem nichts unmöglich ist, Du, der Du vor allen Jahrhunderten da warst, Du, der Du nach der Zeit noch sein wirst, Erstes der Wesen, Ältester der Tage, Ewiger, Unsichtbarer, Sichtbarer, Gönner, Wohlthätiger, Neuvernehmer, Rechtfertiger, Strafender, Gütiger, Herr der Natur, Besitzer des Ruhms und der Majestät, Billigdenkender, Du, der Du uns am Tage des Gerichts Alle vereinigen wirst, Reicher, Bereicherer, Gebieter, Du, der Du das Übel entfernst, Du, der Du gestattest, daß es zu uns kommt, Erschaffer alles Guten, Licht, Führer, Wunder, Unveränderlicher, Alleserbender, Lenker, Geduldiger, Süßer, Gott. Der letzte Name heißt auch bei den Muhammedanern Esm el aadhem, d. h. der große Name, wie die Hebräer ihren Namen Jehovah, den Unaussprechbaren, nennen, der auch, weil er aus vier Buchstaben besteht, Tetragrammaton genannt wird. Über diese Namen Gottes gibt es bei den Arabern viele Werke, die größtentheils voll von abergläubischen Geheimnissen sind. Siehe *Herbelot* T. I. p. 658 sq. ed. in IV. (T. II. p. 346 sq. der teutschen Übers.) Daraus ist eine ordentliche Wissenschaft geworden: Ilm el esma, d. h. Namenlehre; s. *Hafi Chalfa*, Lexic. Bibliogr. T. I. p. 286 sq. (Dr. *Grässe*.)

Esmarchia *Reichenb.*, s. Sagina.

Esmarkit, s. Datolith.

ESMENARD (Joseph), Dichter und Publicist, geb. 1769 in der Provence, in dem Flecken Pelissane (Departement der Rhonemündungen). Sein Vater war Advocat bei dem Parlament der Provence und hatte eine sehr zahlreiche Familie, denn Joseph war der älteste von acht Brüdern. Seinen ersten Unterricht erhielt er in Marseille, dann aber trieb ihn sein unruhiger Geist auf eine wechselvolle Lebensbahn. Er machte drei Seereisen, nach Westindien und dem amerikanischen Continent, und der Anblick, sowie die Gefahren des Oceans ließen in seiner Phantasie großartige Erinnerungen zurück. Er kam hierauf nach Paris, lernte Marmontel kennen und fühlte sich durch den nähern Umgang mit demselben zu wissenschaftlichen Bestrebungen und zur Literatur hingezogen. Die Revolution erfaßte auch den feurigen Esmenard, doch schloß er sich den Antagonisten der Jacobiner, den Feuillans, an, deren Sturz (den 10. Aug. 1792) ihn aber auch zur Flucht aus seinem Vaterlande zwang. Fünf Jahre führte er ein unstätes Wanderleben, besuchte England, Teutschland, Italien, Constantinopel und Venedig, wo er den Plan zu seinem Gedicht: „la navigation,“ entwarf. Im J. 1797 kehrte er endlich nach Frankreich zurück, misfiel aber, als politischer Schriftsteller, dem Directorium sehr bald, wurde verhaftet und nochmals verbannt. Nach einem zweijährigen Aufenthalte im Auslande verstatteten ihm die Ereignisse des 18. Brumaire, der Sturz des Directoriums durch Bonaparte, freie Rückkehr ins Vaterland. Jetzt verband er sich enger mit la Harpe und Fontanes, und wurde Mitarbeiter am „Mercure de France.“ Doch ein ruhiges Wirken widerstrebte seinem Naturel, er wünschte Wechsel und Bewegung, darum sieht man ihn Theil nehmen an der Expedition nach St. Domingo unter dem General Leclerc 1802; zurückgekehrt, arbeitet er eine Zeit lang im Ministerium des Innern, dann segelt er mit dem Admiral Villaret-Joyeuse nach Martinique, und erst 1805 findet er wieder eine bleibende Stätte in Paris. Ungeachtet seiner vielen Reisen und seines unstäten Lebens hatte Esmenard dennoch Zeit gefunden, die classischen Studien zu betreiben, und 1805 gab er sein Gedicht: „la navigation,“ heraus. Es erregte ziemliches Aufsehen. Zwar warf man demselben vor, daß es ohne Plan sei, wenig Handlung und Abwechselung im Style habe; aber die Kraft, der Schwung desselben und die Nettigkeit und Correctheit der Verse verschafften dem Verfasser dessenungeachtet einen Platz unter den vorzüglichern Schriftstellern. Er versteht es, die Natur in ihren grillenhaftesten Eigenthümlichkeiten zu belauschen und den sprödesten Stoff in harmonische Verse zu gießen. Sein Gedicht erwarb ihm das Lob la Harpe's und den Ruf eines Dichters, während die Journalisten hämisch über ihn herfielen und eine Menge Neider erwachten. Im J. 1808 ließ Esmenard eine Oper, „Trajan,“ erscheinen. Sie wurde mit Beifall gegeben, verdankte dieses aber wol mehr dem Vorschub von Seiten der Regierung, sowie den Zeitumständen, als dem eigenen Werthe. Ein buntes Gemisch von Beschäftigungen nahm jetzt den regsamen Esmenard in Anspruch; er lieferte Kritiken für die Theater, Recensionen für die Buchhändler, und wurde sogar Chef der ersten Section der Polizei. Im J. 1810 machte man ihn zum Mitgliede des Instituts. Diese Auszeichnung verdankte er wirklich seinen Talenten, allein ein Schwarm von Misgünstigen brach gegen ihn los; sie zogen seine Schulden, sein Privatleben, seinen Charakter vor den Richterstuhl der Öffentlichkeit und der öffentlichen Meinung, welche jedoch sein Verdienst von seinen Schwächen zu unterscheiden wußte. Diese Anfechtungen kümmerten Esmenard indessen wenig; empfindlicher dagegen war ihm ein Befehl des Kaisers, Frankreich zu verlassen. Ein von ihm verfaßter Artikel in einem Journale gegen einen Agenten des petersburger Cabinets war die Ursache, oder vielmehr der Vorwand zu diesem abermaligen Exil. Esmenard ging nach Neapel und erhielt nach drei Monaten die Erlaubniß zur Rückkehr. Doch in der Gegend von Fondi rollte sein Wagen, welchen der Postillon nicht eingehemmt hatte, einen jähen Weg hinab einem Abgrunde zu. Esmenard wollte sich durch einen Sprung aus dem

Wagen retten, schlug aber mit dem Kopfe gegen einen Felsen, verletzte sich die Hirnschale und starb in Folge dieser Verletzung den 25. Juni 1811. Esmenard ist einer von den wenigen französischen Schriftstellern, welche in Prosa und in Versen mit gleichem Beifall schrieben. Harmonie und Erhabenheit zeichnen seine Poesie aus, Reinheit und Anmuth seine Prosa; einen treffenden Scharfsinn bewies er bei der Discussion, einen geläuterten Geschmack bei der Kritik. Sein ausschweifender Hang zum Vergnügen ließ ihn oft seine Stellung, ja seine Pflichten vergessen; daher war sein Wandel nicht makellos und seine Feinde fanden Angriffspunkte für ihre Lästerungen. (Biographie des contemporains.) (*A. Herrmann.*)

ESMERALDAS (oder Atacames), ehedem eine Provinz des Königreichs Quito, jetzt Bezirk in der Provinz Imbabura, welche seit 1832 einen Theil der neuen Republik Ecuador bildet. Die Grenzen dieses fast ganz in der niedrigen und heißen Region gelegenen Landstrichs sind nach Süden Guayaquil, nach Norden Barbacoas, nach Osten die Provinz Pichincha (Quito), oder der Zug der Anden. Im Westen stößt Esmeraldas an den großen Ocean. Der Boden ist eben, denn nur im Osten reichen Ausläufer der Anden in das Land hinein; jedoch erheben sich zu beiden Seiten des Hauptstromes gleichen Namens, welcher bei Tulcan unfern von Pasto entspringt, niedrige, die Überschwemmung verhindernde, Hügelreihen. Über die geognostischen Verhältnisse des Landes ist nichts Genaues bekannt; indessen ergibt sich aus alten Schilderungen großer Goldwäschen, die noch Anfang des 18. Jahrh. sehr einträglich waren, daß der Boden mit dem Detritus der Anden hoch bedeckt sei. Die Ebene besitzt einen ungemein fruchtbaren Pflanzenboden, ist sehr reichlich bewässert, und daher fast aller Orten mit dichtem Urwalde überzogen. An den Küsten trifft man gelegentlich sumpfige Niederungen oder auch Savanen, allein nirgends Sandwüsten, wie im nahen Peru. Das Klima ist ein völlig äquatoriales, die Hitze indessen erträglich, indem theils die von den Anden herabrauschenden kalten Gewässer die Atmosphäre abkühlen, theils die Nähe des Oceans und regelmäßige Seewinde die Temperatur erniedrigen. Die Naturproducte sind wenig bekannt; man findet jedoch kostbare Holzarten, Wachs und Honig wilder Bienen im Überflusse. Die Ausfuhrgegenstände sind Tabak, Cacao von besonderer Güte, Indigo, Copal, Agavefasern (die sogenannte Pita de Guayaquil), Vanille, Sarsaparille und allerlei Harze, indessen nie in großer Menge, da die Bevölkerung nicht zahlreich, dabei sehr unthätig ist und abgeschieden lebt. Die Einwohner wohnen auf dünn verstreueten Meierhöfen und betreiben am liebsten die Viehzucht, zu welcher die Savanen sich vorzugsweise eignen. Die Smaragdgruben, welche der Provinz ihren Namen gaben, scheinen jetzt ganz in Verfall zu sein, und bestanden eigentlich wol nur in Seifen, wo man den von den Anden herabgeführten Detritus auswusch. Eine solche befand sich nicht weit von dem Hauptorte des Districts, San Mateo de Esmeraldas. Die Incas sollen die vielen Smaragden, die man in ihren Gräbern gefunden, hauptsächlich aus dieser Provinz gezogen haben. Im 17. und 18. Jahrh. war der Ertrag jener sogenannten Smaragdgruben periodisch ziemlich bedeutend. Schon die Ureinwohner sammelten diese Steine, denn als Don Francisco Pizarro, der bei der Fahrt nach Peru 1530 an der Mündung des Rio Esmeraldas gelandet hatte, in Quaque, einem Indierdorfe, einfiel, fand man eine kaum glaubliche Menge jener Edelsteine, und einen darunter von der Größe eines Taubeneies. Die spanischen Chronisten sind voll von Geschichten des Reichthums, welchen man seit alten Zeiten aus jenen Gegenden gezogen haben soll. Dennoch blieb die Provinz ohne Colonisten, denn das Klima erwies sich den Europäern überaus gefährlich, sowie denn Pizarro's Begleiter allem Anscheine nach dort von einer Pockenepidemie ergriffen wurden. (*Herrer.* Dec. IV. p. 145.) Sebastian de Benalcazar war zwar mit Esmeraldas belehnt worden, allein weder er, noch seine Nachfolger, Pablo Durango Delgadillo (1621), Francisco Perez Menacho (1626), Vicente Justiniani, Hernando de Soto Calderon (1713), vermochten es, die Bedingung zu erfüllen, welche die Regierung stellte, einen Weg von Quito bis zu dem Punkte herzustellen, wo der Hauptfluß für Kähne schiffbar wird. Zwar gelang dieses endlich (1746) dem D. Pedro Maldonado, der wirklich das Außerordentlichste leistete, um jene wilde Natur der Wälder und die furchtbaren Abstürze der Anden zu überwältigen; allein seine Nachfolger waren so gleichgültig oder böswillig, daß nicht nur diese Straße eingegangen, sondern jetzt sogar ihre Richtung nicht mehr anzugeben ist. Ungeachtet der Arbeiten, welche der Engländer Stevenson 1809 hier verrichtet haben will, um eine Straße abzustecken, besteht jetzt nur ein Fußweg von Quito nach dem Esmeraldasstrome, der an Unzugänglichkeit alles in den Anden Gewöhnliche übertrifft, und leicht das Zurückbleiben und die Uncultur einer reichen, aber nur von der Seeseite her zugänglichen, Provinz erklärt. — Die Bewohner von Esmeraldas sind der Mehrzahl nach Farbige; in abgelegenen Gegenden herrschen Indier vor. Alle sind getauft, doch nur in den Flecken spricht man Spanisch. Hauptorte sind S. Mateo de Esmeraldas und Atacames, welche beide, auf Hügeln liegend, ein kühleres Klima genießen, als das ebene Land, indessen nur Dörfern gleichen und von keiner Bedeutung sind. (*Pöppig.*)

ES MOLL (mi bémol mineur, das letzte der kleinen Terz wegen, welche das weiche Tongeschlecht am meisten charakterisirt), erhält dieselbe Vorzeichnung wie Ges dur, welches seine Paralleltonart ist; folglich b, es, as, des, ges und ces. Die Menge der um der gesetzlichen Molltonleiter willen nothwendigen Vorzeichnungen veranlaßte die früheren Componisten, diese Tonart nur im Laufe der Modulation ihrer Tonsätze anzuwenden, sie aber nicht als Hauptgrundtonleiter für ein ganzes Tonstück hinzustellen, sobald es nicht ausdrücklich aus dem Grunde geschah, sich oder Andere in selten vorkommenden Tonarten zu üben, was namentlich für Organisten unumgänglich nöthig war, welche öfter in Begleitung der Kirchenmusik in die Verlegenheit kommen mußten, auf ihren im Chortone gestimmten Orgeln einen Tonsatz aus

F moll nach Es moll zu transponiren. Clavierspielern, und noch weniger den übrigen Musikern, muthete man diese Tonart nur ausnahmsweise zu. Dies hat sich nun in unserer Zeit bedeutend geändert. Es ist fast sogar Mode geworden, in vielen Kreuz- und Be-Vorzeichnungen zu setzen, oft sogar ohne allen Grund, außer dem Grunde der Vorliebe, oder um zu zeigen, man verstehe auch mit solchen Tonarten sehr gut fertig zu werden. Dennoch gibt es Fälle, wo Es moll im Gegensatze zu Es dur ein unumgängliches Erfoderniß wird. Die Übung darin ist also nicht mehr zu vernachlässigen. — Dis moll, das auf dem Pianoforte und ähnlichen Tasteninstrumenten dieselben Saiten hat, nur auf dem Notensysteme sich stark von Es moll unterscheidet, wird noch ungleich weniger als Haupttonart eines ganzen Tonstücks verwendet, schon darum, weil Dis dur seiner überhäuften Vorzeichnung wegen nicht gebraucht wird, es wäre denn vom Übermuthe, der sich unnütz macht, weil die enharmonische Verwechselung mit Es die ganze Schwierigkeit sogleich aufhebt. Geben aber auch die Tasteninstrumente keinen Unterschied des Klanges in Es und Dis moll, so wird doch der Unterschied dieser Tonarten auch hier schon bedeutend genug durch die harmonischen Verwandtschaften und Übergänge, sodaß auch Dis für Es in der Notirung zuweilen auf kurze Zeit rathsam wird. Ungleich bedeutender hebt sich der Unterschied zwischen beiden auf den Bogeninstrumenten hervor, wo beide Tonarten nicht blos eine andere Applicatur erfodern, sondern auch einen ganz verschiedenen Klang geben. Dis, aus der Reihe der Erhöhungszeichen genommen, klingt ohne Vergleich schärfer, aufwärts drängender, als Es, welches zur Senkungsseite gehört und eine viel sanftere Wirkung hervorbringt. Die Temperatur ist also wol auf den Tastinstrumenten zwischen Dis und Es moll gleich, dagegen nicht auf den übrigen Instrumenten, sobald sie sich nach jenen nicht geflissentlich richten. Man sollte daher im Notiren darauf Rücksicht nehmen und dem Vortragenden stets das Rechte vorschreiben, was die Accordverwebung am Genauesten an die Hand gibt. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir nur kurz erwähnen, daß man in neuester Zeit, hauptsächlich vom Conservatorium der Musik in Paris ausgehend, die Molltonleiter jedes Grundtons im Auf- und Absteigen gleichförmig anzunehmen beliebt hat, sodaß Es moll folgende Skala erhielt: es, f, ges, as, b, ces, d, es, — und abwärts: es, d, ces, b, as, ges, f, es. Es wird aber dennoch sachgemäßer sein, man behält für das unbestimmtere Moll die drei verschiedenen Tonleitern bei und hält sich nicht blos an diese eine, da man sie alle drei zu gebrauchen Ursache hat und zu gebrauchen fortfährt. Die Gründe dafür s. im Art. Moll. (*G. W. Fink.*)

Esmun, s. Kabiren.

ESNÉ (Asna), die Hauptstadt der südlichsten Provinz Ägyptens, liegt am linken Ufer des Nils zwischen Theben und dem ersten Katarakt, nach Nouet unter 30° 14′ 41″ östl. Länge und 25° 17′ 38″ nördl. Breite, in einer fruchtbaren und wohlangebauten Gegend. Sie bildet die Form eines Ovals, und bietet von ihrer südlichen Seite allerdings einen traurigen Anblick, in der Mitte der Stadt aber finden sich schöne Häuser und der Marktplatz ist mit ziemlich regelmäßigen Gebäuden verziert, von Backsteinen verschiedener Farbe aufgeführt, die man in Felder geordnet hat, welche angenehme Zeichnungen darstellen; auch ein schönes Minaret zeichnet sich aus. Im Innern der Stadt findet man auf vielen Häusern pyramydenförmige, oben abgestumpfte Taubenhäuser, die, gegen die Insekten mit Kalk überstrichen, von blendender Weiße sind, welche gegen das Schwarz der Häuser sonderbar absticht. Bei der Ankunft der Franzosen daselbst war Esné die Residenz der Beis Hassan, Osman und Saleh. Bei den unaufhörlichen Kriegen zwischen den Gouverneurs von Ägypten war Esné fast immer der Zufluchtsort und eine Art von Apanage für die Besiegten, denn bei der großen Entfernung von Kairo legten dessen Gouverneurs kein Gewicht darauf, wenn diese hier Souverainetät ausübten. Dies thaten aber jene Beis und Mamluken stets, und wußten durch despotische Erpressungen sich bald der Früchte des Fleißes der unglücklichen Landbebauer zu bemächtigen. Bei ihrem Luxus und ihrer maßlosen Verschwendung ging jedoch Alles, was sie mit Gewalt erpreßt hatten, schnell wieder in die Hände der industriösen Einwohner zurück, und die Stadt erlangte dadurch eine Art von Glanz und zahlreiche Bevölkerung, während das Land verödet wurde. In Esné zeigt sich weit mehr Luxus und ausgesuchtere Industrie, als in den andern Städten Oberägyptens. Eine große Menge feiner baumwollener Stoffe werden hier gearbeitet; es gibt hier vielerlei Fabriken und die Barâbras verkaufen viele Körbe und andere kleine Arbeiten aus Palmblättern, die mit verschiedenen Farben angemalt sind. Zudem bringt die Karawane von Sennaar alle ihre Handelsgegenstände hieher, hauptsächlich arabischen Gummi, Straußfedern und Elfenbein. An den Einwohnern rühmen die Theilnehmer an der französischen Expedition einen natürlich sanften Charakter. „Wir waren in dieser Stadt beinahe zwei Monate hinter einander, sind zu verschiedenen Zeiten dahin zurückgekehrt, und stets werden wir das angenehmste Andenken an sie bewahren." Unter den Einwohnern befinden sich gegen 300 koptische Familien, welche zu der Blüthe des Handels und der Industrie viel beitragen. Die Kopten haben hier eine Kirche, an welcher zwei Priester angestellt sind.

Von vorzüglicher Merkwürdigkeit sind hier die Überreste altägyptischer Baukunst. In der Stadt selbst findet man den Portikus eines Tempels, in der Nähe des Bazar an dem Markte, wovon Denon sagt, daß er ihn für das vollkommenste Denkmal der alten Baukunst halte, und daß er eine unvergleichbare Zierde des Platzes sein würde, wenn die Einwohner dessen hohen Werth auch nur ahnen könnten; sie würden ihn dann nicht unter den Trümmern häßlichen Gemäuers versteckt und zum Gebrauch abscheulicher Gegenstände preisgegeben haben. Der Portikus ist sehr wohl erhalten. Sechs kannellirte Säulen bilden die Façade; 18 andere tragen das, aus breiten Marmorquadern zusammengesetzte, Dach, zahllose Hieroglyphen en relief, welche die Außen- und Innenseite bedecken, sind aufs Sorgfältigste ausgeführt. Man be-

merkt darunter einen Thierkreis und große Menschengestalten mit Krokodilköpfen. Die Kapitäle, wiewol fast alle verschieden, machen einen schönen Eindruck. (*Denon*, Voyage dans la Basse et la Haute Égypte. p. 123. Kupfertafeln Nr. 44. 45. Ausführlicher in Description de l'Égypte. 1. Bd. Cap. 7 von Jollois und Devilliers S. 366 mit den dazu gehörigen Kupfertafeln Nr. 72 fg.)

Auf der Nordseite der Stadt stehen noch die Überreste eines anderen Tempels, der aber von minderer Bedeutung ist, als jener in der Stadt. Die ausführliche Beschreibung desselben ist in der Description de l'Égypte enthalten (a. a. O. S. 384—392. Taf. 85—87); es wird dabei bemerkt, daß die Skulpturen alle übermalt, und daß sich die Farben, insbesondere Roth, Blau und Goldgelb, hier frischer und glänzender erhalten haben, als sonst irgendwo. Unter den hieroglyphischen Figuren fanden sich Schlangen mit Ärmen und Schenkeln häufig wiederholt; am Plafond des Portikus war zwischen den Säulen und den Seitenmauern ein Thierkreis in zwei Abtheilungen dargestellt.

Gewöhnlich nimmt man an, Esné stehe an der Stelle der alten Latopolis, wo Athene und der Fisch Latus verehrt wurden; nur Pococke (Beschreibung des Morgenlandes. 1. Th. S. 166 fg.) fand diese Annahme bedenklich, und wollte hieher, wo er unter den hieroglyphischen Figuren so viele Krokodile und Menschen mit Krokodilköpfen fand, lieber die Krokodilenstadt (Krokodilopolis) versetzen, Latopolis dagegen über drei (englische) Meilen nordwestwärts von Esné, wo er einen alten Tempel fand. „Da ich," sagt er, „an verschiedenen Stellen der Mauer ein Frauenzimmer sitzend in Stein gehauen sah, vermuthete ich, daß dieser Tempel der Tempel der Pallas zu Latopolis wäre." Bei Strabo (XVII, 817), meint er, könne man die Ordnung der Städte versetzt haben. D'Anville nimmt jedoch Esné für Latopolis. Man sehe hierüber in der Descr. de l'Égypte den Abschnitt Géographie comparée (a. a. O. S. 398 fg.).

Südlich von Esné liegt das Kloster der heiligen Helena und in der Nähe der Begräbnißplatz der Märtyrer, die bei dem furchtbaren Blutbad unter dem Christenverfolger Diocletian fielen. Dieses Kloster der Kopten ist ein sehr besuchter Wallfahrtsort. (*H.*)

Esnemid, s. Nikomedia.

ESNES, 1) Gemeindedorf im französischen Departement der Maas (pays Messin), Canton Varennes, Bezirk Verdun, liegt drei Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 642 Einwohner. 2) Gemeindedorf im französischen Departement des Nordens (Flandern), Canton Clary, Bezirk Cambrai, von welcher Stadt es 3¼ Lieues entfernt ist, hat eine Succursalkirche und 1149 Einwohner. Im J. 1650 erhob der König von Spanien die Herrschaft und Pairie Esnes für Adrian von Beauffremez, einen Abkömmling des alten Hauses Wavrin, zur Baronie. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

Esopon *Rafin.*, s. Prenanthes.

ESOTERISCH und EXOTERISCH. Wenn der Unterschied zwischen einer esoterischen und exoterischen Lehre, wie zwischen esoterischen und exoterischen Jüngern oder Schülern fast das ganze uns bekannte Alterthum der griechischen und römischen Welt durchzieht, so scheint er doch im Ganzen mehr das Product einer spätern Periode, zunächst der nacharistotelischen, zu sein, welche diese Begriffe und Unterschiede dann auch unbedenklich auf andere, wie es schien, ähnliche Erscheinungen auf dem Gebiete der älteren Philosophie übertrug und so gewissermaßen bis in die früheste Periode griechischer Philosophie und Wissenschaft zurückzuführen suchte. Schon von diesem Standpunkt aus wird es daher nicht befremden, wenn bei dem Dunkel, das die Lehre und Disciplin des Pythagoras und seine ganze Stellung zur Außenwelt, namentlich zu den politischen Verhältnissen der griechischen Städte Italiens, umgibt, und den mannichfach darüber, besonders in späterer Zeit, in Umlauf gesetzten Sagen, schon bei diesem Philosophen von Schriftstellern einer freilich schon späten Zeit der ersten christlichen Jahrhunderte, auf einen Unterschied zwischen esoterischer und exoterischer Lehre in der Weise hingewiesen wird[1]), daß unter der esoterischen Lehre eine Art von Geheimlehre zu verstehen sei, welche die höchsten und letzten Lehren seiner Philosophie enthalten, ebendarum aber nur den tiefer Eingeweiheten, den vertrautesten seiner Schüler, zugänglich gewesen und von ihnen als ein Niemandem mitzutheilendes Geheimniß betrachtet worden, während die exoterische Lehre, den mehr populären Ausdruck seiner Lehre, wie sie den in seinen philosophisch-politischen Bund Aufgenommenen mitgetheilt und so einem größeren Publicum vorgetragen worden, enthalten habe. Was einem solchen größeren Kreise nicht mittheilbar gewesen, eben das sei Gegenstand und Inhalt esoterischer Lehre geworden. Wenn nun aber ein solcher Unterschied, in einer solchen bestimmten Weise aufgefaßt, und den einen Theil der Philosophie des Pythagoras in das Gebiet des Esoterischen, den andern in das des Exoterischen ziehend, sich durchaus nicht aus älteren Quellen und Nachrichten erweisen läßt; selbst wenn auch in der Disciplin und in den äußeren Verhältnissen der an die Lehre und an die politischen Grundsätze dieses Philosophen sich anschließenden Jünger ein gewisser Unterschied angenommen werden sollte, so wird man noch weniger die bekannten Räthsel oder Sprüche des Pythagoras hierherzuziehen ein Recht haben, um auch in ihnen einen solchen doppelten Sinn, einen einfachen und natürlichen, der populären Auffassungsweise entsprechenden, und einen tieferen, höheren, den Eingeweiheten oder Esoterikern allein zugänglichen, allen Andern aber verschlossenen, zu entdecken[2]). Denn ebendiese Sprüche und alle ähnlichen Producte einer

1) s. z. B. Proclus in Timaeum V. p. 295, in Parmenid. V. p. 310 etc. *Brucker*, Hist. crit. Philos. I. p. 1026 sq. Die richtige Ansicht gibt Krische: De societatis a Pythag. in urbe Croton. condit. scopo politico Comm. p. 76 sq. 2) Vergl. Creuzer's Symbolik I. S. 104 der zweiten Ausgabe.

angeblich alt-Pythagoreischen Weisheit werden in der Form und Gestalt, in welcher sie jetzt uns vorliegen, immerhin einer schon weit spätern, ja selbst christlichen Zeit angehören, selbst wenn ihr ursprünglicher Kern und Inhalt einer höheren Zeit beizumessen sein sollte. Es wird demnach der Unterschied zwischen esoterischer und exoterischer Lehre, wenn man ihn auf die Lehre und Schule des Pythagoras beziehen will, kaum anders, als ein allgemeiner Unterschied zu fassen sein, wornach Alles das, was als Gegenstand tieferer Forschung und Speculation auf dem Gebiete der Philosophie überhaupt erscheint, der Fassungskraft des minder Gebildeten, der mit seinem Geiste noch nicht bis zu den letzten Gründen der Erkenntniß einzudringen vermocht hat, als ein Esoterisches, als eine ganz natürliche Geheimlehre, die ihm unverständlich und darum unerfaßlich bleibt, sich darstellt, während das, was seiner Natur nach in der Auffassung und Erkenntniß keinen solchen Schwierigkeiten unterliegt, und in einer mehr populären, leicht verständlichen Form gehalten, selbst von dem, der nur einen geringeren Grad philosophischer Bildung besitzt oder noch an der Schwelle und Vorhalle der philosophischen Speculation sich befindet, füglich erfaßt und erkannt werden kann, als ein Exoterisches sich nehmen läßt, wie man es freilich fast bei jeder Philosophie finden und auf jede, insbesondere ältere, Philosophie wird anwenden können.

Gehen wir, um von Parmenides und Andern, bei welchen man die Spuren einer solchen doppelten Richtung ihrer philosophischen Bildung auf eine freilich wenig sichere und begründete Weise wahrnehmen zu können glaubte[3]), nicht zu reden, von Pythagoras zu dem andern Hauptrepräsentanten Hellenischer Philosophie, zu Plato, über, so finden wir hier eine ähnliche Erscheinung. Wenn in den auf uns gekommenen, den wahrhaft und anerkannt echten, wie selbst den theilweise bestrittenen und verdächtigen Schriften desselben auch nicht eine einzige Stelle vorkommt, in welcher ein solcher Unterschied einer esoterischen und einer exoterischen Lehre in einer mehr oder minder bestimmten Weise ausgesprochen, oder unter den Schülern Plato's ein darauf sich beziehender Unterschied oder eine derartige Abstufung bemerklich gemacht wird, so haben neuere Forscher dessenungeachtet bei diesem Philosophen eine zwiefache Lehre und Philosophie entdecken wollen, eine geheime, nicht für das große Publicum bestimmte oder esoterische, die selbst ein eigenes vollständiges System der Philosophie in sich enthalten, wie wir es aus den noch erhaltenen Schriften keineswegs zu gewinnen im Stande sind, indem diese, für einen größern Kreis und für ein allgemein gebildetes Publicum bestimmt, auf eine Erörterung der letzten Gründe und Lehren sich nicht eingelassen, und ebendadurch, sowie durch die mehr populär gehaltene, leicht faßliche Darstellung sich als exoterisch darstellen, demnach die exoterische Lehre und Philosophie Plato's bilden. Wir müßten demnach glauben, daß Plato sein System, um gewisser Sätze willen, nicht für allgemein mittheilbar gehalten, und darum in jener esoterischen Philosophie niedergelegt, die wir in den noch vorhandenen Schriften keineswegs suchen dürfen; und da die letzteren doch unsere eigentliche, ja einzige Hauptquelle zur Kenntniß der Platonischen Lehre bilden, so würden wir gradezu verzichten müssen, eine wahre und lautere und vollständige Erkenntniß der Platonischen Philosophie zu gewinnen, die uns höchstens ihrer Außenseite nach, und auch etwa in einzelnen Theilen, wie sie in den Platonischen Schriften behandelt vorkommen, keineswegs aber vollständig, nach ihrem inneren Zusammenhange, und damit also auch ihrem wahren Wesen und Gehalte nach vorliege; da in den uns zugänglichen und erhaltenen Schriften Plato's sich höchstens nur einzelne Andeutungen oder Hinweisungen finden, deren Zusammenstellung uns auf die Spuren jenes wahrhaft Platonischen Systems, das auch für uns ein esoterisches ist, allein zu führen vermag.

Aber diese Ansicht, die nach dem Vorgange von Brucker[4]) u. A., insbesondere von Tennemann[5]) aufgestellt und selbst durch Stellen Plato's zu begründen oder zu bekräftigen versucht worden ist, entbehrt, wie schon Socher[6]) nachgewiesen hat, durchaus aller festen und sicheren Grundlage, da in den von Tennemann herbeigezogenen Stellen Platonischer Dialoge, sowie auch in den zweifelhaften Platonischen Briefen bei näherer Betrachtung sich durchaus Nichts findet, was als Grundlage für die Annahme eines so entschieden ausgesprochenen Unterschiedes in der Lehre und in dem Systeme Plato's auch nur einigermaßen geltend gemacht werden könnte; womit natürlich alle die weiter darauf gebauten Folgerungen und Sätze von selbst wegfallen. Zwar hat man die von Aristoteles (Physicc. IV, 2)[7]) erwähnten ἄγραφα δόγματα des Plato (bei Suidas s. v. ἀγαθοῦ δαίμονος als ἄγραφοι δόξαι erwähnt) hierher ziehen[8]), und darin solche Mittheilungen erkennen wollen, welche nicht für dasselbe größere Publicum, dem Plato's übrige Werke bestimmt gewesen, sondern für den engeren Kreis der nächsten, am tiefsten eingeweiheten Schüler bestimmt, als diejenigen Schriften oder Aufsätze anzusehen wären, in welche der Hauptinhalt jener esoterischen oder geheimen Philosophie aufgenommen worden, um ebendiesen gleichsam wie ein Leitfaden zu dienen, in welchem eben die Hauptlehren, welche zunächst den Gegenstand der mündlichen Vorträge bildeten und auf diese allein beschränkt waren, dargelegt waren, was ebendeshalb zur Mittheilung an ein größeres Publicum nicht passend gewesen. Indessen, um von Anderem nicht zu reden, so ist hier der Ausdruck ἄγραφα δόγματα in einem so umfassenden und ausgedehnten, auf die Erörterung eines ganzen Systems Platonischer Lehre, und zwar einer Art von Geheimlehre bezüglichen Sinne genommen, wie sich dies mit der einfachen Bedeutung des Wortes selbst, um

3) Vergl. Buhle am unten anzuführenden Orte S. 109 fg.

4) Hist. crit. philosoph. I. p. 659 seq. 5) Gesch. der Philosophie II. S. 205 fg. 218—222. 6) über Plato's Schriften S. 393 fg. s. auch Schleiermacher's Plato I, 1. S. 11—15. 7) *Brandis*, De perditis Aristot. libris de Ideis etc. (Bonn. 1823.) p. 25 seq. 8) Vergl. Tennemann a. a. O. S. 216. Socher a. a. O. S. 398.

Anderes zu geschweigen, nicht verträgt; es ist hier dem Ausdrucke ein Sinn unterstellt, der in ihm nicht liegen kann. Es ist daher weit besser, hier an mündliche Erörterungen oder Vorträge zu denken, die allerdings zur näheren Erörterung mancher, auch der in Schriften behandelten und hier nicht zum völligen Abschlusse gebrachten Punkte der Platonischen Philosophie dienen mochten, und welche dann von eifrigen Schülern des Plato allerdings aufgezeichnet und so weiter veröffentlicht wurden, wie dies z. B. von einem der Schüler Plato's, von Hermodorus, ausdrücklich versichert wird (is qui Platonis libros solitus est divolgare, ex quo λόγοισιν Ἑρμόδωρος [ἐμπορεύεται]) [9]).

Und wenn selbst in dem Inhalte dieser ἄγραφα δόγματα, denen Aristoteles in gewissen Beziehungen eine gewisse Bedeutung zuerkennt, Einzelnes vorgekommen sein sollte, was mit einzelnen Ansichten, Behauptungen und Lehren, wie wir sie in den vorhandenen Schriften Plato's, besonders in denen der früheren Periode, vorfinden, nicht ganz in Übereinstimmung zu bringen wäre, so werden wir darin nicht sowol einen Gegensatz in der oben bemerkten Weise, zwischen einer geheimen (esoterischen) und einer davon gänzlich verschiedenen populären (exoterischen) Philosophie in einem und demselben Philosophen finden wollen, als vielmehr dies aus dem durch Plato's ganzes Leben hindurchgehenden Gang seiner Entwickelung erklären, welche ihn, besonders in späteren Lebensjahren, auf einzelne Lehren tiefer einzugehen, Einzelnes, namentlich auch in mündlichen Vorträgen, näher zu begründen und zu erörtern veranlaßte, wodurch er allerdings auf Resultate kommen mochte, die, theilweise von früheren Ansichten abweichend, aber nur als die letzten und höchsten Erkenntnisse seiner philosophischen Forschung erscheinen [10]). Und bei welchem Philosophen, wenn er anders wahrer Philosoph ist und in dieser Thätigkeit fortlebt, wird sich nicht ein ähnliches Fortschreiten wahrnehmen lassen, das allerdings dann auch Veränderungen und Abweichungen in einzelnen Punkten von früheren Ansichten und Lehren zu erkennen gibt, nimmermehr aber zu der Annahme einer solchen zwiefachen, in gewisser Hinsicht sogar sich entgegenstehenden Lehre, wie diese angeblich esoterische und exoterische, berechtigen kann, da im Wesentlichen Plato gewiß nichts Anderes öffentlich gelehrt und in seinen Schriften niedergelegt hat, als das, was er seinen nächsten und vertrautesten Schülern ebenfalls, wenn auch vielleicht in anderer Form, mittheilte, ein specifischer Unterschied der Lehre und des Vortrags mithin durchaus nicht angenommen werden kann, ohne den ganzen Charakter und das Wesen Platonischer Philosophie und ihr Verhältniß zur Zeit und zum Entwickelungsgange der griechischen Cultur zu verkennen [11]).

Gehen wir von Plato auf Aristoteles über, so gewinnt diese Frage hier allerdings eine größere Bedeutung, und hat, schon wegen des Umfangs und der Ausdehnung, in welcher sie von den Gelehrten neuerer Zeit, seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften, behandelt worden ist, einen höheren Grad von Wichtigkeit anzusprechen, selbst wenn das Resultat, zu welchem diese Forschungen geführt haben, am Ende nicht von dem Belang ist und den Erwartungen entsprechen kann, welche eben durch die daran geknüpften Untersuchungen erregt sein mochten. Wenn man bedenkt, daß der Ausdruck esoterisch bei Aristoteles gar nicht vorkommt, der Ausdruck exoterisch aber mehrmals, jedoch keineswegs in einem Sinne, welcher auf einen Gegensatz zu einer esoterischen Philosophie oder einer Geheimlehre, sich bezieht und auf eine bestimmte Scheidung und Sonderung der Schriften des Aristoteles, wie seiner Lehre, in eine solche zwiefache Classe führt, so wird man um so vorsichtiger und bedenklicher werden müssen, je mehr man sieht, wie dieser Gegenstand seit dem 16. und 17. Jahrh. die gelehrten Forscher beschäftigt und eine ganze Reihe von Untersuchungen [12]) herbeigeführt hat, durch welche freilich theilweise der Gegenstand fast mehr verwirrt als aufgehellt worden ist, zumal da man auf spätere Schriftsteller nach Aristoteles ein größeres Gewicht legen mochte, als auf die Stellen des Aristoteles selbst, die hier zunächst in Betracht kommen müssen, und, statt mit der richtigen Erklärung der letzten sich zu befassen und davon auszugehen, lieber aus den Aussagen späterer Schriftsteller Folgerungen ableiten wollte, die sich in dieser Ausdehnung schwerlich werden rechtfertigen lassen. Eine einfache Prüfung dieser Angaben, welche schon Buhle [13]) und aus ihm Stahr [14]) zusammengestellt haben, wird dies zur Genüge darthun können. Sehen wir nämlich jetzt noch von Aristoteles selbst ab, d. h. von den Stellen, in welchen wirklich exoterische Vorträge (ἐξωτερικοὶ λόγοι) genannt werden, so ist es zuvörderst Strabo [15]), welcher von exoterischen Schriften des Aristoteles spricht, welche die älteren Peripatetiker allein hätten benutzen können; und an diese Stelle des Strabo lassen sich Stellen des Cicero anreihen, in welchen ähnliche Andeutungen

---

9) *Cic.* ad Attic. XIII, 21. Vergl. Trendelenburg: Platonis de ideis et numeris doctr. ex Aristotele illustr. (Lips. 1826.) p. 2 seq. So auch Petersen im Rhein. Museum II. S. 543. Stallbaum in Jahn's Jahrbb. für Philologie und Pädagogik. XXXV. S. 63, und vergl. Creuzer, Wiener Jahrbücher. LXI. Bd. S. 200 fg. 10) Vergl. C. Hermann, Gesch. und System der Platonischen Philosophie. S. 552 fg. 11) Vergl. C. Hermann a. a. O. S. 554. 712 und daselbst Ackermann, Das Christl. im Plato. S. 207.

12) Die früheren Schriften darüber s. in *Fabricii* Bibl. Graec. T. III. p. 374. ed. *Harl.*, womit die Note v in Brucker, Hist. crit. philosoph. I. p. 789 zu verbinden ist, sowie Buhle am gleich anzuführenden Orte S. 113. Not. I. Die neueren Untersuchungen werden im Verlaufe genannt werden, mit Übergehung dessen, was von keinem Belang ist, oder zur Aufhellung des Gegenstandes nichts beigetragen. 13) In der Commentatio de libris Aristotelis acroamaticis et exotericis, welche zu Göttingen 1786 erschien und dann vor seiner Ausgabe der Werke des Aristoteles (Bipont. 1791.) T. I. p. 107 seq. abgedruckt ist; s. insbesondere p. 115 seq. 14) Über den Unterschied exoterischer und esoterischer Schriften des Aristoteles in Aristotelia II. p. 235 seq. 15) s. Lib. XIII. p. 608 D: συνέβη τοῖς ἐκ τῶν περιπάτων τοῖς μὲν πάλαι τοῖς μετὰ Θεόφραστον, ὅλως οὐκ ἔχουσι τὰ βιβλία πλὴν ὀλίγων, καὶ μάλιστα τῶν ἐξωτερικῶν, μηδὲν ἔχειν φιλοσοφεῖν πραγματικῶς, ἀλλὰ θέσεις ληκυθίζειν. s. zu dieser Stelle Buhle a. a. O. S. 117. Not. 2.

enthalten sind, insbesondere die Stelle De Finibb. V, 5, wo er einer zwiefachen Gattung Aristotelischer Schriften über das höchste Gut gedenkt, von welchen die eine, auf eine allgemein faßliche und Jedermann leicht verständliche Weise geschrieben (populariter scriptum), mit dem Namen exoterisch bezeichnet worden, während die andere Classe nach Cicero's Ansicht diejenigen Schriften, wie es scheint, enthalten soll, welche mit größerer Sorgfalt und in schärfer eindringender Forschung, in streng philosophischem Geiste, also nur für die tiefer in die philosophische Forschung eingehenden, abgefaßt waren [16]). Daß diese exoterischen Schriften in dialogischer Form abgefaßt waren, scheinen andere Stellen des Cicero [17]) außer Zweifel zu setzen, ohne daß jedoch über deren Inhalt und Tendenz, wie über Wesen und Charakter dieser Schriften nähere Andeutungen gegeben würden. Als Dialoge werden aber diese exoterischen Schriften gradezu bezeichnet in einer merkwürdigen Stelle des Plutarch [18]), in welcher es von Aristoteles heißt, daß er überall auf alle mögliche Weise die Ideenlehre Plato's angreife, in seinen ethischen Schriften, wie in den physischen mittels der exoterischen Dialoge, und daß er dabei nach dem Urtheil Mancher, mit mehr Leidenschaftlichkeit verfahre, als Liebe zur Philosophie, weil er sich einmal vorgenommen, Plato's System zu untergraben. Hier werden die exoterischen Dialoge nicht mit den ethischen und physischen Schriften in Eine Reihe gesetzt als eine eigene, von diesen dem Inhalte wie der Form nach verschiedene, ja entgegengesetzte Gattung Aristotelischer Schriften [19]), sondern es wird vielmehr ausgesprochen, wie es unter den verschiedenen Schriften des Aristoteles, ebenso wol physischen als ethischen Inhalts, zunächst die exoterischen Dialoge (s. weiter unten über den Sinn dieses Wortes) gewesen, in welchen und mittels welcher Aristoteles seinen Widerspruch und seine Einwürfe gegen die Platonische Ideenlehre erhoben, eben weil er in solchen, einem größern Publicum eher faßlichen und an dessen Ansichten und Denkweise sich mehr annähernden Schriften eher seinen Zweck erreichen konnte, die Platonische Ideenlehre, die durch ihren Schöpfer zu so großem Ansehen gekommen und so vielen Anklang gefunden, bei dem größern, gebildeten Publicum um ihren Credit zu bringen und zu stürzen; was für die näheren Schüler des Aristoteles, die in den ganzen Geist und in die Tiefen seiner Philosophie eingedrungen waren, nicht einmal nöthig war, indem sie hinreichend von der Unhaltbarkeit jener Lehre durchdrungen sein mochten. Schärfer unterscheidet zuerst Gellius (XX, 5), indem er eine doppelte Classe von Schriften des Aristoteles nennt, die exoterischen und die akroatischen, die ersteren gewissermaßen mehr als rhetorische Vorübung, zur Bildung der Jugend erfoderlich, darstellt [20]), darum auch das Studium dieser Gegenstände in die Abendstunden fiel, während die Morgenstunden dem Unterrichte in den akroatischen Gegenständen, d. h. der eigentlichen Philosophie und Speculation, also der tieferen und ernsteren, echt philosophischen Forschung gewidmet waren. Darnach bestimmte sich denn auch der Inhalt der Schriften, welche je nach dem einen oder dem andern dieser Gegenstände der einen oder andern Gattung zuzuzählen sind [21]). Mit dieser Angabe verbindet Gellius noch die auch sonst bekannte Anekdote vom König Alexander, der sich bei seinem Lehrer Aristoteles beschwert, daß er die Schriften, welche Inhalt und Gegenstand des akroatischen Unterrichts bilden, öffentlich bekannt gemacht habe, und so unter das Publicum habe verbreiten lassen. Diesen Unterschied zwischen akroatischen oder akroamatischen und exoterisch-dialogischen Schriften des Aristoteles halten auch spätere Erklärer desselben, insbesondere Ammonius [22]), in der von ihm versuchten Eintheilung der Aristotelischen Schriften fest, von welchen die zweite Classe, die sogenannten *Συνταγματικά* (die erste Classe bilden die *Ὑπομνηματικά*), in *αὐτοπρόσωπα* = *ἀκροαματικά* und in *διαλογικὰ καὶ ἐξωτερικά* zerfallen; und wie er diese Worte verstanden, zeigt hinreichend die von ihm gegebene Erörterung [23]); die übrigens an nichts weniger als an eine

16) Es heißt: „alterum (nämlich librorum genus) limatius, quod in commentariis suis reliquerunt.“ 17) s. ad Attic. IV, 16, vergl. mit ad Famill. I, 9. §. 23; ad Attic. XIII, 19. 18) Die Stelle selbst, wie sie jetzt Wyttenbach verbessert geliefert hat, lautet (Adversus Colotem II. p. 1115 B oder T. X. p. 586 seq. bei Reiske) folgendermaßen: „*τάς γε μὴν ἰδέας, περὶ ὧν ἐγκαλεῖ τῷ Πλάτωνι, πανταχοῦ κινῶν ὁ Ἀριστοτέλης καὶ πᾶσαν ἐπάγων ἀπορίαν αὐταῖς, ἐν τοῖς ἠθικοῖς ὑπομνήμασιν, ἐν τοῖς φυσικοῖς, διὰ τῶν ἐξωτερικῶν διαλόγων φιλονεικότερον ἐνίοις ἔδοξεν ἢ φιλοσοφώτερον ἔχεσθαι τῶν δογμάτων τούτων, ὡς προθέμενος τὴν Πλάτωνος ὑπερειπεῖν φιλοσοφίαν.*“ Vergl. auch Kaltwasser in der Übersetzung von Plutarch's Moral. Abhandll. VIII. S. 397. 19) Einer solchen Auffassung, wie sie auch Stahr (S. 248) annimmt, widerspricht schon der grammatische Umstand, daß es dann nicht *διὰ τῶν ἐξωτερικῶν λόγων* heißen könnte, sondern *ἐν τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις* erwartet werden mußte. Eine Beziehung dieser Worte auf die zunächst vorhergehenden *ἐν τοῖς ἠθικοῖς ὑπομνήμασιν, ἐν τοῖς φυσικοῖς* ahnete Buhle (S. 118. Not. 2) ganz richtig; aber seiner Auffassung können wir nicht beipflichten, wenn er nämlich die Stelle so fassen will: „ut Plutarchus Ethica et Physica sub generali nomine *τῶν ἐξωτερικῶν* iterum comprehenderit; quam interpretationem nisi admittamus, dicendum est, Plutarchum Ethica inter scripta acroamatica habuisse, quandoquidem ea ab exotericis sejunxerit, id quod tamen alteri loco repugnat.“ Uns scheint die eine Erklärung so wenig begründet, wie die andere. Der alter locus ist in der Vit. Alexandr. 7.

20) Es heißt bei Gellius (Noct. Att.) a. a. O.: „commentationum suarum artiumque, quas discipulis tradebat Aristoteles — duas species habuisse dicitur. Alia erant, quae nominabat *ἐξωτερικά*, alia, quae appellabat *ἀκροατικά*. *Ἐξωτερικὰ* dicebantur, quae ad rhetoricas meditationes facultatemque argutiarum civiliumque rerum notitiam conducebant. *Ἀκροατικὰ* autem vocabantur, in quibus philosophia remotior subtiliorque agitabatur, quaeque ad naturae contemplationes disceptationesve dialecticas pertinebant etc.“ — Vergl. zu dieser Stelle *Ravaisson*, Essai sur la Metaphysiq. d'Aristot. p. 215 seq., welcher die ganze Angabe des Gellius aus Andronicus von Rhodus entnommen glaubt. 21) Es heißt bei Gellius a. a. O.: „Libros quoque suos, earum omnium rerum commentarios, seorsum divisit, ut alii *Exoterici* dicerentur, partim *acroatici*.“ 22) In Categor. Aristot. p. 6 B der albiner Ausgabe von 1546. Vergl. dazu Ravaisson a. a. O. S. 220 fg. 23) Es heißt dort: „*αὐτοπρόσωπα μὲν* (sc. *λέγουσιν*) *ἐν οἷς ἐξ οἰκείου προσώπου τὴν διδασκαλίαν ἐποιεῖτο, ἅπερ καὶ ἀκροαματικὰ καλοῦσιν, διὰ τὸ πρὸς γνησίους ἀκροατὰς ποιεῖσθαι τὸν*

Ausscheidung zwischen einer geheimen und einer für die Öffentlichkeit bestimmten, mehr populair gehaltenen Lehre und einer hiernach vorzunehmenden Classificirung der Schriften des Aristoteles denken läßt. Merkwürdig ist, daß sein Schüler Simplicius, der fast dieselbe Eintheilung der Schriften des Aristoteles wiedergibt, hier [24]) ganz kurz die syntagmatischen in dialogische und autoprosopische Schriften zertheilt, ohne die erstern als exoterische, die andern als akroamatische zu bezeichnen, während er an einer andern Stelle [25]) die zwiefache Eintheilung der Aristotelischen Schriften in exoterische und akroamatische hervorhebt, und zu der erstern Classe der exoterischen die historischen, die dialogischen Schriften, sowie auch alle diejenigen rechnet, welche von keiner schärferen und genaueren philosophischen Behandlung Zeugniß geben können (— *τὰ ἱστορικὰ καὶ τὰ διαλογικὰ καὶ ὅλως τὰ μὴ ἄκρας ἀκριβείας φροντίζοντα*). Dagegen finden wir bei Johannes Philoponus [26]) dieselbe Eintheilung und völlige Übereinstimmung mit Ammonius, desgleichen bei Eustratius, der in seinem Commentar zur Nikomacheischen Ethik (I, 13. §. 9) ebenfalls zwischen akroamatischen und exoterischen Schriften des Aristoteles unterscheidet, aber eine merkwürdige Erklärung dieses Unterschiedes gibt in der Weise, daß die akroamatischen an sämmtliche Zuhörer des Aristoteles, die exoterischen Schriften aber an Einzelne gerichtet gewesen [27]). Es kann diese Äußerung des Eustratius, die ohnehin mit dem Inhalte einer andern ihm ebenfalls beigelegten Glosse (ad Ethic. Nicomach. VI, 4. §. 2) [28]) in einem Widerspruch steht, schwerlich von großem Gewicht sein, oder überhaupt besondere Bedenklichkeiten erregen, wenn man Bildung und Zusammensetzung dieses aus offenbar verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzten oder vielmehr zusammengetragenen und unter dem Namen des Eustratius jetzt bekannten Commentars überhaupt in Erwägung zieht, und darnach den geringeren Grad von Werth, welchen derselbe überhaupt anzusprechen hat, zu bestimmen vermag. Weit richtiger ist in dieser Hinsicht die von Galenus [29]) gelegentlich gemachte Bemerkung, daß Aristoteles und Theophrast einige ihrer Schriften für ein größeres Publicum (*τοῖς πολλοῖς*) geschrieben, die Akroasen hingegen für den engeren Kreis ihrer nächsten Freunde und Anhänger (*τὰς δ' ἀκροάσεις τοῖς ἑταίροις*).

Wenn in allen diesen Stellen eines Unterschiedes zwischen esoterischen und exoterischen Schriften und einer esoterischen und exoterischen Lehre durchaus nicht gedacht wird, ja ersterer Ausdruck gar nicht einmal vorkommt, so wird die Stelle des Clemens von Alexandrien [30]), wo zuerst eines solchen Unterschiedes in diesen Ausdrücken gedacht wird, ebenso wenig wie eine darauf in denselben Ausdrücken anspielende des Spötters Lucian [31]) von solchem Belange sein, um darauf hin eine in bestimmten Schriften oder in mündlicher Tradition niedergelegte Doppellehre des Aristoteles, eine geheime und eine öffentliche, annehmen zu können. Und wir werden dies um so weniger zu thun geneigt sein, wenn wir die Stellen des Aristoteles selbst, welche hier in Betracht kommen, zu Rathe ziehen, und daraus zu entnehmen suchen, was er selbst mit dem Ausdrucke *λόγοι ἐξωτερικοί*, den wir in einigen Stellen [32]) finden — der Ausdruck *λόγοι ἐσωτερικοί* oder *ἐσωτερικά* kommt, wir wiederholen es hier, in den uns bekannten Schriften des Aristoteles nirgends vor — habe bezeichnen wollen. Es kommt aber dieser Ausdruck zunächst als Verweisung vor, wo der Philosoph versichert, gewisse hier in Rede stehende Gegenstände *ἐν τοῖς ἐξωτερικοῖς λόγοις* behandelt zu haben, einmal auch (Ethic. Eudem. I, 8) daneben, aber davon unterscheidend, *ἐν τοῖς κατὰ φιλοσοφίαν* citirt, und damit also die *λόγοι ἐξωτερικοί* mit den letztern gewissermaßen in einen Gegensatz stellt, der aber gewiß uns nicht berechtigen kann, hier, wie auch in den andern Stellen des Aristoteles, anzunehmen, es habe der Philosoph von Stagira seine Werke selbst in zwei verschiedenartige, nach Form und Inhalt scharf zu sondernde Classen bringen und diese dann durch die bemerkten Ausdrücke von einander unterscheiden wollen. Einen solchen Gedanken wird schon ein bloßer Blick in die Stellen, die wir in der Note angeführt, beseitigen können; es wird sich dann bald ergeben, daß der Ausdruck *λόγοι ἐξωτερικοί* gar nicht bei Aristoteles in einer solchen Bestimmtheit aufgefaßt werden kann, sondern als allgemeine Bezeichnung für etwelche Schriften desselben zu nehmen ist. Darum,

---

λόγον· διαλογικὰ δὲ ὅσα μὴ ἐξ οἰκείου προσώπου συνέγραφεν, ἀλλ' ὥσπερ ὁ Πλάτων ὑποκρινόμενος ἑτέρων πρόσωπα, ἅπερ καὶ ἐξωτερικὰ ἐκάλουν, διὰ τὸ πρὸς τὴν τῶν πολλῶν γεγράφθαι ὠφέλειαν. διαφέρει δὲ πλεῖστον τὰ διαλογικὰ τῶν αὐτοπροσώπων· ἐν μὲν γὰρ τοῖς αὐτοπροσώποις, ἅτε πρὸς γνησίους ἀκροατὰς τὸν λόγον ποιούμενος, τὰ δοκοῦντά τε αὐτῷ λέγει καὶ δι' ἐπιχειρημάτων ἀκριβεστάτων, καὶ οἷς οὐχ οἷοί τέ εἰσιν οἱ πολλοὶ παρακολουθῆσας. ἐν δὲ τοῖς διαλογικοῖς, ἅτε πρὸς κοινὴν καὶ τὴν τῶν πολλῶν ὠφέλειαν γεγραμμένοις τὰ δοκοῦντα αὐτῷ λέγει, ἀλλ' οὐ δι' ἀποδεικτικῶν ἐπιχειρημάτων καὶ οἷς οἷοί τέ εἰσιν οἱ πολλοὶ παρακολουθεῖν."

24) In *Aristot.* Categor. *Προλεγ.* fol. 1 B (der baseler Ausgabe von 1551). 25) ad Auscultat. physic. fol. 2 B. lin. 22 seq. 26) ad *Aristot.* de Anima. I, 138 E. 2. 27) Die Worte selbst lauten: „*ἐκεῖνα μὲν ἀκροαματικὰ ὀνομαζόμενά ἐστιν, ἐπεὶ πρὸς τοὺς κοινῶς ἀκροωμένους γεγένηται· ταῦτα δὲ ἐξωτερικά, διότι τούτων ἕκαστον πρός τινα ζητήσαντα γέγραπται ἔξω τῆς κοινῆς ἀκροάσεως.*" 28) Hier heißt es: „*ἐξωτερικοὺς δ' ὀνομάζει λόγους, οὓς ἔξω τῆς λογικῆς παραδόσεως τὰ πλήθη φασί.*" 29) Am Anfange der Schrift De facult. nat. T. I. p. 80. *Bas.* (bei Buhle S. 119. Not.).

30) Stromat. V. p. 680 seq. (p. 575. *Sylb.*), wo es am Schlusse der Äußerung über die Sitte mancher griechischen Philosophen, einen Theil ihrer Lehren und Schriften geheim zu halten, heißt: „*λέγουσι δὲ καὶ οἱ Ἀριστοτέλους, τὰ μὲν ἐσωτερικὰ εἶναι τῶν συγγραμμάτων αὐτῶν, τὰ δὲ κοινά τε καὶ ἐξωτερικά.*" 31) Vitar. Auct. §. 26. T. I. p. 566. *Reitz.* (T. III. p. 112. *Bip.*) 32) Die Stellen selbst sind folgende: Ethic. Nicomach. I, 13. §. 9. 10 (vergl. mit De Anima III, 9 und III, 10). VI, 4 (vergl. Ethic. Eudem. V, 4). Polit. III, 4. §. 4. VII, 1. §. 2. Ethic. Eudem. II, 1. I, 8. Metaphys. XIII, 1. Physic. IV, 14. Vergl. Buhle S. 123 fg., der S. 132 fg. auch über die von Mehren damit zusammengestellten (*λόγοι*) *ἐγκύκλιοι* in Ethic. ad Nicomach. I, 5. §. 6 (und daselbst Gell. S. 23), oder *ἐγκύκλια φιλοσοφήματα* De Coel. I, 3, oder *λόγοι ἐν κοινῷ* De Anim. I, 4.

haben auch mehre der früheren Ausleger des Aristoteles, indem sie wohl fühlten, wie bei diesem Ausdrucke eine eigene, bestimmte Gattung von Schriften des Aristoteles nicht gemeint sein könne, lieber denselben in einem ganz allgemeinen Sinne fassen wollen, als allgemeine Verweisung und allgemeine, unbestimmte Bezeichnung anderer Werke, sodaß mithin Aristoteles damit überhaupt auf andere, außerhalb des gegenwärtigen Gegenstandes liegende, Werke verweise, in welchen er dies oder jenes verhandelt habe. An eine besondere Classification Aristotelischer Schriften würde demnach hier gar nicht zu denken sein, wo vielmehr eine und dieselbe Schrift, je nach der Beziehung, in welcher sie genannt wird, ebenso gut eine akroamatische (oder, wenn man will, esoterische), als eine exoterische heißen kann [33]). Gegen diese von dem heiligen Thomas, von Sepulveda, Zwinger u. A. ausgesprochene Ansicht ist freilich mehrfach Widerspruch erhoben worden, und es konnte dies um so eher geschehen, als der Ausdruck ἐξωτερικοὶ λόγοι immerhin an und für sich doch schon viel zu bestimmt gefaßt ist, um eine solche ganz allgemeine Auffassung, bei welcher das Wesen und die eigentliche und ursprüngliche Bedeutung des Wortes ganz in den Hintergrund gestellt ist, zu erlauben, zumal wenn man den Gegensatz beachtet, in welchen fast durchgängig dieser Ausdruck gebracht ist: was jedenfalls zu einer bestimmteren Auffassung desselben nöthigt. Sollte dieselbe aber darin gesucht werden, daß man mit einem alten Erklärer [34]) zunächst darunter blos mündliche Vorträge und Mittheilungen, welche den Schriften entgegengestellt werden, verstehen wollte, so würde diese zunächst auf eine Stelle der Nicomacheischen Ethik gegebene Erklärung mit den andern Stellen, wo offenbar auch schriftliche Aufzeichnungen damit gemeint sind, sich nicht vereinigen lassen. Folgen wir dagegen der Ansicht von Zell, so wäre in allen diesen Stellen die Auslegung zulässig, daß darunter überhaupt und im Allgemeinen die „Ansichten und Vorstellungen des gewöhnlichen Lebens außer der Schule und der wissenschaftlichen Behandlung, oder auch solche Schriften gemeint sein könnten" [35]); den natürlichen Gegensatz dazu würden dann die eigentlich philosophischen Untersuchungen, im engern Sinne des Wortes (ἐν τοῖς κατὰ φιλοσοφίαν in der oben angeführten Stelle), bilden. Noch schärfer, aber ebendarum vielleicht zu eng, hat Biese [36]) die Sache aufzufassen gesucht, indem er darunter solche Gespräche und Unterhaltungen verstanden wissen will, in welchen man sich mehr an die herrschenden Ansichten anschließe, als vom Begriff der Sache selbst ausgehe, und ebendarum auch nicht über die Subjectivität des bloßen Meinens (δόξα) zur objectiven Erkenntniß der Wahrheit (ἀλήθεια) hinauskomme. Immerhin wird man, selbst wenn man einer solchen ganz speciell gefaßten Erklärung des Ausdrucks nicht unbedingt beipflichten wollte, doch darauf zurückkommen müssen [37]), daß Aristoteles mit demselben gewisse, mehr für ein größeres Publicum bestimmte und in diesem Sinne auch geschriebene, ebendeshalb in der ganzen Art und Weise der Behandlung minder streng wissenschaftlich gehaltene Aufsätze und Schriften verstanden, und diese exoterischen Aufsätze dann auch von den in streng wissenschaftlichem Geiste behandelten, daher nur für den engern Kreis der eigentlichen Philosophen geschriebenen, und auch diesem allein wol verständlichen Schriften unterschieden habe, und zwar in einer ziemlich allgemeinen Weise, ohne eine allzu bestimmte technische Bezeichnung der einen Classe damit zu verbinden. Alle andern Abtheilungen und Unterschiedsbestimmungen zweier scharf geschiedenen und sich gegenseitig ausschließenden Classen Aristotelischer Schriften, welche damit auch zugleich eine ähnliche Scheidung des Inhalts und der Lehre in eine exoterische, für ein großes, philosophisch nicht gebildetes Publicum, und in eine esoterische oder akroamatische für den engern Kreis der eigentlichen Philosophen, in eine Art von Geheimlehre, von der exoterischen dem Stoffe und Inhalte, wie der Form nach verschieden, aufstellen, ergeben sich daher durchaus als Erfindungen einer spätern Zeit, die sich, um des eigenen besseren Verständnisses willen, Eintheilungen der Art und Classificirungen der einzelnen Werke des Aristoteles erlauben konnte, keineswegs aber berechtigt war, einen solchen Unterschied in der Lehre und in den Schriften des Aristoteles anzunehmen, der bei dem Aristoteles so wenig, wie bei andern gleichgroßen Denkern des Alterthums überhaupt, sich annehmen läßt, so sehr auch vielleicht für Manche manche seiner Schriften stets esoterische, stets eine verschlossene Geheimschrift bleiben werden, in welche einzudringen ihrem beschränkten oder schwachen Geiste nicht möglich ist. Solche werden sich dann allerdings an die exoterischen Schriften, die in ihrer mehr äußerlichen Auffassung und Darstellung keine solchen Schwierigkeiten darbieten, zu halten haben, und für solche mag man

33) „Libros *exotericos* esse (arbitrati sunt) non certum quoddam librorum genus, sed libros qualescunque extra πραγματείαν illam, in qua testes citantur, constitutos, ita ut libris Ethicis v. c. Analytica, Topica, libri de anima, Metaphysica sint exoterica et vicissim Ethica sint exoterica illis; nec adeo ullum intercedat discrimen librorum exotericorum et acroamaticorum, sed iidem libri pro diverso respectu nunc appellentur exoterici, nunc acroamatici." (Buhle a. a. O. S. 131.) Vergl. auch Ch. H. Weiße, Anmerkk. zur Physik des Aristoteles. (Leipzig 1829.) S. 317 und Ebendesselben Übersetzung von Aristot. Über die Welt. (Ebend. 1829.) S. 373 fg. 34) Der sogenannte Andronicus von Rhodus in der Paraphras. ad Ethic. Nicomach. I, 13. §. 9; s. dagegen Buhle a. a. O. S. 130. 35) In Pauly's Realencyklopäd. I. S. 791; s. auch die frühere Note Ebendesselben zu *Aristot.* Ethic. Nicomach. I, 13. §. 9. p. 56: „Ego vero interpretor *ἐξωτερικοὺς λόγους sermones communes, extra scholam ab hominibus haberi solitos*;" und diese Erklärung hält er für anwendbar auf alle Stellen, in welchen der Ausdruck vorkommt.

36) Philosophie des Aristoteles I. S. 567 fg., wo auch auf Michelet, Comment. ad *Aristot.* Ethic. Nicomach. p. 35 seq. p. 94 seq. verwiesen wird. 37) Vergl. Zell a. a. O. I. S. 791 und früher Buhle S. 138 fg., s. auch Ravaisson am oben angef. Orte S. 225 fg. und daselbst die Worte: „les ἐξωτερικοὶ λόγοι ne sont-ils pas au moins dans le plus grand nombre de cas, de *recherches* extérieurs au sujet propre de chaque science, la partie superficielle et accessoire, par opposition aux profondeurs et à l'essence de la discussion." Bei Ritter (Gesch. der Philos. III. S. 21 fg.) ist Verschiedenartiges durcheinandergeworfen.

auch jetzt noch immer einen solchen Unterschied festhalten, der bei Aristoteles so wenig als bei Plato und andern Philosophen der alten Welt je in der Wirklichkeit existirt hat, noch überhaupt je existiren konnte. (*Baehr.*)

ESPACH, katholisches Pfarrdorf im großherzogl. badischen Landamte Freiburg, ¾ teutsche Meile gegen Osten von der Amtsstadt, in einem Thale, durch welches die eine Meile weiter gegen Osten bei St. Peter entspringende und über ¼ Meile weiter gegen Westen in die Treisam mündende Esbach fließt. Es besteht aus zerstreut liegenden Höfen, hat mit dem dazu gehörigen Weiler Rechtenbach in 62 Häusern und 81 Familien 637, und mit der ebenfalls zur Gemeinde Espach gezogenen Hälfte des Dorfes Wisneck 681 Einwohner, die alle, bis auf Einen, katholisch sind und sich von Feldbau und Viehzucht und einigem Handel mit Vieh und Holz nähren. Ehemals gehörte der Ort zur Mutterkirche Kirchzarten, hat aber seit 1790 eine Pfarrei, welche von den Einkünften der unter Kaiser Joseph II. aufgehobenen Wallfahrtskirche auf dem Lindenberge gestiftet wurde und das Dorf Steegen zur Tochter bekam. Die neu errichtete Pfarrkirche nebst einem schönen Pfarrhofe liegt mitten im Thale.

Ein kleineres Dorf desselben Namens liegt im Bezirksamte Waldshut, fast eine Meile gegen Nordwest von seiner Amtsstadt, in einem kleinen Thale, hat eine Kapelle und 334 Einwohner, die alle katholisch und nach Waldshut eingepfarrt sind. (*Th. A. Leger.*)

ESPAGNAC. 1) Gemeindedorf im französischen Corrèzedepartement (Limousin), Canton la Roche Canillac, Bezirk Tulle, liegt 3½ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 803 Einwohner. 2) Esp. l'Ile d', Gemeindedorf im Charentedepartement (Angoumois), Canton Angoulême, hat 174 Einwohner. Ein drittes Espagnac liegt im Lotdepartement. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

ESPAGNET (Johann von), lateinisch Spagnettus, geb. 1579, war Präsident des Parlaments zu Bordeaux, und bewies sich als einen muthigen Widersacher der Fronde, 1648—1654. Vor Allem aber gehört er unter die eifrigsten und gläubigsten Anhänger der Alchymie, wofür er zwei Werke verfaßte: Enchiridion physicae restitutae und Arcanum philosophiae hermeticae. Jenes bildet gleichsam den theoretischen, dieses den praktischen Theil. Er nimmt eine Materie von Ewigkeit, matière première, an, welche alle gemischten durchdringe, und drei Welten: eine Elementarwelt, eine himmlische und einen Urtypus, letzterer war von Anbeginn. Die zwei Principe der Schöpfung waren das Chaos und der Geist Gottes; Gleiches zog Gleiches an, und so entstanden die Körper. Das Arcanum etc. enthält die genauesten Anweisungen zu den Manipulationen für den Alchymisten, darum war dieser Theil auch der gesuchteste und gelesenste. Espagnet's Werke galten für classisch, erschienen zum ersten Male zu Paris 1623 und dann in neun neuen Auflagen, wovon die letzten in Kiel 1718 und in Tübingen 1728 in 4., mit einem Commentar von Hornemann. Ins Französische übersetzt erschienen diese Werke unter dem Titel: La philosophie naturelle restablie en sa pureté. (Paris 1651.) (*A. Herrmann.*)

Espagnolet, s. Ribeira.

ESPALION, kleine Stadt und Hauptort des ersten Bezirks und eines Cantons gleiches Namens im französischen Departement des Aveyron (Rouergue), liegt, von Wiesen und Weinbergen umgeben, am Lot, 6½ Lieues östlich von Rodez, 137 Lieues südlich von Paris entfernt, ist der Sitz einer Unterpräfectur, eines Friedensgerichts, eines Communalcollegiums, einer Hypothekenconservation, eines Forstamts, einer Steuerdirection und einer Gendarmeriebrigade mit einem Lieutenant, und hat ein Etappenamt, eine Posthalterei, eine Pfarrkirche, schöne Springbrunnen, Fabriken, in welchen Tuch, buntgestreifter Borat und Maroquin verfertigt werden, Wollenspinnereien, Lohgärbereien und 2350 Einwohner, welche Wein- und Lederhandel treiben. — Der Bezirk Espalion enthält neun Cantone: Entraigues, Espalion, Estaing, la Guiole, Mur de Barrez, St. Amand-des-Copts, St. Chely, Ste. Geneviève, St. Geniez, mit 116 Gemeinden und 63,632 Einwohnern. — Der Canton Espalion enthält 13 Gemeinden mit 10,462 Einwohnern. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

ESPALMADOR, eine der zu der spanischen Provinz Mallorka gehörigen Pithyusen, liegt im Süden von Iviza und im Norden von Formentera. Sie hat, ohne bewohnt zu sein, gute Weide und Waldung, sowie viele Kaninchen. Östlich von ihr liegt eine kleinere, ebenfalls unbewohnte, Insel, Namens Espuntel. (*Fischer.*)

ESPARRON, 1) Gemeindedorf im französischen Departement der obern Alpen (Dauphiné), Canton Barcillonnette, Bezirk Gap, liegt 8½ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 290 Einwohner. 2) Gemeindedorf im Departement der obern Garonne (Cominges), Canton Aurignac, Bezirk St. Gaudens, liegt, 3¾ Lieues von dieser Stadt entfernt, an einem kleinen Flusse und hat 401 Einwohner. 3) Gemeindedorf im Departement des Var (Provence), Canton Barjols, Bezirk Brignoles, liegt 8 Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 620 Einwohner. Im J. 1379 wurde die nach diesem Orte benannte Herrschaft durch die Königin Johanna I. zu einer Grafschaft erhoben. 4) Esparron de Verdon, Gemeindedorf im Departement der niedern Alpen (Provence), Canton Riez, Bezirk Digne, hat eine Succursalkirche und 542 Einwohner. 5) Esparron la Batie oder de la Bastide, Gemeindedorf in demselben Departement, Canton Turriers, Bezirk Sisteron, liegt eine gute Lieue vom rechten Ufer der Durance entfernt und hat eine Succursalkirche und 241 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

Esparsette, s. Onobrychis sativa.

ESPARTO, kleines, nur von Seevögeln bewohntes Eiland, gehört zu den spanischen Pithyusen und liegt westlich von Iviza. (*Fischer.*)

ESPARVIÈRE, eine der Rhoneinseln bei Valence im Departement Vaucluse. Im J. 1162 ließen sich hier

die regulirten Stiftsherren von St. Ruf nieder. Späterhin wurden die von ihnen aufgeführten Gebäude von den Calvinisten zerstört, und so gründeten sie ein neues Stift in Valence. (Nach Expilly.) (*Fischer.*)

ESPARZA, Villa im spanischen Königreiche Navarra und im Merindad Sanguessa, liegt, 3 Meilen von dieser Stadt und 6¾ Meilen von Pampelona entfernt, nahe an den französischen Grenzen im Thale Salazar, welches der ihm gleichnamige Fluß bewässert. (*Fischer.*)

ESPASINGEN, katholisches Pfarrdorf im großherzogl. badischen Bezirksamte Stockach, ½ teutsche Meile gegen Süden von der Amtsstadt, in einem fruchtbaren Wiesengrunde, am Flüßchen Stockach, das ¼ Meile gegen Südost von hier in den Bodensee mündet; eine grundherrliche Besitzung Joh. Sigismund's, Freiherrn von Bodmann zu Bodmann, mit einem Schlosse, einer im J. 1740 gestifteten Pfarrei, 60 Häusern, 62 Familien und 381 lauter katholischen Einwohnern, deren 22 in dem hierher gehörigen Hofe Spittelsberg wohnen. Die Einwohner nähren sich von Feld- und Wiesenbau und pflanzen viel Hanf, Zuckerrüben und Obst, und eine seit zwei Jahren angelegte grundherrliche Bierbrauerei macht mit gutem Lagerbier ausgedehnte Geschäfte.

Der Ort ist schon aus den ältesten Zeiten unter dem Namen Aspesinga bekannt, wo einst, es war am 2. Aug. im J. 902, König Ludwig, den man das Kind nennt, ein Grundstück an den berühmten Salomon III., Bischof zu Constanz und Abt zu St. Gallen, gegen Güter in Salafelden vertauschte. Er lag im Hegaue, gehörte zur alten Landgrafschaft Nellenburg und war im Besitze eines Rittergeschlechtes, das sich davon nannte. Ritter Hermann von Aspisingan erscheint im J. 1169 neben andern Herren, Grafen und Rittern als Zeuge bei einer Schenkung an das Gotteshaus Salmannsweiler.

Den Zehnten des Ortes erkaufte schon im J. 1402 das reiche Hospital zu Überlingen von dem Edeln Walther von Hohenfels und seiner ehelichen Wirthin, Barbara von Gumpenberg, um 600 Pfund Pfennige, und im J. 1423 wurden demselben Hospitale auch zwei Güter zu Espasingen vergabt, welche zu 4000 Pfund angeschlagen wurden. Im Bauernkriege (1525) war Espasingen einer der wenigen Orte im Hegaue, die ihrem Landesherrn, damals Österreich, treu, nicht an der Aufrührer Seite traten *). (*Th. A. Leger.*)

Espe, s. Populus tremula.

ESPEJA, 1) Villa in der spanischen Provinz Burgos und im Partido de Aranda, liegt an der Grenze von Soria, zwei Meilen von Osma, und hat 2000 Einwohner. 2) Eine gleichnamige Villa mit 2200 Einwohnern, liegt in der Provinz Salamanca, im Campo de Argañan, 2¾ Meilen westlich von Ciudad Rodrigo an der portugiesischen Grenze. (*Fischer.*)

ESPEJO, lateinisch Claritas Julia, Villa in der spanischen Provinz Cordova und in der Campiña, liegt, 1½ Meile nordöstlich von Montilla und 3¼ Meilen südöstlich von Cordova entfernt, auf dem linken Ufer des Guadajoz, hat eine Pfarrkirche, ein Kloster, ein Hospital, 1500 Einwohner, und gehört dem Herzoge von Medina Celi. In ihrer Nähe liegen die bedeutenden Salzwerke zu Duernas und zwischen ihr und den Flecken Castro und Baena soll das römische Atagua gestanden haben. (*Fischer.*)

ESPEJOA. So nannte Candolle nach dem Entdecker von Mexico, Don Antonio de Espejo, eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Eupatorinen (Senecionideae Helenieae Euhelenieae) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus acht in vier Reihen einander gegenüberstehenden eiförmigen, stachelicht-stumpfen Schuppen; der gemeinschaftliche Fruchtboden ist mit Grübchen versehen, in welchen sieben röhrenförmige, fünfspaltige Zwitterblümchen stehen; die Achenien sind zusammengedrückt, keilförmig, dicht mit seidenartigen, rothbraunen Zotten bedeckt; die Krone besteht aus ungefähr 16, in einer Reihe stehenden, pergamentartigen, oval-ablangen, einnervigen, stachelicht-stumpfen Spreublättchen. Die einzige Art, Esp. mexicana *Cand.* (Prodr. V. p. 660. *Delessert*, Ic. sel. IV. t. 41), ist ein mexicanisches, aufrechtes, gabelig-ästiges, oberhalb behaartes Kraut mit gegenüberstehenden, ablangen, ungestielten, ganzrandigen Blättern und einzeln in den Blattachseln stehenden, gestielten, gelbrothen Blüthenknöpfen. (*A. Sprengel.*)

ESPELETIA. Eine von Mutis (in *Humboldt* et *Bonpland*, Pl. équin. II. p. 11) so genannte Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Radiaten (Senecionideae Melampodineae Silphieae *Cand.*) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche glockenförmige Kelch besteht aus zahlreichen, dachziegelförmig über einander liegenden Blättchen; der gemeinschaftliche Fruchtboden ist ziemlich flach und mit pergamentartigen, stumpfen Spreublättchen bedeckt; die Blümchen des Strahles sind zungenförmig, weiblich, die der Scheibe röhrenförmig, fünfzähnig, durch Fehlschlagen männlich; die Achenien umgekehrt-eiförmig, eckig, nackt. Die drei bekannten Arten sind auf den höchsten Bergen von Columbien wachsende, dicht filzige, harzende Kräuter mit gegenüberstehenden, ungetheilten Blättern, am Ende der Äste stehenden Doldentrauben und großen, gelben Blüthenknöpfen. 1) Esp. grandiflora *Humb.* et *Bonpl.* (l. c. t. 70), wird in Santa Fé de Bogota Fraylejon und das ausfließende Harz Trementina (Terpenthin) genannt; 2) Esp. argentea *H.* et *B.* (l. c. t. 71); 3) Esp. corymbosa *H.* et *B.* (l. c. t. 72.) (*A. Sprengel.*)

ESPELETTE, Flecken im französischen Departement der niedern Pyrenäen (Gascogne), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Bayonne, liegt fünf Lieues von dieser Stadt, drei Lieues von St. Jean de Luz und eine Lieue von der spanischen Grenze entfernt, in einem Thale, ist der Sitz eines Friedensgerichts und einer Gendarmeriebrigade, und hat 1335 Einwohner, welche Viehhandel treiben. — Der Canton Espelette ent-

*) Eugen Huhn im Handbuche des Großherzogthums Baden. (Karlsruhe 1842.) Art. Espasingen.

hält in sieben Gemeinden 8031 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESPELUNDA, ein gräflich Mörner'scher Edelsitz am See Hjelmar in der schwedischen Provinz Nerike, im Kirchspiele Rinkarby, Härad Glanshammar, mit vorzüglichen Gebäuden und Gärten, auch einer durch ältere Handschriften ausgezeichneten kleinen Bibliothek. Durch seine Nachbarschaft mit Dylta Schwefelwerk war Espelunda die Zufluchtsstätte in Pestzeiten, indem die Seuche bei Smadjabaoken unweit Örebro still stand. (*v. Schubert.*)

ESPEN (Zeger Bernhard van), geboren zu Löwen 1646, wendete sich, nachdem er auf der Universität seiner Vaterstadt den philosophischen und theologischen Cursus vollendet und in den betreffenden Wissenschaften sich sehr ausgezeichnet hatte, hauptsächlich dem Studium des kanonischen Rechtes zu. In seinem 29. Jahre erhielt er die Priesterweihe, zwei Jahre darauf die juristische Doctorwürde, und wurde Professor der Rechte in dem Kollegium des Papstes Adrian IV. an der Universität zu Löwen, wo er mit großem Beifalle lehrte. Er lebte sehr zurückgezogen, sein Studirzimmer aber stand jedem offen, der seines Rathes bedurfte, und zu denen gehörten nicht nur Rechtsgelehrte, sondern selbst Gerichtsbehörden, Bischöfe und Fürsten, denn seine zahlreichen gelehrten Schriften hatten seinen Ruf weit verbreitet. Er war ein Anhänger der Lehre von Port-Royal und schrieb zu Gunsten des Jansenismus, nach Principien, die denen des heiligen Stuhles entgegen waren. Vorzüglich verbunden war er mit denen Mitgliedern von Port-Royal, die sich wegen ihres Widerspruchs gegen das Formular und die Bulle Unigenitus nach Holland zu flüchten genöthigt sahen. Er selbst kam bald in dieselbe Lage, und die Veranlassung dazu gab Steenowen's Wahl zum Erzbischofe von Utrecht, welche Wahl nur den apostolischen Vikarien zukommen sollte, aber ohne diese durch Varlet, Bischof von Babylon, blos mit Beistand von zwei Priestern erfolgt war. Dieser Bischof wurde durch einen Befehl von Rom von seinen Amtsverrichtungen suspendirt, Van Espen aber hatte eine Schrift in Form eines Briefes verfaßt, worin er die Giltigkeit dieser Wahl und die Gesetzlichkeit der Weihe des erwählten Erzbischofes behauptete, und diese Schrift war in Holland gedruckt erschienen; sehr zweifelhaft, ob mit seiner Einwilligung. Der Rektor der Universität verfügte nichtsdestoweniger seine Suspension, und Van Espen, Verhaftung fürchtend, flüchtete sich nach Mastricht und von da nach Amersfort in der Provinz Utrecht, wo sich die meisten der aus Frankreich und den Niederlanden Geflüchteten befanden, überlebte aber dies nicht lange, denn am 7. Febr. 1728 war seine Suspension ausgesprochen, und schon am 2. Oct. starb er, 83 Jahre alt. Seine Werke sind mehrmals aufgelegt worden, die beste Ausgabe ist die von Joseph Barre besorgte und mit Anmerkungen begleitete. (Paris 1753. 4 Bde. Fol.) Unter seinen Werken hat den vorzüglichsten Ruf erhalten und sich bewahrt sein Jus ecclesiasticum universum, über dessen vorzüglichen Werth der Artikel Kanonisches Recht nachzusehen ist. Eine Biographie Van Espen's hat G. Dupac de Bellegarde geschrieben. (*H.*)

Espendarmad, s. Sapandomad.

ESPENDIAR oder Asfandiar, in der altpersischen Geschichte ein Sohn Gustasp's, des fünften Königs aus der Dynastie der Keaniden und Zeitgenossen Zoroaster's. In dem blutigen Kriege zwischen Gustasp und Ardjasp, dem Könige von Turan, entschied endlich Espendiar's Tapferkeit den Sieg für Gustasp. Der Vater hatte ihm, wenn er seines Bruders Zerir Tod gerächt haben würde, die Krone des Reichs versprochen, verzögerte aber die Erfüllung, und trug dem Prinzen immer neue Feldzüge in Aderbedjan und Indostan auf, wo er große Heldenthaten verrichtete. Dennoch kam der Kummer über des Vaters Betragen nicht aus seinem Herzen, und da sogar sein Vertrauter Garzom ihn beim Vater aufrührischer Reden beschuldigte, so ließ dieser, der schon längst neidisch auf seinen Ruhm war, ihn greifen und in Ketten legen. Aber die Strafe kam bald. Während Gustasp gegen andere Fürsten auszog, um sie zur Annahme von Zoroaster's Religion zu zwingen, griff Ardjasp sein Reich an und schlug das herbeieilende Heer des Gustasp. Dieser kam sogar in Gefahr, gefangen zu werden, und da entschloß er sich denn, die Ketten des Espendiar zu lösen. Dieser, voll Zärtlichkeit und Demuth gegen seinen Vater, vergaß alle Beleidigung, schlug den Ardjasp, tödtete ihn, befreiete seine gefangene Schwester und gab Iran seinen alten Glanz wieder, fiel aber durch die Hände Rustam's. (Schah-nameh des Ferdusi im Zend Av. T. III. p. 36—40.) (*Richter.*)

ESPER, heißen zwei um die Naturgeschichte sehr verdiente Männer. 1) Joh. Friedrich, geboren zu Drossenfeld im Baireuthischen den 6. Oct. 1732. Nach Vollendung seiner Schul- und akademischen Studien in Erlangen bekleidete er mehre Predigerstellen, und wurde 1779 zum Superintendenten und Inspektor der Kirchen und Schulen zu Wunsiedel befördert, wo er den 18. Juli 1781 starb. Als genauer und sorgfältiger Beobachter der Natur hat er sich durch mehre astronomische und naturhistorische Schriften rühmlich bekannt gemacht, vorzüglich durch seine: Ausführliche Nachricht von neu entdeckten Zoolithen unbekannter vierfüßiger Thiere und denen sie enthaltenden, sowie verschiedenen anderen denkwürdigen Grüften der obergebirgischen Lande des Markgrafthums Baireuth, mit 14 illuminirten Kupferstichen (Nürnberg 1774 Fol., ins Französische übersetzt von Isenflamm, ebend. in demselben Jahre). Außerdem hat er von den klausteiner und gailenreuther Höhlen und deren Osteolithen Beschreibungen geliefert. (s. Fikenscher, Gel. Baireuth. 2. Bd. S. 107 fg.)

2) Eugen Johann Christoph, geboren zu Wunsiedel den 2. Juni 1742, seit 1782 außerordentlicher und seit 1800 ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Erlangen, wo er im J. 1810 starb, hat sich um einen anderen Zweig der Naturgeschichte nicht geringe Verdienste erworben, namentlich um die Lepidopterologie. Seine Werke: Die europäischen Schmetterlinge in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen.

(Erlangen 1777—1807 gr. 4. 84 Hefte oder 5 Theile in 7 Bänden mit illum. Kupfertafeln) *); die ausländischen (außereuropäischen) Schmetterlinge in 16 Heften mit illum. Kupfert. (Erl. 1785—98); die Pflanzenthiere in Abbildungen nach der Natur nebst Beschreibungen (Nürnb. 1788—1809. 3 Bde. in 15 Lieferungen mit illum. Kupfert.), sowie die Nachträge hiezu in 10 Lieferungen, sichern ihm ein ehrenvolles Andenken. (*H.*)

ESPERA. So nannte Willdenow nach Eug. Joh. Chrstph. Esper eine noch zweifelhafte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 13. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Tiliaceen. Char. Der Kelch stehenbleibend, viertheilig; sechs Corollenblättchen, welche dreimal so lang wie der Kelch sind; zahlreiche haarförmige Staubfäden, kürzer als die Corollenblättchen, mit rundlichen Antheren; der Griffel einfach, pfriemenförmig-zugespitzt; die Kapsel ablang, vier- bis sechsflügelig, vier- bis sechsfächerig, mit einsamigen Fächern; die Samen eiförmig, zusammengedrückt, mit kurzen, steifen Haaren besetzt. Die einzige Art, Esp. cordifolia *Willd.* (Neue Schr. der Berl. Gesellsch. naturf. Fr. 3. S. 449), ist ein ostindischer, kletternder Strauch mit glänzenden, herzförmigen, ganzrandigen Blättern und endständigen Blüthenrispen. — Die Gattung Berrya *Roxb.*, mit welcher Endlicher (Enchir. n. 5379) Espera vereinigt, hat folgenden Charakter: der Kelch ungleich-fünfspaltig, fünf ungleiche, ablange Corollenblättchen; die zahlreichen Staubfäden an der Basis leicht zusammenhangend, mit aufliegenden, zweilappigen Antheren; der Griffel einfach, mit dreikantig-knopfförmiger Narbe; die Kapsel dreifächerig, dreiklappig: jede Klappe trägt auf dem Rücken zwei horizontale Flügel; in jedem Fache liegen zwei kugelige, steifbehaarte Samen. Die einzige Art, B. Amonila *Roxburgh* (Cat. hort. calc. p. 42., fl. corom. III. t. 264), ist ein auf Zeylon einheimischer Baum mit drehrunden, glatten Zweigen, abwechselnden, gestielten, eiförmigen, langzugespitzten, ungetheilten, unbehaarten, an der Basis siebennervigen Blättern und endständigen Blüthenrispen. Das leichte Holz dieses Baumes (von den Engländern Trincomalee-wood genannt) wird vielfach zur Verfertigung der sogenannten Massula-Boote benutzt. (*A. Sprengel.*)

ESPERNON (Jean Louis de Nogaret, de la Valette, Herzog von), war geboren 1554 in Languedoc von einer alten Familie. Um ihn von seinem älteren Bruder Bernard de la Valette zu unterscheiden, gab man ihm den Beinamen Caumont. Sein Leben fällt in die verhängnißvolle Zeit der Religions- und Bürgerkriege, welche Frankreich so lange erschütterten, und seine Schicksale, sowie die ganze Entwickelung seines Charakters stehen mit denselben in einer genauen Wechselwirkung. Er trat in die Armee, war mit bei der Belagerung von la Rochelle 1573 und hielt sich dann am Hofe auf. Die vielvermögende Königin-Mutter, Katharina von Medicis, war ihm nicht günstig; er überzeugte sich, daß ihm nichts gelingen werde, darum schloß er sich an Heinrich von Navarra an. Doch insgeheim sehnte er sich zurück an den Hof; einige Freunde bahnten ihm den Rückweg, und so erschien er bald wieder an demselben. Der werthlose Heinrich III., welcher den unnatürlichsten Lüsten fröhnte, hatte indessen den Thron bestiegen. Die jugendlich blühende Gestalt de Nogaret's erregte seine Aufmerksamkeit, er gesellte ihn der verworfenen Schar seiner Lieblinge, Mignons genannt, bei und überschüttete ihn fortan mit Gnadenbezeigungen. Mit der katholischen Ligue nahm er an den Kämpfen gegen die Protestanten Theil, zeichnete sich wiederholt aus und erhielt 1581 vom Könige Heinrich III. die Herrschaft Espernon zum Geschenke, welche zu einem Herzogthume erhoben wurde; eine besondere Ordonnanz ernannte ihn noch zum Pair und wies ihm seinen Rang unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt an. Der Neid und die Misgunst der Vornehmen erwachten; sie unterhielten den König fortwährend von dem, wegen solcher Bevorzugung, wachsenden Unmuthe des Volks, sodaß Heinrich endlich seinen Liebling von sich entfernte, indem er ihn zum Gouverneur von Metz ernannte, 1583. Der Ehrgeiz und die Habsucht Espernon's durchbrachen nun alle Schranken; nicht weniger als noch sieben Statthalterschaften, die von Boulogne, Angoumois, Saintonge, Aunis, Touraine, Anjou und von der Normandie, ließ er sich in Kurzem von der Schwäche des Königs zutheilen; desgleichen erhielt er den wichtigen Posten eines Generalobersten der Infanterie, 1584, bald darauf auch den eines Admirals von Frankreich, 1587. Zu Rouen hielt er einen Einzug mit dem Pomp und den Feierlichkeiten eines Königs. Die Eifersucht des Herzogs von Guise erglühete; er behauptete gegen den König, der Aufstand der Barricaden rühre einzig und allein von dem Hasse des Volkes gegen den Herzog von Espernon her, und daß keine Ruhe zu erwarten sei, wenn dieser nicht entfernt werde. Heinrich, veränderlich in seiner lasterhaften Flamme gegen seine Lieblinge, erhob und erniedrigte sie oft nach Laune, und ließ jetzt auch den Herzog fallen. Er entzog ihm das Commando über die Normandie und von Metz und verwies ihn nach Loches, in der Touraine, von wo er sich dann nach Angoulême begeben durfte. Hiermit noch nicht zufrieden, beantragte der Herzog von Guise bei der Ständeversammlung zu Blois die Entsetzung Espernon's von allen seinen Würden. Auch dies genehmigte Heinrich, der Herzog aber versammelte Truppen und schickte sich zum offenen Widerstande an. Jetzt brach indessen die Empörung des Volkes gegen den längst gehaßten König los, nachdem er den Herzog von Guise hatte ermorden lassen, und Espernon eilte ihm zu Hilfe. Dadurch erlangte er dessen vorige Gunst wieder, doch der meuchelmörderische Element machte dem Leben Heinrich's III. ein Ende 1589, und Espernon sah seine Hoffnungen zu neuer Größe vernichtet.

Heinrich von Navarra bestieg nun den erledigten Thron; die vornehmsten Vasallen erklärten mit ihrer Unterschrift, daß sie ihn als König anerkennen wollten, wenn er in den Schoos der katholischen Kirche zurück-

*) Th. 1 enthält die Tagvögel, Th. 2 die Nachtvögel, Th. 3 die Spinnerphalänen, Th. 4 die Eulenphalänen.

kehre. D'Espernon verweigerte die seinige und zog sich mit einem ansehnlichen Truppencorps nach Angoulême zurück.

Heinrich IV. suchte ihn zu gewinnen, ernannte ihn zum Statthalter der Provence und erlangte dadurch seine Unterwerfung. Doch die Klagen über die barbarischen Grausamkeiten, welche er daselbst verübte, gelangten endlich zum Ohre des Königs; er entsetzte ihn seines Amtes, d'Espernon aber wich nicht aus der Provence und äußerte drohend: „der König mag nur kommen, mich zu vertreiben — ich werde sein Quartiermacher sein, nicht um ihm Quartiere zu bestellen, sondern um die vorhandenen zu verbrennen!" Nach einigen Niederlagen verließ er zwar die Provence, doch der König entschädigte ihn durch die Statthalterschaft von Limousin, beschied ihn auch nach Hofe und versöhnte sich, seinerseits aufrichtig, mit ihm. Nicht so war es von Seiten des Herzogs; er behielt Groll in seiner Seele; als der Mörder, Ravaillac, dem Könige Heinrich IV. den Dolch ins Herz stieß (1610), saß der Herzog d'Espernon mit in seinem Wagen und die allgemeine Meinung behauptete, daß ihm der blutige Anschlag im Voraus schon nicht unbekannt gewesen sei. Am folgenden Tage erschien er im Parlamente und zwang es, die Königin zur Regentin zu ernennen, indem er die Hand an den Degen legte und sagte: „noch ist er in der Scheide, aber er wird gezückt werden, wenn man der Königin-Mutter nicht sogleich bewilligt, was ihr nach Natur und Recht gebührt." Das Parlament gehorchte und die Königin bewies sich ihm dankbar, indem sie ihn in allen seinen Würden bestätigte und ihm überdies noch andere verlieh.

Sein Hochmuth erweckte ihm auch an dem neuen Hofe zahlreiche Feinde, die ihn bei dem jungen Könige Ludwig XIII. in Ungunst brachten. D'Espernon verließ den Hof, lebte in Angoulême, blieb aber mit der Königin-Mutter, Maria von Medicis, in fortwährender Verbindung, nährte die zwischen ihr und ihrem Sohne entstehenden Misverständnisse, beredete sie zur Flucht von Blois, wohin sie 1619 verwiesen worden war, nahm sie bei sich auf, und gab ihr die Bedingungen zur Versöhnung an die Hand, welche man den Vertrag von Angoulême nennt. Sein Haß gegen den so mächtig gewordenen Cardinal Richelieu hielt ihn vom Hofe fern, darum nahm er die einträgliche Statthalterschaft von Guienne an, wo er übrigens bald auch in arge Händel mit dem Erzbischofe von Bordeaux gerieth, den er sogar thätlich mishandelte. Er mußte dafür seine Stelle niederlegen, den Prälaten schriftlich um Verzeihung bitten und knieend dessen strengen Verweis annehmen, um vom Kirchenbanne, in den er verfallen, losgesprochen zu werden.

Diese Demüthigungen, nebst dem schmerzlichen Verluste von zwei Söhnen, welche starben, brachen seinen trotzigen Sinn; er starb den 13. Jan. 1642 zu Loches in seinem 88. Jahre.

Der Geist seiner Zeit spiegelt sich unverkennbar in seinem Charakter. Ohne Achtung für Sittlichkeit, gesetzliche Ordnung, Rechte Anderer und königlicher Gewalt, folgte er einzig dem Zuge seines Übermuths, seiner Habsucht, seiner Ungebundenheit. Er war weder Staatsmann, noch Krieger höheren Ranges; die Unerschütterlichkeit, womit er den mancherlei Wechseln seines Lebens entgegentrat, möchte vielleicht die einzige rühmliche Eigenschaft seines Charakters sein. (*A. Herrmann.*)

ESPICHEL (Cap), portugiesisches Vorgebirge, in welchem sich nördlich von Setuval die Sierra da Arrabita endigt. (*Fischer.*)

ESPINAC, Gemeindedorf im französischen Departement des Tarn und der Garonne (Quercy), Canton Caylus, Bezirk Montauban, liegt 2½ Lieues von dieser Stadt und 5 Lieues von Ville Franche entfernt und hat eine Succursalkirche und 756 Einwohner. Ehemals befand sich hier eine Maltesercommende der provençalischen Zunge mit einer Rente von 1500 Livres. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESPINASSE, ÉPINASSE, 1) Gemeindedorf im französischen Allierdepartement (Bourbonnais), Canton Escurolles, Bezirk Gannat, liegt, 3 Lieues von dieser Stadt entfernt, nicht weit von dem Allier und hat eine Succursalkirche und 585 Einwohner, welche starken Getreide- und Hanfbau treiben. 2) Gemeindedorf im Cantaldepartement (Auvergne), Canton Chaudesaigues, Bezirk St. Flour, hat 508 Einwohner. 3) Gemeindedorf im Departement des Puy de Dôme (Auvergne), Canton St. Gervais, Bezirk Riom, liegt 7 Lieues von dieser Stadt entfernt, im Puytsgebirge, ist reich an Triften und hat eine Succursalkirche und 1021 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESPINAY, eine Stunde südwestlich von Vitré, in der Bretagne, in vorigen Zeiten eine der schönsten und festesten Burgen des Landes, war das Stammhaus eines bedeutenden Geschlechtes, dessen Regierer, als geborener Domherr zu Rennes, seinen Antheil von allen dem Capitel zukommenden Früchten bezog, und im Chor seine eigene Halle, dem Sitze des Bischofs gegenüber, einnahm. Gefter von Espinay lebte 1166, ein Vater Pean's, 1217, ein Großvater jenes Alan, der zweimal, 1239 und 1248, eine Kreuzfahrt unternahm. Peter II. von Espinay, Wilhelm's II. Sohn, stritt mannhaft für Karl von Blois, in der Schlacht bei Aurai, 1364 und ging 1379, mit der gesammten Ritterschaft des Bisthums Rennes die Verbindlichkeit ein, den Herzog der Bretagne, Johann von Montfort, gegen die ungeziemenden Foderungen des Königs von Frankreich zu vertheidigen. Sein Enkel, Robert I., Sire von Espinay, la Rivière, Escures, la Marche, empfing eine schwere Wunde, indem er seinen Herzog, Johann VI., gegen den von Clisson gelegten Hinterhalt zu vertheidigen suchte (1420). Nachmals (1428) von dem Herzoge zum Grand-maître de Bretagne und zu seinem ersten Kammerherrn bestellt, starb er den 19. März 1438. In den Gütern folgte ihm sein Enkel, Robert II., Großhofmeister, auch der Herzoge Johann und Franz I. Staatsrath. Gleichwie Robert den 1448 zwischen dem Herzog und K. Karl VII. errichteten, den Engländern feindlichen, Bundesvertrag unterzeichnete, so hat er auch im Felde diese seines Herzogs Feinde bestritten, endlich ihnen als Geißel des Frie-

densschlusses dienen müssen. Von seinen fünf Söhnen wurde der zweite, Jacob, nachdem er längere Zeit um das Bisthum St. Malo gerechtet, zu dem bischöflichen Sitze von Rennes erhoben (1454). Als Gesandter an den Hof Ludwig's XI. abgeordnet (1468), verfiel er mit Peter Landois, dem herzoglichen Günstling, und ist er, auf dessen Veranstaltung eingekerkert, im Gefängnisse 1482 verstorben. Robert's II. ältester Sohn, Richard von Espinay, Kammerherr des Herzogs Franz II., wurde in seiner Ehe mit Beatrix von Montauban 1435, ein Vater von sechs Söhnen, davon der jüngste, Jacob, auf Ussé, Segre und St. Michel-sur-Loire die Linie in Poitou begründete. Es ist derselbe auch jener Monseigneur de Segre, welcher, nach des Comines Bericht, seines Amtes als Kammerherr entlassen wurde, um daß er, am 23. März 1480 den König, der von einem schlagartigen Zufalle betroffen, dem Fenster zueilte, gewaltsam zurück- und zu dem Kaminfeuer hielt. Von Jacob's Brüdern haben vier, Andreas, Johann, ein jüngerer Johann und Robert, den geistlichen Stand erwählt, und zwar ist Robert Thesaurarius und nachmals Bischof zu Nantes, 1493, Johann, Bischof zu Mirepoix und nachmals zu Nantes, 1497, der jüngere Johann, Bischof zu Valence und Abt zu Aiguevive, 1503 verstorben, wohingegen Andreas, 1468, alias 1478, seinem Oheim, Arthur von Montauban, auf dem erzbischöflichen Stuhle von Bordeaux folgte, und 1499, nach langem Zwiste mit Hugo von Talaru, zu dem Erzbisthume Lyon gelangt. Es hat dieser Andreas daneben die Abtei Ste. Croix zu Bordeaux, und zu Paris das Priorat von St. Martin-des-champs besessen, auch bei weltlichen Angelegenheiten wol über die Gebühr sich betheiligt. Im J. 1486 ging er als Gesandter nach der Bretagne, wo seine Gabe für Unterhandlung sich in dem Vertrage von Châteaubriant bewährte; kraft desselben begab die dem Herzoge von Orléans entgegengesetzte Partei sich förmlich unter den Schutz des Königs von Frankreich. Auf Karl's VIII. Empfehlung, vornehmlich aber, weil er das Meiste beigetragen, um die rhodiser Ritter zu vermögen, daß sie dem Papste den Osmanischen Prinzen Dsem auslieferten, empfing er von Innocentius VIII. die Cardinalswürde (März 1489), und begleitete er seinen König in dem Zuge nach Neapel, gleichwie er an der Schlacht von Fornuovo Theil genommen hat. Er ist zu Paris in dem Palaste des Tournelles, den 10. Nov. 1500, verstorben. Von Richard's sechs Söhnen hat der älteste, Guido I., auf Espinay, la Rivière, la Marche-de-Serigné, Villers-le-bocage und Estiau, Baron von Montfiquet, sich durch seine Thaten den Beinamen der Große, verdient. Als des Herzogs Franz II. Kammerherr, erreichte er durch lebhaftes Intercediren die Rehabilitation seines Oheims, des Bischofs von Rennes, und wurden ihm zugleich 20,000 Schilde angewiesen, als Ersatz für des Bischofs confiscirte Mobilien. Er starb 1494, sein Enkel, Guido II., 1522. Diesem, Großmundschenken der Königinnen Anna und Claudia, als regierende Herzoginnen von Bretagne, verlieh das Domcapitel von Rennes, durch Urkunde vom 18. Dec. 1520 die bereits besprochene erbliche Domprädende. Guido's Sohn, Guido III., einer der schönsten und gewandtesten Ritter des Zeitalters, Besitzer von zwölf bedeutenden Herrschaften in der Bretagne, und seinen Landsleuten ein Gegenstand der aufrichtigsten Verehrung, starb den 2. Aug. 1551, die Söhne Johann, Karl, Ludwig und Anton, dann mehre Töchter hinterlassend. Karl von Espinay wird als Bischof von Dol, Abt von Tronchet und St. Gildas-des-bois, unter den zu Trident versammelten Vätern genannt und starb 1591. Man besitzt von ihm einige Liebessonette, in zwei verschiedenen Ausgaben. Ludwig von Espinay auf la Marche, auch Marquis von Vaucouleurs, durch Heirath mit Anna von Guitté, ist der Stammvater der Linie in Vaucouleurs und folglich der Urältervater des im September 1716 als Brigadier und Oberst des Regiments Charolais verstorbenen Grafen Bartholomäus Gabriel von Espinay. Anton, Guido's III. jüngster Sohn und Stammvater der Linie in Broon, wurde unter den Pagen K. Heinrich's II. erzogen, stritt als Cornet von Sebastian's von Luxemburg, des Vicomte von Martigues, Compagnie, bei St. Denys, Montcontour und Jarnac, und stand nachmals als Lieutenant bei der Compagnie von 100 Lanzen, welche Sebastian's Schwiegersohn, der Herzog von Mercoeur, führte. Diese Erhebung verwickelte ihn tief in die Angelegenheiten der Liga, gleichwie er als deren Marschall für Bretagne Gelegenheit zu vielfältiger Auszeichnung auf dem Schlachtfelde fand. Hauptmann zu Dol, fiel er von da den 7. Januar 1591 aus, um den vorüberziehenden Heerhaufen des Grafen von Montgommeri und des Capitain de Lorges zu bestreiten. Lorges selbst blieb in dem Gefechte, und das Schlachtfeld den Ligisten, aber Anton hatte ebenfalls eine tödtliche Wunde empfangen, und starb, während seine Getreuen ihn der Stadt zutrugen. Er war mit Renata von Héricon, Frau auf Beaumont, St. Celerin und le Mollay, in erster, in anderer Ehe mit Johanna von Scepeaux, des Marschalls von la Vieilleville jüngerer Tochter verheirathet, hatte aber einzig von der ersten Frau Kinder. Der Sohn, Franz von Espinay, Marquis von Broon, Baron du Mollai, auf Beaumont, Longaulnai, war mit Silvia von Rohan-Guemené verheirathet, und starb 1598, Vater von Philipp Emanuel, Großvater von Ludwig, Marquis von Espinay und Broon, auf le Mollay-Bacon, Limoëllan, Beaumanoir und Beaumont. Dieser, vermählt mit Maria Franziska de Cousin-St. Denys, starb in dem Alter von 84 Jahren, mit Hinterlassung der einzigen Tochter Magdalena von Espinay, die seit dem 23. Dec. 1689 an den Grafen von Brionne, Heinrich von Lothringen, aus dem Hause Harcourt, verheirathet, am 3. April 1712 Witwe geworden ist, und am 12. Dec. 1714 das Zeitliche gesegnet. Johann endlich, Guido's III. ältester Sohn, Marquis von Espinay, durch Diplom vom October 1575, Graf von Duretal, auch, antheilsweise, von Rochefort und Rocheguyon, bekleidete bei K. Heinrich II. eine Kammerherrenstelle, und befehligte zugleich mit Auszeichnung eine Chevaux-legers-Compagnie von 100 Mann. Die Dienste, welche er im Felde geleistet, wurden

ihm von Heinrich II. mit dem Amte eines Seneschall von Castres und Albigeois gelohnt. In den Schlachten von St. Denys, Jarnac und Montcontour führte er als seines Schwiegervaters, des Marschalls von la Vielleville, Lieutenant, dessen Ordonnanzcompagnie von 100 Lanzen, und nachmals selbständig, als Hauptmann, eine dergleichen Compagnie. Er starb 1591, in dem Alter von 63 Jahren, in dem Rufe eines scharfsinnigen Philosophen, eines grundgelehrten Theologen, eines tüchtigen Astrologen, eines erfahrenen Geometers, eines eleganten Latinisten. In wiefern er diesen Vorzügen die reiche Heirath mit des Marschalls von la Vielleville Tochter, Margaretha von Scepeaux, verdankte, vermögen wir nicht zu ermitteln. Margaretha, die Erbin der Grafschaft Duretal, in Anjou, zu welcher 18 Kirchspiele unterthänig, dann der herrlichen Güter Rochefort und Rocheguyon, im Verin français, ist 1603 gestorben. Ihr Sohn, Claudius von Espinay, trug, ein Jüngling von 17 Jahren, in der Schlacht bei Montcontour seines Großvaters la Vielleville Standarte, empfing auch bei dieser Gelegenheit eine Wunde. Er starb, in des Lebens Blüthe, 1578, als Maréchal-de-camp und Hauptmann über 50 Lanzen. Vermählt mit Franziska von la Rochefoucauld, des Barons Karl von Barbezieux älterer Tochter, hinterließ Claudius zwei Kinder. Der Sohn Karl, Marquis von Espinay, Graf von Duretal, Baron von Mathéfelon, Barbezieux, Linières, Charenton, vermählte sich 1605 mit Margaretha von Rohan-Guemené, starb kinderlos den 29. Jan. 1607, und wurde von seiner Schwester Franziska Sohne, von Karl von Schomberg, beerbt. Franziska 1598 an Heinrich von Schomberg, Grafen von Nanteuil und Marschall von Frankreich, verheirathet, hatte nämlich am 6. Jan. 1602 diese Zeitlichkeit gesegnet. (*v. Stramberg.*)

ESPINAY-SAINT-LUC, alte Familie der Normandie, die in den älteren Zeiten häufiger unter dem Namen des Hayes vorkommt. Les Hayes und Espinay sind zwei verschiedene Lehen, in dem Kirchspiele Espinay, der Vicomté Caudebec belegen. Wilhelm's Sohn, Gottfried von Espinay, Herr von les Hayes, Castellan von Trubleville, Lieutenant-général des von dem Könige von England bestellten Amtmannes des Landes Caux, Hauptmann zu Arques und Amtmann für die Stadt Eu, erwarb 1419 das Lehen Boisguerouft, war aber 1449 nicht mehr bei Leben. Mit seines Sohnes Wilhelm's II. Söhnen, Guido und Robert, theilte das Haus sich in zwei Linien. Die ältere, von Guido abstammend, schrieb sich von les Hayes, bis Guido's Enkel, Ludwig, diesen Namen um jenen von Espinay aufgab. Es war dieser Ludwig, Baron von Boisguerouft und Trubleville, gestorben 1557, in anderer Ehe mit Jacobine von Rymmerswale, Frau auf Marchainville, verheirathet, und führt darum sein Enkel Renat, Marquis von Espinay und Boisguerouft, Vicomte von Buffon, dieses aus der Erbschaft seiner Mutter, Anna von Rochefort, den Titel eines Grafen von Rosendaël, obgleich die Herrlichkeit dieses Namens bereits am 1. April 1501 von Nicolaus von Rymmerswale an den Grafen Engelbert von Nassau auf Breda verkauft worden. Einer von Renat's Enkeln, Johann von Espinay, Graf von Rosendaël, fiel als Hauptmann in der Schlacht bei Senef (1674), während dessen älterer Bruder Franz, Marquis von Espinay und Boisguerouft, Graf von Rosendaël, Baron von Merlebeck, gest. 1691, der Vater von Franz Roderich und Nicolaus Herkules geworden ist. Franz Roderich, Marquis von Espinay und Boisguerouft, Graf von Rosendaël, Generallieutenant, seit dem 18. Oct. 1739, und Inspector von der Cavalerie, starb zu Strasburg den 7. Juli 1745, aus seiner Ehe mit des Marquis von Franconville Tochter, Marianna d'O, vermählt 1705, gest. den 4. April 1727, eine einzige Tochter hinterlassend. Diese, Louise Adelheid Salebigoton d'Espinay-Boisguerouft, wurde den 11. Aug. 1728 mit Guido Ludwig Karl von Montmorency-Laval verheirathet und starb den 19. Juni 1751. Robert des Hayes, dit d'Espinay, der Sohn anderer Ehe Wilhelm's II., besaß St. Luc und la Charmoye, in dem Amte Evreux, als welche Güter seine Mutter Alix von Courcy für ihn angekauft hatte, und kommt 1506 als Haupt- und Amtmann zu Evreux, und noch 1539 vor. Sein ältester Sohn, Walram des Hayes, dit Espinay, auf St. Luc und Busancour, écuyer ordinaire de l'écurie du roi, befehligte als Cornet in des Herzogs von Guise Compagnie, während der Belagerung von Metz, mit Auszeichnung die besagte Schar, stand als Mestre-de-camp bei den Hilfstruppen, von K. Heinrich II. dem Herzoge von Ferrara zugesendet, und errichtete sein Testament den 30. Nov. 1556. Die beiden Töchter seiner Ehe mit Renata du Mont heiratheten in das Haus Estourmel, der einzige Sohn seiner zweiten Ehe mit Margaretha de Grouches, Franz von Espinay, Herr von St. Luc, Baron von Crèvecoeur, Arleux und Gaillefontaine, Castellan und Pair von Cambrésis, verdankte der Schönheit seiner Person ein schnelles Glück an dem üppigen Hofe Heinrich's III. In die Zahl der Mignons aufgenommen, bevor Joyeuse und Epernon ausschließlich den Harem beherrschten, machte Franz so tiefen Eindruck auf den König, daß dieser, dem Liebling seine volle Zärtlichkeit zu beweisen, ihm eine reiche Heirath zudachte, ohne zu bedenken, wie hinderlich der königlichen Ergötzlichkeit des Mignon nähere Beziehung zu einem weiblichen Wesen werden könne. Die Wahl fiel auf des berühmten Marschalls Karl von Cossé jüngere Tochter Johanna (gest. den 20. Mai 1602). Hochherzig, eines reichen und angebauten Geistes, mußte Johanna, lebhafter noch, als andere Frauen, das ehrlose Gewerbe ihres Mannes verabscheuen, zumal sich solchem Abscheu bald eine brennende Leidenschaft für den Sünder und heftige Eifersucht gesellten. Ohne Hehl sagte sie dem Manne ihre Meinung, und bald ihn bedrohend, bald mit lebhaften Farben die Entwürdigung, welcher er sich hingebe, ausmalend, erreichte sie, daß er alles Ernstes eine Änderung in seiner Lebensweise beabsichtigte. Nur bangte ihm vor den Folgen; dem Verkehre mit seinem königlichen Liebhaber sich entziehend, fürchtete er aus dem Sonnenglanz der Gunst herauszutreten, und auf alle die reichen Vortheile, die noch der Zukunft aufbewahrt schienen, verzichten zu müssen. Noch

hatte er, außer einigen Kostbarkeiten, baaren Geschenken und den Herrschaften Crevecoeur, Arleur, worauf das Erbamt eines Castellans von Cambray haftend, Rumilly und St. Souplet, sämmtlich in Cambrésis belegen, welche der König ihm, pfandweise, im November 1578 eingeräumt, nichts empfangen, und Besorgniß und Habgier hielten wechselsweise seine bessere Erkenntniß gefangen, als Frau Johanna zu rechter Zeit das entscheidende Wort aussprach: „Nicht darf ich, mein Herr und Gemahl," so begann ihre wohlgesetzte Rede, „Euere Besorgniß verdammen, ich finde sie rechtmäßig und wohlbegründet. Vernehmet aber das Mittel, das ich, sie zu beseitigen, erdachte. Nichts wehrt das Bemühen, Euch, indem Ihr Euerer Gesundheit und Ehre verschonet, zugleich dem Könige nützlich zu werden. Wer könnte zweifeln, daß Ihr aus dem Abgrunde der Lüderlichkeit ihn errettend, einer ungleich gewichtigeren und dauerhafteren Gunst Euch würdig machen solltet, als durch die schmählichen ihm zu leistenden Dienste, oder, in dem Beifalle, den Ihr, Euch selbst zu schänden, für seine Unordnungen heuchelt? Das Mittel, welches mir am geeignetsten scheint unserem Zwecke, beruhet auf der Gemüthsart des Königs, die Euch besser, als mir selbst bekannt. Wie er ohne Maß und Ziel dem Vergnügen zu opfern gewohnt, so ist er in dem Ekel, welcher der Erschöpfung nothwendige Folge, nicht selten den empfindlichsten Gewissensbissen zugänglich. Wollüstling in der höchsten Übertreibung, verliert seine Andacht häufig sich in Aberglauben, sodaß seine Phantasie durch Andacht und Wollust gleich sehr beherrscht, ihn unaufhörlich drängt, in der einen dieser Leidenschaften den Erlaß der andern zu suchen. Mit Recht mag man deshalb sagen, daß seine Frömmigkeit sogar diene, seine Unordnungen zu nähren, denn mittels jener wähnt er der Gottheit, welche er durch seine Ausschweifungen erzürnte, vollständige Genugthuung zu geben; kaum sind seine Kräfte wiederhergestellt, kaum einige äußerliche Religionsübungen abgemacht, so ergibt er sich, in verdoppelter Heftigkeit, allen Gelüsten der unreinen Begierde. Wollt Ihr demnach ernstlich zu seiner Besserung wirken, so müßt Ihr vor Allem Lehre annehmen von einem versuchten Feldherrn. Dieser wird stets einer zu belagernden Stadt schwächste Seite für seine Angriffe wählen. Des Königs schwache Seite ist die Andacht, gegen seine Andacht habt ihr den Angriff zu wenden. Schrecket ihn mit der Androhung von Gottes Gericht. Wenn er, von den Anstrengungen und Genüssen des Tages erschöpft, der Ruhe pflegt, dann lasset ihn, gleichsam vom Himmel herab, eine Stimme vernehmen, die ihm gebiete, daß er sich bessere, wenn ihm Leben und Thron werth, und die für den Fall der Unbußfertigkeit ihm die bevorstehenden göttlichen Strafgerichte verkündige." Den königlichen Vergnügungen diente gewöhnlich ein Saal in des Surintendanten d'O Hause; in dem weiten Raume hatte Heinrich eine Anzahl von Cellen anbringen lassen, die von einander, wie von der großen, den gemeinsamen Exercitiis bestimmten Abtheilung, nur durch leichte Tannenwände geschieden; die Cellen dienten als Schlafgemächer dem Könige und den Mignons, die an seinen Vergnügungen Theil genommen hatten. Solche Anordnung erleichterte die Ausführung eines Vorhabens, um welches St. Luc auch die Marschallin von Retz und einen Collegen aus dem Harem, den von Arques, oder den nachmaligen Herzog von Joyeuse, zu Rathe gezogen hatte. Es wurde die Wand des königlichen Schlafgemachs angebohrt, und an die Öffnung legte St. Luc ein kupfernes Sprachrohr, mittels dessen er in schwacher, aber um so mehr geisterhafter Betonung dem Könige den schweren Zorn des Himmels verkündigte. Der Monarch erwachte aus tiefem Schlafe; vermeinend aber, ein Traum habe ihn geäfft, warf er sich auf die andere Seite, um bald wieder zu entschlummern. Wiederum vernahm er dieselbe Stimme und die nämlichen Drohungen, und so oft und so lange ertönten sie in seinen Ohren, bis er nicht länger zweifeln konnte, daß er bei vollem Bewußtsein die fürchterlichen Worte vernehme. Da erfaßten ihn die Schrecken des Todes, und in den Qualen eines Verdammten verging ihm die übrige Nacht; am frühen Morgen verließ er sein Schmerzenlager, und alle, die zur Aufwartung sich einfanden, erstaunten ob seiner Schweigsamkeit und ob dem Ausdrucke von Trübsal, der seine Züge umwölkte. Sprachlos starren die Mignons einer den andern an, und kaum wagt es der kühnste, halblaut, seinen Nachbar zu befragen, was des Monarchen ungewöhnliches Aussehen wol bedeuten möge. Der verwegene Frager war kein anderer, als St. Luc selbst. Seiner List froh und um ihren Erfolg weiter zu sichern, tritt er zu dem Könige hin; vollkommen paßt zu dem Geheimnisse, das er mitzutheilen sich gedrungen fühlt, sein verstörtes, finsteres Gesicht. Er hat, so erzählt er dem Monarchen, in der vergangenen Nacht Fürchterliches geträumt. Ein Engel, zürnenden Angesichts, ist ihm erschienen, und hat in des Herrn Namen, zeitliches und ewiges Verderben ihm angedroht, falls er nicht von seinen ruchlosen Pfaden ablasse, auch zu Besserung und Buße seinen königlichen Gebieter bewege. Nicht bezweifelte Heinrich die Wahrhaftigkeit der Erzählung, und um Vertrauen durch Vertrauen zu erwiedern, theilt er, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dem Träumer mit, was er selbst in der vergangenen Nacht erlebt, und wie es sein ernstliches Bestreben sein werde, die himmlische Warnung sich zu Nutze zu machen. In der That schien für geraume Zeit der König von seinen Liebhabereien geheilt, die Mignons blieben ohne Beschäftigung, der Hof langweilte sich, und der Monarch selbst brütete in tiefer Schwermuth, die zu Wahnsinn hinneigte. Dieses seines Zustandes erbarmte sich einer der Wissenden des von St. Luc gespielten Schlimmstreiches, und haarklein beichtete Arques. Da fühlte sich zum äußersten verletzt und gekränkt K. Heinrich, und als d'O um seinen Rath für die delicate Angelegenheit befragt, das kupferne Sprachrohr, welches man in des St. Luc Schlafbehältniß gefunden, vorzeigte, da gelobte sich König Heinrich, exemplarische Rache zu nehmen an dem Frevler, der das lose Spiel getrieben mit seines Herrn Liebhaberei und Gewissen. Hierzu war alle Anstalt getroffen, da ließ, inmitten eines Tanzes Lust, der Marschall von Retz durch

einen Vertrauten dem arglosen St. Luc zuflüstern, daß er, sein Leben zu retten, keinen Augenblick säumen dürfe. Nicht vergeblich ließ der Gewarnte sich das gesagt sein, in der nächsten Viertelstunde saß er zu Gaule, und von Station zu Station die Pferde wechselnd, gelangte er in 2½ Tagen nach Brouages (1581). Das wichtige Gouvernement dieser Stadt hatte er unlängst mit des Königs Geldern erkauft, darin sich zu behaupten, wurde ihm seine erste und sehr dringende Sorge, denn der Oberst des Regiments Picardie, Jacob Savary de Lencome, folgte ihm auf dem Fuße, um Namens des Königs der Stadt sich zu versichern. Eine Stunde später als St. Luc traf Lencome ein, und schon fand er die Thore geschlossen, die Besatzung auf der Hut; unverrichteter Dinge mußte er abziehen. In seiner Festung sicher, suchte gleichwol St. Luc des Königs Verzeihung, und durch Theilnahme an des Herzogs von Anjou niederländischem Zuge glaubte er um so eher solches Ziel zu erreichen. Mit dem übrigen Räuberheere folgte er dem Prinzen nach Antwerpen, von da er wiederum (Ende des Septembers 1582) mit 2000 Fußknechten und 500 Reitern auszog, um dem durch die feindlichen Streifer bedrängten Brüssel Luft zu verschaffen. Seine Unternehmungen beschränkten sich aber, bei der bedrohlichen Nähe des Herzogs von Parma, auf die Einnahme der Burg Gaësbeke, deren Besatzung, nachdem sie eine regelmäßige Belagerung ausgehalten, capitulirte. Nach des thatenlosen Feldzuges zeitigem Schlusse strömten Officiere allen Grades nach Antwerpen, um den Berathungen für die Unternehmungen des nächsten Jahres beizuwohnen, und es verwandelte sich des Fürsten Hauptquartier in einen Tummelplatz für Parteikämpfe, schleichende Umtriebe, Frechheit und Lüderlichkeit, die gewöhnlichen Beschäftigungen eines französischen Hauptquartiers, unter einem schwachen Führer. Einstens versetzte St. Luc in des Herzogs Empfangstube einem Edelmann eine Ohrfeige. Deß Zeuge, meinte der Prinz von Oranien, daß Karl V. nimmer eine solche Handlung würde ungestraft haben hingehen lassen. „Was unterfangt Ihr Euch," fiel St. Luc ein, „den Namen Karl's V. auszusprechen? Wenn der lebte, Ihr solltet traun längst Land und Leben missen." Und mit drohender Gebärde verließ der kühne Ritter die Versammlung, und zur Stunde die Niederlande, denn er kannte die Art des Feindes, den er mit seiner Rede sich erweckt. Von dem an verzweifelnd, durch Vermittelung des Herzogs von Anjou den König zu versöhnen, wußte St. Luc keinen andern Rath, als sich der Liga anzuschließen. In einer Festung, die wie Brouages wichtig, gebietend, war er für la Rochelle ein sehr lästiger Nachbar; gefährlicher wurde solche Nachbarschaft, als es ihm gelang, auch in Soubise und in St. Jean-d'Angle sich festzusetzen. Auf derer von la Rochelle Hilferuf fand der Prinz von Condé sich ihnen zu Beistand ein. Er nahm Fourras, den Thurm an der Charente, er zeigte sich, mit dem in la Rochelle entlehnten Geschütze, vor St. Jean-d'Angle, und Villetar, der von St. Luc bestellte Commandant, obgleich von einer starken Besatzung umgeben, wagte es nicht, den haltbaren Ort zu behaupten, sondern zog in derselben Nacht, in aller Stille, davon. Am andern Tage (den 19. Sept. 1585), führte der Prinz alle seine Mannschaft hinüber nach den Inseln, und während er da bei St. Goin gelagert, vereinigten sich in Tonnay-Charente drei andere Anführer der Hugenotten, Johann von Rochebeaucour de Sainte-Mesme, Montgomeri-Lorges und Anton von Ranques, zu einem Angriffe auf Soubise. Den zu erwarten, fühlten die 200 Mann von der Besatzung eben wenig Beruf; sie steckten Thor und Brücke in Brand, und entflohen in der Richtung von Brouages, bis sie, heftig verfolgt, zu der tief in das Land einschneidenden Bucht von Brouages gelangten. Allda gaben sie durch Signale ihre Bedrängniß zu erkennen, und St. Luc stellte ihnen zu Beistand seine ganze Besatzung am entgegengesetzten Rande der Bucht auf, ohne doch etwas für seiner Leute Rettung thun zu können. Denn es war die Zeit der Ebbe, und keine Möglichkeit, die Fahrzeuge flott zu machen; so mußte denn, verzweifelnd vor Wuth, St. Luc zusehen, wie seine Leute drüben angegriffen, zusammengehauen oder in die Strömungen gesprengt wurden, um darin zu ersaufen. Nur 40 Mann entgingen dem Tode, wären aber ebenfalls für die Vertheidigung von Brouages verloren gewesen, ohne des Montgomeri Großmuth oder eigennützige Berechnung. Denn er ließ sofort, dem Prinzen von Condé sehr zu Undank, diese Gefangenen, und darunter einige Hauptleute von hohem Rufe, in Freiheit setzen. Zu einladend waren diese Erfolge, als daß mit ihnen der Prinz sich hätte beruhigen mögen. In Eile kam er von Oléron herüber, und Marennes zur Linken lassend, ging er geradeswegs auf Iliers los. Es ist dieser Flecken von Brouages nur durch eine Bucht geschieden, die zur Ebbezeit trocken gelegt, alsdann in eine ungemein gefährliche Straße sich verwandelt, wegen der vielen darin verborgenen, mit Flugsand bedeckten Tümpel. In Hiers hatte St. Luc selbst sich eingefunden, um eine Barricade von Fässern, an der Bucht Rande errichtet, zu vertheidigen. Darin wurde er alsbald von des Prinzen Garde angegriffen, und wiewol der Garde eine starke Schar freiwillig abgesessener Edelleute beigegeben, mußte sie mit namhaftem Verluste weichen, als eine zweite Abtheilung Reiter und einige Arquebusiere, nachdem sie auf beinahe unzugänglichen Pfaden das Labyrinth der Moräste zurückgelegt, auf dem Schlachtfelde eintrafen, und sofort die Katholiken in der Flanke faßten. Erwägend, daß er, hier seine Leute opfernd, alle seine Mittel für die Vertheidigung von Brouages darangebe, gebot St. Luc den Rückzug, und wurde derselbe mit gleichviel Ordnung und Glück auf der gefahrvollen Bahn durch die Fluthen bewerkstelligt. Es begann sofort, nachdem auch die Besatzung, welche St. Luc in dem Thurme von Mornac auf der Insel Alvert gehabt, capituliren müssen, die Belagerung von Brouages. Die 400 Mann Besatzung würden schwerlich lange haben widerstehen können, so lebhaft und glücklich auch St. Luc außerhalb der Mauern ein sinnreich erdachtes Vertheidigungssystem durchführte, hätte nicht der Prinz von Condé zu dem abenteuerlichen

Versuche, auf das Schloß zu Angers sich verführen lassen. Indem er den besten Theil seines Volkes nach dem Norden abführte, konnte der vor Brouages zurückgelassene Sainte-Mesme nur mühsam in seiner Stellung sich behaupten, bis die Nachricht von des Prinzen Flucht nach Guernesey, von der schimpflichen Auflösung seines Heeres eintraf; sofort trat auch Sainte-Mesme den Rückzug gegen die Charente an, ohne irgend Besatzung zurückzulassen, und lebhaft verfolgt von St. Luc, der auch bei dem Port-Lupin, unweit Soubise, die Gegner in dem Übergange der Charente ereilte, einen Theil der Nachhut erlegte und vieles Gepäck erbeutete. Soubise mußte nochmals von St. Luc Besatzung einnehmen, und in der ganzen nördlichen Hälfte von Saintonge hatte er zu gebieten, als der Graf von Laval wiederum den Gedanken auffaßte, die Katholiken aus allen Posten der Umgebung von St. Jean d'Angely zu vertreiben (Februar und März 1586). Der Stadt Soubise bemächtigte er sich ohne Schwertstreich, aber in der Kirche und den ihr beigefügten Festungswerken schien Simandières, des St. Luc Lieutenant, sich behaupten zu wollen. Beim Anblick der Kanonen, die man aus la Rochelle herbeigeholt, entsank ihm jedoch der Muth, und allein sein und der Seinen Leben hat er in der Capitulation sich ausbedungen. Mornac, obwol durch St. Luc's Fürsorge stärker befestigt, fiel nach unerheblichem Widerstande; von der andern Seite nahm der Prinz von Condé Dampierre, öffneten Aunay, Mondevis, Chisay-sur-Boutonne, durch Vertrag ihre Thore, wurde die Burg Sasay, gleich sehr für la Rochelle, Marans und St. Jean-d'Angely eine Geißel, durch Überfall von de Ranques erstiegen, während Aubigné sich der Insel Oléron bemächtigte. Ihn von da zu vertreiben, versuchte St. Luc, er mußte jedoch das vergebliche Beginnen mit vieler Menschen Verlust büßen, und weil er auf dem Rückzuge von Tiercelin, der mit seinem Regimente ihm beigestanden, sich trennte, gab er Veranlassung zu dem merkwürdigen Gefechte bei Saintes (den 7. April), welches mit der Vernichtung des Regimentes Tiercelin endigte, aber auch den beiden Brüdern des Grafen von Laval das Leben kostete, daß dieser selbst am achten Tage seines Sieges dem Kummer um der Brüder Verlust erlag. Das Gefecht blieb ohne weitere Folgen für die Provinz, weil des Herzogs von Mayenne Armee der Hugenotten Streitkräfte nach den Ufern der Dordogne zog, und im Sommer 1587 wäre es der von dem Herzoge von Joyeuse geführten großen Armee ein Leichtes gewesen, die Seeprovinzen von Feinden zu säubern, hätten anders St. Luc's Rathschläge Eingang gefunden. Allein der Herzog fürchtete durch längeren Aufenthalt im Felde die Gunst seines Gebieters einzubüßen; er eilte nach Paris zurück (den 15. Aug.), hiermit alle Operationen im Felde lähmend. Als er im October wiederum den Oberbefehl übernahm, war durch die dem Könige von Navarra zugekommenen Verstärkungen eine vollkommene Gleichheit der beiden Heere erbracht, daß eine Schlacht allein den Ausschlag geben konnte. Diese erfolgte bei Coutras (den 20. Oct. 1587). Gewahrend seiner Freunde Niederlage, und wie alle höheren Befehlshaber von den Siegern gemordet wurden, betrachtend, daß des Prinzen von Condé bitterer, persönlicher Haß ihm bedrohlicher, wie jedem andern, faßte in großer Geistesgegenwart St. Luc seinen Entschluß. An ihm vorbei jagte der Prinz, in blinder Hast die Fliehenden zu verfolgen; da wendet St. Luc den Gaul und mit eingelegter Lanze sprengte er dem Prinzen nach. Ein voller Stoß gegen den Brustharnisch geführt wirft denselben aus dem Sattel; flugs springt St. Luc vom Pferde, mit der einen Hand dem Prinzen aufzuhelfen, mit der andern ihm den Blechhandschuh darzureichen, diesem Zeichen, daß er sich gefangen gebe, die Worte: „Monseigneur, je me fais vôtre prisonnier," hinzufügend. Daß der Prinz ihn auf der Stelle umarmte und fortan mit ausgezeichneter Höflichkeit behandelte, versteht sich, daß aber St. Luc zugleich die Gelegenheit benutzte, um von einer dem Untergange zueilenden Partei sich loszusagen, dieses konnte man von seinem Scharfsinne erwarten. In der That erscheint er von dem an als des Königs von Navarra ergebener und nützlicher Diener. Bei dem Angriffe auf die Vorstädte von Paris, in der Nacht vom 25. Juli 1590, erstürmte er das Thor von Montmartre. Vor Epernay (1592) verdankte großentheils seinem hartnäckigen Widerstande der König den entscheidenden Vortheil über eine der Besatzung zugedachte, sehr bedeutende Verstärkung. Unmittelbar darauf wurde St. Luc dem zum Gouverneur der Bretagne ernannten Marschall von Aumont als Lieutenant beigegeben, und er begab sich, um dort um so nachdrücklicher auftreten zu können, zuvörderst nach seiner Gouvernementsstadt Brouages. Durch ganz Saintonge ließ er die Trommel rühren, mit so günstigem Erfolge, daß er mit zwei Infanterieregimentern und einigen Compagnien Reitern den Marsch nach seiner ferneren Bestimmung antreten konnte. In der Gegend von Laval zog er 300 Engländer, von Norris befehligt, an sich, und gaben diese Hilfstruppen, indem sie sich des Port-Raingeart, an der Mayenne, eine Stunde von Laval, bemächtigen wollten, alsbald Veranlassung zu einem Gefechte. Die Engländer waren auf das andere Ufer der Mayenne zurückgeworfen, als St. Luc's Eintreffen auf dem Schlachtfelde dem Kampfe eine andere Wendung gab. Die Ligisten wurden bis zu den Thoren von Laval verfolgt, und erlegten ihrer allein die Engländer über 200. Indessen hatte St. Luc doch keine rechte Lust, sich weiter gegen die überlegenen Streitkräfte des Herzogs von Mercoeur zu wagen, vielmehr zog er sich nach der Gegend von Entraives und Pouancé zurück, um in einer festen Stellung die Ankunft des Marschalls von Aumont zu erwarten. Aber es plagten die 4000 Mann, welche der Herzog von Mercoeur in la Guerche zurückgelassen, um die Arbeiten für den wiederaufgenommenen Festungsbau zu bedecken, durch fortwährende Raubzüge die umliegende Landschaft. Die Klagen der Bürger von Rennes um solche Bedrängniß vernehmend, überschritt St. Luc zum andern Male die Mayenne, und nachdem er die Besatzung von Vitré und ihre zwei Feldschlangen an sich gezogen, legte er sich vor das Raubnest. Er hatte sich eines ernstlichen Widerstandes verse-

ben, es wurde ihm auch zur Seite der Oberst de la Lotiere erschossen, gleichwie sein Zeugmeister, Raton, beim Überschreiten der Mayenne eine schwere Kopfwunde empfing, aber alle Berechnungen wichen dem Schrecken, durch den Anblick der Feldschlangen in la Guerche geweckt; entschlossen, um jeden Preis zu capituliren, schätzten die Soldaten von der Besatzung sich glücklich, einen Stecken in der Hand abziehen zu dürfen. Der Marschall von Aumont traf mittlerweile in Sablé ein, daselbst mit ihm sich zu vereinigen, eilte St. Luc, hierdurch freies Spiel dem Herzoge von Mercoeur lassend. Der näherte sich der Stadt Rennes, und die Bürgerschaft erwartete die Schrecknisse einer Belagerung; dagegen sie zu schützen, begab sich nach abgehaltenem Kriegsrathe St. Luc von St. Loup, in der Umgebung von Sablé, auf den Marsch, gefolgt von den Chevaux-Legers-Compagnien des Heeres. Denselben Abend noch erreichte er Vitré, am andern Tage (den 17. Juni 1593) ritt er, Angesichts des Feindes, ohne einen Mann verloren zu haben, in Rennes ein. Seitdem durch vielfältige Ausfälle belehrt, daß hier seines Bleibens nicht mehr sein könne, wendete Mercoeur sich gen Montcontour. Aber auch da hatte St. Luc die wirksamsten Vertheidigungsmittel angeordnet, und die schwachen Festungswerke trotzten allen Anstrengungen der Feinde, bis der am 14. Aug. 1593 von dem Herzoge von Mercoeur genehmigte Vertrag eine augenblickliche Waffenruhe gebot. Sie benutzte der König, um in anderer Weise von St. Luc's Gewandtheit Gebrauch zu machen. Nach dem königlichen Hoflager berufen, vermittelte er vordersamst die Unterwerfung seines Schwagers, Michael von Estourmel, der als Gouverneur von Peronne, Montdidier und Roye der königlichen Partei von großer Bedeutung war. Aber ein Gouvernement von ungleich höherer Wichtigkeit war unlängst von dem Herzoge von Mayenne einem andern Schwager des Unterhändlers, dem Grafen von Brissac, Karl von Cossé, verliehen worden. Die beiden Schwäger hatten vielerlei gemeinschaftliche Interessen zu verhandeln, und das gab ihnen Gelegenheit, verschiedentlich in der Abtei St. Antoine, die damals noch außerhalb Paris gelegen, zusammenzutreffen. In diesen Zusammenkünften wurde vornehmlich die große Angelegenheit der Unterwerfung von Paris verhandelt. Wie die Bedingungen des Vertrags und die Weise der Ausführung festgesetzt, eilte vordersamst St. Luc nach Senlis, dem Könige zu berichten und die Befehle um die Besitznahme zu empfangen. Der Anzug der Truppen (den 22. März 1594) wurde durch die regnichte Nacht gar sehr verzögert, für Brissac Veranlassung zu den bangsten Besorgnissen. Endlich, um vier Uhr Morgens, hielt St. Luc bei den Tuilerien, ein kurzes Gespräch hatte er mit dem Schwager, und gleich ging es vorwärts, denn wie vor 150 Jahren l'Isle-Adam gethan, so begehrte heute St. Luc der erste einzuziehen in die seinem Könige gewonnene Hauptstadt. Die Porte-neuve an der Seine Strand, fand er geöffnet, zu deren Hut ließ er den Hauptmann Favas, sammt einer Compagnie Arquebusiere zurück; 100 Mann stellte er in des Thores Nähe, den Quai entlang, auf, und mit 400, welche der Besatzung von St. Denys entlehnt, mit den Compagnien von Nicolaus von Harlay-Sancy und Marcilly, deren Reiter absitzen müssen, drang er weiter vor gegen den Louvre, um bei St. Thomas du Louvre angelangt, links nach der Croix du Tiroir sich zu schwenken, und daselbst auf der Gerichtsstätte, wo vier Straßen sich kreuzen, des Eintreffens der folgenden Abtheilungen zu harren. Allmälig wurden die verschiedenen Quartiere der Stadt eingenommen, ohne daß es irgendwo zu einem Gefechte gekommen wäre, außer daß Matignon über einen Trupp teutscher Knechte herfiel, und sie, die des Handels um Paris unkundig, weder vive le roi schreien, noch auch ohne Commando fechten wollten, übel mitnahm, wo hingegen ein Corps Spanier und Franzosen, von Congy angeführt, Reißaus nahm und auseinanderstäubte, auf den bloßen Anblick von St. Luc. Um die unblutige Einnahme der Hauptstadt zu vervollständigen, wurde den Spaniern freier Abzug bewilligt, und St. Luc und Salignac übernahmen es, sie bis nach Bourget zu geleiten. Bei der Belagerung von Laon (Mai bis August 1594) führte St. Luc eine besondere Attaque mit solcher Auszeichnung, daß der König vor allen andern ihn befähigt glaubte, den Bürgerkrieg in der Bretagne zu Ende zu bringen. Eine Anzahl Truppen wurden zu seiner Verfügung gestellt, unter der allerdings sehr drückenden Clausel, in dem verödeten, armen Lande sie zu ernähren, zu kleiden und zu besolden; über diese Truppen und ihres Führers Verhältniß zu Aumont, dem Gouverneur der Provinz, hatte der König hingegen jeder Bestimmung sich enthalten. Dieses mußte zu unangenehmen Reibungen führen, denn Duldsamkeit war keine von des Gouverneurs Tugenden. Lieber, als die groben Ausschweifungen der Engländer länger zu dulden, wollte er auf ihren sehr nützlichen Beistand verzichten, und schon rüstete sich Norris zur Überfahrt nach Irland, als St. Luc ein Abkommen vermittelte und den Ausländern Winterquartiere anwies. Den vielen amtlichen Differenzen gesellte sich bald die Rivalität um eine schöne Frau. Anna von Alegre, die Witwe des Grafen von Laval, welchen der Schmerz um seiner Brüder Verlust töd-tete, bewohnte die Burg Montfort, und um ihre Gunst bewarben sich mit der gleichen Lebhaftigkeit der Gouverneur und sein Lieutenant. Jener, unangesehen seiner 72 Jahre, wollte heirathen, diesem war das verboten, weil seine Frau noch am Leben war. Des einen Freiers Alter, des andern Ehestand scheint der Gräfin niemals eine rechte Wahl verstattet zu haben, aber der Beiden Leidenschaft wußte sie trefflich im Interesse ihrer Grafschaft zu benutzen. Ihr zu Gefallen verließ St. Luc, Ritter des heiligen Geistordens, seit dem 7. Jan. 1595, nachdem er doch endlich die Engländer hatte entlassen müssen, seine Quartiere um Roche-de-Rien in der Absicht, die Umgebung von Rennes von Feinden zu säubern, welches er denn auch durch die Einnahme von la Melletierre und Fougères erreichte. Aber noch hielten die Ligisten die Feste Comper, in der Grafschaft Laval selbst, besetzt; wie er das zugeben könne, befragte den einen Liebhaber die gräfliche Witwe, und gleich entbrannte für ihren Dienst St.

Luc. Daß er, nach der Gräfin Wunsch, die Belagerung von Comper vornehmen werde, ließ er an Aumont wissen, und dieses Art war es keineswegs, die Ehre des Erfolgs dem gehaßten Nebenbuhler zu überlassen. Mit gemeinsamen Kräften bereiteten sie sich, ein Abenteuer zu bestehen, das nach seiner Veranlassung im ganzen Reiche Wiederhall finden, das aber auch in gleichem Grade die Aufmerksamkeit des Herzogs von Mercoeur beschäftigen mußte. Seiner Gegner Ehrensache als die seine betrachtend, warf er in Comper eine zahlreiche und auserlesene Besatzung, während er zugleich sein Volk zusammenzog, um im Nothfalle zur Erhaltung der Burg eine Schlacht wagen zu können. Wie schwierig auch bei solchen Gegenanstalten das Unternehmen sich anließ, die beiden Liebhaber konnten nicht mehr zurücktreten: die Belagerung nahm ihren Anfang, so sehr das steinige Terrain der Führung von ordentlichen Laufgräben widerstrebte; um die Arbeiten zu beschleunigen, wagte Aumont sich über alle Gebühr, als ein Büchsenschuß ihm die beiden Knochen zwischen Arm und Elnbogen zerschmetterte. „J'en tiens,“ sprach der alte Held, nicht in eitlen Worten, denn alsbald nach Montfort zu sicherer Pflege gebracht, ist er daselbst in den Armen seiner untröstlichen Gräfin (den 19. Aug. 1595) verstorben. Gar sehr entmuthigt hierdurch sollte St. Luc allein ein Unternehmen fortführen, welches den beiden vereinigt zu schwer gewesen. Durch der Belagerten tägliche Ausfälle wurden die mühselig errichteten Werke sofort zerstört, die Geschütze aufzuführen konnte der Feldherr sich nicht entschließen, weil es ihm, der zum Rückzuge einmal entschlossen, minder schimpflich dünkte, ohne Anwendung der Kanonen von der Feste abzulassen, endlich scharte sich um den Herzog von Mercoeur eine Macht, dergleichen alle Royalisten der Bretagne vereinigt, nicht aufbringen konnten. Auf die Kunde, daß diese Macht im Anmarsche, hob St. Luc die Belagerung auf, und kam er zeitig genug in Montfort an, um von des Marschalls Ableben, von der Gräfin Bekümmerniß Zeuge zu werden. Was er damals gesehen, scheint ihm die läppische Liebschaft verleidet zu haben. An des verstorbenen Stelle mit dem Generalcommando in der Provinz bekleidet, zeigte er sich nur mehr mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt. Er nahm la Prevôtiere und la Roche Montbouchet; einige Edelleute in seinem Dienste gewannen durch Überfall die Burg St. Mars, einen bequemen Posten, um die Städte Nantes und Ancenis zu beunruhigen. Viel wichtiger noch war die Überrumpelung von Comper selbst, zu Anfange Novembers von den Gebrüdern Maineuf-d'Andigny ausgeführt, und nachdem der berüchtigte Schnapphahn, der Baron von Fontenelle, in den ihm gelegten Hinterhalt gefallen, gewann St. Luc sogar Muße, die innere Lage der Provinz zu bedenken. Er untersuchte den Zustand von Malestroit und Ploërmel, er bereiste, in der Absicht, der Zügellosigkeit des Kriegsvolkes zu steuern, die verschiedenen Bezirke der Niederbretagne, um sodann in Rennes Landtag zu halten und die Verfügungen durchzusetzen, welche zu einer lebhaftern Kriegführung erfoderlich. Alles wurde ihm von den Ständen bewilligt, wie groß auch ihr Misvergnügen war, daß er gegen ein Lösegeld von 14,000 Goldthalern den Fontenelle in Freiheit gesetzt, statt ihm die Räumung der Feste Douarnenez aufzuerlegen. Schon war aber von dem Könige ein Nachfolger in der Statthalterschaft, der Marschall von Brissac, ernannt, an St. Luc selbst die durch des alten la Guiche Abdankung erledigte Grande-maîtrise de l'artillerie verliehen (den 5. Sept. 1596). In Folge dieser neuen Stellung entwickelte St. Luc in der Belagerung von Amiens gleich viel Thätigkeit und Geschick; um den Fortgang der Arbeiten zu beobachten, benutzte er eine Lücke zwischen zwei Sandkörben, „où à peine il y avait passage pour un boulet de canon,“ den engen Weg fand eine feindliche Kanonenkugel, und vor den Kopf getroffen stürzte er leblos zu Boden (den 8. Sept. 1597). „Homme d'esprit et d'invention, prompt, industrieux, plein de courage,“ wird er sogar von Sully genannt. „On ne pouvait lui reprocher que le défaut de se livrer si fort à l'abondance de ses idées, qui lui fournissaient projets sur projets, qu'il donnait à l'imagination une partie du temps, que demandait l'exécution.“ Andere Schriftsteller geben ebenfalls Zeugniß von seinen seltenen Fähigkeiten für den Krieg von seinem reichen und angebauten Geiste. Er schrieb Observations militaires, welche unter den Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris, Nr. 7112, aufbewahrt werden; seinen dichterischen Schöpfungen zollt Scävola de Sainte-Marthe hohe Bewunderung. Mit diesen Gaben die feinste Sitte, das Wesen eines vollendeten Hofmanns verbindend, fand in den höhern Sphären St. Luc den einzigen Givry als seinen Nebenbuhler. Daß er, attentissimus in rem, großen Reichthum gesammelt habe, berichtet de Thou. Die Leiche wurde in der Kirche der Cölestiner zu Paris beigesetzt. Außer dem Bastard Claudius von Espinay auf Lalande, der 1627 den Seneschalk von Saintonge, den Baron von Anton, im Duell erlegte, aber in demselben Jahre, die Engländer in ihrer Landung auf der Insel Ré bestreitend, den Tod fand, hinterließ der Grand-maître vier Söhne, Timoleon, Karl, Franz und Arthur. Karl, auf Aleur, hatte, als Malteserritter, der von dem Großmeister Vignacourt angeordneten Expedition gegen die Küsten der Berberei sich angeschlossen. Indem, nach der Einnahme von Mahometa, die verzweifeltsten unter den Türken in dem Hause des Sangiak den unnützen Widerstand fortsetzten, eilte Karl, der sich bereits der Rüstung entledigt hatte, zur Stelle, und stürmend empfing er von der Lanze eines Janitscharen den Todesstoß (den 15. Aug. 1602, nicht 1622). Die Leiche wurde nach Malta gebracht, und dort unter großem Gepränge beerdigt. Franz, Malteserritter, wie der Bruder und Commandeur zu Sepois, starb auf dem Krankenlager zu Poitiers. Arthur, Abt zu Rédon, in Bretagne, auch durch Promotion vom September 1618, des heiligen Geistordens Commandeur, starb, bevor er als ernannter Bischof von Marseille (1618) hatte die Weihen empfangen können. Timoleon von Espinay, Herr von St. Luc, Graf von Estelan rc., geb. um 1580, begleitete als der erste unter den Gesandtschafts-

cavalieren den Minister Sully zu dessen Fahrt nach England (1603), verkaufte 1613 die Güter in Cambresis, wurde in der Promotion vom 31. Dec. 1619 mit dem heiligen Geistorden bekleidet, und diente in verschiedenen Feldzügen gegen die Protestanten mit vorzüglicher Auszeichnung, als Viceadmiral in dem Feldzuge von 1625. Namentlich wirkte er zu der Landung auf der Insel Ré (den 15. Sept.) und der sie krönenden Niederlage des Soubise. St. Luc, indem er auf diese Weise seine Pflichten erfüllte, vertheidigte zugleich seine persönlichen Interessen, denn die Inseln der Saintonge gehörten zu dem Gouvernement von Brouages, worin er des Vaters Nachfolger geworden. Dieses Gouvernement mußte er jedoch, so wollte es Richelieu, nach der Einnahme von la Rochelle aufgeben, um statt dessen die Lieutenance-générale des Gouvernements von Guyenne und zugleich den Marschallsstab zu empfangen (1628). Er starb zu Bordeaux (den 12. Sept. 1644), wurde aber erst am 14. Jan. 1645, dem Vater zur Seite, in der Kapelle des Hauses Orléans, bei den Cölestinern zu Paris, beerdigt. Von seiner zweiten Frau, Maria Gabriele de la Guiche, kamen keine Kinder, vier hatte er dagegen in der ersten Ehe mit Henriettte von Bassompierre, der Schwester des berühmten Marschalls dieses Namens, vermählt im Juli 1602, gest. im Nov. 1609. Der ältere Sohn, Ludwig von Espinay, Abt von Chartreuse in Soissonnais, und zum Erzbisthume Bordeaux ernannt, starb sechs Wochen nach dem Vater (1644). Der jüngere Sohn, Franz von Espinay, Marquis von St. Luc, Graf von Estelan, Ritter des heiligen Geistordens, durch Promotion vom 31. Dec. 1661 Lieutenant général des Gouvernements von Guyenne, Gouverneur der Landschaft Périgord und der Stadt Montauban, hielt in den Unruhen der Fronde standhaft die Partei des Königs. Im Januar 1652 dem Grafen von Harcourt eine Verstärkung von zehn Regimentern zuführend, wurde er unversehens von dem Prinzen von Condé angegriffen und aus dem Felde geschlagen. Während er selbst mit seiner Reiterei nach Montauban jagte, suchte seine Infanterie Schutz in der kleinen Stadt Miradour, unweit Lectoure. Da mochte sie sich verschanzen, denn des Prinzen Sinn stand auf Montauban, und vor dessen Thoren sich zeigend, hoffte er die Bürger zum Aufstande zu bewegen. Solche Hoffnung scheiterte an St. Luc's fester Haltung, und als der Prinz, von jenem fruchtlosen Beginnen ablassend, die Belagerung von Miradour vornahm, ungeachtet der großen numerischen Überzahl der Belagerten, als er im Begriffe stand, die Capitulation zu erzwingen, vernahm er des Grafen von Harcourt und seiner 10,000 Mann Anzug. Eiligst mußte die Belagerung aufgehoben und der Rückzug über die Garonne, in der Richtung von Agen, angetreten werden. Der Marquis von St. Luc starb im April 1670, aus seiner Ehe mit Anna de Buade, des Grafen von Palluau Tochter, drei Kinder hinterlassend. Der jüngere Sohn, Ludwig von Espinay, Abt zu St. Georges-de-Boscherville, in der Normandie, und königlicher Aumonier, starb im October 1684, an den Folgen eines Pferdesturzes. Der ältere, Franz, Marquis von St. Luc, Graf von Estelan und Norville, Cornet bei den Gardegendarmen, vermählte sich den 8. Jan. 1674 mit Maria von Pompadour, des Marquis Johann von Pompadour älterer Tochter und Erbin, und starb den 9. Juli 1694, während seine Witwe noch den October 1723 erlebte. Der Ehe einziges Kind, Marianna Henriette d'Espinay St. Luc, Frau auf Pompadour, wurde Bertrand's von Rochechouart, des sogenannten Vicomte von Rochechouart, erste Gemahlin. Die noch heute blühende Linie der Espinay St. Luc stammt von Ambrosius oder von Magdelon ab, den beiden jüngsten Söhnen jenes Robert, den wir als den Stammvater der Hauptlinie in St. Luc nennen. Ambrosius, der 1577 als verstorben vorkommt, besaß Mezieres, Boran und Loraille, dieses ein Lehen der Grafschaft Evreux, welches noch am 16. Sept. 1683 Claudius von Espinay aus den Händen des Herzogs von Bouillon, Gottfried Moritz, empfing. Des Magdelon d'Espinay, auf Corbanton, Ligneris, le Mesnil-David, le Touvoy und Foy, geschieht 1559, als eines Verstorbenen Erwähnung. (*v. Stramberg.*)

ESPINEL (Vincente de), geb. 1544 (nach Andern 1545, oder selbst 1550) zu Ronda in der Provinz Granada, gest. 1634, gegen 90 Jahre alt, zu Madrid als königlicher Kapellan an dem dortigen Hospital, geschätzt als Dichter und als Musiker. Seine Virtuosität in der Tonkunst verschaffte ihm die ebengenannte Stelle. Er vervollkommnete die spanische Guitarre durch Hinzufügung der fünften Saite. In der Poesie führte er die sogenannten Decimas ein, die man zu seiner Zeit Espinelas nannte; Strophen, aus zehn achtsylbigen Versen bestehend, die sich nach bestimmten Gesetzen mit einander reimen. Seine nicht eben zahlreichen Gedichte sind meistens Producte seiner Jugendjahre. Durch einen lebhaften und unerkünstelten Ton empfehlen sich, obgleich es ihnen an Originalzügen fehlt, seine Idyllen, Elegien und Canzonen. Besonders weisen ihm die letztern eine vorzügliche Stelle an unter den bessern spanischen Dichtern, durch den Reichthum an vortrefflichen Bildern und Beschreibungen, und durch die melodische Diction. In der Idylle ahmte er mit Glück auch die lieblichen Sylbenmaße nach, welche Gil Polo unter dem Namen Rimas Provenzales in die spanische Dichtkunst eingeführt hatte.

Mehre seiner Gedichte stehen im dritten Bande des Parnaso Espanol. Gewöhnlich findet man sie bei seiner Übersetzung der Horazischen Epistel an die Pisonen und mehrer Oden jenes römischen Dichters. Diese Sammlung führt den Titel: Arte poetica Española, y varias rimas por *Vincente de Espinel*. (En Madrid, *Luis Sanchez*. 1591.) In höherem Alter schrieb Espinel: Relaciones de la vida del Escudero Marco de Obregon. (Barcelona 1618. 4. Madrid 1657. 8.) Er wollte in diesem Werke, dem er die Form eines Romans gab, der jungen Welt nützliche Lehren ertheilen. Der dem Helden beigelegte Charakter eines Escudero scheint auf einen Ritterroman zu deuten, allein jener Held ist kein Schildknappe, sondern eine Art von Gesellschaftscavalier. Die Haupttendenz der im Ganzen ziemlich unterhaltenden, wenn auch nicht an originellen Zügen reichen, Geschichte

scheint keine andere zu sein, als wie ein junger Mann, ohne Vermögen, sich im Gefolge reicher und vornehmer Leute anständig durch die Welt bringen könne. Zu den schalen Späßen, mit denen Espinel diesen Roman ausgestattet hat, gehört besonders die oft wiederkehrende Verspottung der portugiesischen Sprache. In dem Stil und der Sprache ist jedoch der Zögling der classischen Schule des 16. Jahrh. nicht zu verkennen. So ist im Wesentlichen das Urtheil, welches Bouterweck über diesen Roman fällte, welches zu berichtigen aber der Übersetzer desselben, Tiek, vielfache Veranlassung fand. Zunächst bemerkt er, daß der Titel Escudero, welcher dem Helden des Romans beigelegt wird, keineswegs einen Ritterroman verspreche, denn Escudero nehme unter der männlichen Dienerschaft ungefähr denselben Rang ein, den die Duenna unter der weiblichen einnimmt. Bouterweck spricht von schalen Späßen, die namentlich im sechsten Capitel vorkommen; Tiek findet diese Bezeichnung ganz unpassend „für diese kleinen zierlichen Anekdoten, die (leider freilich) von ihrer Anmuth in der Übersetzung noch viel haben verlieren müssen, weil sich die weiche Unrichtigkeit des portugiesischen Spanisch nicht hat mit übertragen lassen." Abgesehen nun aber von allen Einzelheiten, mußte nothwendig das Urtheil Beider über dieses Werk ganz verschieden ausfallen, da jeder es aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet. Bouterweck sieht darin nur einen Roman, Tiek dagegen kündigt es gleich auf dem Titel als Autobiographie des Dichters an, wozu allerdings mehre Stellen berechtigen, namentlich im 14. Capitel, wo der General ihn fragt: „Wie heißt Ihr?" und er hierauf antwortet: „Marcos de Obregon." Der Penna, welcher immer Wahrheit und Tugend liebte, näherte sich dem General und sagte zu ihm: „So und so ist sein Name; da er sich aber in so schlechten Umständen befindet, wird er ihn wol entstellt haben." Der General war erstaunt, einen Mann, der ihm so wohl bekannt war, in einem so armen Anzuge zu sehen." Ganz deutlich geht es aus dem 17. Capitel bei dem Zusammentreffen mit seinem Oheim, Peter Ximenes Espinel, hervor, und auch die Scene mit seinem Gefährten auf der Reise im 14. und 16. Capitel deutet unverkennbar darauf hin. Daß indessen hier nicht reine Autobiographie sein könne, dürfte besonders der Schluß, der an die Wunder der Seefahrten in der Odyssee erinnert, beweisen. Tiek sagt daher auch in der Einleitung, daß wir dieses Buch wol großentheils als eine Selbstbiographie des Dichters betrachten dürfen, da dieser bei einigen der wichtigsten Begebenheiten sich gewissermaßen selbst nennt, und was noch mehr ist, sich auf die berühmtesten seiner Gedichte bezieht (2. Bd. Cap. 14). In der 41. Anmerkung aber sagt er: „Wenn auch vieles mag ersonnen sein, so sind die Hauptumstände, die gut erzählten, nahe liegenden und möglichen, gewiß aus dem Leben dieses Dichters und Musikers, und uns um so werther und merkwürdiger, weil wir außer den Erzählungen dieses Buches fast nichts von dem Leben dieses Schriftstellers wissen." Interessant sind Tiek's Nachweisungen über das, was Le Sage in seinem Gilblas theils aus diesem Buche, theils aus andern spanischen Werken benutzt hat, und es darf auch die Berichtigung eines Irrthums, der sich in manche Literärgeschichten, und selbst in Ebert's bibliographisches Lexikon eingeschlichen hat, nicht übersehen werden, daß nämlich Espinel einen Roman: Estevanillo Gonzalez, soll geschrieben haben, den Le Sage ebenfalls nachgeahmt habe. „Der Irrthum," sagt Tiek, „kann nur daher entstanden sein, daß Le Sage in der Vorrede zu seinem Estevanillo sagt, er habe das spanische Original nur wenig benutzen können, und nur Manches daraus, Anderes aus dem Buche des Espinel, Markos Obregon, genommen" *).

(*Heinrich Döring.*)

ESPINOSA. 1) Villa in der spanischen Provinz und dem Partido de Gualaxara (sprich Guadalahara), liegt, 4 Meilen nördlich von dieser Stadt und 9¾ Meilen nordöstlich von Madrid entfernt, am Henares. 2) Villa in der Provinz Burgos, Partido de Villa diejo, liegt am Harmaza und hat 1800 Einwohner. 3) Espinosa de los Monteros, liegt in der gleichnamigen Provinz am Tueba und am Abhange des cantabrischen Gebirges, ist in gerader Richtung 9 Meilen nördlich von Burgos und 6 Meilen von Orduña entfernt und hat 2000 Einwohner. Am 11. und 12. Nov. 1808 fiel hier eine merkwürdige Schlacht vor (s. die Nachträge). 4) Espinosa de Villa gonzala, Partido und Provinz Palencia, liegt 8¼ M. nördlich von dieser Stadt. (*Fischer.*)

ESPINOSA. 1) Gonzalo Gomez de Espinosa, nahm als Officier an der Reise des Magalhaens Theil. Nach dem Tode dieses muthigen Seefahrers (den 27. April 1521) und der verrätherischen Ermordung einer Anzahl der Schiffsmannschaft auf der Insel Zebu entschlossen sich die überlebenden Spanier, das älteste ihrer drei Schiffe zu verbrennen, ernannten Juan Carvalho zum Admiral, Espinosa zum Commandanten des Schiffes Vitoria. Während einer langen und gefahrvollen Entdeckungsreise durch den Archipel der Philippinen entwickelte Espinosa nicht nur viele nautische Geschicklichkeit, sondern auch persönlichen Muth und Umsicht, und rettete mehrmals seine Gefährten, die sich mit unklugem Vertrauen den Eingeborenen zu überliefern im Begriffe standen. Gegen den König von Luzon verhing Espinosa eine Blokade, jedoch ohne Eindruck hervorzubringen, und entschloß sich deshalb, auf kürzestem Wege diese unsicheren Gegenden zu verlassen und die Molukken aufzusuchen. Das Schiffsvolk hatte inzwischen erkannt, daß Carvalho der Leitung des Unternehmens nicht gewachsen sei, setzte ihn ab, machte Sebastian del Cano zum Capitain der Vitoria und ernannte Espinosa zum Admiral, der nun auf dem anderen Schiffe, der Concepcion, seinen Weg fortsetzte und

*) Vergl. Fr. Buchholz, Handbuch der spanischen Sprache und Literatur. Poetischer Theil. S. 116 fg. (Nebst einer Probe aus der Arte poetica de Horacio.) Bouterweck's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 3. Bd. S. 416 fg. 451 fg. Leben und Begebenheiten des Escudero Marcos Obregon. Oder: Autobiographie des spanischen Dichters Vincente Espinel. Aus dem Spanischen zum ersten Male in das Teutsche übertragen und mit Anmerkungen und einer Vorrede begleitet von Ludwig Tieck. (Breslau 1827.) 2 Bde.

nach vielen Zwischenfällen Tidore erreichte. Dort schloß er Bündnisse mit dem Könige Almanzor und mit den Häuptlingen von Ternate und anderen der benachbarten Inseln, deren Bewohner besonders den Gewürzhandel trieben, und sendete endlich die Vitoria mit ansehnlicher Ladung nach Europa ab, während er selbst sich entschloß, ostwärts zurückzukehren, um Panama zu erreichen. Wie weit Espinosa auf dieser für jene Zeit sehr kühnen Fahrt vorgedrungen sei, läßt sich jetzt nicht sagen; allein gewiß ist es, daß er längere Zeit auf der Parallele von 42° nördl. Br. nach Osten zu gelangen versuchte und, gegen den periodischen Wind ankämpfend, furchtbare Stürme aushielt. Mit entmastetem Schiffe und durch Tod verminderter, durch Krankheit sehr geschwächter Mannschaft gelangte er wieder bis in die Nähe der Molukken. Antonio de Brito, Gouverneur der Portugiesen, welche auf die erste Nachricht von dem Verkehr der Spanier von Tidore Besitz genommen hatten, verweigerte dem fast schiffbrüchigen Espinosa seine Hilfe nicht, sondern schickte ihm ein Fahrzeug mit Mannschaft zu, legte aber dafür sogleich Beschlag auf das glücklich nach Ternate gebrachte Schiff, seine Papiere, Journale, Karten und Ladung. Nach mehrmaliger Verweigerung erlangte Espinosa endlich für sich und seine Gefährten die Erlaubniß zur Abreise, ging in portugiesischen Fahrzeugen über Java, Malacca, Ceylon nach Cochin, wo man ihnen die Fortsetzung der Reise untersagte. Es dauerte ein volles Jahr, ehe der Vicekönig D. Enrique de Menezes ihnen die Erlaubniß geben konnte, sich an Bord einer nach Lissabon bestimmten Flotte einzuschiffen. Espinosa kam mit dem Reste seiner Gefährten zwar 1523, also fünf Jahre nach der Abreise mit Magalhaens, in Portugal an, wurde aber auch hier als gefährlicher Mann betrachtet, und wenn nicht eingekerkert, doch an der Heimkehr nach Spanien verhindert. Der spanischen Regierung gelang es erst nach langer Zeit, durch Hernan de Soto, den man mit der Unterhandlung beauftragt, die Freilassung Espinosa's zu erlangen. Die ferneren Schicksale dieses merkwürdigen Mannes, der als würdiger Nachfolger Magalhaens' erscheint, sind nicht bekannt.

2) **Gaspar de Espinosa**, Licentiat der Rechte, geboren in Medina del Campo, ging als Generaladvocat (**Alcalde major**) im J. 1514 mit Pedrarias Davila nach Darien (s. den Art. Istmo de Panamá). Obgleich beauftragt, den eigentlichen Entdecker und Eroberer jenes Landes, Nuñez Balboa, abzusetzen, erfüllte er diese Pflicht nur ungern, nachdem er die Ordnung, welche bereits in jener Colonie herrschte, selbst gesehen, und gab nur gezwungen den Befehlen des unmenschlichen und heimtückischen Pedrarias nach, der fest entschlossen war, Balboa aufzuopfern. Er rieth den abgesetzten Balboa als Heerführer anzustellen, und rettete diesen mindestens für kurze Zeit. Als Pedrarias verrätherisch sich Balboa's bemächtigt und unter den flachsten Beschuldigungen ihm den Proceß zu machen befahl, verweigerte Espinosa seine Mitwirkung, und gerieth daher bei dem Tyrannen von Darien in den gefährlichen Verdacht, bestochen zu sein. Nur erst gegen schriftlichen Befehl trat Espinosa als Staatsanwalt auf und sprach, durch Drohung eingeschüchtert, über Balboa das Todesurtheil aus (1517). Als Pedrarias nach Darien (1518) abging, verlangten die spanischen Ansiedler des Isthmus, daß Espinosa, in welchen sie das größte Vertrauen setzten, als Statthalter, Gouverneur und Staatsanwalt zurückbliebe, und zwangen den mistrauischen Pedrarias, in diese Ernennung einzuwilligen. Schon vorher hatte Espinosa in verschiedenen Zügen gegen die Indier sein kriegerisches Talent bewiesen, hatte einen unvorsichtigen Eroberer, Badajoz, aus den Händen der Eingeborenen befreit, an 400 Stunden weit das Land entdeckt und durchzogen, große Schätze gesammelt, allerdings aber auch blutige Rache mit kaum zu entschuldigender Grausamkeit an den empörten Volksstämmen genommen. In den nächsten Jahren dehnte Espinosa das Gebiet der Spanier immer weiter aus, und besiegte 1520 den Caziken Uraca, der am längsten Widerstand geleistet hatte. Im J. 1523 erschien er, mit Schätzen beladen, in Spanien, erwarb sich die Gunst des Hofes, wurde vom Kaiser Karl in den Adelsstand erhoben und mit einem sehr ehrenden Wappenschilde versehen. Drei Jahre später trat er wieder in Amerika auf, und zwar als Eroberer von Nicaragua, wurde dann von der Regierung zum Oidor von Hispaniola ernannt, scheint aber Panamá nicht verlassen zu haben, denn er machte 1530 dort den Vermittler zwischen Francisco Pizarro und Almagro. Wie es geschehen, daß er den Erstern nach Peru begleitet, ergibt sich nicht aus den Quellenschriftstellern, indessen befand er sich 1537 in einem Kriegsrathe, welchen Pizarro berufen hatte, um den Streit, der mit Almagro von Neuem entbrannt war, zu schlichten. Als Commissair Pizarro's ging Espinosa nach Cuzco ab, unterhandelte lange Zeit, jedoch ohne vielen Erfolg, mit Almagro, würde aber endlich doch einen Vergleich zu Stande gebracht haben, hätte ihn nicht der Tod (August 1537) ereilt, zum allgemeinen Bedauern seiner Zeitgenossen, die ihn nur einer Übelthat, der Verurtheilung Balboa's, anklagten. Die gleichzeitigen Schriftsteller schildern Espinosa als einen klugen und gemäßigten Mann, der weit über die Mehrzahl der rohen und grausamen Eroberer jener Periode hervorragte, und der allein Ansehen und Vertrauen genug genoß, um den blutigen Bürgerkrieg zu verhindern, der unmittelbar nach seinem Tode unaufhaltbar ausbrach. (*Pöppig.*)

ESPINOSA (Diego de)*), der Cardinal, war zu Martinmuñoz in der Provinz Segovia, zwischen Arevalo und Segovia, in adeligem, doch wenig begütertem, Hause unter auffallenden Umständen geboren. Die Mutter, so erzählt man, starb in der letzten Periode ihrer Schwangerschaft, und der Leichnam wurde, nach der Sitte von Zeit und Land, zur Kirche gebracht. Als aber der Chor eben das dies irae anstimmte, erwachte die vermeintliche Leiche unter den heftigsten Geburtsschmerzen, und im

*) Ausländische Geschichtschreiber, selbst Ranke, nennen ihn gemeiniglich Spinosa, hiermit alle Illusion von Quellenstudium zerstörend; denn ein spanisches Wort, ein spanischer Name, anhebend mit einem s, dem ein Consonant folgt, sind baare Unmöglichkeiten.

Sarge noch wurde sie von einem gesunden Knaben entbunden, um sodann ganzer 14 Jahre diese vermeintliche Auferstehung zu überleben. „In Wahrheit mag man sagen, daß der Mutter als Hebamme der Tod, dem Kindlein zur Wiege die Kirche gedient hat, und daß der ganze Verlauf eine freudige Vorbedeutung gewesen der vielen und hohen geistlichen Ämter, zu welchen jener Knabe mit der Zeit gelangen sollte." Diego war noch ein junger Mann, als er, nach absolvirten Rechtsstudien, den Ruf zu einem Lehrstuhle des kanonischen und bürgerlichen Rechtes in dem Collegium von Cuenca der Universität Salamanca erhielt. Hohen und allgemeinen Beifall erntete er in dieser Stellung, die ihm doch allein eine Stufe zu fernern Ehren werden sollte. Denn Spanien, die Wiege der Collegialverfassung, unter Regenten, die aus Staatsklugheit den Großen abhold, war vor allen andern Ländern der Christenheit dasjenige, welches einem Rechtsgelehrten von bedeutendem Rufe ein schnelles und glänzendes Glück bereiten konnte. Zum Priester geweiht seit längerer Zeit, wurde Espinosa als Oidor bei der Audienz von Sevilla, dann als Regent bei dem Rathe von Castilien angestellt, und dieses letzte Amt erhob ihn zu unmittelbarer Berührung mit dem König. Philipp II., der ausgezeichnete Menschenkenner, mußte Behagen finden an einer Persönlichkeit und an Fähigkeiten, die so wunderbarlich den seinigen entsprachen. In reißender Schnelligkeit gelangte der Doctor zu den höchsten Ehren; kaum als Präsident dem Rathe von Castilien vorgesetzt, mußte er auch die oberste Leitung des italienischen Departements übernehmen; Präsident im Staatsrathe, Bischof von Siguenza, Cardinal des Titels San Stefano nel Monte Celio seit dem 25. März 1568, übte er als Großinquisitor (1568) eine Macht, welcher keine andere in Spanien vergleichbar. Viel mag zu dieser schnellen und außerordentlichen Erhebung des Königs unbehagliche Stellung, inmitten der zwei in seinem Cabinet sich befehdenden Principien, beigetragen haben. Wenn Ruy Gomez, der Herzog von Pastrana, fortwährend für Frieden und Nachgiebigkeit stimmte, Alba als der Gewaltthat einziges Gegenmittel die Gewalt erkannte, dann mußte vorzüglich der nachdenkliche, aber schwierig zu einer Entscheidung gelangende, König bittere Stunden verleben in diesem ewigen Zwiespalte seines Cabinets; daß er, Frieden darin zu stiften, einen Obmann suchte, ist begreiflich, und wie von selbst bot als ein solcher Espinosa sich dar. Des tüchtigen Geschäftsmannes Einfluß zu steigern, mögen auch die Verwickelungen in der königlichen Familie beigetragen haben. Vorzüglich scheint der Großinquisitor dem Infanten Don Carlos als ein Schreckbild vorgehalten worden zu sein, ohne doch zu allen Zeiten den gewünschten Eindruck zu hinterlassen. Bekannt ist der Auftritt, zu dem es, des Schauspielers Cisneros wegen, mit dem Infanten kam. „Wie, Pfäffchen," redete Don Carlos den Cardinal an, „du wagst es, mit mir anzubinden, willst nicht zugeben, daß Cisneros komme zu meiner Belustigung? Bei meines Vaters Leben, ich muß dich tödten!" Und das hätte er gern gethan, wenn er der Stärkere gewesen wäre, aber Espinosa entschlüpfte seinen Händen, und hütete sich, ihnen nochmals zu verfallen. Den Exequien des Prinzen hatte der gesammte Hofstaat beizuwohnen; die Procession, zu welcher er sich ordnete, beschloß der Cardinal, den Erzherzog Rudolf zur Rechten, zur Linken den Erzherzog Ernst, daß jener mithin den Prinzen des königlichen Hauses vorging. Dem Traueramte selbst wollte Espinosa nicht beiwohnen; unter dem Vorwande einer plötzlichen Übelkeit wandte er sich vor der Kirchthür, woraus man den Schluß zog, daß er einem Feinde selbst die letzte Ehre misgönne, oder daß er befürchtet habe, bei dem Anblicke des Sarges seine Empfindungen, Gewissensbisse vielleicht, zu verrathen. Von diesem Tage an ist seine Gewalt zumal unbegrenzt geworden, und sie verdient, wenigstens in ihrer Anwendung auf die Pflege der Gerechtigkeit, das höchste Lob. In der Arbeit unermüdlich, jeder Art von Verführung unzugänglich, wirkte der Cardinal als der trägen, feilen Richter Geisel. Streng gegen sich selbst, kannte er keine Nachsicht für die Vergehungen Anderer, am wenigsten für die in seinen Augen verabscheuungswürdigsten Verbrechen, Irrglauben oder Ketzerei. Bereits 1566 setzte er in dem Rathe von Castilien die ernstesten Maßregeln gegen die Morisken von Granada durch; es wurde ihnen die Kleidung und Sprache ihrer Väter untersagt; es wurde ihnen aufgegeben, alle aus den Muhammedanischen Zeiten herrührenden Gebräuche und Gewohnheiten abzulegen und genau die 1526 zu Granada von Kaiser Karl V. erlassenen Verordnungen zu beobachten. Große Bewegung ergab sich hierauf unter den Betheiligten, und ihre Vorstellungen und Bitten dem König vorzutragen, übernahmen der Generalcapitain von Granada, Marques von Mondejar, und der Prior von Leon, Anton von Toledo. Beide wurden an den Präsidenten Espinosa verwiesen, und der verwunderte sich, daß Herren ihres Ranges von einer solchen Angelegenheit zu sprechen sich herablassen wollten. Alles, was sich zu der Morisken Vortheil anführen lasse, schloß der Präsident, sei schon längst und gründlich untersucht worden, und müsse es deshalb bei der erlassenen Verfügung sein Bewenden haben. Solcher Bescheid mochte nun allerdings den Ausbruch der Empörung beschleunigen, den Anlaß zu derselben kann aber in keinem Falle des Großinquisitors Strenge gegeben haben. Denn es hat die Erfahrung aller Zeiten und aller Breiten den Beweis erbracht, daß jede arabische Bevölkerung mit dem Christenthum und mit einem christlichen Regiment unverträglich, und daß, wie sehr man, Behufs ihrer Umbildung, sie und sich quälen möge, gewaltsame Austreibung das letzte Resultat aller der philanthropischen Experimentirung werden müsse. Nicht dasselbe Glück, wie in Unterdrückung der Rebellion der Morisken, fand der Cardinal in seiner auswärtigen Politik. Mit des Herzogs von Pastrana Ansichten im Allgemeinen einverstanden, unentschieden und schwach in den Fällen, für welche entschlossene Wirksamkeit unerläßlich, spiegelt er sich in der Definition, welche Botta (**Guerra dell' independenza degli stati uniti d'America I, 219**) um die aus dem Stande der Legisten gewählten Minister gegeben hat: „**e si sa per molti esempj, che quando**

questi dottori si danno a volere con quei loro arzigogoli e sofisticherie governar gli stati, ed indirigere le rivoluzioni dei popoli, fan mala pruova. Le buone armi, ed i larghi e generosi consigli sono quelli, che soli possono tali effetti partorire; e ne' casi pericolosi si deve far capo agli uomini risoluti, non a coloro, che peritosi essendo, giocolan di mezzo, e non sanno impresa veruna onorata accollarsi." Wenn aber Espinosa wesentlich die schwankende, unsichere Politik jener Epoche in Philipp's II. Regiment verschuldete, wenn unter seinem Ministerium des Auslandes hohe Meinung von der Unwiderstehlichkeit Spaniens zu bedeutender Abnahme gerieth — eine Meinung, die, weder durch ein mächtiges Heer, noch durch ein regelmäßiges Einkommen unterstützt, zumal der sorgfältigsten Handhabung bedurft hätte — so war um so angelegentlicher der Minister beschäftigt, die hohe Meinung von seinen geistigen Vorzügen, welche durch eine unverdiente Erhöhung ihm beigebracht, auch den Unterthanen jeglichen Ranges einzuprägen. Dem Herzoge von Pastrana, der einen bei dem Cardinal versammelten Cabinetsrath auf sich warten ließ, sagte Espinosa trocken, er möge sich größerer Pünktlichkeit und Ordnung in den Geschäften befleißigen, widrigenfalls man sich genöthigt sehen werde, seine Stelle anderweitig zu besetzen, und als der Herzog meinte, so leicht werde keiner sich finden, sein Amt ihm zu nehmen, rieth ihm der andere, auf die Probe es nicht ankommen zu lassen. Gleichgültig verhielt sich der König bei solchem Streite, und sein Schweigen steigerte zum Höchsten der übrigen Räthe Unterwürfigkeit für den Willen des Ministers. Wenn Espinosa, nach seines Königs Brauch, um irgend eine Angelegenheit schriftlich seine Meinung zu geben hatte, dann wählte er hierzu keineswegs die Form eines parere, sondern „thut das, thut das nicht," schrieb der Übermüthige seinem König zu. Der Geringern Behandlung wird man daraus sich abstrahiren, sie gab aber allgemach Veranlassung zu einer mächtigen Coalition, welche an sich stark genug war, um den Sturz des Cardinals herbeizuführen, in ihrer Wirksamkeit einzig durch das systematische Zaudern des Königs hingehalten wurde. Denn viel, und sorgfältig, und lange pflegte Philipp zu beobachten, Jahre lang sein Misvergnügen zu verbergen, wenn durch anderweitige Dienste derjenige empfohlen, der solches erweckte. Aber er gelangte endlich zur Erkenntniß der Mängel in seiner auswärtigen Politik, und von dem Augenblicke an empfand er die Arroganz des Prälaten und die lästige Vertraulichkeit, zu welcher dieser sich berechtigt wähnte. Als in einer Sitzung des Staatsrathes Espinosa nach seiner Weise den Stimmen zu gebieten versuchte, fiel der König mit den Worten ein: „Vergesset nicht, daß ich der Präsident bin." Sie reichten hin, dem Minister seine Ungnade zu verkündigen, und eine Gewalt, dergleichen in Spanien ein Unterthan niemals ausgeübt, zu brechen. Den schrecklichen Sturz vermochte der stolze Mann nicht zu überleben. Von einem leichten Fieber ergriffen, starb er den 5. Sept. 1572. Er wurde secirt, wie man versichert, in solcher Übereilung, daß der Wundarzt, den Magen eröffnend, noch eine zitternde Bewegung des Herzens wahrnahm. Wie zu erwarten, ist hiervon die Sache begierig aufgegriffen, verschönert und erweitert worden, und weiß selbst der nüchterne Cabrera zu erzählen, „daß die Furcht, den Cardinal zum Leben zurückkehren zu sehen, sein Ende beschleunigen half. Dem Wunsche des Monarchen, der Granden, der Staatsräthe zu willfahren, wurde er bei lebendigem Leibe aufgeschnitten. Sie Alle hofften auf seinen Tod, in der Überzeugung, daß ein jeglicher ihm zu gebender Nachfolger bescheidentlicher der Gewalt sich bedienen würde." In einer andern Stelle preist derselbe Cabrera den hohen Geist des Cardinals, der umfassend, wie die Monarchie, welche er zu regieren berufen war. „Dem Blitze gleich," also schreibt Perez, „leuchtete er aller Orten, blendete und verdunkelte er alle die übrigen Minister und Staatsräthe des Königs, um mit der Geschwindigkeit des Blitzes zu vergehen." Nicht über drei Jahre hat nämlich des Cardinals Allgewalt bestanden. „Zu derselben zu gelangen," meint Ammirato, „in derselben sich zu behaupten, dazu half ihm nicht wenig die Hoheit seiner Person und die geschmackvolle Pracht seiner Bekleidung. Er trug regelmäßig einen Talar von carmoisinrothem Sammet, die prächtigsten Edelgesteine leuchteten an seinen Fingern, goldgestickte Ärmel zeigten die Schönheit der Hände in dem vortheilhaftesten Lichte. Seine Rede war gebieterisch, in seiner zahlreichen Dienerschaft glänzten Jünglinge aus den vornehmsten Familien." Die Botschaft von dem Todesfalle vernehmend, sprach König Philipp, ohne weiter Freude oder Leid zu äußern, die einzigen Worte: „Ist er todt?" Von dem an nannte er nicht mehr des Cardinals Namen, bis viele Jahre darnach der Verlauf einer Reise ihn nach Martinmuñoz führte. Da hielt er an, um in der Kapelle, wo Espinosa begraben liegt, Messe zu hören, und zwar, so hatte der König es angeordnet, eine Messe zum Heile der Seele des Verstorbenen. „Hier ruht der beste Minister, den ich jemals gehabt," sagte Philipp zu seinen Kindern, das Grabmal ihnen zeigend. (*v. Stramberg.*)

ESPINOSA (el Licenciado Pedro de)[1]), ein spanischer Dichter des 17. Jahrh., wurde in der Stadt Antequera in Andalousien in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. geboren (nach Einigen gegen 1582). Er widmete sich dem geistlichen Stande und wurde Kapellan des Herzogs von Medina Sidonia Don Manuel Alonso Perez de Guzman el Bueno, der ihn im J. 1623 zum Rector del Colegio de San Ildefonso ernannte, das er auf seine Kosten in der Stadt San Lucar de Barrameda gegründet hatte. Man weiß nichts weiter von seinen Lebensumständen, als daß er in letzterer Stadt den 21. Oct. 1650 starb. Man hat von ihm mehre Werke, unter welchen sein erstes, und zugleich das, wodurch er sich einen bleibenden Namen erwarb, den Titel führt: Primera parte de las Flores de Poetas ilustres castellanos (Valladolid 1605. 4.), eine mit geläutertem Geschmack

1) In dem ihm gewidmeten Artikel der Biographie univers. heißt er Antoine, wiewol alle spanischen Biographen und Literarhistoriker ihm nur den Taufnamen Pedro beilegen.

angelegte „lyrische Blumenlese" aus den Werken der damaligen spanischen Dichter der classischen Schule; auch dadurch merkwürdig, daß sie die älteste Sammlung der Art ist, und worin sich auch mehre in demselben Geschmack verfertigte Gedichte von ihm selbst befinden, die von seinem Dichtertalente zeugen (Proben von seinen Gedichten finden sich in Sedano's Parnaso español. Tomo I.; in Quintana's Poesias selectas castellanas. (Madrid 1830.) Tomo I.; in der Biblioteca selecta de lit. esp. por *P. Mendibil y M. Silvela.* Tomo III.; in Faber's Floresta de rimas antiguas cast. Tomo III. etc.); daher erwähnt ihn auch Lope de Vega im Laurel de Apolo unter den Ingenios de Antequera also:

> y la frente espaciosa
> ceñida de laurel tenga *Espinosa*
> con méritos de justa confianza.

Außerdem erschienen von ihm: Panegirico al Exc. Sr. d. Manuel Alonso Perez de Guzman el Bueno, Duque de Medina Sidonia. (Sevilla 1629.) — Elogio (en verso y prosa) al Retrato del mismo Duque. (Malaga 1625.) — Espejo de cristal fino, y Antorcha, que aviva el alma; mit dem vorigen zusammengedruckt. — Psalmo de penitencia, importantisimo para alcanzar perdon de los pecados. (San-Lucar 1625.) — Panegirico á la ciudad de Antequera. (Ebendas. 1626.) — El Tesoro escondido. (Madrid 1644.), und ein Jahr nach seinem Tode (1651) zu Madrid: El Arte de bien morir[2]).

Noch gibt es zwei minder bekannte Dichter dieses Namens, nämlich Juan Espinosa, geboren zu Bellovado um 1540, trat Anfangs in Kriegsdienste und wurde dann Secretair des D. Pedro Gonzales de Mendoza, Generalcapitains von Sicilien; er starb wahrscheinlich in Spanien 1596. Sein bekanntestes Werk ist: Tratado en loor de las muggeres. (Milan 1580. 4.), das zu seiner Zeit bei dem schönen Geschlechte, zu dessen Lob es gedichtet ist, vielen Beifall fand[3]), und Nicolas Espinosa, ein Valencianer aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., schrieb eine Fortsetzung des Orlando furioso unter dem Titel: La segunda parte de Orlando, con el verdadero suceso de la Batalla de Roncesvalles, fin y muerte de los doze Pares de Francia. (Zaragoza 1555. 4. Anvers 1557. 4. Alcalá de Henáres 1579. 4.), aus 35 Gesängen in Octaven bestehend. — Noch kennt man von ihm: Compendio de las historias del regno de Napoles. 1563, eine Übersetzung aus dem Italienischen des Pandulfo Colenuccio[4]).

(*Ferdinand Wolf.*)

ESPINOSA (Jacinto Geronima da), geboren zu Valencia 1600, lernte bei seinem Vater, Rodriguez, die Anfangsgründe der Malerei, vervollkommnete sich aber unter Ribalta, und wurde selbst ein ausgezeichneter Künstler, der schon in seinem 23. Jahre einen Christus im Kloster der heiligen Thekla zu Valencia malte. Gemälde von ihm findet man in der großen Kapelle des heiligen Ludwig. Andere Werke in Klöstern und Kirchen beschreibt Velasco (Übers. S. 226). Dieser Meister verband mit einem großen, kräftigen Styl ein vortreffliches Helldunkel. Er starb zu Valencia 1680. (*A. Weise.*)

Espinosa *Lag.*, s. Eriogonum.

ESPIRITO SANTO, Provinz von Brasilien, zwischen 16° 15′ und 21° 19′ südl. Br. gelegen, begrenzt nach Norden vom Rio Belmonte, nach Süden vom Rio Cabapuana, nach Osten vom Ocean, nach Westen durch den Abhang der gegen das Innere (Provinz Minas geraes) ansteigenden Gebirgsketten. Nach Schäffer hat sie 1788 □Meilen Flächeninhalt. Sie erscheint als ein 86 Meilen langer, aber schmaler Küstenstreif, der nirgends völlig eben, durch die Ausläufer der Serra de Mantiqueira und der Serra do Mar in eine Menge flacher Thäler geschieden wird, zwischen welchen meist niedrige Tafelebenen sich ausbreiten. Die Küstenlinie verläuft ohne erhebliche Buchten von Süden nach Norden mit geringer östlicher Abweichung, ist mit Untiefen und Felsen umringt, und daher ziemlich unsicher für Seefahrer, die hier wenige Häfen finden, und unter diesen nur einen (die Mündung des Flusses Espirito Santo) von ansehnlicher Tiefe. Die Hauptflüsse sind, außer dem eben genannten, der Rio doce, Mucuri, Caravelas, do Porto Seguro und der Belmonte, welcher die Grenze gegen die Provinz Bahia bildet. Sie entspringen sämmtlich in den Gebirgen von Minas, nehmen, nebst einer Menge kleinerer Gewässer, ihren Lauf nach dem Meere in östlicher Richtung, und sind zum Theil weit landeinwärts schiffbar. Diese reiche Bewässerung erhebt, verbunden mit der guten Beschaffenheit des Bodens, die ganze Provinz zu einer sehr fruchtbaren, die an allen Bedürfnissen Überfluß besitzt, einen Wechsel von guten Weideländereien und hochstämmigen Urwäldern darbietet und sich zum Anbau ungemein eignet. Diese Vortheile, zu welchen sich noch die Möglichkeit leichter Verbindung mit dem Innern mittels der häufigen Wasserwege gesellt, sind jedoch nicht gehörig von den Einwohnern benutzt worden, und daher liegen sowol Ackerbau, als Kunstfleiß in dieser Provinz sehr darnieder. Man glaubt, diesen ungenügenden Zustand aus der Nähe ziemlich unbändiger Stämme von Ureinwohnern erklären zu können, welche, nie ganz unterworfen, ehedem einen dauernden Kriegszustand hervorriefen, stets das Eigenthum der Colonisten bedrohten, und auch jetzt noch aufmerksame Überwachung erheischen. Im 17. Jahrh. verdrängte der große und kriegerische Stamm der Goytacazes mehrmals die Ansiedler; jetzt sind die Botocudos, Puris und Patachos die unangenehmen Nachbarn. — Die Provinz zerfällt in die zwei Comarcas Espirito Santo im Süden und Porto seguro im Norden, welche durch den Rio doce von einander geschieden werden. Hauptstadt der südlichen Comarca ist N. Senhora da Victoria an der Bai Espirito Santo, auf einer hohen Küsteninsel gelegen,

2) *N. Antonio*, Bibliotheca hispan. nova. Tom. II. p. 190. *Sedano*, Parnaso español. Tomo II. p. XVIII—XIX. Vergl. Bouterwek, Gesch. der span. Poesie und Beredsamkeit. S. 428. 429. 3) s. *Nic. Antonio* l. c. Tom. I. p. 685. cf. Biographie univ. s. art. 4) s. *Nic. Antonio* l. c. Tom. II. p. 152. *Ximeno*, Escritores del reyno de Valencia. (Valencia 1747. fol.) Vol. I. p. 139. 140.

von leidlicher Bauart, mit ungefähr 12,000 Einwohnern. Die nördliche Comarca, welche weit flacher und minder bewaldet ist, enthält eine größere Zahl von Ortschaften, unter welchen aber nur Porto seguro, der Sitz der Behörden, von einiger Bedeutung ist und 2600 Einwohner enthält. Handel ist nirgends sehr erheblich, und beschränkt sich auf Ausfuhr von Mandioccamehl, Mais, etwas Zucker, Baumwolle und getrockneten Fischen. — Die Provinz wurde zwar schon von Cabral im J. 1500 in Besitz genommen, indessen erst 1504 in Porto seguro eine Factorei für Gewinnung des Brasilienholzes begründet. Nach und nach wurden Mehre mit der Provinz belehnt, allein Keiner gewann dabei, indem die Kriege mit den Ureinwohnern häufig für die Ansiedler eine sehr unglückliche Wendung nahmen. Die Geschichte dieser an die Regierung zeitig zurückgefallenen Provinz bietet daher nur den wenig anziehenden Wechsel von Buschkriegen und verunglückten Versuchen der Colonisirung dar, und erklärt zur Genüge das Zurückbleiben des Landes und seiner Bewohner hinter dem nahen Bahia und Rio Janeiro. (*Pöppig.*)

ESPIRITU (St.), Villa im spanischen Partido de Serena und in der Provinz Estremadura, liegt, sechs Meilen von Villanueva de Serena und zehn Meilen von Trurillo entfernt, an den Grenzen der Provinz Mancha. (*Fischer.*)

ESPLANADE, ist in solchen Festungen, bei denen sich eine Citadelle befindet, der leere Raum zwischen dem bedeckten Wege der letzteren und den Häusern der Stadt, der wenigstens einen Flintenschuß, d. h. 300 Schritte, betragen muß, damit der Belagerer nach Eroberung der Stadt nicht die äußersten Häuser derselben zu seiner Deckung gegen die Besatzung der Citadelle benutzen kann. Man legt daher auch am besten die leichten Schuppen der Artillerie und die Heu- und Strohmagazine unmittelbar an die Esplanade, durch deren leichte Zerstörung man sich alsdann einen freien Raum von 600 bis 800 Schritten zur Bestreichung mit dem Geschütze der Citadelle verschaffen kann. Kann man sie zugleich 2 Fuß tief mit Steinen pflastern, wird dadurch das Vorrücken der feindlichen Laufgräben gegen die Citadelle erschwert. Weil jedoch der Feind sehr oft seinen Angriff zuerst gegen die letztere richtet, um durch ihre Eroberung auch zugleich die Stadt in seine Hände zu bekommen, wie die Engländer Badajoz und die Franzosen Pampelona, erscheint es in allen den Fällen, wo man nicht die Citadelle vorzüglich gegen die zum Aufruhr geneigten Bürger der Stadt bestimmt, gerathener, die Citadelle ganz von der Hauptfestung zu trennen, und dann durch eine besondere Communication — die sowol von der einen, als von der andern Seite mit Geschütz bestrichen werden kann — mit ihr zu verbinden. Man pflegt auch wol das ganze Glacis des bedeckten Weges, ja bisweilen im Französischen jeden freien Raum vor einem großen Gebäude mit dem Namen der Esplanade zu belegen. (*v. Hoyer.*)

ESPOSENDE, Flecken in dem portugiesischen Correiçao de Barcellos, Provinz Entre Duro e Minho, liegt fünf Meilen nördlich von Porto und vier Meilen westlich von Braga an der Mündung des Cavado, und hat einen jedoch nur für kleine Schiffe passenden Hafen, welchen das Fort da Marinha beschützt, eine Pfarrkirche, ein Hospital, ein Armenhaus, 300 Häuser und 1500 Einwohner, welche sich mit Fischfang beschäftigen. (*Fischer.*)

ESPRIT (St.), kleine Stadt im französischen Departement der Haiden (des Landes, Gascogne), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirk Dax, ist der Sitz eines Friedensgerichts, eines Einregistrirungsamtes, sowie einer Gendarmeriebrigade, und hat eine Pfarrkirche und 5503 Einwohner. Diese Stadt liegt ganz nahe bei Bayonne, von welchem sie nur durch den Adour getrennt wird, und in ihr befindet sich auf einer Anhöhe die Citadelle, welche Bayonne und dessen Hafen vertheidigt. — Der Canton St. Esprit enthält in acht Gemeinden 12,556 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

ESQUERDES, Kirchdorf an der Aa, ¾ Stunde südwestlich von St. Omer entlegen, vormals dem Amte Aire, der Landschaft Artois, und heute dem Bezirke von St. Omer, Departement Pas-de-Calais, zugetheilt, hat einem der ausgezeichnetsten Feldherren des 15. Jahrh. den Namen gegeben, weil Margaretha von la Tremouille, Jacob's von Crevecoeur andere Gemahlin, die Herrschaft zu Handen ihres Sohnes Philipp von Crevecoeur erkaufte (den 10. Juli 1441). Es führt solches Haus Crevecoeur im rothen Schilde drei goldene Sparren, hiermit sattsam von andern Geschlechtern desselben Namens sich unterscheidend, und soll Hugo von Crevecoeur, der 1157 sich mit der Abtei St. Symphorien-les-Beauvais wegen der Pfarrei Cureville einigte, der auch sein Gut Mormaison an St. Lucian's Abtei zu Beauvais vergabte, ein Sohn Eberhard's III. von Breteuil gewesen sein. Hiernach ist es außer Zweifel, daß Hugo seinen Namen empfing von Crevecoeur-les-Lihus, dem von Breteuil drei, von Beauvais 3½ Stunden entfernten Marktflecken. Hugo's Sohn, Ingelram von Crevecoeur, Wohlthäter von St. Lucian's Abtei, als er sich anschickte, die Fahrt nach dem heiligen Lande anzutreten, war mit Clemencia von Gerberoy verheirathet, daher sein Sohn Johann I. um den Besitz des halben Vicedominats von Gerberoy mit dem Bischofe von Beauvais zu streiten hatte, und sich endlich 1240 für seinen Anspruch mit der Herrschaft Rotengy abfinden ließ. Es gelten Johann I. und seine Hausfrau Alix von Fouilleuse als Stifter des Dominikanerklosters zu Beauvais. Ein später Abkömmling von ihnen war jener Jacob, Herr von Crevecoeur und Thois, den wir als der Margaretha von la Tremouille Eheherrn kennen. Margaretha war aber die zweite Frau, weil Jacob in erster Ehe mit Bona von Vielleville, Frau auf Thienes und Calonne, verheirathet gewesen. Stets dem Herzoge von Burgund anhängig, auch dessen bestellter Rath und Kammerherr, empfing er von demselben die Hauptmannschaft von Compiegne, gleichwie 1428 von dem König von England das Gouvernement von Stadt und Grafschaft Clermont, welche er auch 1430, von seinem Bruder Johann unterstützt, gegen den Marschall von Boussac vertheidigte. Des goldenen Vließes Ritter seit 1433, ging Jacob, als des Herzogs Gesandter, nach England, um an der Herstellung eines allgemeinen Friedens zu arbei-

ten. Zu Arras versöhnten sich jedoch allein Frankreich und Burgund, und wie letzteres von dem an den Engländern feind, folgte Jacob 1436 seinem Herzoge zu der Belagerung von Calais, auch in die verschiedenen Heerfahrten für die Befreiung der Normandie. Im J. 1439 beauftragt, in Cambray die dem Grafen von Charolais bestimmte Braut, die Prinzessin Katharina von Frankreich, zu empfangen, war er 1441 nicht mehr bei Leben. Sein Sohn erster Ehe, Anton, Herr von Crevecoeur, Thienes und Thois, des Herzogs von Burgund Rath und Kämmerer, hielt, zum Amtmann von Amiens bestellt, daselbst am 20. März 1457 seine erste Assise, und wurde 1462 von dem Herzoge mit der Herrschaft Tricot beschenkt, welche Gunst er alljährlich mit Darbringung eines Paares vergoldeter Sporen anerkennen sollte. Am 22. Nov. 1463 bewilligte ihm der König von Frankreich einen Jahrmarkt für Tricot und 1464 eine Gratification von 1100 Franken. Weil er aber regelmäßig seine Burg Thienes, in der Nähe von Aire, doch innerhalb der Grenzen von Flandern, bewohnte, konnte er sich nicht entbrechen, dem Grafen von Charolais in den Krieg um das gemeine Beste zu folgen, und er gerieth in der Schlacht bei Montlhery in französische Gefangenschaft. Das benutzte Ludwig XI., um den Gefangenen in einen Diener umzuwandeln; des Königs Rath und Kammerherr, auch Ritter des St. Michaelsordens, entsagte Anton dem Aufenthalte zu Thienes, um fortan das durch ihn neu ausgebaute Stammhaus Crevecoeur zu bewohnen. Für die davon abhängige Herrschaft empfing er von dem König am 28. Febr. 1469 ausgedehnte Privilegien, gleichwie er am 26. Nov. 1477 von Ludwig XI. zum Seneschalk und Gouverneur von Artois bestellt, auch mit dem Amte eines Grand-Louvetier von Frankreich beehrt wurde. Daneben genoß er 1479 und auch noch 1486 einer Pension von 2000 Livres; 1493 war er nicht mehr bei Leben. Von seiner zweiten Frau, Margaretha von la Tremouille, Frau auf Dours, bei Corbie, auf Engoudsen und la Mothe-en-Santerre, hinterließ er, außer drei Töchtern, die Söhne Johann und Franz. Jener, des Vaters Nachfolger in dem Gouvernement von Artois, genannt u. a. 1500, starb unvermählt. Franz von Crevecoeur, auf Engoudsen, erbte von dem Bruder Crevecoeur, Thois, Thienes und Catheu, starb aber in dem Alter von 22 Jahren; die einzige Tochter seiner Ehe mit Johanna von Rubempré, Louise von Crevecoeur, heirathete den bekannten Admiral Bonnivet, den Wilhelm Gouffier, und als dessen Witwe den Anton von Hallwyn auf Piennes. Es bleibt uns übrig, von Philipp, dem Sohne von Jacob's anderer Ehe, oder von dem Herrn von Esquerdes, des Cordes, Cordäus, wie ihn fälschlich Commines und Roo benennen, zu handeln. Um 1428 geboren, an dem Hofe des gütigen Herzogs erzogen, besaß Philipp, kaum der Edelknabenschule entlassen, die volle Gunst des Grafen von Charolais. Als dessen Ecuyer erhielt er 1463 das Gouvernement von Peronne, Montdidier und Roye. Hingegen folgte er dem Prinzen in die Schlacht von Montlhery, und wird von ihm und seinem Bruder gerühmt, daß sie, gegen der übrigen Ritterleute Beispiel, einmal abgesessen, auch in den Reihen der Schützen verharrten, und durch das Beispiel von Ausdauer und Muth nicht wenig beitrugen, diesen Schützen eine feste Haltung zu bewahren. Ebenso des Prinzen Gefährte in den Zügen gegen Luxemburg, Namur und Geldern, gewann Philipp vorzüglichen Ruhm in der Schlacht von Brusthem, unweit St. Tron, den 28. Oct. 1467. Die burgundischen Schützen hatten ihre Köcher geleert, und drangen, das gewahrend, die Lütticher mit ihren langen Piken unaufhaltsam vorwärts; auf einer einzigen Stelle lagen aufeinandergehäuft 500 Burgunder, „et branloient toutes nos enseignes, comme gens presque desconfits.“ Da ließ der Herzog die Schützen „de sa bataille“ vorrücken. Die befehligte „messire Philippe de Crevecoeur, homme sage, et plusieurs autres gens de bien, qui d'un ardent et grand courage assaillirent lesdits Liégois: lesquels en un moment furent desconfits.“ Über 6000 der Lütticher fielen in dieser Schlacht, „qui changea bien l'orgueil de ce fol peuple,“ und in deren Folge St. Tron am 2., Tongern am 6. Nov. sich ergaben, worauf dann am 17. des Herzogs Einzug in Lüttich folgte. Am 10. Juni desselben Jahres hatte Philipp von seiner Mutter die Herrschaft Esquerdes zu Eigenthum empfangen. Mit dem Gouvernement von Artois und Picardie, auch mit dem Vließorden bekleidet (den 8. Mai 1468), rettete er 1470 durch sein rechtzeitiges Eintreffen die Stadt Abbeville, deren Bürger, dem Beispiele von St. Quentin und Amiens zu folgen, im Begriffe standen, französische Besatzung aufzunehmen. In der Heerfahrt von 1472, welche zunächst der Normandie gelten sollte, führte Esquerdes des Herzogs Vortrab, und an der Stadt Beauvais vorüberziehend, wandelte ihn ein Gelüst an, sie seinem Herrn zu gewinnen. Eine Auffoderung wurde von den Bürgern abgewiesen; sofort (den 27. Juni) gebietet Esquerdes den Sturm, der gegen zwei Thore, die porte de Bresle und die porte de limaçon, sich richtet. Eine Bastille bei diesem Thore, le Deloy, wird von den Burgundern erstiegen, unangesehen des mannhaften Widerstandes, von Ludwig Gomel von Balagny und seinen wenigen Kriegsleuten geleistet; schon ertönt der Burgunder Ruf: „ville gagnée,“ aber unbeweglich, wie ihre Mauern, stehen die Bürger, Vertheidiger des eigentlichen Thores. Unterstützt von ihren Frauen und Töchtern, die mit übermenschlichen Kräften die schwersten Steine herbeiwälzen, Waffen und Munition austheilen, richten sie einen Hagel von Pfeilen und Kugeln gegen die in den Vorstädten sich ausbreitenden und unter dem Schutze der Häuser dem Thore sich nähernden Feinde. Wer von den Burgundern in offener Straße sich blicken läßt, ist des sichern Todes; namentlich fällt derjenige, der die Hauptfahne von Burgund, Angesichts der Zugbrücke, aufzupflanzen wagt, und sein Fall benimmt gar sehr den Landsleuten die Lust zu weitern Anstrengungen, zumal von denselben gar wenige Frucht zu verspüren. Ein Augenzeuge berichtet: „et dura le dit assaut depuis huit heures du matin jusques à neuf heures du soir, auquel ne fut tué en icelle porte, sinon un des habitans qui fut atteint

d'une flèche par le col." Viel hartnäckiger ist der Sturm gegen das Thor von la Bresle, von Esquerdes selbst geleitet. Freilich sind zu kurz die wenigen, ihm beigegebenen Sturmleitern; aber zwei Kanonen führt er bei sich, einen Schuß thut jede, und jeder Schuß schlägt ein Loch in das Thor; wäre ein zweiter Schuß möglich gewesen, traun das Balkenwerk hätte nicht lange widerstehen sollen, aber die zwei abgeschossenen Kugeln erschöpften vollständig den Munitionsbestand der Heeresabtheilung, und den Burgundern blieb nichts übrig, als so gut wie möglich der Breschen in dem Thore sich zu bedienen, d. i. mit den Lanzen nach den Gesichtern der Gegner zu stoßen. Des Pförtners Stüblein hatten sie eingenommen, und die große Zahl der Stürmenden, die darin zusammengedrängt, wollte schier die Vertheidiger entmuthigen, als unerwarteter Beistand aus dem Innern der Stadt ihnen zukommt. Der heiligen Angadresmis, der glorreichen, in Beauvais selbst geborenen Jungfrau, Sarg wird zur Stelle getragen, „en requerant son ayde et bon secours envers Dieu à l'encontre desdits Bourguignons." Wirksam zeigte sich dieses Gebet, neuer Muth erfüllte die Herzen der Vertheidiger der bedrohten Stelle, und gleichwie sie die Regungen durch die himmlische Beschützerin geweckt empfanden, berechneten sie zugleich den geringen Verlust, den sie in des heißen Tages Lauf gehabt, „et là, n'y furent tués ni blessés qu'un archier et trois des habitans de la dite ville, combien que les dits Bourguignons tirassent sans cesse de leurs flèches, coulevrines et serpentines en la dite ville." Einem Burgunder, der bereits die Mauer erstiegen zu haben vermeinte, riß eine kühne Jungfrau, Johanna Fourquet, die Standarte, welche er auf die Zinne zu pflanzen willens war, aus den Händen, und wie dessenungeachtet fortwährend die Burgunder sich abmühten, das Thor zu erbrechen, lief ein Wagehals mit brennenden Reißbündeln herbei, um ihnen damit die Gesichter zu verbrennen. Vor so böslicher Absicht wichen die Feinde zurück; das Feuer, der Nasen und Bärte verschonend, ergriff das Holzwerk des Thores, und bald stand dieses in lichten Flammen. Gegen die Elemente waren Esquerdes und seine Scharen nicht ausgesendet; sie ließen ab (gegen 8 Uhr), um sich der Stadtgraben entlang zu verschanzen und das Eintreffen der Hauptmacht abzuwarten. Dieses verschaffte mehren französischen Rittern Gelegenheit, sich in die geängstigte Stadt zu werfen, und daß der mittlerweile ebenfalls eingetroffene Herzog nicht zu bewegen war, durch einen Theil seines Volkes die Straße von Paris bewachen zu lassen, dieser Fehler wurde mit großer Thätigkeit von den Franzosen benutzt, um Alles, was dienstfähig, in Beauvais zusammenzuziehen. Solchem Anhäufen der Feinde hat der Herzog ruhig zugesehen, bis zum 9. Juli, „les dits Bourguignons pendant ce tems, battoient continuellement la muraille, églises et maisons de la ditte ville de grosses bombardes, mortiers, canons et serpentines, tellement, qu'ils en descouvrirent, effondrèrent et despescherent plusieurs et abattirent la muraille, jusques à rez de terre." An diesem 9. Juli erfolgte ein neuer Sturm, der, lässig geführt, nach Verlauf von drei Stunden abgeschlagen wurde, und 14 Tage darauf, den 22. Juli, „en un mercredy matin, en belle nuit, le duc, sans trompette, honteusement et villainement s'enfuit et deslogea avec son ost, clos et fermé dedans son parc." Und doch hielt der Herzog von Burgund sich für einen großen Feldherrn, und Esquerdes wurde von männiglichen als ein solcher angesehen. Wenn irgend der Ausspruch Hume's zu gelten hat: „solche elende Soldaten waren diese Ritter, die noch nichts anderes wußten, als mit den Waffen umzugehen," so ist es an dieser Stelle. Weit entfernt, seines Dieners wunderliche Operationen vor Beauvais zu misbilligen, scheint von dem an der Herzog seine Gunst für Esquerdes unendlich gesteigert zu haben; und wir finden ihn zu der Zeit von des kühnen Karl's Ableben in dem Genusse vielfältiger Ämter, als Gouverneur der Picardie, Seneschalk von Ponthieu, Hauptmann zu Crotoy, Boulogne und Hesdin, als Gouverneur von Peronne, Montdidier und Roye. Ohne Zweifel war es des Herzogs Meinung, in demjenigen, den so sehr seine Gnade erhoben, seiner Tochter eine zuverlässige Stütze zu hinterlassen, und Philipp konnte als solche sich zu bewähren um so entschiedenern Beruf in sich verspüren, da seine Mutter theilweise die Erzieherin der von allen Seiten angefallenen burgundischen Erbin gewesen; aber des hohen Berufes hat er wenig eingedenk sich gezeigt. Wol wies er, in den ersten Handlungen mit Comines in der Abtei Mont-Saint-Eloi bei Arras gepflogen, die Foderung, Arras dem Könige von Frankreich zu überliefern, mit der Erklärung ab, daß die Provinz Artois, ein Weiberlehen, nothwendig der Tochter des letzten Besitzers angehöre; allein es erzählt Comines selbst: „Nos paroles ne furent point trop longues, car nous nous attendions bien d'avoir cette response. Mais la principale occasion de mon allée aux dits lieux estait pour parler à aucuns particuliers de ceux, qui estoient là pour les convertir pour le roy. J'en parlay à aucuns, qui tost après furent bons serviteurs du roy," und wenige Seiten weiter: „le roy . . . avoit esperance par nous et par autres que Monseigneur des Cordes seroit des siens;" eine Hoffnung, die sich alsbald bewährte. Denn ohne von dem Kanzler Hugonet und von Humbercourt ermächtigt zu sein, wie zwar Comines behaupten will, überlieferte Esquerdes die Cité von Arras, welche ihm befohlen, den Franzosen, hiermit die Einwohner der Ville gewissermaßen in die Nothwendigkeit versetzend, ein Gleiches zu thun (März 1477); sodann trat er selbst in des Königs Eid und Pflichten, unter Vorbehalt aller seiner Ämter und Würden, und mit dem St. Michaelsorden beehrt. Der Ritterehre, der Dankbarkeit gegen das Haus eines viel zu gütigen Gebieters gleich sehr vergessend, folgte er sofort dem König in das Lager von Hesdin. Daselbst hatte vor nur 72 Stunden in der Prinzessin Namen Esquerdes geboten, von seinem Volke war noch die Stadt besetzt; doch zeigte dieses Volk, inmitten einer Beschießung von mehren Tagen, den guten Willen, sich zu wehren, aber Esquerdes sprach

zu der Besatzung, und auf sein Wort öffnete sie die Thore, unter denselben Umständen, wie unmittelbar eine andere Festung seines vormaligen Gehorchs, Boulogne, gethan hat. Überhaupt ergab sich bei der absoluten Rathlosigkeit in der Umgebung der Prinzessin, bei dem allgemeinen Abfalle derer, die am stärksten dem Hause Burgund verpflichtet, nur in einzelnen, seltenen Fällen die Möglichkeit, dem unbeschränkten Willen des Königs von Frankreich zu widerstehen, und selbst nach der Prinzessin Vermählung (den 19. Aug. 1477) vergingen zwei volle Jahre, bevor ihr Gemahl, der Erzherzog Maximilian, einen ernstlichen Versuch wagte, seiner Frauen Erbtheil der Gewalt abzudringen. Mit der Belagerung von Terouane wollte er hierzu den Anfang machen, und er hatte, durch die von St. Omer ausgegangene Schnelligkeit seiner Bewegungen die französischen Grenzer überraschend, bereits einen bedeutenden Vortheil errungen. Allein es ersetzte, was anderweitig verfehlt worden, des Gouverneurs St. André entschlossener Widerstand, vom 27. Juli ab, daß Esquerdes Zeit gewann, die durch sein Gouvernement zerstreuten Völker, und was ihm aus dem innern Frankreich an Verstärkung zugekommen, zu einem mächtigen Heere zu vereinigen. An 1800 Lanzen, 22 Fähnlein Knechte und 14,000 Francsarchers führend, zog er von Hesdin aus, über Blangy hinauf, gen Terouane, hierdurch sofort die Aufhebung der Belagerung veranlassend; denn es brannte vor Begierde der Erzherzog, im offenen Felde Gottes Gericht anzurufen. Deshalb hatte er auf die Nachricht, daß Esquerdes am 8. Aug. die Schlacht bieten werde, im Voraus eine vortheilhafte Stellung in der Nähe des Kirchdorfes Esquinegatte [1]), 2½ Stunden südwestlich von Aire, 4 Stunden südöstlich von St. Omer, erwählt. Seinen englischen Bogenschützen, 600 an der Zahl, in der äußersten Fronte, waren 3000 Teutsche, ebenfalls Bogenschützen, beigegeben. Diese sollten das Geschütz und die Feldschlangen hüten. Hinter den Geschützen erhob der Erzherzog sein Banner, und ihm schlossen sich der Herr von Ravenstein, Karl von Croy, Joboc von Lalaing, Philipp von Beveren, Johann von Luxemburg, Balduin von Lannoy, Johann von Gruithuisen und viele andere tapfere Ritter an. Die Aufgebote aus den Provinzen, zusammen 20,000 Mann, bildeten zwei große Brigaden, die eine geführt von dem Grafen von Romont, welchem Friedrich Albert, Graf von Hohenzollern, beigegeben, die andere von dem Grafen Engelbert von Nassau. Die Reiterei war ebenfalls auf den beiden Flügeln vertheilt, sodaß ein jeder auf der äußersten Spitze durch 400 Reisige geschlossen. Den 7. Aug. um 2 Uhr Nachmittags rückten die Franzosen zum Angriffe, und ihrer wartete von Seiten der Geschütze ein gar blutiger Empfang, daß Esquerdes, für seine Colonne auf den Frontangriff verzichtend, mit großer Geistesgegenwart seine Disposition gegen die Flanken der Feinde richten mußte. Die Reisigen seines rechten Flügels, 500 Mann, denen eine starke Schar Bogenschützen sich zugesellt, führt er zum Sturme gegen die äußerste Spitze des feindlichen linken Flügels, und diese, an Zahl so wenig, als an Gehalt den französischen Ordonnanzcompagnien gewachsen, bricht sofort ihre Ordnung, und der zersprengte Haufen jagt kopfüber, der Anführer, Junker Philipp von Cleve auf Ravenstein, der vorderste, nach Aire hinab. Ergötzlich ist der Hasen Hetze, und Esquerdes vergißt des Feldherrn in solcher Lust. Mit verhängtem Zügel sprengen er und sein Lieutenant, Johann von Estouteville auf Torcy, den Flüchtigen nach bis zu den Thoren von Aire, hier Gefangene auflesend, dort gute Hiebe wechselnd. Mittlerweile kommen die französischen Schützen mit des Grafen von Nassau [2]) Brigade zu Gefecht, das hartnäckig und blutig, bis allmälig die Franzosen weichen, um in dem nächsten Dorfe Schutz zu suchen. Noch hartnäckiger stellt sich auf dem andern Flügel, wo Romont der Franzosen Gegner, das Gefecht, doch schienen die Flamänder im Nachtheil, zumal ein französisches Reitergeschwader ihre Flanke bedroht; allein es rufen diese Flamänder St. Leonharden von Dudzeele zu Beistand an, und der heilige Schutzpatron erbarmt sich seines bedrängten Volkes, mit Blindheit schlagend dessen Feinde. Statt kopfüber auf jenes schwankende Fußvolk sich zu stürzen, jagen die Ritter in einer Schwenkung dem burgundischen Lager zu, reicher Beute daselbst und geringen Widerstandes sich versehend. Während gegen Troßbuben und Marketenderinnen sie wüthen, haben der Erzherzog, der, um seiner Aufgebote Gefahr zu theilen, abgesessen war, und wetteifernd mit ihm Romont, die Ordnung wieder hergestellt, auch von dem nicht weiter beschäftigten Nassau eine Verstärkung empfangen, und von der Vertheidigung zum Angriffe übergehend, setzen sie gewaltig den Franzosen zu. Aber unerwarteten Beistand führen denen mit der Besatzung von Terouane St. André und Baudricourt herbei, gegen das burgunder Geschütz richten diese neuen Ankömmlinge ihre Anstrengungen, und schon glauben sie deren sich bemeistert zu haben, als Romont, von Scham und Zorn erglühend, herzueilt, die weichenden Glieder wiederum ordnet, endlich, wiewol der Wind ihm entgegen, den vollständigen Sieg erstreitet und das Lager der in wilder Flucht sich auflösenden Franzosen mit allem Geräthe erstürmt. Wie Esquerdes mit seinen Gendarmen von der Hetze umkehrt, findet er Schlachtfeld und Lager in der Feinde Gewalt, und Fersengeld müssen geben die eben noch in des Sieges Hochgefühl übermüthigen Reiter. Auch sie werden von den Überwindern scharf verfolgt, und der Erzherzog selbst hat einen der fliehenden Ritter zum Gefangenen gemacht, doch auf der Stelle ihm die Freiheit gegeben, damit er, der Erste, von

1) Nicht völlig 400 Menschen zählt das Dorf, aus welchem man in der neuesten Zeit einen Hügel hat machen wollen. Die gewöhnliche Schreibart Guinegate ist eine Verstümmelung von Esquinegatte.

2) Gleichwie Arnoldi diesem Grafen Engelbert des erfochtenen Sieges besten Antheil zumißt, ohne weiter diese Behauptung zu rechtfertigen, so will er auch bei Comines für des Grafen tapferes und kluges Betragen die höchsten Lobsprüche gefunden haben. Trocken berichtet aber Comines: „et estoient de ce nombre, Monseigneur de Romont, fils de la maison de Savoye et le comte de Nassau, et plusieurs autres, qui encore vivent.“

den Ergebnissen des Tages seinem König berichte. Dahingegen haben andere Burgunder in der Verfolgung dergestalt sich vergessen, daß sie ihre Verwegenheit, sobald die Franzosen einigermaßen zu sich gekommen, theuer, mit Gefangenschaft oder Tod, büßen müssen. Gefangen wurden namentlich auf diesem Ritt Olivier von Croy, Michel von Condé auf Frennes, Anton Barlet und ein Sohn des Königs von Polen, in welchem wir jedoch, den Franzmännern zum Trotz, Herrn Martin von Polheim, den österreichischen Rittersmann, erkennen. In allem will Esquerdes 900 Gefangene gemacht haben; um die Zahl der Gebliebenen hat man bis auf diesen Tag sich nicht einigen können. Gaguin berechnet den Verlust der Franzosen zu 5000, jenen der Burgunder zu 11,000 Mann. Der Erzherzog selbst berichtet, er habe 13,000 Leichen begraben lassen, in der Mehrzahl Franzosen. Niederländische Schriftsteller nennen ihrer Landsleute Verlust an Fußvolk unbedeutend, betrauern hingegen mehr denn 200 gefallene Ritter; unerhebliche Einbuße gegen die 9000 Mann, meistentheils Edle, nach den vergoldeten Sporen zu urtheilen, welche den Franzosen dieser Tag gekostet haben soll. In jedem Falle würde er entscheidend geworden sein, wenn der Erzherzog in sich selbst oder in der Kriegsmanier, wie er sie vorfand, die Mittel zu einer fortgesetzten Anstrengung besessen hätte. „Et crois bien, que s'il eut eu conseil de retourner devant Therouenne n'eut trouvé ame dedans, et autant," schreibt Comines, „en Arras;" aber Maximilian zog es vor, die elende Burg Malounoi zu belagern, und nachdem sie, der tapfern Vertheidigung ungeachtet, mit Sturm gewonnen worden, den Hauptmann, den Cadet Ramont hängen zu lassen, dann bis zum October sein Volk nach Hause zu schicken. Besser, wie in sein Glück der Feind, wußte in sein Unglück der König sich zu finden; hohes Lob spendete er an Esquerdes, dann gab er Befehle, „en façon qu'on n'entreprendroit plus telles choses sans son sceu;" endlich suchte er, weil der Verlust an Volk nicht sofort zu ersetzen war, Frieden oder wenigstens Waffenstillstand. Der That nach war derselbe bereits eingetreten, es wurde aber auch solcher für die Dauer von sieben Monaten im August 1480 abgeschlossen. Den 9. Oct. desselben Jahres wurde Esquerdes, in Betracht der wichtigen und vielfältigen durch ihn dem Staate geleisteten Dienste, sowol „en la reduction de quantité de villes, comme en plusieurs batailles et rencontres où il s'estoit trouvé, et la confiance que le roy avoit en sa personne, bonne conduite, vaillance et prudhommie," zum „Lieutenant et capitaine général de son camp par dessus tous les autres lieutenants et capitaines de gens de guerre" ernannt. Eine Erwiederung darauf scheint der Schluß des am 5. Mai 1481 zu Herzogenbusch gehaltenen Capitels des Vließordens gewesen zu sein, wodurch Esquerdes, undankbar und treulos gegen die Familie des Ordenshauptes, von dem Capitel ausgestoßen und der Ordenskette verlustig erklärt wurde. Im grellen Gegensatze zu dieser Beschimpfung bewegte sich wenige Wochen später Esquerdes im höchsten Glanze. Es hatte der König, in Nachahmung der Berichte, welche von der Lagerweise der Römer vorhanden, aus Holz ein bewegliches Lager erbauen lassen, und sollte vom 15. Juni 1481 ab die Anwendung desselben im Felde versucht werden. Zur Lagerstätte wurde die große Ebene zwischen dem Pont-de-l'arche und dem Pont St. Pierre erwählt; „partie duquel camp, tel qu'il pouvait contenir, fut fossoyé au long de ce qui en fut dressé, et dedans fut tendu des tentes et pavillons, et aussi y fut mis de l'artillerie et de tout ce qui y estoit requis." Das Commando über die in diesem Lager, dem Urbilde aller spätern Lustlager, versammelten Truppen, „quantité de gens de guerre armés, avec hallebardiers et picquiers, que nouvellement avait mis sus," führte Esquerdes, und die Übungen wurden einen vollen Monat durch fortgesetzt, „qui fut fort agréable au roy, pour sçavoir comment les gens de guerre se conduiroient dedans, et pour sçavoir quels vivres il conviendroit avoir à ceux qui seroient dedans le dit camp durant le temps qu'ils y seroient." Von Schimpf zu Ernst sich wendend, ließ Esquerdes durch Überfall die Burg zu Cambray nehmen, ein Ereigniß, welches beinahe unter den Folgen von der Erzherzogin Ableben verschwindet (den 18. März 1482); diesen Trauerfall in aller Weise zu dem Vortheile des Königs auszubeuten, machte Esquerdes sich zur Aufgabe, und die Lösung scheint selbst Ludwig's XI. Wünsche überboten zu haben. Mit der Stimmung der Parteien in den Niederlanden vollkommen vertraut und stets Verbindungen mit einigen der einflußreichsten Geschäftsmänner in Gent unterhaltend, wußte er durch deren Vermittelung die einander feindlichsten Elemente zu gemeinschaftlichem Widerstand gegen alle Vorschläge und Absichten des Erzherzogs zu stimmen. Von den Ständen von Brabant und Holland vorläufig als seiner Kinder Vormünder anerkannt, wurde denselben, auf der Genter Betrieb, durch den zu Ypern versammelten Landtag die Vormundschaft für Flandern verweigert, und ebenso wenig mochte er in der Versammlung der Generalstaaten zu Aelst diese in keiner Weise ungeziemende Foderung durchsetzen. Übermüthig in der Verblendung der Thoren, welche ihm verschrieben, durfte Esquerdes, noch im Laufe dieser Umtriebe, einen zweiten Anschlag brüten, der zu jeder andern Zeit das gesammte Belgien in Aufruhr gebracht hätte. Der Commandant zu Aire verkaufte ihm diese wichtige Grenzfestung gegen eine Summe von 30,000 Schilden und gegen die Zusage einer Ordonnanzcompagnie. Damit aber des Verkäufers Ehre keinen Eintrag in den Augen der Welt erleide, sollte der Handel unter dem Scheine einer Belagerung vollführt werden. Esquerdes führte ein mächtiges Kriegsheer, 1400 volle Lanzen, 8000 Pikenirer, 6000 Schweizer vor Aire, „les quartiers furent delivrés, l'artillerie assise, aucunes églises abattues, à l'environ de la ville logis furent faits, tentes et pavillons dressés, gros et larges tranchis approfondis, et fut en peu d'espace le siège clos et fermé, comme si l'on y devoit séjourner par année. La ville fut battue de gros engins tant merveilleuse-

ment, qu'ils furent ouys jusques à deux lieues près de Valenciennes.“ Solchen Hergang vernehmend, entsendeten die Stände von Flandern Boten über Boten an den Commandanten, ihm Volk, Lebensmittel, Munition anzubieten; aber der erwiederte stets, er sei mit Allem für eines Monats Dauer versehen, daß demnach der Erzherzog volle Zeit haben werde, den Entsatz zu bereiten. So blieb die Stadt sich selbst überlassen, und begegneten Belagerung und Vertheidigung, diese von Seiten der Bürgerschaft, einem Ernste, der keineswegs zu den Absichten von Käufer und Verkäufer stimmte. Endlich war ein Stück Mauer gefällt, die Schweizer trugen Reißbündel zusammen, als wollten sie zu stürmen sich bereiten, und den Schrecken, den dergleichen Anstalten in jeder belagerten Stadt erwecken müssen, benutzte der arglistige Commandant, um nach kurzer Verhandlung die Capitulation vom 28. Juli 1482 abzuschließen. Das bedrohliche Ereigniß blieb, wie gesagt, von den Gegnern des Erzherzogs unbeachtet, und statt sich gegen die offene Gewalt und schleichende Tücke zu ehrlichem Widerstande zu vereinigen, nöthigten die Thoren den Fürsten, die ihm am meisten zugethanen Männer und alle ihnen misfälligen Diener des Erzherzogs Philipp vom Hofe zu entfernen, endlich auch seine Einwilligung zu einem beständigen Frieden mit Frankreich, zu der Vermählung der Erzherzogin Margaretha mit dem Dauphin zu geben. Dem zufolge wurden die Friedensunterhandlungen zu Arras eröffnet, von Seiten Frankreichs durch vier Bevollmächtigte: Esquerdes, Quetman, la Vacquerie und Guerin (ihre Vollmacht ist vom 4. Dec. 1482), unter so günstigen Umständen, daß der große Aufwand von diplomatischen Künsten, in welchem Esquerdes sich zeigte, schier als Verschwendung betrachtet werden mag. Ludwig XI. würde sehr gern sich begnügt haben, Artois oder die Grafschaft Burgund als der Prinzessin Aussteuer anzunehmen; in dem Friedensinstrumente vom 23. Dec. 1482 wurden ihm beide Provinzen und Maconnais, Auxerrois, Bar-sur-Seine und Noyers dazu überlassen. „Les Gantois, s'ils luy eussent peu faire bailler celle de Hainaut et de Namur, et tous les subjets de cette maison qui sont de la langue française, ils l'eussent volontiers fait, pour affoiblir leur dit seigneur. Le roy nostre maistre, qui estoit bien sage, et entendoit bien que c'estoit que de Flandres, et qu'un Comte du dit pays d'Artois, qui est assis entre le roy de France et eux, leur estant comme une bride, car du dit pays d'Artois se tiroit de bonnes gens de guerre, pour les chastier quand ils feroient les fols; et pour ce en ostant au dit comte de Flandres le dit pays d'Artois, il le laissoit le plus pauvre seigneur du monde et sans avoir obéissance, si non au plaisir de ceux de Gand.“ Nach der Ratification des Vertrags, im April 1483, übernahm Esquerdes zu Hesdin die Prinzessin aus den Händen der Genter, und er sollte demnächst, da hiermit dem Scheine nach Ludwig XI. den Zweck seines Lebens erreichte, über die Mittel, welche ihm zur Verfügung gestanden, Rechnung ablegen. Das fiel ihm schwer, und als endlich die Rechnung aufgestellt und der König nach seiner Weise Posten für Posten besprach, da fuhr Esquerdes von seinem Sitze auf und sagte: „Mit dem Gelde, Sire, habe ich die Städte Arras, Hesdin, Boulogne gewonnen; gebt mir meine Städte wieder und Ihr sollt Euer Geld wiederfinden.“ — „Par la pâque-dieu,“ entgegnete Ludwig, „il vaut mieux laisser le moustier où il est,“ und Esquerdes empfing (1483) weitere 20,000 Livres, als Ersatz der Kosten, welche ihm die Eroberung von Aire und die Bewirthung der niederländischen Deputirten während der Conferenzen zu Arras gemacht. Gleich darauf vernahm Ludwig seiner Ärzte furchtbaren Ausspruch: „car seurement il est fait de vous, et pour ce pensez à votre conscience, car il n'y a nul remède,“ und zu seinem letzten Stündlein sich bereitend, auch die Schwierigkeiten, die den unmündigen Nachfolger erwarteten, betrachtend, stellte er für Esquerdes ein Zeugniß aus, dergleichen wol niemals ein Unterthan von seinem König empfangen. Er befahl, „que le sieur des Cordes ne bougeast d'avec le roy son fils de six mois,“ fügte aber diesem Gebote die an Esquerdes gerichtete Bitte hinzu: „de ne mener nulle pratique sur Calais, n'y ailleurs, disant qu'il estoit conclu avec lui de conduire telles entreprises, et à bonne intention pour le roy et pour le royaume; mais qu'elles estoient dangereuses, et par especial celle de Calais, de peur d'émouvoir les Anglois; et vouloit sur toutes choses, qu'après son trespas on tint le royaume en paix cinq ou six ans, ce que jamais n'avoit peu souffrir en sa vie. Et à la verité dire, le royaume en avoit bon besoin: car combien qu'il fut grand et estendu, si estoit-il bien maigre et pauvre, et par especial pour les passages des gens-d'armes, qui se remuoyent d'un pays en un autre.“ Nicht vergebens hat der sterbende Monarch seine günstige Meinung um den vielversuchten Diener ausgesprochen. Gleich am 2. Sept. 1483 wurde Esquerdes, für den nächsten Fall einer Vacanz, zum Marschall ernannt, auch am 8. Sept. als solcher vereidet, in allen seinen Ämtern, namentlich in dem jüngst empfangenen Gouvernement von la Rochelle, bestätigt, und für die Dauer von zehn Jahren, von des sel. Königs Todestage an gerechnet, in den Genuß eines Antheils von den gewöhnlichen Aides der Landschaft Artois und des Amtes Hesdin eingewiesen, Alles unbeschadet seines Gehaltes und der ihm auf die Gefälle der Picardie angewiesenen jährlichen Pension von 10,000 Livres. Diese verschiedenen Gnaden empfing Esquerdes während seines Aufenthaltes an dem Hofe, von welchem er jedoch, im Frühjahre 1484, durch die Lage der Angelegenheiten an den niederländischen Grenzen abgerufen wurde. Die Regentin befürchtete nämlich, der so vielfältig mishandelte Erzherzog möge sich versucht fühlen, in den innern Unruhen des Reiches seine Rache zu nehmen. Alsbald seine alten Beziehungen zu den Häuptern der Volkspartei in Flandern erneuernd, brachte Esquerdes den Freundschafts-, Vereinigungs- und Bundesbrief zwischen Herrn Peter von Beaujeu und dessen Gemahlin, Anna von Frankreich, auch den drei Gliedern von Flan-

dern zu Stande, mittels dessen die Regentin sich berechtigt glaubte, ohne mit dem Erzherzoge öffentlich zu brechen, dessen rebellische Unterthanen in ihrem Widerstande zu bestärken und zu unterstützen. Die Hilfstruppen, von Esquerdes den Gentern zugesendet, erschwerten des Erzherzogs Fortschritte höchlich; doch nachdem ihnen Gheertsberghe entrissen worden, nachdem Ath und Ninove sich unterworfen, wollte schier denen von Gent der Muth entsinken. Als Esquerdes die Nothwendigkeit einer Intervention erkannte, zögerte er nicht weiter, mit einer bedeutenden Macht die Grenzen von Flandern zu überschreiten (Mai 1484). Im Vorbeigehen hoffte er die Bürger von Tournay zur Aufnahme einer Besatzung zu bewegen. Das schlug fehl, aber in Deinse eingelassen, gelangte er nach Gent mit etwa 7000 Mann, darunter 600 Reisige, 2000 Freiwillige ungerechnet. Als ein Friedensrichter für beide streitende Parteien gab er sich kund, und zur Audienz des Erzherzogs Philipp geführt, sprach er zu solchem in prächtigen Worten von des Königs von Frankreich zärtlichem Antheil für einen geliebten Schwager, und von seinem eigenen Wunsche, in des Erben von Burgund Dienste Leib und Leben zu opfern. Viel Glauben fanden die glatten Worte nicht; Maximilian manoeuvrirte mit seinem kleinen Heere zwischen Aelst und Audenaërde; den Gentern machten sich die Franzosen verdächtig, zumal wie Esquerdes von der Nothwendigkeit, den jungen Prinzen zeitig in dem Gebrauche der Waffen zu unterrichten, sprach, und für sein Lager die Ehre von dessen Besuche foderte. Diese Foderung, meinten Viele, verberge den Anschlag, sich der Person des Erzherzogs zu bemächtigen und nach Frankreich ihn zu entführen, und der Eindruck solchen Verdachtes wurde gar sehr gesteigert durch die Klagen der umliegenden Ortschaften über die Gewaltthätigkeiten und den zuchtlosen Muthwillen der Franzosen. Gehemmt in allen seinen Schritten durch das keineswegs ungegründete Mistrauen und durch der Indisciplin nothwendige Folge, durch den Mangel an Zufuhr, vernahm Esquerdes nicht ungern den Antrag, daß er, um weitere Folgen der Misstimmung der Völker von Flandern zu vermeiden, einstweilen gegen Landrecies sich wenden möge, und er brach dem zufolge im halben Junius von Gent auf, dort einen seiner Officiere mit etlicher Mannschaft und allem seinen schweren Geschütze zurücklassend. Vorher hatte er, um in den Gemüthern einen künftig vielleicht zu benutzenden Eindruck zu hinterlassen, genaue Rechnungen über die Verpflegung seiner Truppen einfodern und die ganze Schuld baar abführen lassen. Für den Augenblick war hiermit die Sache der Genter aufgegeben; allein der Unschlüssigkeit des Erzherzogs verdankten sie eines Jahres Frist, bis durch den Vertrag vom 8. Juni 1485 sie dem Erzherzoge sich unterwerfen und gleich den übrigen Ständen von Flandern ihn als den vormundschaftlichen Regenten anerkennen mußten. Zum römischen Könige erwählt am 16. Febr. 1486, glaubte Maximilian in einem Bündnisse mit den misvergnügten Großen in Frankreich, hauptsächlich mit den Herzogen von Orléans und Bretagne, die gewünschte Gelegenheit zur Rache zu finden. Ohne vorhergegangene Kriegserklärung ließ er gegen die französischen Grenzen Feindseligkeiten verüben, Terouane durch Salazar, den Gouverneur von Douay, überrumpeln, Mortagne wegnehmen. In dem Laufe seiner Unternehmungen wurde ihm aber, wie gewöhnlich, die Unmöglichkeit, seinem Kriegsvolke den versprochenen Sold zu reichen, gar hinderlich, und Terouane blokirt haltend, wußte Esquerdes nicht nur für die Sicherheit der Grenzen zu sorgen, sondern auch noch mittels eines fliegenden Lagers unaufhörlich des römischen Königs Heer zu beunruhigen. Bereits hatte in Terouane die Noth einen sehr hohen Grad erreicht und den Fall der Stadt unvermeidlich gemacht, da gelang es dem römischen Könige, eine bedeutende Zufuhr von Proviant einzuschwärzen, und somit die Blokade zu sprengen (1486). Um so ernstlicher rüstete Esquerdes sich für den nächsten Feldzug, als für welchen die außerordentlichsten Vollmachten ihm ertheilt worden. Etatsmäßiger Marschall, an des verlebten Andreas von Laval-Loheac Stelle, durch königliche Bestallung d. d. Melun den 21. Jan. 1485, auch für seine Lebtage mit der Stadt Aire und mit allen dasigen Domanialgefällen belehnt, wurde ihm dazu die Würde eines Alter ego des Königs für die ganze niederländische Grenze beigelegt. In der That hat er während des Feldzuges von 1487 sich selbst übertroffen. Indem die Hauptmacht des Reichs fortwährend in Bretagne beschäftigt war, durfte niemals Esquerdes es wagen, im freien Felde dem römischen Könige und seinen zahlreichen teutschen Söldnern entgegenzutreten, aber es wurde diese Ungleichheit der materiellen Kräfte vollkommen ausgeglichen durch des Feldherrn Talent. Abermals war das durch die beständigen Einfälle der französischen Streifer in die äußerste Noth versetzte Terouane durch des römischen Königs Anzug von Mont-Cassel her entsetzt und mit allen Nothwendigkeiten versehen worden. Esquerdes wollte die Gewißheit erlangt haben, daß jene Verproviantirung vorzüglich von St. Omer ausgegangen sei, daß die Bürger, die im Falle eines Bruches zwischen beiden Mächten, vermöge der Bestimmungen des Friedensvertrags von 1482, sich neutral verhalten sollten, vielmehr österreichisch, denn französisch gesinnt seien, und daß sie jüngst insgeheim sich verpflichtet hätten, burgundische Besatzung einzunehmen, auch öffentlich Partei wider Frankreich zu ergreifen. Um ihnen zuvorzukommen, führte er in der Nacht vom 28. April 600 Mann vor die Stadt; er überstieg das Wasserthor, besetzte den Marktplatz, und verbreitete von da aus seine wenige Mannschaft über die verschiedenen Straßen, in dergestalt berechneter Verwegenheit, daß die Bürgerschaft sich nicht zu rühren wagte, ungeachtet der, wie man versichert, in ihr sich befindenden 12,000 streitbaren kriegsgewohnten Männer. Dem kühnen Streiche wollte Maximilian mit einem Angriffe auf Aire entgegnen, aber in seinem Lager selbst stiftete Esquerdes durch Geld, unter die Landsknechte vertheilt, eine gefährliche Meuterei an; sie durch rege Thätigkeit zu dämpfen, zog der König weit hinauf nach der Picardie; schon wähnte er sich im Besitze von St. Quentin, als wohin ein Gewaltmarsch ihn versetzt, aber wiederum war Esquerdes ihm zuvorgekom-

men, der wohl ersonnene Anschlag vereitelt. Darauf, ermüdet, unter dem ungünstigen Einflusse anhaltenden Regenwetters, entließ der König die Aufgebote der Provinzen, den Landsknechten wies er im Lüttich'schen Quartiere an; er selbst, nach kurzem Aufenthalte in Brüssel, fuhr hinüber nach Holland, freien Spielraum seinem unermüdlichen Gegner hinterlassend. Das sollte er bald büßen. Esquerdes hatte durch eine auf Maximilian's Namen mit dem Gouverneur von Terouane gepflogene Correspondenz alle dessen Geheimnisse erforscht. In der Nacht des 23. Juni versammelte er in St. Johanniskloster, außerhalb Terouane, einen Haufen entschlossener Wagehälse; mit denen zog er in der Morgendämmerung, wie eben die Wachen, nach der Zeiten Gebrauch, die Mauern verlassen, dem Stadtthore zu. Der Wächter auf dem Hauptthurme, dessen Amt es gewesen wäre, durch das herkömmliche Zeichen mit der Glocke die Aufmerksamkeit der Besatzung zu erwecken, verhielt sich, von Esquerdes erkauft, ruhig, und so wurden der Gouverneur und die meisten seiner Söldner im Bette betroffen und in demselben überwältigt. Gewonnen war kaum Terouane, und schon hatte Esquerdes einen neuen Strich vorbereitet. Ein Constabler in Bethune unterhielt Verkehr mit mehren Kriegsleuten in des römischen Königs Dienst. Den Mann bestimmte Esquerdes, daß er zum Scheine mit Balduin von Lannoy unterhandele, als wolle er ihm Einlaß in die Festung verschaffen. In die Falle gehend, einigte sich Lannoy mit Philipp von Cleve und mit mehren andern burgundischen Befehlshabern, und ein bedeutender Heerhaufen jagte in freudiger Zuversicht gegen Bethune heran. Eben läutete es darin bei den Franziskanern zur Mette und eben verkündigte die Stadtuhr die Mitternachtstunde. Beides hatte Esquerdes angeordnet, um die Feinde in Ansehung der ihrem Vorhaben übrigen Zeit zu täuschen; in der That war es 3 Uhr. Indessen wird gemeldet, daß die Wegweiser, welche der Constabler dem Heere ausgemittelt, sich unsichtbar gemacht hätten, und diese Entdeckung veranlaßt die Hauptleute zu einer Berathung, wie wol, ohne die Mannschaften allzu sehr zu wagen, der Anschlag auszuführen sein möchte. Sie einigen sich, sechs erprobte Ritter, denen Mannschaften, mit Nachen, Leitern und Streitern belastet, beigegeben, auszusenden. Diese sollen der Burg zu Bethune sich bemeistern, werden aber, indem sie an des Burggrabens Rande beschäftigt sind, von einem Bauersmanne betroffen. „Was macht Ihr hier?" fragt er, für Franzosen sie ansehend; „wißt Ihr nicht, daß der Marschall mit 1600 Reisigen ausgezogen ist, um den Burgundern, die auf Bethune ihr Absehen gerichtet haben, einen Hinterhalt zu legen?" Darüber erschraken jene Herren, doch ihrer Besorgniß sich bemeisternd, legen sie den Unglücksboten in Bande, und mit ihrem Gefangenen eilen sie der Stelle zu, wo das übrige Volk gelagert. Mit des Bauern Aussage die Flucht der Wegweiser vergleichend, und die Todesstille, die immer noch in Bethune herrscht, erkennen die Anführer wol den Verrath, aber es treibt sie vorwärts, der Stadt zu, der Gedanke, daß Flucht nicht nur der schimpflichste, sondern auch Angesichts eines wachsamen Feindes der gefährlichste Ausweg sei. Kaum haben sie wiederum den Marsch angetreten, so zeigen sich ihnen auf den Seiten, in der Fronte und im Rücken die von Esquerdes nach allen Regeln der Kunst aufgestellten Feinde, und je verzweifelter der Widerstand war, desto vollständiger ergab sich der Burgunder Niederlage (den 25. Juli 1487). Viele Gefangene von Bedeutung wurden nach Bethune eingebracht und genöthigt, mit schwerem Gelde sich zu lösen, darunter der Herzog von Geldern, Karl von Egmond, Graf Engelbert von Nassau (dieser mit 84,000 Franken), Bossu und mehre minderen Ranges. Zu des Feldzuges völligem Beschlusse berieth der Marschall mit dem aus Vilvorde entkommenen Adrian Vilain auf Nasseghem und mit Johann Copenoll die neuen Umtriebe, durch welche Gent zu abermaliger Empörung geführt und veranlaßt wurde, unter französischen Schutz sich zu stellen, während die Bürger von Brügge den römischen König selbst gefangen setzten, und dessen Räthe auf offenem Markte folterten oder auch ermordeten. Wol erlangte der König seine Freiheit wieder durch den Vertrag vom Mai 1488; allein der Zwang, in welchem er sich befunden, mochte leicht ihn veranlassen, den Eid, durch welchen er den Vertrag hat bekräftigen müssen, für unverbindlich zu halten, und fortwährend genährt von Esquerdes, schlug zu lichten Flammen auf der Bürgerkrieg zwischen Flandern und den übrigen Niederlanden. Eine französische Hilfsmacht von 3000 Knechten und 400 Lanzen erleichterte den Gentern die Vertheidigung gegen das zahlreiche, aber ungeschickte Kriegsheer, welches Kaiser Friedrich IV. dem Sohne zu Hilfe aus Teutschland herbeigeführt; ein anderer Haufen, von 1000 französischen Pikenirern und Schützen, rettete das wichtige Brügge, als dasselbe durch die seinen Bürgern von dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg beigebrachte schwere Niederlage zur äußersten Muthlosigkeit herabgesunken war. Esquerdes selbst, um seine Absichten gegen das immerhin dem römischen Könige zuhaltende wallonische Flandern durchzuführen, nahm und brach Lens und la Bassée, übergab Estrées den Flammen, zog an der Spitze von 600 Lanzen und 5000 Fußgängern zu Ypern ein, überschritt die Leye und belagerte Werwick. Zu Widerstand geneigt und gerüstet, trotzte der Commandant allen Schrecknissen eines unerhörten Feuers; in dem Laufe von drei Tagen und drei Nächten sollen nicht weniger denn 300 eiserne Kugeln gegen das Städtchen gerichtet worden sein. Großes Wehklagen entstand darum bei der Bürgerschaft, und der Commandant, das fremde Leiden höher als die eigene Gefahr achtend, unternahm es, mit Esquerdes persönlich um die Einstellung der Feindseligkeiten zu handeln. Als er aber dem Feldherrn gegenüberstand, der so berühmt durch die Süßigkeit seiner Rede, wie durch Schlacht und Sieg, da geschah ihm, wie es andern Menschenkindern zu geschehen pflegt; in solcher Begeisterung für seinen hochherzigen Feind kehrte er zurück, daß all sein Dichten und Trachten nur mehr dahin gerichtet war, die Söldner zu schleuniger Übergabe des Platzes zu vermögen. Das erreichte er in solcher Übereilung, daß ohne alle Bestimmungen Werwick seine Thore öffnete, den meisten von der Besatzung

zu bösem Danke. Esquerdes schickte sie zum Galgen. Als hierauf noch Rosimbos, die Burg, von den Franzosen überwältigt worden, verbreitete sich unsäglicher Schrecken durch alle Theile von wallonisch Flandern; Abgeordnete der drei Castellaneien Lille, Douay und Orchies verfügten sich nach Werwick, um mit Esquerdes den Bundesvertrag vom 14. Dec. 1488 abzuschließen und hiermit Flandern vollständig dem römischen Könige zu entfremden, doch war mit solchen abenteuerlichen Erfolgen der Feldzug nicht beschlossen. Denn der Herr von Ravenstein, Philipp von Cleve, der zu den Gentern übergegangen, trug, von Esquerdes mächtig unterstützt, durch einen großen Theil von Brabant seine glücklichen Waffen, und nahm zu Unterwerfung Brüssel, Löwen und Nivelle an, in denselben Tagen, daß Esquerdes sich der Städte Wynorbergen, Bourburg und Gravelines versicherte, und die Dünkircher, nachdem sie Besatzung von ihm anzunehmen sich geweigert, durch Dionys von Moërbeek überfallen und die ganze Strenge des Kriegsrechtes empfinden ließ. Höchlich überraschen muß demnach die Rede, mit welcher, in seines Glückes Lauf, Esquerdes am 1. Febr. 1489 die zu Tournay versammelten Stände von Flandern begrüßte: „Dem Könige von Frankreich fällt verwunderlich und beschwerlich zugleich euere Thorheit und Unbeständigkeit. Die ersten habt Ihr darauf bestanden, daß er mit euerem Fürsten in vormundschaftliche Bande sich begebe, in der Absicht, hierdurch einen beständigen Frieden zu errichten, und die ersten seid Ihr gewesen, wiederum die Waffen zu ergreifen, um unter deren Schutze alle Arten von Frechheit gegen den Vater eueres Fürsten, gegen des Königs Schwiegervater, zu verüben. Nicht seines hohen Ranges, nicht der vielen und mächtigen Rücksichten, welche ein König von Frankreich von Euch zu fodern berechtigt, habt Ihr hierbei geachtet. Als der König, eueren Bitten willfahrend, das von mir befehligte Hilfsheer aussendete, da wahrlich blieb der Gedanke ihm fern, daß Ihr in solch schmählicher Weise gegen Maximilian euch empören solltet; auf ganz anderem Wege hätten euere Rechte und Freiheiten vertheidigt werden mögen. Wie Ihr aber mich und die Meinigen aufnahmet, und hernach, mit Schanden beinahe, auswieset, dessen will ich nicht einmal Erwähnung thun. Was begehret Ihr zu thun? wollt Ihr, ohne eines Fürsten Oberaufsicht, eueren Gesetzen gehorchen, oder nach Gutdünken leben? soll aus euerer Mitte einer, oder die Stadtgemeinde von Gent, oder wer immer an des Fürsten Statt mit der höchsten Gewalt bekleidet werden? Von einigen Unruhestiftern zum Bösen angeführt, stürzt Ihr euch selbst und das Gesammtwohl in die äußerste Gefahr, statt die Verführer, und vor allen jenen Copenoll, mit dem Stricke ihr Leben beschließen zu lassen!" Mögen nun diese Worte dem Redner aus dem Herzen gekommen sein, als der wissen konnte, daß sein König bereits Friedensgedanken hege, möge es ihr alleiniger Zweck gewesen sein, durch die Besorgniß, dem Schutze Frankreichs verzichten zu müssen, übermüthige Demagogen zu größeren Opfern zu bestimmen, jedenfalls wurden sie in äußerster Bestürzung von der Versammlung vernommen. Geschenke schienen ihr das dienstlichste Mittel, den Groll des Marschalls zu entwaffnen, und reiche Kleider, Seidenzeuch und holländische Leinwand wurden ihm dargebracht, dazu zwei Ritter von des römischen Königs Gefolge, welche die von Brügge festgehalten, darunter wiederum Herr Martin von Polheim, ihm ausgeliefert. Beschwichtigt durch solche Gaben unterließ Esquerdes jedoch nicht, nochmals der Versammlung größere Behutsamkeit für die Zukunft und regere Thätigkeit für ihre Angelegenheiten, als die einzigen zum Ziele führenden Wege, anzuempfehlen; sodann eilte er nach Arras, um mit dem Herrn von Ravenstein, der eben von Karl's VIII. Hofe eingetroffen, die weiteren Operationen zu berathen. Denn schon entwickelte sich von der Feinde Seite ganz ungewohnte Thätigkeit. Bürger von St. Omer, wo mehr und mehr die französische Herrschaft verabscheut, unterhielten Verständnisse mit den nächsten burgundischen Besatzungen, und auf dieser Patrioten Einladung unternahm ein kühnes Wagstück Veit von Wolkenstein, der theuere Ritter, welcher mit einer Schar Tyroler von Erzherzog Sigismund den Vettern zu Hilfe gesendet worden. In einer finstern Februarnacht hat er seine Schützen unter den Mauern von St. Omer vereinigt; eine brennende Laterne, hoch aufgerichtet, verräth ihm die Stelle, wo auf Wache seine Freunde, an der Stelle werden die Leitern angelegt, und nach wenigen Augenblicken wimmeln von Tyrolern die Plätze und Straßen der Stadt, während die überraschte Besatzung mühsam die Burg behauptet. Aber es schickt in Eile, auf die erste Nachricht von dem Hergange, denen in der Burg zur Verstärkung Esquerdes 100 Hakenschützen, und er selbst mit größerer Macht folgt auf dem Fuße. Wiederum zweifelhaft wird von St. Omer der Besitz, indessen schmettern die Hörner und ertönt der sämmtlichen Glocken der Stadt Geläute, denn es ziehen 500 englische Bogenschützen ein, begrüßt als der Vortrab eines mächtigen Heeres. Den Jubel vernimmt, das fremde Volk erblickt von seinen Zinnen Esquerdes, und nicht will er verlängern nutzlosen Widerstand. Am nächsten Morgen war die sorgsam ausgeräumte Burg von den französischen Gästen verlassen, auf ihrem höchsten Punkte die Fahne mit dem Andreaskreuze aufgerichtet. Auch Gravelines haben in dem ersten Schrecken die Franzosen verlassen. Hingegen wurde um dieselbe Zeit von ihnen und von des Herrn von Ravenstein Volk Tienen in Brabant erstiegen, und auf Vilvorde und Hall hatten sie ihr Augenmerk gerichtet, mit jener festen Burg einen Stützpunkt zu weitern Zügen zu gewinnen, in Hall des Gnadenbildes reichen Schatz zu plündern, aber beides wehrte Herzog Albert von Sachsen, der außerdem allgemach der Flamländer und Franzosen Raubhöhlen in der Umgebung von Wavre und das von 300 Franzosen besetzte Aërschot durch nächtlichen Überfall überwältigte, denen von Mecheln und Antwerpen zu Trost und Freude, und endlich auch die mächtigen Städte Brüssel und Löwen dermaßen in die Enge trieb, daß sie, um des Erzherzogs Verzeihung für ihre Treulosigkeit zu erkaufen, 200,000 Goldgulden erlegten. Nach Gent zuerst, dann nach Sluis entfloh der von Ravenstein; denn laut machte sich in al-

len Theilen von Flandern das Bedürfniß geltend, dem Beispiele der Brüsseler zu folgen, daß der Krieg fast nur mehr auf Esquerdes beruhte. Von seinem Hofe vernachlässigt, auf die Hoffnung, die Provinz Hennegau für die Conföderation, so den Erzherzogen entgegengesetzt, zu gewinnen, nach vieler, vergeblicher Arbeit verzichtend, wendete er alle seine Kräfte gegen Nieuport, die einzige, in ihrer Treue niemals zweifelhafte Stadt von Flandern. Ein Heer von 10,000 Mann hatte er vor ihren Mauern zusammengezogen, die weite, durch seine Artillerie gelegte Bresche versuchte er in zwei verschiedenen Stürmen, jedes Mal drangen die Franzosen in das Innere der Stadt ein, aber jedes Mal ermannten sich Besatzung und Bürgerschaft, daß die Feinde mit großem Verluste weichen mußten. Selbst verwundet in dem letzten Sturme, hob Esquerdes die Belagerung auf, und mit der Drohung, in kürzester Frist zurückzukehren, führte er sein Volk nach Ostende, woselbst ihn jedoch seines Königs Gebot, die Feindseligkeiten einzustellen, und die Nachricht von dem zu Frankfurt (am 22. Juli 1489) abgeschlossenen Friedensvertrage erwarteten. Vervollständigt durch der Flamänder Unterwerfung war gleichwol einem Waffenstillstande kaum dieser Friede vergleichbar, und bereits im December 1491 mußte Maximilian, als Bräutigam und als Vater gleich sehr verletzt, sich anschicken, für die ungeheuere Unbild mit gewaffneter Hand Genugthuung zu fodern. In solchem Beginnen wollte K. Heinrich VII. von England ihm Helfer sein. Allein kaum war am 6. Oct. 1492 der König zu Calais gelandet, so ergingen an ihn von Seiten des Marschalls von Esquerdes friedliche Eröffnungen, denen in überraschender Schnelligkeit der Friedensschluß von Etaples (den 3. Nov.) folgte. Die Bedingungen hatte Esquerdes großentheils festgestellt, da er unter den französischen, in Etaples versammelten Gesandten der erste, und noch verweilte er daselbst, wegen der von dem Könige von England zu ertheilenden Ratification (den 12. Nov.), als von Arras die unselige Botschaft eintraf. Vier Bürger, die vor andern des französischen Joches überdrüssig waren, Johann le Maire, oder, wie er im gemeinen Leben nach seinen grauen Haaren benannt wurde, le Grisard, Jacob Lobes, Johann von St. Paul und Peter le Roy verbanden sich durch einen Eid, ihre Vaterstadt dem Erbherrn zu überliefern. Zu dem Ende verständigten sie sich mit den nächsten burgundischen Befehlshabern, und des nöthigen Beistandes versichert, ließen sie in Douay für das in Aussicht genommene Thor falsche Schlüssel anfertigen. Zur bestimmten Abendstunde des 9. Nov. lustwandelte der Grisard auf der Mauer, in einem beliebten Gassenhauer seiner Lungen Mächtigkeit bewährend; über des alten Mannes Gesang hörten die Wachen nicht, wie drunten seine Spießgesellen die Pforte aufschlossen, und Robert von Melun, Johann von Lannoy-Maingoval und andere Hauptleute mit Fußvolk und Reiterei, an 6000 Mann, hereinschlüpften. Schon war von ihnen der Marktplatz eingenommen, und kein Franzose rührte sich, keiner dachte auch, nachdem die Stadt verloren, die Burg mit der Cité zu behaupten. Aber nicht zum Besten bekam denen von Arras das ihnen erwünschte Ereigniß. Wenige Tage vergingen, und die teutschen Knechte, in Ungeduld um den rückständigen Sold, erhoben sich zu wüthigem Aufruhre. Den Wein, der eben zu Markte gebracht wurde, leerten sie bis zum letzten Tropfen, dann zerstreuten sie sich in die Häuser, zu Raub und Muthwillen. Der Kirchen nicht verschonend, haben sie, um Geld zu erpressen, mit Schlägen und andern Tormenten sogar geistliche Personen mishandelt, und eine vorzüglich methodische und vollständige Plünderung soll die Häuser jener vier Bürger, von welchen die Burgunder zuerst aufgenommen worden, betroffen haben. Doch so erbittert gegen die Franzosen zeigten sich in ihrem erblichen Hasse die von Arras, daß jene Plünderung ihnen nur als das kleinere Übel erschien, verglichen mit demjenigen, welches sie von sich abgeworfen. Je größer in Arras und in allen Städten Flanderns die Freude um die Erlösung von den bösen Gästen oder Nachbarn, desto maßloser zeigte sich in seinem Zorne um den ihm gespielten Schlimmstreich Esquerdes. Sechs Bürger der rebellischen Stadt geriethen in seine Gewalt. An ihnen versuchend, was nachmals ein großer König seinen Generalen vorschrieb zu thun, wenn sie in Feindesland um Spione in Verlegenheit sich befinden sollten, setzte er ihnen mit Drohungen, Mishandlungen und Geld so lange zu, bis seinem Willen zu dienen sie eidlich gelobten. Darauf entlassen, mußten sie die Stärke der Besatzung, die Austheilung der Wachen, die Weise überhaupt des in jenen Zeiten so unvollkommenen Sicherheitsdienstes auskundschaften, und auf den Bericht, daß an einem bestimmten Tage der neue Gouverneur, ein Rittersmann der Nachbarschaft, seine Familie und Habseligkeiten in die Stadt einführen würde, empfingen sie die Weisung, in solchem Falle den Zug der Fuhren unter dem Thore aufzuhalten. Ein Vorwand dazu ward gefunden, und auf den Flügeln der Rache stürmte aus einem Hinterhalte Esquerdes der Pforte zu, als einer der sechs, welcher sich ihm verschrieben, Gewissensbisse empfindend, aufschrie: „schließt die Thore!" und durch die rechtzeitige Warnung neues Unglück abwendete (Januar 1493). Glücklicher war Esquerdes vor Lens, welches einer der Getreuen Maximilian's, der Atrebat Robinet Ruffin, genommen, doch gleich wieder, nach glorreicher Vertheidigung, an den Marschall übergeben mußte. Wie auch der Burgunder Anschlag auf Amiens verfehlt, der zu Coblenz versammelte Reichsconvent sich auflöste, ohne dem römischen Könige die für die Fortsetzung des Kriegs unentbehrliche Reichshilfe zu bewilligen, endlich Frankreich, nachdem seine Absichten auf Bretagne erreicht, und gleich sehr Niederland des Friedens begehrten, glaubte Maximilian denselben nicht weiter um eine ihm persönliche Beleidigung stören zu dürfen. Es wurde zu Senlis, am 23. Mai 1493, Friede geschlossen, für Burgund vortheilhaft genug; denn die Franche-comté, Artois, welche ohnehin meist verloren, Charolais und Noyers, gaben die Franzosen zurück, Artois mit dem einzigen Vorbehalte, daß Hesdin, Aire und Bethune in des Esquerdes Garde verbleiben sollten, bis Erzherzog Philipp am 22. Juni 1498 das 20. Jahr zurückgelegt haben würde.

Am besagten Tage sollte aber der König die drei Städte an den Erzherzog ausliefern lassen, entweder durch Esquerdes selbst, oder, falls dieser nicht mehr bei Leben, durch seinen Nachfolger in der fraglichen Hut. Kaum waren hierum die Ratificationen ausgewechselt, daß demnach des Esquerdes Dienste entbehrlich scheinen konnten, wurde er des Amtes eines Oberst-Kämmerers, welches ihm durch Urkunde vom 20. Febr. 1492 verliehen, entsetzt, unter dem Vorwande, daß seine anderweitigen Verrichtungen ihm nicht erlaubt, jederzeit in der Umgebung des Königs zu verharren. Solche Zurücksetzung hat er mit Gleichmuth ertragen, und es kam auch bald für den König die Zeit, ihrer sich zu schämen; für den Zug gen Neapel wollte Karl VIII. des Marschalls große Kriegserfahrung benutzen. Zu dem Heere gefodert, erkrankte Esquerdes jedoch auf der Reise, um zu Arbresle, unweit Lyon, sein letztes Stündlein zu finden (im J. 1494). Sein Testament hatte er einige Monate vorher, am 20. April aufgesetzt, zu Gunsten seiner Brudersöhne, da seine Ehe mit Isabella von Aury kinderlos geblieben war. Großen Reichthum werden die Erben nicht gefunden haben, denn seine ganze Einnahme pflegte der Mann, Staatsdiener aus Liebhaberei, dem Staatsdienste zu opfern. Doch besaß er, außer Esquerdes, auch die Herrschaft Lannoy. Die Leiche wurde nach Boulogne abgeführt, um daselbst, nach des Verewigten Wunsch, in Liebfrauenkirche begraben zu werden; aller Orten, welche der Zug berührte, wurden ihr königliche Ehren erwiesen. Also hat Karl VIII. befohlen: „C'était," nach Brantôme, „un très grand et ancien capitaine, et était le principal colonel du roi." Gleich rühmlich zeugt um ihn Belleforest: „aussi bon moyenneur de bons accords, que sage et vaillant en temps de guerre à conduire gendarmerie." (*v. Stramberg.*)

ESQUERRA oder **EZQUERRA** (Alonso), ein spanischer Dichter und Zeitgenosse der Argensolas, von dessen Lebensumständen nichts weiter bekannt ist, als was sich aus dem einzigen Gedichte, das man von ihm kennt, einer poetischen Epistel an Bartolomé Leonardo de Argensola, entnehmen läßt. Nach den darin gegebenen, freilich sehr dunkeln, Andeutungen war er Kanonikus zu Valladolid, und wurde, wie es scheint, wegen zu großer Freimüthigkeit in Religionssachen von Neidern angeklagt, dort eingesperrt gehalten. Dieses Gedicht, das sich durch schöne Diction und fließende Versification auszeichnet, findet sich, nebst Argensola's Antwort, in denselben Reimen im ersten Bande von Sedano's Parnaso español zum ersten Male abgedruckt *). (*Ferdinand Wolf.*)

ESQUEVA, Fluß, welcher in der spanischen Provinz Burgos entspringt, hier in westlicher Richtung und durch den Aranzuelo verstärkt bei Cabanas und Tortole vorbeigeht, dann eine Strecke lang die Grenze zwischen dieser Provinz und der Provinz Valladolid bildet, während welcher Strecke er Esquevillas und Piña berührt und sich dann bei Valladolid, welche Stadt er durchschneidet, mit der Pisuerga verbindet. (*Fischer.*)

ESQUILACHE (Don Francisco de Borja y Aragon, Principe de), aus der berühmten römischen Familie Borgia (Borja), zweiter Sohn des Johann Borgia, Grafen von Ficalho [1]) und der Doña Francisca de Aragon y Barreto, und vermählt mit Anna, Fürstin von Squillace im Königreiche Neapel, von der er Namen und Titel annahm (daher nach spanischer Aussprache geschrieben: Esquilache). Sein Geburtsort und -Jahr lassen sich nicht mit Gewißheit angeben, doch hält man dafür, daß er zu Madrid im J. 1580 geboren worden sei. Er erhielt eine seinem hohen Stande angemessene glänzende Erziehung und zeigte frühzeitig große Neigung und Anlage zur Poesie, in der er sich vorzüglich nach seinem Meister, dem jüngeren Argensola, ausbildete. Im J. 1614 wurde er zum Vicekönige von Peru ernannt, und trug während der sechsjährigen Dauer seiner Herrschaft durch seine Kenntnisse und die Leutseligkeit seines Benehmens nicht wenig zur Civilisirung dieser spanischen Colonie bei. Unter ihm eroberte im J. 1618 Don Diego Baca de la Vega die Provinz Maynas am Marañon, und nannte ihm zu Ehren die dort gegründete Stadt: San Francisco de Borja. Nach dem Tode Philipp's III., im J. 1621, kehrte er nach Spanien zurück und scheint von da an sich ganz von den Staatsgeschäften zurückgezogen und den Musen gelebt zu haben. Man weiß nur soviel, daß er einige Zeit zu Valencia verlebte und den 26. Oct. 1658 in dem hohen Alter von 80 Jahren zu Madrid starb. Er war Ritter und Commandeur von Azuaga im Orden von Santiago, Ritter des goldenen Vließes und Kammerherr Philipp's IV. Von väterlicher Seite führte er den Titel eines Grafen von Mayalde y Ficalho, und durch seine Gemahlin außer dem Fürstentitel den eines Grafen von Simari. — Man hat von ihm folgende Werke: Obras en verso. (Madrid 1639. 4.; ebendas. 1648. 4.; auch Antwerpen 1654. 4. und, nach seinem Tode mit bedeutenden Zusätzen, ebendas. 1663. 4.) Nápoles recuperada por el rey D. Alonso (el V). Poema heróico. (Zaragoza 1651. 4. und Antwerpen 1685. 4); und das opus posthumum: Oraciones y meditaciones de la vida de Jesu-Christo, por el *B. Thomas de Kempis*, con otros dos tratados: de los tres tabernaculos, y Soliloquios del alma. (Brüssel 1661. 4.) — Es ist natürlich, daß wenn ein Mann von seinem Range und Einfluß als Dichter auftritt, es nicht an Schmeichlern fehlt, die ihn als einen Genius erster Classe preisen; und so war es auch, man nannte ihn: el Principe de los poetas liricos castellanos.

*) s. *Sedano*, Parnaso español. Tomo II. p. XVII—XVIII. Vergl. Bouterwek, Geschichte der spanischen Poesie und Beredsamkeit. S. 406. Biographie univ. s. art. *Esquerra*, wo man noch aus unbekannter Autorität 1568 als sein Geburtsjahr und 1641 als sein Todesjahr angegeben findet. Der bei Nic. Antonio (Bibliotheca hispan. nova. Tom. I. p. 22) erwähnte Alonso Esquerra scheint eine von unserm Dichter verschiedene Person gewesen zu sein.

1) Dieser, 1533 geboren, war spanischer Botschafter an den Höfen von Lissabon und Wien, und ebenfalls Schriftsteller; man hat von ihm: Empresas morales (eine Sammlung von Emblemen). (Madrid 1581. 4.)

Obgleich er nun weder ein Genie, noch ein Talent ersten Ranges war, so wird er doch als **lyrischer Dichter** auch von der unparteiischen Nachwelt hochgeschätzt und noch immer unter die classischen seines Vaterlandes gezählt. Er gehört auch in der That noch der italienisch-classischen Schule des 16. Jahrh. an, ja kann als der letzte reine Repräsentant derselben gelten; denn er erhielt sich noch ganz frei von dem zu seiner Zeit zur Mode gewordenen phantastischen Style der Gongoristen und von der spitzfindigen Geschraubtheit der Culteranisten, gegen welche tonangebende Secten des Ungeschmacks er den Muth hatte, sich in der poetischen Vorrede zu seinen Gedichten ausdrücklich zu erklären. Wenn man daher auch ihm, wie allen Nachahmern, weder Originalität, noch prägnante Individualität zuerkennen kann, so ist er doch keineswegs ein sklavischer, Nachtreter, sondern ein talentvoller, gebildeter Nachahmer und bewährt sich stets als einen Mann von Geist und Geschmack. So zeichnen sich seine Jugendarbeiten, die er bescheiden: **flores de su primera juventud** nennt, durch anmuthsvolle Einfachheit, die Früchte seiner späteren Jahre durch männliche Reife und die abgeklärte Weltanschauung eines vielerfahrenen Enttäuschten (**desengañado**), alle seine Gedichte aber durch Eleganz und Gefeiltheit aus. Der starke Quartband seiner lyrischen Gedichte enthält **Sonette**, **Episteln**, **Erzählungen** (unter welchen die lange, aber auch langweilige biblische Erzählung: **Cantos de Jacob y Raquel**, in Octaven, seiner Zeit wol nur der eleganten Diction wegen besonderen Beifall fand) und **lyrische Romanzen**, welche letztere nicht nur durch ihre ansehnliche Zahl (es sind deren über dritthalb Hundert), sondern auch durch ihren inneren Werth, durch ihre Lieblichkeit und Anmuth ihm vorzugsweise einen bleibenden Namen gesichert haben. Minder glücklich war er als epischer Dichter; denn seine **Napoles recuperada**, in zwölf Gesängen und Octaven, ist nicht viel mehr als eine gut versificirte Chronik, und obwol er vorzüglich dadurch den Ruhm seines Hauses zu verewigen glaubte (er sagt selbst: **que siendo la casa de Esquilache descendencia de D. Alonso el Quinto, no hubiera sido razon buscar héroe mendigado, teniéndole de puertas adentro**), so ist sie doch, wie die meisten Epopöen der Spanier, längst der Vergessenheit anheimgefallen [2]). (*Ferdinand Wolf.*)

Esquiliae, s. Rom.

ESRA, hebr. עֶזְרָא, griech. *Ἐσδρᾶς*, jener berühmte jüdische Priester und Schriftgelehrte סֹפֵר (s. bes. Buch Esr. 7, 6), lebte in der nächsten Zeit nach dem babylonischen Exil, wo die Juden unter persischer Oberherrschaft standen und Palästina von einem persischen Statthalter verwaltet wurde. Für die genauere Zeitbestimmung hat man sich zunächst an Esr. 7, 1—8 zu halten, wornach Esra mit einer Colonie von Juden aus Babel nach Jerusalem kam im siebenten Jahre des Artachschast, d. h. des Artaxerxes Longimanus, folglich im J. 458 vor Chr. Geb. Zwar versteht Josephus unter diesem Artachschast den Xerxes, und noch einige neuere Gelehrte, besonders Jahn, früher auch de Wette [1]), folgen dieser Meinung des Josephus und setzen hiernach die Ankunft des Esra in Jerusalem schon in das J. 480 vor Chr. Geb., welches frühe Datum aber sich mit den sonstigen chronologischen Angaben über diese Zeit nicht wohl einigen läßt. Namentlich hätte dann die Angabe große Schwierigkeit, daß Esra und Nehemia noch gleichzeitig in Jerusalem gewesen (Nehem. 8, 9); auch lautet der Name Xerxes im alten Testament anders, nämlich Ahasveros. Nachdem sich schon zur Zeit des Cyrus unter Anführung Serubbabel's eine Colonie von Juden in den Trümmern Jerusalems wieder angebaut hatte, wanderte in dem genannten Jahre Esra an der Spitze einer zweiten Gesellschaft von Exilirten ein, und wandte, von patriotischem Eifer beseelt, seine ganze Thätigkeit auf die Constituirung des neugegründeten jüdischen Staates. Seine Verdienste mögen bedeutend und mannichfach gewesen sein, obwol im Einzelnen hauptsächlich nur Eine durchgreifende Maßregel in Betreff der von jüdischen Männern mit heidnischen Weibern eingegangenen Ehen erwähnt wird, deren Auflösung er bewirkte (Esr. Cap. 10). Die spätere Sage hat aber diesen Mangel an speciellen Nachrichten über Esra's Reformen in reichlichem Maße auszufüllen gesucht. Sie legt ihm vor Allem — und darin hat sie im Allgemeinen gewiß Recht — ein großes Verdienst um die Sammlung und Anordnung der bis dahin erhaltenen heiligen Schriften bei. Was nun aber Einzelnes der Art von den spätern Juden berichtet wird, das ist zum größern Theile sicher falsch, im Übrigen wenigstens sehr fraglich. Esra soll Vorsitzer eines Vereins von Gelehrten und Gesetzkundigen gewesen sein, der sogenannten großen Synagoge (s. den Artikel **Synagoge**), unter deren Mitwirkung seine Einrichtungen in Staat und Cultus zu Stande gebracht wurden. Er soll die jetzt gewöhnliche hebräische Schrift, die so geheißene Quadratschrift, eingeführt, den Consonantentext der heiligen Schriften mit den Vocalzeichen und Accenten versehen und demselben die Masora beigegeben haben. Wenn der Gebrauch der Quadratschrift nach unserm Dafürhalten wirklich bis nahe an Esra's Zeit hinanreichen könnte, so fällt dagegen die Masora und die Punktation des hebräischen Textes erst ungefähr in das 7. Jahrh. nach Christus. Außerdem hat man besonders viele jüngere gesetzliche Bestimmungen auf seine Autorität zurückgeführt, sodaß er wie ein zweiter Gesetzgeber der Juden betrachtet und mit Mose verglichen worden ist. In Bezug auf das Mosaische Gesetz selbst wird er als der Restaurator dessel-

2) s. *N. Antonio*, Bibliotheca hispan. nova. Tom. I. p. 410. *Sedano*, Parnaso español. Tomo IX. p. XXX—XXXVII. Cf. Biographie univ. s. art. *Borja*. Bouterwek, Gesch. der span. Poesie und Beredsamkeit. S. 491—494. Velasquez, Gesch. der span. Dichtkunst, übers. von Dieze. S. 389. 390. Biblioteca selecta de lit. esp. por *Mendibil y Silvela*. (Burdeos 1819.) Vol. IV. p. 637.

1) *Joseph.* Antiq. XI, 5, 1. Jahn's Einleit. in d. A. T. II, 1. S. 276. de Wette's Bibl. Archäol. §. 33 und die früheren Auflagen seiner Einleitung; s. dagegen Bertholdt's Einl. 3. Bd. S. 989. Gesenius' Thesaur. I. p. 156. Keil, über die Chronik. S. 103 fg. Das Richtige findet sich schon in dem apokryphischen (dritten) Buche Esra Cap. 8. V. 1, bei Irenäus, Clemens Alex., in der lat. Vulgata u. a.

ben betrachtet, und die Vorstellung von der Art und Weise dieser Restauration wurde bisweilen phantastisch ausgemalt, ja wol gar zu einer inspirirten Reproduction der bei Jerusalems Zerstörung vernichteten heiligen Schriften gestaltet. So vorzüglich in dem pseudepigraphischen vierten Buche Esra, worin ihm eine ganze Reihe von Visionen und Weissagungen zugeschrieben wird. Hier und anderwärts ist dann zum Überfluß neben den heiligen Schriften auch noch von einer großen Zahl geheimer Bücher die Rede, die, aller Weisheit voll, nur den Weiseren im Volke zugänglich werden sollten. Sie betragen mit jenen zusammengenommen 94 an der Zahl, und wurden sammt und sonders von dem begeisterten Esra in Zeit von 40 Tagen an fünf Schreiber dictirt [2]). — Über Esra's Tod gibt es keine beglaubigte Nachricht; nach Josephus starb er in hohem Alter zu Jerusalem; nach andern jüdischen Angaben starb er auf einer Reise von Jerusalem zum König von Persien in seinem 120. Lebensjahre. Sein Grab zeigt man noch heute am Tigris oberhalb Korna [3]).

Das kanonische Buch Esra, welches theils in hebräischer, theils in chaldäischer Sprache geschrieben ist, besteht aus zwei Abschnitten. Der erste, Cap. 1—6, gibt einen Bericht über die erste Colonie von jüdischen Exulanten, die auf Cyrus' Erlaubniß im J. 536 nach Jerusalem zurückkehrten, unter Anführung des Serubbabel aus David's Geschlecht, der ihr Unterstatthalter wurde, und des Hohenpriesters Josua. Nachdem Cap. 1 die Veranlassung der Rückkehr erzählt ist, folgt Cap. 2 eine Liste der Zurückgekehrten. Cap. 3 handelt darauf von den interimistischen Einrichtungen für den Cultus zu Jerusalem und vom Beginn des Tempelbaues, Cap. 4—6 aber von der Störung desselben durch die Samariter, die man von der Theilnahme an dem Bau ausgeschlossen hatte, von der endlichen Wiederaufnahme und Vollendung desselben und von der Einweihung dieses zweiten Tempels im sechsten Jahre des Darius Hystaspis, d. h. 515 vor Chr. Geb. — Der zweite Abschnitt berichtet über die zweite Colonie, welche Esra selbst führte im J. 458, unterstützt nicht blos von reichen jüdischen Privatleuten, sondern auch in Folge eines Edicts des Artaxerxes aus königlichen Cassen. Die Erzählung trägt den Charakter der Glaubwürdigkeit im höchsten Grade, und namentlich läßt sich an der Authentie dieses zweiten Theiles kaum zweifeln. Aber auch den ersten Theil mag Esra selbst der Hauptsache nach aus Urkunden (wie Cap. 2 und Cap. 4, 8 bis 6, 18) und früheren Berichten zusammengestellt haben, wenn auch vielleicht noch eine spätere redigirende Hand über dem Ganzen gewaltet hat. In die specielle kritische Untersuchung können wir hier nicht eingehen. Man s. darüber die biblischen Einleitungen, ferner Kleinert in den Dörptischen Beiträgen zu den theol. Wissensch. 1. Bd. S. 1—114. Keil und Movers in ihren Schriften über die Chronik, u. A.

Dieses Buch wurde von den späteren Juden, wenngleich völlig unpassend, meist mit dem Buche Nehemia zusammen als Ein Buch betrachtet. In der griechischen und lateinischen Bibel erscheinen sie wieder getrennt, werden aber oft als zwei Bücher Esra aufgeführt. Daher heißt eine von einem griechischen Juden herrührende freie Bearbeitung des hebräischen Esra in der lateinischen Vulgata das dritte Buch Esra, obwol es in den griechischen Handschriften gewöhnlich jenen beiden vorangestellt und als das erste gezählt wird. Es führt auch die Aufschrift ὁ ἱερεύς, „der Priester," das ist eben Esra. Es beginnt mit der Erzählung der Passafeier unter König Josia und gibt die nächstfolgende Geschichte nach 2 Chron. 35 und 36. In die aus dem hebräischen Esra entlehnte Geschichte ist nur Ein größeres Stück eingeschaltet (Cap. 3. 4 und 5, 1—6), dessen Quelle wir nicht kennen, nämlich der etwas abenteuerliche Bericht über die angebliche Veranlassung der Erlaubniß zum Tempelbau von Seiten des persischen Königs Darius, denn dieser ist hier genannt, obgleich auch von Serubbabel und also von der Zeit der ersten Colonie die Rede ist. Drei Jünglinge nämlich führen vor dem König und seinem Hofe einen rhetorischen Wettkampf auf. Der eine schildert die Macht des Weines, der andere die Macht des Königs, der dritte aber — und das ist Serubbabel — zunächst die Macht der Weiber, dann aber in gesteigertem Pathos die Kraft der Wahrheit. Er wird allgemein für den Sieger erkannt, der König gibt ihm eine Bitte frei, und Serubbabel bittet um die Restitution des Tempels u. s. w. Der Schluß des Buches ist identisch mit Nehem. 7, 73—8, 13, erscheint aber sehr abgebrochen, und das Ganze sieht wie unvollendet aus. Übrigens ist, einige wenige Verse ausgenommen, Alles in dem Buche enthalten, was im hebräischen Esra steht; nur hat der Bearbeiter einen guten griechischen Styl erstrebt, und daher ziemlich frei übersetzt. Schon Josephus gebraucht dieses Buch und legt es bei Darstellung der betreffenden Geschichtsperiode zu Grunde. Die griechischen und lateinischen Kirchenväter führen es häufig an, und zwar unter Esra's Namen; sie gebrauchen es in den Streitigkeiten mit den Ketzern, doch setzen sie es den kanonischen Büchern nicht gleich. Hieronymus spricht geringschätzig davon. Auch Luther hat es nicht übersetzt. Eine gründliche Untersuchung über den kritischen Werth des Buches gab Trendelenburg in Eichhorn's Bibliothek der bibl. Lit. 1. Th., auch aufgenommen in Eichhorn's Einleit. zu den Apokryphen. S. 335 fg.

Das schon oben genannte vierte Buch Esra (bisweilen auch als das erste, oder als das zweite gezählt) ist nicht eigentlich historischen, sondern apokalyptischen Inhalts, und schließt sich an die ähnlichen Pseudepigraphen, das Buch Henoch und die Himmelfahrt des Jesaia an. Es gab in der alten Kirche davon einen griechischen Text,

2) 4 Esr. 14, 44 des lateinischen Textes, wo aber durch Corruption die Zahl 204 steht. Vergl. überhaupt Irenäus bei Euseb. Kirchengesch. V, 8. *Clem. Alex.* Strom. I. p. 329. 342. ed. *Col.* u. a. Stellen bei *Fabricius*, Cod. pseudepigr. V. T. p. 1158 sq.; jüdische Sagen bei Wolf, Biblioth. hebr. I. p. 940. *Otho*, Lex. rabb. p. 208 sq. Talm. tr. Megill. f. 3, a. 3) s. Benjamin von Tudela I. S. 73 der Ausg. von Asher, und des Letzteren Nachweisungen II. S. 150 fg.

woraus Clemens Alexandrinus eine Stelle citirt [4]). Vielleicht war es dieselbe Schrift, welche hin und wieder als die Apokalypsis des Esra angeführt wird; doch ist nicht nur dies zweifelhaft, sondern auch die Vermuthung hat sich bis jetzt nicht bestätigt, daß eine pariser Handschrift dieses Titels den griechischen Text des vierten Esra enthalte [5]). Der griechische Text war allem Anscheine nach das Original, wenigstens sind sicherlich die drei Übersetzungen, in welchen uns das Buch noch vorliegt, aus dem Griechischen geflossen. Diese drei Übersetzungen sind in lateinischer, äthiopischer und arabischer Sprache. Die arabische Übersetzung ist noch nicht gedruckt, sie liegt handschriftlich in Oxford; die lateinische steht in manchen alten Ausgaben der Vulgata (z. B. Basel 1578), in der londoner Polyglotte, auch in Fabricius, Codex pseudepigr. V. T. 2. Bd.; die äthiopische Übersetzung ist von Lawrence edirt (Oxf. 1820). Die lateinische ist sehr buchstäblich, aber nicht so geschickt, auch in kritischer Hinsicht dem ursprünglichen Texte nicht so nahe, wie die äthiopische. Diese hat so wenig, als die arabische, die beiden ersten und die beiden letzten Capitel des lateinischen Textes, welches gewiß fremdartige Zusätze sind. Das ursprüngliche Werk ist in Cap. 3 bis 14 des lateinischen Textes enthalten; doch fehlt hier zwischen 7, 35 und 36 ein Stück, welches sich in den beiden andern Texten erhalten hat. Im Einzelnen weichen die drei Texte vielfältig von einander ab.

In dem eigentlichen Werke, Cap. 3—14 des lateinischen Textes, liegt eine Reihe von Visionen vor, die nach der vom Verfasser fingirten Situation dem Esra im 30. Jahre des babylonischen Exils zu Theil werden. Sie sind, ähnlich wie schon im zweiten Theile des Buches Daniel in der neutestamentlichen Apokalypse und in den apokryphischen Werken dieser Art, so angelegt, daß sie allmälig immer bestimmter und specieller werden. Der Seher gibt zuerst im Gebet zu Gott seine Verstimmung, seine Betrübniß, ja seinen Unmuth darüber zu erkennen, daß das jüdische Volk, welches doch das Bundesvolk Gottes sei, so hart und dauernd gestraft werde, und zwar durch die Hand der Heiden, und daß die gottlose Babel so übermüthig über Zion herrsche. Ein Engel erscheint dann — hier Uriel — der ihm sein ungeduldiges Fragen verweist und andeutet, daß das Gericht Gottes nicht mehr fern sei. Esra fragt nach den Vorzeichen des herannahenden Gottesgerichtes. Der Engel deutet ihm Einiges an, wie daß die Bosheit der Welt sich erst noch aufs Äußerste steigern werde, und daß damit schreckliche Zeichen in der Natur verbunden sein sollen; die Sonne soll plötzlich über Nacht scheinen, die Steine sollen schreien, aus dem Holze Blut träufeln u. s. w. Aber er spricht noch mit Rückhalt und gibt zu verstehen, daß es noch nicht Zeit sei, Näheres zu offenbaren. Dies das erste Gesicht Cap. 3, 1—5, 13. Das zweite Gesicht 5, 14 bis 6, 34 ist dem ersten ähnlich und die Mittheilung des Engels noch immer sehr allgemein und unbestimmt gehalten. Zu jeder neuen Vision muß sich Esra durch Gebet und Fasten vorbereiten. Die dritte 6, 35—9, 25 geht besonders darauf aus, das Verderben von der Sünde, und zwar von der Sünde Adam's, abzuleiten. Der ganze Abschnitt hat, zumal im lateinischen Texte, eine gewisse christliche Färbung, die am entschiedensten in der Weissagung 7, 28 fg. hervortritt: „Revelabitur enim filius meus *Jesus* cum his qui cum eo sunt etc.," obwol der Name Jesus nur im lateinischen Texte sich findet, und daher wol interpolirt ist. Doch hat bereits Ambrosius diese Stelle so gelesen. Auf des Engels Befehl zieht sich Esra in eine einsame Gegend zurück und empfängt dort ein neues Gesicht 9, 26—10, 60. Zion erscheint dem Seher in der Gestalt eines klagenden Weibes, er sucht sie zu trösten, aber alsbald erglänzt ihr Angesicht, sie verschwindet, und statt ihrer steht das neue Jerusalem vor Esra's Augen. Sehr malerisch ist die folgende Vision Cap. 11 und 12. Ein Adler steigt aus dem Meere mit zwölf Flügeln oder Federn und drei ruhenden Häuptern. Der Adler ist offenbar das römische Reich (das vierte Reich des Buches Daniel; s. hier 11, 39. 12, 11), die zwölf Federn sind zwölf Herrscher dieses Reiches (12, 14), die drei Häupter aber drei Reiche oder Könige, die sich in der letzten Zeit der römischen Herrschaft erheben sollen. Aus den Flügeln des Adlers wachsen acht kleine widerstrebende Federn hervor, das sind ebenfalls Herrscher im römischen Reiche, doch von kurzem Regiment; nur zwei davon werden bleiben bis zum Ende der Dinge. Ein Löwe tritt endlich richtend und strafend dem Adler entgegen; er ist Symbol der Herrschaft des Messias, der dem römischen Reiche ein Ende macht. In der sechsten Vision Cap. 13 erscheint wiederum in symbolischer Darstellung der Messias auf dem Zion, alle seine Feinde überwindend durch die Kraft seines Wortes, und die Seinen um sich versammelnd, wozu namentlich auch die von Salmanasser weggeführten zehn Stämme gehören, die in fernem Lande dem Gesetze treu geblieben sind. In der siebenten und letzten Vision wird dem Esra noch eine Offenbarung zu Theil über das bald eintretende Ende der Welt, und er erhält den Befehl, seine Ermahnungen und Belehrungen in Schriften niederzulegen. Er sucht wieder jenen einsamen Ort auf, dort leert er den Becher der göttlichen Begeisterung, und im Laufe von 40 Tagen dictirt er 94 Bücher, wovon 24 (die Bücher des alten Testaments) für Jedermann, die übrigen 70 aber nur für die Weisen bestimmt sind. — Die Untersuchung über Verfasser und Abfassungszeit dieses Buches kann Schreiber dieses, wenngleich bereits tüchtige Arbeiten darüber vorliegen [6]), noch nicht für geschlos-

4) Nämlich die Stelle 5, 35 des lateinischen Textes. *Clem. Alex.* Strom. III. p. 468. 5) s. über diese Vermuthung *Thilo*, Acta Thomae, prolegom. p. LXXXII, und Lücke, Einl. in die Offenb. Joh. S. 80, aber auch *van der Vlis*, Disp. de Esrae libro quarto. (Amstelod. 1839.) p. 5—8.

6) Wir nennen hier vorzugsweise Lücke's Versuch einer vollständigen Einleitung in die Offenbarung Johannis. S. 78—115, aus früherer Zeit *Vogel*, De quarto libro Esdrae hinter seiner Comment. de conjecturae usu in N. T.; ferner Corrodi's Krit. Geschichte des Chiliasmus. 1. Bd. 7. Abschn., die Bemerkun-

sen erachten. Sie ganz von Neuem zu führen, würde hier nicht am Orte sein. Sicher ist vor Allem dies, daß das Buch zur Zeit des Clemens Alexandrinus, also um 200 nach Chr. Geb., in griechischer Sprache bereits vorhanden war, da es von ihm unter Esra's Namen citirt wird (s. oben Anm. 4). Der Verfasser war wol ein Alexandrinischer Jude, und in dieser ursprünglichen jüdischen Form tritt uns das Werk am meisten noch in der äthiopischen Übersetzung entgegen. Unter christlichen Händen haben dann manche Partien und einzelne Stellen desselben eine Überarbeitung erfahren, wie sich solche besonders deutlich in der lateinischen Übersetzung darstellen, obwol es nicht unwahrscheinlich ist, daß sie schon der griechische Text darbot, welchen der lateinische Übersetzer vor sich hatte. Am unverkennbarsten ist diese christliche Farbe aufgetragen in der schon oben angeführten Stelle 7, 28 fg., wo kein Jude die Worte schreiben konnte: Revelabitur filius meus *Jesus*. Aber auch sonst finden sich, namentlich in den mittlern Capiteln, viele Anklänge an neutestamentliche Stellen; aber die Grundlage bleibt darum immer jüdisch. Die Abfassungszeit hat man besonders nach den geschichtlichen Andeutungen im 11. und 12. Capitel näher zu bestimmen gesucht. Aber diese Andeutungen sind in ihrer visionair-symbolischen Fassung so allgemein gehalten, daß man mit ihrer Hilfe zu sehr verschiedenen Resultaten gekommen ist, indem man bei der Ausdeutung der zwölf Flügel oder Federn des Adlers, welche zwölf Herrscher bezeichnen, bald von Romulus, bald von Cäsar zu zählen anfing, sodaß man zwischen dem ersten Jahrhundert vor Christo und dem dritten Jahrhundert nach Christo schwankte. Uns scheint die Berechnung nothwendig von Cäsar ausgehen zu müssen, sodaß die zweite Feder, die am längsten regiert, den Augustus bedeutet. Man kommt dann bis in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts herab, in welcher Zeit der Verfasser geschrieben zu haben scheint. (*E. Rödiger.*)

ESS (Karl van), war den 25. Sept. 1770 zu Warburg an der Diemel im Paderbornischen von katholischen Ältern geboren. Sein Vater, ein dortiger Kaufmann, vereinigte mit unerschütterlicher Rechtschaffenheit einen aufgeklärten Geist und religiöse Toleranz, ohne deshalb dem Indifferentismus zu huldigen. Dem Sohne, der ihn öfters auf seinen Reisen begleitete, ward er früh ein lebendiges Vorbild. Die erste wissenschaftliche Bildung verdankte van Eß dem Dominikanergymnasium seiner Vaterstadt. Im J. 1788 trat er, dem geistlichen Stande sich widmend, in die Benedictinerabtei Huysburg im Halberstädtischen. Die gänzliche Abgeschiedenheit von der Welt entsprach seiner Neigung um so mehr, da die Klosterbibliothek ihm unter manchen Hilfsmitteln, seine Wißbegier zu befriedigen, besonders kirchenhistorische Werke darbot. Einen gründlichen Gelehrten und helldenkenden Kopf fand er an dem damaligen Rector Isidorus Hagspiel. Als derselbe nach des Abtes Engelbert Tode (1796) dessen Stelle erhielt, wurde van Eß das bisher von Hagspiel bekleidete öffentliche Lehramt der Philosophie übertragen. Bereits im J. 1794 hatte er die priesterliche Weihe empfangen. Den Ruf zu einer Professur in Frankfurt an der Oder, der 1801 von dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten in Berlin an ihn ergangen war, lehnte er ab, als er im September des genannten Jahres von seinem Kloster zum Prior gewählt ward. Nach der Aufhebung desselben (1804) ward er erster Pfarrer der dort fortbestehenden katholischen Gemeinde.

Die gewissenhafte Erfüllung seiner Berufsarbeiten hatte ihm manche Muße gegönnt zu literarischen Arbeiten. Im J. 1807 gab er in Verbindung mit seinem Vetter, Leander van Eß, eine teutsche Übersetzung des neuen Testaments heraus [1]). Mit einer ähnlichen Arbeit über das alte Testament beschäftigte er sich damals anhaltend, wurde aber darin unterbrochen, als seine Ernennung zum bischöflichen Commissarius für die magdeburgischen, halberstädtischen und helmstedtischen Lande (1811) seine Thätigkeit auf anderweitige Weise in Anspruch nahm. Ein Jahr zuvor hatte er noch eine kurze „Geschichte der Benedictinerabtei Huysburg" herausgegeben [2]), und diesen, seiner Individualität völlig entsprechenden, Aufenthalt mit lebhafter Begeisterung geschildert. Aber in seinem „Entwurf einer kurzen Geschichte der Religion" [3]), den er bei Gelegenheit des Reformationsfestes schrieb, erlaubte er sich gegen die evangelische Kirche einige harte und ungerechte Äußerungen, in denen man seine oft bewiesene Toleranz kaum wieder erkannte. Nach den Verbesserungen, die von ihm selbst in der katholischen Kirche, ganz im Sinne und Geiste der Reformatoren und ihrer Nachfolger, ausgegangen waren, schien dies Verfahren um so befremdender. Das genannte Werk erfuhr manche scharfe Rüge, besonders in einem „Sendschreiben" und einer „abgefoderten Erklärung" von Wilhelm Körte und in einer Schrift des Dompredigers Augustin in Halberstadt [4]). Die dortigen Domschüler fanden sogar für gut, jenes Werk zur Nachfeier des Reformationsfestes öffentlich zu verbrennen; doch ward es von mehren dortigen Gelehrten einer Widerlegung werth geachtet. Manche andere bittere Erfahrungen machte van Eß in seinem schriftstellerischen Leben. Ein von ihm herausgegebener Katechismus [5]), durch den er sich ein bleibendes Verdienst um die Jugend

---

gen von Lawrence in s. Ausg. des äthiopischen Textes, und die neueste Arbeit des holländischen Gelehrten *van der Vlis*, De Ezrae libro apocrypho vulgo quarto dicto (Amstel. 1839), welche besonders für die Kritik der beiden gedruckten Texte Treffliches leistet.

---

1) Die heiligen Schriften des neuen Testaments, übersetzt von K. van Eß und L. van Eß. (Braunschweig 1807. Zweite Auflage Salzburg 1808. Dritte ebendas. 1816. gr. 12. Vierte ebendas. 1819.) 2) Halberstadt 1810. Mit drei illuminirten Kupfertafeln. 3) Vom Anfange der Welt bis auf unsere Zeit. (Ebendas. 1817.) 4) Die Ursachen und Wirkungen der Reformation, nebenbei auch der Geist der Liebe, in des Herren Karl van Eß Entwurf einer kurzen Geschichte der Religion aufgesucht und näher beleuchtet. (Halberstadt 1818.) Gegen Körte's Angriffe richtete van Eß die Broschüre: Kurze Antwort auf Dr. Wilhelm Körte's Schrift, betitelt: Dr. Martin Luther, nicht Lutheraner, noch weniger Päpstler, sondern wahrhaft evangelischer Katholik. (Ebendas. 1818.) 5) Darstellung des katholisch-christlichen Religionsunterrichts. (Ebendas. 1822; auch in einem Auszuge. Ebendas. 1822.)

seiner Kirche erworben zu haben glaubte, ward von seinen eigenen Glaubensgenossen einseitig und parteiisch beurtheilt. Seit jener Zeit versank van Eß, bei seiner sehr reizbaren Organisation in eine Niedergeschlagenheit, die ihn in seinem redlichen Wirken für die Kirche und die Menschheit nur eine fruchtlose Bemühung erblicken ließ. Immer deutlicher zeigten sich die Spuren der Lungenschwindsucht, die er sich durch Erkältung bei seinen oft sehr überhäuften und beschwerlichen Amtsgeschäften zugezogen haben mochte. Er starb im 55. Lebensjahre den 22. Oct. 1824.

Abgesehen von seiner wissenschaftlichen, das Gewöhnliche übersteigenden Bildung, war van Eß ein Mann von großer Lebhaftigkeit des Gefühls und Geistes, vorzugsweise dem Religiösen zugewandt, wie es ihm in der Farbe und Form seiner Kirche erschien. Ungeachtet dieser aus seinen Lebensverhältnissen leicht erklärlichen Einseitigkeit und Beschränktheit der Ansichten gab es für ihn Zeiten und Momente, wo das Religiöse sich ihm auch in ursprünglicher Reinheit darstellte, und fast den Sieg davonzutragen schien über eingewurzelte Vorurtheile. Dies war unter andern der Fall in der Periode, wo während der französischen Despotie Rom nur schwach auf Teutschland einwirken konnte, und die katholische Kirche sich an mehren Orten beinahe wieder zu der nationalen Unabhängigkeit erhob, deren sie sich zu Bonifacius' Zeiten rühmen konnte. Damals schien van Eß die Vorurtheile seiner Kirche gegen Bibelübersetzungen in die teutsche Sprache so gänzlich vergessen zu haben, daß er sich mit seinem Vetter, Leander van Eß, zu der bereits erwähnten teutschen Übersetzung des neuen Testaments für katholische Christen vereinigte. Auch in das von Deutgen herausgegebene osnabrückische Gesangbuch, von welchem er eine neue Ausgabe besorgte [6]), nahm er mehre der bessern Lieder aus evangelischen Gesangbüchern. Auch führte er, soweit sein Wirkungskreis reichte, eine teutsche Liturgie ein, wenigstens für einige Theile des katholischen Gottesdienstes. Er verschmähte überhaupt nichts Gutes und Zweckmäßiges, was ihm die evangelische Kirche in Schriften oder auf andere Weise darbot. Besonders benutzte er es in seinen Predigten, soweit dies, ohne Schwachen dadurch Anstoß zu geben, geschehen konnte.

Daß er aber mit der Lebhaftigkeit seines Geistes nicht Stärke, Kraft und Festigkeit vereinte, schien van Eß zu beweisen, als er wieder zu der alten Obedienz gegen den Papst zurückkehrte, der sich nach Napoleon's Sturz zu seinem frühern Ansehen erhoben hatte. Seitdem wagte er nichts mehr für sich selbst, und nur innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen bewegte sich seine, wenn auch immer noch rege, Thätigkeit. Er war der Meinung: in geistlichen Dingen von einem, gleichfalls geistlichen, Oberhaupte abzuhängen, sei weit würdiger, angemessener und natürlicher, als die Hingebung in den Willen einer wandelbaren, oft von sehr profanen Ansichten geleiteten Menge. Daher fand die Hierarchie seiner Kirche seitdem in ihm einen sehr warmen Vertheidiger. So streng orthodox aber auch seine Denkungsart hinsichtlich der eigentlichen katholischen Glaubenslehren war, so nachgiebig zeigte er sich, wo es sich um äußere Anordnungen und Gebräuche handelte, z. B. um das Eheverbot für die Geistlichen, um die Entziehung des Kelchs im Abendmahl u. s. w. Er schien sich im Allgemeinen an das ebenso liberale als liebevolle Princip des heiligen Augustin zu halten, der sich in einem seiner Sendschreiben so ausdrückt: „In nothwendigen Dingen (der Glaubenslehre) sei unter uns Einheit; in zweifelhaften (Schulmeinungen) Freiheit, in allen — Liebe."

In seinem häuslichen Leben erschien van Eß als ein höchst einfacher, bescheidener und in sich gekehrter Mann. In die Haustracht der Benedictiner gekleidet, weilte er gewöhnlich in einem einsamen Kämmerlein, wohin er sich aus seiner im Mittelpunkte des Klostergebäudes gelegenen Wohnung zurückgezogen hatte. Dort war er umgeben von ausgewählten Büchern aus allen Fächern der alten und neuen Literatur, ohne Berücksichtigung des Glaubensbekenntnisses ihrer Verfasser. Den Genuß, den ihm sein dortiger Aufenthalt überhaupt und besonders die über Garten und Wald aufgehende und vorüberwandelnde Sonne gewährte, hat er selbst in seiner früher erwähnten „Geschichte der Benedictinerabtei Huysburg" mit lebhafter Begeisterung geschildert [7]). (*Heinrich Döring.*)

ESSAAD EFFENDI, Sohn Seadeddin's, ward den 3. Dschem achir 1024 Heg. oder den 30. Juni 1615 Mufti zu Constantinopel an der Stelle seines an der Pest gestorbenen Bruders Muhammed, rief 1617 wider die Gewohnheit den im Serail eingekerkerten und nicht eigentlich in der Reihe folgenden Mustapha I. zum Großherrn aus, ward 1619 den 29. Sept. in seiner Wirksamkeit blos auf die Ertheilung der Fetwas beschränkt, zog sich nach Osman's II. Tode (1622), der ihm mit Gewalt seine Tochter zur Ehe abgenöthigt hatte, von seiner Stelle zurück, ward aber 1623 zum zweiten Male Mufti. Er stürzte 1624 den mächtigen Großwessir Kemankesch Ali und starb in demselben Jahre in dem Rufe, ein ausgezeichneter Christenfeind und der unbestechlichste Mann im türkischen Reiche gewesen zu sein. s. Hammer, Geschichte des türkischen Reichs. 4. Bd. S. 475. 507. 557. 5. Bd. S. 335. (Dr. *Grässe.*)

Essadei, s. Jasudha.

ESSÄER, auch **Essener** genannt (*'Εσσαῖοι* [1]), *'Εσσηνοί*), bilden eine merkwürdige und mannichfach zweifelhafte jüdische Sekte, über welche wir in dem gegenwärtigen Artikel in der Art handeln werden, daß wir zuerst die Nachrichten der Quellen über sie mittheilen, dann über ihren Ursprung, religiösen Charakter und Stellung zu andern gleichzeitigen jüdischen Sekten, namentlich den

6) Ebendas. 1813.

7) Vergl. Felder's Gelehrtenlexikon der katholischen Geistlichkeit. 1. Bd. S. 202 fg. Halle'sche Literaturzeitung. 1824. Nr. 312. Den Neuen Nekrolog der Teutschen. 2. Jahrg. 2. Heft. S. 947 fg. Meusel's Gel. Teutschl. 13. Bd. S. 349. 17. Bd. S. 534 fg. 22. Bd. 2. Abth. S. 84 fg.

1) So nennt sie Philo stets, Josephus braucht abwechselnd beide Namen. Solinus (Polyhist. cap. 38) nennt sie Essaoni. Über den Ursprung und die Bedeutung dieses Namens siehe unten.

Therapeuten, handeln, endlich aber einige sonstige sie betreffende Fragpunkte noch etwas näher ins Auge fassen.

Die vornehmsten Quellen über unsere Essäer sind unstreitig die beiden jüdischen Schriftsteller Philo und Josephus in mehren Stellen ihrer Werke[2]), wobei wir nur zu bedauern haben, daß die zweite Rede des Letzteren an die Griechen verloren gegangen ist, in welcher sich nach dem Zeugnisse des Porphyrius in seinem vierten Buche de abstinentia §. 11. (ed. *de Rhoer.* [Traj. ad Rhen. 1767.] p. 332) auch Nachrichten von den Essäern fanden. Doch mag letzterer Verlust für unsern Gegenstand wenigstens nicht eben bedeutend sein; denn Porphyrius, welcher seine eigenen ausführlichen Mittheilungen über die Essäer (a. a. O. S. 332—343) aus den Schriften des Josephus über dieselben und zwar ausdrücklich auch aus der gedachten Rede schöpfte, bringt gar nichts von irgend einer Erheblichkeit über sie bei, was nicht schon in den übrigen Berichten des Josephus enthalten wäre. Außer jenen Beiden und dem genannten Porphyrius ist aber nur noch Plinius in seiner hist. natur. V, 15 als Quelle über die Essäer anzuführen, der über diese zwar nur sehr Weniges, aber doch noch einiges Eigenthümliche berichtet. Spätere Berichterstatter, so auch schon Solinus (polyhist. cap. 38) hängen gänzlich von den auch uns noch zugänglichen früheren Nachrichten ab, die sie noch obenein oft misverstanden haben, wie Solinus namentlich den Plinius[3]). Die Glaubwürdigkeit der beiden Hauptzeugen kann übrigens im Allgemeinen durchaus in keinen Zweifel gezogen werden; denn nicht nur daß beide um das erste Jahrhundert vor und nach Christo lebten und mithin zu einer Zeit, wo die Gesellschaft der Essäer noch blühte und vielleicht grade den Höhepunkt ihrer Entwickelung erreicht hatte, waren sie auch sonst vor Andern dazu befähigt, über dieselben zuverlässige Nachrichten zu ertheilen. So war Philo namentlich, wie dies seine Schriften unwiderleglich darthun, tief eingeweiht in die Mysterien der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie, aus welcher, wie wir sehen werden, die Gesellschaft der Essäer erst erwachsen war. Josephus aber war selbst heimisch auf Palästina's Boden, auf welchem diese Gesellschaft jedenfalls wenigstens ihre zahlreichsten Anhänger hatte, und, nach seinen eigenen Berichten, in seinen früheren Jahren ein Genosse derselben gewesen[4]). Indessen lassen Beide doch Manches im Zweifel und widersprechen sich auch wol in einigen Punkten einander, was theils in dem geheimnißvollen, bald näher zu erörternden Dunkel seinen Grund hat, in welches die Essäer ihren Verein hüllten, theils aber auch darin, daß über manche einzelne Punkte thatsächlich verschiedene Meinungen von diesen selbst aufgestellt und befolgt werden mochten. Es muß übrigens dabei der Grundsatz gelten, daß, wo sich immer diese beiden Hauptzeugen einander entgegentreten, Philo den größten Glauben verdient, sobald es sich um den eigentlichen Geist der Sekte handelt, welchem er ohne alle Frage näher stand, als Josephus, Letzterer aber vorzugsweise zu berücksichtigen ist, wenn von den äußeren Verhältnissen und gesellschaftlichen Einrichtungen der Sekte geredet wird, indem er diese mindestens zum Theil aus unmittelbarerer Anschauung und Belehrung entlehnen konnte, als Philo.

Fragen wir nach diesen vorbereitenden Bemerkungen, zunächst nach den Umständen und der Zeit, denen die Essäer ihren Ursprung verdankten; so lassen uns gleich hierin alle unsere Quellen fast gänzlich rathlos und werden wir darüber nur aus dem später zu entwickelnden dogmatischen Charakter derselben einige Vermuthungen aufstellen können. Nur über die Zeit ihres Hervortretens liegen einige Andeutungen vor, welche sich aber noch obenein, wenigstens auf den ersten Blick, zu widersprechen scheinen.

Die Hauptstelle hierüber befindet sich bei Josephus, Antiq. XIII, 5. §. 9. Hier sagt dieser nämlich, daß um die Zeit, von welcher er redet, die drei Sekten der Juden, die Pharisäer, Sadducäer und Essäer, vorhanden gewesen seien[5]), die gedachte Zeit aber fällt in die letzte Zeit des Hohenpriesters Jonathan, dessen Ermordung Josephus bald darauf berichtet, und also ungefähr auf das Jahr 143 vor Christo, in welchem Jonathan starb[6]). Nun sagt Josephus am obigen Orte allerdings nicht ausdrücklich, daß sich die erwähnten Sekten um diese Zeit eben erst gebildet hätten; allein da er ihrer früher nirgends Erwähnung thut und an dieser Stelle sichtlich den Verlauf der Begebenheiten unterbricht, um jene Bemerkung beizufügen; so erhebt sich die Annahme zu hoher Wahrscheinlichkeit, daß Josephus hiermit die erste Bekanntwerdung dieser drei Sekten habe berichten wollen.

2) Nämlich Philo hauptsächlich in dem Buche quod omnis probus sit liber, edit. *Mang.* II. p. 457 sq. und in einem bei Eusebius aufbehaltenen Fragmente aus seiner Apologie für die Juden (s. *Euseb.* Praep. evangel. VIII, 11. p. 379 sq. und *Mang.* II. p. 632 sq.), und Josephus hauptsächlich de bello Jud. II, 8. §. 2—13. Antiq. XVIII, 1. §. 2—5. 3) Mit einem Worte bemerke ich nur noch, daß auch Dio der Essäer lobend Erwähnung gethan hatte (s. *Synes.* de Dione. p. 39. edit. *Petav.* Lut. 1612. fol.). 4) Vergl. de vita sua. §. 2. Die Zweifel, welche Credner (über Ebioniten und Essäer und einen theilweisen Zusammenhang derselben in Winer's Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie. 2. Heft. [1827.] S. 213) dagegen vorgebracht hat, erledigen sich dadurch, daß Josephus allerdings nur in den niedrigsten Grad der Essäer aufgenommen worden sein konnte. Aus der angeführten Stelle ergibt sich nämlich, daß er ungefähr im 16. Lebensjahre anfing, die drei Sekten aus eigener Erfahrung kennen zu lernen, daß er dann drei Jahre bei dem Einsiedler Banus zubrachte, im 19. Jahre aber sich ganz auf die Seite der Pharisäer wendete. Er konnte also nicht einmal das erste Novizenjahr, von welchem später die Rede sein wird, in dem Orden zugebracht haben, und hatte weder die Geheimlehre erfahren, noch den Eid darauf abgelegt, sie zu verschweigen, wie Bellermann in der Note 6 angeführten Schrift S. 39 erinnert.

5) *κατὰ δὲ τὸν χρόνον τοῦτον τρεῖς αἱρέσεις τῶν Ἰουδαίων ἦσαν.* 6) Gfrörer in seiner Abhandlung über die Essäer (s. seine Kritische Geschichte des Urchristenthums. 1. Bd. 2. Abth. [Stuttgart 1831.] S. 299 fg.) bestimmt diese Zeit S. 347 auf das Jahr 170 vor Christo, Bellermann in seinen Geschichtlichen Nachrichten aus dem Alterthume über Essäer und Therapeuten (Berlin 1821) S. 20 ungefähr auf das Jahr 166 vor Christo. Allein Jonathan ward erst im Jahre 161 Heerführer und im Jahre 152 Hoherpriester der Juden.

Auch findet diese Annahme in dem innern Charakter dieser Sekten ihre Bestätigung, wie wir wenigstens in Bezug auf die Essäer noch später etwas näher erörtern werden.

Gegen dieselbe sind nun aber öfters andere Stellen aufgeführt worden, die den Essäern ein ungleich höheres Alter beilegen sollen. Die wichtigste derselben findet sich gleichfalls bei Josephus Antiq. XVIII, 1. §. 2. Hier sagt dieser nämlich, „daß die Juden von ganz alter Zeit her drei philosophische Auffassungen der väterlichen Lehre gehabt haben, nämlich die der Essäer, Sadducäer und Pharisäer"[7]). — Und während es schon offenbar genug ist, daß Josephus von der Mitte des zweiten Jahrh. vor Christo nicht als von einer ganz alten Zeit reden konnte, scheint Philo die Zeit des Ursprungs der Essäer selbst bis auf Moses zurückzuführen. Wenigstens sagt er in einem Fragmente seiner Schrift *περὶ Ἰουδαίων* (*Mang.* T. II. p. 632), „daß der Gesetzgeber selbst Unzählige seiner vertrauten Anhänger zu einer Gemeinschaft ermuntert habe, welche Essäer genannt worden seien"[8]). Und Ähnliches scheint auch Plinius zu behaupten[9]).

Allein man darf auf diese letzteren Stellen kein Gewicht legen; denn selbst abgesehen davon, daß es wenig Mühe verursachen würde, das Irrthümliche derselben, wenn sie in ihrem wörtlichen Sinne verstanden werden sollten, unwidersprechlich darzulegen, muß es leicht zugestanden werden, daß die Sekten selbst ihren Ursprung bis in die Mosaischen Zeiten zurückstellten, indem keine derselben sich selbst als Sekte, sondern lediglich als Fortstellerin des eigentlichen und echten Mosaismus angesehen wissen wollte[10]). Hierbei bleibt dann aber die gewonnene Annahme, daß sie als Sekten doch erst in der Mitte des zweiten Jahrhunderts bekannt wurden und hiermit eigentlich thatsächlich auch entstanden, gänzlich ungekränkt.

Auch über den Aufenthaltsort der Essäer sind unsere Quellen nicht ganz mit einander einverstanden, wenn sie ihn schon einstimmig nach Palästina versetzen. Philo scheint ihn dabei nur, jedoch wol blos nach einer falschen Lesart, auch nach Syrien auszudehnen[11]), während ihn Plinius[12]) auf die westliche Seite des todten Meeres in Palästina beschränkt.

Daneben findet sich aber der bestimmte Widerspruch, daß die Essäer nach einigen Stellen in vielen Städten und Dörfern gewohnt haben sollen[13]), während sie nach Andern die Städte vermieden und nur in Dörfern ihren Wohnsitz aufschlugen[14]). Es ist vergebens, diesen Widerspruch auf künstliche Weise ausgleichen zu wollen[15]), welcher allerdings auf den ersten Blick um so auffallender ist, als sich die einander widerstrebendsten Stellen eigentlich bei Philo zusammen vorfinden[16]). Allein er verliert auch alles Auffallende durch die Bemerkung, daß es, wie nach andern geschichtlichen Spuren (auf welche wir zurückkommen werden), so auch in natürlicher Folge der später zu erläuternden religiösen Richtung der Essäer überhaupt, verschiedene Classen derselben gab, strengere und minder strenge; und Nichts hindert uns, anzunehmen, daß jene letztere Nachricht nur von den strengeren gegolten habe, während die milderen ohne Unterschied Städte und Dörfer zu ihren Aufenthaltsörtern erwählten.

Die Zahl der Theilnehmer an dieser religiösen

---

7) *Ἰουδαίοις φιλοσοφίαι τρεῖς ἦσαν ἐκ τοῦ πάνυ ἀρχαίου τῶν πατρίων.* Und bald darauf (§. 5) rühmt Josephus, daß die Haupttugend der Essäer, *τὸ δίκαιον*, denselben *ἐκ παλαιοῦ* zustehe. 8) *Μυρίους δὲ τῶν γνωρίμων ὁ ἡμέτερος νομοθέτης ἤλειψεν ἐπὶ κοινωνίαν, οἳ καλοῦνται μὲν Ἐσσαῖοι κ. τ. λ.* 9) a. a. O., wenn er sagt: Ita (indem nämlich immer neue Mitglieder beitreten) per saeculorum millia (incredibile dictu) gens aeterna est, in qua nemo nascitur. Doch könnte sich diese Behauptung auch mehr auf die zu erwartende Zukunft, als auf die Vergangenheit beziehen. 10) Diese Ansicht mußte aber Philo um so unbedenklicher wiederholen, als er sie, wenigstens in Betreff der Essäer, eigentlich selbst theilte, indem auch er die Anhänger der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie (unter welche die Essäer gehörten), wie sehr diese auch thatsächlich von den Mosaischen Lehren und Institutionen abwichen, nur für echte Schüler Mosis hielt; s. meine Geschichtliche Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie. (Halle 1834.) 1. Abth. S. 28, besonders S. 29. Note 4. 11) Vergl. seine Schrift quod omnis probus sit liber, *Mang.* T. II. p. 457. Hier sagt er nämlich nach der gewöhnlichen Lesart: *Ἔστι δὲ καὶ Παλαιστίνη καὶ Συρία καλοκἀγαθίας οὐκ ἄγονος.* Allein die Conjectur Viger's zu *Euseb.* Praep. evang. VIII, 12, daß vielmehr *Παλαιστίνη Συρίας* zu lesen sei, ist sehr wahrscheinlich. Palästina war nämlich damals bekanntlich ein Theil der römischen Provinz Syrien, und wurde deshalb häufig als das syrische Palästina bezeichnet. Vergl. u. A. *Philo* de nobilitate. *Mg.* T. II. p. 443. Auch beschränkt Philo anderwärts den Aufenthaltsort der Essäer ausdrücklich auf Judäa; s. Note 13.

12) a. a. O., wo er sagt: ab occidente (lacus) litora Esseni fugiunt, usque qua nocent. In der Deutung der letztern Worte hat übrigens Bellermann Recht (a. a. O. S. 111 fg.), wenn er sie von dem ungesunden Aufenthalte in der unmittelbaren Nähe des todten Meeres versteht, den die Essäer gemieden hätten. Hätte Plinius, wie Claud. Salmasius (*Plin.* Exercitat. in *Solini* Polyhist. [Traj. ad Rhen. 1689. fol.] T. I. p. 430) wollte, im Sinne gehabt, daß die Essäer im Wunsche, dem öftern Umgange mit Ungebildeten zu entgehen, die nächsten Umgebungen des Sees gemieden hätten, so hätte er dies klarer andeuten müssen. Übrigens stimmt in dieser nähern Bestimmung des Aufenthaltes der Essäer nicht nur Solinus mit dem Plinius überein, welcher Letzteren, wie bemerkt, überhaupt ausschreibt, sondern auch Synesius oder Dio ungewiß, ob von Plinius abhängig. Wenigstens sagt Synesius a. a. O. S. 39: *καὶ τοὺς Ἐσσηνοὺς ἐπαινεῖ που (Δίων), πόλιν ὅλην εὐδαίμονα τὴν παρὰ τὸ νεκρὸν ὕδωρ ἐν τῇ μεσογείᾳ τῆς Παλαιστίνης κειμένην.* 13) Vergl. *Philo*, Fragm. *Mg.* T. II. p. 632: *οἰκοῦσι δὲ πολλὰς μὲν πόλεις τῆς Ἰουδαίας, πολλὰς δὲ κώμας, καὶ μεγάλους καὶ πολυανθρώπους ὁμίλους.* Ähnlich *Josephus*, B. J. II, 8. §. 4: *μία δὲ οὐκ ἔστιν αὐτῶν πόλις, ἀλλ' ἐν ἑκάστῃ κατοικοῦσι πολλοί.* In letzterer Stelle möchte zwar *πόλις* nicht sowol von einer Stadt im eigentlichen Sinne, als von einer gemeinschaftlichen Niederlassung überhaupt zu verstehen sein, was das Wort an sich zuläßt und das Folgende empfiehlt. Da nämlich in dem Vorhergehenden von Josephus kein bestimmtes Land genannt wird, wo sich die Essäer aufgehalten hätten, so würden die Worte *ἐν ἑκάστῃ πόλει* ohne jene Auffassung keinen angemessenen Sinn geben. Allein dies läßt sich auf die Stelle des Philo nicht übertragen, wo *πόλις* im Gegensatze gegen *κώμη* jedenfalls Stadt im eigentlichen Sinne des Wortes ist. 14) Vergl. *Philo* quod omnis probus liber *Mg.* T. II. p. 457: *οὗτοι τὸ μὲν πρῶτον κωμηδὸν οἰκοῦσι, τὰς πόλεις ἐκτρεπόμενοι.* Auch *Plin.* H. N. V, 15 sagt: Esseni — — gens — — socia palmarum. 15) Wie dieses neuerdings Gfrörer versucht hat a. a. O. S. 300; vergl. dagegen meine Geschichtl. Darstellung. 1. Abth. S. 472. 16) s. Note 13.

Sekte schätzen Josephus und Philo zu ihrer Zeit gleichmäßig auf über 4000 [17]). Die anderweite Nachricht des Philo aber, daß Moses ursprünglich unzählig Viele (oder zehn Tausend, *μυρίους*) zu Essäern geweiht habe [18]), hängt mit der bereits oben erläuterten Ansicht der Sekte selbst von ihrem Ursprunge so innig zusammen, daß sie weiter nicht in Betracht gezogen zu werden braucht.

Was endlich den Ausgang der Essener anlangt, so scheint es nicht zweifelhaft, daß sie noch Plinius als bestehende Sekte betrachtet, bezeichnet er sie ja doch ausdrücklich als eine gens aeterna, doch führt uns dies auch zu keinem späteren Datum als das Zeugniß des Josephus. Wenn aber Solinus die Worte des Plinius wiederholt; so hat dies ebenso wenig Gewicht, als wenn Porphyrius von den Essäern als einer immer noch bestehenden Sekte redet. Beide waren gänzlich ohne eigene Kenntniß von derselben, oder haben uns doch wenigstens keine Beweise einer solchen gegeben; und wiederholen nur, was sie fanden. Unter den religiösen und politischen Stürmen, welche über Palästina in den ersten beiden christlichen Jahrhunderten ergingen, mögen vielmehr auch die Essäer erloschen, oder sich mit christlichen Asketen vermischt haben [19]). Wenn aber von Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen 1. Bd. S. 473 aus *Vitriac.* Hist. hier. 1062. 1094—1097 und *Brocardi* descript. 23 beibringt, daß das christliche Königreich Jerusalem unter mancherlei Völkerstämmen auch verschiedene Sekten der Juden umfaßt habe, und daß sich unter diesen namentlich auch befanden „Essäer, welche die Unsterblichkeit behaupteten, Sadducäer, welche sie leugneten, Samariter endlich u. s. w.," so sind diese Essäer zuversichtlich keine Abkömmlinge der alten Essäer gewesen, von denen wir bisher gehandelt haben. Vielmehr ist es das Wahrscheinlichste anzunehmen, daß die Geschichtschreiber, um die divergirenden Ansichten der Juden, die sich in diesem Reiche vorgefunden haben mögen, zu bezeichnen, sich alter Sektennamen bedienten; und es kam dabei natürlich, wie es sich auch aus der Art der Angabe jener Divergenzen ergibt, nicht darauf an, ob jene in wesentlichen Stücken von den früheren verschieden waren, wenn sich nur die eine oder die andere Meinung bei ihnen vorfand, welche man bei den älteren Sekten kannte.

Wir haben in dem Bisherigen absichtlich alle Mittheilungen der Quellen über die Essäer zusammengestellt, welche auf deren rein äußerliche Verhältnisse Bezug haben, um uns nun der wichtigern und schwierigern Frage desto ungestörter hingeben zu können: was unsere Quellen denn von dem inneren Charakter und den inneren Einrichtungen dieser Sekte uns mittheilen?

Hier scheint es uns nun aber am Angemessensten, zunächst die beiden Hauptberichte des Philo und des Josephus selbst mitzutheilen und gelegentlich die Nachrichten der übrigen Quellen beizufügen; denn nur auf diese Weise möchte es leicht möglich sein, neben der möglichsten Vollständigkeit in Darlegung des Thatbestandes auch die Eigenthümlichkeit in dessen Auffassung beizubehalten, welche bei den beiden genannten Hauptzeugen ersichtlich und für die dann beizufügenden kritischen Untersuchungen über unsere Sekte von größter Wichtigkeit ist.

Der Hauptbericht des Philo befindet sich in dem bereits öfter angeführten Werke quod omnis probus sit liber, in dem er bemüht ist, zu beweisen, daß die wahrhaft Frommen und Tugendhaften allein sich von jeder Fessel lösen, welche Leidenschaften und Laster unzähligen Menschen anlegen, und also allein und wahrhaft geistig frei seien. Von Seite 456 (des zweiten Theils der Mangey'schen Ausgabe) ab führt er Beispiele an, wie sich einzelne Männer und Vereine in der That durch wahre Frömmigkeit und Tugend zu solcher geistigen Freiheit erhoben hätten, und kommt hierbei eben von Seite 457 an auf die Essäer zu sprechen, über welche er Folgendes beibringt:

„Auch das in der Provinz Syrien belegene Palästina [20]), welches ein nicht unbedeutender Theil des so zahlreichen jüdischen Stammes bewohnt, bringt solche Tugend hervor. Dort werden nämlich Einige, an Anzahl über 4000, Essäer genannt, nach meiner Meinung von dem Worte *ὁσιότης*, Gerechtigkeit, in minder genauer griechischer Ausdrucksweise [21]), weil sie, die keine Thiere opfern, sondern sich bemühen, ihre Gedanken des Heiligen würdig (d. h. gleichsam als ein Gottes würdiges Opfer) zuzubereiten, allerdings im vorzüglichen Sinne Diener Gottes (*θεραπευταὶ θεοῦ*) sind."

„Diese wohnen nun vorerst in Dörfern und vermeiden die Städte, wegen der unter Städtebewohnern gewöhnlichen Zügellosigkeit, und weil sie wissen, daß von denen, mit welchen man umgeht, wie von ansteckender Luft eine Krankheit, so ein unheilbarer Schaden der Seele erwachsen könne. Einige von ihnen bebauen das Land, Andere gehen friedlichen Künsten nach und nützen so sich und ihren Nächsten [22]). Dabei sammeln sie aber weder Silber noch Gold, erkaufen auch nicht weite Ländereien, um sich große Einkünfte zu verschaffen, sondern sie bemühen sich blos um die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens. So sind sie allein fast unter allen Menschen ohne Eigenthum und Besitz [23]), mehr aus Streben darnach, als aus Misgunst des Glücks, und sind doch in

17) *Philo* quod omnis probus liber. (*Mg.* T. II.) p. 457 und *Joseph.* Antiq. XVIII, 1. §. 5. 18) Fragm. *Mg.* T. II. p. 632. 19) Sollten freilich die Ossener oder Ossäer, welche Epiphanius (Haer. 19) beschreibt, unsere Essäer sein, was Mehre irrig annehmen (s. darüber unten), so würden sich letztere in Überresten bis zum Ausgange des 4. Jahrh. nach Christo erhalten haben. Denn Epiphanius, welcher um diese Zeit lebte, schreibt a. a. O. §. 2. S. 40 (edit. *Petav.* Col. 1682): ἧς (*αἱρέσεως τῆς τῶν Ὀσσηνῶν*) *ἔτι λείψανα καὶ δεῦρο ὑπάρχει ἐν τῇ αὐτῇ Ναβατίτιδι γῇ, τῇ καὶ Περαίᾳ πρὸς τῇ Μωαβίτιδι.*

20) s. oben Note 11. 21) Indem sie sonst *ὅσιοι*, oder ähnlich hätten genannt werden müssen. 22) Vergl. auch *Philo*, Fragment. *Mang.* T. II. p. 633. 23) Dasselbe sagt *Plin.* H. N. V, 15: Esseni gens sola — — sine pecunia. Dies darf jedoch nur in dem milden Sinne verstanden werden, in welchem etwa die Franziskaner ihr Gelübde vollkommener Armuth thaten. Denn daß der Orden selbst Vermögen hatte und haben mußte, ergibt sich aus den fernern Berichten des Philo und des Josephus über ihn.

Wahrheit für die Reichsten zu achten, da Bedürfnißlosigkeit und Zufriedenheit ihnen für Reichthum gilt. Künstler zur Fertigung von Pfeilen, Wurfspießen, Schwertern, Helmen, Brustharnischen und Schilden wirst du nicht bei ihnen finden, auch keinen Waffenschmied, Keinen, der sich mit dem Baue von Kriegsmaschinen abgäbe, oder sich überhaupt auch nur mit Etwas beschäftigte, was zum Kriege gehört, aber auch Keinen, der sich irgend einem, wenn schon friedlichen Geschäfte widmete, was verderblich wäre. Handel, Gastwirthschaft, Seewesen ist ihnen nicht einmal im Traume vorgekommen; denn sie wollen nichts von alle Dem wissen, was zu Habsucht Veranlassung gibt. Sklaven gibt es bei ihnen auch nicht Einen; Alle sind frei und arbeiten für einander. Die Herrschaft verwerfen sie nicht nur, weil sie ungerechter Weise die Gleichheit Aller verletzt, sondern auch, weil sie, was sie für gottlos halten, eine Einrichtung der Natur aufhebt, welche Alle wie eine Mutter als wahre und leibliche Brüder erzeugt und ernährt (S. 458), eine Verwandtschaft, welche eine glückliche Hinterlist und Habsucht erschüttert und statt Vertraulichkeit Entfernung, statt Freundschaft Haß erwirkt hat. Von der Philosophie überlassen sie den logischen Theil, als entbehrlich zur Erringung der Tugend, den Wortjägern, den physischen, als erhaben über die menschliche Natur Denen, die sich mit ihren Gedanken über ihren Horizont erheben wollen, ausgenommen in wieweit dieser (Theil) Untersuchungen über das Dasein Gottes und den Ursprung des Alls anstrebt; den moralischen aber betreiben sie mit großer Vorliebe, bedienen sich hierin der väterlichen Gesetze, die kein menschlicher Geist ohne göttliche Eingebung fassen könne, zu Lehrern und unterrichten sich in denselben zwar auch zu anderer Zeit, namentlich aber an den je siebenten Tagen."

„Den siebenten Tag nämlich halten sie für heilig, enthalten sich, so oft er wiederkehrt, der Geschäfte, gehen in ihre heiligen Stätten, welche sie Synagogen nennen, setzen sich dort nach dem Alter in Reihen nieder, die Jüngeren unter die Älteren, und hören mit geziemendem Anstande zu. Hierauf nimmt einer von ihnen die heiligen Bücher und liest vor, ein Anderer aber, der Einsichtsvollste, tritt herzu und erklärt, was etwa unverständlich sein sollte; denn der größte Theil ihrer Philosophie ist bei ihrer Anhänglichkeit an das Althergebrachte in Symbole eingekleidet."

„Unterwiesen werden sie aber in der Frömmigkeit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, in der (den essäischen Grundsätzen entsprechenden) Verwaltung des Haus- und Gemeinwesens[24]), in der Kenntniß Dessen, was wahrhaft gut oder böse, oder gleichgültig ist, in Dem, was man wählen, und in dem Entgegengesetzten, was man vermeiden müsse, und man bedient sich dabei als der drei (sittlichen) Begriffe und Principien, der Liebe zu Gott, zu der Tugend und zu den Menschen"[25]).

„Als Äußerungen der Gottesliebe führen sie Unzähliges auf, namentlich eine durch das ganze Leben fortgesetzte und ununterbrochene Heiligkeit, die Vermeidung der Eidschwüre und der Lügen und die Überzeugung, daß das göttliche Wesen der Urgrund alles Guten und durchaus keines Bösen sei. Als Äußerungen der Tugendliebe die Gleichgültigkeit gegen Reichthum, Ehre und Vergnügen, die Enthaltsamkeit (τὸ ἐγκρατές) und Standhaftigkeit; dazu auch noch die Genügsamkeit, Zufriedenheit, Bescheidenheit, die Achtung vor den Gesetzen und der festgestellten Ordnung, und was Dem verwandt ist. Als Äußerungen der Menschenliebe aber (nennen sie) das Wohlwollen, die Billigkeit und die über jedes Lob erhabene (Güter-) Gemeinschaft (κοινωνία), worüber es jetzt an der Zeit ist, Einiges zu sprechen."

„Vorerst also[26]) hat Keiner ein eigenes Haus, was nicht auch Allen gehörte. Außerdem nämlich, daß sie gesellschaftsweise zusammenwohnen, steht jedes Haus auch den aus der Ferne kommenden Genossen offen. Dann gehören auch die Magazine und die in denselben enthaltenen Vorräthe Allen gleichmäßig an, auch die Kleidungsstücke[27]) sind gemeinschaftlich und die Speisen[28]) für sie, welche überhaupt auch gemeinschaftliche Mahlzeiten (συσσίτια) halten. Und überhaupt möchte man das gemeinschaftliche Wohnen, Leben und Speisen bei keinen Andern mehr in Ausführung gebracht finden, als bei ihnen (S. 459). Auch möchte dies kaum möglich sein. Denn[29]) was sie den Tag über mit ihren Arbeiten verdienen, Das bewahren sie nicht für sich auf, sondern bringen es zusammen und bieten es zur gemeinschaftlichen Benutzung für Diejenigen dar, die davon gebrauchen wollen. Die Kranken[30]) vernachlässigen sie aber deshalb nicht, weil sie unvermögend sind, etwas einzuliefern, vielmehr haben sie zu deren Pflege aus dem gemeinschaftlichen Vermögen das Nöthige in Bereitschaft, sodaß die Kranken mit aller Ruhe von den reichen Vorräthen zehren können. — Den Bejahrten[31]) aber wird eine Hochachtung, Verehrung und Sorgfalt zu Theil, wie nur immer den Ältern von ihren leiblichen Kindern, indem sie in ihrem Alter in aller Fülle von tausend Händen und Gedanken gepflegt werden."

„Solche Tugendhelden schafft eine Philosophie, welche von einer müßigen (sophistisch-dialektischen) Beschäftigung mit griechischen Worten nichts weiß, als Übungsstücke aber die genannten lobenswürdigen Handlungen aufstellt, durch welche eben eine unüberwindliche Freiheit begründet wird. Ein Beweis für Letzteres sind die vielen Herrscher, welche nach und nach in ihrem Lande aufgestanden sind und wie von Natur, so durch Grundsätze sehr von einander verschieden waren. Einige von ihnen strebten ohne

24) *παιδεύονται — — — — οἰκονομίαν, πολιτείαν.* 25) *ὅροις καὶ κανόσι τριττοῖς χρώμενοι τῷ τε φιλοθέῳ καὶ φιλαρέτῳ καὶ φιλανθρώπῳ.*

26) Vergl. hierüber auch die ausführliche Schilderung desselben Philo in seinen Fragmenten *Mang.* T. II. p. 632. 27) Die Kleidungsstücke der Essäer beschreibt Philo näher, Fragm. T. II. p. 633. Im Winter trugen sie dichte, wollene Mäntel (*στιφραὶ χλαῖναι*), im Sommer einfache Unterkleider (*ἐξωμίδες εὐτελεῖς*). 28) *ὁμοδίαιτοι καὶ ὁμοτράπεζοι* *Philo*, Fragm. T. II. p. 633. 29) Zu dem Folgenden vergleiche: *Philo*, Fragm. *Mang.* T. II. p. 633: *Ἐκ δὴ τῶν οὕτως διαφερόντων ἕκαστοι τὸν μισθὸν λαβόντες, ἑνὶ διδόασι τῷ χειροτονηθέντι ταμίᾳ.* 30) Vergl. über diese auch *Philo*, Fragm. T. II. p. 633. 31) Hierüber auch zu vergleichen *Philo*, Fragm. T. II. p. 633.

Unterlaß in ihrer Unbändigkeit die Wildheit der Thiere zu übertreffen, ließen keine Grausamkeit ungeübt, opferten ihre Unterthanen scharenweise, oder zerhieben wol auch noch Lebendige Glied für Glied, wie Schlächter, bis sie endlich durch die die menschlichen Dinge beaufsichtigende Vorsehung dieselben Schicksale erduldeten. Andere wandelten solche unnatürliche und rasende Bosheit nur in eine andere Gattung derselben um, nahmen, obschon voll eines ausgesuchten und unaussprechlichen Menschenhasses, eine freundliche Sprache an, zeigten unter der Maske einer friedfertigen Rede einen schwer versöhnlichen Sinn, schmeichelten wie boshafte Hunde, verursachten aber gleichfalls unheilbare Übel und hinterließen in den Städten als Denkmale ihrer Gottlosigkeit und ihres Menschenhasses die schmerzlichsten Zustände der Leidenden. Aber Keiner, weder der grausamsten, noch der hinterlistigsten und heimtückischsten (Herrscher) vermochte auf den gedachten Verein (*ὅμιλον*) der Essäer oder der Heiligen eine Schuld zu werfen. Vielmehr wichen Alle der reinen Tugend dieser Männer, begegneten ihnen freundlich als solchen, die sich ihre eigenen Gesetze zu geben berechtigt und frei seien von Natur, und rühmten ihre gemeinschaftlichen Mahle und ihre über alles Lob erhabene Gütergemeinschaft überhaupt [32]), welche allerdings auch der deutlichste Beweis eines vollkommenen und sehr glücklichen Lebens ist" [33]).

Nach diesem Hauptberichte des Philo fügen wir, wie bemerkt, auch noch den vielfach ergänzenden des Josephus an. Derselbe befindet sich in der schon öfter angeführten Stelle de bello Judaico II, 8. §. 2—13 und bringt Folgendes bei:

§. 2. Es gibt drei Gattungen Philosophie bei den Juden; die Anhänger der einen sind die Pharisäer, die der andern die Sadducäer, die dritte Gattung, welche allerdings auch (vorzugsweise) ehrsam zu leben scheint [34]), nennt man Essener. Auch diese sind Juden, doch lieben sie sich einander mehr als die übrigen; sie vermeiden die sinnlichen Freuden, als etwas Schlechtes, die Enthaltsamkeit aber (*ἐγκράτειαν*) und die Kraft, den Leidenschaften nicht zu unterliegen, achten sie für Tugend [35]). Auch findet sich bei ihnen eine Verachtung der Ehe, aber fremde Kinder nehmen sie bei sich auf, so lange sie noch empfänglich sind für den Unterricht, halten sie wie Verwandte und prägen auf sie ihre Gewohnheiten über. Die Ehe aber und die durch sie zu erzielende Nachkommenschaft heben sie dabei zwar nicht ganz auf, aber sie scheuen sich vor den Ausschweifungen der Frauen und sind überzeugt, daß keine die Treue gegen einen Mann bewahrt" [36]).

§. 3. „Sie sind Verächter des Reichthums und bewunderungswürdig ist bei ihnen das gemeinsame Leben (*τὸ κοινωνητικόν*). So kann man bei ihnen Niemanden finden, der sich durch sein Eigenthum hervorthäte. Denn es ist ein Gesetz, daß Die, welche in diese Sekte (*αἵρεσις*) eintreten, ihr Eigenthum dem Orden (*τῷ τάγματι*) überlassen. So ist unter ihnen Allen weder die Dürftigkeit und Armuth zu gewahren, noch ein Übermaß des Reichthums, weil eben die Besitzthümer Aller zusammengemischt sind und Alle wie Brüder nur Ein gemeinsames Eigenthum haben [37]). Das Öl achten sie für befleckend, und wenn Einer wider Willen gesalbt ist, so wäscht er sich seinen Leib ab, denn es wird für einen Ruhm geachtet, ungesalbt zu sein [38]) und immer in weißen

---

32) Vergleiche über die Achtung, in welcher die Essäer allgemein standen, auch *Phil.* Fragm. T. II. p. 634, wo dieser seine Schilderung des essäischen Lebens mit den Worten schließt: *ὥστ' οὐκ ἰδιῶται μόνον, ἀλλὰ καὶ μεγάλοι βασιλεῖς ἀγάμενοι τοὺς ἄνδρας τεθήπασι, καὶ τὸ σεμνὸν αὐτῶν ἀποδοχαῖς καὶ τιμαῖς ἔτι μᾶλλον σεμνοποιοῦσι.* 33) Außerdem berichtet auch Philo, daß die Essäer die Ehe verworfen hätten, und bringt darüber Fragm. T. II. p. 633 sq. Folgendes bei: „Neben ihrer sonstigen strengen Askese vermeiden sie auch die Ehe (*γάμον παρῃτήσαντο*), indem sie wohl bemerken, daß diese allein, oder doch vorzüglich leicht das gemeinschaftliche Leben auflösen könne. So heirathet denn kein Essäer, weil das Weib selbstsüchtig und unmäßig eifersüchtig ist, auch zu fürchten steht, daß es die sittlichen Grundsätze des Mannes erschüttern und ihn durch ununterbrochene Zauberkünste verführen werde. Denn es sinnt auf schmeichlerische Reden und andere Verstellungskünste (S. 634), als wenn es auf der Bühne stände, und wenn es erst Gesicht und Gehör berückt hat, so hintergeht es auch den herrschenden Geist (*τὸν ἡγεμόνα νοῦν*), dessen Diener dann also schon getäuscht worden sind. Hat es aber erst Kinder geboren, so wird es hochmüthig und befehlshaberisch, und was es früher nur unter Verstellung und mit Hinterlist angedeutet hat, Das spricht es nun mit kühnerem Muthe und ungescheut aus (*ἐκλαλεῖ* ist mit Viger zu lesen, nicht *ἐκκαλεῖ*, wie Mangey hat) und erzwingt es. Alles dies ist aber einem wahrhaft gemeinschaftlichen Leben zuwider. Denn wer durch die Liebe gegen Frau und Kinder gefesselt und von der Natur selbst genöthigt ist, für diese vorzugsweise zu sorgen, kann gegen die übrigen nicht mehr Derselbe sein, wie früher, sondern ist ein Anderer geworden, weiß auch selbst nicht, daß er aus einem Freien in einen Sklaven umgewandelt ist." Zu vergleichen ist hiermit außer Dem, was Josephus berichtet (siehe darüber unten), *Plin.* H. N. V, 15: Esseni — — — gens sola et in toto orbe praeter ceteras mira sine ulla femina, omni Venere abdicata.

34) Vergleiche damit auch das allgemeine Lob der Essäer bei Josephus, Antiq. XVIII, 1. §. 5: *βέλτιστοι δὲ ἄλλως* (abgesehen nämlich von ihrer Geringschätzung des Tempelcultus, über welche siehe unten Note 45) *ἄνδρες τὸν τρόπον.* 35) Vergl. hierzu auch *Philo*, Fragm. T. II. p. 633: *ὀλιγοδείας ἐρασταί, πολυτέλειαν ὡς ψυχῆς καὶ σώματος νόσον ἐκτρεπόμενοι.* 36) Siehe auch Ant. XVIII, 1. §. 5: *οὔτε γαμετὰς εἰςάγονται, οὔτε* κ. τ. λ. Übrigens führt Josephus an letzterer Stelle einen ähnlichen Grund wider die Ehe an, welchen Philo oben (Note 33) angab, wenn er in dem gleich Folgenden sagt, daß sie die Ehe untersagten (*ὑπειληφότες αὐτὸν*) *στάσεως ἐνδιδόναι ποίησιν.* 37) Über diese Gütergemeinschaft der Essäer berichtet Josephus auch Ant. XVIII, 1. §. 5, wo er sie als eine Äußerung einer Gerechtigkeitsliebe (*τοῦ δικαίου*) ansieht, wie diese unter Nichtjuden auch nicht in dürftigen Anfängen vorliege und als eine vorzüglich bewundernswürdige Tugend der Essäer betrachtet werden müsse. Sie besteht, sagt er daselbst, *ἐν τῷ ἐπιτηδεύεσθαι μὴ κεκωλῦσθαι τὰ χρήματα κοινὰ αὐτοῖς εἶναι, ἀπολαύοι δὲ οὐδὲν ὁ πλούσιος τῶν οἰκείων μειζόνως, ἢ ὁ μηδὲν ὅτι οὖν κεκτημένος.* 38) *τὸ αὐχμεῖν* ist nämlich an unserer Stelle wol in seinem eigentlichen Sinne zu nehmen, trocken, spröde, und also im Gegensatze gegen das feuchtende und lindernde Salböl, ungesalbt sein. Wenn übrigens Gfrörer (a. a. O. S. 388) sagt, daß die Essäer das Öl unter allen Gegenständen des Gottesdienstes am heiligsten geachtet und nur aus dem Grunde mit der größten Sorgfalt von sich fern gehalten hätten, weil sie den fluchbeladenen Leib für unwürdig angesehen, von dem heiligsten aller Symbole berührt zu werden, so

Kleidern zu gehen. Dabei werden Vorsteher des gemeinsamen Vermögens (οἱ τῶν κοινῶν ἐπιμεληταί)[39]) gewählt, und Jeder ohne Unterschied widmet sich dem gemeinsamen Besten"[40]).

§. 4. „Sie haben nicht Eine (Allen gemeinsame) Niederlassung, sondern in jeder der verschiedenen wohnen Viele[41]) und den Genossen ihres Bundes, welche von auswärts kommen, steht Alles, was sie haben, ebenso offen, als wenn es ihr Eigenthum wäre, und zu Denen, welche sie vorher niemals sahen, gehen sie hinein, als wären sie ihre innigsten Freunde. Deswegen nehmen sie auch auf ihre Reise ganz und gar nichts mit, als Waffen wegen der Räuber; in jeder Niederlassung des Ordens (πόλις τοῦ τάγματος)[42]) wird aber ein **Pfleger** (κηδεμών) vorzugsweise für die Fremden angestellt, welcher Kleider und sonstige Bedürfnisse im Vorrathe hat. In der Kleidung aber selbst und der ganzen körperlichen Erscheinung gleichen sie gewissermaßen Kindern, welche mit Strenge erzogen werden; denn sie dürfen weder Kleider noch Schuhe wechseln, bevor diese nicht entweder ganz zerrissen, oder im Laufe der Zeit abgenutzt worden sind. Sie kaufen und verkaufen auch unter einander nichts, sondern Jeder gibt Dem, der es braucht, das Seine und nimmt dafür von ihm Das, was ihm nützlich ist. Aber auch ohne Gegengabe ist ihnen die Theilnahme an Allem unverwehrt."

§. 5. Ihre **Frömmigkeit gegen das göttliche Wesen** äußern sie auf eine eigenthümliche Weise. Bevor sich nämlich die Sonne erhebt, reden sie von Nichts, was das gewöhnliche Leben berührt (βεβήλων οὐδέν), vielmehr richten sie einige von den Vätern ererbte Gebete an sie, gleichsam als fleheten sie sie an, daß sie sich erheben möge. Hierauf werden sie von ihren Vorstehern (ἐπιμεληταί) zu den künstlichen Beschäftigungen entlassen[43]), die ein Jeder von ihnen versteht, und hier arbeiten sie dann hinter einander fort bis zur fünften (eilften) Stunde[44]). Dann kommen sie wieder an Einem Orte zusammen, umgürten sich mit reinen leinenen Gewändern und waschen sich mit kaltem Wasser den Leib. Nach dieser heiligen Reinigung (ἁγνεία)[45]) versammeln sie sich wieder in einem besonderen Gebäude, zu welchem keinem Andersdenkenden der Zutritt verstattet ist; sie selbst aber gehen gereinigt, wie zu einem Heiligthume, in dieses Speisegemach. Wenn sie sich nun ruhig niedergesetzt haben, so theilt ihnen Der, welcher das Backwerk über sich hat, nach der Reihe die Brode zu, und der Koch setzt Jedem eine Schüssel mit einem und demselben Gerichte vor. Vor der Mahlzeit betet erst noch der Priester (ὁ ἱερεύς)[46]) und Niemand darf vor diesem Gebete etwas kosten. Nach eingenommener Mahlzeit wird wieder gebetet und so verehren sie im Anfange und am Ende Gott, als den Geber der Speise. Nachher legen sie die heiligen Kleider wieder ab und arbeiten bis zur Abenddämmerung[47]). Dann setzen sie sich wieder auf gleiche Weise mit den Fremden, die etwa gekommen sein sollten, zum Abendessen. Kein Geräusch oder Geschrei stört jemals diesen Aufenthaltsort und nur Einer spricht abwechselnd um den Andern, eine Ruhe, welche Denen, die draußen sind (τοῖς ἔξωθεν, d. h. den noch nicht zu den heiligen Mahlzeiten gelassenen Novizen) auf staunenerregende Geheimnisse hinzudeuten scheint. Die wahre Ursache derselben aber ist die durchgehende Nüchternheit und das Abmessen der Speise und des Trankes nur gerade bis zur Sättigung."

§. 6. „Von allen Andern thun sie nichts ohne der Befehl ihrer Vorsteher; zwei Dinge aber sind ihrem freien Willen selbst überlassen, **Hilfleistung** und **Erbarmen**[48]); denn den Würdigen zu helfen, wenn sie etwas bedürfen, und den Hungerigen Nahrung zu reichen, steht

---

tritt er mit unserer Stelle in Gegensatz, wo es ausdrücklich heißt: κηλῖδα δὲ ὑπολαμβάνουσι τὸ ἔλαιον, und gründet sich diese ganz unhaltbare Annahme blos auf das vergebliche Bestreben, die Essäer mit den Ossenern des Epiphanius zu parallelisiren, welche das Öl allerdings heilig hielten. Siehe darüber weiter unten.

39) Auch ταμίαι; siehe oben S. 177. Note 29. Antiq. XVIII, 1. §. 5 sagt Josephus von ihnen: ἀποδέκτας δὲ τῶν προσόδων χειροτονοῦσι καὶ ὁπόσα ἡ γῆ φέροι, ἄνδρας ἀγαθοὺς ἱερεῖς τε, διὰ ποίησιν σίτου τε καὶ βρωμάτων. 40) Hiermit ist von selbst gegeben, daß sich keine Sklaven unter ihnen befanden, was auch oben schon Philo berichtet hat, und Josephus selbst (Ant. XVIII, 1. §. 5) bezeugt, wenn er sagt, οὔτε δούλων ἐπιτηδεύουσιν κτῆσιν. Auch fügt Letzterer (a. a. O.) ausdrücklich als Grund, warum die Essäer die Sklaverei verworfen hätten, den an, daß diese nach ihrer Überzeugung zur Ungerechtigkeit (ἀδικία), d. h. zur Aufhebung der gleichmäßigen Vertheilung des Gesammteigenthums (τὸ δίκαιον S. 178. Note 37) führe. 41) Siehe oben Note 13. 42) Auch hier würde die Übersetzung: **Ordensstadt**, weniger passen; denn gewiß waren wenigstens viele Hauptniederlassungen der Essäer außerhalb der Städte, denen der κηδεμών natürlich nicht fehlen durfte. 43) An einem andern Orte sagt Josephus, daß sie sich hauptsächlich mit Ackerbau beschäftigt hätten. Siehe Ant. XVIII, 1. §. 5, wo sie genannt werden: τὸ πᾶν πονεῖν ἐπὶ γεωργίᾳ τετραμμένοι. Vergleiche außerdem oben den Bericht des Philo S. 176.

44) Es scheint hiernach, als übertreibe Philo, wenn er in seinem allerdings rednerischen Lobe der Essäer (Fragm. *Mang.* II. p. 633) sagt, daß sie noch vor Sonnenaufgang an ihre Arbeit gingen. 45) Diese Wasserreinigungen, von denen Josephus auch unten §. 7 Einiges beibringt, achteten die Essäer für so heilig, daß sie daneben zwar Weihgeschenke zum jerusalemischen Tempel sandten, die (Reinigungs-) Opfer daselbst aber aufgaben (siehe oben den Eingang des Philonischen Berichts). Sie brachten also doch gewissermaßen auch selbst, abgesondert von Andern, eigenthümliche Opfer dar (nämlich im uneigentlichen Sinne sich selbst, als die durch die Wasserreinigung zur Gottes würdigen Heiligkeit Geläuterten), wenn sie schon deshalb von dem Tempelcultus ausgeschlossen wurden. Alles dies berichtet **Josephus** Ant. XVIII, 1. §. 5, wo er sagt: εἰς δὲ τὸ ἱερὸν ἀναθήματά τε στέλλοντες θυσίας οὐκ ἐπιτελοῦσι διαφορότητι ἁγνειῶν ἃς νομίζοιεν, καὶ δι᾽ αὐτὸ εἰργόμενοι τοῦ κοινοῦ τεμενίσματος, ἐφ᾽ αὐτῶν τὰς θυσίας ἐπιτελοῦσι. Diese letzteren Worte haben die verschiedensten Deutungen erfahren (siehe **meine** Geschichtl. Darstellung u. s. w. S. 491. Note 90). Der Sinn derselben kann aber kein anderer sein, als welcher oben mitgetheilt und mit Philo (*Mang.* II. p. 457) zu vergleichen ist, wo es heißt: οὐ ζῶα καταθύοντες, ἀλλ᾽ ἱεροπρεπεῖς τὰς ἑαυτῶν διανοίας κατασκευάζειν ἀξιοῦντες (s. oben S. 176). 46) Wol nicht eben auf bestimmte Weise zu diesen heiligen Functionen gleichsam Ordinirte, sondern solche, denen dies vermöge der Wahl, oder des Alters, oder sonst eines Vorzugs halber zugestanden war. Auch scheinen diese Priester zuweilen zu Vorstehern des gemeinsamen Vermögens gewählt worden zu sein. Siehe oben Note 39. 47) Vgl. *Phil.* Fragm. *Mang.* II. p. 633: δυομένου μόλις (ἡλίου) ἐπανίασι χαίροντες. 48) ἐπικουρία καὶ ἔλεος, natürlich gegen Nicht-Essäer.

bei ihnen, doch sind Gaben an Anverwandte nicht erlaubt, ohne Vorwissen der Vorsteher (*ἐπίτροποι*). In der Äußerung ihres Unwillens sind sie gerecht, im Zorne mäßig, in der Treue musterhaft, befördern den Frieden, und jedes Wort von ihnen ist zuverlässiger als ein Eid, das Schwören aber wird von ihnen gemieden, indem sie es für schlechter achten [49]), als (die meisten Menschen) den Meineid. Sie sagen nämlich, daß gegen den schon eine üble Meinung vorhanden sein müsse, der ohne eine Berufung auf Gott keinen Glauben finde. Einen besondern Fleiß verwenden sie auf die Schriften der alten Vorfahren (*τὰ τῶν παλαιῶν συγγράμματα*) und wählen dabei hauptsächlich Das aus, was zum Nutzen der Seele und des Leibes diente. Aus gleichem Grunde, um nämlich Krankheiten zu heilen, untersuchen sie auch heilsame Wurzeln und die besonderen Eigenthümlichkeiten der Mineralien."

§. 7. „Keiner, welcher dem Orden beitreten will (*οἱ ζηλοῦντες*), wird sogleich aufgenommen, vielmehr müssen Alle erst noch ein Jahr außerhalb der Sekte leben. Man empfiehlt ihnen aber ihre Lebensweise, gibt ihnen überdies ein kleines Beil (*ἀξινάριον*, auch *ἀξινίδιον* §. 9, ein Symbol der Thätigkeit), den Gürtel (mit welchem die Essener badeten) und ein weißes Kleid. Wenn sie nun die bestimmte Zeit hindurch Proben von Enthaltsamkeit gegeben haben, so treten sie dem Vereine näher (*πρόςεισι ἔγγιον*) und nehmen Theil an den heiligen Wasserreinigungen, doch zu den gemeinschaftlichen Mahlen (*συμβιώσεις*) werden sie immer noch nicht zugelassen; denn es ist Sitte, daß sie nach gegebenen Beweisen der Enthaltsamkeit noch zwei Jahre geprüft werden. Wenn sie sich aber auch dann noch würdig zeigen, so werden sie in die Gesellschaft (*εἰς τὸν ὅμιλον*) aufgenommen [50]). Ehe sie aber die gemeinschaftliche Speise berühren, müssen sie mit furchtbaren Eidschwüren beschwören [51]), vor Allem Gott mit frommen Sinne zu verehren, die Gerechtigkeit gegen die Menschen zu beobachten und Keinem mit Vorsatz zu schaden, auch nicht einmal auf Befehl; sich gegen Alle treu zu beweisen, am meisten gegen ihre Oberen (*οἱ κρατοῦντες*), denn zu solcher Herrschaft gelange Niemand ohne Gottes Willen; auch wenn sie selbst einmal regieren sollten, sich nie dieser Macht stolz zu überheben und etwa durch andere Kleidung oder mehren Schmuck sich vor ihren Untergebenen auszuzeichnen; die Wahrheit immer zu lieben und sich vorzunehmen, die Lügner zu widerlegen, die Hände vom Diebstahle und die Seele vom unwürdigen Gewinne rein zu erhalten; ihren Mitgenossen in der Gesellschaft nichts zu verbergen, dagegen den Andern nichts zu entdecken, und sollten sie bis zum Tode gepeinigt werden. Hiernächst müssen sie schwören, Keinem (neuen Mitgliede) ihre Lehrsätze anders zu überliefern, als sie sie erhalten haben, sich der Räubereien zu enthalten, auch die Bücher der Sekte und die Namen der Engel bei sich behalten zu wollen. Mit solchen Eidschwüren versichern sie sich der Beitretenden."

§. 8. „Diejenigen, die über einem bedeutenden Vergehen ergriffen werden, werden aus dem Orden gestoßen. Diese Ausgestoßenen erliegen aber dann auch gewöhnlich einem sehr bejammernswerthen Schicksale; denn durch Eidschwüre und Gebräuche gefesselt dürfen sie von Andern keine Nahrungsmittel annehmen, essen Kräuter und der Körper schwindet vor Hunger und stirbt ab. Deswegen erbarmen sie sich auch wieder über Viele, wenn diese in den letzten Zügen liegen und nehmen sie wieder auf, weil sie die Qual bis zum Tode für eine ausreichende Bestrafung ihrer Vergehen ansehen."

§. 9. „In den richterlichen Entscheidungen aber sind sie höchst sorgfältig und gerecht, und geben dergleichen nur, wenn mindestens Hundert versammelt sind; was aber dann von ihnen einmal beschlossen worden ist, bleibt unverändert. Die größte Ehrfurcht nach Gott widmen sie dem Namen des Gesetzgebers, und wenn Einer diesen lästert, so wird er mit dem Tode bestraft. Daneben gilt es für lobenswürdig, der Meinung der Älteren und der Mehrzahl nachzuleben, und wenn zehn versammelt sind, dürfte Einer gegen den Willen der neun nicht sprechen. Auch scheuen sie sich, mitten in eine Versammlung hineinzuspucken, oder nach der rechten Seite hin und, mehr noch als alle andere Juden, am Sabbath irgend ein Geschäft vorzunehmen. Deshalb bereiten sie sich nicht nur ihre Speisen am Tage vorher zu, damit sie nicht etwa am Sabbath Feuer anzünden möchten, sondern sie wagen am letzteren auch nicht irgend ein Gefäß von seinem Platze zu bewegen, noch selbst ihre Nothdurft zu verrichten (*ἀποπατεῖν*) [52]). An anderen Tagen aber graben sie sich eine einen Fuß tiefe Grube mit dem Spaten (*τῇ σκαλίδι*); denn so beschaffen (daß man es nämlich auch als Spaten benutzen kann) ist das kleine Beil, welches von ihnen den Neulingen gegeben wird [53]), bedecken sich mit ihrem Gewande, damit sie nicht

---

49) Dem zufolge verlangte auch Herodes keinen Schwur der Treue von den Essäern bei seinem Regierungsantritte; s. *Joseph.* Ant. XV, 10. §. 4. 50) Aus dieser großen Sorgfalt nicht etwa Unwürdige oder Unbeständige aufzunehmen, erklärt sich auch die Sitte der Essäer, nur vollkommen Erwachsene zuzulassen, was übrigens auch schon durch jene Prüfungen gewissermaßen bedingt war. Vergl. hierüber *Phil.* Apol. pro Jud. fragm. *Mang.* T. II. p. 632: *Ἐσσαίων γοῦν κομιδῇ νήπιος οὐδείς, ἀλλ' οὐδὲ πρωτογένειος ἢ μειράκιον· ἐπεὶ τά γε τούτων ἀβέβαια ἤθη τῷ τῆς ἡλικίας ἀτελεῖ συννεωτερίζονται· τέλειοι δ' ἄνδρες καὶ πρὸς γῆρας ἀποκλίναντες ἤδη, μηκέθ' ὑπὸ τῆς τοῦ σώματος ἐπιῤῥοῆς ἐπικλυζόμενοι, μήθ' ὑπὸ τῶν παθῶν ἀγόμενοι, τὴν ἀψευδῆ δὲ καὶ μόνην ὄντως ἐλευθερίαν καρπούμενοι.* 51) Den letzten, der ihnen überhaupt zu schwören verstattet war. Wir wissen dies aus §. 6.

52) Vergl. hierzu *Porphyr.* De abstin. IV. §. 13. p. 341: *τοσαύτη μὲν ἐστιν αὐτῶν ἡ λιτότης ἡ περὶ τὴν δίαιταν καὶ ὀλιγότης, ὡς τῇ ἑβδομάδι μὴ δεῖσθαι κενώσεως.* 53) Nach Bellermann (a. a. O. S. 51) sind die Worte: *τοιοῦτον γάρ ἐστι τὸ διδόμενον ὑπ' αὐτῶν ἀξινίδιον τοῖς νεοσυστάτοις* höchst wahrscheinlich aus der Randglosse eines ununterrichteten Abschreibers entstanden, der sich das oben §. 9 genannte *ἀξινάριον* erklären wollte, weil beide Werkzeuge wesentlich verschieden seien, nämlich das *ἀξινάριον*, oder hier *ἀξινίδιον* zum Hauen, die *σκαλίς* dagegen zum Scharren gebraucht werde. Doch hat diese Annahme Alles wider sich. Nicht nur, daß die im Texte gegebene Erklärung alles Auffallende der Worte zu heben scheint, so stehen dieselben auch nach den Gründen der äußern Kritik gänzlich fest. Übrigens wird die *σκαλίς* an unserer Stelle durch den Artikel als ein den Essäern

die Strahlen der Gottheit entweihen (ὡς μὴ τὰς αὐγὰς ὑβρίζοιεν τοῦ θεοῦ), setzen sich auf jene und werfen dann die ausgegrabene Erde wieder in die Grube. Und hierzu wählen sie sich vorzüglich einsame Orte aus. Auch ist es bei ihnen Sitte, daß sie sich nach Ausleerung des körperlichen Unraths, wenn diese schon der Natur gemäß ist, waschen, als wenn sie sich durch sie verunreinigt hätten."

§. 10. „Geschieden sind sie aber[54]) nach der Zeit, in welcher sie die Enthaltsamkeit geübt haben, in vier Grade, und die später Eingetretenen stehen Denen, die früher hinzugetreten sind, soweit nach, daß die Letzteren sich abwaschen, wenn sie die Ersteren etwa einmal berühren sollten, gleich als wären sie mit einem ganz Fremden zusammengekommen. Auch leben sie lange, sodaß die Meisten ihr Leben über 100 Jahre bringen, wie ich glaube, wegen der Einfachheit und Regelmäßigkeit ihrer Lebensweise. Gefahren verachten sie, Schmerzen überwinden sie durch ihre hochherzigen Grundsätze, den Tod aber, wenn er ihnen auf rühmlichem Wege nahe tritt, achten sie für besser, als nicht zu sterben. Auch hat der Krieg mit den Römern sie in aller Rücksicht bewährt. In diesem wurden sie nämlich gefoltert und gepeinigt, gebrannt und zerrissen und mußten durch alle Marterwerkzeuge hindurchgehen, damit sie den Gesetzgeber schmähten, oder etwas Unerlaubtes äßen. Allein sie thaten keines von beiden, schmeichelten auch nicht ihren Peinigern, oder weinten, lächelten vielmehr in ihren Schmerzen, verspotteten Die, welche sie marterten und schieden heiter von einem Leben, was sie einmal wieder erhalten würden."

§. 11. „Denn es steht auch bei ihnen die Meinung fest, daß zwar die Körper dem Untergange unterliegen und Das, was von ihnen der Materie angehört, nicht beständig sei, daß aber die Seele ewig fortdauere. Diese nämlich, aus dem feinsten (λεπτότατος) Äther hervorgehend, ward zwar (jetzt) mit einem Körper, wie mit Fesseln umschlungen, angezogen von diesem durch ein natürliches Verlangen. Wenn sie aber einmal von diesen körperlichen Fesseln wie aus einer langwierigen Sklaverei befreit sein wird, dann wird sie frohlocken und sich himmelwärts schwingen und dann wird auch, wie sie in Übereinstimmung mit den Griechen meinen, den Guten jenseit des Oceans ein Land angewiesen werden, in dem weder Regen, noch Schnee, noch Hitze beschwerlich fällt, sondern wo ein ununterbrochener sanfter Zephyr von dem Ocean her erquickend weht. Die Bösen dagegen werden in einen abgelegenen Ort (μυχὸς) verbannt werden, wo Kälte und Dunkelheit herrscht und sie unaufhörliche Strafen quälen. Einer gleichen Ansicht sind, wie ich glaube, die Griechen, wenn sie ihren Tapfern, welche sie Heroen und Halbgötter nennen, die Inseln der Glückseligen zuerkennen, den Seelen der Bösen aber im Hades das Land der Gottlosen, wie sie denn auch Einige, namentlich die Sisyphusse und Tantalusse, die Irionen und Tityusse so bestraft werden lassen. Denn sie nehmen dabei gleichfalls an, daß die Seelen unvergänglich sind und benutzen dies zur Aufmunterung zur Tugend und zur Abmahnung vom Laster. Auch ist es natürlich, daß die Guten in diesem Leben noch besser werden, wenn sie die Hoffnung auf eine Belohnung auch nach ihrem Tode haben, die Unternehmungen der Bösen aber gehemmt werden, wenn diese erwarten müssen, daß sie wenigstens nach ihrer Auflösung einer ewigen Strafe entgegengehen, wenn ihre Bosheit auch in diesem Leben unentdeckt bleiben sollte[55]). Solches lehren nun also die Essäer über die Seele und stellen damit eine Lockspeise auf, welche Die nicht wieder meiden können, welche einmal von ihrer Weisheit gekostet haben."

§. 12. „Es gibt aber unter ihnen auch Einige, welche sich rühmen, die Zukunft vorher zu wissen, befähigt hierzu durch die heiligen Schriften, durch verschiedene Reinigungen und durch Aussprüche der Propheten; und selten nur irren sie einmal in ihren Voraussagungen"[56]).

§. 13. „Auch gibt es noch einen zweiten Orden der Essener (ἕτερον Ἐσσηνῶν τάγμα), welcher zwar sonst in der Lebensweise, den Gebräuchen und Gesetzen mit dem ersteren übereinstimmt, sich aber von ihm trennt in seiner Ansicht von der Ehe. Die Anhänger dieses zweiten Ordens meinen nämlich, daß sich diejenigen, welche nicht heirathen, um den größten Theil ihres Lebens, nämlich des Lebens in der Nachkommenschaft (τὴν διαδοχήν) bringen[57]), und daß, wenn Alle so dächten, das menschliche Geschlecht im kürzesten Zeitraume ganz untergehen würde. Wol aber prüfen sie ihre Verlobten drei Jahre lang und heirathen sie erst, wenn sie (mindestens) dreimal ihre Reinigung gehabt haben, zum Beweise, daß sie Kinder gebären können. Mit Schwangeren aber haben sie keine Gemeinschaft und beweisen eben hiermit, daß sie nicht des Vergnügens halber heirathen, sondern weil sie Kinder zu haben wünschen. — An den Bädern nehmen auch die Frauen Theil, doch behalten sie dabei ihre Kleidung an[58]), sowie sich die Männer mit dem Schurze baden"[59]).

---

eigenthümliches Werkzeug bezeichnet, was auch Bellermann anerkennt, und hätte deshalb, wenn es von dem ἀξινάριον verschieden wäre, §. 9 mit genannt sein müssen.

54) Nämlich die eigentlichen Essäer, mit Ausschluß der beiden Novizenclassen, von denen eben die Rede war.

55) Zu vergleichen hiermit ist die Stelle Ant. XVIII, 1. §. 5: ἀθανατίζουσι δὲ τὰς ψυχάς, περιμάχητον ἡγούμενοι τοῦ δικαίου τὴν πρόσοδον. Der Sinn der letzteren fast stets misverstandenen Stelle ist dieser: „und halten somit den Lohn des Gerechten eines Kampfes für sehr werth." 56) Von ihrer Wissenschaft der Zukunft erzählt Josephus ein Beispiel ausführlicher Ant. XV, 10. §. 5, und schließt seinen weitern Bericht mit den Worten: ταῦτα μὲν οὖν, εἰ καὶ παράδοξα, δηλῶσαι τοῖς ἐντυγχάνουσιν ἠξιώσαμεν, καὶ περὶ τῶν παρ' ἡμῖν ἐμφῆναι, διότι πολλοὶ διὰ τοιούτων ὑπὸ καλοκαγαθίας καὶ τῆς τῶν θείων ἐμπειρίας ἀξιοῦνται. Verwandt mit dieser Voraussagung des Essäers Manahemus ist die Traumdeutung, welche der Essäer Simon dem Archelaus gab und die Josephus (Ant. XVII, 12. §. 3) erzählt. 57) Bellermann, welcher am angeführten Orte S. 55 die Worte τὴν διαδοχὴν aus dem Texte entfernen will, hat sie nicht verstanden. 58) τὰ ἐνδύματα, gewiß das leichte Ordensgewand, welches dann auch sie empfingen und in einem langen weißen Überwurfe bestand (siehe §. 7). 59) Außerdem berichtet Josephus an einem andern

Mit diesen Mittheilungen glauben wir die Nachrichten der Alten über unsere Essäer vollständig wiedergegeben zu haben. Ehe wir aber weiter gehen können, müssen wir noch bemerken, daß man meist noch zwei längere Berichte des Philo und des Epiphanius jenen Nachrichten beifügt und zur näheren Charakterisirung der Essäer benutzt, die wir unberücksichtigt haben lassen müssen, weil wir die Überzeugung finden, daß sie von den Essäern überhaupt gar nicht handeln[60]).

Um von dem Epiphanius zuerst zu sprechen, so nennt dieser allerdings unsere Essäer, welche er für eine Zweigsekte der Samaritaner hält, in der zehnten Häresis, sagt daselbst aber weiter nichts, als daß sie bei ihrer früheren Lebensweise verblieben und nicht über dieselbe hinausgegangen seien[61]). Daneben nennt er aber auch noch eine Sekte der Ossener oder Ossäer[62]) und spricht über sie ziemlich ausführlich (S. 39—44 der Petavischen Ausgabe). Diese Ossener hält man nun aber eben meist für identisch mit den Essäern und glaubt daher das über jene Gesagte auf diese beziehen zu dürfen[63]).

Indessen streitet doch zuletzt Alles wider diese Annahme, ohne daß sie irgend eine bedeutende Stütze für sich anzuführen hätte. Denn die Ähnlichkeit der Namen bietet stets einen sehr trügerischen Beleg für die Verwandtschaft oder gar Identität der bezeichneten Gegenstände und ist grade hier um so nichtssagender, je schwieriger sich die neben derselben stattfindende Verschiedenheit in einem so bekannten Sektennamen erklären läßt, den sonst die verschiedensten Zeugnisse der Juden wie der Heiden, abgesehen von einer etwas schwankenden Termination, ganz gleichmäßig anführen, und den auch Epiphanius in seiner gewöhnlichen Form wohl kennt[64]). Daß man von den Ossenern sonst nichts weiter weiß, gilt ganz gleichmäßig von vielen anderen ketzerischen Parteien, welche Epiphanius uns schildert. Am schwächsten ist aber der Grund, welchen Bellermann für die Identität der fraglichen Sekten geltend zu machen sucht, wenn er nach Mittheilung des Wenigen, was Epiphanius wirklich über die Essäer beibringt, sagt: „Dies befremdet (daß nämlich Epiphanius so kurz nur über die Essäer spricht) und man wird geneigt, etwas über sie unter einem anderen Namen zu suchen." Denn daß Epiphanius wenigstens selbst die Essäer von den Ossäern bestimmt trennte, und mithin keineswegs etwa in den Nachrichten über die letzteren die Nachrichten über die ersteren zu ergänzen beabsichtigte, vielmehr in seinem Berichte über die Essäer Alles gegeben hatte, was er über sie geben wollte, geht nicht nur daraus hervor, daß er, der den üblichen Namen der letztern Sekte wohl kannte, mit den Namen wechselte, ohne irgend darauf hinzudeuten, daß diese nur verschiedene Benennungen derselben Sekte seien, sondern auch daraus, daß er die Essäer als Zweigsekte der Samaritaner von dem Hellenismus ableitete, wogegen er die Ossäer für eine Sekte des Judaismus ansah[65]), und daß er in dem Berichte über erstere ausdrücklich den Grund angibt, warum er nur so kurz über sie berichte, weil sie nämlich unverändert bei ihrer früheren, sattsam bekannten Lebensweise geblieben seien[66]).

Sind dies nun aber die hauptsächlichsten Gründe, aus denen man die Identität der Essäer und der Ossäer des Epiphanius darzulegen unternimmt, so wird man leicht von selbst erkennen, wie schwach begründet diese ganze Annahme sei, und man muß sie sofort gänzlich fallen lassen, wenn man ferner beachtet, wie das äußere Leben und der innere Geist der Ossäer mit dem uns sonst bekannten der Essäer fast in keinem Punkte eine flüchtige Ähnlichkeit darbietet, in zahlreichen und höchst bedeutenden Momenten demselben aber auf das Entschiedenste widerstreitet.

So erfahren wir vom Epiphanius, daß die Ossener ihre Wohnung hauptsächlich östlich vom Jordan aufgeschlagen hatten und namentlich in den Provinzen Nabatäa und Peräa, während die Essener nach den bestimmtesten Nachrichten westlich vom todten Meere wohnten. Ferner verstattete der mit den Ossäern sich eng verbindende Elxai seinen Anhängern das Schwören bei verschiedenen Gegenständen, und insbesondere auch bei dem Öle, welches sie für heilig hielten[67]), war ein Gegner

Orte noch Einiges über die Lehre der Essäer vom Schicksal. Er sagt nämlich Ant. XIII, 5. §. 9 hierüber Folgendes: „Um diese Zeit waren drei Sekten der Juden vorhanden, welche über die menschlichen Dinge verschiedene Ansichten aufstellten. — — Die Einen, die Pharisäer, sagen, daß Einiges, aber nicht Alles, von einem Verhängnisse, Anderes aber auch von uns selbst abhange, ob es geschehe, oder nicht geschehe. Die Partei der Essäer dagegen behauptet, daß das Verhängniß Herrin sei über Alles (*πάντων τὴν εἱμαρμένην κυρίαν ἀποφαίνεται*), und es gebe nichts, was dem Menschen nicht nach dessen Entscheidung begegne; die Sadducäer endlich geben das Verhängniß ganz auf," u. s. w. Hiermit ist zu vergleichen Ant. XVIII, 1. §. 5, wo es heißt: *Ἐσσηνοῖς δὲ ἐπὶ μὲν θεῷ καταλιπεῖν φιλεῖ τὰ πάντα ὁ λόγος.*

60) Ganz dahingestellt lassen wir daneben die Frage, ob die im Talmud erwähnten Baithosäer mit unsern Essäern identisch seien; denn gesetzt selbst, daß diese Ansicht annehmbar wäre, wie sie denn schon unter den Rabbinern des 16. Jahrh. Anhänger und jüngst an Bellermann einen Freund gefunden hat, so sind diese Nachrichten weder an Glaubwürdigkeit, noch an Ausführlichkeit mit unsern sonstigen Quellen zu vergleichen. 61) *ἐνέμειναν γὰρ οἱ Ἐσσηνοὶ τῇ πρώτῃ ἀγωγῇ μηδὲν ὑπερβαλλόμενοι.* 62) *Ὀσσηνοί*, welche in der 30. und 53. Häresis (S. 125 und 461 der Petav. Ausgabe) auch *Ὀσσαῖοι* genannt werden. 63) Gfrörer (a. a. O. S. 384) sagt: „daß diese Ossener oder Osseer mit den *Ἐσσηνοί* oder *Ἐσσαῖοι* des Philo und Josephus eine und dieselbe Sekte seien, hat von den Neuern noch keiner bezweifelt," und allerdings haben sich nach Salmasius, welcher diese Ansicht in seinen Exercitatt. *Plin.* (Par. 1629. fol.) p. 610 sq. zuerst aussprach, mehre Neuere, namentlich Bellermann (a. a. O. S. 125 fg.) ausdrücklich an dieselbe angeschlossen.

64) Auch linguistisch ist die Differenz zwischen den verschiedenen Namen nicht ohne Schwierigkeiten. Leichter noch wäre dies zu entfernen, wenn der veränderte Name Hosäer lautete, indem man darin eine Annäherung an das vermeintliche Etymon *ὅσιοι* finden könnte. Siehe oben S. 176. 65) Vergleiche die Überschrift zu Haer. 9. p. 24: *Σαμαρεῖται, ἑβδόμη αἵρεσις τοῦ Ἑλληνισμοῦ*, mit der Überschrift zu Haer. 10. p. 28: *κατὰ Ἐσσηνῶν πρώτη αἵρεσις ἀπὸ Σαμαρειτῶν*, und der Überschrift zu Haer. 14. p. 31: *Ἰουδαισμὸς λοιπὸν μερισθεὶς καὶ αὐτὸς εἰς αἱρέσεις ἑπτά*, und zu Haer. 19. p. 39: *κατὰ Ὀσσηνῶν ἕκτη αἵρεσις ἀπὸ Ἰουδαισμοῦ.* 66) Siehe oben Note 61. 67) Haer. 19. §. 1.

des jungfräulichen Standes, haßte die Enthaltsamkeit [68]) und nöthigte zur Ehe, untersagte das Gebet gen Osten, verwarf das Feuer als ein unreines Element und flößte den Seinigen religiöse Schwäche und Hinterlist ein, in deren Folge sie zur Zeit der Gefahr sündlos mit dem Munde und mit der äußeren That verleugnen durften, was sie innerlich für heilig hielten [69]).

Alle diese Eigenthümlichkeiten der Ossener bilden aber, gehalten zu der früher gegebenen Charakteristik der Essäer, ebenso viel entschiedene Gegensätze gegen letztere, wogegen eine Übereinstimmung der ersteren mit ihnen sich eigentlich nur auf eine ähnliche Heilighaltung des Wassers und eine ähnliche Verwerfung der Opfer [70]) beschränkt [71]).

Inzwischen wäre diese Ähnlichkeit auch noch ungleich größer, ja ließe sich selbst die Identität der Essener und Ossener geschichtlich darthun, so würden wir doch von dem Berichte des Epiphanius keinen Gebrauch machen können. Dieser bespricht nämlich, wie schon angedeutet, in ihm dann immer keineswegs die Eigenthümlichkeiten der Essäer, wie sie ursprünglich beschaffen waren, sondern nur die Vorschriften und Lehren, welche ein gewisser Elxai unter ihnen geltend zu machen suchte, der sich um die Zeit des Kaisers Trajan mit ihnen verband, ihnen offenbar ihren eigentlichen Charakter entzog, und einen ganz anderen christlich-häretischen aufprägte, der sie zu einer ganz neuen Sekte (der der christlichen Elcesaiten) umbildete und hiermit zum Gegenstande einer besonderen Untersuchung erhob.

Der zweite Quellenbericht, welchen wir behufs unserer Mittheilungen über die Essäer nicht glauben berücksichtigen zu dürfen, während man dagegen fast stets auch auf ihn Rücksicht genommen hat, befindet sich, wie angedeutet, in den Werken des Philo, und zwar in dessen Buche de vita contemplativa vor, wo er von den Therapeuten handelt; denn auch diese hat man meist mit unseren Essäern für gänzlich identisch gehalten. Die Entwickelung der Gründe aber, warum wir letztere Meinung nicht theilen können, und daher auch von den Nachrichten über die Therapeuten keinen Gebrauch für unsere Essäer gemacht haben, führt uns von selbst zu dem zweiten Momente über, auf welches wir in diesem Artikel Bezug nehmen wollten, nämlich auf die Frage: über den eigentlichen Ursprung der Essäer, deren wahren religiösen Charakter und deren richtige Stellung zu anderen gleichzeitigen jüdischen Sekten, namentlich diesen Therapeuten.

Es ist hierbei zuerst ganz unzweifelhaft, daß die Essäer als ein Product der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie anzusehen sind, denn allein von dem Standpunkte dieser angesehen erklären sich ihre Abweichungen von den übrigen jüdischen Glaubensgenossen und erscheinen ihre eigenthümlichen Zustände, Lehren und Vorschriften im hellsten Lichte. Um dies aber zu belegen und näher zu erörtern und somit in das eigentliche Wesen der Essäer etwas tiefer einzuführen, ist es unumgänglich, Einiges über den Ursprung und Charakter der genannten jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie vorauszuschicken.

Schon seit den Zeiten des Propheten Jeremias und namentlich seit Aufrichtung der Ptolemäischen Regierung waren mehre nicht unbeträchtliche Scharen Juden theils freiwillig, theils genöthigt aus Palästina nach Ägypten ausgewandert [72]). Dieselben hatten sich im Anfange eben keines glücklichen Looses zu erfreuen gehabt, allein durch ihre Anhänglichkeit an die Ptolemäer und durch die Klugheit, mit welcher sie sich nach und nach in den Besitz mehrer gewinnreicher Privilegien zu versetzen gewußt hatten, wurde ihre äußere Lage immer vortheilhafter und wurden sie selbst in der Ausübung ihrer väterlichen Religion nicht nur geschützt, sondern auch mannichfach gefördert [73]). Am bedeutendsten mochte dabei wol die Anzahl der Juden in Alexandria sein, wohin schon Alexander der Große auch Juden unter Ertheilung großer Vor-

p. 40: ἅλας καὶ ὕδωρ κ. τ. λ. ὅρκον αὐτοῖς εἰς λατρείαν ὁρισάμενος παραδέδωκε, ποτὲ δὲ πάλιν — — καὶ τὸ ἔλαιον.

68) Die Haupttugenden der Essäer siehe oben S. 178. 69) Siehe Epiphan. a. a. O. S. 41. Wie sehr dies der vom Philo und Josephus erwähnten Standhaftigkeit der Essäer im Glauben widerstreite, leuchtet von selbst ein. Wenn aber Gfrörer, um diesen Widerstreit zu lösen, a. a. O. S. 385 sagt, man dürfe nicht vergessen, daß der Orden durch die furchtbaren Ereignisse unter Titus nothwendig einige Veränderungen habe erleiden müssen, und daß seine Mitglieder durch die unmenschliche Behandlung der Römer nachgiebiger geworden sein dürften, so beachtet er nicht, daß er hierdurch in einen directen Gegensatz gegen das in dem Berichte des Josephus §. 10 bereits angeführte ausdrückliche Zeugniß des Letztern tritt. 70) Siehe Epiphanius a. a. O. §. 3. S. 42. Doch heißt es hier: ἀναθεματίζει (Ἠλξαὶ) μὲν γὰρ θυσίας καὶ ἱερουργίας, ὡς ἀλλοτρίας οὔσας θεοῦ, — — τὸ δὲ ὕδωρ εἶναι δεξιὸν φάσκων, und es muß sehr fraglich erscheinen, ob mit den ersten Worten eine ähnliche symbolische Opferidee bestehen könne, oder doch bestanden habe, wie wir diese bei den Essäern vorfanden (siehe Note 45), und ob in den letzten Worten dem Wasser die vorzügliche Heiligkeit beigelegt werde, welche die Essäer in ihm fanden und welche sie bewog, dies Element als das Medium eines wahren und geistigen, der Gottheit von Seiten der Menschen darzubringenden Opfers zu betrachten. 71) Denn wenn Gfrörer (a. a. O. S. 386) sagt, daß Elxai mit den Essäern auch in dem Verbote, Fleisch zu essen, übereingestimmt habe, so verbot dies allerdings Elxai nach Epiphanius (a. a. O.). Es ist aber ungegründet, daß nach Philo's und Josephus' Berichte auch die Essäer blos Brod und Früchte genossen hätten. Das Einzige, was sich hierfür etwa anführen ließe, wäre die Stelle des Philo (de vita contemplativa p. 483), wo es heißt: τράπεζα (αὐτῶν) καθαρὰ τῶν ἐναίμων. Allein zuerst ist in dieser Stelle von den Therapeuten die Rede, welche, wie wir bald sehen werden, mit den Essäern nicht vermischt werden dürfen, und dann spricht Philo daselbst nur von dem allerheiligsten Mahle der Therapeuten, welches am je 50. Tage gehalten wurde, und von welchem man nicht auf ihre sonstigen Gewohnheiten schließen darf.

72) Die Ausführung im Einzelnen siehe in meiner Geschichtlichen Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie (Halle 1834.) 1. Abth. S. 17 fg. 73) Letzteres namentlich, um ihnen eine griechische Übersetzung ihres vaterländischen Gesetzes zu verschaffen (die der sogenannten 70 Dolmetscher), welche ihnen freilich allmälig zum dringendsten Bedürfniß ward, dann aber auch auf besondern königlichen Befehl und unter den ausgezeichnetsten Beweisen der königlichen Hochachtung zu Stande gebracht sein soll; und ferner durch die Erlaubniß zum Bau eines jüdischen Tempels zu Heliopolis. Siehe das Nähere a. a. O. S. 20; vergl. mit II, 1 fg.

rechte gelockt hatte, und wohin diese sich gewiß auch später noch zahlreich wandten, da es sich immer mehr zum Sitze des Welthandels erhob [74]).

Alexandria war aber dazumal auch der Hauptsitz der Wissenschaften und namentlich der Philosophie, innerhalb welcher die Platonische immer mehr zur Vorherrschaft gedieh. Es kann deshalb nicht wunderbar sein, daß dieselbe auch auf die Juden und deren religiöse Überzeugung nicht ohne Einfluß blieb, und dies zwar um so weniger, als die Akademie allerdings Lehrsätze vortrug, welche gehalten gegen die vulgären Ansichten, die die Juden aus ihren bisher meist wörtlich verstandenen heiligen Schriften von ihrem Jehovah entnahmen, sich mit fast unwiderstehlicher Macht ihrem frommen Gefühle empfehlen mußten, indem sie doch immer in dem Jehovah das vollkommenste Wesen verehrten, was überhaupt gedacht werden konnte.

Unter jenen Lehrsätzen der Akademie nahm aber die vornehmste Stelle die schon von Plato selbst angedeutete und von seinen Anhängern mit besonderer Liebe gepflegte und weiter entwickelte Behauptung ein, daß die Erhabenheit Gottes erst dann in vollständigem und würdigem Lichte erscheine, wenn man gänzlich darauf verzichte, sie durch Sinneswerkzeuge zu erfassen. Vielmehr war es nach ihr selbst dem gebildetsten Geiste des Philosophen kaum oder vielmehr gar nicht möglich, diese göttliche Erhabenheit vollkommen zu erkennen. Gott, als der Urgrund alles Gewordenen, konnte nämlich nicht sein Eins von diesem Gewordenen selbst, so wenig als die Ursache überhaupt sein kann gleich einem durch sie Verursachten. So ist denn also gar nichts vorhanden, womit auch der gebildetste Geist das göttliche Wesen vergleichen und ihm so Ort und Stelle anweisen könne in seinem Erkennen. Gegeben war nun hiermit von selbst, daß solch göttlichem Wesen auch keine Prädicate irgend welcher Art beigelegt werden können im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Denn wollte man es selbst **gut** nennen, und also mit dem höchsten Prädicate bezeichnen, was der Mensch zu ertheilen vermag; so würde man vergessen, daß Gott der Urheber sein muß auch alles Guten und also selbst nicht gut sein könne. Ist nun aber das Prädicat das Medium einer jeden sich äußernden Thätigkeit und letztere ohne das erstere nicht denkbar, wie dies die Akademie gleichfalls festhielt, so leuchtet zugleich auch ein, daß diesem Gott überhaupt auch gar keine Thätigkeit außerhalb seines eigenen Wesens zugeschrieben werden, und er so wenig der Urheber von irgend etwas Unvollkommenem sein könne, daß er mit einem solchen nicht einmal in irgend welche Berührung zu treten vermöge.

Und diese Lehrsätze waren es denn auch vorzüglich, welche sich in den jüdischen Alexandrinern festsetzten und von ihnen nach ihren sonstigen religiösen und ethischen Bedürfnissen zu dem Systeme einer jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie verarbeitet wurden, in welchem sie sich zwar auch sonst noch an manche Dogmen der griechischen Philosophie und namentlich der Akademie anschlossen, aber auch hier und da ihren selbständigen Weg gingen und gehen mußten.

Zwar könnte es scheinen, als sei die Bildung eines solchen Systems und ein so wesentlicher Anschluß an die dem jüdischen Glauben so entschieden entgegentretende griechische Philosophie mit der fortwährenden Anerkennung ihrer heiligen Schriften unvereinbar und nur die Wahl offen gewesen, entweder bei letzteren zu verbleiben, oder sich der ersteren zuzuwenden. Allein wie erfinderisch ist nicht der menschliche Geist, wenn er eine einmal liebgewonnene Überzeugung verfechten will? So erhob denn eben auch hier unter den Alexandrinischen Juden Das, was das Ansehen der heiligen Schriften gänzlich zu untergraben schien, diese zu einer bisher nicht gekannten Höhe der Verehrung. Indem man nämlich nicht minder von der Göttlichkeit der heil. Schriften überzeugt war, als von der Wahrheit der neuen Lehren, welche ersteren, wenigstens nach deren nächstliegenden und bisher festgehaltenen Deutung allerdings gradezu entgegentraten, so nahm man als entschieden an, daß solche Deutung eben nicht die wahre sein könne, sondern dem tiefer Forschenden sich auch ein tieferer (mit jenen Lehren übereinstimmender) Sinn offenbare, welchen die heiligen Schriftsteller nur dunkel und symbolisch angedeutet hätten, weil keineswegs Alle reif dazu seien, die Wahrheit unverhüllt zu erschauen [75]).

Da daneben nun aber doch auch der wörtliche Sinn noch in vielen Fällen ungekränkt bleiben sollte, und der tiefere, oder der die eigentlich göttliche Offenbarung enthaltende, wenigstens da, wo er in das Wesen des höchsten Gottes selbst einführte, nur von einem Manne herrühren konnte, der sich mindestens jezuweilen über die menschliche Natur erhob, welcher Gott nothwendig unerkennbar blieb: so steigerte sich natürlich eben hierdurch nur das Ansehen der heiligen Schriftsteller und concentrirte sich namentlich im Moses, in dessen Schriften man fast ausschließlich dergleichen heilige Symbole suchte und fand [76]). Die Erklärung der heiligen Schrift blieb übrigens auch unter diesen Umständen immer ein Hauptgeschäft der jüdisch-alexandrinischen Theologen, oder ward vielmehr erst recht zu demselben, denn nicht geringe Ge-

74) Vergl. a. a. O. S. 20, besonders Note 39, woraus ich hierher bemerke, daß nach Philo (ed. *Mang.* II. p. 525) Alexandrien zu dessen Zeit in fünf Viertel zerfiel, von denen zwei, weil in ihnen meist Juden wohnten, Judenviertel genannt wurden, ob sich schon auch in den übrigen nicht wenige Juden zerstreut befanden.

75) *διὰ συμβόλων*, vergleiche *Philo* quod Deus sit immutabilis I. p. 291, de mundi opific. I. p. 38 u. a. und ähnliche Ausdrücke, über welche, wie über die ganze Allegorie der jüdischen Alexandriner, das Nähere in meiner Geschichtlichen Darstellung I. S. 52 fg. Zusammenzustellen ist hiermit die oben S. 177 beigebrachte Notiz über die nach der Meinung der Essäer stattfindende besondere Dunkelheit der heiligen Schrift, da der größte Theil ihrer Philosophie in Symbole eingekleidet sei.

76) Neben Moses sinken den Alexandrinern die heiligen Schriftsteller fast nur zu dessen Erklärern herab, wie es denn Philo (de cherub. I, 147 sq.) von sich rühmt, es nicht unter seiner Würde geachtet zu haben, vom Jeremias zu lernen. Moses dagegen ist der *ὁσιώτατος καὶ θεοφιλέστατος τῶν πώποτε γενομένων* (siehe meine Darstellung I. S. 29. Note 4). Zusammenzustellen hiermit ist die höchste Verehrung des Moses bei den Essäern; siehe oben S. 180.

schicklichkeit und Mühe mußte es kosten, aus Stellen der heiligen Schriften Dogmen mit einiger Wahrscheinlichkeit herzuleiten und zu belegen (wie dies zur Feststellung dieser Dogmen geschehen mußte), von denen die heiligen Schriftsteller zum Theil überhaupt gar keine Ahnung gehabt hatten [77]).

Bei der Bildung ihres neuen religionsphilosophischen Systems selbst gingen nun also auch die jüdischen Alexandriner in Übereinstimmung mit den Lehren der Akademie davon aus, daß Gott, weil er eben als die Grundursache aller Dinge gedacht werden müsse und als solcher mit nichts vollkommen zusammengestellt oder verglichen werden könne, den Menschen, wie er gewöhnlich vorliege, gänzlich unerfaßlich [78]), prädicat- und namenlos, nur in sich selbst thätig sei und also ausschließlich das Beste und durchaus nichts Böses oder Unvollkommenes wirke [79]). Wegen seiner Unerfaßlichkeit verglichen die Alexandriner Gott auch am liebsten mit dem Urquelle des Lichts oder der Sonne, deren Strahlen zwar sichtbar seien, welche aber jedes Auge blende, das sie selbst anzuschauen versuche, ein Vergleich, der auch durch andere Gründe den Alexandrinern noch außerdem empfohlen, immer mehr dem ihm eigenthümlichen Gebiete des Vergleichs entschlüpfte und immer mehr zur Wirklichkeit erhoben ward [80]).

Von den drei Theilen, in welche schon Plato seine Philosophie theilte, und nach ihm unsere jüdischen Alexandriner, dem logischen oder dialektischen, dem physischen und ethischen [81]) konnten diese letzteren demnach bei dieser ihrer religions-philosophischen Tendenz und deren eigenthümlichen Färbung eigentlich weder auf den ersten, noch auf den zweiten ein besonderes Gewicht legen. Denn wenn der erste als ein eigentlich propädeutischer darauf berechnet war, die Denk- und Redefähigkeit des angehenden Philosophen zu entwickeln oder zu schärfen, so mußte er den Alexandrinischen Juden als völlig werthlos erscheinen. Meinten sie doch einmüthig, wie schon oben angedeutet, alle ihre Wissenschaft von göttlichen Dingen, wie sehr diese auch thatsächlich von der griechischen Philosophie bestimmt ward, ausschließlich einer richtigen Deutung der heiligen Schrift zu entnehmen, zu welcher selbst keine menschliche Bildung befähigen könne, sondern, wie wir bald noch etwas näher sehen müssen, allein eine davon unabhängige Erhebung des Interpreten zu Gott, indem sich ihm in solcher allein dessen Wesen und Offenbarung überhaupt eröffne. — Aber auch der physische (metaphysische) Theil der Philosophie mußte ihnen, welche keineswegs die Philosophie um ihrer selbst willen liebten, soweit er das Göttliche nicht betraf, sehr entbehrlich, soweit er aber letzteres mit in den Bereich seiner Untersuchung ziehen wollte, sehr anmaßlich und verwerflich erscheinen; denn wie durfte es der Philosoph wagen, mit seinem Verstande das Wesen der Gottheit ergründen zu wollen, die dem natürlichen Menschen nothwendiger Weise und selbst ihrem Begriffe nach ganz unerfaßlich bleiben mußte? [82]).

Nur in einem Punkte beschränkten sie ihre Geringschätzung der sogenannten physischen Philosophie, nämlich in wieweit schon diese durch Hinweisung auf die zufälligen und doch unendlich herrlichen Formen der Welt von dem Dasein Gottes überzeugen könne. Hierdurch nämlich traten sie ihren bisherigen Annahmen nicht zu nahe und bahnten sich noch obenein einen dann auch geschickt benutzten Ausweg aus den unauflöslichen Verwickelungen, in welche sie jene Annahmen mit ihrem väterlichen Glauben gebracht zu haben schienen [83]).

Denn mit der Annahme eines Gottes, welcher in so unendlicher Vollkommenheit bestehe, daß er weder mit irgend etwas außer sich in eine Verbindung treten, noch von dem menschlichen Geiste, abgesehen von seinem Vorhandensein überhaupt, irgend erfaßt werden könne, schien nicht nur jeder ferneren philosophischen Untersuchung über denselben ihr natürliches Ziel gesteckt, sondern auch der Glaube an eine Offenbarung dieses Gottes ganz unvereinbar, welchen doch die Alexandrinischen Juden nicht aufgeben konnten, ohne überhaupt aufzuhören Juden zu sein. Sie waren aber auch weit entfernt, diese Consequenzen zuzugestehen und beriefen sich zu deren Widerlegung eben auch auf den physiko-theologischen und kosmologischen Beweis, welchen sie zu diesem Behufe nur weiter ausführten.

---

77) Über dieses Vorherrschen der exegetischen Studien in der jüdisch-alexandrinischen Theologie, welches sich auch dadurch bekundet, daß die Hauptwerke der vorzüglichsten Repräsentanten derselben, des Aristobulus und Philo, exegetische waren, siehe meine angeführte Schrift I. S. 48 fg., und zusammenzustellen hiermit ist es, daß auch die Essäer einen besondern Fleiß auf die heiligen Schriften verwendeten; siehe S. 180. 78) Vergl. *Philo* de ebriet. I. p. 385: *ἐξ ἑαυτοῦ ἕκαστον ἀκατάληπτον, ἐκ δὲ τῆς πρὸς ἕτερον συγκρίσεως γνωρίζεσθαι δοκεῖ.* *Idem* de somno I. p. 630: *θεὸς ἀκατάληπτος.* Das Nähere hierüber in meiner angeführten Schrift I. S. 133 fg. 79) Über alles dies siehe meine angeführte Schrift I. S. 119 fg.; über Letzteres insbesondere daselbst S. 123. Note 24, womit zusammenzustellen, daß nach dem oben S. 177 Beigebrachten auch die Essäer Gott als den Urgrund alles Guten und durchaus keines Bösen ansahen. 80) Vergl. *Philo* de human. II. p. 403, wo Gott genannt wird *ὁ νοητὸς ἥλιος*, mit der Stelle desselben *Philo* de praem. ac poenis II. p. 414, wo die Unschaubarkeit Beider das tertium comparationis bildet. Zusammenzustellen hiermit ist übrigens meine angeführte Schrift I. S. 270 fg., das Gebet der Essäer zur Sonne, als der reinsten Repräsentantin der Gottheit, und die religiöse Scheu derselben, das Auge der Gottheit durch irgend etwas Unheiliges zu entweihen, von welchen beiden letztern oben die Rede war; siehe S. 179 und 180 fg. 81) Siehe *Philo*, leg. alleg. I. p. 54. De agric. I. p. 302. De nom. mut. p. 1056.

82) Verglichen muß mit diesem Allen werden, was oben S. 177 fg. über die Abneigung der Essäer gegen die Beschäftigung mit griechischer Dialektik und über ihre Geringschätzung des logischen und physischen Theiles der Philosophie gesagt worden ist. 83) Vergleiche die genaueren Ausführungen in meiner angeführten Schrift I. S. 135, besonders Note 45, aus welcher ich hervorhebe die Stelle quod Deus sit immutabilis I. p. 282: *ὁ δ' ἄρα οὐδὲ τῷ νῷ καταληπτὸς (θεός), ὅτι μὴ κατὰ τὸ εἶναι μόνον, ὕπαρξις γάρ ἐστιν ὃ καταλαμβάνομεν αὐτοῦ.* Daß sie hierzu den kosmologischen und physiko-theologischen Beweis besonders benutzten, darüber spricht der gleichfolgende Text. Zusammengestellt hiermit muß übrigens werden, was wir oben (S. 177) berichteten, daß auch die Essäer den physischen Theil der Philosophie, als erhaben über die menschliche Natur, Denen überließen, welche sich mit ihren Gedanken über ihren Horizont erheben wollten, ausgenommen, in wieweit dieser Untersuchungen über das Dasein Gottes und den Ursprung des Alls anstrebe.

Die Welt mit ihren herrlichen Formen beurkundet nämlich jedenfalls ein vollendetes geistiges Walten innerhalb ihrer selbst, ihre Hinfälligkeit aber in allen jenen Formen zugleich, daß jenes Walten nicht auch in den Bereich der weltlichen Gegenstände fallen, oder mit andern Worten, daß sich die Welt die Herrlichkeit ihrer Formen nicht selbst verdanken könne. Denn hätte sie eine eigenthümlich ihr beiwohnende sie bildende Kraft, so würde sie auch im Stande sein, sich in der Beschaffenheit, die ihr angemessen erschien, zu erhalten, und es ist klar, daß ihr jene gebricht, da Letzteres nicht der Fall ist [84]). Vielmehr muß also eine überweltliche göttliche Ursache auf die Welt wirksam gewesen sein. Solche göttliche Ursache kann nun aber nicht als das Urgöttliche selbst gedacht werden, denn dessen Verbindung mit irdischer Hinfälligkeit würde seine principiell festgestellte unendliche Vollkommenheit aufheben. Es müssen also abgeleitete und niedere göttliche Wesen angenommen werden, die mit dem Irdischen in Verbindung treten können und dessen Bildung vermitteln, während sie selbst, rein göttlicher Natur, aus dem Urgöttlichen hervorgingen, ohne das Ideal der Vollkommenheit desselben zu trüben.

So eröffnete sich allerdings noch ein weiterer, fleißig benutzter, Spielraum für religionsphilosophische Speculation [85]). Allein dabei schien doch immer noch die Unmöglichkeit einer Offenbarung des höchsten göttlichen Wesens, des Jehovah selbst, wie die Juden sie voraussetzten und festhielten, fest zu bestehen. Ein Schritt weiter auf der bezeichneten Bahn hob aber auch diese Schwierigkeit.

Eine aufmerksame Betrachtung der herrlichen Weltformen ließ diese nämlich den Alexandrinern als wirklich vollendet-vollkommen, ja zuletzt als selbst göttlich erscheinen, ein Resultat, welches sich nach ihnen durch immer tiefer gehende Weltforschung immer vollständiger belegte, und welches sie, da es ihnen von dem höchsten Interesse war, auch noch auf vielfältige andere Weise zu belegen bemüht waren [86]).

Natürlich erklärten sie dabei die menschliche Seele für die göttlichste Weltform, wie denn schon die Schrift den Menschen als vorzugsweise nach Gottes Ebenbilde geschaffen bezeichnete [87]). Sie meinten deshalb auch, daß diese ursprünglich einem reineren und erhabeneren Wohnplatze angehört habe, als der Erde, nämlich den höheren Luftregionen, aus denen sie nur durch das sündige Verlangen nach einem gröberen Sinnengenusse auf die Erde niedergezogen und mit einem groben materiellen Körper bekleidet worden sei [88]).

So war denn Alles, wohin auch nur immer der Blick im Weltall sich richten mochte, Zeuge und Träger der Gottheit, und wenn schon mit Materie verbunden, doch an sich, soweit es mit intelligenter Form überkleidet, d. h. soweit es überhaupt etwas Bestimmtes war, gleich göttlicher Würde mit dem Urgöttlichen selbst [89]); und namentlich von dem menschlichen Geiste konnte dies in einem vorzüglichen Sinne behauptet werden. Hiermit schwand dann aber auch die Unmöglichkeit einer unmittelbaren Selbstoffenbarung des urgöttlichen Wesens an die Menschen dahin; denn wol mochte dasselbe verkehren mit gleich Göttlichem ohne Entwürdigung seiner Majestät. Und es kam nur darauf an, um solche mit Zuversicht behaupten zu dürfen, daß das auf der Erde durch die Materie gebundene Göttliche sich auch frei machen könne von solcher Fessel und sich isoliren könne zu einem rein göttlichen Sein, um mit dem göttlichen Wesen selbst zu verkehren; denn so lange es noch entheiligt ward durch seine Vereinigung mit der unheiligen und ungöttlichen Materie, blieb es immer unfähig und unwürdig, in die göttliche Nähe einzutreten.

Solche Isolirung und Vergöttlichung war nun aber, nach der Lehre unserer Alexandriner, von Allem, was in den Beobachtungskreis des Philosophen fällt, allein dem freien und unsterblichen Geiste der Menschen vergönnt. Denn während alles Übrige so innig mit der Materie zusammengesetzt ist, daß es überhaupt aufhört zu sein, wenn es aufhört verbunden zu sein mit der Materie, so trifft dies den menschlichen Geist in keiner Weise.

Es trifft ihn nicht einmal, so lange er hier verbunden lebt mit einem menschlichen Körper, wegen der Freiheit, die ihm auch in diesem geblieben ist; denn der Geist ist der Herr, selbst im sinnlichen Menschen, und vermag das Entgegengesetzte zu wollen und auszuführen von Dem, was sein sinnlicher und materieller Theil verlangt [90]). Zwar vermag er sich in dieser Verbindung

84) Siehe meine angeführte Schrift I. S. 163. Note 91. 85) Hieraus erwuchs namentlich die Lehre der Alexandriner vom göttlichen Logos und den göttlichen Kräften. Vergl. meine angeführte Schrift I. S. 161 fg. Die weitere Ausführung derselben ist hier aber unnöthig, da die Essäer, als praktische Alexandrinische Philosophen (siehe S. 190), sich mit ihr, die wesentlich der Speculation anheimfällt, wenig beschäftigt zu haben scheinen. Einen Anklang an sie geben unsere essäischen Quellen nur in dem oben (S. 180) erwähnten Eide der eintretenden Essäer, die Namen der Engel bei sich zu behalten. Sie hatten also ihre eigene Angelologie, die sich denn wol an die eigenthümliche Lehre der Alexandriner von den göttlichen Kräften freundlich anschloß. Denn auch diese pflegten die letztern sehr gewöhnlich Engel zu nennen. Siehe meine angeführte Schrift I. S. 259. 86) Etwanige physische Übel in der Welt philosophirten sie hinweg entweder durch Berufung auf eine störende Weltmaterie, oder auf das Bedürfniß, die gemisbrauchte menschliche Freiheit durch Züchtigungsmittel zu höheren Gütern überzuleiten (weshalb auch vor der Sünde das Paradies kein Übel kannte), oder auf andere Weise. Da die Essäer auch diese Dogmen, wol als zu speculativ, mindestens nach unsern Quellen nicht berührten, so ist eine weitere Ausführung derselben an diesem Orte nicht nöthig. Ich verweise deshalb blos auf meine oft angeführte Schrift I. S. 261 fg.

87) s. meine angeführte Schrift I. S. 290 fg. 88) s. daselbst S. 306, womit zusammenzustellen die gleiche Ansicht der Essäer, die wir oben S. 181 erwähnten. 89) Hieran schließt es sich, wenn die Essäer nach Note 59. S. 181 Gott allein Alles überließen und Gott allein im Weltall wirksam sein ließen, der ja auch allein in demselben wirklich vorhanden war. Die dort erwähnte Lehre von einem göttlichen Fatum war hiermit von selbst gegeben, und hebt dabei natürlich eine Freiheit der Menschen, als gewissermaßen einzelner göttlicher Wesen, keineswegs auf. 90) s. meine angeführte Schrift I. S. 290, und besonders Note 324. Sehr gewöhnlich nennt Philo den menschlichen Geist deshalb schlechthin τὸν ἡγεμόνα, was zusammenzustellen ist mit dem oben Note 33 Beige-

noch nicht gänzlich zu lösen von der lästigen Gewalt der Materie und des Körpers; denn mit Nothwendigkeit fodert der Körper von dem Geiste einige Aufmerksamkeit und einigen Verkehr, soll der Körper nicht naturwidrig und gotteswidrig von dem menschlichen Geiste getrennt werden [91]). Allein diese Nothwendigkeit ist keineswegs eine ununterbrochene, und macht vielmehr ihr Recht nur selten geltend. Erhebt sich der menschliche Geist nur erst dazu, daß er den Umgang mit dem Sinnlichen nicht aus Vergnügen sucht, vielmehr, nach Überwindung des letzteren, dem Sinnlichen gänzlich entsagt, soweit ihn nicht die unabweisbare Nothwendigkeit zum Verkehr mit diesem nöthigte, so müssen häufig Zeitpunkte eintreten, wo der menschliche Geist von aller Berührung mit dem Sinnlichen frei, schon hier in seiner göttlichen Reinheit erscheint und, selbst göttlich, Gott schaut, wie er ist, und Göttliches wirkt, wie dieser [92]).

Dieselbe Freiheit beurkundet aber auch die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes; denn sie macht es klar, daß der Zusammenhang mit dem Irdischen dessen Dasein überhaupt nicht bedinge. Hat aber der menschliche Geist auf Erden die Nichtigkeit des Sinnlichen vollkommen kennen gelernt und den Reiz desselben, der ihn einst vom Himmel zur Erde herabzog, gänzlich überwunden, so steigt er, wenn diese Fesseln gelöst sind, frohlockend wieder himmelwärts, wo keine Naturnothwendigkeit und kein grober sinnlicher Körper seine göttliche Würde und Seligkeit mehr trübt und unterbricht, sondern wo er in dem ewigen und innigsten Verkehre mit der Gottheit das Ziel seines Daseins völlig erreicht. Dagegen trifft keineswegs ein ähnliches glückliches Loos die Seele derjenigen Gestorbenen, welche im irdischen Leben das sinnliche Vergnügen mehr lieben, als hassen gelernt haben, und sich nur mit Widerwillen losreißen von dessen Genuß im Tode. Denn ob auch sie also augenblicklich befreit werden von den Fesseln der groben Materie, so treibt sie dieselbe Sehnsucht, welche sie einst zur Erde hinabführte, auch wieder zurück auf diese und neue Entwürdigungen und Drangsale des noch ungeläuterten Geistes folgen, bis auch er einst sich und seine Bestimmung erkennt, sich losscheidet von dem unwürdigen Sinnengenusse und sich also wieder zu Gott erhebt [93]).

Hatte sich aber also den Alexandrinern die Möglichkeit festgestellt, nicht nur in jenem Leben, sondern auch bereits in diesem den über alle Namen, Prädicate und Erkenntniß erhabenen Gott anzuschauen, wie er ist, ja in die innigste und wesentlichste Verbindung mit ihm zu treten, und sich also schon jetzt, mindestens für Augenblicke, zur höchst denkbaren Würde und Seligkeit zu erheben, so war auch hiermit schon der Weg vorgezeichnet, auf welchem diese letztere angestrebt werden mußte.

Vor Allem erschien dann nämlich der menschliche Körper sehr natürlich als ein wahres Gefängniß des menschlichen Geistes und war es dann die eigentliche Lebensaufgabe Aller, den letzteren aus den lästigen und entwürdigenden Fesseln des ersteren immer reiner auf naturgemäße Weise auszuscheiden [94]). Solche naturgemäße Weise konnte aber nur in der möglichst strengen Askese bestehen, in welcher der Geist mit dem Sinnlichen eben nur in soweit verkehrte, als es unumgänglich, und dem Körper eben nur soviel gewährte, als zu dessen Bestehen ganz unentbehrlich war, oder als die Naturnothwendigkeit selbst foderte. Diese Askese oder diese Enthaltsamkeit von allen irdischen Berührungen, in wieweit diese nur aus Wohlgefallen an denselben, oder aus Vergnügen erfolgten, war mithin auch die Haupt- und Grundtugend unserer Alexandriner, ja vielmehr die einzige, welche alle andern von selbst in sich schloß [95]).

Dabei war aber leicht begreiflich, ja gänzlich unvermeidlich, daß auch das ganze äußere Leben der jüdischen Alexandriner, getragen zumal auch noch durch seine besonderen dogmatischen Unterlagen, eine höchst eigenthümliche und scharfbestimmte Färbung erhielt, die sie aus dem gewöhnlichen Lebenskreise der Menge, auch selbst der jüdischen, leicht ausschied und den Zusammentritt in bestimmte Orden ausnehmend begünstigte.

Einer geistigen Freiheit mußten sich namentlich die echten Anhänger solcher philosophischen Grundsätze

---

brachten, wo wir die gleiche Benennung des menschlichen Geistes bei den Essäern fanden.

91) Denn der Selbstmord wird allgemein und mit philosophischem Rechte von den Alexandrinisch-jüdischen Theologen verworfen. Siehe darüber meine angeführte Schrift I. S. 330 fg. 92) Hierauf gründet es sich, daß der Mensch auch nach den Lehren der Essäer das Zukünftige mit gottesgleicher Zuversicht in den Augenblicken der Entzückung vorhersehen kann. Siehe oben S. 181 die Stelle des Josephus §. 12, welche dieses ausspricht. 93) über diese Unsterblichkeitslehre der Alexandriner siehe meine oft angeführte Schrift I. S. 330 fg. Aus derselben ergibt sich auch, wie diese Lehre, durchkreuzt von der Erwartung eines irdischen, den paradiesischen Zustand wiederherstellenden, Messiasreiches sich zu keinem festen Typus bei den Alexandrinern erhob. Ähnlich bei den Essäern, welche nach S. 181 fg. gleichfalls die Unsterblichkeit festhielten, jedoch die Belohnungen und Strafen in derselben auf die Erde herabzuziehen scheinen. Es darf aber dabei nicht außer Acht gelassen werden, daß Letzteres vielleicht auch blos symbolisch von einem seligen und unseligen Zustande nach dem Tode überhaupt verstanden werden könnte, und hierfür spricht, neben mehrem Andern, und namentlich neben mehren ähnlichen Stellen des Philo, hauptsächlich die von Josephus selbst damit seltsamer Weise verbundene Notiz, daß sich die guten Seelen der Abgeschiedenen nach der Meinung der Essäer himmelwärts schwingen. Das Nähere über diesen Gegenstand siehe in meiner angeführten Schrift I. S. 486 fg.

94) s. meine angeführte Schrift I. S. 328 fg., besonders Note 397, wobei zu bemerken, daß auch die Essäer von körperlichen Fesseln sprachen, durch welche der menschliche Geist gegenwärtig festgehalten werde und aus denen er zu befreien sei (s. oben S. 181). 95) s. meine Schrift I. S. 397. Den Asketen im strengen Sinne des Wortes erklärten unsere Alexandriner darum auch für den allein sittlich vollkommenen Menschen (τὸν τέλειον); vergleiche *Philo* de ebriet. I. p. 369. Zusammenzustellen hiermit ist auch die Behauptung der Essäer, daß die Enthaltsamkeit als Tugend schlechthin angesehen werden müsse (s. S. 177 fg.), ferner deren Gewohnheit Diejenigen, welche zu ihnen übertreten wollten, hauptsächlich in dieser Enthaltsamkeit zu prüfen (s. S. 180) und die höheren und niederen Classen ihres Ordens nach dem Maße der Ausdauer in dieser Tugend zu bemessen (S. 181), endlich auch ihr Bestreben, sich namentlich durch ein ehrsames und entsagungsvolles Leben vor allen andern Menschen auszuzeichnen (s. Note 33 und S. 178).

rühmen können, wie sie sonst selten nur unter den Menschen vorkommen konnte und welche sie zu den außerordentlichsten und staunenswerthesten Handlungen befähigte. Denn nicht nur, daß sie sich auf diesem Wege leicht zu einer Selbstbeherrschung erheben mochten, welche alle Übermacht der Leidenschaften brach, und sie hierdurch fast als die allein Leidenschaftslosen (ἀπαθεῖς) in einer Welt herumwandelten, die von allen Seiten her und ununterbrochen zu leidenschaftlichen Äußerungen aufreizte [96]), so mußten sie dann auch jeder äußeren Macht trotzen können, die sich wider ihre Grundsätze und deren Ausübung auflehnte. Die Entziehung sinnlicher Genüsse, die von äußeren Gewalthabern etwa wider sie angewendet ward, um sie von ihrer Gesinnung und Handlungsweise abzuziehen, arbeitete ihren eigenen Bestrebungen für ihre Tugend und Seligkeit ja gradezu in die Hände; die heftigsten Mishandlungen und Martern, die man ferner wider sie anordnete, konnten doch nur dazu dienen, ihren Geist dem Sinnlichen immer mehr zu entfremden, ihn immer mehr zu seinem rein geistigen Sein zu läutern und ihn dadurch zu vervollkommnen und zu vergöttlichen; der Tod selbst, mit dem man sie endlich bedrohte, oder am härtesten zu bestrafen meinte, öffnete ihnen ja, die sich also durch treues Beharren als Geläuterte bekundeten, die Pforte zu einer ununterbrochenen und darum höheren Vollkommenheit und Seligkeit, als wie sie hier auch dem redlichsten Streben zu erringen möglich war [97]).

Daneben konnte ihnen der Reichthum keinen Reiz mehr gewähren; denn alles irdische Besitzthum konnte ihnen ja überhaupt nur in soweit noch von einigem Werthe sein, als es ihnen die einfachsten und nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens gewährte. Jedes Mehre war nicht nur völlig nutzlos, sondern ward auch selbst gefährlich, indem es leicht über den nothwendigen Genuß des Sinnlichen hinausführte, und also zur Sünde verleitete [98]). Eine Gütergemeinschaft [99]), welche Jedem die freie Disposition über sein Eigenthum entzog, und verhinderte, daß keiner selbst ohne die nothwendigen Unterhaltungsmittel verblieb, konnte sich daher wol auch Vielen von diesem Standpunkte aus dringend empfehlen. Wurde doch durch eine solche Beides, wie es schien, am sichersten erwirkt; das Eine, daß sich Niemand seines Reichthums leicht bedienen konnte zu seinem eigenen geistigen Unheile, indem er sich der Sinneslust überließ, und das Andere, daß Niemand behindert oder gar ganz abgehalten wurde von den heiligen und schweren Pflichten, die diese religiöse Überzeugung auferlegte, indem er vielleicht genöthigt war, sich durch häufige und entkräftigende Anstrengungen zu bemühen um den nothdürftigsten täglichen Unterhalt.

Hierzu mochte auch noch ein anderer Grund kommen, welcher unsern Alexandrinern den Reichthum verhaßt machte und dagegen die Gütergemeinschaft in einem besonders hellen Lichte zeigte. Es mochte Vielen ungerecht erscheinen, daß die irdischen Güter ungleichmäßig vertheilt wären unter die verschiedenen Menschen, welche die Natur alle ohne Ausnahme mit gleicher Liebe umfaßte und Gott auf gleiche Weise zu einer ewigen Seligkeit bestimmte [1]).

Wenigstens verwarfen die Alexandrinischen Therapeuten sicher aus diesem Grunde die Sklaverei; denn sie glaubten, daß der Erwerb von Sklaven wider die Natur sei, welche Alle frei geboren werden lasse, und daß nur die Habsucht und Ungerechtigkeit Einiger, welche eine solche ursprünglich böse Ungleichheit herbeiwünschten, dieselben unterjocht habe, indem sie den Stärkeren die Herrschaft über die Schwächeren einräumte [2]).

Schon durch Alles dieses mußten sich die treuen Anhänger der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie nicht nur aus dem übrigen großen Haufen der Menschen, sondern selbst aus der großen Mehrzahl ihrer jüdischen Glaubensgenossen scharf und charakteristisch genug unterscheiden. Denn letztere beharrten meist ganz ungestört von solchen Neuerungen bei ihrem althergebrachten Glauben und ihren althergebrachten Sitten.

Allein wen dürfte es Wunder nehmen, wenn sich diese letztere Spaltung auch noch von der eigentlich religiösen Seite her hier und da erweiterte? Auch die jüdischen Alexandriner wollten zwar nach Dem, was wir oben sahen, Juden sein und Juden bleiben, wie sie denn den heiligen Lehrern der Juden, und namentlich dem Moses, die tiefste Ehrfurcht widmeten und die von ihm verordneten Riten als die heiligsten Symbole einer Gott geweihten Denk- und Handlungsweise deuteten und befolgten. Aber letztere blieben ihnen doch immer nur Symbole und konnten für sie in ihrer Ausführung bis in die kleinsten Einzelnheiten unmöglich den Werth haben, welchen ihnen die altgläubige Orthodoxie der positiven Juden zuschrieb. Denn während diese je später, desto ängstlicher alles Heil von der treuesten Erfüllung des äußeren Buchstabens im Gesetze ableiteten, hatten die jüdischen Alexandriner dieses Heil tiefer suchen und innerlich finden gelernt. So trat denn bei ihnen eine gewisse Lauheit gegen den jerusalemischen Tempeldienst überhaupt um so natürlicher heraus, je schwieriger ihnen die Beobachtung desselben durch locale und zum Theil auch wol durch politische Verhältnisse gemacht ward [3]), wobei es auch angemerkt zu werden verdient, daß ihnen insbeson-

---

96) Vergleiche hierzu, was oben von der Beherrschung sinnlicher (S. 179) und geistiger Leidenschaften (S. 180) bei den Essäern beigebracht worden ist. 97) Vergleiche hierzu, was oben Philo von den Essäern rühmte (S. 176 und 177 fg). 98) Über die Geringschätzung, ja Verachtung aller äußern Glücksgüter bei den jüdischen Alexandrinern s. meine angeführte Schrift I. S. 402 fg. Daß die Essäer sie theilten, sahen wir oben in den Stellen des Josephus §. 3 (S. 178); verglichen mit S. 176 fg. 99) Wie wir sie bei den Essäern fanden; siehe oben S. 177 fg.

1) Die Essäer sprachen dies, wie wir oben Note 37 sahen, bestimmt aus, indem sie ihre Gütergemeinschaft als eine Folge ihres vornehmlichen Gerechtigkeitssinnes ansahen und sie deshalb auch schlechthin τὸ δίκαιον nannten. 2) s. meine angeführte Schrift I. S. 457. In ganz gleicher Ansicht verwarfen auch die Essäer die Sklaverei, nach Dem, was wir oben S. 177 angeführt haben. 3) Den sichersten Beleg dafür bietet der eigene Tempel, welchen die Ägyptischen Juden zu Heliopolis besaßen. Zusammenzustellen ist hiermit die Trennung auch der Essäer von dem jerusalemischen Tempel, welche wir oben Note 45, zu vergleichen mit S. 176, angemerkt haben.

dere die häufigen, durch das Gesetz nachgelassenen oder gar verordneten *Eidschwüre* misfielen. Wahrscheinlich geschah dies jedoch hauptsächlich in Folge eines gewissen geistlichen Stolzes, bei welchem sie sich auch durch einen bloßen Verdacht gegen ihre Wahrhaftigkeit verletzt fühlten und diesen von sich auszuschließen suchten. Mindestens führen mehre Stellen des Philo darauf, in welchen er hierüber spricht [4]), und ist dies andern Anzeichen ganz gemäß, in welchen sich der geistliche Hochmuth der Alexandriner trotz ihrer beispiellosen Enthaltsamkeit oder vielleicht thatsächlich in Folge derselben ebenso klärlich ausspricht.

Nach allen diesen Mittheilungen können wir aber über das nicht mehr zweifelhaft sein, was wir oben bereits aussprachen, daß unsere Essäer, wie wir sie früher kennen lernten, als ein *Product der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie* anzusehen seien. Denn es ist nun erwiesen, wie ihre Abweichungen von den übrigen jüdischen Glaubensgenossen und ihre eigenthümlichen Zustände, Lehren und Vorschriften überhaupt dann im hellsten Lichte erscheinen, wann sie von dem Standpunkte dieser Philosophie aus betrachtet werden. Es kann hierbei nur noch ein Doppeltes fraglich sein, was wir deshalb auch noch etwas schärfer ins Auge fassen müssen: *einmal*, wie sich der Zusammentritt eines solchen alexandrinisirenden Ordens grade in *Palästina* erklären lasse, wo, wie wir sahen, die Essäer ihren Aufenthalt genommen hatten, und *dann* in welchem Verhältnisse diese palästinischen Essäer zu dem ähnlichen Orden der *Therapeuten* in Ägypten gestanden haben mögen?

Was die *erstere Frage* anlangt, so ist zu bemerken, daß uns über die Zeit, zu welcher die religions-philosophischen Speculationen der jüdischen Alexandriner nach Palästina zuerst übergingen, ebenso die bestimmten Nachrichten fehlen, als über die Ursachen, welche diesen Übergang veranlaßten. Inzwischen kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß letzterer nach der Mitte des 2. Jahrh. vor Christo wirklich erfolgt war. Denn wenn es auch vor dieser Zeit den palästinensischen Juden an der politischen und religiösen Muse sehr gebrach, welche zu dem pfleglichen Gedeihen religions-philosophischer Untersuchungen überhaupt gänzlich erfoderlich ist, und wenn uns ferner auch kein beglaubigtes historisches Datum selbst nur darauf führt, daß früher irgend einige genaue Kenntniß von den religiösen Neuerungen der jüdischen Alexandriner bis nach Palästina gedrungen sei, so häufen sich doch nach dieser Zeit nicht nur die Nachrichten hierüber, sondern ein nicht zu verkennender Anklang an jene Neuerungen selbst in Palästina tritt auch immer entschiedener heraus [5]). Und endlich wird uns doch auch ausdrücklich berichtet, daß nicht lange nach der Mitte des 2. Jahrh. der gelehrte Enkel des Siraciden von Palästina nach Ägypten gereist sei [6]) und dort große Muster der (jüdisch-religiösen) Bildung vorgefunden habe [7]). Dürfen wir nun aber aus diesen Worten schließen, daß letztere selbst diesem, einem sonst gelehrten Juden, vorher auch ihrer Existenz nach unbekannt gewesen sei, so geht aus der Alexandrinisch-religiösen Farbe, welche derselbe dann dem Werke seines Großvaters durch seine griechische Übersetzung verlieh, nicht minder klärlich hervor, daß er nicht nur die Kenntniß dieser höheren Bildung von da mit sich nahm, sondern auch eine sichtliche Vorliebe für sie, und dieselbe auch seinen Landsleuten nach Kräften einzuflößen sich angelegen sein ließ [8]). Nun ist aber nichts erklärlicher, als daß die auf diesem und vielleicht auch noch auf andern Wegen gewonnenen Freunde der Alexandrinischen Religionsphilosophie in Palästina hier, wo sie noch durch einen weit schärfern Gegensatz von der größern, im positiven Glauben streng beharrenden Menge gesondert waren, wie in Ägypten, das Bedürfniß eines engern Zusammentrittes, einer innigern Verbindung mit einander verhältnißmäßig noch früher und bestimmter fühlten, als in Ägypten, zumal da letzteres Land damals wahrscheinlich schon auch hierin (durch Bildung des Ordens der Therapeuten) bereits vorangegangen war; und so ist die Frage leicht gelöst, die wir uns zuerst stellten, wie sich der Zusammentritt eines solchen alexandrinisirenden Ordens grade in Palästina erklären lasse?

Wir machen dabei nur noch mit einem Worte darauf aufmerksam, wie schön es sich an diese Resultate anschließe, daß auch Josephus, wie wir bereits oben bemerkten, den Hervortritt der Essäer in die zweite Hälfte des 2. Jahrh. vor Christo versetzt, und wenden uns nun sogleich zu der *zweiten Frage*, welcher wir noch einige nähere Aufmerksamkeit zusagten, *in welchem Verhältnisse unsere palästinensischen Essäer zu dem ähnlichen Orden der Therapeuten in Ägypten gestanden haben mögen?*

Es ist darüber oft und Vieles ohne tieferes Eindringen in die Quellen gesprochen und abgeurtheilt worden, und fast immer kehrte hierüber die roh hingestellte Frage wieder: ob die Therapeuten und Essäer dieselbe Sekte seien oder nicht, welches dann Einige, wenn sie auf den sichtbaren Unterschied Beider Rücksicht nahmen, leugneten [9]), Andere, wenn sie die unmöglich zufälligen

---

4) Vergl. de decem oraculis. II. p. 195. Leg. alleg. III. 1. p. 128. Zusammenzustellen ist hiermit die ähnliche Ansicht der *Essäer* vom Eidschwure S. 177, und namentlich S. 180. 5) s. *meine* angeführte Schrift II. S. 237 fg. 6) Im Prologe, den dieser Enkel seiner Übersetzung des Buchs Jesus Sirach vorausschickte. Er sagt darin, daß er seine Reise unternommen habe *ἐν τῷ ὀγδόῳ καὶ τριακοστῷ ἔτει ἐπὶ τοῦ Εὐεργέτου βασιλέως*. Unter dem Euergetes ist aber jedenfalls der zweite dieses Namens zu verstehen, wornach die Reise in das J. 131 vor Christo fällt. Siehe die genauere Ausführung dieser Ansicht und eine Angabe anderer verschiedener in *meiner* angeführten Schrift II. S. 145.

7) *εὗρον οὐ μικρᾶς παιδείας ἀφόμοιον*. Siehe über diese Worte daselbst S. 147. Note 60. Daß er übrigens unter der *παιδεία* keine andere als eine höhere jüdisch-religiöse Bildung verstanden habe, geht schon daraus hervor, daß er seine eigenen Bestrebungen, die er dem Buche seines Großvaters widmete, mit ihr in Verbindung und Vergleich stellt. 8) s. darüber die Abhandlung über die Weisheit Jesu, des Sohnes Sirach's, in *meiner* angeführten Schrift II. S. 126 fg. 9) So *Baron*. Annal. T. I. anno Christ. 64. No. X. p. 690. (edit. Col. 1609. fol.) *Serarius* in: trium scriptorum illustrium (*Drusii*, *Scaligeri* et *Se-*

Ähnlichkeiten derselben ins Auge faßten, bejahten [10]); gleich als hinge die Entscheidung hierüber mehr oder weniger von einer willkürlichen Ansicht der Forscher ab und als hätten uns die Quellen hierüber in gänzlicher Dunkelheit gelassen.

Dem ist aber nicht also. Vielmehr verknüpft Philo, unser wichtigster Gewährsmann, diese beiden Sekten auf der einen Seite ihrem Ursprunge und Wesen nach ebenso innig, als er sie auf der anderen Seite in beiderlei Hinsicht wieder scharf scheidet. Doch ist es unmöglich, diese sich durchkreuzende Verwandtschaft und Verschiedenheit völlig zu verstehen und so auch nur die Essäer in ihrer scharf bestimmten Eigenthümlichkeit ganz genau aufzufassen, ohne noch einmal einige Einsicht zu nehmen in das Gebiet der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie selbst, zu welcher wir deshalb auf einige Augenblicke zurückkehren.

Die vornehmste oder vielmehr thatsächlich die einzige Tugend, welche diese Philosophie ihren Bekennern als Mittel, zu der höchsten Vollkommenheit und Seligkeit zu gelangen, empfahl, war, wie wir schon sahen, die möglichste Enthaltsamkeit von aller Berührung mit dem Irdischen. Diese Enthaltsamkeit sollte nun aber eigentlich in ihrer höchsten und äußersten Strenge von Allen geübt werden und keine Grenze kennen, als die von der Natur selbst zur Erhaltung des menschlichen Körpers unabwendbar festgestellte. Denn in eben dem Maße, von welchem sich der menschliche Geist auszuscheiden wußte auf naturgemäßem Wege von allem Sinnlichen, in eben dem Maße steigerte sich ja, jenen philosophischen Unterlagen zufolge, seine eigene göttliche Majestät, sein eigenes Gottesbewußtsein. — Nun lag es aber daneben auch am Tage, daß, wenn sich je die Gesammtzahl der Menschen zu streng consequenter Durchführung eines solchen ethischen Princips hätte vereinigen mögen, sich ohne Zweifel in Kurzem die Bande geselligen Zusammenlebens gelöst haben würden, die Freude am Leben erstorben und die Erde in ein weites Grab verwandelt worden wäre.

Es war daher natürlich und für das allgemeine menschliche Beste sehr erfreulich, wenn auch damit noch keineswegs philosophisch von dem einmal gewählten Standpunkte aus gerechtfertigt, daß man jene strengste Enthaltsamkeit auch principiell etwas zu beschränken suchte, und man foderte sie zu dem Ende allein von Denjenigen, welche sich vorzugsweise dem theoretischen oder beschaulichen Leben (*βίος θεωρητικός, ἀρετὴ θεωρητική, ἡ θεωρία*) d. h. der philosophischen Beschäftigung mit Gott (als *θεραπευταί*) widmeten und Denen es einziges Ziel alles Strebens sei, Gott zu schauen, wie er ist. Ein solches Leben aber selbst glaubte man nur dem vorgerückteren Alter empfehlen, ja verstatten zu können. Denn so lange die Zeit der Jugend und des Mannesalters dem Menschen noch größere Kräfte zur Verfügung stelle, so lange habe er auch die Verpflichtung anstatt des beschaulichen Lebens, vielmehr ein thätiges, praktisches Leben (*βίος πρακτικός, ἀρετὴ πρακτική, ἡ πρᾶξις*) zu führen, in welchem er sich mühen solle, die höhere Weisheit und Tugend, die er selbst errungen habe, nun auch unter den Mitmenschen geltend zu machen, oder wenigstens durch die That den sonst nicht unscheinbaren Tadel eines trägen Lebens zu widerlegen und zugleich die Reinheit seiner Askese nachzuweisen. Denn eine Askese, die etwa erst nach einem lasterhaften Leben geübt würde, wenn die Lust zur Sünde gebüßt, oder die Kräfte dazu geschwunden wären, würde sich durch sich selbst brandmarken, oder, falls sie auch nur nicht durch ein wirkliches praktisches Leben vorbereitet sei, doch wenigstens ohne Bürgschaft ihrer Reinheit dastehen.

Diese Trennung nun aber unter den Anhängern der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie selbst in solche, welche sich ausschließlich dem beschaulichen und in Andere, welche sich vorzugsweise dem praktischen Leben widmeten, ist es eben, welche sich in unserem fraglichen Doppelorden auch äußerlich repräsentirte, sodaß, wenn schon beide ganz auf derselben philosophischen Unterlage ruhten, die Therapeuten sich möglichst ausschließlich und unmittelbar dem höchsten von ihnen angestrebten menschlichen Lebensziele, der Anschauung Gottes selbst, hingaben, während die Essäer gewissermaßen freiwillig in dem Vorhofe zum Allerheiligsten zögernd, sich absichtlich und zum Besten der Brüder häufiger in Berührung setzten mit dem Sinnlichen, als es die Naturnothwendigkeit foderte und so ihre eigene höchste Vollkommenheit und Seligkeit zwar großmüthig, aber gewiß auch unphilosophisch genug augenblicklich noch verkümmerten.

Daß dies nun aber thatsächlich die Stellung war, durch welche diese beiden Orden mit einander verknüpft und zugleich von einander gesondert wurden, ergibt sich zuerst aus den ausdrücklichen Worten des Philo. Nachdem dieser nämlich in seinem Buche **quod omnis probus sit liber** über die Essäer das Nöthige beigebracht hat, geht er in seinem Buche **de vita contemplativa** auf die Therapeuten mit folgenden Worten über: „Von den Essäern habe ich bisher gesprochen, welche sich einem praktischen Leben gewidmet haben und dasselbe auch unter Arbeit hinbringen, ausgezeichnet in allen Stücken oder doch, um gemäßigter zu sprechen, in den meisten. Jetzt will ich nun aber, der natürlichen Ordnung folgend, von Denjenigen das Nöthige berichten, welche sich einem beschaulichen Leben widmen — — — obschon ich weiß, daß selbst der kräftigste Redner bei der Darlegung ihrer wirklichen Vortrefflichkeit ermatten muß" [11]).

rarii) de tribus Judaeorum sectis syntagma. ed. *Triglandius*. (Delphis 1703. 2 Voll. 4.) I. p. 195. Sauer in seiner (unbedeutenden) Abhandlung: De Essaeis et Therapeutis (Vratislav. 1829) und Andere.

10) So Prideaux (Hist. d. Juifs ad a. 170. liv. 13. T. II. p. 171), Bellermann (a. a. O. S. 80. Note 1), Reichlin-Meldegg (Theologische Abhandlungen. [Greiz 1829.] I. §. 7 fg.) und Andere.

11) *Ἐσσαίων πέρι διαλεχθεὶς, οἳ τὸν πρακτικὸν ἐζήλωσαν καὶ διεπόνησαν βίον, ἐν ἅπασιν ἢ, τὸ γοῦν φορητότερον εἰπεῖν, τοῖς πλείστοις μέρεσι διενεγκόντες, αὐτίκα καὶ περὶ τὴν θεωρίαν ἀσπασαμένων, ἀκολουθίᾳ τῆς πραγματείας ἑπόμενος, τὰ προσήκοντα λέξω· μηδὲν οἴκοθεν ἕνεκα τοῦ βελτιῶσαι προστιθεὶς, ὃ δρᾷν ἔθος σπάνει καλῶν ἐπιτηδευμάτων ἅπασι τοῖς ποιηταῖς καὶ λογογράφοις· ἀλλ' ἀτεχνῶς αὐτῆς περιεχόμενος.*

Neben der ausdrücklichen Unterscheidung des theoretischen und praktischen Lebens behufs der Charakterisirung der beiden Sekten ist in dieser Stelle auch darauf zu achten, daß Philo den Essäern, wie hoch er sie auch stellt, dennoch einen verhältnißmäßig geringeren Werth beilegt, als den Therapeuten, was, nach dem oben Erläuterten, von dem Standpunkte der jüdisch-alexandrinischen Philosophie aus betrachtet, ganz natürlich, ja nothwendig ist.

Aber nicht nur dies ausdrückliche Zeugniß des Philo belegt die erwähnte Stellung der Essäer zu den Therapeuten, sondern diese bewährt sich auch, gehalten zu den uns bekannten Eigenthümlichkeiten beider Orden.

Denn während bei den Therapeuten nach der Schilderung, welche Philo uns von ihnen in der erwähnten Schrift de vita contemplativa entwirft, thatsächlich Alles darauf berechnet war, den menschlichen Geist auszuscheiden von jeder irgend vermeidlichen Berührung mit dem Sinnlichen, um ihm hiermit den möglichst ununterbrochenen Genuß einer seligen Anschauung Gottes zu bereiten, finden wir bei den Essäern trotz der ganz übereinstimmenden Gesinnungen einen ungleich lebhafteren Verkehr mit dem Sinnlichen.

So sahen wir bereits oben, wie ein regelmäßiges und ausdauerndes Arbeiten, von welchem sich in dem contemplativen Leben der Therapeuten keine Spur fand und finden konnte, in den festbestimmten Plan des täglichen Lebens der Essäer mit aufgenommen war [12]), und häufig wird auch außerdem Bezug genommen auf ihre Thätigkeit in den verschiedensten ehrbaren Gegenständen [13]). Hiermit hing es dann auch zusammen, daß mehre Essäer nicht in einsamen, auf sie beschränkten Niederlassungen wohnten, wie die Therapeuten sämmtlich (womit denn auch allerdings einer großen Menge sonst fast unvermeidlicher Berührungen mit den sinnlichen Gegenständen vorgebeugt ward), sondern innerhalb der Städte, die ihnen einen angemessenen Boden für ihre Thätigkeit gewährten [14]). Ferner haben wir bereits oben angemerkt, wie die unverheiratheten Essäer öfter Kinder fremder Ältern zu sich nahmen, um sie in ihren religiösen Ansichten zu unterweisen und ihnen den Eintritt in eine gleiche Vollkommenheit und Seligkeit zu öffnen, als welcher sie sich rühmten [15]), eine Bemühung, die den Therapeuten, wie jede andere, ganz fern lag, und von welcher sich bei ihnen keine Spur findet. Ja Josephus gibt uns auch die Nachricht, daß selbst mehre Essäer zur Ehe geschritten seien [16]), welche bei den Therapeuten gänzlich ausgeschlossen und verworfen war, während dagegen von dem Standpunkte eines praktischen, die natürlichen Kräfte benutzenden Lebens aus es keinem Bedenken unterliegen konnte, auch von der natürlichen Fortpflanzungsfähigkeit Gebrauch zu machen und immer Mehre und Mehre zur göttlichen Vollkommenheit und Seligkeit einzuführen, vorausgesetzt nämlich, daß man dabei das sinnliche Vergnügen so sehr als möglich beschränkte, wie dies auch unter den verheiratheten Essäern als Gesetz galt [17]).

Nur Eins möchte befremden, nämlich, daß sich die höher bejahrten Essäer nicht zu einem therapeutischen Orden constituirten und sich so, der Idee des Alexandrinismus gemäß, nach nützlich angewandter Jugend und Manneskraft dem vollkommensten und seligsten Leben der Anschauung Gottes ungetheilt und ungestört überließen. Erfahren wir doch, daß viele über hundertjährige in dem Orden der Essäer verblieben seien [18]).

Inzwischen muß man dabei doch vor Allem erwägen, daß es wol zu viel verlangt sei, von einem principiell schon unconsequenten Grundsatze (wie der von einem praktischen Leben bei den Alexandrinern nach den obigen Bemerkungen allerdings war) eine gänzlich consequente Durchführung zu erwarten. Auch geht, wie schwer oder wie unmöglich eine solche gewesen sei, schon daraus hervor, daß sich innerhalb des essäischen Ordens selbst wieder, je nach dem verschiedenen Maße, in welchem man den vorübergehenden Zweck des praktischen Lebens mit dem letzten Endzwecke des beschaulichen Lebens verbinden zu können meinte, verschiedene Parteiungen gebildet hatten. Zuverlässig bekannt ist dies, wie wir bereits oben sahen, im Betreff der Ehe, welche einige Essäer billigten [19]), während andere den praktischen Nutzen derselben durch Aufnahme fremder Kinder vollkommen zu erreichen meinten und sie mithin selbst für sich verwarfen. Erschien sie ihnen doch nun als ein vermeintlicher (und darum an sich sündlicher) Umgang mit dem Sinnlichen, welcher durch keinen wahrhaft praktischen Nutzen entschuldigt werden könne. Eine ähnliche Differenz mochte nach Dem, was wir gleichfalls oben berührten, in Betreff ihres Aufenthaltes stattfinden [20]). Aber überdies darf es auch nicht unberücksichtigt bleiben, daß Josephus innerhalb des Ordens selbst vier Grade unterscheidet [21]), von deren innerem Unterschiede er, als ein Uneingeweihter, sicher keine nähere Kenntniß hatte, und es hindert auch deshalb nichts, anzunehmen, daß der höchste Grad der Essäer vielleicht eine dem Orden der Therapeuten noch ähnlichere Verfassung möge gehabt haben.

Es ist nun nichts weiter übrig, als schließlich und kürzlich noch einige besondere, die Essäer betreffende, Fragpunkte etwas schärfer ins Auge zu fassen; ich meine den eigentlichen Ursprung und die wahre Bedeutung des Namens der Essäer und deren Verhältniß zu dem entstehenden Christenthume.

Was zuerst den Namen der Essäer anlangt, so hat Bellermann [22]) 14 verschiedene Meinungen darüber angeführt, von denen wir einige in dem Vorgehenden bereits angedeutet und zurückgewiesen haben. Keine derselben erhebt sich zu einer gewissen Zuverlässigkeit, die meisten aber erreichen selbst diese nicht und fallen in sich zu-

---

τῆς ἀληθείας, πρὸς ἣν οἶδ' ὅτι καὶ ὁ δεινότατος εἰπεῖν ἀπαγορεύσει.

12) s. oben S. 179 fg. 13) s. oben S. 176. 14) s. oben S. 175. 15) s. oben S. 178. 16) s. oben S. 181.

17) s. oben S. 181 fg. 18) s. oben S. 181. 19) s. oben S. 181. 20) s. oben S. 175. 21) s. oben S. 181. 22) a. a. O. S. 6 fg.

sammen. Am wahrscheinlichsten ist noch immer die alte, auch von Bellermann gebilligte, wornach der Name Essäer von dem chaldäischen אסא, er heilte, herzuleiten ist, zumal da letzteres Wort öfters auch im höheren Sinne vom Heilen geistiger Gebrechen gebraucht ward. Essäer sind dann geistige Ärzte, oder Männer, welche sich im vorzüglichsten Sinne befleißigten, den Geist zu seiner natürlichen (d. h. wahrhaft göttlichen) Beschaffenheit und Thätigkeit zurückzuführen. Eine besondere Empfehlung erlangt dann diese Ansicht allerdings auch dadurch, daß dieser Name sich leicht an den der Therapeuten anschließt. Mindestens macht Philo darauf aufmerksam, daß die Therapeuten ihren Namen (von θεραπεύειν, heilen) vielleicht daher erhalten hätten, weil sie eine höhere Heilkunst geübt hätten, als die sei, welche sonst in den Städten angewendet zu werden pflegte; letztere kümmere sich nämlich nur um die Körper, jene aber versuche, die Seele von den schwersten und gefährlichsten Krankheiten der Leidenschaften zu heilen.

Was endlich das Verhältniß der Essäer zu dem entstehenden Christenthume anlangt, so ist es bekannt, daß man namentlich häufig Johannes den Täufer, zuweilen auch Jesum selbst als einen Zögling der Essäer angesehen hat. Die Frage, von wem und aus welchen Gründen diese Behauptungen aufgestellt worden seien, berührt aber eigentlich unsern Gegenstand selbst nicht und braucht hier nur um so flüchtiger berührt zu werden, als schon aus unserer Darlegung des essäischen Charakters für jeden mit Christus und dessen Leben, Wirken und Lehren innig und unbefangen Bekannten die Überzeugung hervorgehen muß, daß mindestens Christus selbst in seinen wesentlichsten und bedeutungsvollsten Eigenthümlichkeiten den Essäern nichts verdankt. Auch sind jene Behauptungen in der neueren Zeit immer mehr zurückgetreten und haben namentlich seit der scharfsinnigen und gelehrten Prüfung, welcher Heubner[23]) sie unterworfen hat, alle bedeutenderen Freunde verloren. (*Dähne.*)

ESSAI, lat. **Axis**, **Axeium**, **Axium**, **Asseium**, **Esseium**, **Essaium**, kleine Stadt im französischen Ornedepartement (Normandie), Canton Mêle-sur-Sarthe, Bezirk Alençon, hat eine Succursalkirche, ein Hospital, Gärbereien, 203 Häuser und 782 Einwohner. — Ehemals befand sich hier ein Schloß, welches Wilhelm I. von Bellesme zu Anfange des 11. Jahr. erbaute. Peter II., Graf von Alençon, welcher sich der Jagd wegen oft hier aufhielt, vergrößerte und befestigte es. Sein Sohn, Johann I., Herzog von Alençon, wurde hier geboren, und dieser umgab, wie man glaubt, 1361 Essai mit Mauern und Gräben. Die Engländer bemächtigten sich des Schlosses 1418 und wurden erst 1449 aus demselben wieder vertrieben. Johann II., Herzog von Alençon, hatte nämlich erfahren, daß ein großer Theil derselben das Schloß verlassen hatte, um in einem entfernten Weiher zu fischen. Er überfiel und nahm sie gefangen, und zwang durch die Drohung, daß er sie hängen lassen werde, wenn man ihm das Schloß nicht übergäbe, die übrigen, ihm die Thore zu öffnen. Im J. 1525 kam das Schloß an die Krone, die es sehr vernachlässigte und endlich im Kriege mit der Ligue gänzlich zerstören ließ, damit diese sich desselben nicht bemächtigen und als Stützpunkt zur Verheerung des Landes benutzen könnte. Außerdem befand sich noch in Essai ein von Karl IV., Herzog von Alençon, und seiner Gemahlin 1519 gestiftetes Kloster für büßende Frauen. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESSARDS (les), Flecken im französischen Departement der Niedercharente (Saintogne), Canton St. Porchaire, Bezirk Saintes, liegt in einer getreide-, wein-, frucht- und triftreichen Gegend, 3½ Lieues von letztgenannter Stadt entfernt, und hat 160 Häuser und 673 Einwohner. — Zwei andere Essards mit 293 und 283 Einwohnern liegen in den Departementen des Indre und der Loire und des Jura. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESSARS-DES. Peter I. des Essars, argentier du Roi und garde de la voirie de Paris 1320, lebte noch 1348. Seiner Söhne waren zwei, Peter II. und Philipp. Peter II. des Essars, Ritter, auch Maître-des-comptes seit dem 6. Aug. 1336, ging als Gesandter nach Hennegau, um die Vermählung des Prinzen Ludwig, des jüngeren Sohnes des Herzogs von der Normandie, mit der Prinzessin Johanna von Brabant zu verabreden; ein Geschäft, worauf er 19 Tage der Monate Januar und Februar 1346 verwendete. Die Reichthümer, die er in seinem Amte gesammelt, erweckten ihm der Neider viele, und entflammten am Ende auch die Begierde des geizigen Königs Philipp von Valois. Peter wurde eingekerkert, der verschiedenartigsten Erpressungen, auch anderer Verbrechen angeklagt, und schließlich zu einer Buße von 100,000 Goldgulden verurtheilt, wiewol diese ungeheuere Summe alsbald, auf des Grafen von Flandern Verwendung, zu zwei verschiedenen Posten, von 25,000 Goldgulden und 25,000 Livres, herabgesetzt wurde. Des Gefängnisses kaum entlassen, fand Peter den Tod in der Schlacht bei Cressi (den 26. Aug. 1346), dessenungeachtet wurden von seinen Erben die herabgesetzten Strafgelder eingetrieben, laut zweier Quittungen vom 8. und 22. Mai 1347. König Johann, in sehr vielen Dingen zu seinem Vater der wahre Gegensatz, verfügte auch in dieser Angelegenheit, d. d. Vincennes Februar 1351, daß, zum Heile der Seele seines verstorbenen Vaters, ihm selbst, als dessen Sohne, Erbe und Testamentsexecutor, zu einer Gewissenserleichterung alle jene Gelder aus seinem Kammerbeutel an die Erben der Frau Johanna von Pacy, weil. Peter's des Essars Witwe, zurückbezahlt werden sollten. Diese Erben waren ein Sohn und zwei Töchter. Jenes, Peter's III. auf Charny, Witwe, Adeline von St. Philibert, mit ihren vier Töchtern erhob im Januar 1402 wiederum den Rechtsstreit, den Johannis von Gaucourt Erben gegen Robert von Châtillon und Maria von Pacy, Eheleute, geführt hatten. Peter's I. jüngerer Sohn, Philipp des Essars, auf

23) Im 5. Anhange zu Reinhard's Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschheit entwarf. (Wittenberg 1830.)

Thieur, Haushofmeister des Königs und des Dauphin, wurde am 16. März 1356, in Ansehung der vielen rückständigen Geschäfte, zum Maître des comptes extraordinaire bestellt, diente in demselben Jahre in der Normandie gegen die Engländer, und gerieth bei Poitiers, schwer verwundet, in Gefangenschaft. Zum Schloßhauptmann zu Meaux ernannt (1358), ist er bald nach dem 1. Juli 1361 gestorben. Sein Sohn, Philipp II., nachdem er in verschiedenen Heerfahrten sich versucht, kommt 1380 als königlicher Haushofmeister, 1404 als conseiller au grand-conseil vor, und hinterließ drei Söhne, Anton I., Peter und Philipp, dieser Bischof zu Auxerre. Peter des Essars, auf la Motte, Tilly und Willervall in Artois, zog mit andern französischen Rittern nach Schottland, um einem befreundeten Volke in seinem Widerstande gegen die Engländer beizustehen, gerieth aber in der Schlacht bei Homildon (den 14. Sept. 1402) in des Hotspur Percy Gefangenschaft, und mußte durch der Schotten gemeinsame Anstrengungen losgekauft werden. Nach dem Festlande zurückkehrend, verschrieb er sich mit Leib und Seele dem Herzoge von Burgund, Johann dem Unerschrockenen, der ihn am 30. April 1408 zum Prévôt-des-marchands der Stadt Paris ernennen ließ, in der Absicht, wie es heißt, den mit solchem Amte verbundenen Einfluß einem von ihm tödtlich gehaßten Manne zum Verderben zu gebrauchen. Dieser Mann war der Grand-maître de France, Johann von Montagu, dessen Erhebung und unbeschränkte Herrschaft ebenso wunderbar, als die Leichtigkeit, mit welcher er zu Falle gebracht werden sollte. Der Prévôt-des-marchands verhaftete ihn in der Straße St. Victor (den 7. Oct. 1409), und wie die dadurch und durch einige andere Verhaftungen veranlaßte lebhafte Bewegung der Stadt einen Aufruhr befürchten ließ, stieg Peter nochmals zu Roß, um, begleitet von einer Bande seiner Archiers, durch die vornehmsten Straßen zu reiten und allerwärts zu verkündigen, daß die zur Haft gebrachten Verräther dem Könige, daneben auch die schweren, auf dem Volke lastenden, Abgaben ersonnen hätten. Mehr brauchte es nicht, um den Pöbel zu beruhigen, und Montagu blieb der grenzenlosen Bosheit seiner Feinde preisgegeben. Gerichtliche Formen hätten einen Zeitverlust gefodert, der der Rachbegierde des Herzogs von Burgund und der Dienstbeflissenheit seines Prévôt unerträglich war, zumal dieser durch die Verheißung gespornt, in dem Amte eines Grand-maître des unglücklichen Mannes Nachfolger zu werden. Montagu wurde daher einer Commission überliefert, drei Mal auf Geheiß von des Essars gemartert, gezwungen, zu bekennen, was er gesündigt und nicht gesündigt hatte, auf dieses Geständniß hin verurtheilt und am 17. Oct. hingerichtet. Wiederum präsidirte dieser Hinrichtung, wie der Commission, des Essars, aber in der Aussicht auf die Grande-maîtrise fand er sich betrogen; nur die Ämter eines Groß-Mundschenken und eines ersten Präsidenten, Laienstandes, bei der Rechnungskammer wurden ihm zu Theil, jenes vermöge Bestallung vom 21. Juli 1410. Bald fügte er diesen Ämtern auch noch die ganz eigentlich grenzenlose Gewalt eines souverain gouverneur des finances du royaume hinzu; hiermit zwar besonders den Zorn des Herzogs von Berry herausfodernd und theilweise der Prinzen Bündniß gegen den Herzog von Burgund veranlassend. Um sich in der angemaßten Herrschaft über den Hof und die Provinzen zu behaupten, führte dieser ein Heer von 8000 Gleven herbei, dessen Sold und Beköstigung zu bestreiten, des Essars eine ungemein drückende Kopfsteuer den Parisern auferlegen mußte. Auch der geringste Bürger hatte, seine Familie eingerechnet, sechs goldene Schilde zu bezahlen, und jegliche Säumniß wurde durch die Schrecknisse einer militairischen Execution bestraft, der Popularität des Prévôt zu unersetzlichem Nachtheil, zumal man ihn beschuldigte, daß des Blutgeldes bester Theil in seinen Händen verbleibe. Ohne Zweifel sprach in dieser Zeit zu des Essars Herzog Anton von Brabant, des Herzogs von Burgund Bruder, die prophetischen Worte: „Prevost de Paris, Jehan de Montagu a mis vingt-deux ans à soy faire couper la teste, mais vrayement vous n'y en mettrez pas trois.“ Dem Herzoge von Burgund wäre guter Rath vielleicht nützlicher gewesen, als dem Prévôt die prophetische Ermahnung, denn es wußte der Herzog seine Überlegenheit im Felde keineswegs zu gebrauchen. Vielmehr bewilligte er, nach einigen unerheblichen Gefechten, den sogenannten Frieden von Bicêtre, in dessen Folge er am 11. Oct. 1410 mit seinem Volke nach den Niederlanden abzog, während des Essars in desselben Monats Verlauf einen Nachfolger in dem Amte eines Prévôt-des-marchands erhielt, auch das Präsidium der Rechnungskammer niederlegen mußte. Doch wurde er in dem neuen Aufschwunge der burgundischen Partei nochmals (den 22. Sept. 1411) in seine Prévôté eingesetzt, und er verdankte den Maßregeln, durch welche er in jener Periode seiner Verwaltung, die Zufuhr gegen die fortwährenden Angriffe der Räuberhorden zu sichern, bemüht war, den Beinamen père du peuple. Nur scheinbar hatte indessen das Volk seine Gunst ihm wieder zugewendet. Die Universität, welche unwiderstehlich in ihrem Zorne, bezeichnete ihn öffentlich als denjenigen, der des Staates Vermögen verschleudere, und der Reichstag entsetzte ihn des Gouvernement des finances 1412. Magere 6000 Livres, von dem Volke zu erheben, wurden ihm zwar als Entschädigung bewilligt, aber diese Bewilligung erfolgte unter Äußerungen, welche dem Bedrohten nicht verstatteten, seinen Aufenthalt in Paris zu verlängern. Er entwich nach Cherbourg, seinem Gouvernement, neben welchem ihm auch jenes von Nemours und Montargis und das Oberforstmeisteramt von Frankreich geblieben waren. Von Cherbourg aus rief er des Herzogs von Burgund Schutz an; aber die Großen pflegen der Geringen, die ihrer bedürfen, wenig zu achten, und tief verletzt durch solche Vernachlässigung, ließ des Essars sich beigehen, die Geheimnisse seiner Finanzverwaltung auszuplaudern; namentlich äußerten seine Freunde gegen den Herzog von Berry über die von des Essars gefoderte Rechnungsablage, sie sollte ihm wol nicht schwer fallen, zumal um die Verwendung einer Summe von zwei Millionen Gold, welche er dem Herzoge von Burgund habe zustellen müssen, laut der von

demselben empfangenen, richtig besiegelten Quittung. Die bedenkliche Äußerung wurde sofort dem Herzoge hinterbracht, der auch erfuhr, daß des Essars ihn eines gegen das Leben der Herzoge von Orléans, Berry und Bourbon gerichteten Anschlages beschuldige. In dem Gefühle der unerbittlichen Rache, welche er durch solche Plaudereien sich aufgebürdet hatte, suchte des Essars Zuflucht bei dem Dauphin, und nicht schwierig fand er es, des königlichen Jünglings Zutrauen zu gewinnen; in den geheimsten und wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe gezogen, soll u. a. des Essars sich verpflichtet haben, den Dauphin sowol, als den König aus den Händen der Burgunder zu befreien, und zwar, sobald beide Fürsten sich nach Vincennes, unter Vorwand eines daselbst zu haltenden Turniers, begeben würden. Der Anschlag wurde verrathen, und für solchen an dem Urheber Rache zu üben, mußte der Dauphin selbst seinem Feinde die Mittel bereiten. Mehr und mehr von des pariser Pöbels Neigung zu Aufruhr fürchtend, war der Prinz bedacht, sich der Bastille zu versichern. Die Absicht dem Herzoge von Burgund mittheilend, fügte er hinzu, daß er deren Vollstreckung an des Essars überlasse; daß diesem immer noch der Herzog gewogen bleibe, zweifelte im Mindesten der Prinz nicht, und in seiner Überzeugung bestärkt ihn des Burgunders willige Zustimmung. Weniger zutraulich, bestand des Essars darauf, außer einer von dem Dauphin ausgestellten Vollmacht auch des Herzogs schriftliche Zustimmung für das ihm aufgetragene Geschäft zu empfangen. Beides wurde ausgefertigt; mit einem reisigen Zuge begab sich des Essars auf den Weg, und am 20. April 1413 bemächtigte er sich, ohne Lärm oder Widerstand, der Bastille. Um so tobender erhob sich der Aufruhr in den Straßen, sobald das Ereigniß ruchtbar geworden, und nebenbei das Gerücht sich verbreitete, man beabsichtige, den König und den Dauphin aus Paris zu entführen. Noch immer war die ganze Stärke der Hauptstadt in der streitbaren Metzgerzunft concentrirt, und die Häupter dieser Zunft, der Metzger Simon Caboche und der Wundarzt Johann de Troye, beeilten sich, ihr Volk zu den Waffen zu rufen, und legten sich schon am 21. April mit 3000 Mann an die Porte St. Antoine, zugleich alle Zugänge der Bastille einnehmend. Ob solchem Treiben nicht wenig erschreckt, suchte des Essars das Volk zu belehren, daß er, gesendet durch den Dauphin und den Herzog von Burgund, von fern nicht daran denke, Böses wider Paris vorzunehmen. Glauben fanden seine Betheuerungen bei den Aufrührern nicht, aber dem Herzoge von Burgund nöthigten sie eine Demonstration ab. Dicht zur Ringmauer der Bastille ritt er heran, um an des Essars, der an einer Fensterlücke sich zeigte, den Rath schleuniger Ergebung zu richten. Es sei, meinte der Herzog, dieses das einzige Mittel, die Empörung zu besänftigen; dasselbe in Anwendung zu bringen, beeilte sich aber keineswegs der Belagerte, zumal in den ihn bedrängenden Scharen zwei, dem Herzoge von Burgund besonders zugethane, Ritter, der von Jacqueville und Robinet von Mailly, durch ihre bedrohliche Thätigkeit besonders aufgefallen waren. Hingegen ließ die Furcht vor den Menschenmassen, die von Augenblick zu Augenblick anwuchsen, und bereits gegen 20,000 Bewaffnete stark sich anschickten, die Thore zu erbrechen und die Mauern zu ersteigen, ihn ebenso wenig zu einer herzhaften Entschließung kommen. Einstweilen wurde des Volkes Wuth durch des Herzogs von Burgund Verheißung, daß des Essars ohne Zwang sich ergeben werde, zurückgehalten. Der unübersehbare Haufen verlief sich, Viele gingen nach Hause, Andere vereinigten sich zu einer Expedition gegen des Dauphin Palast, um daselbst die tollsten Frevel zu verüben. Aber die Metzger hielten fortwährend alle Zugänge der Bastille umstellt; durch einen gemeinsamen Eid hatten sie nämlich sich verpflichtet, nicht von dem Platze zu weichen, es habe denn des Essars sich gefangen gegeben. Bald strömten die Haufen wieder zu, die vorübergehende Beschäftigung um den Dauphin gehabt, und drohend und gebieterisch wird an sein Wort, und daß des Essars sich ergeben müsse, der Herzog von Burgund erinnert. Nochmals eilt derselbe zur Stelle, und in den lebhaftesten Farben schildert er die Wuth des Volkes, und die schreckliche Rache, welche alle diejenigen erwarte, die einen nutzlosen Widerstand zu verlängern wagen sollten. Des Essars, der eisernen Nothwendigkeit gehorchend, gibt sich gefangen (den 28. April), und wird unter dem wüthigen Geschrei und den Flüchen der Menge, die im vergangenen Jahre ihn als den Vater des Vaterlandes begrüßte, zuerst nach dem kleinen Châtelet, hierauf nach dem Louvre gebracht, endlich im Palais eingekerkert. Denn schon war das Rechtsverfahren gegen ihn eingeleitet, und in schrecklicher Thätigkeit sollte dasselbe fortgesetzt werden. Man beschuldigte den Angeklagten einer Menge von Verbrechen, wahre oder erdichtete, die er als **Prévôt-des-marchands** oder als **Gouverneur des finances du royaume** begangen habe; man legte ihm zur Last, daß er nach dem Friedensvertrage von Chartres, die Prinzen des königlichen Hauses gegen einander verhetzt habe, auch Willens gewesen sei, den König, die Königin und den Dauphin zu entführen, um in deren Namen gegen die friedlichen Bürger von Paris zu wüthen, und auf Geständnisse, welche durch die Folter ihm abgepreßt, wurde er zum Tode verurtheilt. In bewundernswürdiger Standhaftigkeit ging er zum Richtplatze Samstag den 1. Juli 1413. Gleich Johann von Montagu wurde er **aux halles** enthauptet, und sein Leichnam wurde auf dem Rabensteine von Montfaucon ausgehängt, wie vor vier Jahren, auf sein Geheiß, des Montagu Leichnam. Unter veränderten Umständen erlangte die kinderlose Witwe, Maria von Ruilly, die Rehabilitation von ihres unglücklichen Mannes Andenken, die Restitution seiner Güter und die Ermächtigung, in großem Gepränge die Leiche in der Kirche der Mathuriner beerdigen zu lassen. Es gedenkt ein Verzeichniß der im Parlament abgehaltenen Plaidoyers, vom 3. Jan. 1415, der im Namen der Frau des Essars gegen den königlichen Procurator wegen Justizmordes erhobenen Klage in folgenden Worten: **„il convoita moult d'offices, et fit tant, qu'il fut prevost de Paris, grand-bouteiller de France, souverain administrateur des finan-**

ces du Royaume, et maistre d'hostel du roy; qu'en ces estats il se maintint tellement, qu'il n'y avoit ne chancelier, ne président, qui lui eust osé faire déplaisir. Tandem fut pris et executé." Hingegen schreibt der Mönch von St. Denys: „qu'il estoit homme fort emporté, qui agissoit avec plus de chaleur et de précipitation que de jugement en tout ce qu'il exécutoit, qui s'embarrassa dans les factions et s'engagea dans le perilleux maniement des finances du royaume, se laissa aller à la passion aveugle d'élever sa maison, ne pensa qu'à enrichir son frère et ses amis; et pour ce sujet il porta le duc de Bourgogne à exiger de l'argent des peuples sous des titres colorés de reformation, d'emprunts, de deniers et d'autres prétextes." Peter's älterer Bruder, Anton I. des Essars, auf Thieur und Glatigny, valet tranchant et garde des deniers de l'épargne du roy (1410), wurde am 11. Nov. 1411 zum Concierge et garde du palais du roy ernannt. Seines Bruders Meinungen und Sympathien theilend und großen Einfluß auf die Rathschläge des Herzogs von Burgund übend, wird er sammt dem Bischofe von Tournay und dem Vicedom von Amiens in dem von dem Herzoge von Orléans an den König gerichteten Klageschreiben als einer von dessen persönlichen Feinden dargestellt. Daß Anton nachmals die Partei wechselte, soll nicht nur wesentlich seines Bruders tragisches Ende befördert haben, sondern brachte ihn selbst in die äußerste Lebensgefahr. In seines Bruders Gesellschaft verhaftet und in einem der Thürme des Louvre verwahrt, träumte ihm, St. Christoph breche seine Fesseln, fasse ihn sodann in die Arme und trage ihn ins Freie. Wie nun wenige Tage darauf er der Haft und Verfolgung entlassen worden, hat er so ungewöhnliche Milde allein St. Christoph's Vermittelung zugeschrieben, und demselben zu Ehren, auch seiner Dankbarkeit Gedächtniß, in dem Eingange von Unser lieben Frauen Dom, rechts, aus Stein einen ungeheuer großen St. Christoph und auf dem gegenüberstehenden Pfeiler sein eigenes Bildniß, ganze Figur, knieend, vom Kopf bis zu den Füßen geharnischt, sammt folgender Inschrift anbringen lassen: C'est la représentation de noble homme messire Antoine des Essarts, chevalier, jadis seigneur de Thieux et de Glatigny en val de Gallie, conseiller et chambellan du roi notre sire Charles VI. de ce nom, lequel chevalier fit faire ce grand image en l'honneur et remembrance de monsieur St. Christophe en l'an 1413. Beinahe vier Jahrhunderte stand jener St. Christoph, den Parisern ein Gegenstand der Erbauung und zugleich freudigen Selbstgefühls, denn über die vielen durch das weite Gallien zerstreuten großen Christophe ragte dieser ungezweifelt als der größte hinaus; da kamen die Zeiten der Aufklärung, der Veredelung des Gottesdienstes, der Verschönerung der Kirchen. Triumphirend schreibt 1791 Dulaure: „on vient de détruire ce monument ridicule du goût et de la dévotion de nos pères." Des Monuments Stifter, Anton I. des Essars, kommt noch 1462 in einer Rechtssache vor. Sein Sohn, Philipp III. auf Thieur, Liée, in Berry, Glatigny, erscheint 1458 als königlicher Panetier, 1464 als Haushofmeister und 1465 als Schloßhauptmann zu Montils-les-Tours, mit einer Besoldung von 300 Livres. Mit dieser Hauptmannschaft war die Aufsicht über die in dem besagten Schlosse aufbewahrten wilden Thiere und Vögel verbunden. Bald darauf ging Philipp in den Dienst des Herzogs von Bretagne über, als Haushofmeister und Statthalter für die Grafschaft Montfort. Von dem Herzoge zu verschiedenen Versendungen und Unterhandlungen gebraucht, half er vornehmlich dessen Frieden mit Ludwig XI. vermitteln, und er hat dergestalt sich hierdurch dem Könige empfohlen, daß dieser, einen brauchbaren Diener zu erwerben, ihn zum Amtmann in Meaux und zum Maistre des eaux et des forests de la France (Ile de France) ernannte, auch mit baaren 4000 Schilden und mit einer Pension von 1200 Franken beschenkte. Als Philipp's Erbe wird am 29. October 1478 sein Sohn, Anton II., auf Thieur und Glatigny, Amtmann zu Meaux, Forstmeister von Isle-de-France, Champagne und Brie, königlicher Rath und Kammerherr, genannt, und Anton's II. Enkel, Claudius, hat seine Herrschaft Thieur gegen Sormery in der Champagne, unweit St. Florentin, vertauscht; auch aus seiner ersten Ehe mit Gabriele Gouffier den einzigen Sohn, Franz des Essars, Baron von Sautour und Sormery, hinterlassen. Dieser, königlicher Stallmeister und Kammerherr, Fähnrich in des Herzogs von Guise Ordonnanzcompagnie 1568, bestritt mit mehr Eifer als Glück die Ligisten der Champagne. Lieutenant du roi für Champagne, saß er in Troyes gefangen, als der Royalisten verfehlter Anschlag auf diese Stadt (den 17. Sept. 1590) die Bevölkerung zu den äußersten Gewaltthätigkeiten hinriß. „Après avoir chassé les royalistes, la populace alla tirer de leurs maisons, et même des prisons, ceux, qu'on soupçonnoit de favoriser le parti du roi et les traita avec la cruauté la plus barbare. N. des Essarts de Saultour, d'une des familles des plus distinguées de la province, qui avoit été pris les armes à la main quelque tems auparavant, fut tué dans la maison, où on le retenoit prisonnier." Von seiner ersten Frau, Franziska Duprat, Anton's Tochter, hatte Franz keine Kinder; aus seiner zweiten Ehe mit Johann's von la Rivière Witwe, mit Charlotte von Harlay, Ludwig's auf Cesy und Champvallon Tochter, kam ein einziges (vielleicht doch uneheliches) Kind, Charlotte des Essars, die Erbin von Sautour. Diese, kaum heimgekehrt von einer Reise nach England, zu welcher sie ihre Cousine, die Gräfin von Harlay-Beaumont, hatte begleiten dürfen, wurde bei Hofe vorgestellt, und entflammte alsbald die Begierden Königs Heinrich IV. Lange ließ sie den Anbeter nicht schmachten, und förmlich zu den Ehren einer Maitresse erhoben und mit der Grafschaft Romorentin beschenkt, wurde sie zwei Mal Mutter. Aber die Leidenschaft, welche der König für sie gefaßt, war bald gesättigt, und Charlotte, indem sie den Ton ihrer Vorgängerinnen anstimmte, Einfluß und Herrschaft begehrte, gestaltete sich zu einer lästigen Bürde für ihren erlauchten Liebhaber. Die ganze Rüstkammer der Schlauheit er-

schöpfend, um das ihren Händen entgleitende Herz Heinrich's festzuhalten, versuchte Charlotte das letzte, verzweifelte Wagstück. Gewissensbisse heuchelnd, bekannte sie die Absicht, in der Abtei Beaumont-les-Tours ihre Schwachheit zu beweinen und zu büßen. Hatte sie gehofft, die Aussicht, auf ewig ihr entsagen zu müssen, werde den König zurückführen, so begegnete sie bitterer Täuschung. Um ihr Anerbieten, um die Entlassung einer Maitresse verhandelte Heinrich vielfältig, durch Vermittelung von Zamet und la Varenne, mit seinem Minister; eigenhändig schrieb er sogar an den Präsidenten Motteville um die Stelle eines Maître bei der Rechnungskammer von Rouen, welche die zu entlassende Maitresse begehrte, und an Montauban, damit er die zu dem Ankaufe des fraglichen Amtes erfoderlichen Gelder vorschieße. Schließlich verlangte Heinrich durch Schreiben vom 12. Mai 1608, von Sully 1000 und 500 Thaler, diese für die Abtei Beaumont bestimmt, jene, um sie an die Gräfin von Romorentin zu verschenken, und der Handel war vollständig abgeschlossen. Daß aber die bußfertige Sünderin ihr Kloster bezogen haben sollte, findet sich nicht, höchstens eine kurze Zeit mag sie da sich aufgehalten haben. Ebenfalls nur kurze Zeit, zwei Jahre, überlebte Heinrich die Transaction, welche ihn von der überläßig gewordenen Maitresse befreite, und aller Rücksichten entbunden durch das Ereigniß vom 14. Mai 1610 trat Charlotte in den genauesten Verkehr mit dem Cardinal von Guise, dem Prinzen Ludwig von Lothringen, welchem sie sogar am 4. Febr. 1611 angetraut worden sein soll. Der Cardinal starb den 21. Juni 1621, und Charlotte fand noch den dritten und vierten Freier. Jener war der Erzbischof von Auch, N. von Vich. Dann wurde sie, mittels Ehevertrags vom 4. Nov. 1630, des Marschalls Franz de l'Hôpital Gemahlin. Diesem hat sie keine Kinder geschenkt, wol aber seinen Einfluß zu benutzen getrachtet zum Besten der mit dem Cardinal von Guise erzeugten fünf Kinder, welche in der Welt, vorzüglich in dem lothringischen Hause, für Bastarde gehalten wurden. Von besonderer Wichtigkeit für der Mutter Absichten war die Stimmung des Herzogs Heinrich von Guise, als des Regierers seiner Linie, und um denselben zu gewinnen, unternahm sie, ihn mit dem Könige auszusöhnen. Der Herzog war nämlich als Theilnehmer des Bündnisses, welches der Graf von Soissons und der Herzog von Bouillon mit Spanien errichtet hatten, vor Gericht gefodert und in contumaciam verurtheilt worden. Als Einleitung zu ihrem Vorhaben ließ die Marschallin durch ihren Gemahl dem Hofe friedliche Rathschläge beibringen; die Lage der Dinge mußte den Ansichten des Mannes, welchem der Kriegsbefehl in Lothringen anvertraut war, ungewöhnliches Gewicht verleihen. Von der andern Seite ließ sie die Prinzessin von Cantecroy, die andere Gemahlin des Herzogs Karl IV. von Lothringen, auf diesen und den für denselben von dem Augenblicke gänzlich abhängigen Herzog von Guise wirken. Großentheils der Marschallin Werk war der Vertrag von St. Germain (1642), den zwar, kaum abgeschlossen, der Herzog von Guise brach. Zu schwach, um mit den Heeren Ludwig's XIII. sich zu messen, eilte er nach seinen alten Postirungen in der lüttich'schen Provinz, Sambre-et-Meuse, zurück, indem er seinen unerwarteten Aufbruch zu erklären, ein Billet, an Richelieu gerichtet, zurückließ. Es war dieses Billet von der Marschallin an die Oberin des Klosters de la Visitation zu Nancy geschrieben, um ihr mitzutheilen, daß der französische Hof beabsichtige, sich der Person des Herzogs von Guise zu bemächtigen, welchem diese Nachricht zukommen zu lassen, die Oberin zugleich gebeten ward. Sofort empfing der Marschall den Befehl, nach einem entlegenen Gute seine Frau zu verweisen, und er säumte keinen Augenblick, diesen Befehl zur Vollstreckung zu bringen. Charlotte starb in der Verbannung den 8. Juli 1651. Die beiden Töchter, welche sie K. Heinrich IV. geboren, wurden 1608 legitimirt, und ist die ältere, Johanna von Bourbon, Äbtissin zu Fontevrault seit dem 11. Jan. 1637, den 16. Juli 1670, die jüngere, Maria Henriette, Äbtissin zu Chelles (1627), den 10. Febr. 1629 verstorben. Von den Kindern, welche Charlotte mit dem Cardinal von Guise gehabt, heirathete der zweite Sohn, Achilles Graf von Romorentin, die Rheingräfin Anna Maria, und dessen Tochter den Marquis von Acy, Ignaz Rouault. Von dieser Marquise d'Acy schreibt der Mercure historique et politique, April 1688: „Sie rechtet heute um die Erbschaft des Hauses Guise, nachdem sie in der Büchse, welche ein Unbekannter ihr überbrachte, den Ehecontract des Cardinals von Guise und der Fräulein des Essars, der Mutter des Grafen Romorentin, welcher bis jetzt als ein Bastard des Cardinals hat gelten müssen, gefunden hat. Es ist diesem Ehevertrage ein Zeugniß um die priesterliche Einsegnung der beiden Eheleute in bester Form beigefügt, sammt einer päpstlichen Dispensation, des Inhalts, daß der Cardinal, seiner Verehelichung unbeschadet, seine Beneficien beibehalten möge." Von einer durch der Büchse Inhalt hervorgebrachten Wirkung ist nirgends die Rede. Die Geschichte selbst ist ungezweifelt Urschrift oder Abschrift der Fiction um den in einer schwarzen Büchse verschlossenen Trauschein der Mutter des Herzogs von Monmouth mit König Karl II. von England. (*v. Stramberg.*)

ESSARTS (les). 1) Essarts, kleine Stadt im französischen Departement der Vendée (Poitou), Hauptort des gleichnamigen Cantons, Bezirk Bourbon-Vendée, liegt in einer sehr fruchtbaren Gegend 5 Lieues von letztgenannter Stadt entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichtes, eines Etappenamtes, sowie einer Gendarmeriebrigade, und hat eine Pfarrkirche, 407 Häuser und 2101 Einwohner, welche zwölf Jahrmärkte unterhalten. — Der Canton Essarts enthält in neun Gemeinden 10071 Einwohner. 2) Essarts im Charentedepartement (Angoumois), Canton Aubeterre, Bezirk Barbezieux, liegt von ersterem Orte 1½, von letzterem 13 Lieues entfernt, und hat eine Succursalkirche, 200 Häuser und 761 Einwohner. 3) Essarts les Payes, Gemeindedorf im Departement der Seine und Oise (Beauce), Canton und Bezirk Rambouillet, ist 3¼ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 799 Einwohner. Kleinere Orte, Namens les Essarts, liegen im Departe-

ment der Eure, des Loir und Cher, der Orne, der Seine und Marne. Essarts-Cuenot in dem Departement des Doubs; Essarts la Belloy im Departement der Niederseine; Essarts le Vicomte im Departement der Marne; Essarts-les-Sézanne (341 Einwohner) in demselben Departement. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESSARTS (Charlotte Des-), Tochter des Baron François Des-Essarts, war eine der Maitressen Heinrich's IV., und ist durch ihren ränkevollen Charakter und ihren sittenlosen Wandel bekannt. Von Heinrich gebar sie zwei Töchter, welche später Äbtissinnen wurden. Nach des Königs Tode ließ sie sich von dem Cardinal Ludwig von Guise, Erzbischof von Rheims, unterhalten, mit welchem sie drei Söhne und zwei Töchter zeugte. Nach seinem Ableben heirathete sie 1630 einen Herrn von Hallier, bekannter als Marschall de l'Hopital. Neue Intriguen, die sie bei den Friedensverhandlungen mit Spanien zu spinnen versuchte, zogen ihr die Ahndung des mächtigen Cardinals Richelieu zu; er gebot ihrem Gemahle, sie auf seine Güter zu verbannen, wo sie, in gezwungener Einsamkeit, bis an ihren Tod 1651 blieb. Ihre Bemühungen wieder am Hofe erscheinen zu dürfen, waren vergeblich. (Vgl. den Art. Essarts Des.) (*A. Herrmann.*)

ESSARTS (Denis Dechanet Des-), geb. 1740 zu Langres, lebte daselbst zuerst als Advocat. Bei einer Reise nach Paris besuchte er das Theater und fühlte hier plötzlich seinen Beruf für das Künstlerleben. Er ward Schauspieler, spielte als solcher eine Zeit lang in der Provinz, erregte Aufmerksamkeit zu Marseille, und erhielt von dort ein Engagement für die Komödie in Paris 1772, um den abgegangenen, sehr beliebten Schauspieler Bonneval zu ersetzen. Es gelang ihm, sich allmälig die Gunst des Publicums zu verdienen. Seine ungeheuere Corpulenz gab zu manchen Anekdoten Anlaß. Einer seiner Kunstgenossen, Namens Dugazon, führte ihn einst bei dem Minister des Innern vor und sagte: „Der Elefant der Menagerie ist gestorben und Des-Essarts bittet um seine Stelle als Ruheposten." Wüthend foderte dieser Genugthuung durch ein Duell. Angekommen auf dem Kampfplatze, zog Dugazon ein Stück Kreide hervor, machte einen Kreis auf den Bauch seines Gegners und sagte: „die Stiche außerhalb des Kreises gelten nicht." Dieser Scherz legte den Handel gütlich bei. Das treffliche Gedächtniß und die guten Studien der Jugendzeit gereichten Des-Essarts zum großen Vortheil. Er erlebte noch die Schreckenszeit der Revolution. Eben befand er sich zu einer Brunnencur in Bareges, als er die Verhaftung seiner Kunstgenossen in Paris vernahm. Diese Nachricht erschütterte ihn so, daß er bald darauf starb, im October 1793. (*A. Herrmann.*)

ESSARTS (Nicolas Lemoyne Des-), geb. zu Coutances den 1. Nov. 1744, war Anfangs Advocat in Paris, dann ein fruchtbarer Schriftsteller, theils als Herausgeber anderer Werke, theils als selbständiger Verfasser. In ersterer Beziehung erschienen von ihm: code penal, nouvelle édition 1775; discours sur l'administration de la justice criminelle; bibliothèque orientale p. *Herbelot* 1781; Oeuvres de Duclos 1797 u. m. a. In geschichtlicher Hinsicht gab die Revolution seiner eigenen Feder mehrfachen Stoff. In zehn Bänden lieferte er den Proceß von Bailly, Camille-Desmoulins, Favres, Joseph Lebon, Mademoiselle Roland, Carrier, Danton, Marie Antoinette u. a. m. Ferner in zwei Bänden: la vie et les crimes de Robespierre et de ses principaux complices 1798; desgleichen veröffentlichte er ein Werk, die Verbrechen des Herzogs von Orléans (Egalité) und seinen Proceß enthaltend. Ferner war er ein thätiger und fleißiger Mitarbeiter bei gemeinschaftlichen literarischen Unternehmungen. Er starb den 5. Oct. 1810. (*A. Herrmann.*)

ESSE, eine Kapellgemeinde des österbottnischen Pastorats Pedersöre, Korsholm's Nordervoigtei, Wasa-Län, Propstei Jacobstad, Erzstift Åbo, im J. 1820 mit 1503 Einwohnern. Bereits um 1700 war hier ein Predigthaus, das 1732 als Kirche eingeweiht ward, aber erst 1739 einen Kapellan erhielt. (*v. Schubert.*)

ESSE, ein Fluß in Pedersöre, in welchen sich die Seen Alajärvi, Lappajärvi und Evijärvi ergießen. (*v. Schubert.*)

ESSE, ist der Feuerherd mit seiner Feuermauer, seinem Rauchfange und der Rauchabzugsröhre, dem Schornsteine, in einem Worte ausgedrückt. Das Wort wird gewöhnlich nur von den Essen der Hammerschmiede gebraucht, von welchen die Grobschmiede die größten haben. Bei diesen wird auch der Balken, auf welchem der vordere Theil des Rauchfanges ruht, und der sonst das Rauchfangholz heißt, der Essenbaum genannt. Für andere Feuerungen ist das Wort Esse nicht üblich. Man braucht dafür das eben hier gebrauchte Wort, oder auch das Wort Feuermauer. Von der Anlage und dem Baue der Essen oder Feuerungen s. Feuerung. (*Th. Alfr. Leger.*)

Essedum, s. Covinus. 20. Bd. S. 65.

ESSEK, lat. Essekinum, ungar. Eszek, illyr. Oszik, zuweilen auch Esseg, 1) ein Bezirk (Gerichtsstuhl, Processus), welcher von der königlichen Freistadt gleiches Namens seine Benennung erhalten hat, einen Theil der verőczer Gespanschaft des Königreichs Slavonien bildet, eine Stadt, einen Marktflecken, 13 Dorfschaften und ein Prädium enthält, meist ebenes, größtentheils sehr fruchtbares, nur theilweise stark versumpftes Land umfaßt, durch die Drau im Norden, die Donau im Osten und den Vukabach im Süden begrenzt, und vermittels der zwei ersteren Gewässer von dem benachbarten Königreiche Ungarn getrennt wird. Der Bezirk ist nach Hassel 30,₀₁ □Meilen groß, nur im nordöstlichsten Theile bei Almás und Erdöd erheben sich einige Anhöhen, welche von der sie umschlingenden Donau zu einer Art bergiger Halbinsel umgebildet werden, und im Süden breitet sich der große kologyvárer Sumpf Palátsa aus; der Boden ist besonders längs der Donau ausgezeichnet fruchtbar. 2) Eine große, nach der gleichnamigen Stadt und Festung benannte, Kameralherrschaft, welche westwärts mit dem ausgedehnten Dominium Valpó grenzt und gegen Norden durch den Draufluß von dem gegenüberliegenden Königreiche Ungarn getrennt wird. 3) Eine königliche Freistadt und

wichtige Festung (Br. 45° 34′ 13″, L. 36° 21′ 50″) in ebener und morastiger Gegend, deren Sümpfe von dem öfteren Austreten der Drau, an deren rechtem Ufer sie sich ausbreitet und über die eine lange hölzerne Jochbrücke führt, über ihre flachen Ufer herrühren und auch unterhalten werden, in übrigens fruchtbarer und nicht reizloser Umgebung gelegen, aus vier Abtheilungen, der Festung, deren Werke zum Theil der Hauptfestung gegenüber auch am jenseitigen Flußufer sich ausbreiten, der oberen (Felsö-város), der unteren Stadt (Also-város [und den Meierhöfen] oder der Neustadt) bestehend, mit 1789 Häusern und 11077 Einwohnern, welche 8641 Katholiken des griechischen und des lateinischen Ritus, 2371 nicht unirte Griechen, 39 Juden und 26 Protestanten unter sich zählen, und deren Industrie eben nicht von großem Belange ist, denn außer einem Seidenfilatorium trifft man eben nicht mehr als die gewöhnlichen städtischen Gewerbe hier an; nur der Handel, dessen Hauptgegenstände in Vieh, Häuten und Getreide besteht, bringt mehr Lebhaftigkeit in den Verkehr, und das Dasein einer größeren Garnison bewirkt, daß man den Aufenthalt allhier angenehmer als in allen anderen Städten rings umher findet. Die vier Theile des Ortes werden durch eine breite Esplanade aus einander gehalten. Die Festung, welche gewissermaßen den Mittelpunkt des Kreuzes, wenn man den jenseit des Flusses gelegenen Brückenkopf, der ihr zu einer großen Schutzwehr dient, hinzurechnet, bildet, ist regelmäßig befestigt, ansehnlich, und verdient allein den Namen einer Stadt, denn sie besteht meistens aus schönen, hohen und massiven Häusern, die in hübschen, ziemlich geraden und gepflasterten Gassen stehen, einen sehr schönen Platz, den Paradeplatz, bilden, auf dem sich die stattliche und hübsche Dreifaltigkeitssäule und zwei Brunnen befinden, und unter denen sehr stattliche Gebäude stehen, wie z. B. das Ingenieur-, das städtische Rathhaus, der Officierspavillon, die stattliche Hauptwache und die große Caserne, die in Verbindung mit den großen Casematten und einigen anderen Militairgebäuden 30,000 Mann zu beherbergen vermag. Sie hat fünf Thore und ist mit dreifachen Schanzen umgeben. Sehenswerth ist in ihr auch das Zeughaus, welches viele von den Türken eroberte Fahnen und türkische Waffen enthält. Stromaufwärts liegt die obere Stadt, welche durch eine 400 Fuß lange Allee mit der Festung verbunden ist. Sie enthält das Comitatshaus, welches sich durch eine hübsche Architektur auszeichnet. Stromabwärts an der Festung befindet sich die untere Stadt, die mit breiten und schönen Gassen versehen und sehr lebhaft, der oberen ähnlich, aber weniger hübsch, und in den neuangebauten Theilen mehr fleckenartig ist, indem sich dort noch mehre enge, schmutzige Gäßchen vorfinden. Am freundlichsten ist die im Süden der Festung erbaute Vorstadt Meierhöfen, wo das Handel treibende Publicum sich angesiedelt hat, bei der es auch manche hübsche Gärten gibt. Essek enthält sieben katholische, eine griechisch nicht unirte Kirche, worunter die dem heiligen Michael geweihte Hauptkirche die älteste von allen ist, zwei Klöster, der Franziskaner und der Capuciner, vier Kapellen, ein Gymnasium, drei katholische und eine Pfarre der unirten Griechen, eine Hauptschule, eine Bildungsanstalt der nicht unirten Griechen, drei Trivialschulen, eine Zeichnenschule, ein Militairerziehungshaus, ein Bürgerspital, mit einem ansehnlichen, öffentlichen Garten, eine Schießstätte, ein Badehaus, ein Casino, Theater und vier stark besuchte Jahrmärkte. Sie ist der Sitz des Provinzialcommissariats, des Artillerie-Genie-Commando's, eines Festungscommando's und eines Postamtes. Die Stadt ist gegen drei Stunden von der Einmündung der Drau in die Donau entfernt, hat einen organisirten Magistrat mit einem Stadtrichter, Stadthauptmann und fünf Magistratsräthen, ein Seidenfilatorium, eine Buchdruckerei und eine Ölmühle [1]). Noch immer beurkunden die nicht uninteressanten Gegenstände, welche von Zeit zu Zeit ausgegraben werden, daß hier einst eine wichtige römische Niederlassung gewesen sein müsse. In diese Gegend wird nämlich das alte Mursia, welches K. Hadrian gegründet haben soll, versetzt. Ptolemäus nennt zum ersten Male diese wichtige Stadt Mursia Colonia, und daß es wirklich eine römische Colonie im alten Sinne des Wortes war, erfuhren wir durch Stephanus Byzantinus, der die Anlage derselben dem obengenannten Kaiser zuschreibt; wir wissen es ferner aus der Notitia Imperii, die zwar in diese Stadt den Sitz der unteren Donauflotte verlegt, ihr aber durchaus keine Besatzung anweist, weil die Bürger ihre Besatzung bildeten, und schon aus diesem Umstande kann man sicher auf den bedeutenden Stand der Bevölkerung schließen. Bei späteren Schriftstellern erscheint dieser Ort unter der Benennung Mursa. Die Peutinger'sche Tafel fügt den Beisatz major hinzu, weil es zwei geographische Meilen westlicher noch ein kleines Mursa gab. Die Stadt kommt öfters bei den Geschichtschreibern vor. In ihrer Nähe überwand K. Constantius den Magnentius [2]). Mursa lag in dieser Gegend am rechten Drauufer, und darum rechnet sie die Notitia Imperii nicht zur Provinz Valeria, sondern zur Pannonia secunda. Mursa befand sich an der großen Donaustraße, deren Fortsetzung sich auf der einen Seite längs des Stromes (Drau und Donau) bis nach Taurunum (Belgrad) und auf der anderen nach dem großen Sirmium richtete. Eine andere Hauptstraße führte schon ursprünglich aus dem Noricum längs der Drau nach Mursa, und eine dritte, welche erst nach Errichtung der Provinz Valeria angelegt werden

1) s. *Ludov. Nagy*, Notitiae politico-geographico-statisticae partium regno Hungariae adnexarum etc. (Budae 1829.) T. II. p. 59. (Magda) Neueste statistisch-geographische Beschreibung der Königreiche Ungarn, Kroatien, Slavonien und der ungarischen Militairgrenze. Zweite Auflage. (Leipzig 1834.) S. 475. A. Schmidt's Reisehandbuch durch das Königreich Ungarn, mit den Nebenländern und Dalmatien, nach Serbien, Bukarest und Constantinopel. (Wien 1835.) S. 396. Fr. Tschischka, Kunst und Alterthum in dem österreichischen Kaiserthume. (Wien 1836.) S. 301. W. C. W. Blumenbach, Neuestes Gemälde der österreichischen Monarchie. (Wien 1833.) 3. Th. S. 330. R. G. v. Jenny, Handbuch für Reisende in dem österreichischen Kaiserstaate mit mehren Hauptrouten der angrenzenden Länder. (Wien 1823.) 2. Abth. S. 762. 2) Itiner. Anton. p. 232. 267. *Steph. Byz.* s. v. Zosimus II, 43.

konnte, durchschnitt mit einer Diagonallinie von Esseg bis Wien das innere Pannonien[3]). Mursia gewann eben durch diese Lage an Wichtigkeit immer mehr. Sie wurde bald der Sitz der römischen Statthalter in Unterpannonien, und schon im J. 335 wurde hier dem K. Constantin ein Bisthum errichtet. Dieses erlosch aber schon wieder vor dem 6. Jahrh., in welchem sich hier die von Ptolemäus so genannten Stavanen oder Slavanen niederließen, die hier nur mehr schwache Überreste der einst bedeutenden Colonie vorgefunden haben mögen, da diese im J. 447 von Attila zerstört worden war. Als im J. 1091 Slavonien dem Königreiche Ungarn einverleibt wurde, ward gleich bei dem zu einem Dorfe herabgesunkenen Mursa ein festes Schloß erbauet, und demselben der slavische Name Oszek gegeben. Seit 1450 erscheint es als ein fester Platz. Im J. 1526 wurde es von den Türken besetzt, die es nun durch 1⅙ Jahrhundert behielten. Diese ließen im J. 1560 durch den über eine Meile langen Sumpf von mehr als 20,000 Christensklaven eine wohlbefestigte Brücke schlagen, welche der tapfere Nicolaus Zrinyi 1664 anzündete und zerstörte; durch die Arbeit einer aus allen benachbarten Gegenden zusammengetriebenen Unzahl der christlichen Landbewohner wurde sie aber in der kürzesten Zeit wieder hergestellt. Nachdem der Ort und die Umgegend im Laufe der vieljährigen Kriege mancherlei Ungemach erduldet hatte, kam Esseg am 29. Sept. 1687 unter der Regierung Leopold's I. wieder unter die Herrschaft Österreichs, und wurde durch mancherlei Vorrechte für die erlebten Drangsale entschädigt. Im J. 1712 wurde es unter der Leitung des Freiherrn Bekkers in eine Festung der zweiten Classe umgestaltet, in der zweiten Hälfte des letztverflossenen Jahrhunderts durch die weitläufigen Sümpfe ein fester ½ Meile langer Damm begonnen und im J. 1775 mit einem Kostenaufwande von 600,000 Gulden vollendet, und die Stadt im J. 1809 auch noch zu einer königlichen Freistadt erhoben[4]). *(G. F. Schreiner.)*

ESSEN. Das Zeitwort **essen** dient zur Bezeichnung jener Handlung, welche zum Zweck hat, Speisen oder Nahrungsmittel, aus denen die vom Organismus fortwährend an die Außenwelt zurücktretenden nichtwässerigen Bestandtheile restaurirt werden sollen, durch den Anfangstheil des Verdauungsapparates bis zum Magen zu bringen. Ein der Handlung des Essens parallel laufender Vorgang im menschlichen Körper ist das Trinken, wodurch dem Körper für die fortwährend an die Außenwelt abtretenden wässerigen Bestandtheile Ersatz zugeführt wird. Im gewöhnlichen Leben nimmt man einfach darauf Rücksicht, ob das Aufgenommene die flüssige Form hat, oder ob es ein breiartiger, weicher, mehr oder weniger consistenter Körper ist, und bezeichnet den Act der Aufnahme im ersteren Falle als **trinken**, im letzteren als **essen**. Mehre Substanzen, die wir in den Bereich des Genusses ziehen, vereinigen aber in dieser Beziehung gleichmäßig den Charakter des Getränkes und des Essens, sodaß es nur conventionell ist, wenn man bei ihnen vom Essen oder Trinken spricht. So stellt der Sprachgebrauch die reine Milch unter die Getränke; sie ist aber unverkennbar für den Säugling das alleinige Essen. Suppe wird gegessen, obwol manche Arten derselben einzelnen Getränken im Grade der Flüssigkeit kaum nachstehen mögen. Chocolade ist in dieser Beziehung ein ganz amphiboler Körper; der Eine trinkt sie, der Andere ißt sie.

Das Substantivum **Essen** wird in einem dreifachen Sinne gebraucht:

a) Es bezeichnet die Ausführung jener durch das Zeitwort angedeuteten Handlung.

b) Solche Producte des Thier- oder Pflanzenreiches, oder eine Verbindung beider, welche vermöge ihrer natürlichen Beschaffenheit geeignet sind, die Restauration der nichtwässerigen Bestandtheile des Organismus zu bewirken, und die (nöthigenfalls) eine besondere Zubereitung erfahren haben, um für diesen Zweck benutzt zu werden, werden als ein **Essen** = eßbare Materie bezeichnet. Das Wort Essen in diesem Sinne ist ganz synonym mit Speise; mit dem Worte Nahrungsmittel dagegen ist es nur in einzelnen Fällen synonym. Es ist z. B. ein Haufen Getreidekörner für den Menschen zwar Nahrungsmittel, aber kein Essen, während ein Haufen Äpfel mit beiderlei Namen belegt werden kann. Nahrungsmittel bezeichnet in abstracto die virtuelle Eigenschaft eines Naturkörpers, um zur Restauration des Organismus zu dienen; Essen oder Speise involvirt im Allgemeinen die Vorstellung irgend einer vorgängigen Zubereitung (die verhältnißmäßig nur wenigen Speisen abgeht), sei nun diese Zubereitung durch die Natur der genossenen Substanzen, oder nur durch den Kitzel des Gaumens gefodert.

c) Eine Versammlung mehrer Menschen an einem bestimmten Orte und zu bestimmter Stunde, in der Absicht, gemeinschaftlich zu essen, nennt man auch ein **Essen**.

Essen und Trinken erhält den Leib, sagt ein Sprüchwort des gemeinen Lebens; der Mensch muß periodisch essen und trinken, wenn das Leben bestehen soll. Ein instinktartiges Gefühl, die Eßlust (Appetitus, Appetentia) fodert uns zum Essen auf, sobald das Bedürfniß der Speiseaufnahme da ist; wird sie nicht befriedigt, dann steigert sich dieses Gefühl allmälig zum Hunger (Fames). Wird aber der Eßlust oder dem Hunger Folge geleistet, so tritt, nachdem eine gewisse Menge gegessen worden ist, das Gefühl des Sattseins, der Sättigung (Satietas) ein. Die Wiederkehr der Eßlust kann also als naturgemäßer Regulator des periodisch vorzunehmenden Eßactes gelten, das Gefühl der Sättigung als naturgemäßer Regulator der bei jedem einzelnen Eßacte aufzunehmenden Menge von Essen. Es übt aber die Gewohnheit einen ungemein großen Einfluß auf die verschiedenen Beziehungen des Essens zum Organismus, und diese Gewöhnbarkeit des Körpers kommt den Verhältnissen des socialen und des Familienlebens sehr erwünscht, sodaß manche mehr oder weniger feste Normen in Betreff des Essens

3) G. K. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. (Leipzig 1820.) 3. Th. S. 66. 4) Freih. v. Lichtenstern, Handbuch der Geographie rc. 3. Th. S. 160.

eingeführt werden, die nicht grade auf einer positiven physiologischen Basis beruhen, sondern zum Theil auf die Bequemlichkeit sich stützen. Wenngleich Manches, was auf das Essen im Allgemeinen oder auf die sogenannte Diät Bezug hat, einer rationellen Grundlage nicht entbehrt, so tritt doch vielfach die Gewöhnbarkeit des Körpers der Aufstellung positiver Diätsregeln entgegen; daher auch die Ansichten der Ärzte über die zuträglichste Einrichtung der Diät und über concrete Diätsregeln keineswegs immer harmoniren, weil sie oftmals das blos subjectiv Richtige generalisiren wollten. Nur einige Hauptpunkte über das Essen im Allgemeinen, oder über die Diät mögen hier genannt werden:

1) Das zu Genießende darf nicht anhaltend ein einzelner näherer Bestandtheil des organischen Reiches sein, sondern es muß eine successive Abwechselung stattfinden, oder es müssen in den Speisen mehre nähere Bestandtheile des organischen Reiches gleichzeitig enthalten sein. Bloßes Fett, bloßer Faserstoff des Fleisches, bloßes Stärkmehl, bloßer Zucker, anhaltend genossen, vermögen nicht, die Ernährung des Körpers auf die Dauer zu unterhalten. Die Wahrheit dieses Satzes hat im vorigen Jahrhunderte der Engländer William Stark, indem er sich selbst zu Experimenten benutzte, gleichsam durch seinen Tod besiegelt.

2) Wenn man aus der Consumtion einer gewissen Anzahl von Individuen, deren Verhältnisse im Ganzen übereinstimmen, die mittlere Menge des täglichen Eßbedarfes für das einzelne Individuum berechnet, so bleiben Einzelne unter diesem Mittel zurück und Andere überschreiten es, ohne daß dabei etwas Abnormes zu Grunde zu liegen braucht. Der Mann ißt aber im Allgemeinen mehr, als das Weib, der körperlich Thätige mehr, als wer ein sitzendes Leben führt, der Sanguinische und Cholerische mehr, als der Phlegmatische und Melancholische, der Kolossale mehr, als der Zartgebaute. Im Norden, im Winter ist der Bedarf größer, als unter den entgegengesetzten Verhältnissen. Bringt man das Körpergewicht in Anschlag, so bedarf der Mensch verhältnißmäßig um so weniger, je älter er ist.

3) Eine Wiederholung des Essens innerhalb 24 Stunden soll nach Manchen naturgemäß vier Mal, nach Anderen drei Mal, nach Anderen zwei Mal stattfinden. Für jede dieser Angaben läßt sich die Gewohnheit entweder ganzer Völker, oder einzelner Individuen anführen. Je seltener gegessen wird, um so mehr wird dann natürlich bei jedem einzelnen Mahle genossen. Da nun erfahrungsmäßig eine starke Anfüllung des Magens mit mehr oder weniger hervortretenden Unbequemlichkeiten vergesellschaftet zu sein pflegt, so verdient wol die Einrichtung den Vorzug, daß täglich ein mehrmals wiederholtes mäßiges Mahl stattfindet. Im Besondern müssen Kinder öfter essen, als Erwachsene, weil bei ihnen Kreislauf, Ernährung (und Wachsthum), Absonderung energischer von statten gehen. Aber auch Greisen ist es oftmals zuträglicher, wenn sie lieber öfter, aber wenig auf einmal, essen, weil bei ihnen eine zu starke Anregung der einen Verrichtung, der Verdauung nämlich, leicht nachtheilig auf das Vonstattengehen der übrigen Verrichtungen wirken kann.

4) Jeder einzelnen Mahlzeit muß die nöthige Zeit gewidmet werden, damit die Speisen vor dem Verschlucken gehörig zerkleinert und eingespeichelt werden können. Namentlich bejahrte Personen mit schlechten Kauwerkzeugen dürfen sich nicht übereilen.

5) Eine ruhige, heitere Gemüthsstimmung befördert die Ersprießlichkeit des Essens. Daher der Vortheil einer angenehmen, etwas belebten Tischgesellschaft.

6) Über die zweckmäßige Reihenfolge verschiedenartiger Essen bei der nämlichen Mahlzeit entscheidet zunächst der Geschmack oder die Feinschmeckerei. Unrichtig wäre es wenigstens, wenn man dabei etwa von dem Princip ausgehen wollte, es werde das zuerst Genossene auch wirklich zuerst verdaut, und wenn man zuerst etwas Schwerverdauliches genossen habe, so müsse alles Spätere im Magen angehäuft bleiben, bis das Schwerverdauliche überwältigt sei. Ein solches successives Verdauen findet beim Menschen wenigstens nicht statt, wenngleich nach Wilson Philipp's Untersuchungen beim Kaninchen.

7) Die mehrfachen Mahlzeiten innerhalb 24 Stunden pflegen nicht gleich copiös zu sein. Ist es nun rathsamer, die Hauptmahlzeit in die Mitte des Tages oder auf die Nachtstunden (vor Schlafengehen) zu verlegen? Starke Abendmahlzeiten, kurz vor Schlafengehen, haben namentlich bei jungen Leuten das gegen sich, daß darnach in der Bettwärme leicht Aufregungen im Geschlechtsapparat entstehen. Aus dem nämlichen Grunde empfiehlt auch Hufeland mit Recht, junge Leute sollten zur Abendmahlzeit keine stark nährenden oder erhitzenden Speisen genießen, sondern mehr verdünnte oder wässerige, besonders Obst. — Das Essen unmittelbar vor dem Schlafengehen kann zwar auch noch in anderer Beziehung bei einzelnen Personen nachtheilig sein; im Allgemeinen aber gewiß weniger an und für sich, als wegen des Ungewohnten.

8) Darf während des Essens getrunken werden? Am Weine nimmt man in dieser Beziehung keinen Anstoß, in Bierländern auch wol nicht am Biere; Manche wollen aber das Wasser mit dem Interdict belegen. Obwol nicht geleugnet werden kann, daß Wein und gutes Bier als Reizmittel des Magens anders wirken können, als Wasser; so kann man es doch nur als ein Vorurtheil ansehen, daß bei wirklich vorhandenem Durste das Wassertrinken während des Essens schädlich sein soll. Aber auch hierbei kommt wieder sehr viel auf die Gewohnheit an. (*Fr. Wilh. Theile.*)

ESSEN [1]), 1) Reichsstift. Um das J. 860 stiftete Alfried, Bischof von Hildesheim, dieses Benedictiner-Nonnenstift in der cölner Diöcese, und diese Fundation ward am 18. Nov. 873 von dem Provinzialconcil zu Cöln

1) Aesnidi (Annall. Hildesheim. ad ann. 1039. *Pertz*, Mon. Germ. V, 103), Assinda oder Essinda (so z. B. in einem Decret Kaiser Adolf's vom J. 1297: „Venerabilis abbatissae et capituli secularis ecclesia Assindensis"), später auch Essendia.

bestätigt. Garsuida war die erste Vorsteherin. Kaiserliche Privilegien und reiche Schenkungen brachten das Kloster so in die Höhe, daß es bald 52 Nonnen und noch außerdem 20 Stiftsherren zählte; nach eintretenden Zeiten der Noth wird besonders die Äbtissin Theophanie in der Mitte des 11. Jahrh. gleichsam als zweite Begründerin genannt. Zum Schirmvoigt hatte das Stift 1275 Kaiser Rudolf gewählt; 1495 trug es Johann II., Herzog von Cleve und Graf von der Mark, und seinen Nachkommen diese Schirmvoigtei auf, und verstand sich zu einem jährlichen Schutzgelde von 6000 goldenen Schilden. Als der große Kurfürst Friedrich Wilhelm 1648 als Erbe der Grafschaft Mark diese Erbvoigtei zu Lehen empfing, wurden die alten Tractaten erneuert. Das Gebiet der Abtei (zwischen Cleve, Berg, Mark, Recklinghausen und Werden, zum westfälischen Kreise gehörig) umfaßte wenige □Meilen, mit den Städten Essen (s. u.) und Steel, mehren Dörfern und etwa 14,000 Einwohnern. Die Äbtissin nannte sich: des Kaiserlichen freiweltlichen Stifts Essen Äbtissin, des heiligen römischen Reichs Fürstin, Frau zu Breysich, Rellinghausen und Huckarde. Die Stiftsdamen mußten wenigstens freiherrlichen Standes sein und konnten nach Gefallen den geistlichen Stand wieder verlassen und sich vermählen. Auf den Reichstagen saß das Stift auf der rheinischen Prälatenbank, auf den westfälischen Kreistagen unter den Fürsten, und zwar nach Cornelismünster. Zur Reichsarmee stellte das Stift 2 zu Roß und 13 zu Fuß, oder monatlich 76 Gulden; zu einem Cammerziele contribuirte dasselbe nach Büsching 162 Fl. 29 Kr., nach Andern nur 100 Gulden. Auch gab es vier an adelige Häuser verliehene Erbämter. Im Reichsdeputationsreceß von 1803 ward das Stift zur preußischen Entschädigungsmasse geschlagen, später unrechtmäßiger Weise zusammen mit Elten und Werden von dem neuen Großherzogthume Berg beansprucht. Dieser Streitpunkt kam zu den schon zwischen Napoleon und Preußen schwebenden Differenzen hinzu, und wird deshalb auch in dem preußischen Kriegsmanifest erörtert. Durch den wiener Congreß kam das Stiftsgebiet an Preußen wieder zurück.

2) Stadt, dicht neben der Abtei, in einer fruchtbaren, sanft gewellten Gegend, an einem Flüßchen, das zur Ruhr geht. Von jeher genoß diese Stadt große Freiheiten, die sie sich bei günstigen Anlässen erneuern ließ (z. B. von Karl V. 1523), und welche so ausgedehnt waren, daß Essen auf die Rechte einer freien Reichsstadt Anspruch machte, sich auch wol so nannte, obgleich nie in dieser Qualität in der Usualmatrikel des Reichs aufgeführt. Auch machte das Stift der Stadt dieses Recht im hartnäckigen Processe streitig, und das Reichskammergericht entschied 1670 nach 100jähriger Ventilation der Streitsache in der Hauptsache ungünstig, d. h. es erklärte Essen für eine Municipalstadt, erneuerte aber sonst die ausgedehnten früheren Privilegien, welche der Äbtissin wenig mehr als eine Art Ehrenoberherrschaft ließen [2]). Doch befand sich in der Stadt eine fürstlich-abteiliche Burgfreiheit und in derselben die fürstliche Kanzlei. — Jetzt liegt Essen im Regierungsbezirke Düsseldorf, Kreis Duisburg; der sonstige Kreis Essen nämlich (5,1 □Meilen mit etwa 42,000 Einwohnern) ist mit diesem vereinigt. Die Stadt hat über 5600 Einwohner, darunter etwa 3300 Katholiken, 2300 Evangelische, über 200 Juden. Sie hat vier Kirchen, nicht unbedeutende Fabriken, ein Gymnasium, manche interessante Sammlungen, und ist überhaupt ein betriebsamer, lebendiger Ort.

3) Flecken im oldenburgischen Amte Kloppenburg, mit etwa 3400 Einwohnern. (*Daniel.*)

ESSEQUIBO, District des britischen Guyana, welcher von einem sehr bedeutenden Flusse seinen Namen erhielt. Die Grenzen sind nicht genau zu bestimmen, da sie theils durch Wildnisse laufen würden, in welchen bis jetzt noch kein Colonist sich niederließ, theils streitig sind. Das Erstere ist der Fall gegen Westen, also gegen das spanische Guyana, und zwar in einer Gegend, die selbst den Missionairen des oberen Orinoco unbekannt geblieben, das Letztere geschieht im Süden, wo die Brasilier Ansprüche machen, die sich allerdings auf alte Verträge oder das Recht der ersten Besitzergreifung begründen mögen, aber von England nicht anerkannt werden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die letztere Macht die südliche Grenze mindestens nach der Wasserscheide verlegen wird, welche die Gebiete des Essequibo und des Amazonas trennt, nämlich nach der Serra Acarary unter 1° nördl. Br. Nach Osten grenzt Essequibo an die Colonie Berbice, nach Norden an das atlantische Meer. Streitigkeiten haben sich erhoben mit den brasilischen Behörden, welche es gestatten, daß nach alter, ebenso verderblicher, als unmenschlicher Sitte, Expeditionen auf den Quellflüssen des Rio branco hinaufgehen und die eingefangenen Eingeborenen als Sklaven davon schleppen. Man errichtete 1838 die erste britisch-protestantische Mission zum Schutze der Indier in Pirará am See Amucu (3° 38′ nördl. Br., 59° 15′ westl. L.). Sie wurde von den Brasiliern 1839 zerstört und durch diesen Gewaltschritt die britische Regierung veranlaßt, den Reisenden H. Schomburgk als Commissair nach dem Süden der Colonie abzusenden, der auch 1841

2) Die Stadt wurde bei ihren hergebrachten Rechten geschützt, als: Befreiung von Leistung der Huldigung, von Landsteuern (außer daß sie ihre Beisteuer zu den Reichs- und Kreisanlagen der Äbtissin einliefern soll), aller und jeder welt- und politischen Administration in bürgerlichen und peinlichen Sachen (der Äbtissin die Verdammung zum Tode und der Verdammten Begnadigung und Execution, jedoch außer der Stadt Friedpfählen, vorbehalten), Ein- und Absetzung des Raths, Verwahrung der Stadt, derselben Mauern, Thürme, Pforten und Wehren (außer bei Friedenszeiten der Äbtissin freien Gebrauchs des Pförtchens hinter der Abtei), allerhand dem gemeinen Wesen nützliche Schatzungen und Ordnungen zu machen und zu publiciren, Geleits und sichern Durchzugs, ihre entschiedenen bürgerlichen Sachen zu vollziehen, Ellen, Maß und Gewichts, Wegegeldes, Glockenschlags und Nachfolge, Accise und Ungeldes in der Stadt und deren Friedpfählen, Collectirung ihrer Bürger und Einwohner, Jahrmärkte, Appellationen von dem Halsgerichte an den Rath und von dem Rath an das kaiserliche Kammergericht, wie auch bei jetziger freier Übung der augsburgischen Confession und Religion in ihren Kirchen, Schulen, Hospitälern, deren geistlichen Gütern und Gefällen, dem westfälischen Frieden gemäß.

die Grenzlinie am Takutu festsetzte und im Juni 1842 mit gewaffneter Hand die Brasilier nach Fort St. Joaquin am Rio branco zurücktrieb. — Das sonach sehr ausgedehnte Gebiet von Essequibo hat eine sehr mannichfaltige Beschaffenheit des Bodens. Zunächst der Küste und bis zehn geographische Meilen landeinwärts ist das Land sehr eben, meist so niedrig, daß es den periodischen Überschwemmungen ausgesetzt ist, und daher viele nie austrocknende Sumpfstrecken enthält, allein von da an erhebt es sich langsam gegen Süden und Südosten, schneller gegen Südwest und West. Schomburgk, der großes Verdienst hat um die Erforschung des Stromgebietes des Essequibo, fand 200 englische Meilen südlich von der Küste (unter 4° nördl. Br.) die Bodenhöhe nur 320′ über dem Meere), allein 130 englische Meilen westlich von demselben Strome maß er mehre Berggipfel, die 3200′—5200′ sich erheben und einer Sandsteingebirgskette angehören, welche die Confluenten des Caroni und Essequibo trennt. Das Küstenland ist ein fast ganz steinloses Alluvium, welches noch täglich zunimmt, indem gewaltige Schlammbänke, Erzeugnisse der Ströme, und selbst des unfernen Amazonas, gradweis mit Manglebüschen sich überziehen und endlich zum festen Lande werden. Bei Georgetown hat man bei 44′ senkrechter Tiefe nur wechselnde Schichten von Sand, vegetabilischen Resten und blauem Thone gefunden. Im Inneren herrscht der Sandstein vor; Granit kommt in Gestalt von erratischen Blöcken der außerordentlichsten Dimensionen vor, die nicht selten meilenlange Streifen ausmachen, oder er bildet einzelne Berge, die, bisweilen von der auffälligsten Gestalt, isolirt bis zu bedeutenden Höhen sich erheben, z. B. der pyramidalische Ataraipu von 1300′ Höhe (2° 55′ nördl. Br.), der domförmige Vivi, die kegelförmigen Sáráriberge, besonders aber die Kette der Roraima, die durch gewaltige, zum Theil würfelförmige Berggipfel sich auszeichnet und Spuren alter vulkanischer Thätigkeit erkennen läßt. Die Wände dieser bisweilen ganz waldfreien Gebirgsgipfel sind nicht selten fast senkrecht abfallend, und glänzen wegen der Menge von großen Quarzkrystallen, welche hin und wieder wie „gepflastert" erscheinen, in der Ferne dem Silber ähnlich. Sie erklären die alten Fabeln vom Dorado, welche, nachdem sie überall der besseren Kenntniß gewichen, in dem bis auf unsere Zeiten unerforscht gebliebenen Inneren von Guyana eine Zuflucht fanden. Diese bedeutenden, in der Mittelzahl auf 3000—3500′ sich erhebenden Gebirgszüge wirken auf das Klima des Inneren bedeutend ein. Während ihre dem Ocean zugewendeten Abhänge dicht bewaldet sind, verliert sich ihr Fuß, dem Inneren des großen Continents zu, in unübersehliche Savannen. In diesen sind die Regen seltener, aber die hohen Gipfel sind meist mit Wolken bedeckt, die zu jeder Zeit sich über das Waldgebiet ergießen und die ungemeine Feuchtigkeit desselben unterhalten. Die eigentliche Regenzeit der waldigen Bergregion beginnt um Mitte December und dauert bis Mitte März. Auf den Savannen herrscht während dieser Periode völlige Trockenheit, denn für sie fängt die Regenzeit erst im April an. Eine merkwürdige, indessen aus diesen Eigenthümlichkeiten des Klima's leicht zu erklärende Erscheinung ist der sehr ungleiche Stand der Flüsse. Während die Küstenflüsse ihre Ufer überströmen, haben diejenigen der Savannen ihren niedrigsten Stand erreicht. Die Anschwellungen der Flüsse treten zwar regelmäßig ein, sind aber gewaltig; der Essequibo wächst um 40 Fuß in senkrechter Höhe, und Schomburgk beobachtete unter 0° 41′ nördl. Br., also unfern der Quellen, einen Stand von 30 Fuß über der Linie der trockensten Jahreszeit. Die Temperatur ist in der Küstengegend und auf den Niederungen des Inneren ziemlich heiß; 93° Fahrenheit ist während der Regenzeit ein gewöhnlicher, wochenlang sich gleichbleibender Stand des Thermometers. Als kälteste Temperatur, die er in Guyana empfunden, bemerkte derselbe Reisende 59° Fahrenheit, welche er auf dem Roraima-Gebirge beobachtete. In Verbindung mit den Ausdünstungen der ungeheueren Mengen organischer Reste, welche den Boden decken oder nach Überschwemmungen zurückbleiben, und vereint mit der außerordentlichen Feuchtigkeit, die aus einer in sechs Monaten zu 80 Zoll geschätzten Regenmenge entsteht, veranlaßt diese hohe Temperatur eine bedeutende Ungesundheit des Klima's, zumal in den Niederungen. Die Küstenregion steht an Gefährlichkeit hinter den berüchtigtsten der Antillen und des Golfs von Mexico nicht zurück. Gelbe Fieber herrschen dort alljährlich und tödten den dritten Theil der unvorsichtigen oder unmäßigen Ankömmlinge. Die Gebirge sind hingegen so gesund, wie alle höheren Gegenden Südamerika's. Die Flußufer der Küstenregion sind vorzugsweise zur Ansiedelung erwählt worden, obgleich sich daselbst die Sterblichkeit auf 11—12 Procent der ganzen Bevölkerung beläuft, zu welcher die Seeleute u. s. w. nicht gerechnet werden. — Mit Ausnahme der höchsten Gebirge des Inneren ist die ganze Provinz sehr fruchtbar und reich an werthvollen Naturproducten. Hauptgegenstände der Cultur sind die Gewächse, welche die Colonialwaaren liefern. Die Ausfuhr der letzteren verhielt sich im J. 1829 wie folgt: Zucker: 91,652,331 Pfund; Kaffee: 4,555,789 Pfund; Rum: 3,389,739 Gallons; Syrup: 2,288,737 Gallons; Baumwolle 1,217,269 Pfund. Außerdem wird etwas Rindvieh und Mais nach Barbados ausgeführt, und nach Europa eine sehr ansehnliche Menge von Pfosten und Blöcken kostbarer Holzarten verschifft. Auch Farbehölzer verschiedener Art bringt das Innere hervor, wo Niederlassungen von Compagnien nur in der Absicht, die Urwälder auszubeuten, errichtet worden sind. Daß eine große Menge von Naturproducten noch ungenutzt ist, geht aus den Angaben aller neuen Reisenden hervor. Wenn die niedrigen Gegenden des Landes auch viel Ähnliches haben mit dem nördlichen Brasilien, so sind dafür die Erzeugnisse der bedeutend hohen Gebirge des Inneren sicherlich von sehr eigenthümlicher Art. Flora und Fauna beider Regionen sind sich sehr wenig ähnlich; die erstere gleicht in den hohen Gebirgen noch am ersten derjenigen des östlichen Abhanges der Cordillera der Anden auf gleicher geographischer Breite. Die Ufer der Ströme sind meistens mit dichtem Urwalde eingefaßt, und bieten das eben so schöne als imponirende, jedoch oftmals beschriebene Bild der ame-

rikanischen Tropennatur in vollstem Umfange dar. Die Thierwelt von Essequibo ist die von Guyana und Nordbrasilien, und wird nur in Hinsicht der niederen Formen vielleicht einiges Abweichende darbieten. In naturhistorischer Beziehung ist Essequibo überhaupt nur erst in neuesten Zeiten bekannter geworden, indem Waterton, Hillhouse und besonders Schomburgk es sich angelegen sein ließen, dort Sammlungen zu machen, die sie theils selbst beschrieben, theils an Andere (Lindley, Bentham, West u. s. w.) zur Untersuchung ablieferten. — Die Bevölkerung der Provinz verhält sich wie im übrigen Guyana, d. h. sie besteht an den Küsten aus Weißen und (gegenwärtig emancipirten) Negern, im Inneren allein aus Indiern. Die Zahl der Weißen beträgt höchstens 2000 Seelen, die der Neger und Farbigen 44,000 Seelen; die der Indier ist unbekannt. Die letzteren stehen unter sogenannten „Protectoren," Beamten, die nur in der Absicht angestellt wurden, Bedrückung und Ausrottung der Ureinwohner zu verhindern, und besonders das Eindringen von rohen Abenteurern in die Gegenden zu verwehren, wo die Indier vor der Hand noch die ausschließlichen Besitzer des Bodens sind. Man bezweifelt mit allem Rechte, daß durch solche Vorkehrungen irgend etwas Erhebliches erreicht werde, und hat deshalb in neuesten Zeiten durch Anlegung von Missionen den Eingeborenen zu nützen gesucht. Diese gehören mehren Stämmen an, unter welchen die der Macusis und Arawaken die bedeutendsten sind. — Essequibo hat keinen besonderen Gouverneur, sondern steht unter dem Gouverneur des britischen Guyana, welcher in Georgetown, Demerara, residirt, bildet indessen einen besonderen Bezirk in der Verwaltung. Außer einem unbedeutenden Flecken auf Fort-Island, 15 englische Meilen oberhalb der Mündung des Stromes, besitzt Essequibo keine anderen Niederlassungen als die der Pflanzer, die jedoch zwei Tagereisen flußaufwärts immer seltener werden, und bald nachher ganz aufhören. Wenn auch der Hauptstrom von Holzfällern und Speculanten befahren wird, welche mit den Indiern Handel treiben, so gibt es doch nirgends bleibende Ansiedelungen. Die Regierung hat, wiewol ohne Erfolg, versucht, Essequibo zu colonisiren, indem das Innere viele Vortheile verheißt; allein die Ungesundheit des niederen Landes hat Einwanderer abgeschreckt. So wichtig auch der Besitz von Guyana politisch genommen einst werden kann, und so wenig also England geneigt sein wird, diese, ursprünglich im J. 1698 von Holländern angelegte, im J. 1814 abgetretene Colonie aufzugeben, so hat sie vor der Hand doch nur eine untergeordnete Bedeutung. (*Pöppig.*)

ESSEX, ein Name, welchen mehre Grafschaften in den vereinigten Staaten von Nordamerika führen. 1) In dem Staate Massachusetts heißt die Grafschaft, welche in die Halbinsel Cape Ann mit dem gleichnamigen Vorgebirge ausläuft, und an die Grafschaft Middlesex und den Staat New-Hampshire stößt, Essex. Sie hat schöne Waldungen und Viehweiden, und wird im Norden von dem Merrimack bewässert. 2) Eine Grafschaft im Staate New-York, die im Norden die Grafschaften Clinton und Franklin, im Osten den Champlainsee oder den Staat Vermont, im Süden die Grafschaft Washington und im Westen die Grafschaften Montgomery und Franklin hat. Sie ist voll Gebirge und Gewässer, worunter auch die Quellen des östlichen Hudsonarmes, und noch wenig angebaut. 3) Eine Grafschaft im Staate Vermont, zwischen Canada und New-Hampshire, hoch gelegen, waldig, fruchtbar, aber wenig angebaut. 4) Auch im Staate New-Jersey kommt eine Grafschaft dieses Namens vor. Sie stößt an die Newarkbai, in der Nähe der Mündung des Hudson, ist im Süden und Südwest bergig. 5) Endlich enthält der Staat Virginia ebenfalls eine Grafschaft Essex, welche zu beiden Seiten des Rappahanok liegt, der sie von der Grafschaft Richmond trennt. (*Eiselen.*)

ESSEX, Grafentitel. Galfridus II. von Manneville, Magneville oder Mandeville im gemeinen Leben, ist durch Verleihung der Kaiserin Mathilde der erste Graf von Essex geworden. Das Stammhaus Manneville-esplains, im Ländchen Caux, liegt von St. Valery ½ Stunde südwestlich, und de Gerville irrt, wenn er als solches Manneville in der untern Normandie, zwei Stunden südlich von Valognes, annehmen will. Galfried I. von Manneville stritt bei Hastings, wurde auch nachmals von dem Sieger mit der Hut des Towers betraut und, laut der Angabe des Domesday Book, mit 118 Gütern in England beschenkt. Ihm folgte in dessen Gütern, wie in der Hut des Towers, sein Sohn, und Wilhelm von Mandeville hatte, wegen seines wichtigen Amtes, den Bischof Flambard von Durham zu bewachen, bis die List eines Dieners den Prälaten befreite. Vielleicht um die an Flambard geübte Härte zu büßen, hat Wilhelm das Priorat Hurley in Berkshire gestiftet. Mit Margaretha, der Tochter und Erbin von Eudo dem Truchsessen, verheirathet, hinterließ er, außer der an Wilhelm von Say verheiratheten Tochter Beatrix, einen einzigen Sohn, den bereits genannten Galfried II. von Mandeville. Dieser, in dem Beginne des Bürgerkrieges der Partei der Kaiserin zugethan, wird namentlich in der Schlacht von Lincoln (den 2. Febr. 1141) als einer ihrer Kämpen aufgeführt: „Gaufridus (de Magnaville), Milo, Ranulphus, Alanus, Simon, Gilbertus, non tam comites regni quam hostes publici," schreibt Johannes von Salisbury. Die Belohnung seiner Dienste, auf welche Galfridus gerechnet haben mochte, blieb ihm versagt, und in seinem Unwillen wechselte er die Farbe, weil König Stephan nichts verabsäumte, einen durch Reichthümer, Tapferkeit und scharfen Verstand vor andern wichtigen Verbündeten zu gewinnen. Mit der Grafschaft Essex belehnt, übte Galfried in Kurzem unbeschränkten Einfluß auf alle Entschließungen und Handlungen des Königs. Gleich sehr verehrt am Hofe und in den Grafschaften, von dem Tower aus der Hauptstadt gebietend, durch seine verschiedenen Festen ganze Landschaften beherrschend, schien Galfried in seinem Willen unwiderstehlich; seinem Rathe wurde aufmerksamer gelauscht, seinen Befehlen williger gehorcht, als selbst des Königs Geboten. In dem Übermuthe eines Günstlings misbrauchte er dieses

Ansehens, selbst in Bezug sogar auf die königliche Familie; einstens, als die französische Prinzessin Constanze, die Gemahlin Eustach's, des Thronerben, in der Königin Gesellschaft London verlassen wollte, wurde sie von dem Grafen von Essex gewaltsam zurückgehalten, und erst auf des königlichen Schwiegervaters bestimmten Befehl ausgeliefert. Allmälig verbreitete sich über das ganze Reich die dumpfe, unsichere Anklage, daß Galfried das Land und die Person des Königs zugleich an die Kaiserin zu verrathen gedenke. Solchen Gerüchten Glauben zu schenken, weigerte sich Stephan, und fast schien es, als fürchte er sich, gegen denjenigen, welchen er für den besten seiner Barone gehalten hatte, strenge Maßregeln anzuwenden. Indessen kam in St. Albans der Graf zu Streit mit andern Herren; sie warfen ihm unverhohlen den beabsichtigten Verrath vor, und spottend rühmte sich Galfried seiner Schuld. Da ließ Stephan unter vielen glatten Worten ihn nach Hof entbieten, und allda eingetroffen, wurde der Graf sofort verhaftet und zum Äußersten bedroht, bis er, um nicht am Galgen zu sterben, einwilligte, den Tower an den König abzutreten, sammt zweien seiner Burgen in Essex, Walden und Plashet (1143). Der Freiheit wiedergegeben, beschäftigte er sich einzig mit Rachegedanken. Während der König die ermüdende Belagerung von Chester fortsetzte, schloß Galfried Bündnisse mit bedeutenden Herren, mit dem reizbaren und längst misvergnügten Hugo Bigod, mit Robert Marmion, der kürzlich in der Normandie tapfer gegen die Plantageneten gefochten hatte. Gleichwie Marmion den Dom zu Coventry in eine Feste verwandelte, sich deren gegen den König zu bedienen, so legte in der gleichen Absicht Galfried eine kirchenschänderische Hand an die Abtei Ramsey in Huntingdonshire, welche, von ausgedehnten Morästen umgeben, eine unüberwindliche Stellung darbietet. Aber der Frevler, indem er das Gotteshaus in eine Räuberhöhle umwandelte, bewaffnete den Zorn der Kirche; es wurde der Bann gegen ihn verkündigt, und wie er am 16. Sept. 1144 zu Burwell eine tödtliche Verwundung empfing von dem aus weiter Entfernung abgedrückten Pfeil eines namenlosen Schützen, glaubten Freunde und Feinde in solchem Ereignisse die strafende Hand des Herrn zu erkennen. „Zu ihm, als er in den letzten Zügen lag, sind etliche Tempelherren gekommen, welche ihres Ordens Kleid, das mit einem rothen Kreuz gezeichnet war, auf ihn gelegt, nachmals auch den entseelten Leichnam mit sich genommen, in einen bleiernen Sarg verschlossen und in dem Zwinger des alten Tempels zu London an einen Baum gehängt haben." Die religiöse Schrecknіß zu erhöhen, mußte um die nämliche Zeit, unter gleichen Umständen Marmion den Tod finden, und König Stephan gebrauchte mit Geschick jene Zufälligkeiten, wenngleich der gefeierte Krieger, Stephan de Mandeville, des Galfried Bruder oder Vetter, noch geraume Zeit die Fehde fortsetzte, und von verschiedenen, durch ihn aus dem Schutte erhobenen, Schlössern in Cornwales die Königlichen beunruhigte. Vorzüglich mußte Galfried's ältester Sohn, Ernulf, den Zorn des Königs empfinden und in der Verbannung sterben. Übrigens hat des Grafen von Essex Misgeschick weder auf der Zeitgenossen Urtheil um seinen Charakter, noch auf des Hauses Glanz nachtheiligen Einfluß geübt; das Organ der öffentlichen Meinung, die Geistlichen, hatte er durch die dem J. 1136 angehörende Stiftung des Benedictinerpriorats gewonnen, der nachmaligen Abtei Walden, auch durch die gegen das Priorat Hurley geübte Freigebigkeit, deren Eindruck noch durch seiner Gemahlin, Rohaisa de Vere, der Tochter des Grafen Alberich von Oxford, Stiftungen in dem Priorat Chiksand, Bedfordshire, erhöht wurde. Von Galfried's übrigen Kindern wurde Alicia an Johann von Lacy verheirathet, succedirte der zweite Sohn, Galfried III., als Graf von Essex, und dieser soll nach Lingard in der Schlacht, 1157 am Walde von Coleshil den Wallisen geliefert, als Erbbannerträger dem Könige das Reichsbanner vortragend, dasselbe, um seine schimpfliche Flucht zu erleichtern, von sich geworfen haben, nachmals aber wegen dieser Feigheit verurtheilt worden sein, in einem Kloster seinen Fehltritt zu beweinen. Es wird diese irrige Angabe am Schlusse des Artikels vollständig berichtigt werden. Hier mag sie als ein Zeugniß für des berühmten Geschichtschreibers vollkommene Unbekanntschaft mit dem Mittelalter dienen. Wol mochte an einem Rittersmann, gleich dem Bannerträger Heinrich von Essex, der König ein Exempel statuiren, aber viel zu hoch stand ein Magnat, ein Graf von Essex, um von dem Gesetze erreicht, um mittels eines regelmäßigen Verfahrens straffällig befunden werden zu können. Galfrid III. ist den 21. Oct. 1167 verstorben, ohne aus seiner Ehe mit Eustachia Kinder zu haben; es beerbte ihn daher sein Bruder, Wilhelm II., der zugleich durch seine Vermählung mit Havoise, der Tochter von Wilhelm dem Dicken, dem Grafen von Albemarle, Graf von Albemarle (Aumale) und Holderneß, Herr von Craven und Bitham geworden ist (1180). Durch Macht und Ansehen ohne Gleichen beinahe unter den Baronen von England, hat auch durch eine Reihe tapferer Thaten Wilhelm großen Ruhm sich erworben, bis er kinderlos am 14. Nov. 1190 sein Leben beschloß. Es hat hierauf Frau Havoise, seine Witwe, noch zwei Männer genommen, daß demnach Wilhelm's II. andere Ehe mit Christiana Fitz-Walter nur auf einem Irrthume beruhen kann; gleich irrig ist Lingard's Erzählung, daß der Graf von Essex, heimkehrend von seinem Kreuzzuge (1193), der Erretter der von den Franzosen bedrohten Hauptstadt Rouen geworden wäre. Es war der Graf von Leicester, Robert von Meulan, der diesen wichtigen Dienst seinem Vaterlande leistete. Um des Grafen Wilhelm Erbschaft stritten sich, da er seinen jüngsten Bruder, Robert von Mandeville, noch überlebt hatte, die Nachkommen der an Wilhelm von Say verheirathet gewesenen Tochter Galfried's II. nämlich ein jüngerer Sohn, Galfried von Say, und dessen Bruders Wilhelm Töchter, Beatrix und Mathilde. Den besten Theil der Erbschaft erstritt sich die an Galfried Fitz-Piers verheirathete Tochter Beatrix, und ist hierauf Herr Galfried, ein Mann von sehr großem Reichthume, zu dem Bischof von Ely, dem königlichen Justitiar, gekommen, und hat von ihm, unter Vorzeigung

einer überaus großen Summe Geldes, die Grafschaft Esser erbeten, als seiner Frauen rechtmäßiges Erbtheil. Worauf der Bischof, in Rücksicht des vielen Geldes, ihn zu solchem Besitze angenommen, unter der Bedingung, daß er sofort und ohne einigen Abzug jenes Geld an den königlichen Schatzmeister entrichte. Also ist Galfridus zu dem Posseß gelassen und darin durch königliche Briefe bestätigt worden, hat auch die Grafschaft behalten und besessen, nachdem er von der inwohnenden Ritterschaft die Huldigung abgenommen. Er wurde von König Johann an dessen Krönungstage (den 25. Mai 1199) mit dem Schwerte, als dem Zeichen der gräflichen Würde, umgürtet. Allein nicht durch großen Reichthum, oder durch die Erwerbung der Grafschaft Esser ist lediglich Galfried Fitz-Piers, auf Ludgershall in Wiltshire, merkwürdig geworden. Bereits von König Richard wurde er, sammt dem Erzbischof Walter von Rouen, dem Wilhelm Marshall, Grafen von Strigul, und einigen andern Herren, dem Justitiar und Reichsverweser Longchamps beigegeben, und sollte der Justitiar ohne dieser Rathsmänner Zustimmung sich aller Entscheidungen in wichtigen Angelegenheiten enthalten. Aber es hatte Longchamps dermaßen fürchterlich sich zu machen gewußt, daß selbst der Erzbischof und der Graf von Strigul ihre Vollmacht nicht vorzulegen wagten, bis dahin eine Coalition des Prinzen Johann und der Regentschaftsräthe den Regenten nöthigte, über Meer zu entfliehen. Durch seine Wirksamkeit für dieses Resultat scheint Fitz-Piers sich dem Prinzen Johann empfohlen zu haben; unentbehrlich wußte er sich in der Frage um die Erbfolge zu machen. Galfried, einer der Justitiarien, entschied auf dem Reichstage zu Nottingham durch seine Vorstellungen und durch eine wohlberechnete Taktik die Anerkennung von König Johann, des Prinzen Arthur besserm Anspruche zum Nachtheil. Ihm hat darum der träge König großentheils die Leitung der Reichsangelegenheiten überlassen, und Galfried entwickelte unter höchst schwierigen Umständen eine überraschende Gewandtheit und Klugheit, wenn auch zu Zeiten er der Gewalt der Umstände zu weichen sich genöthigt sah. Die Synode z. B. von 1206 zu besuchen, hatte er der Geistlichkeit untersagt, weil der Erzbischof Hubert von Canterbury, gestützt auf seine Machtvollkommenheit als päpstlicher Legat, sie ohne Begrüßung des abwesenden Königs ausschrieb; nichtsdestoweniger wurde die Synode in der größten Feierlichkeit abgehalten, und der Oberjustitiar, das war jetzt Galfried, durfte es nicht wagen, diesen Eingriff in die königliche Gewalt, den ersten in seiner Art, zu ahnden. Hingegen als die Barone, unter dem Vorwande der abgelaufenen Dienstzeit, sich weigerten, dem Könige nach der Normandie zu folgen, und lieber die aufrührische Versammlung zu St. Albans den 4. Aug. 1209 veranstalteten, wußte der Graf von Esser sich das Präsidium zutheilen zu lassen, und unter seiner Leitung erließen die aufgeregten Barone, unter der Form königlicher Proclamationen, Beschlüsse, welche die allgemeine Beobachtung der Gesetze Heinrich's I. verordneten, und Todesstrafe über alle, die Grenzen ihrer Amtsgewalt überschreitende, Beamte verhängten, zu einer Zeit, wo ganz eigentlich die Zügel des Reichs dieser Versammlung überlassen waren. Es sind auch die Zeitgenossen unerschöpflich in den Lobpreisungen für des Grafen von Esser tiefe Staatsklugheit, unübertroffene Rechtskenntniß und hehre Großmuth. War er aber unerschütterlich in seiner Treue für den König, so zeigte er auf der andern Seite bei jeder Gelegenheit eine Neigung, der Unterthanen gerechte Foderungen zu unterstützen, daher der despotische Johann ihn vielmehr fürchtete, als liebte, und von seinem Ableben (1213) die Meldung empfangend, in die Worte ausbrach: „Nunmehro fühle ich mich als ein rechter König und Herr von England." Anders beurtheilt den Fall Matth. Paris, den Zustand des Reiches bei dem Ableben des kundigen Lenkers vergleichend: „navigio, cum tempestate adversa conflictanti et nauclero carenti." Galfried's Söhne, Galfried und Wilhelm, nahmen beide den Namen Mandeville an. Der ältere, Galfried, Graf von Esser, wurde zugleich Graf von Glocester durch seine Vermählung mit Isabella, einer Tochter des Grafen Wilhelm von Glocester. Isabella, des Königs Johann rechtmäßige Gemahlin, mußte einer plötzlich auflodernden Leidenschaft weichen, und wurde der Gräfin Isabella von Angoulême halber verstoßen, ohne daß der Despot sich hätte entschließen mögen, an die tief gekränkte Fürstin das Erbe ihrer Väter vollständig auszuliefern. Namentlich hat bis zum Verluste der Normandie Johann die Baronie Torigny in Händen behalten. Und nicht nur über seiner geschiedenen Frau Eigenthum, auch über ihre Hand zu verfügen hat er sich erlaubt, und die Erbin von Glocester mußte den Grafen von Esser zum Manne nehmen, während dieser, als Preis für die ihm aufgedrungene Frau, 20,000 Mark an die königliche Schatzkammer entrichten sollte. Die eine Hälfte dieser Summe war bezahlt, für die andere Hälfte Bürgschaft bestellt, da verlor Galfried das Leben in einem Turnier (1215), und es folgte dem Kinderlosen in der Grafschaft Esser sein jüngerer Bruder Wilhelm, der, nachdem er in der Barone Aufstand durch seine Feindschaft zu K. Johann sich ausgezeichnet hatte, am 10. Jan. 1228 diese Zeitlichkeit verließ, ohne verheirathet gewesen zu sein. Nun wird demselben zwar noch ein jüngerer Bruder, Johann Fitz-Piers, genannt Mandeville, zugeschrieben, und könnte von diesem der Roger de Mandeville abstammen, der 70 Jahre später, als einer der Erben des Mädchens von Norwegen, das Königreich Schottland in Anspruch nehmen wollte. So könnten auch (salvis salvandis, wie z. B. der Wappen Verschiedenheit) von diesem Johann die pommerischen Manteufel abstammen und, was bedeutend wahrscheinlicher, die irischen Mandeville, die einst in der Grafschaft Down das Thal Dylfryn beherrschten, und durch ihren Zwist mit Fitzwarin, dem von König Eduard II. für Ulster bestellten Steward, zu einer gewissen Berühmtheit gelangten. Der Steward hatte nämlich, wegen eines Abgabenrückstandes, ihre Güter mit Beschlag belegt. Diese aber, um das zu vergelten, sammelten ein Heer, fielen in die Krongüter ein und verbrannten fünf Städte, drei Mühlen und 2000 Maß Getreide. Aber es ist nicht Johann Fitz-Piers, sondern eine Schwester, die an Hein-

rich von Bohun verheirathete Mathilde, die Haupterbin von des Grafen Wilhelm von Esser reicher Verlassenschaft, namentlich von Enfield Chace, dem nachmals dem Herzogthume Lancaster zugetheilten Forst in Middlesex, von Kimbolton, der Burg in Huntingdonshire u. s. w. geworden.

Anderwärts haben wir die Bohun von Bohain, in der Picardie, herzuleiten versucht; den Irrthum zu bekennen und zu verbessern, nehmen wir keinen Anstand. In der Normandie, zwei Stunden südlich von Carentan, die Taute aufwärts, liegen in morastigem Grunde die beiden Dörfer St. Georges- und St. André-de-Bohon. Zu St. Georges stiftete Humfried von Bohon 1092 ein Priorat, Benedictinerordens; in der Flur von St. André-de-Bohon gewahrt man noch, an des Morastes Rande, einen Aufwurf, der einst die Burg Bohon trug, und den man heute noch unter dem Namen le Castel kennt. Muthmaßlich ist der Stifter des Priorats derselbe Humfried, den Wace unter den Begleitern des Eroberers für den Siegeszug von Hastings nennt:

Et de Bohon le viell Onfrey.

Humfried trägt den Zunamen der Bärtige, weil er gegen der Normänner Sitte den Bart lang trug. Seine Kriegsdienste wurden von dem Eroberer mit dem einzigen Tatersford in Norfolkshire belohnt. Die Größe der Familie hat demnach sein Sohn, Humfried II., beigenannt der Große, durch seine Vermählung mit Mathilden, der Witwe Eduard's von Saresbury, eigentlich begründet, und derselbe ist der Vater Humfried's III. geworden, der, Mundschenk und Seneschall von K. Heinrich I., abermals zu einer reichen Heirath des Monarchen Gunst zu benutzen verstand. Er freite sich von den Töchtern des Grafen Milo von Hereford die älteste, Margaretha. Später finden wir ihn unter den Zeugen der von K. Stephan ausgestellten Wahlcapitulation, oder des Freiheitsbriefes, eine Bestätigung der hergebrachten Rechte der Geistlichkeit enthaltend, der Baronen und Gemeinen, wiewol in desselben Stephan's Erbfolgestreit mit der Kaiserin Mathilde Humfried getreulich der Tochter seines Wohlthäters zuhielt, weshalb er von dem Usurpator befehdet und in seiner Feste Trowbridge in Wiltshire (1140) belagert wurde. Er trotzte aber allen Angriffen, wurde von seiner dankbaren Gebieterin mit dem Amte eines Großmundschenken für England und die Normandie begnadigt, und fand, den 6. April 1187 verstorben, seine Ruhestätte in der von seinem Schwiegervater gestifteten Abtei Lanthony in Glocestershire. Wir vermögen nicht anzugeben, wie nahe er verwandt mit Richard von Bohon, dem Bischof von Coutances (1150—1179), mit Reginald von Bohon, dem Bischof von Bath und Wels (1174), mit Engelger und Alexander von Bohon, denen Graf Gottfried von Anjou, unmittelbar nach K. Heinrich's Ableben, die Hut der Burg Domfront anvertraute, und die, einige Jahre später, demselben Grafen in der Bezwingung der Landschaft Cotentin beistanden, namentlich der feindlichen Besatzung in Cherbourg eine ehrenvolle Capitulation verschafften. Engelger ist wol auch derselbe Wohlthäter dieses Namens, der die Kirche von la Chapelle-Enjuger an das Priorat Bohon vergabte. Von Humfried's III. gleichnamigem Sohne wissen wir, daß er seiner Altvordern Stiftungen in der Stammherrschaft, insonderheit das Priorat zu St. Georges, bestätigte; dem Bruder seiner Mutter, dem Grafen Mahel von Hereford, in dem Erbamte eines Connétable von England, wie in dem Besitze unermeßlicher Güter folgte, und, frühestens 1171, sich mit Margaretha, der Tochter des Grafen Heinrich von Huntingdon, der Schwester des Königs Malcolm IV. von Schottland, verheirathete. Margaretha, die in erster Ehe mit Conan IV., Grafen von Bretagne, verheirathet gewesen, starb 1201. Ihr Sohn zweiter Ehe, Heinrich Bohon, obgleich 1199 von König Johann mit der Grafschaft Hereford und mit einer Jahresrente von 20 Pf. aus dem von der Landschaft zu entrichtenden dritten Pfennig belehnt, gesellte sich gleichwol den Gegnern des Monarchen, und konnte seine hierdurch verwirkten Güter vollständig erst nach Johann's Ableben zurückerhalten. Hingegen hatte er sich durch seine Widersetzlichkeit, gegenüber der Krone, dergestalt den Collegen empfohlen, daß diese ihn als einen der 25 Hüter der öffentlichen Freiheiten, in der durch die Magna charta bestimmten Weise bezeichneten, zu einer Würde also ihn erhoben, welche den Inhaber, in der Ausübung der öffentlichen Gewalt, selbst über den König stellte (1215). Fünf Jahre später, den 1. Juni 1220, starb Graf Heinrich auf einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande, und er wurde in der Abtei Lanthony beerdigt; von den Kindern, welche er in seiner Ehe mit Mathilden, der Erbin des Hauses Mandeville, erzeugt, folgte in der Grafschaft der älteste Sohn, Humfried V. der Gute, der nach seines mütterlichen Oheims Tode auch den Titel eines Grafen von Esser annahm, in den durch Leicester's Ehrgeiz erregten Wirren wiederholt die Partei wechselte, und nachdem er kurz vor der Schlacht von Lewes zu den Baronen übergegangen, in der Entscheidungsschlacht bei Evesham (1265) von den Königlichen gefangen und zum Verluste seiner Güter verurtheilt wurde. Er starb in Banden den 24. Sept. 1275. In erster Ehe mit Mathilde, der Tochter des Grafen Radulf II. von Eu, verheirathet, hinterließ er aus der zweiten Ehe mit Mathilde von Aveneburn den einzigen Sohn, Johann von Bohon, Baron von Haresfield; der Sohn erster Ehe, Humfried VI., war nämlich seit October 1265 verstorben, nachdem er mit Eleonore, einer von den drei Erbtöchtern Wilhelm's von Breosa, verheirathet, Vater des einzigen Humfried VII. geworden. Dieser, in alle Rechte des Großvaters, auch in die Grafschaften Hereford und Esser, wieder eingesetzt, besaß daneben, von der Mutter, Brecknock und andere große Güter in Wales, und erregte besonders Aufsehen durch seine Fehde mit Gilbert, dem Grafen von Glocester. Schwiegersohn des Königs, und vermöge seiner Hausmacht über alle Gesetze sich erhaben dünkend, ließ Gilbert durch seine Beamten und Lehenleute mancherlei Gewaltthätigkeiten in des Grafen von Hereford Gebiet ausüben. Unfähig, Beleidigungen zu ertragen, erwiederte Humfried den Angriff durch Einfälle

in des feindlichen Nachbars Besitzungen. Aber es lag nicht in dem Geiste der Regierung Eduard's I., dergleichen Selbsthilfe den Vasallen der Krone zu verstatten; die beiden Grafen wurden gefangen gesetzt und nicht entlassen, bis sie, Hereford 1000, Glocester 10,000 Mark Strafe erlegten (1291). Humfried VII. starb 1298 im Laufe neuen Zwistes mit K. Eduard. Veranlassung zu demselben gaben die außerordentlichen Erpressungen, welche eine Folge der unaufhörlichen Kriege mit den Wallisen, mit Schottland und Frankreich waren. Humfried sollte, als Constable, die Anführung des Heeres in Guyenne übernehmen und dabei der Marschalk von England, Roger Bigod, Graf von Norfolk, das Marschalkenamt üben. Dessen weigerten sich beide Grafen, indem durch ihre Ämter sie lediglich verbunden, unter des Königs unmittelbarem Befehle zu dienen. In der Hitze des darum sich erhebenden Streites schwur der König: „Bei dem ewigen Gott, Graf, Ihr werdet ziehen oder hängen." — „Bei dem ewigen Gott," versetzte der Constable, „ich werde weder ziehen, noch hängen." Er und Norfolk verließen selbst die Stadt Salisbury, den Schauplatz des Zwistes, und 30 Bannerherren und 1500 Rittersleute gaben ihnen das Geleite, sodaß der König die Nothwendigkeit, einzulenken, begriff. Dazu sollte ein allgemeines Aufgebot aller kriegspflichtigen Vasallen die Einleitung werden. An dem bestimmten Tage fand Hereford sich ein, gleichwie des kranken Marschalks Bevollmächtigter, Johann von Segrave; wie sie aber aufgefodert worden, bei der Musterung ihres Amtes zu warten, gaben beide die schriftliche Erklärung ab (den 8. Juli 1297), daß in allgemeinen Ausdrücken, nicht in gesetzlicher Weise berufen, sie sich nicht befugt glaubten, irgend eine öffentliche Handlung vorzunehmen. Eduard ernannte einen andern Constable und einen andern Marschalk, versöhnte durch Aufmerksamkeit und Schmeicheleien den Primas, und erweckte durch eine Rede, welche er von dem Söller von Westminsterhalle herab an das Volk richtete, solche Begeisterung, daß wie von selbst die Mittel zu einem neuen Zuge über Meer, nach Flandern, sich darboten. Keineswegs hielten Hereford und Norfolk sich für überwunden. Eine Schrift, betitelt: Vorstellung der Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte und Prioren, der Grafen, Barone und aller Gemeinen von England, ließen sie in Winchelsea dem König überreichen; darin waren freimüthig die Bedrückungen, die Gebrechen des zeither befolgten Systems auseinandergesetzt. Ausweichende Antworten gab der Monarch, und nicht sobald hatte er, am 22. Aug., sich eingeschifft, als am 24. Hereford und Norfolk mit einem zahlreichen und auserlesenen Gefolge Angesichts der Hauptstadt erschienen. Ein Thor wurde ihnen geöffnet, und indem sie die gemessensten Anstalten für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe trafen, jeden, der sich einer Gewaltthat schuldig machen würde, nach Maßgabe des Verbrechens mit dem Verluste der Hand oder des Kopfes bedrohten, war an Widerstand von Seiten der Bürgerschaft nicht weiter zu denken. Meister der Hauptstadt und zugleich der Person des Kronprinzen, zogen die beiden Grafen nach der Schatzkammer, und in Gegenwart der versammelten Räthe klagte der Constable über die Erpressungen des Königs, über die widerrechtlichen Confiscationen, über den ungeheuern, auf die Wolle gelegten Zoll; dann verbot er, Namens der Reichsbarone, die Erhebung des neuerlich von dem Parlament bewilligten achten Pfennigs, weil solche Auflage ohne sein und seiner Freunde Wissen durchgegangen sei. Von der Schatzkammer eilten die Grafen nach Guildhall, die Bürger anzureden und zu der Coalition für das öffentliche Wohl und die Erhaltung der Nationalfreiheit, zu Widerstand gegen einen despotischen Herrscher zu vereinigen. Die Begeisterung, jüngst unter dem Volke durch Eduard's Anrede geweckt, war erkaltet, persönliches Interesse unterdrückte jede Theilnahme für den abwesenden König, und heilig und einstimmig gelobten die Bürger, mit den gestrengen Herren gemeine Sache zu machen. Dermaßen vollständig durchgeführt war die friedliche Revolution, daß ohne Bedenken die Barone nach Hause zogen, während die Regentschaftsräthe selbst den Erzbischof, 6 Bischöfe, 23 Äbte und Prioren, den Constable, den Marschalk und acht Barone zu einer Berathung über Gegenstände von der höchsten Wichtigkeit einluden, und für den 30. Sept. ein Parlament, welches der Bestätigung der beiden Freiheitsbriefe beizuwohnen habe, ausschrieben. Als Resultat der Berathung ergaben sich ein Friedens- und Versöhnungsentwurf, darin das berühmte Statut de tallagio non concedendo. Mit Enthusiasmus wurde beides von dem Parlament aufgenommen und dem König, für den Fall der Bestätigung, eine reiche Subsidie verheißen; mittels einer öffentlichen Urkunde nahm der Kronprinz die beiden Grafen und ihre Verbündeten unter seinen Schutz, indem zugleich die Lords vom Rathe sich verpflichteten, sie gegen die Wirkungen der königlichen Ungnade zu schirmen; endlich erging an den König ein Collectivschreiben, worin er gebeten, durch seine Zustimmung dem Reiche den Frieden zu geben, auch ihm angekündigt wurde, wie mit Ungeduld seine getreuen Barone den Befehl, entweder nach Flandern ihm zuzuziehen, oder nach der nördlichen Grenze sich zu verfügen, erwarteten, sich aber auch, bis spätestens den 6. Dec., eines Bescheides versähen. Schweren Kampf bestand des Königs stolzes Herz, bevor er sich entschließen konnte, nachzugeben; drei Tage zögerte er in fruchtloser Überlegung und Klage, endlich unterzeichnete er mit widerstrebender Hand die beiden Freiheitsbriefe, sammt den Zusatzartikeln und der Amnestie für die beiden Grafen und ihre Anhänger. Indessen besorgten Viele, Eduard erwarte nur die Gelegenheit, um die ihm durch die Noth abgepreßten Zugeständnisse, die wichtigsten vermuthlich, zu denen jemals ein König von England sich herabgelassen, zurückzunehmen, zumal sie in einem fremden Lande, außer dem Bereiche seiner königlichen Machtvollkommenheit, ertheilt worden; es wurde demnach, sobald der König den Boden des Reichs betrat, von ihm die zweite Bestätigung gefodert. Er zögerte so lange wie möglich, und als er endlich ratificirte, geschah es einzig unter Vorbehalt der königlichen Gerechtsame, wodurch die ganze Bewilligung aufgehoben ward. Sofort verließen der Constable und der Marschalk, sammt allen ihren Anhängern, die

Versammlung; der König empfand Besorgniß um die Folgen ihres Misvergnügens, und in dem Parlament vom April 1299 sah sich der König gemüßigt, die unumwundene, reine und unbeschränkte Bestätigung von Gesetzen zu geben, welche ein Gegenstand der zärtlichsten Theilnahme des Volkes geworden. Aber nur kurze Zeit überlebte der Constable diesen wichtigen parlamentarischen Sieg, und schwer mußte des Vaters Schuld der einzige Sohn büßen. Denn obgleich Humfried VIII. wesentlich zu dem Siege bei Falkirk beigetragen und gleich sehr in der Belagerung von Rorburg und bei mehren andern Gelegenheiten sich ausgezeichnet hatte, so fand er dennoch, wie er kaum die väterliche Erbschaft angetreten, so tief in mancherlei Schlingen sich verstrickt, und so schwer die königliche, auf ihm lastende Ungnade, daß ihm nichts übrig blieb, als am 8. Oct. 1302 alle seine Würden und Güter in des Königs Hände aufzugeben. Einer der mächtigsten Barone des Königreichs verharrte in dem Zustande eines armseligen Landjunkers, bis es ihm glückte, sich des Königs siebente Tochter, die Prinzessin Elisabeth, Witwe seit 1299 des Grafen Johann I. von Holland, zu freien (1304—1305). In Folge dessen in seine Grafschaften, in sein Erbamt wieder eingesetzt, begleitete Humfried den königlichen Schwiegervater in die letzte Heerfahrt nach Schottland; kaum aber durch Eduard's Ableben einer lästigen Beaufsichtigung ledig, begann er des Schwagers ungeschicktes Regiment zu beunruhigen. Sein Ehrgeiz litt durch Eduard's II. Schwachheit für Gavaston, und empfindlicher noch wurde seine persönliche Eitelkeit durch des Günstlings überlegene Gewandtheit in ritterlichen Übungen verletzt. In mehren Turnieren durch den Gasconier besiegt, fand er in dieser Beschämung die dringende Auffoderung, sich der Coalition gegen den König und seine Lieblinge anzuschließen. Entscheidend wirkte Humfried zu Gavaston's letzter Katastrophe, und als dieser, gegen die Bestimmungen der Capitulation von Scarborough, nach Warwick abgeführt worden, eilte Hereford sogleich zur Stelle, um mit den Grafen von Lancaster und Arundel einstimmig, ohne Rücksicht für Gesetz oder Capitulation, dem unglücklichen Manne den Kopf abschlagen zu lassen. Von seinem königlichen Schwager alsobald wieder zu Gnaden aufgenommen, befehligte Humfried als Constable unter des Königs Augen das zum Entsatze von Stirling anrückende Heer. In seinem Gefolge befanden sich nach der Zeiten Sitte alle streitbaren Männer des Hauses. Einer, Heinrich von Bohun, bemerkte den goldenen Kronenreif, welchen ein feindlicher Ritter, mit der Besichtigung der Vorposten beschäftigt, um den Helm trug; an diesem Abzeichen den König der Schotten erkennend, hingerissen durch die Aussicht, mit einem Streiche der langwierigen Fehde Entscheidung herbeizuführen, legte der Bohun die Lanze ein, und sein gewaltiges Streitroß spornend, dachte er durch die Gewalt des Anprallens den König zu Boden zu strecken. Robert Bruce hielt sich unbeweglich, als wolle er das Zusammentreffen abwarten; aber in dem entscheidenden Augenblicke schwenkte er sein Klepperchen, und dem vorüberbrausenden Ritter versetzte er einen Hieb mit der Streitart, welcher den Helm zerschmetterte und bis zum Kinn den Schädel spaltete. Solches ereignete sich gegen Abend. Den andern Morgen, den 24. Juni 1314, an dem von den Schotten sogenannten hellen Tage, setzte das gesammte englische Heer sich in Bewegung. Den Vortrab, Bogenschützen und Streitaxtmänner, das einzige namhafte Fußvolk, führten die Grafen von Glocester und Hereford, und dieser hatte außerdem eine schöne, dem Fußvolke zur Unterstützung bestimmte Reiterschar um sich. Denen folgte in neun verschiedenen Abtheilungen das übrige Heer. Glocester und Hereford gaben das Zeichen zur Schlacht mit einem Angriffe auf der Schotten linken Flügel, unter Eduard Bruce, aber der beiden Grafen erbliche Nebenbuhlerschaft raubte ihnen die Besonnenheit, die in dergleichen ernsten Augenblicken des Feldherrn werthvollste Begabung ist; wie zu einem Wettrennen trieben sie ihre Mannschaften vorwärts, die athemlos und in Verwirrung auf den Feind treffend, nicht vermochten, die dichten Reihen seiner Pikeniere zu durchbrechen. Viele Rosse wurden niedergestochen, sammt den hierdurch wehrlos gewordenen Reisigen. Indessen setzten die drei andern Abtheilungen des schottischen Heeres sich in Bewegung, und wie muthig auch der Widerstand war, dem sie begegneten, er konnte nicht verhindern, daß der Tag von Bannockburn einer der traurigsten in der Geschichte von England geworden ist. Um ihn nicht zu überleben, stürzt der jugendliche Graf von Glocester sich in den dichtesten Haufen der Feinde, und gleich fand er das Gesuchte, Hereford aber wurde gefangen, doch in kurzer Frist gegen fünf nahe Anverwandte des Königs Robert, gegen dessen Frau, Tochter, Margaretha, Schwägerin, Christina, Neffe, der junge Graf von Mar, und gegen den Bischof von Glasgow ausgewechselt. Sieben Jahre später trat er, wie einst dem Gavaston, so jetzt den Spenser, feindlich entgegen. Wilhelm von Brevves hatte seine Baronie Gower dem Gemahle seiner Tochter Aliva, dem Johann von Mowbray, zugedacht, diesem den Grafen von Hereford substituirend, und es nahm, nach des Schwiegervaters Ableben, Mowbray die Baronie in Besitz, ohne die von der Krone zu empfangende Einweisung abzuwarten. Solchen Fehler benutzte der jüngere Spenser, in dem Gelüste nach dem wohlgelegenen Gute, um den König zu bereden, daß er, die Gesetze des Lehenrechts nach ihrer ganzen Strenge anwendend, die Baronie, als verwirktes Lehen, einziehe, um sie demnächst ihm, dem Günstlinge, zu verleihen. Diese Härte, welche durch ein unregelmäßiges Verfahren noch erschwert wurde, rief alsbald den dereinstigen Fideicommißerben, den Grafen von Hereford, zu den Waffen; zu ihm gesellten sich Spenser's beide Schwäger, die Barone von Audley und Amory, ferner der Graf von Lancaster, die beiden Mortimer, Roger Clifford und die vielen andern Neider und Feinde der Spenser (den 3. Mai 1321). Zu einem fürchterlichen Heere vereinigt, foderten die Aufrührer des jungen Spenser Entfernung vom Hofe, während sie zugleich dessen Güter, und ebenso seines Vaters Eigenthum, mit Plünderung, Feuer und Schwert heimsuchten. Um ihrer Foderung mehr Nachdruck zu geben, führten die Barone ihr Heer nach London; von

dem Parlament erzwangen sie die Verurtheilung der beiden Spenser, von dem König erbaten sie sich Abolitionsbriefe wegen ihres ungesetzlichen Verfahrens, dann zog ein jeder nach Hause. Aber inmitten ihrer trüglichen, durch des Königs Brief und Siegel begründeten, Sicherheit fand Eduard II. Gelegenheit, einiges Volk zu versammeln, angeblich, um den Lord Badlesmere für sein unanständiges Benehmen gegen die Königin zu züchtigen, und nachdem er sich überzeugt, daß zahlreiche Anhänger, durch das ganze Königreich verbreitet, nur seine Befehle erwarteten, warf er unversehens die Maske ab, um die Verbannung der Spenser für gesetzwidrig zu erklären und ein Heer von 30,000 Streitern nach den Marken von Wales, dem Sitze seiner mächtigsten und erbittertsten Widersacher, zu führen. Viele der dasigen Barone suchten durch schleunige Unterwerfung ihn zu besänftigen, einige gelangten zu dem Grafen von Lancaster, der in der Absicht, den Umsturz seiner Partei abzuwenden, alle seine Vasallen und Anhänger versammelte, auch sein Bündniß mit Schottland veröffentlichte, doch erst nach seiner Vereinigung mit Hereford es wagen durfte, der überlegenen Macht des Königs entgegenzutreten. In ihrer Stellung bei Burton versuchten die Barone, das linke Ufer des Trent zu vertheidigen; drei Tage wurde gestritten, am 10. März 1322 von den Königlichen, mittels einer Furt, der Übergang bewerkstelligt, und schleunigst mußten die Barone nach den Grenzen von Yorkshire sich zurückziehen. Aus Pontefract schrieben sie an den König von Schottland, um den Anzug der verheißenen Hilfsvölker zu beschleunigen, dann, in der Hoffnung, endlich den Schotten zu begegnen, nahmen sie eine fernere Bewegung gegen Boroughbridge vor. Da, auf dem nördlichen Ufer der Eure, hatten sich aber die Hauptleute von York und Carlisle, Simon Ward und Andreas Harclay, mit einem starken Truppencorps niedergelassen, und im Angesichte derselben sollte der Übergang der Brücke erstritten werden. Dem unterzog freudig sich Hereford; indem er aber die Brücke hinauf rannte, benutzte ein unter den Dielen verborgener Wallise die nächste Spalte, um ihm den Spieß durch die Hoden zu rennen, und augenblicklich, den 16. März 1322, war der große Graf des Todes, mit ihm die Empörung. Denn von allen Seiten eingeschlossen, ging Lancaster zur anliegenden Kapelle, und vor dem Gekreuzigten sich niederwerfend, sprach er: „Guter Gott, dir ergebe, in deine Barmherzigkeit empfehle ich mich!" Unmittelbar darauf ergriffen, wurde er am 22. März enthauptet. Graf Humfried VIII. war ein Vater von neun Kindern geworden, worunter doch nur Johann, Humfried, Wilhelm und Eduard zu erwähnen sind. Johann, Graf von Hereford und Esser, Großconstable von England, starb 1335 ohne Kinder, obgleich er mit Alix Fitz-Alain, des Grafen Eduard von Arundel Tochter, in erster, und in anderer Ehe mit des Barons Radulf Basset Tochter Margaretha verheirathet gewesen. Ihm folgte darum in beiden Grafschaften sein Bruder Humfried IX., der, obgleich des Königs Begleiter in der Seeschlacht von Sluis und in der Landung bei la Hogue (1346), so wenig, wie Johann, in jenen kriegerischen Zeiten den Verrichtungen eines Constable gewachsen war; es hatte daher Johann, wie Humfried, einen Viceconstable in der Person ihres Bruders Eduard zur Seite, und derselbe nahm thätigen Antheil an der Überrumpelung des Castells von Nottingham und der Gefangennehmung des Günstlings Mortimer, während die beiden andern Bohun, Humfried und Wilhelm, durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel diese Palastrevolution beförderten. Es ist aber Eduard kinderlos, Humfried IX. unbeweibt den 15. Oct. 1361 verstorben. In den Verrichtungen eines Viceconstable wurde Eduard ersetzt durch seinen jüngern Bruder Wilhelm, welcher tapfere Krieger am 17. März 1283 die Würde eines Grafen von Northampton empfangen hatte und am 16. Sept. 1360 das Zeitliche gesegnete, aus seiner Ehe mit des Edmund Mortimer Witwe, mit Elisabeth Badlesmere, eine Tochter, Elisabeth, vermählt an den Grafen Richard von Arundel, und einen Sohn hinterlassend. Dieser, Humfried X., Graf von Northampton und nachmals auch von Hereford und Esser, durch Erbschaft von seinem Oheim, starb in der Blüthe der Jahre, den 17. Jan. 1372. Seine Hausfrau, Johanna Fitz-Alain, des Grafen Richard von Arundel Tochter, gest. den 7. April 1419, hatte ihm nur Töchter geboren, davon heirathete die ältere, Eleonore Bohun, Gräfin von Esser und Northampton, den Herzog von Glocester, Thomas von Woodstock, die jüngere, Maria, Gräfin von Hereford, 1380 den Heinrich von Lancaster, Grafen von Derby und nachmaligen König Heinrich V. Maria ist 1394, Eleonore den 30. Oct. 1399 verstorben, und der Herzogin von Glocester Erbin wurde ihre Tochter, Anna von Woodstock, die in erster Ehe mit Edmund V., Grafen von Stafford, in anderer Ehe mit Wilhelm Bourchier verheirathet, die Stammmutter eines neuen Hauses Esser geworden ist. Den Reichthum der Bohun mag man aus dem Preise erkennen, den Heinrich Stafford, ein Nachkömmling der Anna von Woodstock, empfing, dafür, daß er sich dem Herzoge von Glocester, dem nachmaligen König Richard III., verschrieb. Es war jene Hälfte von der Bohun Eigenthum, welches die eine Erbtochter Humfried's X., Maria, in das Haus Lancaster getragen hatte, und hat mit derselben Stafford, oder der Herzog von Buckingham, 50 Schlösser und Güter, sammt dem Erbamte eines Constable, empfangen. Die Bohun von Midhurst scheinen von denen von Hereford, deren Hauptsitz Huntingdon-Castle in Herefordshire gewesen, keineswegs desselben Ursprungs zu sein.

Des Geschlechtes Bourchier bekannter Stammvater, Robert Bourchier, König Eduard's III. Kanzler und zu Frieden und Krieg gleich tüchtig, wurde von seinem Herrn, an. 16, als Lord Bourchier von Halsted, in Esser, in das Oberhaus eingeführt, und starb 1349. Sein Urenkel, Wilhelm II. Bourchier, auf Estaines oder Eston, in Esser, Lord Lovaine im Rechte seiner Mutter, empfing, als Gefährte aller Siegeszüge K. Heinrich's V., von dem dankbaren Monarchen die Hauptmannschaften vom Tower zu London und von der Stadt Dieppe, endlich, durch Urkunde vom 10. Juni 1419, zu erblichem Besitze die große Grafschaft Eu in der Normandie. Ihm die

Gunst des Königs zu sichern, mag nicht wenig beigetragen haben Wilhelm's Vermählung mit des Grafen von Stafford Witwe, mit des Herzogs Thomas von Glocester einziger Tochter, Anna von Woodstock. Er starb 1420, die Söhne Heinrich, Thomas, Wilhelm und Johann hinterlassend. Johann Bourchier, Lord Berners, durch seine Vermählung mit des Richard Berners Erbtochter Margaretha, starb den 16. Mai 1474, daß er also seinen ältern Sohn überlebte. Dieser, Humfried, ist nämlich in der Schlacht auf Barnetfield (1471) geblieben, mit Hinterlassung eines Sohnes, Johann, welcher dem Großvater in der Baronie succedirte, für seine K. Heinrich VII. geleistete Kriegsdienste mit der Hauptmannschaft von Calais belohnt wurde, hierauf von den Pflichten der dasigen Einwohner, auch Komödien, Romane und Biographien schrieb, des Monstrelet Chronik in das Englische übersetzte und am 16. März 1532, d. i. 1533, zu Calais das Zeitliche gesegnete, nachdem er in seiner Ehe mit Katharina Howard, der Tochter des Herzogs Johann von Norfolk, einen Sohn und eine Tochter gezeugt. Der Sohn, Thomas Bourchier, entfloh der Verfolgung zu den Zeiten Heinrich's VIII., lebte in Frankreich und nachmals zu Rom, schrieb de martyrio fratrum ord. minor. sub Henrico VIII. et Elisabetha ab an. 1536 ad 1582, und starb um 1586, unbeweibt, daß also seine Schwester Johanna, vermählt an Edmund Knevit, alle Güter dieser Linie, insonderheit Aschwell-Torpe, in Norfolk, erbte. Des ersten Lords Berners Bruder, Wilhelm Bourchier, erwarb durch seine Heirath mit Thomasina, der Tochter von Richard Hankford, die großen Güter der Fitz-Warin und der Cogan, insonderheit in Devonshire Tavistock und Bampston, in Berkshire Wantage, wurde in Betracht dessen zum Lord Fitz-Warin ernannt, und starb nach 1472, daß er nicht nur seine zweite Frau, Katharina, des N. Stukeley Witwe, gest. den 26. März 1467, sondern auch seine beiden ältern Söhne überlebte. Derselben einer, Eduard, blieb in der Schlacht auf Barnetfield, der andere, Thomas, der Ordnung nach, in welcher er durch Polyd. Vergil aufgeführt, vermuthlich der zweite Sohn, hatte sich mit Isabella de la Barre, der Witwe Humfried's von Stafford, des Grafen von Devonshire, verheirathet, und gelangte zu solcher Bedeutung, daß er bei Gelegenheit des Einfalles Heinrich's von Richmond ganz besonders die Aufmerksamkeit K. Richard's III. beschäftigte. Robert Brackenbury, der Hauptmann im Tower, erhielt den Befehl, sein Volk dem Könige zuzuführen, jedoch in solchem Zuge sich von Thomas Bourchier begleiten zu lassen. Der Gewalt konnte Thomas sich nicht entziehen, aber auf dem Marsche entfloh er seinen Hütern, und in Walter's von Hungerford Gesellschaft gelangte er zu dem Heere des Grafen von Richmond, diesem eine unschätzbare Verstärkung. Wilhelm's Nachfolger in Gütern und Lordschaft ist aber sein jüngster Sohn, Fulco, gest. den 12. Sept. 1479, geworden, der Vater jenes Johann Bourchier, Lord Fitz-Warin, der am 9. Juli 1536 von Heinrich VIII. den Grafentitel von Bath empfing, und am 30. April 1539 diese Zeitlichkeit verließ. Als Graf von Bath folgte diesem Johann sein Sohn, Johann II., gest. 1561, der, weil sein ältester Sohn, abermals Johann genannt, vor ihm die Welt verlassen hatte, Titel und Würden auf seinen Enkel Wilhelm vererbte. Dieser hatte unter Leicester in den Niederlanden gedient, freite sich Elisabethen, eine Tochter des Grafen Franz von Bedford, und starb den 12. Jul. 1623, sein Sohn, Eduard Bourchier, Graf von Bath, den 12. März 1636. Da dieser nur Töchter hinterließ, deren älteste, Elisabeth, gest. den 22. Sept. 1670, an den Grafen von Denbigh, Basil Fielding, verheirathet, so folgte in dem Titel und dem Stammgute Heinrich Bourchier, ein Enkel des Grafen Johann II. von Bath und Sohn jenes Georg, der in den Zeiten des Vicekönigs Arthur Grey von Wilton das Heer von Munster befehligte. Heinrich, unter K. Karl's I. Regierung Lord Privy-seal, starb ohne Kinder den 15. Aug. 1654. Seine Grabschrift zu Tavistock besagt: Hic situs est Dom. Henricus Bourchier, Comes Bathonensis; qui longa propagine et numeroso stemmate e vetustissimis ac nobilissimis familiis de Bourchier et Fitz-Warine effluxit, et jure haereditario ac titulo cognationis ascita sibi insignia de Woodstoke, Bohun, Say, Mandeville, Bruse, Badlesmer, Clare, Montchensey, Cornehill, Windsor, Peverell, Clifford, Gifford, Martin, Mohun, Tracy, Cogan, Dinham, Courtney, Rivers, Stourton, Hangford, et reliquarum celebris notae familiarum arma natalitia, cum propriis insignibus intertexta ac circumfusa, scuto suo gentilitio complectitur, et posteris Marmore insculpto hoc exhibet. Satis est Lector: habes jam tandem compendiosam suorum natalium seriem, ubi generis splendorem et prosapiae suae sublimitatem spectes, si vero virtutes et animi supellectilem lustraveris, nomen suum aere perennius, Marmore diuturnius, aut quovis Elogio vel Epitaphio conspectius, tandem aliquando consulas. Dem Grafen zur Seite ruht seine Hausfrau, Rachel Fane, des ersten Grafen von Westmoreland Tochter, die, zum andern Male an Lionel Cranfield, Grafen von Middlesex, verheirathet, am 11. Nov. 1680 verstarb. Der Grafen von Bath Reichthum, insonderheit Tavistock-House, berühmt als das schönste Gut in Devonshire, fiel an den Baronet Wrey-Bourchier. Noch haben wir von den beiden ältern Söhnen des Grafen Wilhelm von Eu zu handeln. Der zweitgeborene, Thomas Bourchier, studirte zu Oxford, wo er das Kanzleramt bekleidete, ward Dechant zu St. Martin innerhalb Londons, Bischof zu Worcester und (1443) zu Ely, Erzbischof zu Canterbury (1454), in welcher Eigenschaft er die Könige Eduard IV., Richard III. und Heinrich VII. krönte, auch decreta synodalia erließ. Den von ihm für die Bekämpfung der Wiklefiten bezeigten Eifer belohnte 1467 Papst Paul II. mit dem Cardinalshut. Er starb zu Canterbury den 30. März 1486. Sein ältester Bruder, Heinrich Bourchier, Lord Lovaine, Graf von Eu, auch (1446) Viscount Bourchier, bekleidete unter K. Heinrich VI. das Amt eines Reichsschatzmeisters. Er ging jedoch, nachdem er durch seine Vermählung mit Isabella von York des Herzogs Richard von

York Schwager geworden, zu der weißen Rose über, wurde bei Eduard's Thronbesteigung in dem Schatzmeisteramte bestätigt, auch in Betracht der Abstammung seiner Mutter von den alten Grafen am 30. Juni 1461 zum Grafen von Essex ernannt, und starb den 4. April 1483, ohne daß er, bei seinem vorgerückten Alter, seine Dankbarkeit für die vielfältige, von Eduard IV. empfangene Güte in der Vertheidigung von dessen nachgelassenen Kindern hätte bewähren können. „Vir longe nobilissimus, optimus, rerumque gestarum ornamentis clarissimus," wird er von Polydor Vergil genannt. Auch von seinen vier Söhnen, Wilhelm, Thomas, Johann und Heinrich, rühmt derselbe Geschichtschreiber, daß bei ihnen sich finde „in agendo industria, in negotiis labor, in periculis fortitudo et in providendo summum consilium." Ein fünfter Sohn, Humfried Bourchier, Baron Cromwell, war auf Barnetfield (1471) gefallen; des alten Geschlechtes Cromwell Freiherrentitel hatte derselbe mit des Richard Stanhope Tochter Johanna erheirathet. Wilhelm Viscount Bourchier, des Grafen von Essex ältester Sohn und Schwager K. Eduard's IV. durch seine Vermählung mit Anna Widville, starb vor dem Vater, mit Hinterlassung dreier Kinder, von welchen die ältere Tochter, Cäcilia, an Johann Devereux, Baron Ferrers von Chartley, verheirathet wurde, während der Sohn, Heinrich Bourchier, dem Großvater in der Würde eines Grafen von Essex folgte, zum Theil auch seinen Oheim Humfried beerbte und in hohem Maße der Gunst K. Heinrich's VII. sich erfreute. Einst wurde ihm die Ehre, auf seiner Burg Henningham in Essex, oberhalb Halsted an der Colne, diesen König bewirthen zu dürfen. Scheidend, wandelte der Monarch durch ein langes Spalier stattlicher, in die Farben des Hauses Bourchier gekleideter Männer. „Viel habe ich," sprach er zu dem ihm das Geleite gebenden Grafen, „von eurer Gastlichkeit gehört, aber weit läßt den Ruf die Wirklichkeit zurück. Diese netten Junker und Freileute, mir zur Rechten und zur Linken aufgestellt, sind ohne Zweifel eure Diener." Lächelnd entgegnete der Graf: „Solchen Aufwand ertrüge mein Vermögen nicht. Die meisten sind meine Anhänger, die heute um so williger mir dienen, da ihnen bekannt gewesen, daß Ew. Majestät Gegenwart dieses Haus beglücken würde." Es stutzte der König, dann sprach er in ernsterem Tone: „Ich danke Euch, Mylord, für die aufmerksame Bewirthung, kann mir aber nicht gefallen lassen, daß Angesichts meiner die Gesetze, welche ich gegeben, übertreten werden. Mein Anwalt soll mit Euch sprechen." Es bezog sich das auf ein Statut von Heinrich's erstem Parlament, wodurch den großen Häusern untersagt war, ihre Farben an sogenannte Anhänger auszutheilen. Um ohne Proceß dem Handel zu entschlüpfen, soll Essex 15,000 Mark, nach Einigen gar 10,000 Pfund an die Schatzkammer entrichtet haben. Von Heinrich VIII. mit dem Hosenbandorden beehrt und zum Hauptmann der Leibwache ernannt, nahm der Graf ein unglückliches Ende; er stürzte vom Pferde und brach das Genick, 1539. Die einzige Tochter seiner Ehe mit Maria de Say, Anna Bourchier, wurde an Wilhelm IV. Parr, Lord Kendale, verheirathet, und wir haben von den wenig erfreulichen Ergebnissen dieser unfruchtbaren Ehe in dem Art. Parr gesprochen. Anna starb 1571, und hiermit fielen die auf sie vererbten Baronien Bourchier und Lovaine an ihren Vetter, Walter V. Devereux, den nachmaligen Grafen von Essex, dessen Großmutter, Cäcilia Bourchier, des Grafen Heinrich II. von Essex Schwester gewesen.

Den erledigten Grafentitel von Essex hat Heinrich gleich wiederum am 17. April 1540 an seinen allgewaltigen Minister, Thomas Cromwell, vergeben. Dem Manne ist in den Nachträgen zu dem Buchstaben C vielmehr eine Lobrede, denn ein Artikel gewidmet. Zu deren Ergänzung wollen wir hinzufügen, daß Thomas Cromwell, Baron Okham, in Rutland, seit dem 5. Juli 1536, nicht weniger als 30 Klostergüter besaß, und daß im fünften Monat nach seiner Hinrichtung, am 18. Dec. 1540, sein einziger Sohn, Georg, von K. Heinrich VIII. die Würde eines Baron Cromwell empfing. Georg's Urenkel, Thomas Lord Cromwell, gest. im Februar 1653, wurde zur Würde eines Viscount Lecale und Grafen von Ardglas in Irland erhoben, und hatte in solcher zu Nachfolgern seinen Sohn Wingfield, gest. den 3. Oct. 1688, und seinen Enkel Thomas. Dieser, mit einer Tochter von Michael Boyle verheirathet, starb ohne Kinder, und es folgte ihm in den Titeln seines Vaters Bruder, Verus Essex, mit welchem jedoch die Nachkommenschaft von Thomas Cromwell, dem Minister und Generalvicar Heinrich's VIII., erlosch. Es hatte der Generalvicar aber eine Schwester gehabt, welche an einen welschen Edelmann, des Geschlechtes Williams, verheirathet. Dieser Sohn, Richard Williams, bediente sich des Geschlechtsnamens seiner Mutter, als eines Beinamens, während sein Sohn schlechtweg Cromwell sich schrieb. Von Heinrich's Söhnen wurde der ältere, Olivier Cromwell, 1603 mit dem Bathorden begnadigt, während der jüngere, Robert, in seiner Ehe mit einer Stuart den Sohn Olivier Cromwell erzeugte, den bewunderten Protector der drei vereinigten Königreiche. Des Protectors Gemahlin war eine Bourchier.

Den durch des Generalvicars blutige Katastrophe abermals erledigten Grafentitel von Essex empfing des Grafen Heinrich II. Schwiegersohn, Wilhelm IV. Parr, welcher 1571 unbeerbt das Zeitliche gesegnete. Hierauf gab Elisabeth (am 14. Mai 1572) den Titel an Walter V. Devereux, Viscount von Hereford, als des Hauses Bourchier nächsten Anverwandten. Von diesem Grafen von Essex, von seinem Sohne, Robert I., von seinem Enkel, Robert II., handelt der Art. Devereux. Graf Robert II. starb den 14. Sept. 1646, und es ruhte der Titel von Essex 14 Jahre, bis K. Karl II. ihn den 20. April 1661 an Arthur Capel vergab. Johann Capel, auf Stoke-Neyland in Suffolk, ist im Juni 1449 gestorben. Sein Sohn Wilhelm, Repräsentant der Stadt London in dem Parlament von 1491, empfing die Ritterwürde den 17. Dec. 1485, und wurde, als der Stadt Alderman, 1495 zu einer Buße von 2743 Pfund verurtheilt, auch genöthigt, sich auf 1615 Pfund zu vergleichen. Der Fall ist als erste Anwendung

von des Dudley und Empson Künsten, besonders merkwürdig. Zum Lordmajor gewählt 1503 hatte Capel bald neue Verfolgung zu erleiden, weil er nämlich während seiner Amtsführung in der Bestrafung von Falschmünzern sich lässig bezeigt haben sollte, wurden ihm 2000 Pfund abgefodert, und weil er zu bezahlen sich sträubte, wurde er nach dem Tower gebracht, und bis zu des Königs Sterbetag (den 22. April 1509) festgehalten. Nochmals repräsentirte er die Hauptstadt in den Parlamenten von 1512 und 1514, dann starb er den 6. Sept. 1515, aus seiner Ehe mit Margaretha, der Tochter von Thomas Arundel von Lanhern, einen Sohn und zwei Töchter hinterlassend. Capelcourt, unweit der Pfarrkirche zu St. Bartholomäus, welche er durch Anbau einer Kapelle vergrößerte, scheint sein Stadthaus gewesen zu sein. Wilhelm's Urenkel, Arthur Capel, der vornehmlich durch seine Gastfreiheit berühmte Sheriff von Hartfordshire (1592), wurde der Großvater eines anderen Arthur, der, Repräsentant von Hartfordshire in den Parlamenten von 1639 und 1640, im Beginn seiner parlamentarischen Laufbahn als des Hofes entschiedener Widersacher auftrat, und namentlich die Anklageacte gegen Strafford votirte. Seine Ernennung zum Lord Capel von Hadham (den 6. Aug. 1641) kündigt jedoch seinen Übergang zu der königlichen Partei an, und sofort wurde er als einer der thätigsten Anhänger Karl's I. bemerkbar. Mit andern Lords bezeugt er (York den 15. Juni 1642), daß keineswegs der König das Parlament zu bekriegen beabsichtige; zwei Tage später nahm er Bestellung an für die Werbung von 100 Reitern zu des Königs Dienst, dem er zugleich eine patriotische Gabe von 500 Pfund in Gold- und Silbergeschirr darbrachte. Im J. 1643 wurde er als des Königs Generallieutenant nach North-Wales versendet, und die kleine Armee, welche er in dieser Provinz zusammenbrachte, gab den Generalen des Parlaments viele Beschäftigung. In den Unterhandlungen zu Urbridge wirkte er als einer der königlichen Commissarien, um sodann im Westlichen, vornehmlich in der Belagerung von Taunton, in der Vertheidigung von Exeter und Bristol zu dienen. Er vereitelte der Feinde Anschlag, sich der Person des Prinzen von Wales zu bemächtigen, er rettete denselben auch anderweitig zwei Mal, das letzte Mal, indem er ihn aus den Scillyinseln nach Jersey führte. In Jersey sollte, nach aller Patrioten Meinung, der Prinz den weiteren Gang der Begebenheiten abwarten, wo hingegen die Königin ihn um sich zu haben wünschte. Capel und Colepeper gingen gemeinschaftlich nach Paris, um der Königin begreiflich zu machen, daß Frankreich ein dem britischen Kronerben durchaus unpassender Aufenthalt, zumal der Hof nicht den fernsten Versuch angestellt habe, dem ihm so nahe verwandten Könige von England zu Hilfe zu kommen. Die Königin beharrte auf ihrem Willen, und Capel kehrte nach Jersey zurück, wo die Nachricht seiner wartete, daß seine Güter von dem Parlament zum Verkauf ausgeboten. Im J. 1647 begab er sich zu dem Prinzen von Wales nach Paris; er erhielt die Erlaubniß zur Rückkehr nach England, schiffte sich in Holland ein, wurde von dem Parlament begnadigt, und lebte einige Zeit ruhig auf seinem Gute Hadham in Hartfordshire. Gleichwie der Marquis von Ormond und die schottischen Commissare erhielt er die Erlaubniß, den König in Hamptoncourt zu besuchen, und in jenem Besuche (im September 1647) wurde verabredet, daß im nächsten Frühjahre ein starkes, schottisches Heer in England einfallen und die Sympathien der Presbyterianer aufbieten solle, während Ormond in Irland nochmals das königliche Panier entfalten, und der König selbst, oder in dessen fortwährender Gefangenschaft der Prinz von Wales die Royalisten zu den Waffen rufen und zu einem entscheidenden Unternehmen vereinigen würden. Um die Grundzüge, nicht aber um die Einzelheiten dieses Planes hatte man sich geeinigt, als Cromwell, entweder unterrichtet durch seine Späher, oder auch nur durch den Geist des Mistrauens geleitet, gegen Ashburnham des Königs unheilbare Falschheit beklagte, als der, das Heer um Hilfe bittend, zugleich dessen Untergang herbeizuführen strebe, und zugleich die im Heere entstandene Partei der Levellers durch die Heftigkeit ihrer Äußerungen Karl's Flucht nach der Insel Wight veranlaßte. Der Ausgang dieses Versuchs nöthigte des Königs Freunde zu einer gänzlichen Umgestaltung ihres Entwurfes, ohne daß Capel sich hätte abhalten lassen, auf die ersten Nachrichten von den Rüstungen der Schotten ihre Operation auf das Nachdrücklichste zu unterstützen. Er schrieb nach Paris, um die Überkunft des Prinzen von Wales zu beschleunigen, er verwendete allen seinen Einfluß in Hartfordshire, um eine bewaffnete Mannschaft seinen Verbündeten in Essex, dem Grafen von Norwich und dem Ritter Karl Lucas zuzuführen. Mit denselben in Colchester sich einschließend, hielt er eine Belagerung von 77 Tagen aus, bis das Mislingen des schottischen Angriffs die gänzliche Hoffnungslosigkeit der königlichen Sache bewiesen hatte. Colchester capitulirte am 28. Aug. in der Art zwar, daß die Officiere sich der Gnade des Siegers überließen. Capel wurde nach Windsor gebracht, zugleich mit dem Herzoge von Hamilton, mit den Grafen von Holland und Norwich, mit John Owen, in Anklagestand versetzt und zur Deportation verurtheilt. Solches Urtheil schien aber zu mild der siegenden Partei der Independenten, die Verfügung wurde aufgehoben, und eine Anklage auf Hochverrath, gegen Capel und seine vier Unglücksgefährten, der High Court of Justice überwiesen (den 1. Febr. 1649). Grade an diesem Tage entwischte Capel aus dem Tower, aber es verrieth ihn der Schiffer, dem er sich hatte anvertrauen müssen, um nach Lambeth zu gelangen, und am 2. Febr. wurde der Flüchtling wiederum zu Haft gebracht. Vergeblich verlangte er in dem Beginne der gerichtlichen Debatte, daß man ihn vor ein Gericht ihm ebenbürtiger Männer, oder vor eine Jury bringe, wie dieses in den von dem Parlament vertheidigten Grundgesetzen jedem Angeklagten verheißen, vergeblich riefen er und seine Gefährten der Nation Treue und Glauben an, sich auf eine von Fairfax bei der Übergabe von Colchester ihnen ertheilte Versicherung, daß ihr Leben ungefährdet, berufend; der ersten Einrede setzte Bradshaw, der Präsident, entgegen:

der Gerichtshof habe das Parlament eingesetzt, die oberste Staatsgewalt, der Alle unterworfen, von der zweiten hieß es, ein Pardon auf dem Schlachtfelde gegeben, sichere vor dem Schwerte des Siegers, aber nicht vor der Heimsuchung des Gesetzes. Alle fünf Angeklagte wurden zum Schwerte verurtheilt (den 6. März), doch zugleich der Gnade des Parlaments empfohlen. Am folgenden Tage erschienen Lady Holland und Lady Capel, von einem langen Trauerzuge von Frauen begleitet, vor den Schranken des Hauses, um den Nachlaß der Strafe zu erflehen. Das Gesuch ward abgewiesen, doch ein Aufschub von zwei Tagen bewilligt. Die Frauen verzweifelten noch nicht, der Schmeichelei und dringenden Bitte gesellte sich Bestechung, und über neue Gesuche hatte das Haus zu entscheiden. Aber Cromwell, den hohen Eigenschaften Capel's das geziemende Lob spendend, nannte ihn einen gefährlichen Menschen, und einstimmig wurde Capel's und Hamilton's Todesurtheil, mit der Mehrheit einer einzigen Stimme, auch jenes des Grafen von Holland, bestätigt. Sie starben auf dem Blutgerüste den 9. März 1649; Capel, der zuletzt hingerichtet wurde, sprach rührende, von tiefer Religiosität zeugende Worte zu den Umstehenden: „he was a man," schreibt Clarendon, „that whoever shall, after him, deserve best of the English nation, can never think himself undervalued, when he shall hear that his courage, virtue and fidelity is laid in the balance with, and compared to that of Lord Capel." Die Witwe des Karl Morisson, auf Cashiobury in Hartfordshire, Tochter und Erbin, lebte bis zum 26. Jan. 1660 und ward zu Hadham, ihrem Herrn zur Seite, beerdigt. Auf dessen Grabstein heißt es: Here under lieth interred the body of Arthur Lord Capel, Baron of Hadham, who was murdered for his loyalty to king Charles the First. March 9, 1649. Vier Söhne und vier Töchter hat Arthur in seiner Ehe gezeugt. Von den Söhnen empfing der dritte, Heinrich, bei Karl's II. Krönung den Bathorden, und am 25. April 1679 die Stelle eines Admiralitätscommissarius. In mehren Parlamenten trat er als ein Lenker der Verhandlungen, und in gewichtigen, theilweise gedruckten Reden auf. Doch hat sein Eintritt in den auf Temples Rath neu gebildeten Staatsrath wesentlich seinem parlamentarischen Einfluß geschadet; was er, was seine Collegen Cavendish und Powle durch ihre Mäßigung im Vertrauen des Hauses einbüßten, das gewann Alles Lord Russel. Als K. Karl II. am 28. Jan. 1680 dem versammelten geheimen Rathe seinen Willen, daß der Herzog von York nach St. James zurückkehre, eröffnete, da fühlten Capel, Cavendish, Powle, Russel, wie tief sie, ohne es zu bemerken, gefallen waren. In den geheimen Rath eintretend, hatten sie wahrscheinlich die Hoffnung gehegt, bei der schwankenden Gesinnung des Königs und mittels der Überlegenheit ihrer Partei in beiden Häusern den Staat zu beherrschen. Die wenigen Monate reichten hin, sie zu enttäuschen. Dem Parlament war nicht vergönnt worden, seine Sitzungen zu eröffnen; Shaftesbury, das Haupt der Volkspartei, war entlassen, sie selbst, Räthe dem Namen nach, dienten nur, Maßregeln zu sanctioniren, zu denen sie niemals gerathen, denen sie in anderer Lage auf das Entschiedenste sich widersetzt haben würden. Sie reichten am 31. Jan. 1680 ihr Entlassungsgesuch ein, und Karl erwiederte, daß er solches „von Herzen gern annehme." Am 11. April 1692 wurde Capel zum Lord Capel von Tewkesbury ernannt. Einer der Lord-Justice von Irland (1693) starb er zu Dublin, als Lordlieutenant den 30. Mai 1696, ohne Kinder aus seiner Ehe mit Dorothea Bennet. Des Lord Arthur Capel ältester Sohn, Arthur ebenfalls genannt, geb. 1635, succedirte in den Gütern, nachdem die Aufhebung des Sequesters durch seine Vormünder mit einer baaren Summe von 4706 Pf. 7 Sch. 11 P. erkauft worden. Seine frühere Erziehung war in den Stürmen des Bürgerkrieges gar sehr vernachlässigt worden. Der Jüngling erkannte, was an dem Knaben versäumet worden, und erlangte durch hartnäckige Studien eine bedeutende Stärke in mehren wissenschaftlichen Fächern, besonders in der Mathematik und in der Rechtswissenschaft. Von Karl II. wurde er am 7. Juli 1660 zum Lordlieutenant und Custos Rotulorum für Hartfordshire, und am 20. April 1661 zum Viscount Malden und Grafen von Essex, und am 2. April 1668 zum Lordlieutenant von Wiltshire, für die Dauer der Minderjährigkeit des Herzogs von Somerset ernannt. Im J. 1670 ging er als Gesandter nach Dänemark. Das Schiff, auf welchem er die Fahrt machte, wurde aufgefodert, die Festung Kronenburg zu salutiren; das verweigernd, empfing der Graf eine scharfe Ladung. Aber in Kopenhagen angekommen, trug er dem Hofe seine Klage um den Empfang vor, und der Commandant von Kronenburg wurde genöthigt, sein Verfahren abzubitten. Die von Essex bezeigte Festigkeit wurde von seinem Hofe sehr günstig aufgenommen, und 1672 mit der Stelle eines geheimen Raths und mit dem Posten eines Lordlieutenant von Irland belohnt. Seine Wirksamkeit in Dublin war nicht bedeutend. Er benutzte die Explicationsacte, um den Corporationen eine veränderte, der königlichen Prärogative zusagende Einrichtung zu geben, er suchte den Ausländern die Erwerbung des Bürgerrechtes zu erleichtern, und die Beleuchtung des Zwistes, den die protestantischen und katholischen Aldermänner in Dublin mit einander gehabt, zu verhüten, verordnete er die Vernichtung aller darauf bezüglichen Protokolle. Die Gemeinde weigerte sich zu gehorchen, und Essex verstand es nicht, Gehorsam zu erzwingen. Denn seiner Schwäche gesellten sich der verworrene Parteikampf in England, das Bewußtsein, daß er dort mächtige und unermüdliche Feinde zurückgelassen habe, und die Betrachtung der unglücklichen Lage von Irland selbst. Nicht unpassend hat er diese Insel einem Hirsche verglichen, gegen den eine Meute Hunde losgelassen, und dem eine jede der wüthigen Bestien ein Stück Fleisch vom Leibe zu reißen trachtet. Um wenigstens etwas zu thun, suchte der Graf eine bessere Ordnung in die Erhebung der öffentlichen Gefälle einzuführen; er kam sogar 1675 nach England herüber, um den solches bezweckenden Vorschlägen Eingang zu verschaffen, allein

ebendiese war eine der wunden Stellen von Karl's II. Regiment, die Misbräuche wurden beibehalten, und im April 1677 erhielt der allzu gewissenhafte Statthalter einen Nachfolger, in der Person des Herzogs von Ormond. Dem Grafen war zu wehe geschehen, und die Empfindlichkeit um erlittenes Unrecht führte ihn alsbald in die Reihen der Opposition; gleich im J. 1678 erscheint er neben Buckingham und Halifax als einer der Leiter des Oberhauses. Die Wichtigkeit, zu welcher er hiermit gelangte, überwog die Vorurtheile des Hofes, und durch Monmouth's Einfluß gelangte Esser zu dem Posten eines ersten Lordcommissair von der Schatzkammer, gleichwie er am 21. April 1679 als Mitglied des ganz neu gebildeten geheimen Rathes verpflichtet wurde. Esser, Halifax, Sunderland machten in Gemeinschaft mit Temple gewissermaßen einen Cabinetsrath aus, in welchem alle Angelegenheiten ihre erste Form empfingen. Die ganze Combination war sicherlich allein durch die Noth dem Könige abgedrungen worden, doch scheint dessen Dienste Esser aufrichtig sich gewidmet zu haben. Mit Halifax sich verbündend zu Widerstand gegen Shaftesbury's Umtriebe wurde er vorzüglich als Urheber der Prorogation des Parlaments (den 27. Mai 1679) angesehen. Er suchte Shaftesbury's Zorn zu besänftigen, indem er ihn und den Herzog von Monmouth in seine geheimen Zusammenkünfte mit Halifax zog, aber er wagte es nicht, solcher Freundschaft zu vertrauen; er kannte des Shaftesbury Gewalt im Unterhause als unwiderstehlich. Mit Temple und Sunderland sich berathend, veranlaßte er die Auflösung des Parlamentes (den 10. Juli 1679). Shaftesbury, entschlossen, gegen die Königin und den Herzog von York neue Beschuldigungen vorzubringen, und Russel, geriethen darüber in einen „Paroxismus von Wuth." Damals konnten Esser und Halifax als die einflußreichsten unter des Königs Rathgebern gelten; auf sie setzte der Herzog seine Hoffnung in der Ungeduld der Verbannung. Doch trug diese Hoffnung gar sehr die Farbe des Schaukelsystems, von welchem Hof und Land beherrscht wurden. Die beiden Grafen nannten sich des Herzogs Freunde, waren es in der That aber nur da, wo diese Freundschaft mit ihrem persönlichen Vortheile verträglich war. Sie ermahnten den König, des Herzogs Recht zur Thronfolge zu wahren, weil ihnen nicht unbekannt, daß die Erhebung Monmouth's unfehlbar ihre eigene Ungnade herbeiführen würde, aber sie suchten allen Schein zu vermeiden, daß sie Jacob's Ansprüche begünstigten, in der Furcht, anders mit ihm des Volkes Ungunst theilen zu müssen. Bei jeder günstigen Gelegenheit, bei der Prorogation, bei der Auflösung des Parlaments, erneuerte Jacob sein Gesuch um Erlaubniß zur Rückkehr; unabänderlich erhielt er die Antwort, die Zeit sei noch nicht gekommen, seine Gegenwart würde wahrscheinlich einen Aufstand veranlassen. Des Königs Krankheit (im August) benutzte Monmouth, um, trunken von seiner Popularität, einen Befehl sich zu erbitten, der dem Herzoge von York untersage, Brüssel zu verlassen. Um seine Absicht konnte in den Umständen kein Zweifel walten, Esser und Halifax kamen mit Sunderland, Hyde und Godolphin in der Wohnung der Herzogin von Portsmouth zusammen, und nach gemeinsamer Berathung wurde der Herzog von Brüssel zurückgerufen, unter der Bedingung, daß er auf seine eigene Verantwortlichkeit komme, und, sobald der König genesen, nach dem Festlande zurückkehre. Wenigen Dank wußte den hierzu stimmenden Räthen für solche beschränkte Gunst der Herzog von York, und die heftigste Feindschaft schwur ihnen Monmouth, als ihm ebenfalls der Befehl geworden, den Continent zu besuchen. Allen Parteien gleich sehr verhaßt, ohne das Vertrauen des Königs zu besitzen, konnte Esser nicht weiter in seinem Posten sich behaupten, gedrückt noch absonderlich durch die geheimnißvolle Mehlkastenverschwörung, erbat er sich seine Entlassung von dem Schatzkammeramte (den 19. Nov. 1679). Halifax wendete sich nach seinem Gute, Temple beschränkte sich auf den Verkehr mit seinen Büchern und Blumen; Esser hingegen verfolgte um so emsiger die parlamentarischen Debatten im Oberhause. Besonders fand die zum andern Male vorgelegte Ausschließungsbill in ihm einen lebhaften Verfechter, kaum daß bei dieser Gelegenheit Shaftesbury in Kraft und Beredsamkeit ihn zu überbieten vermocht hätte. Für den Fall, daß die Bill verworfen werde, brachte Esser eine Association in Vorschlag, der für die Dauer von des Königs Lebzeit eine Anzahl von Sicherheitsstätten überliefert werden sollten. Auch die von Shaftesbury vorgeschlagene Ehescheidungsbill, „das einzige übrige Sicherungsmittel für Freiheit und Religion," wodurch der König ermächtigt werden sollte, eine protestantische Prinzessin zu heirathen, unterstützte er nach Kräften. In seinem, des Lord Russel und des William Jones Auftrage besuchte Burnet den zum Tode verurtheilten Lord Stafford im Gefängnisse, um ihm beizubringen, daß er durch die Offenbarung dessen, was ihm von den Entwürfen der Katholiken, und vorzüglich von der Wirksamkeit des Herzogs von York bekannt, sich Begnadigung erwerben könne. Die Aufhebung des Parlaments (den 18. Jan. 1681), die Proclamation, laut deren das neu zu erwählende Parlament in Oxford zusammentreten sollte, veranlaßte den Grafen, dem Könige eine von 16 Peers unterzeichnete, vornehmlich durch die Kühnheit der Sprache merkwürdige Petition zu überreichen. Darin war die Wahl von Oxford, zu des Parlaments Sitz, den Rathschlägen von Bösewichtern zugeschrieben, Feinde von Englands Wohlfahrt, die den Papismus begünstigten und das französische Interesse beförderten. Die Behauptung aufstellend, daß an solchem Orte die Freiheit der Verhandlung gestört, die Nationalrepräsentation den Schwertern der Papisten, welche in die königlichen Garden sich eingeschlichen, überliefert sein würde, baten und beantragten die Unterzeichner, daß das Parlament an dem gewöhnlichen Orte, zu Westminster, sitzen möge. „Ihre Meinung mag das sein," erwiederte Karl lebhaft, „meine ist es nicht;" dann ließ er durch den Secretär die Namen der bei der Garde stehenden Papisten fodern. Unvorbereitet auf solche Fragen, wußte Esser nicht einen zu nennen, aber trotz seiner Beschämung ließ er die Petition buchstäblich, wie sie überreicht worden, abdrucken,

um die handgreifliche Unwahrheit durch das ganze Königreich zu verbreiten, und sehr wenig wird, nach der Zeiten Lauf, Halifax mit seiner beredten Widerlegung: „Zeitgemäße Adresse an die beiden Parlamentshäuser über die Thronfolge, die Furcht vor dem Papismus und die willkürliche Regierung," ausgerichtet haben. Doch ist für uns diese Adresse von hoher Bedeutung; es versichert der Schreiber, Buckingham und Shaftesbury, die vermeintlichen Stützen des Protestantismus hätten gar keine Religion; Esser habe ihrer Partei sich angeschlossen, in dem Verdrusse um den Verlust seiner Ämter in Irland und bei der Schatzkammer; vor wenigen Monaten noch habe Shaftesbury seine Dienste dem Herzoge von York angetragen, für den Fall, daß ihm das Kanzleramt zurückgegeben werde. Der Graf von Bedford, „dessen Sohn (Lord Russel) im anderen Hause der große Volkstribun, buhle um ein Herzogthum und um das Hosenband. Sobald ihm das gewährt, würden beide aus einem anderen Tone singen." Die Auflösung des orforder Parlaments, die doch für Esser und einige seiner Freunde nicht ganz unerwartet gekommen sein mag, da sie die Mittel, dasselbe unter allen Umständen fortzusetzen, vor dem Eintreten der Katastrophe beriethen, und nur durch den übereilten Aufbruch der Gemeinen genöthigt wurden, ihre Stellung im Oberhause aufzugeben, versetzte der ganzen Partei den Todesstoß, wenn auch die plötzliche Flucht und der Tod Shaftesbury's wenig Veränderung in den Rathschlägen seiner Freunde und Anhänger nach sich zog. Walcot und Ferguson, die vornehmsten Agenten, kamen nach London zurück, die Aufregung, Folge der Erörterung des quo warranto belebte nochmals die Hoffnungen der Partei, und in häufigen Berathungen wurde von ihren Enfans perdus nicht nur Insurgirung der Hauptstadt, sondern auch Ermordung der königlichen Brüder in Whitehall, im Theater, oder bei dem einsamen Maierhofe Rye-house, in Vorschlag gebracht. Durch des Lord Howard von Escrick Vermittelung bestand zwischen diesen verzweifelten und den misvergnügtesten unter der Whigpartei, Monmouth, Esser, Grey, Russel, Algernon Sidney, Hampden, eine indirecte Verbindung, und wenn auch diese Herren von Mord nichts hören wollten, so nahmen sie doch keinen Anstand, die Dienste derer, unter welchen das Wort ausgesprochen worden, zu genehmigen. Ihnen, den hochgeborenen Verschwörern, schien ein gleichzeitiger Aufstand in der Stadt, in verschiedenen Grafschaften und in Schottland der zweckmäßigste Weg, sich der Übermacht zu versichern, und den König zur Annahme ihrer Vorschläge zu zwingen, und sie erneuerten zu solcher Absicht die Unterhandlung, welche Shaftesbury mit dem verbannten Argyle angeknüpft. Von Shaftesbury hatte Argyle 30,000 Pf. gefodert, jetzt wollte er mit 8000 sich begnügen, bei deren Empfang Waffen und Munition aus den holländischen Häfen nach Schottland abgehen lassen, und demnächst selbst zu Schiffe gehen, um an der Spitze seines Clan den Krieg gegen unersetzliche Gewalt zu beginnen. Wie es scheint, wurde sein Vorschlag von dem Commitédirecteur genehmigt, ohne daß für den Fall eines Sieges, dieser zu einer Entschließung zu kommen gewußt hätte; Monmouth z. B. begehrte für sich die Krone, während Esser und Hampden für eine Republik stimmten. Indem wurde am 1. Juni 1683 zu Newcastle ein Schotte verhaftet, Inhaber eines räthselhaften, zu mancherlei Verdacht Anlaß gebenden Briefs, und am 12. desselben Monats erbot sich Josias Keeling, einer der dienenden Brüder des Bundes, die Entwürfe und Schritte seiner Verbündeten an Lord Dartmouth zu offenbaren. Alsbald verbreiteten sich in der Stadt dunkele Gerüchte einer entdeckten Verschwörung; die Schuldigen, denen alle Mittel, über Meer zu entfliehen, genommen, versteckten sich. Es wurde Belohnung ausgesetzt für die Ergreifung von neun Individuen, alle aus der unteren Classe der Verschworenen. Zwei, Brunsey und West, stellten sich freiwillig, und reichten nicht weniger denn 19 Angaben ein; ihnen folgte Shephard, welcher die Zusammenkunft der Whighäupter in seinem Hause verrieth. Auf seine Aussage wurden Befehle ertheilt, die Großen zu fangen. Monmouth versteckte sich, Grey entwischte, Russel und Howard von Escrick wurden ergriffen, und dieser trug in Hoffnung einer Vergebung kein Bedenken, alle Details der Verschwörung anzugeben. Unmittelbar nach seiner Aussage wurden Esser, Sidney und Hampden eingezogen. Jener hatte zeither sein Gut in Hartfordshire bewohnt, und schien so wenig eine Entdeckung zu besorgen, daß selbst seine Hausfrau keine Ahnung hatte von einer sein Gemüth drückenden Unruhe. Die Instruction der einzelnen Vergehungen wurde mit ungewohnter Thätigkeit betrieben. Hone, Walcot und Rouse wurden zuerst verurtheilt. Allgemeines Interesse erregte der Proceß des Lord Russel, gegen den Rumsey, Shephard und Lord Howard Zeugen. Indem Howard aufgerufen wurde, verlautete am Gerichtshofe, daß an demselben Morgen (den 13. Juli 1683) Esser mit abgeschnittener Kehle im Tower gefunden worden sei. Eines melancholischen Temperamentes, und gewohnt in Gesellschaften den Selbstmord zu vertheidigen, war er bei seiner Verhaftung in solche Geistesverwirrung gerathen, daß er vor dem geheimen Rathe gar keine Worte zu finden wußte. Der Gräfin gelang es, ihn zu beruhigen, als er aber an seinem Fenster den Wagen erblickte, in welchem Lord Russel dem Gerichtshofe zufuhr, fiel er in den früheren Zustand dumpfer Niedergeschlagenheit zurück; er verriegelte sein Cabinet, in welchem man bald darauf seinen Leichnam, den Kopf beinahe vom Rumpfe getrennt, vom Boden erhob. Man vermuthete, das Bewußtsein, daß er zu solcher Gefahr den Lord Russel fortgerissen, habe ihn zu dieser Handlung der Verzweiselung getrieben; wenigstens ist bekannt, daß Russel niemals mit Howard eine Verbindung eingehen wollte, bis er widerwillig, durch eine List, von Esser in die gefährliche Gesellschaft gelockt wurde. Es ist aber der Selbstmord nicht minder verderblich für Russel geworden, denn es fanden in jener That einen Beweis seiner Schuld Richter, Geschworene und Zuschauer. Parteiwuth hat den König und den Herzog von York des Mordes anklagen wollen, nachdem zwei Kinder von zehn Jahren, deren eins zwar seine Aussage zurücknahm, ver-

sicherten, sie hätten in seiner Stube großen Lärm gehört, auch gesehen, wie ein blutiges Scheermesser zum Fenster herausgeworfen worden sei, es hat aber die genaueste Untersuchung, auf Veranlassung der verwitweten Gräfin von Burnet angestellt, nicht den fernsten Anlaß, eine Mordthat anzunehmen, erbracht, abgesehen davon, daß Essex dem Gesetze verfallen war, jede Gewaltthat, an seiner Person verübt, demnach nicht nur Überfluß, sondern ein wesentlicher, politischer Fehler gewesen wäre. Ob aber der König und der Herzog von York gemeint unter den „certain great persons," die nach einer Biographie des Grafen, in dem vierten Bande seiner Letters (1770), seinen Mord durch einen ungetreuen Diener ausführen ließen, und diesem Diener, dem Franzosen Bomend, nachmals eine Stelle in der Leibgarde verschafften, dies wagen wir weder zu behaupten, noch auch zu verneinen. Chauncy, in den Antiquities of Hartfordshire, nennt den Grafen „a person of an agreeable stature, slender in body, adorned with a comely countenance, mixed with gravity and sweetness, and was easy of access: his mind was sedate, but his discourses were generally free and pleasant, and his demeanour very complaisant; his promises were real and sincere; his reprimands smart and ingenious, having a quick apprehension, good elocution, sound judgment, great courage, and resolution inalterable; he was always wary and circumspect in council, where he endeavoured to obstruct all arbitrary power, and the increase of the Popish interest, having a particular regard for the established religion of his country; he was very temperate in his diet, strict in his justice, tender of his honour, and constant to his friend; he delighted much in his library, which enabled him to speak on all occasions with great applause, and would spend his vacant hours in the viewing of records, and learning of the mathematics. These were his diversions, together with recreating himself in his fine gardens and pleasant groves at Cashiobury, which were of his own plantation." Die Gräfin-Witwe, Tochter von Algernon Percy, dem Grafen von Northumberland, wurde am 5. Febr. 1718 an der Seite ihres Gemahls in der Familiengruft zu Watford, unterhalb Cashiobury, beigesetzt. Von ihren sechs Kindern kamen allein ein Sohn und eine Tochter zu Jahren; diese an Karl Howard, den dritten Grafen von Carlisle verheirathet, starb den 14. Oct. 1752. Der Sohn, Algernon, Graf von Essex, K. Wilhelm's III. Gentleman of the Bedchambre, führte als Oberst das vierte Dragonerregiment, in den Niederlanden, 1692—1697, sowie in verschiedenen Feldzügen des Successionskrieges in Spanien. Er war auch Lordlieutenant und custos rotulorum von Hartfordshire, und die Königin Anna verlieh ihm das Amt eines Constable vom Tower und den Rang eines Generallieutenant von der Armee. In den Anecdotes of the Court of the Queen Anne heißt es von ihm: he is a good companion, loves the interest of his country; hath no genius for business, nor will ever apply himself that way. He married my Lord Portlands daughter. The Queen continues him in her regiment and has made him Brigadier-general. He is a well-bred gentleman, brow'n complexioned, and well-shaped; but his mouth is always open." Beeidet als Mitglied des geheimen Rathes den 25. Nov. 1708 starb er den 10. Jan. 1710. Sein Sohn, Graf Wilhelm von Essex, geb. im August 1697, nahm Sitz im Oberhause den 22. Nov. 1718. Im Februar 1719 wurde er des Prinzen von Wales erster Gentleman of the Bedchamber, am 18. Aug. 1722 Lordlieutenant von Hartfordshire, und am 13. Febr. 1725 Ritter des Distelordens. Von K. Georg II. 1727 in den Ämtern eines Lordlieutenant und Gentleman of the Bedchamber bestätigt, empfing er noch dazu jenes eines Keeper des Hydepark. Im J. 1731 wurde er als außerordentlicher Gesandter an den Hof zu Turin abgeordnet, und bekleidete solchen Posten bis August 1736. Geheimrath seit dem 12. Febr. 1735, Capitain von der berittenen Grenadiergarde, an des verstorbenen Grafen von Berkeley Stelle, hatte er im August 1737 dem Prinzen von Wales die königliche Ungnade anzukündigen. Zum Ritter des Hosenbandordens ernannt (den 3. März 1738) wurde er als solcher den 26. Juni zu Windsor installirt. Zum Capitain der Yeomen of the Guard bestellt (am 4. Dec. 1739), resignirte er zugleich das Keeperamt im Hyde-park. Nach der Ärzte Rath sich anschickend, die Bäder von Aix in Provence zu brauchen, erweckte er hiermit bei dem wiener Hofe die ernstlichsten Besorgnisse. Unter der angeblichen Badereise wollte man die Vorbereitung zu einem neuen Schlimmstreiche des britischen Ministeriums, ein Mittel zu Erpressung neuer Concessionen in dem Interesse des Königs von Sardinien erblickt haben, es zerstreute sich aber alle Besorgniß, Angesichts der reißenden Fortschritte von des Grafen Übel, welches ihn an das Krankenbett heftete, auch am 19. Jan. 1743 zu Kensington seinem Leben ein Ende machte. Aus seiner ersten Ehe mit Johanna Hyde, der Tochter des Grafen Heinrich von Clarendon und Rochester, kamen nur Töchter, der zweiten Ehe mit des Herzogs Wriothesley von Bedford Tochter, Elisabeth Russel, gehören ein Sohn und vier Töchter an. Der Sohn, Wilhelm Anna Holles, Graf von Essex, geboren zu Turin den 7. Oct. 1732, war einer of the Lords of the Bedchamber bei K. Georg II. und Lordlieutenant von Hartfordshire, seit 1764, vermählte sich den 1. Aug. 1754 mit Charlotte, der Tochter von Karl Hanbury Williams, dem Dichter und Diplomaten, ging, nachdem solche im Wochenbette den 19. Juli 1759 verstorben, den 3. März 1767 die zweite Ehe ein mit Henriette, des Obersten Thomas Blade Tochter, und starb den 5. März 1799, aus der ersten Ehe einen Sohn und eine Tochter, aus der zweiten vier Söhne hinterlassend. Von diesen ist der älteste, John Thomas Capel, geb. den 2. März 1769, den 5. März 1819 gestorben, aus seiner Ehe mit Karoline Paget, der Tochter des ersten Grafen von Uxbridge, sechs Kinder hinterlassend. Auch der Sohn der ersten Ehe, Georg Capel Coningsby, Graf von Essex,

Viscount Malden, Baron Capel von Hadham, Recorder und High Steward von Leominster (geb. den 13. Nov. 1758), wird schwerlich mehr bei Leben sein. Bei des Vaters Lebzeiten Lord Malden genannt, repräsentirte er im Unterhause den Borough Leominster, nachdem er wegen dieser Repräsentation ein Duell mit dem Herzoge von Norfolk bestanden. Im J. 1790 befehligte er die **Westminster-volunteers, „he was one the greatest favourites of the Prince of Wales, and perhaps the best dressed man about town."** Seine Ehe mit des Ritters Eduard Stephenson's Witwe ist kinderlos geblieben, und wird ihm darum in Titeln und Gütern seines Bruders Johann Thomas älterer Sohn, Horatio, geb. 1806, gefolgt sein. Von diesen Gütern haben wir das eine, Cashiobury, häufig genannt; des vierten Grafen von Esser Jettons tragen die einfache Aufschrift Cashiobury. Der dasige Park wurde, gleich jenem von St. James, theilweise von dem Franzosen le Nostre gezeichnet. Ein zweites, sehr bedeutendes, Gut, Hamptoncourt in Herefordshire, mit einem Park von acht Meilen Umfang, erheirathete derselbe vierte Graf von Esser. Es wurde das stattliche Haus von dem Herzoge von Lancaster, dem nachmaligen Könige Heinrich IV., erbaut, und nachmals von den Grafen von Coningsby besessen; des Grafen Thomas von Coningsby Tochter, Franziska, ist aber des Sir Karl Hanbury Williams Gemahlin und des Grafen von Esser Schwiegermutter gewesen, weshalb Graf Georg auch den väterlichen Namen Capel jenem von Coningsby hinzufügte.

Ein Geschlecht des Namens Esser besaß das Erbbannerträgeramt, und es war aus solchem entsprossen jener Heinrich von Esser, der in der Schlacht mit den Wallisen, in dem Walde von Coleshil 1157, die Niederlage des Vortrabes gewahrend, das Reichsbanner von sich warf, und des Königs Fall verkündigend, Reißaus nahm, eine Handlung, die ohne des Königs außerordentliche Anstrengung dem ganzen Heere verderblich werden konnte. Sechs Jahre darnach klagte Robert von Montfort den Bannerträger an, der bei Coleshil der Feigheit oder des Verrathes sich schuldig gemacht habe. In dem gerichtlichen Zweikampfe, der hiervon die Folge, wurde Esser von seinem Ankläger besiegt, daß er nach dem Gesetze das Leben verwirkt hätte. Doch begnügte sich der König, seine Güter einzuziehen, ihn selbst aber im Kloster Reading als Mönch einkleiden zu lassen. Ein späteres Rittergeschlecht desselben Namens stammt von Wilhelm Esser ab, dem Unterschatzmeister K. Eduard's IV.

(*v. Stramberg.*)

ESSEY. 1) Essey, Gemeindedorf im französischen Departement der Côte d'or (Bourgogne), Canton Pouilly en Auxois, Bezirk Beaune, von welchem Orte es 8 Lieues entfernt ist, hat eine Succursalkirche und 416 Einwohner. 2) Essey, Gemeindedorf im Meurthedepartement (Lorraine), Canton und Bezirk Nancy, hat eine Succursalkirche und 585 Einwohner. 3) Essey und Maizerais, Gemeindedorf in demselben Departement, Canton Thiaucourt, Bezirk Toul, zerfällt in Ober- und Niederessey, liegt 6 Lieues von letzterer Stadt entfernt und hat 739 Einwohner mit einer Succursalkirche. 4) Essey les Eaux, Gemeindedorf im Departement der obern Marne (Champagne), Canton Nogent, Bezirk Chaumont, hat 196 Einwohner. 5) Essey les Ponts, Gemeindedorf in demselben Departement, Canton Château-Vilain, Bezirk Chaumont, hat 203 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESSIG (chemisch, pharmaceutisch, technisch). Essig nennt man eine Flüssigkeit von angenehm saurem Geschmack und Geruch, deren wesentliche Bestandtheile Essigsäure und Wasser sind, die aber gewöhnlich noch andere mehr zufällige Bestandtheile enthält, nach Verschiedenheit der Stoffe, die zur Essigfabrication genommen wurden. Der Essig ist das unmittelbare Product der sogenannten sauren Gährung oder Essiggährung (s. Gährung); alle weingeisthaltigen Flüssigkeiten, z. B. Wein, Branntwein, Bier u. s. w., alle Substanzen, welche Stoffe zur Weingeisterzeugung enthalten, wie Stärkemehl und Zucker, können bei einer Temperatur zwischen 20° bis 36° C. unter chemischem Einflusse der atmosphärischen Luft den Proceß der Essigbildung erleiden.

Man unterscheidet im bürgerlichen Leben verschiedene Gattungen von Essig, nämlich: echten Weinessig, Rosinen-, Cider-, Zucker-, Honig-, Malz- oder Getreideessig u. s. w. Der ganze Unterschied genannter Essige wird allein durch die natürliche Beschaffenheit der Materialien begründet, aus denen sie hervorgegangen sind. Der echte Weinessig unterscheidet sich wesentlich dadurch von jeder anderen Art, daß derselbe stets Weinstein gelöst enthält, welches Salz schon einen Bestandtheil der Traubenmasse ausmachte, aus welcher der zum Essig bestimmte Wein gewonnen worden war; da die Rosinen nur getrocknete Weintrauben sind, so wird auch der Rosinenessig viel Übereinstimmung mit dem wahren Weinessig besitzen.

Der Weinessig verdankt seinen angenehmen Geruch einem eigenthümlichen Aroma, dem Önanthäther.

Der Cider- oder Obstessig wird aus dem gegohrenen Safte der Äpfel, dem Äpfelwein oder Cider, dargestellt, und enthält außer der Essigsäure noch Äpfel- oder Citronensäure. Der Zucker- und der Honigessig enthalten wie der Obstessig weder Weinstein, noch Weinsteinsäure. Der Malz-, Getreide- und Biereessig ist von den vorgenannten Essigarten besonders dadurch verschieden, daß er neben der Essigsäure auch Phosphorsäure enthält, die darin an Kalk- und Talkerde gebunden ist.

Bereitung. Um Weinessig zu bereiten, werden drei Raumtheile Wein mit einem Raumtheile siedend heißen, schon fertigen Essigs versetzt, und in Töpfen, in mit Strohmatten bedeckten Tonnen, oder in nicht ganz vollgefüllten Fässern mit weitem offenen Spundloche, an einem + 20° bis 35° C. warmen Orte sich so lange selbst überlassen, bis der Wein vollständig in Essig umgewandelt ist, worauf er in Klärfässer gefüllt und von diesen auf Lagerfässer abgezogen wird.

Den Branntweinessig bereitet man am besten auf die Art, daß man 100 Theile fuselfreien Branntwein mit 300 Theilen Wasser und 400 Theilen bereits ferti-

gem guten Essig vermischt und bei einer Temperatur, wie oben angegeben, unter Einwirkung der Luft stehen läßt. Wenn nach mehren Tagen die ganze Flüssigkeit zu Essig geworden ist, kann man die Hälfte abziehen, und den Rückstand mit einer neuen Mischung von Branntwein und Wasser versetzen, und so die Essigbildung ins Unendliche fortsetzen. Zur Bereitung des Bier-, Frucht- oder Malzessigs wird ein Gemenge von zwei Theilen nur schwach gedörreten und geschroteten Gerstenmalzes und von einem Theil Weizenmalz mit lauem Wasser zu einem steifen Teige durchgearbeitet, dann zuerst mit Wasser von + 37° C., später mit Wasser von + 75° C. und zuletzt mit siedend heißem Wasser ausgezogen. Diese auf dem Kühlschiffe abgekühlten Flüssigkeiten werden nun zusammen in dem Gährungsbottich an einen nicht über + 23° C. warmen Ort, mit Hefen versetzt, zur geistigen Gährung gestellt. Nachdem die geistige Gährung vollendet ist und die Flüssigkeit sich geklärt hat, wird sie in die Säurungsfässer oder Sauerfässer, in die bis zu + 28° C. geheizte Sauerstube gebracht. Sind die Fässer schon öfter zu diesem Zwecke gebraucht worden, so tritt die saure Gährung ohne Zusatz eines Ferments ein; im entgegengesetzten Falle setzt man etwas schwarzes, in Essig gekochtes Brod zu. Nach 14 Tagen bis drei Wochen ist die Essigbildung vorüber, und der gebildete Essig wird nun von dem beträchtlichen Bodensatze (Essigmutter) auf die Klärfässer, und nach dem Klären auf die Lagerfässer abgezogen.

Den Zuckeressig macht man in den Zuckerraffinerien aus den Abfällen von Zucker und Syrup, aus den Waschwässern u. s. w. Die ersteren werden in einer angemessenen Menge Wassers aufgelöst und mit Ferment versetzt; es tritt erst die geistige Gährung ein, dann die Essigbildung.

Eine Auflösung von 24 Pfund Honig und 175 Maß Wasser, die man mit 4 Pfund Weinstein, 4 Pfund Roggenbrod, welches in 12 Maß Essig gekocht worden ist, und zuletzt noch mit 12 Maß Branntwein vermischt, gibt unter den erfoderlichen Umständen einen guten Honigessig. In ähnlicher Weise kann man aus Obstsaft, wenn man zuerst die geistige, dann die saure Gährung einleitet, den Obstessig erhalten.

Möge nun diese oder jede andere Methode zur Essigbereitung befolgt werden, so bestehen doch immer die Haupterfodernisse in Folgendem:

1) In dem Dasein einer weingeisthaltenden, oder der weinigen Gährung fähigen Flüssigkeit; weingeistarme Flüssigkeiten liefern nur einen schwachen und nicht haltbaren Essig.

2) In der Gegenwart säuernder Gährungsmittel, diese mögen nun der Flüssigkeit absichtlich zugesetzt, oder schon in derselben enthalten sein.

3) In dem Zutritte der atmosphärischen Luft, denn durch diese oxydirt sich der Weingeist, und wird dadurch zu Essigsäure. Die Umwandlung des Weingeistes in Essig erfolgt daher um so schneller, je größer die Berührungspunkte zwischen der Luft und der Flüssigkeit sind, daher in kleinen, leicht bedeckten Gefäßen, und wenn diese nur bis auf $^2/_3$ ihres Raumes angefüllt sind, schneller, als in großen Fässern.

4) In der steten Einwirkung einer mäßigen Wärme. Diese darf jedoch nicht über etwa 35° C. steigen, und hat die Essigbildung einmal begonnen, so kann die Temperatur noch niedriger, etwa nur 20° C. sein.

Vortheilhaft ist es, die Luft des Gährungszimmers mit Essig- und Branntweindunst dadurch zu schwängern, daß man mit starkem, nicht gesottenem Essig und etwas Branntwein genäßte, große leinene Tücher in demselben aufhängt, so lange bis sie trocken sind, und dies Verfahren einige Male wiederholt. So wird die Luft selbst ein kräftiges Essigferment und die Säurung erfolgt in derselben schnell, und schreitet rasch vorwärts. Hat die Säurebildung angefangen, so beschickt diese selbst die Luft stets mit saurem und geistigem Dunste, und erhält sie auf einem dem Essigbildungsproceß günstigen Zustande. Ebenso muß man den Raum des Essigzimmers vor Erleuchtung durch das Tages- und Sonnenlicht schützen, wenn das in demselben befindliche Essiggut schnell zeitigen soll.

Die Essigsieder wenden eine große Menge von Körpern an, theils zur Erregung der Essigbildung, theils zur angeblichen Verbesserung des Essigs und Vermehrung seines Säuregehaltes. Die vorzüglich gebräuchlichen Mittel zur Beschleunigung des Processes sind: Sauerteig, geröstetes Erbsen-, Roggen- und Gerstenmehl, Roggenbrod, Gerstenbrod, Laab, unreife Trauben, Brombeeren, Birnen, zerhackte Weinranken, Rosinenstengel, Weinstein, deren Wirkung sich leicht aus ihrer sauren und säuernden Natur erklären läßt; ferner: langer und spanischer Pfeffer, Aron, Bertramwurzel, Dorantwurzel, Nußbaumwurzel, Anis, Fenchel, Coriander, Epheumark, deren wirklicher Nutzen weniger klar in die Augen fällt. Um entscheiden zu können, welche von diesen Stoffen wirklich nützen, welche gleichgültig, oder selbst nachtheilig wirken, und daher verworfen werden müssen, stellte Leuchs 1828 eine Reihe von Versuchen an, und erstreckte dieselbe auch über andere Körper. Die Versuche wurden mit starkem Weingeiste gemacht, den man mit dem Zehnfachen seines Umfanges Wasser verdünnt hatte, und dann theils bei gewöhnlicher Luftwärme von 15° bis 17° C., theils in einem geheizten Zimmer, bei 15° bis 20° C. stehen ließ. Aus einer langen Reihe von Versuchen setzt Leuchs als Hauptergebnisse Folgendes fest:

1) Es ist nützlich, dem weingeisthaltigen Wasser einen auflöslichen Körper, z. B. Zucker, Gummi, zuzusetzen, da der Weingeist von dem Wasser allein zu wenig zurückgehalten wird, und zu leicht verfliegt.

2) Hefe, und nächstdem Essig, ist der beste Erreger der Essigbildung.

3) Da die Hefe indessen die Flüssigkeit trübe macht und ihr einen fauligen Geruch ertheilt, so wird es in vielen Fällen besser sein, blos schon gebildeten Essig als Erreger der Essigbildung anzuwenden, es sei denn, daß man nachher den Essig klären und der Fäulniß der Hefe durch Zusatz fäulnißwidriger Mittel vorbeugen will.

4) Als solche empfiehlt sich Kochsalz, Weinstein, der außerdem die Essigbildung nicht befördert, sowie Gewürznelken, Pfeffer u. s. w.

5) Braunschwarz geröstete Gerste ist ein nützlicher Zusatz, da sie die Säurebildung beschleunigt. Ebenso werden geröstetes Roggenmehl, geröstete Linsen, Erbsen u. s. w. wirken.

6) Gerösteter Zucker ist für sich einer Säurebildung fähig, die von der Essiggährung verschieden ist.

7) Alle Körper, die sich gern oxydiren, erschweren oder verhindern die Essigbildung, und dürfen also nicht zugesetzt werden. Hierher gehören: Schwefel, Phosphor, ätherische Öle, Kampher; selbst Kohle wirkt wahrscheinlich aus diesem Grunde nachtheilig.

8) Die scharfen Pflanzenkörper befördern die Essigbildung entweder gar nicht, oder doch nur unbedeutend, wie Senf, Bertramwurzel, Pfeffer, Kellerhals, Ingwer bei den Versuchen zeigten.

9) Stickstoffhaltige thierische Körper, als z. B. Fleisch, Gallerte u. s. w., befördern die Essigbildung in weingeisthaltigem Wasser, und sind auch im Stande, Zuckerlösungen ohne Wein- und ohne die gewöhnliche Essiggährung in Säure umzuändern.

10) Mehre der bisher als Erreger der Essigbildung empfohlenen Körper sind unnütz, z. B. Epheumark, Epheurinde und selbst der Weinstein, außer in den Fällen, wo er als fäulnißwidriges Mittel der Zersetzung der Hefen oder eines anderen zersetzbaren Körpers entgegenwirken soll.

Der Verlauf der Essiggährung ist folgender: Wird eine geistige Flüssigkeit nach beendigter Weingährung, ohne von der abgesetzten Hefe abgezogen zu werden, bei einer Temperatur von etwa + 20° C. dem Zutritte der atmosphärischen Luft ausgesetzt, so wird sie nach und nach unklar von schleimigen Flocken, die sich darin absetzen; es wird Sauerstoff aus der Luft absorbirt, die Temperatur in der Flüssigkeit erhöht sich, und die Flüssigkeit wird sauer, indem sich auf Kosten des Alkohols Essigsäure bildet. Zuweilen wird auch etwas Kohlensäure gebildet, dann war aber auch die geistige Gährung der Flüssigkeit nicht beendet, denn die Entwickelung der Kohlensäure kann hier nur als Folge der geistigen Gährung stattfinden, und ist kein Erzeugniß bei der Essigbildung. Auf der Oberfläche der Flüssigkeit entsteht eine kahmige Haut oder Decke, und in ihr selbst bildet sich eine fadenartige schleimige Materie, die sich nach und nach theils an den Seitenwänden des Gefäßes absetzt, theils zu Boden sinkt. Die Temperatur der Flüssigkeit sinkt dann allmälig wieder niedriger, und die saure Flüssigkeit wird wieder ganz klar und hell. Das Product der sauren Gährung ist Essigsäure und Wasser; zugleich enthält die gegohrene Flüssigkeit alle jene Nebenbestandtheile, welche in derselben vor der Gährung enthalten waren, oder während derselben abgesetzt werden konnten.

Obwol man den Essigbildungsproceß mit Sicherheit als einen Oxydationsact des Weingeistes erkannt und die nothwendigen Bedingnisse zu diesem chemischen Act erforscht hat, so ist doch immer noch die Erkenntniß, in welcher Weise das Ferment bei diesem Processe Antheil nimmt, mit einem Schleier bedeckt. Nach Liebig enthalten die verschiedenen Substanzen, welche als Fermente bei der Essigbildung wirken, nicht einen eigenthümlichen Stoff, der als Erreger der Verwesung des Weingeistes, d. h. der Oxydation des Weingeistes, wirkt, sondern sie, diese Fermente, sind nur Träger einer Thätigkeit, die sich über die Sphäre ihrer eigenen Anziehung hinaus erstreckt; es ist der Zustand ihrer eigenen Zersetzung und Verwesung, welcher den gleichen Zustand, die nämliche Thätigkeit den Atomen des Alkohols ertheilt, grade so, wie in einer Legirung von Platin mit Silber, das erstere die Fähigkeit, sich mit Sauerstoff zu vereinigen, durch das Silber erhält und zwar durch den Act seiner eigenen Oxydation. Der Wasserstoff des Alkohols oxydirt sich unter bemerkbarer Wärmeentwickelung, auf Kosten des berührenden Sauerstoffs, zu Wasser, es entsteht Aldehyd, welcher mit außerordentlicher Begierde sich direct mit Sauerstoff zu Essigsäure verbindet. Liebig bezeichnet den Oxydationsact organischer Stoffe auf Kosten der atmosphärischen Luft mit dem Namen Verwesung; mit ihm hat man schon lange den Ausdruck Essiggährung umgetauft in Essigbildung, um das Wort Gährung auf einen in anderer Weise erfolgenden Zersetzungsproceß organischer Substanzen zu beschränken. Nach Liebig lassen wir in der That das Ferment als Ansteckungsstoff wirken; der Verwesungszustand des Fermentes ruft in der Berührung mit Weingeist, unter übrigens anderweitigen Bedingnissen, die wir schon oben erwähnt haben, denselben Zustand hervor. Der Weingeist wird durch Verwesung erst Aldehyd und Wasser, dann Essigsäure und Wasser (s. Ferment, Gährung, Verwesung). Berzelius begnügt sich, die Oxydation des Weingeistes auf Kosten der atmosphärischen Luft durch die katalytische Kraft des Fermentes erfolgen zu lassen (s. Katalyse).

Schnellessigfabrication. Die Essigfabrication ist durch eine zweckmäßigere, mehr dem wissenschaftlichen Princip entsprechende Methode verdrängt worden, zu welcher ein in wissenschaftlicher Absicht durch Döbereiner angestellter Versuch geführt hat. Wenn man nämlich 10 Gran des sogenannten Platinschwarzes in einem Schälchen mit 10 Gran absoluten Alkohols befeuchtet, und unter eine mit atmosphärischer Luft oder mit Sauerstoffgas gefüllte und mit Quecksilber gesperrte graduirte Glasglocke bringt, so erwärmt sich das Gemenge nach einigen Minuten, stößt Dämpfe aus, die sich an den Wänden der Glocke verdichten, wobei sich das Volum der eingeschlossenen Luft vermindert, und nach 24 Stunden ist der Alkohol, unter Aufnahme von 16 Kubikzoll Sauerstoffgas, gänzlich in Essigsäure und Wasser umgewandelt, wobei das Platin durchaus keine Veränderung erfahren hat; das Gewicht des absorbirten Sauerstoffs beträgt 6,89 Gran; aus den 10 Gran absoluten Alkohols sind 11,08 Essigsäure und 5,81 Wasser gebildet worden. Aus diesem Versuche geht am ersichtlichsten hervor, daß die Bildung der Essigsäure aus Alkohol allein ein Oxydationsproceß ist. Die Wirkung des Platins ist hier eben-

falls nach Berzelius eine katalytische; andere Chemiker schreiben dem Platin eine besondere elektrische Wirkung zu.

Schnellessigfabricationen mit Benutzung des Platinas haben keinen allgemeinen Eingang gefunden; dagegen wurde 1825 eine Erfindung des Engländers John Ham patentirt, aus dessen Erfahrungen die Hauptsätze der jetzt in allen Ländern verbreiteten Schnellessigfabrication entnommen sind. Zier, der die erste treffliche Abhandlung über die neue Schnellessigfabrication publicirte (Journ. für techn. und ökon. Chemie. 1831. XI, 101), schreibt die erste glückliche Ausführung dieses Gegenstandes Kastner zu. Kastner erklärt, daß er zur gründlichen Untersuchung eines Verfahrens: die Fabrication des Essigs zu beschleunigen, zuerst durch Keber's Vorschrift und Boerhaave's Methode veranlaßt worden sei (Kastner's Arch. für Chem. und Meteorol. 1, 285). Das Verfahren, welches Hermbstädt beschreibt (über die neuesten Fortschritte in der Fabrication des Essigs und die Methode, vollkommen guten Essig in Zeit von 24 Stunden zu produciren, Journ. für techn. und ökon. Chemie. 1831. XI, 250) ist das in Berlin zuerst gebräuchliche. Der erste Grund der Schnellessigfabrication ist die Methode, welche Boerhaave beschreibt, und die seit Jahrhunderten in Frankreich u. a. Weinländern üblich ist. Ein ganz mit Weintrestern gefülltes Faß wird halb voll zu der zu Essig bestimmten Flüssigkeit gegossen, diese öfters abgelassen und wieder aufgegossen. Hier wird die Säurung durch die zwischen den Trestern befindliche Luft und durch die Säure, welche diese zurückhalten, befördert.

In Teutschland nahm man statt den Trestern Hobelspäne und gelangte mit Hilfe von öfterem Abziehen und einer Wärme von 25° C. dahin, Essig in 8—14 Tagen zu machen. Bei dieser Art war aber bei dem öfteren Abziehen ein großer Verlust von sauren und weingeistigen Theilen unvermeidlich, und doch ohne diese Operation die Berührung mit der Luft zu gering, um eine schnelle Säurung zu bewirken. Sehr einfach war nun die weitere Verbesserung, die Anbringung von Luftlöchern im Fasse selbst, und die Schließung des oberen Theiles derselben, sowie das beständige Rinnen der Flüssigkeit über die mit warmer Luft umgebenen Späne oder Trestern. Mit Anwendung der Luftlöcher kam man bald dahin, in 3—5 Tagen, endlich durch weitere Vervollkommnung dieser Einrichtung in 8—12 Stunden Essig zu bereiten. (Aldefeld, Vorschläge zur Verbesserung bei der Schnellessigfabr. Journ. für techn. und ökon. Chemie. 1832. XIII. S. 283.) Durch ein wissenschaftliches Studium des Essigbildungsprocesses durch Liebig sind dem Fabricanten die schätzenswerthesten Aufklärungen über diesen Gegenstand gegeben worden (Liebig, über die Theorie des Essigbildungsprocesses in den Annal. der Pharm. XXI. 113; auch Journ. für prakt. Chem. 1837. XI. S. 22).

Nach der neueren Methode der Essigfabrication wird verdünnter Weingeist, dessen Oberfläche durch mechanische Vorrichtungen ausnehmend vergrößert ist, mit atmosphärischer Luft bei + 32° bis 36° C. in Berührung gebracht, und bei Gegenwart einer sehr geringen Menge einer anderen organischen Materie (Zucker, Malz u. s. w.), deren Mitwirkung noch nicht gehörig erforscht ist, verwandelt sich der Weingeist in Essigsäure. Zu diesem Verfahren gehören: das Gradirfaß, auch Essigbilder genannt, der Verdichtungsapparat, der Füllapparat, das Mischungsfaß, das Essiggut.

1) Gradirfaß. Dasselbe ist von Eichenholz, etwa 10 Fuß hoch, hat unten etwa 3, oben 3½ Fuß Durchmesser; unter diesem steht das zur Aufnahme des fertigen Essigs bestimmte Vorlegefaß. Einige Zoll über dem Boden des Gradirfasses werden im Umfange acht Löcher von ¼—⅓ Zoll Durchmesser schräg von Oben nach Unten eingebohrt. Etwa 6 Zoll unter dem Deckel des Fasses trägt dasselbe eine flache, 4—5 Zoll tiefe hölzerne Bütte, deren Boden siebartig durchlöchert ist — Siebbütte. Die kleinen Löcher der Siebbütte werden mit Schnüren so verstopft, daß diese sich von Oben herausziehen lassen, nicht nach Unten entweichen, und ein langsames Durchfließen der in die Siebbütte gegossenen Flüssigkeit gestatten. Die Siebbütte selbst schließt nicht dicht an der Wandung des Fasses, sondern muß ringsum etwa 1 Zoll abstehen, um der durch die erwähnten Bohrlöcher einströmenden Luft den Durchgang zu gestatten. Dicht über den Bohrlöchern ist ein zweiter Boden des Fasses, welcher gleichfalls durchbohrt ist. Möglichst dünne und krause Buchenholzhobelspäne liegen in dem Raume, welcher durch die Siebbütte und den inneren Boden des Gradirfasses gebildet ist. Um die Temperatur im Inneren des Fasses während der Operation beobachten zu können, ist ein Thermometer zweckmäßig am Fasse angebracht. Etwa einen Zoll über dem untersten Boden befindet sich eine Sförmige Glasröhre, aus welcher das Fabricat abfließen kann.

2) Verdichtungsapparat. Dieser dient zur Vermeidung von Verlusten an Weingeist und Essig. Während der Operation steigert sich nämlich im Inneren des Essigbilders die Temperatur, sodaß, durch die Luftströmung begünstigt, nach Oben viele Weingeist- und Essigdämpfe entweichen. Der Apparat besteht aus drei hölzernen Röhren, welche am besten aus Buchenholz angefertigt werden, und deren innere Öffnung etwas größer ist, als die der Luftlöcher. Außer den Röhren ist ein Kühlfaß erfoderlich, welches außerhalb der Essigstube sich befindet. Die erste in den Deckel des Gradirfasses aufrecht und luftdicht eingefügte Röhre ist nur etwa 1 Fuß hoch, und mit der zweiten, nicht völlig horizontalen, sondern etwas aufsteigenden und durch die Wand der Essigstube hindurchgeführten Röhre gleichfalls luftdicht verbunden; bei dem gelinden Aufsteigen dieser Röhre fließen die schon in derselben verdichteten Dämpfe in das Gradirfaß zurück. Außerhalb der Essigstube wird die zweite Röhre in die dritte, gerade absteigende, durch ein stets mit kaltem Wasser gefülltes Kühlfaß geleitete, unten offene Röhre luftdicht eingefügt, sodaß die verdichtete Flüssigkeit in einem untergesetzten Gefäße aufgefangen und in das Gradirfaß zurückgegeben werden kann, zugleich aber auch der Luft einen Ausgang gestattet, und auf

diese Weise ein fortwährender Luftwechsel im Inneren des Gradirfasses vermittelt ist.

3) Füllapparat. Dieser Apparat soll das öftere Öffnen des Deckels beim Auffüllen des Essiggutes verhindern. Der Deckel ist durchbohrt, das Loch mit einem Korke, der leicht abgenommen werden kann, verstopft; beim Auffüllen setzt man einen hölzernen Trichter in das Loch, oder verbindet durch dasselbe den Essigbilder mit einem Apparate, aus welchem man langsam das Essiggut in die Siebbütte fließen lassen kann.

4) Das Mischungsfaß. Die Größe desselben richtet sich nach dem Umfange der Essigfabrication; es ist nur zum Mischen des Essiggutes bestimmt und findet seinen Platz in der Essigstube.

5) Essiggut nennt man die Flüssigkeit, welche im Gradirfasse, Essigbilder, in Essig umgewandelt werden soll. Ein aus reinem Branntwein und Flußwasser bereitetes Essiggut, dem man auch wol etwas Essig zusetzt, ist jedem anderen vorzuziehen, denn je reiner dasselbe ist, um so länger erhalten die Späne ihre Wirksamkeit, wogegen dieselben leicht unbrauchbar werden, oft schon nach einem halben Jahre, wenn das Essiggut viel Schleim, Kleber und andere fremdartige Substanzen enthält. Ein zweckmäßiges Verhältniß des Branntweins von 25—30 Grad zum Wasser ist 1:5—6 Theilen.

Gewöhnlich ist die geistige Flüssigkeit nach blos einmaligem Passiren des Essigbilders noch nicht hinlänglich gesäuert, und der Weingeist noch nicht vollständig in Essig umgewandelt. Man bringt dieselbe daher wieder so oft auf denselben Essigbilder, oder man hat zu diesem Zwecke 2, 3, 4 und mehre Essigbilder, welche die Flüssigkeit nach und nach passirt, bis der Zeitpunkt der vollständigen Essigbildung erreicht ist, was sich aus Ermittelung der Stärke des Essigs, oder durch das von Liebig angegebene Verfahren der Prüfung auf Aldehyd erkennen läßt.

Der Ofen zum Erwärmen der Essigstube wird am besten außerhalb derselben angelegt; die Wärme in der Stube unterhält man zwischen 20° bis 30° C.

Die hölzernen Geräthe zur Essigfabrication müssen vor dem Gebrauche sorgfältig mit kaltem und heißem Wasser ausgelaugt werden; dasselbe muß auch mit den Hobelspänen geschehen, die dann mit Essig getränkt in den beschriebenen Raum des Essigbilders gelegt werden, sodaß sie an den Seiten dichter liegen, als in der Mitte. Nachdem die Siebbütte eingesetzt, der Deckel gehörig eingefugt und der Verdichtungsapparat in Ordnung gebracht ist, wird zum Einfüllen des Essiggutes, welches auf 25° bis 30° C. erwärmt worden, geschritten.

Ein durch die Schnellessigfabrication dargestellter Essig ist wasserhell, und von rein saurem Geschmack und Geruch; er wird weniger leicht kahmig, als der durch die Gährung bereitete.

In Bezug auf die bei der Schnellessigfabrication sich ergebenden Verluste hat Knapp Mittheilungen gemacht (Gemeinnütziges Wochenbl. des Gewerbevereins zu Cöln. 1842. 7. Jahrg. S. 183). Derselbe theilt die Versuche mit, welche in England in Bezug auf die Verbesserung der Schnellessigfabrication gemacht worden sind. In Folge des Preises und der hohen Besteuerung des Branntweins in England ist die Darstellung des Essigs aus dieser Flüssigkeit unzulässig. Die englische Schnellessigfabrication beruht auf dem Verhalten des Stärkemehls gegen Säuren, welche dieses in den sogenannten Stärkezucker umwandeln. Man geht also nicht, wie bei uns, von dem Branntweine aus, sondern von der Stärke, verwandelt dieselbe in Zucker durch Schwefelsäure, und läßt die weingeistige Gährung eintreten, trennt aber nicht den Weingeist durch Destillation von der Schwefelsäure, sondern läßt die schwefelsäurehaltige, geistige Flüssigkeit den Essigproceß durchlaufen, um erst den fertigen Essig von der Schwefelsäure abzudestilliren. Man verfährt dabei in folgender Weise:

Ein sehr großes, schwach konisches Faß, am Boden 14, oben 15 Fuß weit, bei 13 Fuß Höhe, liefert täglich dieselbe Essigmenge, welche bei uns in derselben Zeit von 6 Fässern, von 8′ Höhe und 4′ Breite, abgenommen wird. Eine nothwendige Folge ist das bessere Zusammenhalten der Wärme; die selbständige Erwärmung dieses Fasses ist so groß, daß man das Local niemals zu heizen nöthig hat, wobei die herrschende Lufttemperatur natürlich von Einfluß ist. Das Faß ist 2—5 Fuß oberhalb seines Bodens durch einen blinden Boden in zwei Abtheilungen getheilt. Die obere ist mit Spänen angefüllt und die untere ist zum Auffangen der Flüssigkeit bestimmt. In einer gewissen Höhe über dem Fasse ist das Reservoir für die Mischung angebracht; ein Rohr steigt daraus senkrecht nieder, geht durch eine weite Öffnung des Faßdeckels und trägt unterhalb desselben ein Kreuz aus zwei Röhren, deren Länge etwas weniger als der Durchmesser des Fasses beträgt. Jede der drei Röhren ist senkrecht auf die beiden anderen gerichtet, die zwei letzteren liegen horizontal, wenige Zoll über den Holzabschnitten unter dem Deckel. Die Enden der Röhren sind geschlossen und nur eine Reihe kleiner Öffnungen läßt der Flüssigkeit einen Ausweg zum Ausfließen. Das Röhrenkreuz ist in dem oben befindlichen Behälter drehbar und wird mittels einer Kraft in langsame Bewegung versetzt, wodurch die Vertheilung der Flüssigkeit möglichst gleichförmig stattfindet, und zwar regelmäßiger, als auf die gewöhnliche Weise.

Die Lufterneuerung geschieht von Oben nach Unten mittels einer hydraulischen Pumpe. Was den Eintritt der Luft betrifft, so geschieht dieser durch dieselbe Öffnung im Deckel, durch welche das Zuflußrohr der Mischung eintritt, indem jene, viel weiter als der Röhrendurchmesser, dafür einen Zwischenraum läßt. Die Luftpumpe besteht im Wesentlichen aus zwei in einem Wasserbehälter umgestülpten Gefäßen, welche durch eine Kraft abwechselnd bis fast über den Spiegel des Sperrwassers gehoben und wieder gesenkt werden, sodaß beide in jedem Momente genau die entgegengesetzte Stellung einnehmen. Beim Aufsteigen wird also die Luft streben, in das Gefäß einzudringen, beim Niedergehen daraus zu entweichen. Vermöge dieser Vorrichtung wird nun zum Einfüllen des aufsteigenden Gefäßes Luft aus dem Fasse verwendet und

beim Niedergehen genöthiget, durch das Sperrwasser zu entweichen. Dicht unter dem Doppelboden ist seitwärts durch die Dauben ein Luftsaugrohr eingelassen, welches bis zum Centrum des Fasses ragt, um dort auszumünden; damit die saugende Wirkung sich mehr über den Querschnitt des Fasses ausbreite, ruht über dieser Mischung, parallel mit dem Boden, eine Scheibe von etwa 5 Fuß Durchmesser, welche zugleich das herabträufelnde Essiggut verhindert, in das Luftrohr zu gelangen. Der außer dem Fasse befindliche Theil desselben geht nach der hydraulischen Pumpe, um sich vor derselben in zwei Schenkel zu theilen, von denen jeder in den Boden eines der Respirationsgefäße mittels eines nach Innen sich öffnenden Ventils eintritt. Neben diesem ist ein zweites Ventil, aber mit entgegengesetzter Bewegung, angebracht und zwar so eingerichtet, daß es sich erst dann öffnet, wenn es unter den Wasserspiegel getreten ist. Das Spiel dieses einfachen Mechanismus ist leicht verständlich. Beim Aufsteigen tritt die Luft aus dem Fasse in das Saugrohr und füllt das Gefäß; nach vollbrachtem Niedergange läßt das zweite Ventil die aufgesaugte Luft durch das Wasser entweichen. Während sich das erste Gefäß füllt, ist das zweite im Entleeren begriffen, die Pumpe wirkt also stetig.

Die Vortheile dieser Einrichtung sind leicht einzusehen. Die durch die Säurung des Alkohols entwickelte Wärme wird viel vollständiger zusammengehalten. Die Zertheilung der Mischung ist vollkommen gleichförmig und ohne Unterbrechung. Die Lufterneuerung hängt ferner nicht von der Temperatur des Fasses ab, sondern kann beliebig regulirt werden.

Der Verlust, welcher bei dem teutschen Verfahren 7—10 Proc. beträgt, wird bei der neuen englischen Methode auf 0 reducirt.

Daß der Essigbildungsproceß ein Oxydationsproceß des Alkohols durch die atmosphärische Luft sei, haben wir schon oben angegeben, und daselbst auch schon erwähnt, daß Liebig diesen Oxydationsact, den er eine Verwesung des Alkohols nennt, theoretisch näher beleuchtet hat. Wir werden jetzt, nachdem uns die älteren und neueren Verfahren der Essigbereitung bekannt geworden sind, noch näher eingehen auf Liebig's treffliche Mittheilung im J. 1837 (s. a. a. O.).

Die Zusammensetzung des Alkohols ist durch die Formel $C_4H_{10}O + Aq$, die der Essigsäure durch $C_4H_6O_3 + Aq$ bezeichnet. Die Essigsäure enthält also 4 At. Wasserstoff weniger und 2 At. Sauerstoff mehr als der Alkohol; um diese 4 At. Wasserstoff vom Alkohol hinwegzunehmen, sind 2 At. Sauerstoff erfoderlich, wodurch nun 2 At. Wasser entstehen und eine Substanz gebildet ist, welche die chemische Formel $C_4H_6O + Aq$ erhält. Diese Substanz, nach Liebig das erste Erzeugniß bei dem Essigbildungsprocesse, ist von Poggendorff Aldehyd genannt worden; dieses oxydirt sich durch Aufnahme von 2 At. Sauerstoff zu Essigsäure $= C_4H_6O_3 + Aq$. Bei einer zweckmäßigen Einrichtung der Apparate zur Schnellessigfabrication, und bei Vereinigung aller der Essigbildung günstigen Umstände erhält man aus 63 Maß Branntwein von 50 Proc. Tralles verdünnt mit 2230 Pfund Wasser nur 560 Maß Essig, von welchem die Unze 30 Gran kohlensaures Kali sättigen; nach einer stöchiometrischen Berechnung muß 1/10 mehr erhalten werden. Liebig stellt nun durch Berechnungen fest, wie unerläßig es sei, die atmosphärische Luft in den Essigstuben zu erneuern; über jedem Essigbilder müssen, zum Abflusse der Luft, entweder an der Decke, oder an der Seitenwand Öffnungen angebracht werden, deren Oberfläche gleich ist der Oberfläche der Luftlöcher in dem oberen Boden der Essigbilder, und für die hinzutretende Luft müssen an dem unteren Theile der Wände Öffnungen sein, welche im Winter etwas kleiner sein können, als die unteren Luftlöcher der Essigbilder. Liebig macht ferner den Fabricanten auf die Bedingung aufmerksam, daß die Öffnungen in dem oberen Boden der Essigbilder, aus welchen die zur Oxydation gediente Luft, austritt, genau in dem Verhältniß zur atmosphärischen Luft stehen müssen, welche stündlich das Faß zu passiren hat, und daß die unteren Luftlöcher der Essigbilder zusammengenommen nicht kleiner sind, als die oberen. Endlich gibt Liebig auch die Ursache an, warum bei einem schlechten Gange der Weingeist verschwindet, ohne ein Äquivalent von Essigsäure zu geben. Diese Ursache liegt nun völlig in der Bildung und dem Verhalten des Aldehyds. Bei einer guten Einrichtung der Essigbilder ist nun Sauerstoff genug vorhanden, um den Alkohol in Aldehyd zu bilden und diesen in Essigsäure zu oxydiren. Tritt aber ein Mangel an Sauerstoff ein, so wird der Proceß nur bis zur Aldehydbildung vorwärts schreiten, und das Aldehyd wird, wenn es sich nicht oxydiren kann, bei seiner außerordentlichen Flüchtigkeit durch die entsauerstoffte Luft dem Essigbilder entführt, und nur ein kleiner Theil wird in dem noch fertigen Essig zurückbleiben. Liebig hat zuerst das Vorhandensein des Aldehyds in dem Essig, welcher bei schlechter Luftleitung entstanden war, nachgewiesen.

Eigenschaften. Guter Essig hat einen angenehm sauren Geschmack, einen erfrischenden Geruch, enthält keinen Alkohol mehr, wol aber manchmal etwas Essigäther; er ist ohne Veränderung mit Wasser und Weingeist in jedem Verhältnisse mischbar. Im Essig bemerken wir die Wirkung der reinen Essigsäure mehr oder weniger, je nachdem derselbe stärker oder schwächer ist. Wird der Essig in Gefäßen aufbewahrt, in welchen er mit Luft in Berührung kommt, die zu- und abfließen kann, so wird er unklar, und es sammelt sich darin nach und nach eine gallertartige zusammenhängende Masse, die sich schlüpfrig anfühlt, aufgequollen ist, und aus der man die darin enthaltene Flüssigkeit nicht auspressen kann; sie ist im feuchten Zustande ganz undurchsichtig und schleimig, enthält viel eingesogenen Essig, und trocknet nach und nach zu einer durchsichtigen, gelblichen, einer thierischen Membran ähnlichen Haut ein. Sie entsteht aus den Bestandtheilen der Essigsäure im Essig, sodaß dieser um so schwächer wird, je mehr von jener sich bildet; so bildet sie sich auch in den Gefäßen der Kaufleute, welche etwa unter den Zapffässern stehen. Man nennt diese beschriebene Masse im gewöhnlichen Leben Essigmutter (s. diesen Artikel). Ferner bildet sich in dem Essig auch

wol ein eigenes Infusionsthierchen, der sogenannte Essigaal, Vibrio Aceti, den man bisweilen schon mit bloßem Auge wahrnehmen kann. — Um Essig in Flaschen länger unverändert aufzubewahren, räth man, ihn siedend heiß in die Flaschen zu füllen, oder die damit gefüllten Fläschen in einen Kessel mit Wasser zu stellen, worin man das Wasser nach und nach bis zum Sieden erhitzt, eine Viertelstunde hindurch siedend erhält, und die Flaschen erst, nachdem man sie luftdicht verstopft hat, aus dem heißen Wasser zu nehmen. Wie die Essigsäure, so ist schon der gemeine Essig ein Lösungsmittel für viele Stoffe; er löst, doch nur unter Mitwirkung der Luft, mehre Metalle auf, ohne Theilnahme der atmosphärischen Luft manche Metalloxyde, und nimmt eine Menge organischer Stoffe ohne Zersetzung derselben in sich auf. Aus diesem Grunde findet er nicht nur Anwendung in der Haushaltung, sondern auch in der Technik, z. B. als Belebungsmittel vieler Farben, als Beizmittel, zur Bereitung des Bleizuckers, des Grünspans und vieler anderer essigsaurer Salze, indirect zur Anfertigung der Essigsäure in ihrer verschiedenen Concentration u. s. w. In Verbindung mit Zucker, Honig, Gewürzen und anderen Substanzen liefert der Essig die sogenannten medicinischen Essige (Aceta medicata). Sie werden durch mehrtägige Digestion vegetabilischer Substanzen erhalten. Die jetzt noch gebräuchlichen medicinischen Essige lassen sich in zwei Classen theilen, in solche, welche drastische und narkotische Stoffe enthalten, wohin der Meerzwiebel-, Herbstzeitlosen- und Nieswurzelessig gehören, und in solche, die aromatisch-bittere Stoffe, ätherische Öle und Farbestoff aufgelöst enthalten, wohin der aromatische Essig (Pestessig, Essig der vier Räuber), der Rosen- und Himbeeressig gehören. Alle diese Essige sind dem Verderben leicht unterworfen und müssen deshalb in gut verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden.

Den destillirten Essig (Acetum destillatum) erhält man durch Destillation des gemeinen Essigs mit Zusatz von etwas frisch geglühter Kohle aus kupfernen Blasen mit zinnernem Helme und dergleichen Kühlapparat, im Kleinen besser aus Glasgefäßen. Der destillirte Essig ist farblos, in seinem Essigsäuregehalt etwas schwächer als der gemeine Essig. Er ist eine sehr verdünnte Essigsäure, frei von allen fremdartigen Bestandtheilen, die wir im Wein-, Cideressig u. s. w. angemerkt haben, und dadurch zu manchen technischen und pharmaceutischen Operationen unentbehrlich, und nicht durch den gemeinen Essig zu ersetzen, welcher durch seinen Farbestoff, Schleim, Kleber, Extractivstoff und durch seine Salze nachtheilig einwirken würde.

Der concentrirte Essig (Acetum concentratum) ist ein destillirter Essig, der an reiner Essigsäure reicher ist, als Acetum destillatum. Er wird in den pharmaceutischen Laboratorien zum medicinischen Gebrauche angefertigt, enthält bei einem specifischen Gewicht von 1,035—1,045 etwa 15—20 Proc. reiner Essigsäure, ist wie der destillirte Essig farblos, und verräth einen stärkeren Essiggeruch. Gewöhnlich stellt man ihn durch Zerlegung eines essigsauren Salzes, z. B. des essigsauren Bleioxyds, oder des essigsauren Natrons durch Schwefelsäure mit Anwendung eines Destillationgefäßes dar.

Stahl gab schon 1697 an, den gemeinen Essig durchs Gefrieren zu concentriren (Acetum per frigus concentratum), indessen ging bei diesem Verfahren nicht allein viel Essigsäure verloren, welche zwischen den Eiskrystallen haftete, sondern der concentrirte Essig enthielt noch alle die fremdartigen Theile und Verunreinigungen, welche sich in dem rohen Essig vorfinden, und der Grad der Concentration war verschieden und unbestimmt. Stahl empfahl 1723 die Zersetzung des essigsauren Kali's durch Schwefelsäure im Destillationsgefäße, Westendorff bediente sich 1772 des essigsauren Natrons, und der auf diese Weise bereitete concentrirte Essig erhielt den Namen: Westendorff'scher Essig. Im J. 1804 lehrte Buchholz die zweckmäßige Benutzung des essigsauren Bleies zur Anfertigung des concentrirten Essigs. Schon im 15. Jahrh. hatte man ein Präparat durch trockene Destillation des Bleizuckers und Grünspans unter dem Namen: Grünspanessig, Blei- oder Kupfergeist, Acetum acerrimum, eingeführt; dieses Destillationserzeugniß ist, abgesehen von den leicht möglichen metallischen Verunreinigungen, keine reine verdünnte Essigsäure, sondern enthält noch andere Stoffe.

Die reine Essigsäure, Acidum aceticum, Alkohol Aceti, lehrte 1789 Lowitz durch Zersetzung des getrockneten essigsauren Kali's mittels sauren, schwefelsauren Kali's, und 1800 durch Zerlegung von 3 Theilen trockenen essigsauren Kali's durch 4 Theile concentrirte Schwefelsäure, bereiten; er nannte die erhaltene Säure Eisessig, Acetum glaciale. Jetzt ist in vielen Pharmakopöen der Bleizucker zur Darstellung der Essigsäure vorgeschrieben. Ein zweckmäßiger Destillationsapparat und Aufmerksamkeit verhindert die Verunreinigung der Säure durch Blei. Soll die Säure im höchsten Grade concentrirt dargestellt werden, so muß das dazu anzuwendende Bleisalz gehörig verwittert sein; am zweckmäßigsten ist es, hierzu Gebrauch von einer Luftpumpe zu machen, um das feingeriebene Bleisalz im luftleeren Raume verwittern zu lassen.

Es ist indessen noch nicht gelungen, die Essigsäure im wasserfreien Zustande darzustellen; im höchsten Grade der Concentration enthält sie 14,89 Proc. Wasser. In diesem Zustande bildet sie eine farblose, durchdringend und angenehm sauer riechende, scharf sauer schmeckende Flüssigkeit, von 1,063 specifischem Gewicht, raucht schwach an der Luft, siedet bei + 120°, ist entzündlich und brennt mit blauer Flamme, krystallisirt unter + 5° in glänzenden, durchsichtigen Blättern. Interessant ist es, daß ein Gemisch von gleichen Theilen Säure und Wasser ebenfalls, wie die reine Säure, ein specifisches Gewicht von 1,063 besitzt.

Die Essigsäure besteht aus 47,536 Theilen Kohlenstoff, 5,822 Theilen Wasserstoff und 46,642 Theilen Sauerstoff; diese Zusammensetzung entspricht der Formel $4C.6H.3C$. Man bezeichnet sie gewöhnlich mit $\bar{A}$.

Die Sättigungscapacität der Essigsäure ist ⅓ ihres Sauerstoffgehaltes, d. h. 15,547.

Sie kann als die höchste Orydationsstufe des Acetyls betrachtet werden $= 4C.6H + 3O$.

Die Essigsäure wird blos als Riechmittel gegen ansteckende Seuchen und zur Wiederbelebung Ohnmächtiger benutzt; sie kommt in kleinen Fläschchen zuweilen im Handel unter dem Namen des sauren Riechsalzes (Sel de vinaigre) vor. Sie ist ein Lösungsmittel für mehre organische Stoffe, zum Beispiel Kampher, Pflanzenleim, Gummiharze, Harze, den Faserstoff des Blutes, Eiweiß u. s. w. Solche Lösungen finden medicinische Anwendung; man findet in den Pharmakopöen: Acidum aceticum aromaticum, welches eine Auflösung mehrer ätherischer Öle in concentrirtester Essigsäure ist; nach der preußischen Pharmakopöe werden in 1 Unze Essigsäure aufgelöst: Nelkenöl 1 Drachme, Lavendel- und Citronenöl, von jedem 2 Scrupel, Bergamotten- und Thymianöl, von jedem 1 Scrupel und Zimmtöl zehn Tropfen. Acidum aceticum aromatico-camphoratum ist eine Auflösung von ½ Drachme Kampher, 20 Tropfen Nelken- und 10 Tropfen Citronenöl in 4 Unzen Essigsäure. Der sogenannte englische Gewürzessig (Acetum aromaticum anglicum) hat eine ganz ähnliche Zusammensetzung.

Essigsäure (physiologisch). Die Säure wird in organischen Körpern angetroffen, doch beiweitem nicht so häufig, als man früher glaubte. Frühere Chemiker haben die, besonders im thierischen Körper, viel verbreitetere Milchsäure für Essigsäure gehalten. Simon fand freie Essigsäure in einem bei Salivation in großen Mengen entleerten Speichel und in der Blasenflüssigkeit beim Pemphigus. Gmelin und Tiedemann fanden sie frei im sauren Magensafte; Thénard im Schweiß und in der Milch. Außerdem sind von mehren Chemikern essigsaure Salze im Schweiße gefunden worden.

Chemische Prüfung des Essigs. Sie hat zum Zweck: einerseits die Ermittelung des procentischen Essigsäuregehaltes, anderseits die Erforschung etwaniger Verfälschungen und Verunreinigungen. Der Geschmack und das Aräometer sind nur unzuverlässige Mittel zur Erforschung des Säuregehalts. Nachstehende Tabelle ist von van der Toorn (*Berz.* J. Ber. XVI, 192; auch Journ. für prakt. Chem. 1835. III, 171); sie zeigt die Menge wasserfreier Säure in Essigsäure von jedem Grade der Concentration zwischen reinem Wasser oder der wasserhaltigen Essigsäure in Vergleich mit den specifischen Gewichten dieser verschiedenen Mischungen, wobei Wasser von + 15° C. als Einheit angenommen wurde.

Wasserfreie Säure in Procenten.	Specifisches Gewicht.	Wasserfreie Säure in Procenten.	Specifisches Gewicht.
1	1,0019	5	1,0089
2	1,0037	6	1,0107
3	1,0055	7	1,0124
4	1,0072	8	1,0141
9	1,0159	48	1,0675
10	1,0177	49	1,0683
11	1,0194	50	1,0691
12	1,0211	51	1,0698
13	1,0228	52	1,0705
14	1,0245	53	1,0711
15	1,0261	54	1,0717
16	1,0277	55	1,0723
17	1,0293	56	1,0729
18	1,0310	57	1,0735
19	1,0326	58	1,0740
20	1,0342	59	1,0745
21	1,0358	60	1,0749
22	1,0375	61	1,0753
23	1,0389	62	1,0756
24	1,0404	63	1,0759
25	1,0419	64	1,0762
26	1,0433	65	1,0764
27	1,0447	66	1,0765
28	1,0460	67	1,0766
29	1,0472	68	1,0766
30	1,0485	69	1,0766
31	1,0498	70	1,0765
32	1,0510	71	1,0763
33	1,0522	72	1,0759
34	1,0539	73	1,0754
35	1,0546	74	1,0748
36	1,0558	75	1,0741
37	1,0569	76	1,0732
38	1,0580	77	1,0722
39	1,0591	78	1,0710
40	1,0601	79	1,0696
41	1,0611	80	1,0681
42	1,0621	81	1,0664
43	1,0631	82	1,0646
44	1,0640	83	1,0626
45	1,0649	84	1,0603
46	1,0658	85	1,0574
47	1,0667	85,5	1,0570

Gewöhnlich bedient man sich zur Ermittelung des Säuregehaltes des bekannten Sättigungsvermögens der Essigsäure gegen eine bestimmte Base, wozu man meistens das frisch geglühte, reine, kohlensaure Kali wählt; 100 Theile dieses Salzes bedürfen genau 74⅛ Theile wasserfreier Essigsäure zur Neutralisation. Der gewöhn-

liche gute Essig soll in der Regel so stark sein, daß 4 Loth = 960 Grane desselben zur Neutralisation von 1 Quentchen trockenen kohlensauren Kali's hinreichen, und folglich soll derselbe sehr nahe 4½ Proc. reine Essigsäure enthalten; 13 Grane kohlensaures Kali zeigen hiernach in 4 Loth Essig immer 1 Proc. wasserleerer Essigsäure an. Man kann also sehr leicht aus der zur Neutralisation verbrauchten Menge des kohlensauren Kali's die Menge der wahren Essigsäure erkennen. Am besten verfährt man hierbei in folgender Weise: man wägt in einem geräumigen Glase 4 Loth von dem Essig ab, fügt von einer abgewogenen Menge in Wasser gelösten, frisch geglühten kohlensauren Kali's (13 Theile kohlensaures Kali auf 37 Theile Wasser) unter fortwährendem Umrühren mit einem Glasstabe so lange hinzu, bis ein herausgenommener Tropfen auf rothes Lackmuspapier eine bläuliche Färbung hervorzubringen anfängt, dann hört man mit dem Vermischen auf, und wägt hierauf, um zu erfahren, wie viel man von der alkalischen Lösung verbraucht hat; 50 Gran der Lösung, welche 13 Granen trockenen kohlensauren Kali's gleichkommen, werden also nach Obigem 1 Proc. reiner Essigsäure entsprechen. Um jeder Wägung überhoben zu sein, kann man sich hierzu genau gearbeiteter Meßröhren bedienen. Die Meßröhre, welche gegen 300 Grane von der Probeflüssigkeit zu fassen vermag, läßt man in 100 Theile graduiren. Man multiplicirt die zur Neutralisation des Essigs verbrauchten Volumtheile mit 6, dividirt den Factor mit 100 und erhält nun als Quotient den procentischen Gehalt des Essigs an reiner Essigsäure. Man habe z. B. 67 Volumtheile von der Probeflüssigkeit verbraucht, so ergibt dies $\frac{67 \times 6}{100} = 4$ Proc. Essigsäure. Ein ähnliches Verfahren mit Anwendung von Ätzammoniakflüssigkeit statt der Lösung des kohlensauren Kali's beschreibt Otto (über ein Instrument zur Bestimmung des Säuregehaltes im Essig; von Otto im Journ. für techn. und ökon. Chem. 1832. XIV, 159). Otto findet das kohlensaure Kali oder Natron, das Ätzkali und Ätznatron weniger anwendbar zu diesem Zwecke, als das Ätzammoniak. Das von Völker zur Neutralisation empfohlene Kalkwasser ist unsicher, weil dasselbe nicht immer gleichviel Kalk enthält.

Die Verunreinigungen des Essigs sind nun entweder absichtliche oder zufällige.

Die absichtlichen Verunreinigungen des Essigs haben zum Zweck, denselben wegen geringen Gehaltes an Essigsäure durch Zusatz von Säuren, oder durch Zusatz von verschiedenen scharfen Stoffen saurer zu machen.

Scharfe Pflanzenstoffe durch den Gebrauch von Kellerhalsbeeren, Seidelbastrinde, spanischem Pfeffer, Ingwer, Senf u. dgl. kann ein Geübter oft schon durch den Geschmack erkennen; zuverlässiger überzeugt man sich aber davon, wenn man den Essig genau mit kohlensaurem Kali neutralisirt und die so erhaltene Flüssigkeit bei sehr gelinder Wärme zur Syrupsdicke verdampft. War der Essig frei von diesen Substanzen, so besitzt die zurückbleibende Masse einen milden salzigen Geschmack; brennend und scharf ist er aber, wenn der Essig mit den oben erwähnten Vegetabilien in Berührung gewesen war.

Nicht zu selten ist die Vermischung des Essigs mit billigen Mineralsäuren, mit Schwefelsäure, Salzsäure, Salpetersäure. Nach Angabe des Professors Kühn gibt der Brechweinstein, in concentrirter Auflösung angewandt, ein sehr gutes, brauchbares Mittel ab, um alle freien Mineralsäuren, welche als Verfälschungsmittel angewandt worden sind, sogleich zu entdecken. Schwefelsäure, Salzsäure und Salpetersäure, soweit mit Wasser verdünnt, daß man noch einen sauren Geschmack bemerkt, geben damit nach einer halben Stunde eine deutliche Trübung; die Salze dieser Säuren, welche im Essig vorkommen könnten, geben bei ziemlicher Concentration keinen Niederschlag damit. Freie Weinsteinsäure erzeugt in einer höchst concentrirten Auflösung zwar eine Trübung und nach einiger Zeit einen krystallinischen Niederschlag, bei gehöriger Verdünnung aber gibt sie damit weder eine Trübung, noch einen Niederschlag (Schweigger's Jahrb. der Chem. XXIX, 372). A. v. Bonsdorff behauptete, daß das Fernambukpapier als ein sehr sicheres Mittel dienen könne, mehre Säuren zu erkennen und von einander zu unterscheiden; namentlich gibt er an, daß man mittels dieses Reagens in Essig noch 0,005 Schwefelsäure entdecken könne (Jahrb. der Chem. und Phys. 1822. XXXV. S. 329). Pleischl glaubte hierin ein gutes Mittel zu erblicken, um freie Schwefelsäure bei Untersuchung von Essigen entdecken zu können (Baumgärtner und Ettinghausen, Zeitschr. für Phys. und Math. X, 388); er stellte zahlreiche Versuche an, um den Werth des Fernambukpapiers zu diesem Zwecke zu prüfen, und wies nach, daß das Fernambukpapier nicht geeignet sei, als Reagens bei Essigprüfungen zu dienen. Denn der echte Weinessig enthält Weinstein, der Cideressig enthält Äpfel- und Citronensäure, der Getreideessig Phosphorsäure, und dies sind Substanzen, welche in der Lösung das Fernambukpapier gelb färben, wie es die verdünnte Schwefelsäure thut.

Behufs der Prüfung des Essigs auf Schwefelsäure und Salzsäure verdünnt man den Essig mit der zehnfachen Menge destillirten Wassers und setzt dann zu einer Probe davon etwas Chlorbaryumlösung und zu einer anderen die Lösung des salpetersauren Silbers. Eine in beiden Fällen entstehende Trübung, welche durch Zusatz von verdünnter Salpetersäure nicht verschwindet, sondern sich zu einem Niederschlage sammelt, zeigt im ersten Falle Schwefelsäure, im zweiten Salzsäure an. Die vorherige Verdünnung des Essigs ist nothwendig; denn wollte man diese nicht vornehmen, so würden in Folge des Gehaltes eines jeden rohen Essigs an schwefelsauren und salzsauren Salzen, und bei der Empfindlichkeit der genannten Reagentien, die beschriebenen Reactionen eintreten, ohne daß der Essig betrügerisch verfälscht zu sein brauchte.

Eine sehr zuverlässige Probe, welche sich durch Einfachheit zugleich empfiehlt, ist die von Runge angegebene Zuckerprobe. Man bedeckt nämlich ein Gefäß, in welchem Wasser siedet, mit einer weißen Untertasse, streicht etwas

Zuckerlösung darauf, und fügt, wenn diese eingetrocknet ist, einen oder zwei Tropfen des zu prüfenden Essigs hinzu und läßt bei derselben Temperatur verdunsten. Reiner Essig bewirkt keine Schwärzung, wenn sie aber erfolgt, so enthält der Essig freie Schwefelsäure. Ein besonders durch Pleischl (Journ. für techn. und ökon. Chem. 1832. XIII, 41) geprüftes Verfahren besteht in Folgendem: Man verdunstet etwa ½ Pfund des zu prüfenden Essigs bis zur Syrupsdicke, und unterwirft den Syrup der Destillation aus einer gläsernen Retorte; einen Theil des Destillates prüft man durch Silberlösung auf Salzsäure, einen anderen nach Vermischen mit reinem Chlorwasser durch Chlorbaryum auf Schwefelsäure. Wird das Destillat durch diese Reagentien nicht verändert, so war der Essig frei von Salzsäure und Schwefelsäure.

Zur Entdeckung der Salpetersäure im Essig benutzt Runge die Eigenthümlichkeit dieser Säure, thierische Stoffe gelb zu färben. Man bringt in einem kleinen Topfe Wasser zum Sieden, bedeckt denselben mit einer weißen Untertasse, welche durch die Wasserdämpfe eine Temperatur von 100° C. bekommt, legt einige geschabte Federkielspäne darauf und bringt einige Tropfen von dem zu prüfenden Essig damit in Berührung; werden diese Späne gelb, noch ehe der Tropfen eingetrocknet ist, so deutet dies auf viel Salpetersäure, erscheinen sie erst nach dem Trocknen gelb, so enthielt der Essig nur wenig Salpetersäure. Auch mittels metallischen Kupfers läßt sich die Gegenwart der Salpetersäure erkennen. Man übergießt etwas fein gefeiltes Kupfer mit etwa 4 Loth von dem zu prüfenden Essig in einem Probirkölbchen, verbindet dasselbe mit einem Gasleitungsrohre, dessen äußerer Schenkel in eine concentrirte Auflösung von schwefelsaurem Eisenoxydul mündet, und erhitzt den Kolben bis zum Sieden des Essigs; im Fall der Essig Salpetersäure enthält, entbindet sich Stickoxydgas, welches die Eisenoxydulauflösung braun färbt. Endlich kann man die Salpetersäure im Essig auch daran erkennen, wenn man eine Portion Essig mit einigen Tropfen Indigolösung färbt und das Gemisch bis zum Kochen erhitzt; bei Gegenwart von Salpetersäure verschwindet die blaue Farbe.

Um zu ermitteln, ob ein Essig absichtlich mit irgend einer starken Pflanzensäure, z. B. mit Weinsteinsäure oder mit Kleesäure, verfälscht ist, läßt man etwa ½ Pfund desselben in einer Porzellanschale bei gelinder Wärme verdunsten, übergießt hierauf den Rückstand in einem Becherglase mit rectificirtem Weingeist. Nach längerem Stehenlassen in der Wärme filtrirt man, und vermischt das Filtrat mit Wasser, läßt dann den Weingeist verdunsten. Der wässerige Rückstand wird filtrirt, wenn er nicht klar sein sollte, in zwei Theile getheilt, der eine mit kohlensaurem Kali neutralisirt und die zweite saure Hälfte dann zugefügt. Bei Vorhandensein von Weinstein- und Kleesäure bildet sich in kürzerer oder längerer Zeit ein krystallinischer Niederschlag von doppelt weinsteinsaurem oder kleesaurem Kali. Das letztere ist besonders daran erkenntlich, daß es beim Erhitzen auf Platinblech ohne Verkohlung in kohlensaures Kali sich verwandelt.

Zufällige Verunreinigungen des Essigs entstehen von der Nachlässigkeit und Unreinlichkeit des Fabrikanten und Kaufmannes, und besonders wichtig sind hier die Verunreinigungen mit **Metallen**. Er kann sehr leicht etwas von den bei seiner Bereitung gebrauchten bleiernen, kupfernen, messingnen oder eisernen Geräthschaften aufgelöst haben, wodurch er giftige Eigenschaften erhält. Nicht selten wird der Essig dadurch kupferhaltig, daß man sich zum Abziehen desselben eines Messinghahnes bedient. Um den Essig auf die eben genannten metallischen Verunreinigungen im Allgemeinen zu prüfen, verfährt man am sichersten folgendermaßen: Man leitet in 12—16 Unzen des verdächtigen Essigs, zu welchem man noch etwa ½ Unze reine Salzsäure hinzusetzt, Schwefelwasserstoff bis zum starken Vorherrschen des Geruchs und läßt das Gefäß an einem mäßig warmen Orte 2—12 Stunden stehen. Ist nach Verlauf von 12 Stunden kein Niederschlag entstanden, so war der Essig sicher frei von Blei, Kupfer und allen aus sauren Flüssigkeiten durch Schwefelwasserstoff fällbaren Metallen. Im Fall ein Niederschlag entstanden sein sollte, sammelt man diesen in einem Filter, wäscht ihn mit Wasser aus, löst ihn im Kölbchen mit etwas reiner Salpetersäure, verdünnt die Lösung mit einigen Tropfen destillirten Wassers, und prüft nun portionweise auf: **Kupfer** durch Zusatz einiger Tropfen aufgelösten Kaliumeisencyanürs; entsteht eine bräunliche Färbung und nach und nach ein ähnlich gefärbter Niederschlag, so ist das genannte Metall vorhanden.

Blei durch Zusatz verdünnter Schwefelsäure; bei Gegenwart von Blei erzeugt sich eine weiße Trübung, endlich ein weißer Niederschlag.

Um den Essig auf Zink zu prüfen, muß man die mit Schwefelwasserstoff behandelte und von dem hierbei etwa erhaltenen Niederschlage abfiltrirte Flüssigkeit bis auf die Hälfte verdunsten, sodann mit einem Überschuß von Ammoniakflüssigkeit versetzen, abermals filtriren, wenn hierdurch eine Trübung oder ein Niederschlag entstanden sein sollte, und die ammoniakalische Flüssigkeit von Neuem mit Schwefelwasserstoffgas anschwängern. Nur im Falle jetzt eine weiße Trübung oder ein weißer Niederschlag entsteht, enthält die Flüssigkeit Zink.

Endlich wollen wir noch der Prüfung des Essigs auf Aldehyd gedenken, welche Substanz (s. oben) in der durch Schnellbereitung gewonnenen Säure enthalten sein kann. Zwei Maß Essig werden in einer Retorte, bei guter Abkühlung, der Destillation unterworfen; man läßt etwa ¹⁄₁₀ Maß übergehen und erhitzt eine kleine Quantität des Destillats in einer Glasröhre mit etwas Kalilauge; färbt sich die Flüssigkeit weingelb, gelb, gelbbraun, braun, dunkelbraun, so steht der Aldehydgehalt in demselben Verhältniß wie diese Färbungen; ferner werden die Wände des Probirglases mit metallischem Silber überzogen, wenn man aldehydhaltigen Essig mit etwas salpetersaurem Silberoxyd unter Zusatz einiger Tropfen Ammoniak erwärmt. (*Steinberg.*)

ESSIG (medicinisch). Der Essig wirkt, vermöge der Essigsäure, im Ganzen wie die Pflanzensäuren auf

den menschlichen Körper. Am meisten stimmt seine Wirkung mit jener der Weinsteinsäure und Citronensäure; doch ist sie flüchtiger. Der Essig gehört zu den kühlenden, den Durst mildernden Mitteln; er stimmt die Aufregung und Reizbarkeit im Gefäßsysteme herab, befördert die Thätigkeit der Nieren und der Haut, wirkt antiseptisch. Die Digestion wird durch einzelne Gaben des Essigs nicht gestört; wol aber wirken größere Gaben, und besonders häufiger Genuß des Essigs, leicht nachtheilig auf die Verdauung. Es entstehen dann leicht örtliche Verhärtungen im Magen und Abmagerung. Personen, die anhaltend und reichlich Essig genießen, bekommen leicht ein sehr blasses Aussehen. Durchs Trinken einer etwas größern Menge Essig soll bisweilen die Menstruation plötzlich gestopft werden.

Die innerliche Benutzung des Essigs findet statt:

1) Als beruhigendes Mittel bei Blutwallungen, sowie bei entzündlichen Fiebern; hauptsächlich als Zusatz unter kühlendes Getränk. Bei Fiebern mit fauligem Charakter ist der Essig zwar auch vielfach gerühmt worden, aber gewöhnlich in Verbindung mit aromatischen Substanzen, die dabei wol mehr in Betracht kommen, als der Essig. Wo es bei diesen Fiebern auf Säure ankommt, da verdienen gewiß die mineralischen Säuren den Vorzug.

2) Bei Abnormitäten der Leberabsonderung, besonders wenn zugleich Plethora abdominalis dabei besteht.

3) Als Antidotum bei giftiger Einwirkung narkotischer und scharfer Substanzen, nach Kerner auch des Wurstgiftes, nachdem zuvor die Entleerung des Magens bewirkt worden ist. Auch gegen die Vergiftungszufälle von Kohlendampf ist Essig empfohlen worden, sowie bei Bleikolik.

4) Bei passiven Blutungen, namentlich bei Haemorrhagia uteri; aber auch bei Vomitus cruentus, bei Haemoptysis. Ferner beim Scorbut, beim Morbus maculosus *Werlhofii*.

5) Zur Beschränkung der Fettleibigkeit. In diesem Falle ist natürlich ein anhaltender Gebrauch des Essigs nöthig, der aber dann leicht desorganisirend auf den Magen einwirken kann.

6) Klose empfiehlt das Einbringen einiger Löffel Essig, um die Erscheinungen, wie sie bei höhern Graden der Berauschung von Spirituosis eintreten, zu beseitigen.

Man gibt den Weinessig unvermischt löffelweise, wenn er als Antidotum, oder bei Berauschten helfen soll. Für anhaltenden Gebrauch rechnet man zu Mixturen, die eßlöffelweise genommen werden, 1—2 Unzen gewöhnlichen, oder nach Umständen aromatischen Essig auf 6 Unzen Wasser. Zu kühlenden Getränken nimmt man 1—1½ Unze Essig auf 1 Pfund Wasser und versetzt diese Mischung noch mit Zucker oder Syrup; oder man läßt den sogenannten Sauerhonig theelöffelweise für sich, oder mit Wasser versetzt nehmen.

Äußerlich wird der Essig noch öfter benutzt, als innerlich, theils als Hauptmittel, theils als Nebenmittel. Die Mannichfaltigkeit der äußern Anwendung läßt sich nicht bequem nach den therapeutischen Indicationen aufzählen; besser ist es, dabei von der Form der Anwendung auszugehen. Man benutzt aber den Essig äußerlich:

1) In Dunstform. So dient er als belebendes Riechmittel bei Ohnmachten, bei hysterischen Krämpfen, bei Scheintod, wozu freilich die Essigsäure vor dem bloßen Essig den Vorzug verdient. Zur Entwickelung des Essigdunstes vermischt man z. B. 2 Drachmen trockenes essigsaures Kali mit 1½ Drachme Schwefelsäure; oder man benutzt das Acidum aceticum aromaticum, oder das Acidum aceticum aromatico-camphoratum der preußischen Pharmakopöe.

2) Als örtliches Waschwasser, bald für sich, bald mit Wasser oder Wein verdünnt, beim Sonnenstich, bei Kopfschmerz, bei Schwäche der Geschlechtstheile und häufigen Pollutionen, bei Insektenstichen, bei flechtenartigen Ausschlägen, bei leichten Quetschungen, Sugillationen, varikösen Anschwellungen, bei Vergiftungen durch Narcotica, bei fauligen Fiebern mit heißer, trockener Haut. Hierher gehört auch die Benutzung des Essigs als Waschmittel, um sich gegen Ansteckung zu schützen. Im letztern Falle, sowie bei fauligen Fiebern, ist aber ein aromatischer Essig vorzuziehen.

3) Zu Umschlägen, kalten sowol, als warmen. Wo man kalte Umschläge indicirt findet, da kann meistens auch Essig mit zugesetzt werden, und so bildet derselbe auch einen wesentlichen Bestandtheil der sogenannten Schmucker'schen Umschläge, zu denen man etwa 1 Pfund Essig auf 10 Pfund Wasser nimmt, welche Mischung dann noch mit einigen Unzen Salpeter und Salmiak versetzt wird. Warme Umschläge von reinem Essig, oder von Essig und Wasser, werden manchmal als zertheilendes Mittel bei Sugillationen, Extravasaten, Geschwülsten benutzt.

4) Als Injection bei Blutungen aus den weiblichen Geschlechtstheilen, aus der Nase, je nach der Empfindlichkeit der Theile mit mehr oder weniger Wasser verdünnt. Bisweilen benutzt man aber hier besser Tampons, die mit Essig befeuchtet werden. So hat man auch Essig unter die Einspritzungen in die Nabelschnur empfohlen, um die Lösung des Mutterkuchens zu befördern. Unpassend ist aber die Injection von Essig bei Hydrocele, um adhäsive Entzündung der Scheidenhaut des Hoden zu erregen.

5) Als Gurgelwasser, mit den passenden Zusätzen, bei Angina, bei scorbutischen Geschwüren, bei Salivation. Man rechnet hier ½—2 Unzen Essig auf 6—8 Unzen Wasser.

6) Als Klystier. Den einfachen Klystieren, durch welche blos Entleerung des Mastdarmes erzielt wird, setzt man selten etwas Essig zu; doch geschieht es wol bei eingeklemmten Brüchen. Dagegen wird Essig häufig unter Klystiere genommen, wenn bei krampfhaften, congestiven oder entzündlichen Affectionen einzelner Organe durch Klystiere eine starke Derivation beabsichtigt wird. Man rechnet dann 1—4 Unzen auf ein Klystier. Autenrieth empfahl Klystiere von Kleiendecoct mit Essig (soviel Löffel Weinessig, als das Kind Jahre zählt) gegen Croup. Auch bei Askariden benutzt man Essigklystiere.

7) Als Essigdämpfe. Diese benutzt man: a) als örtliches, zertheilendes, auflösendes Mittel, indem man die von kochendem gewöhnlichen oder aromatischen Essig aufsteigenden Dämpfe an Geschwülste, Verhärtungen, hydropische Ansammlungen, oder auch in die Nasenhöhle, bei Angina zum Schlunde leitet; b) zur Luftreinigung, indem man ebenfalls gewöhnlichen oder aromatischen Essig durch Kochen, oder durch Aufgießen auf ein heißes Blech verdunsten läßt.

8) Als Rubefaciens, seltener für sich allein, und dann in concentrirterer Form als Acetum concentratum oder als Essigsäure, häufiger als Zusatz zu Senfteigen.

Es gibt mehre pharmaceutische Präparate vom Essig, deren man sich in den geeigneten Fällen statt des bloßen Essigs bedienen kann: Sauerhonig (Oxymel simplex), 1 Theil Essig auf 2 Theile Honig; Himbeeressig, Rosenessig, Rautenessig (Acetum rubi idaei-rosarum-rutae); aromatischer Essig (Acetum aromaticum). Der aromatische Essig wird durch Digestion mehrer ätherischer, auch wol bitterer und abstringirender Pflanzenkörper mit Essig gewonnen (z. B. nach der preußischen Pharmakopöe Hb. roris marini, Hb. Salviae, Hb. Menth. piper. aa. ℥jj. Caryophyll., Rad. Zedoar., Rad. Angelic. aa. ℥ß, auf 6 Pfund aufgekochten Weinessig), und ersetzt hinreichend mehre früher gebräuchliche und unter verschiedenen Namen aufgeführte Essige, nämlich: Acetum bezoardicum, prophylacticum, antisepticum, pestilenziale, Vinaigre des quatre voleurs. — In einigen andern pharmaceutischen Essigen ist der Essig nur das Vehikel zum Ausziehen der wirksamen Stoffe, z. B. im Acetum Squillae, Acetum colchici.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

ESSIG, an dem Ohrbach, Dorf der Bürgermeisterei Olheim, des Kreises Rheinbach, in dem Regierungsbezirke von Cöln, vor 1794 aber in die Herrschaft Tomberg, zu ¾ dem von Dalwigk, zu ¼ dem Kurfürsten zu Pfalz, als Herzog von Jülich, gehörig, zählte 1815 nur 14 Häuser, mit einer Bevölkerung von 80 Köpfen, und war, von seinem Entstehen an, in das benachbarte Odendorf eingepfarrt. Das unweit des Dörfchens belegene Prämonstratenser-Frauenkloster Essig, oder, im Kanzleistyl, Marienstern auf dem Essig, wurde 1447 für Brigittennonnen gestiftet. Es kamen dieselben aus Sonnenberg, utrechter Sprengels, gefielen sich aber in der rauhen Eifellandschaft, bei kärglicher Ausstattung, nur wenig, sodaß sie, nach Verlauf von sieben Jahren, freudig die Gelegenheit ergriffen, dem traurigen Aufenthalte zu valediciren. An ihre Stelle traten Augustinernonnen, welche Erzbischof Hermann 1482 aus der Stadt Cöln nach dem Essig verpflanzte, auch der Aufsicht eines zeitlichen Pfarrherrn in Odendorf untergab. Streitigkeiten des Convents mit dem Pfarrer veranlaßten den Erzbischof Adolf zu einer abermaligen Veränderung; er übertrug 1551 die Aufsicht des Klosters dem Abte zu Steinfeld. Wie Jedermann bekannt, ist Steinfeld eins der Hauptklöster des Prämonstratenserordens gewesen; doch blieb dessenungeachtet ein ganzes Jahrhundert noch das Kloster Essig der alten Regel getreu, bis unter der Regierung der Äbtissin Helena Panhausen der Convent zu der Regel von Prämonstrat überging, und nach deren Vorschrift am 2. Mai 1666 die neuen Gelübde ablegte. Zehn Jahre vorher (1656) war die Kirche erbaut und von dem Weihbischof Stravius eingeweiht worden. Der Nonnen waren gewöhnlich 16; eine derselben, welche um ihrer Vergehungen willen zu ewigem Gefängniß verurtheilt, oder, nach dem Sprachgebrauche des gemeinen Lebens, eingemauert worden, befreiten die Franzosen (1794). Sie hatte den Verstand verloren. Das aufgehobene Kloster, sammt dem anliegenden Güterstocke, wurde von der französischen Domainenverwaltung gegen eine jährliche Pachtsumme von 3100 Franken ausgethan, dann 1804 um 50,000 Franken verkauft.

(*v. Stramberg.*)

Essigäther, s. Äther.

Essigbaum, s. Rhus typhina.

Essigdämpfe, s. Essig.

Essigdorn, s. Berberis.

ESSIGGEIST (chemisch), Aceton, ist ein Zersetzungsproduct der Essigsäure. Das Aceton entsteht, wenn Essigsäure einer gewissen höheren Temperatur ausgesetzt wird, wenn z. B. concentrirte Essigsäure in Dampfform durch ein schwach glühendes Rohr geleitet, besonders aber, wenn ein essigsaures Salz mit starker Basis bis zu dieser Temperatur erhitzt wird. Die Essigsäure zerlegt sich hierbei in Kohlensäure und Aceton; Essiggeist entsteht ferner beim Erhitzen eines innigen Gemenges von Kalk und Zucker. Am besten erhält man es durch Destillation eines Gemenges von 1 Theile gebranntem Kalk und 2 Theilen krystallisirtem essigsaurem Bleioxyd; die erhaltene Flüssigkeit wird über Chlorcalcium rectificirt.

Der Essiggeist ist nach Kane als ein Alkohol (alcool mésitique) $= C_6H_{10}O + Aq$ zu betrachten. Durch Destillation mit seinem halben Volum concentrirter Schwefelsäure gibt er eine knoblauchartig riechende Flüssigkeit $= C_6H_8$ (Mésitylène). Der Essiggeist absorbirt ferner salzsaures Gas sehr stark, und gibt damit eine aromatisch riechende Verbindung $= C_6H_{10}Ce_2$. Dem Aceton liegt nach Kane ein eigenthümliches Radical $= C_6H_{10}$ zum Grunde, welches er Mesytil nennt; das Aceton ist demnach Mesitylorydhydrat $= (C_6H_{10})O + Aq$. Der Essiggeist ist eine farblose, durchdringend und eigenthümlich riechende, beißend schmeckende, brennbare Flüssigkeit, welche bei + 55°,6 C. siedet und ein specifisches Gewicht von 0,792 besitzt.

Zeise (Journ. für prakt. Chem. 1840. XX. S. 193) hat eine Verbindung des Acetons mit Chlorplatin dargestellt, welche derselbe Acechlorplatin nennt, durch welche Verbindung die Ansicht Kane's über das Aceton sehr unterstützt wird. Löwig und Weidmann (Journ. für prakt. Chem. 1840. XXI, 54) haben von Neuem Untersuchungen über den Essiggeist angestellt, die Einwirkung des Kali's und des Kalium auf Aceton geprüft und die dadurch erhaltenen Producte untersucht. Sie glauben aufs Bestimmteste die Ansicht, Aceton sei ein eigenthümlicher Weingeist, widerlegt zu haben. — Der reine Essiggeist findet noch keine Anwendung.

(*Steinberg.*)

ESSIGMUTTER, wird diejenige schleimige gelatinose Masse genannt, welche sich bei der sauren Gährung auf der Oberfläche der gährenden Flüssigkeit und beim Stehen des Essigs an der Luft bildet (s. den Art. Essig). Kützing (Journ. für prakt. Chem. 1837. XI, 385) hat die Essigmutter von verschiedenartigen, der sauren Gährung unterworfenen, Flüssigkeiten untersucht, und sie stets in ihrer Bildung gleichartig gefunden. Der erste Anfang der Essigmutter besteht in einem dünnen, häutigen Anfluge, welcher die Oberfläche der gährenden Flüssigkeit überzieht; die weitere Ausbildung dieser Haut besteht darin, daß sie dicker, compacter und zusammenhängender wird; sucht man eine ausgebildete dicke Haut von Essigmutter in kleinere Theile zu trennen, so bemerkt man, daß die ganze Haut aus dicht neben einander liegenden, verticalen und zuweilen dichotomisch verästelten Frondes besteht, die an die ähnliche Bildung einiger Meeralgen, z. B. der Halymenia furcata, erinnern. Untersucht man den ersten häutigen Anflug unter dem Mikroskope, so sieht man, daß das Häutchen aus außerordentlich kleinen Kügelchen besteht, die um sechs Mal kleiner als die Hefekügelchen sind und einen Durchmesser von $^1/_{1000}$—$^1/_{1500}$ Linien haben. Meist sind die Kügelchen ohne bestimmte Ordnung an einander gefügt; sie werden von einem umhüllenden Schleime zusammengehalten, und sind nicht eigentlich zusammengewachsen. Da die Kügelchen mit ihrer schleimigen Umgebung inniger verschmelzen, so sieht man sie in der ausgebildeten Essigmutter weniger deutlich. (*Steinberg.*)

Essigrose, s. Rosa gallica.

Essigsäure, s. Essig.

ESSIGSAURE SALZE (chemisch). Sales acetici, Acetates. Mit den Basen erzeugt die Essigsäure die essigsauren Salze, welche mehr oder weniger leicht in Wasser und meistens in Weingeist löslich sind. In starker Hitze werden sie zerstört. Man erkennt die essigsauren Salze daran, daß sie in trockener Form, oder in sehr concentrirter Auflösung mit Schwefelsäure übergossen den stechend sauren Geruch der Essigsäure entwickeln. Im aufgelösten Zustande färben sie eine außerordentlich verdünnte Auflösung von Eisenchlorid immer noch erkennbar roth, indem essigsaures Eisenoxyd entsteht, dem diese Farbe eigenthümlich ist. Saure essigsaure Salze sind unbekannt. Officinelle essigsaure Salze sind: das essigsaure Kali, Natron, Ammoniak, Eisen-, Blei-, Kupfer-, Quecksilberoxyd, von welchen auch einige technische Anwendung finden.

Schließlich wollen wir hier noch bemerken, daß durch trockene Destillation von essigsaurem Kali mit arseniger Säure eine sich von selbst entzündende, flüchtige Flüssigkeit gewonnen wird, die zu einer großen Reihe von Untersuchungen die Chemiker in neuester Zeit veranlaßt hat. Man hat diese neue Substanz Alkarvin, und das aus derselben erzeugte Radical Kakodyl genannt (s. den Art. Kakodyl). (*Steinberg.*)

ESSINGEN, evangelisches Pfarrdorf am Heimbache, links der Straße von Landau nach Speier, im bairischen Canton und Dekanate Landau, mit 205 Haupt- und 135 Nebengebäuden, 1270 Einwohnern, unter welchen 237 Juden, einem Bürgermeisteramte und einer Mühle, $^1/_4$ Stunde von Oberhochstadt, wohin die Katholiken gepfarrt sind, und eine Stunde von Landau entfernt. (*Eisenmann.*)

ESSLEBEN, katholisches Pfarrdorf an der Straße von Würzburg nach Schweinfurt, im bairischen Landgerichte Werneck und Dekanate Geldersheim, mit 134 Häusern, 670 Einwohnern, reichlichem Getreidebau und einer Mühle, eine Stunde von Werneck entfernt. In einer Fehde zwischen den Würzburgern und Schweinfurtern (im J. 1387) wurde dieses Dorf von letztern verbrannt. (*Eisenmann.*)

ESSLINGEN, in Schwaben am Neckar gelegen, war ehemals freie Reichsstadt, erhielt von K. Otto IV. im J. 1200 Stadtrecht, von Kaiser Friedrich II. 1215 Mauern. In Folge der Fehden während des Zwischenreichs begab sie sich unter den Schutz der Grafen von Würtemberg, den aber nachmals K. Rudolf selbst wieder übernahm. Von da an bestand Eßlingen als Reichsstadt bis zu dem Reichsdeputationshauptschluß (1802—1803), wo es mit seinem Gebiete (1$^1/_3$ □Meile mit 10,000 Einwohnern) mit zu den Entschädigungen Würtembergs für seine Verluste auf dem linken Rheinufer geschlagen wurde. Die Stadt selbst mit ihren drei Vorstädten hat gegen tausend, meist hölzerne, Häuser und 6300 Einwohner, und mehre merkwürdige Gebäude. Das Ritterhaus wurde 1232, das reiche Spital 1238, die Frauenkirche mit ihrem schönen Thurme 1440 erbaut. Auch das Rathhaus verdient Auszeichnung. Von Instituten sind namhaft zu machen das Pädagogium und Schullehrerseminar. Manufacturen gibt es nicht, aber starken Obst- und besonders Weinbau, und in neuester Zeit hat man sich darauf gelegt, aus Neckartrauben Champagner zu bereiten, und da man beim Weine Gesang liebt, so versammeln sich jetzt in Eßlingen auch Vereine des Landes zum Liederfeste. (s. Wirtemb. Geogr. Lexikon; eine Ansicht der Stadt mit dem genannten schönen Thurme in Quallio's Denkmälern der Baukunst. I. Heft. (*H.*)

ESSLINGEN (der Schulmeister von). Den Zweifel, ob dieser unter den Minnesängern in der Manesse'schen Sammlung nur mit dem Amts- und Ortsnamen aufgeführte Dichter eigentlicher Schulrector oder nur Vorsteher einer Schule des Meistergesanges gewesen, hat v. d. Hagen vollkommen gelöst. Schon das, was er zuletzt anführt, reicht hin zur Beseitigung des Zweifels. Er sagt: „Das Gemälde der Manesse'schen Handschrift stellt in der Reihe zum ersten Male ohne Wappen den blos Bürgerlichen, und zwar im Amte dar; in einer durch zwei Spitzbogen angedeuteten Halle sitzt der Schulmeister auf einer Erhöhung vor einem Pulte, worauf ein offenes Buch liegt; er hat einen kurzen Bart um das spitze Kinn, trägt eine flache rothe Mütze mit einem Überhang hinten, und einen einfachen blauen Rock mit weiten Ärmeln; lehrend hebt er den Zeigefinger der Rechten empor und in der Linken drohend die grüne Ruthe. Zu seinen Füßen (mit Schnürschuhen) sitzen zwei Kinder (eins mit einer ähnlichen Mütze), zeigen mit der Linken in ein offenes Buch zwischen ihnen, und heben die Rechte empor,

als sagten sie auf. Etwas tiefer sitzen ebenso zwei kleinere Kinder ohne Buch, das eine mit zusammengehaltenen Händen, wie bittend, zu einem andern noch kleinern und niedriger sitzenden Schullehrer, der, jugendlich ohne Mütze, im rothen Rock mit Kapuze, mit der Linken lehrt und in der Rechten die Ruthe aufhebt. — Hier erscheint also der eßlinger Schulmonarch (nach Hagen Meister [Magister] Heinrich) in seiner ganzen Würde, mit einem Unterlehrer. Zugleich bezeichnet sein Bild mit der Ruthe bedeutsam den Strafdichter, der sich durch sein Amt berufen wähnte, selbst den Kaiser zu schulmeistern." Die meisten seiner Gedichte sind nämlich gegen Rudolf von Habsburg, nach dessen im J. 1273 erfolgter Wahl zum teutschen Kaiser, gerichtet. Unter den vielen, theils über diese Wahl selbst, theils über Einrichtungen Rudolf's, die auf des Reiches Wohl abzweckten, und deshalb Anmaßungen Einzelner beseitigen mußten, Misvergnügten und Erbitterten zeigt sich dieser Schulmeister am grimmigsten, ohne daß man anzugeben wüßte, was ihn eigentlich dazu habe bewegen können, im Sinne der Widersacher aufzutreten. Nach der Wahl Rudolf's ruft er in einem seiner Gedichte aus: Sitze fest, Herr Gott, oder Rudolf nimmt Deine Stelle ein! Er fodert Gott und St. Peter auf, wachsam an der Himmelsthür zu sein, damit Rudolf nicht das Himmelreich erschleiche. In einem andern Gedichte läßt er Rudolf mit Gott kriegen, weil dieser das Himmelreich für sich behalten wolle. Diesen Streit entscheidet der Schulmeister dahin, daß Rudolf sich damit begnügen solle, auf Erden Gott zu sein; sonst werde er ihn vom Himmelreiche scheiden. Hierauf beginnt aber Rudolf einen Kampf mit dem Teufel. Der Böseste soll Beherrscher der Hölle sein; und natürlich kommt hierbei der Teufel zu kurz. Rudolf hat sich nun damit zu trösten, daß, wenn er vom Himmelreiche geschieden wird, er desto mehr von der Hölle hat. Was mit irgend einem Scheine dem Kaiser zum Vorwurf hätte gereichen können, ergriff dieser Dichter mit Begierde; wie hätte er bei seiner Leidenschaftlichkeit fragen können, mit welchem Grund und Rechte. Besonders wirft er ihm Habsucht und Geiz vor. „Ihn bezichtigen Ritter und Knecht, er poche um ihre Hufen wie einen faulen Baum ein Specht." Niemandem gebe er etwas; nur den, der etwas hat, lasse er bei sich fressen. Ja es wird ihm auch Armuth und Mangel an hoher Geburt vorgeworfen. Wenn der Kaiser, sagt Hagen, etwa Kunde von diesen Spottliedern bekam, würde er, der nicht nur wirklich Scherz verstand, sondern auch Unziemlichkeiten hochherzig zu nehmen wußte, sie gewiß ebenso behandelt haben, wie jenen naseweisen Kerl in Eßlingen, der im J. 1287, als der Kaiser dorthin kam und sich, wie gewöhnlich, das Volk um ihn drängte, laut ausrief: Die Nase Rudolf's (eine starke, dem Reichswappen entsprechende, Adlernase) hindere ihn, vorbeizugehen; da drehte sich der Kaiser nach der andern Seite und sagte: Jetzt geh', meine Nase soll dir nicht im Wege stehen. Und fröhliches Gelächter erscholl. Er fügte hinzu: „In einer freien Stadt muß auch der Sinn und die Zunge der Leute frei sein." Vielleicht war dieser Unverschämte gar der Schulmeister von Eßlingen selbst. (Man sehe: Minnesänger, herausgegeben von v. d. Hagen. 4. Th. S. 448—454.) (*H.*)

ESSLINGEN, 1) eine k. k. Familienherrschaft im V. U. M. B. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, im fruchtbaren, getreidereichen Marchfelde, zu welcher vier Dörfer mit 206 Häusern, 1505 Einwohnern, einem wirthschaftlich benutzten Flächenraume von 4747 Jochen Ackerlandes, 420 Jochen Auen und 257 Jochen Wiesengründen und einem Viehstande von 323 Pferden, 348 Rindern und 1765 Schafen gehören. Im J. 1760 erkaufte Kaiser Franz I. diese Herrschaft von dem Grafen Joseph Johann Max von Kinsky. Nach dem Tode dieses Monarchen und seiner Gemahlin, der Kaiserin Maria Theresia, kam sie zu den k. k. Familiengütern als eine k. k. Patrimonialherrschaft, was sie seitdem immer geblieben ist. 2) Ein zu der Herrschaft gleiches Namens gehöriges Dorf und Hauptort derselben, am linken Donauufer zwischen Aspern und Groß-Enzersdorf gelegen und den Überschwemmungen dieses Flusses ausgesetzt, ziemlich regelmäßig und gut gebaut, 3½ Stunden von Wien entfernt, mit 58 Häusern, 280 teutschen Einwohnern, welche nach dem ¼ Stunde entfernten Städtchen Groß-Enzersdorf eingepfarrt sind, einer Schule, einer herrschaftlichen Schäferei, einem herrschaftlichen Amthause und einer bedeutenden Meierei. Dieses Dorf ist der Geburtsort des berühmten Bildhauers Raphael Donner. Historisch merkwürdig ist es durch die hier gelieferte mörderische Schlacht vom 21. und 22. Mai 1809, in deren Folge der Marschall Massena den Titel als Herzog von Eßlingen erhielt (s. den folg. Art.). Aus dieser Gegend wird viel Getreide und Geflügel nach Wien verkauft. (*G. F. Schreiner.*)

ESSLINGEN (Schlacht bei, auch bei Groß-aspern benannt), am 21. und 22. Mai 1809. Der vom Kaiser Napoleon am 22. April bei Eckmühl über die Österreicher unter dem Erzherzoge Karl erfochtene Sieg hatte zur Folge gehabt, daß dieser mit dem größten Theile des Heeres über Regensburg auf das linke Donauufer gewichen und von dessen linkem auf dem rechten Ufer gebliebenen Flügel ganz abgetrennt worden war. Feldmarschalllieutenant Hiller, der sich mit demselben an jenem Tage bis Neuötting (am rechten Innufer) zurückgezogen hatte, ging, nachdem er sich überzeugt, daß Napoleon mit dem Hauptheere sich nach Regensburg hin gewendet, gegen ein in dessen Rücken unter dem General Wrede aufgestelltes bairisch-französisches Corps auf der Straße nach Landshut zwar wieder vor und drängte es am 23. bis jenseit Neumarkt, erhielt aber darauf vom Kaiser von Österreich unmittelbar den Befehl, schleunigst umzukehren und hinter dem Inn bei Schärding und Braunau die Grenze zu decken, wo er mit den Überresten dreier Armeecorps (des fünften und sechsten und des zweiten Reservecorps), die wenig über 31,000 Schlagfähige zählten, am 25. anlangte. Um dieselbe Zeit war der Erzherzog bei Cham (sechs teutsche Meilen nordöstlich von Regensburg, am Fuße des böhmer Waldgebirges) angekommen, und seine Streitmacht war bald darauf nach Herbeiziehung des im Baireuthischen unter dem Grafen Bellegarde zurückgebliebenen ersten Armeecorps und ande-

rer Verstärkungen wieder auf 78,000 Mann angewachsen. Napoleon ließ von der Verfolgung des Erzherzogs ab, um mit ganzer Macht längs dem rechten Donauufer gegen Wien vorzudringen, indem er hoffte, die Hiller'sche Heeresabtheilung vernichten und die Hauptstadt noch vor jenem erreichen zu können. Im Plane des Erzherzogs lag es, mit Hiller bei Linz zusammenzutreffen und zwischen diesem Punkte und Wien mit dem wieder vereinigten Heere dem Kaiser Napoleon nochmals entgegenzutreten; doch die Ausführung war schwierig, da Ersterer einen großen Bogen zu durchlaufen hatte, um Letzterem, der auf der Sehne vorging, zuvorzukommen, und scheiterte noch mehr an der Schnelligkeit, mit der dieser seine wohlberechneten Operationsplane auszuführen gewohnt war. Hiller gelangte erst am 2. Mai nach Linz, als drei überlegene französische Corps nur noch einen halben Tagemarsch davon entfernt standen, und zog sich nach Verbrennung der dortigen Brücke nach Ebelsberg zurück, wo es am 3. zu einem hartnäckigen Kampfe kam, in welchem die Franzosen wieder Sieger blieben. Der Erzherzog hatte, auch nachdem er von dem Ausgange dieses Treffens unterrichtet war, noch die Absicht gehabt, die Donau bei Mautern (acht teutsche Meilen oberhalb Wien) zu überschreiten; als aber am 5. die Nachricht von einer bei Linz übergeschifften würtembergischen Abtheilung und dem Anmarsche eines sächsischen Corps unter Bernadotte nach demselben Punkte hin eingegangen war, überließ er sich der Ansicht, daß Napoleon gegen Wien nur eine Demonstration mache und seine Hauptkraft nach Böhmen werfen wolle, was ihn veranlaßte, zwei Tage lang bei Budweis still zu stehen. Inzwischen hatte Hiller den Rückzug fortgesetzt und, um mit dem Hauptheere wieder in Verbindung zu kommen, sich entschließen müssen, am 8. bei Mautern auf das linke Donauufer überzugehen; den General Dedovich hatte er vorher mit ungefähr 10,000 Mann grade nach Wien abrücken lassen, vor dessen Thoren Napoleon mit den ersten Truppen schon am 10. eintraf. An demselben Tage hatte der Erzherzog, nachdem er von der Täuschung, die er sich gemacht, zurückgekommen, erst Zwettel (15 teutsche Meilen westlich von Wien) erreicht, und schon unterwegs, in der Besorgniß, Napoleon möchte von Nußdorf aus (am rechten Donauufer eine teutsche Meile oberhalb Wien) schnell übersetzen, dem Feldmarschalllieutenant Hiller aufgegeben, sich da gegenüber aufzustellen, was am 11. bei Jedlersdorf am Spitz geschah; noch vorher hatte dieser weiter aufwärts bei Tuln und Krems über 10,000 Mann zur Deckung der dortigen Übergänge und Beobachtung der zwischenliegenden Donaulinie zurückgelassen. In Wien war kurz vorher der Erzherzog Maximilian von der Armee angekommen, um den Befehl über die 25,000 Mann starke, zur größern Hälfte aus neuformirten und noch wenig ausgebildeten Truppen bestehende Besatzung zu übernehmen. Er beschränkte sich darauf, nur die Werke der eigentlichen Stadt und die ihr nördlich gelegene große Insel — wo der Prater, die Leopoldsstadt und Brigittenaue — die wegen der Taborbrücke von entschiedener Wichtigkeit war, vertheidigen zu wollen, aber Befestigungen, zu deren Schutze eben erst begonnen, konnten nicht vollendet werden, und die schon am 11. nach der Insel übergeschifften Franzosen behaupteten sich darauf nach einem am 12. vergeblich gemachten Versuche, sie wieder zu vertreiben, worauf der Erzherzog Maximilian mit seinen Truppen von Wien abzog, nur einige hundert Mann zurücklassend, die am 13. capitulirten. Dem Kaiser Napoleon war vor Allem daran gelegen, noch vor dem Eintreffen der österreichischen Hauptarmee in der Nähe von Wien das linke Donauufer zu gewinnen. Zwei Punkte waren vorzugsweise zu einem Übergange geeignet, der eine bei Nußdorf, der andere bei Kaiserebersdorf. Bei Nußdorf konnte er nur bewerkstelligt werden, wenn man im Besitze der jedelseeer Aue, einer gegenüber gelegenen größeren Insel, war, von wo aus nur noch ein todter Arm von geringer Breite zu überschreiten ist. Der Marschall Lannes sollte sich ihrer am 13. bemächtigen; die Österreicher hatten aber noch zur rechten Zeit sie so stark besetzen können, daß die gelandeten Franzosen nach einem an jenem Tage bis zum Abende fortgesetzten Kampfe fast alle niedergemacht oder gefangen wurden. Napoleon stand nun davon ab, bei Nußdorf den Übergang erzwingen zu wollen. Vielleicht hatte er auch nur die Aufmerksamkeit der Österreicher auf diesen Punkt zu lenken und vorerst von Kaiserebersdorf, wohin er bereits eine große Anzahl von Flößen, Fahrzeugen und Brückenmaterial jeder Art hatte schaffen lassen, abzuwenden beabsichtigt. Inzwischen war der Erzherzog Karl, der am 10. von Zwettel aufgebrochen, am 13. bis nach Großweikersdorf gekommen, eine Marschrichtung, die vermuthen läßt, daß derselbe immer noch im Sinne hatte, Napoleon auf dem rechten Donauufer anzugreifen, da er von dort nur zwei Meilen nach Tuln, wo ihm der Übergang noch gesichert war, zurückzulegen hatte; nachdem er jedoch die Meldung von dem Gefechte auf der jedelseeer Aue (wahrscheinlich schon in der Nacht zum 14.) erhalten und daraus den festen Vorsatz des Feindes, baldigst in das Marchfeld (eine weit ausgedehnte Ebene bei Wien auf dem linken Donauufer) vorzubrechen, entnommen, entschied er sich dafür, ihm da zu einer Schlacht entgegenzugehen. Er setzte daher den Marsch nach Göllersdorf und von da sich rechts wendend, gegen Korneuburg fort, kam in der Nacht zum 16. hinter dem dabei gelegenen Bisamberge (drei teutsche Meilen von Wien) an und ließ hierauf sein Heer Lager zwischen St. Veit, Hagenbrunn, Enzesdorf und Pillichsdorf beziehen; sein Hauptquartier nahm er in Ebersdorf nahe der wiener-brünner Straße.

Der Marschall Massena war mit der obersten Leitung der Veranstaltungen zum Übergange bei Kaiserebersdorf beauftragt, wo zwar eine größere Wasserfläche als bei Nußdorf zu überbrücken war, dies aber durch andere Vortheile vollkommen überwogen wurde. Die Hauptmasse des Stromes befindet sich dort am rechten Ufer; 600 Schritte von demselben ist eine kleine Insel (der Schneiderhaufen) und 300 von dieser die Lobaue gelegen, welche durch einen etwa 160 Schritte breiten Arm von dem Marchfelde getrennt wird. Großentheils bewaldet oder bebuscht, von Norden nach Süden unge-

fähr 5000, von Osten nach Westen über 6000 Schritte lang, gewährt die Lobaue nicht allein hinlängliche Deckung für Brücken über beide Hauptarme, sondern auch Raum und ziemliche Sicherheit für eine bedeutende Truppenzahl. Um auf das linke Ufer über den letzten Arm zu gelangen, bietet sich für das Debouschiren der Truppen ein eingehender Bogen des letzteren westlich der Lobaue, dessen Sehne eine Länge von gegen einer halben Stunde und dessen Tiefe fast gleiche Ausdehnung hat, am Günstigsten dar; doch ist die Entwickelung eines großen Heeres zur Schlachtlinie nur weiter vorwärts möglich, und dies auch nur dann, wenn die Dörfer Großaspern, am westlichen Endpunkte jenes Bogens, und Eßlingen, was über 2000 Schritte östlich von Großaspern gelegen, vom Feinde unbesetzt sind oder nicht behauptet werden. Schon am 18. schifften einige französische Bataillone nach der Lobaue über, von denen zwei österreichische Compagnien bald vertrieben wurden; ihnen folgte auf gleiche Weise die ganze Division Molitor, worauf man am 19. gegen Abend anfing, gleichzeitig über die beiden ersten Arme Brücken zu schlagen. Napoleon bestand, da die Zeit drängte, auf größte Beschleunigung der Arbeiten, sodaß schon am 20. Mittags die Brücken vollendet waren, ungeachtet der Schwierigkeiten, die das damals schon beginnende Anschwellen der Donau entgegenstellte. Freilich konnten sie in so kurzer Zeit nicht mit der Festigkeit gebaut werden, wie ein solcher Strom sie verlangte, und der Kaiser verließ sich dabei auf das Glück, das ihn während des Feldzuges bisher überall begleitet hatte. Sofort ging das Corps von Massena über; ihm sollten mehre leichte Reiterbrigaden, sämmtliche Cuirassiere, die Garden, das Corps von Lannes und das von Davoust mit Ausnahme einer Division folgen, die zwischen Mölk und Tuln zur Beobachtung stehen geblieben war, zusammen eine Streitmacht von gegen 120,000 Mann mit wenigstens 200 Geschützen. Der Erzherzog hatte bereits im Laufe des 18. die Absicht Napoleon's, über die Lobaue auf das linke Donauufer vorzubringen, erkannt, und den Vorsatz gefaßt, ihn, ohne den Weg dahin ganz zu versperren, wo möglich noch anzugreifen, bevor er mit dem ganzen Heere übergegangen sein konnte. Es kam darauf an, dazu den rechten Moment zu treffen, und daß bei der Berechnung dafür die Idee, die Verbindung des Feindes mit dem rechten Ufer zu unterbrechen, schon zum Grunde gelegen, geht aus einem officiellen Berichte des Erzherzogs deutlich hervor. Derselbe schob vorläufig in der Nacht zum 20. 16 Escadrons gegen Raschdorf vor, die den Austrittspunkt der Franzosen erkunden sollten, worauf eine am folgenden Nachmittage bis Großaspern vorgegangene Reiterabtheilung aus einem Gehölze, südlich des Dorfes in der Aue, die der oben bemerkte eingehende Bogen des dritten Donauarmes umfaßt, Feuer erhielt, und man hierdurch die Gewißheit erlangte, daß der Feind bereits auf dem linken Ufer stehe. Am Morgen des nämlichen Tages war das fünfte Armeecorps unter dem Fürsten Reuß von Strebersdorf bis Korneuburg vertheilt worden, um auf dieser Strecke die Donau zu beobachten und die Verbindung mit dem General Schusteck, der den Strom bei Krems und weiter abwärts mit einer Division bewachte, zu erhalten; das sechste Armeecorps unter Hiller versammelte sich bei Stammersdorf und eine Reitereireserve unter dem Fürsten Johann Liechtenstein bei Aderklaa, worauf in der Nacht zum 21. das erste Armeecorps unter dem Grafen Bellegarde, das zweite unter dem Fürsten Hohenzollern, das vierte unter dem Fürsten Rosenberg in den Raum von Gerasdorf bis jenseit Teutschwagram und 16 Grenadierbataillone unter dem Feldmarschallieutenant d'Aspre nach Säuring rückten. Sämmtliche Corps mit Ausschluß des nicht mit zur Schlacht bestimmten fünften zählten gegen 75,000 Mann mit 228 Geschützen.

Aus den angegebenen Stellungen brachen die Truppen, ihrem vielerprobten Führer vertrauend, freudigen Muthes am 21. Mittags zum Angriffe auf, der nach folgender Disposition ausgeführt werden sollte: Feldmarschalllieutenant Hiller führt die erste Colonne (19 Bataillone, 22 Escadrons) von Stammersdorf die Donau entlang gegen Großaspern; Graf Bellegarde die zweite (20 Bataillone, 16 Escadrons) über Leopoldsau nach Hirschstetten; ihr schließt sich links die über Breitenlee vorgehende dritte Colonne (22 Bataillone, 8 Escadrons) unter dem Fürsten Hohenzollern an; Fürst Liechtenstein rückt mit 78 Escadrons in den Raum zwischen Breitenlee und Raschdorf und unterhält die Verbindung mit dem Corps des Fürsten Rosenberg (26 Bataillone, 24 Escadrons), welches in die vierte und fünfte Colonne zerfällt, von denen erstere über Raschdorf gegen Eßling marschirt, letztere, nach Überschreitung des Rußbaches bei Baumersdorf, Großenzersdorf links zu umgehen sucht, um ebenfalls Eßling anzugreifen; die Grenadiere folgen bis Gerasdorf. Zugleich war zum ersten Male der Befehl gegeben, daß die Infanterie zu Bewegungen und Gefechten in freier Ebene dicht aufgeschlossene Bataillonsmassen mit Compagniefront bilden solle, eine Formirung, die sich hier bei dem ersten Versuche wie später, in allen teutschen Armeen aufgenommen, erfolgreich bewährt hat. Der größere Theil der österreichischen Truppen hatte bis zu den Angriffspunkten ungefähr drei Stunden Wegs zurückzulegen und konnte sie erst Nachmittags gegen 4 Uhr erreichen. Bis dahin hätte das ganze von Napoleon auf der Lobaue und dem rechten Donauufer versammelte Heer auf dem linken eingetroffen sein können, es waren aber, als um jene Zeit die erste Colonne unter Hiller das Gefecht begann, nicht mehr als 27 Bataillone von Massena's Corps: 16 Cuirassierescadrons unter d'Espagne mit 30 Escadrons leichter Reiterei, etwa 24,000 Mann Infanterie und 7000 Reiter dahin übergegangen, die übrigen Truppen hatten wegen vielfacher Beschädigungen der beiden Hauptbrücken, welche theils durch zunehmendes Anschwellen des Stromes, theils durch mit Steinen beladene Kähne, Mühlen und Baumstämme, welche die Österreicher dagegen hatten herabschwimmen lassen, veranlaßt worden, noch nicht bis auf die Lobaue gelangen können. Von den ersteren Truppen stand der größte Theil der Division Legrand in und bei Eßling; ein Theil der Division Molitor hielt Großaspern mit der südlich gelegenen

Aue und nebst der Division Boudet das Terrain weiter rückwärts besetzt; die Reiterei füllte den Raum zwischen jenen Dörfern aus.

Die Vorhut der ersten österreichischen Colonne warf den Feind aus der Gegend von Stadelau nach Großaspern zurück, eroberte es im ersten Anlaufe und drang mit einigen Bataillonen bis in die Aue vor; die Hauptmasse der Colonne marschirte westlich, die indessen herangekommene zweite unter Graf Bellegarde nördlich dem Orte auf, und diese unterhielt nun den Kampf um dessen Besitz, der immer heftiger wurde, als französischer Seits nach und nach die ganze Division Molitor daran Theil nahm. Fürst Hohenzollern hatte die dritte Colonne in zwei Treffen, den rechten Flügel nahe dem Wege von Breitenlee nach Großaspern, entwickelt, und rückte so gegen den Raum zwischen diesem Dorfe und Eßling, links in Verbindung mit der Reitereireserve, von welcher vier Regimenter links zur Unterstützung der von einem Reiterangriffe bedrohten vierten Colonne beigegeben wurden. Diese war langsamer gefolgt, um mit der fünften, die nach der Disposition einen großen Umweg über Enzersdorf zu machen hatte, gleichzeitig bei Eßling anzukommen, zu dessen Angriffe beide, sobald sie sich vereinigt hatten, schritten, nachdem sie zuvor zwei Anfälle feindlicher Reiterei abgewiesen hatten. Während nun mit wechselnden Erfolgen in den Dörfern Eßling und Großaspern gefochten wurde, war die französische Reiterlinie längere Zeit einem gewaltigen Geschützfeuer ausgesetzt gewesen. Napoleon befahl ihr daher, einen allgemeinen Angriff zu unternehmen, welcher den linken Flügel der zweiten Colonne, die dritte und einen Theil der Reservereiterei traf. Sie ging kühnen Muthes auf die vorgezogenen österreichischen Batterien los, welche noch kaum Zeit hatten, sich hinter die Bataillonsmassen zu retten. Die französischen Cuirassiere, nahe vor Letzteren angekommen, foderten sie zum Niederlegen der Waffen auf, aber jetzt erst gaben diese — manche Bataillone auf zehn Schritt — ihr Feuer ab und schlugen darauf wiederholte Versuche, in sie einzubrechen, mit der größten Unerschrockenheit ab. Ungefähr gleichzeitig hatte die österreichische Reiterei, was gegen sie anstürmte, zum Umkehren genöthigt, sodaß die französische mit großem Verluste in ihre frühere Aufstellung zurückweichen mußte. Die Cuirassierdivision des General d'Espagne hatte vorzüglich viel gelitten, er selbst und fast alle seine höheren Officiere waren geblieben. Dennoch ließ Napoleon, als Abends gegen 7 Uhr die acht ersten Escadrons der Cuirassiere Nansouty's angekommen waren, seine Reiterei gegen den rechten Flügel des Fürsten Liechtenstein nochmals vorgehen, doch mit ebenso wenig glücklichem Erfolge. Bei Abwehrung beider Angriffe hatten sich die österreichischen Infanterieregimenter Zach, Jos. Colloredo, Zedtwitz und Froon, sowie die Regimenter Mor. Liechtenstein und Erzherzog Franz Cuirassiere, Riesch Dragoner und Blankenstein Husaren besonders ausgezeichnet. Am längsten dauerte der Kampf um die Dörfer Eßling und Großaspern, aus welchen, da sie massiv gebaut sind, die in der Dorfvertheidigung geübten Franzosen um so schwerer zu vertreiben waren. Eßling, gegen 1200 Schritte von dem linken Donauufer entfernt, bildet eine von Osten nach Westen laufende, etwa 800 Schritt lange Gasse, aus welcher eine andere südlich abgehende die Kirche enthält; seitwärts von dessen östlichem Ausgange unweit des Weges nach dem eßlinger Hofe befindet sich ein freistehender, drei Etagen hoher, massiver Speicher, der in der 43 Schritte langen Front und an den 20 Schritte breiten Seiten gut zu vertheidigen ist. Großaspern lehnt sich südlich beinahe nach der ganzen Länge von ungefähr 1000 Schritt an einen todten Arm der Donau; es hat zwei Hauptgassen, die am westlichen Ende zusammenlaufen, und unmittelbar vor diesem liegt die Kirche mit dem Gottesacker, dessen steinerne Umfassungsmauer gegen den Gewehrschuß sichert. Das Corps des Fürsten Rosenberg war den Franzosen in Eßling überlegen, seine Angriffe waren aber vorzugsweise nur gegen den östlichen Ausgang gerichtet und auch nicht von gehörigem Nachdrucke. Die Österreicher konnten sich daher, ob sie schon mehrmals eingedrungen waren, nicht darin behaupten und zogen sich am Abend einige hundert Schritte vom Rande des Dorfes zurück. Ungleich hartnäckiger war der Kampf um Großaspern. Der österreichische General Normann hatte die Franzosen zuerst daraus verdrängt, und darauf wurde es wol sechs Mal wenigstens theilweise von ihnen wiedergenommen oder verloren. Als endlich in der Abenddämmerung die Division Carra St. Cyr auf dem linken Donauufer eingetroffen war, zog Massena sechs bisher in Reserve gehaltene Bataillone herbei, die das Dorf ganz eroberten, doch gleich darauf bis in den östlichen Theil desselben von dem mit acht Bataillonen der zweiten österreichischen Colonne herbeigeeilten General Bacquant zurückgeworfen wurden. Diese blieben auch für jetzt im Besitze der westlichen Hälfte und des Kirchhofes; das Corps von Hiller stellte sich dahinter auf. Die Österreicher hatten außerhalb beider Dörfer überall das Schlachtfeld behauptet, und von beiden Seiten legten die Truppen die Nacht hindurch das Gewehr nicht ab. Napoleon hatte noch vor ihrem Einbrechen und während desselben Alles aufbieten lassen, um über die wiederausgebesserten Brücken, sowie auf Schiffen, die noch zurückgebliebenen Truppen herüberzubringen. So waren denn noch vor dem Morgen des 22. Mai die Garden, sieben badische Bataillone (zur Division Legrand gehörend), das Oudinot'sche Corps, die übrigen 16 Cuirassierescadrons Nansouty's, sowie die Divisionen St. Hilaire und Demont herangekommen. Napoleon konnte nun, die Verluste des vorigen Tages abgerechnet, über 80,000 Streitfähige verfügen und sah noch dem baldigen Eintreffen dreier Divisionen unter Davoust und der Cuirassiere von St. Sulpice entgegen. Österreichischer Seits waren nur die 16 Grenadierbataillone noch nicht ins Feuer gekommen, welche am frühesten Morgen von Gerasdorf nach Breitenlee (eine Stunde Wegs von Eßling und etwas näher von Großaspern) gezogen wurden. Dem Erzherzoge Karl blieben, nachdem schon gegen 9000 Mann todt und verwundet waren, etwa noch 66,000 verwendbar.

Napoleon säumte nicht, seine Übermacht zu einem entscheidenden Schlage zu benutzen. Er beschloß Großaspern, so wichtig als Stützpunkt für den linken Flügel seines Heeres, um jeden Preis festzuhalten und mit dessen Hauptmasse die Mitte der Österreicher zu durchbrechen. Die Donau im Rücken und eingeengt in einen verhältnißmäßig kleinen Raum hatte er auch nur die Wahl, Alles daran zu setzen, um den Sieg zu erringen, oder einen mislichen Rückzug anzutreten. Marschall Massena zog nun die Divisionen Boudet und Carra St. Cyr in die Nähe von Großaspern und bestimmte die von Molitor zur Besetzung der mehrerwähnten Aue; in Eßlingen verblieben die Truppen Legrand's. Links davon formirten sich die Divisionen St. Hilaire, Tharreau und Claparede in erster, der größte Theil der Reiterei in zweiter Linie; diese sämmtlichen Truppen, von Lannes befehligt, sollten den großen Angriff machen und zu ihrer Unterstützung die Division Demont, hinter ihr als letzte Reserve die Garde sich aufstellen. Alles dies war noch nicht vollständig ausgeführt, als schon mit Tagesanbruch der heftigste Kampf in den Dörfern wieder entbrannte. Der linke Flügel der Österreicher griff Eßlingen an; Massena verdrängte die acht Bataillone des Generals Vacquant nach der tapfersten Gegenwehr aus Großaspern, wo ihm sogleich frische Truppen der ersten Colonne entgegentraten und im unausgesetzten Wechsel des Erfolges das Blutbad des vorigen Tages sich wiederholte. Der von Napoleon vorbereitete gewaltige Stoß war zunächst gegen das Corps von Hohenzollern gerichtet und dieses keinenfalls stark genug, ihm auf die Dauer widerstehen zu können, weshalb vorerst hinter dessen linkem Flügel, der am Meisten bedroht schien, vier Regimenter von der nebenstehenden Reiterei rückten. Gegen 7 Uhr Morgens (die hier angegebene Zeit, über welche abweichende Angaben vorliegen, ist die wahrscheinlichste) begann Lannes mit einem anhaltenden Feuer aus zahlreichen Batterien, und als er die Gegner hinlänglich erschüttert glaubte, ließ er die Infanterie in Regimentscolonnen und Echelons vom rechten Flügel zum Angriffe vorrücken; die Reiterei folgte unmittelbar, um zu günstigen Momenten durch die Zwischenräume hervorzubrechen. Bald wurde das Gefecht allgemein, und nachdem es eine längere Zeit von allen Waffengattungen mit gleicher Erbitterung geführt worden, wich der linke Flügel des Hohenzollerischen Corps, gegen welches eine der größten Massen angestürmt hatte, theils etwas zurück, theils schob er sich rechts, wodurch eine Lücke in der Schlachtordnung entstand. Schon war die feindliche Reiterei in ein Bataillon eingedrungen und die Unordnung, in die andere gerathen, drohte um sich zu greifen, als der Erzherzog Karl den Franzosen den Sieg entriß, den sie schon erfaßt zu haben glaubten. Dahin geeilt, wo die größte Gefahr war, führte er, eine ergriffene Fahne in der Hand, ein wankendes Regiment selbst wieder vor und befeuerte durch sein Beispiel den Muth der Truppen von Neuem. Die Meisten seiner Umgebungen und viele Generale wurden dabei verwundet. Inzwischen war auch die entstandene Lücke durch drei Bataillone ausgefüllt worden, worauf die ganze österreichische Linie vorwärts ging und Marschall Lannes langsam in die frühere Stellung zwischen den Dörfern sich zurückzog [1]). Während dessen war das österreichische Grenadiercorps von Breitenlee herangekommen. Vier Bataillone davon rückten gegen den rechten Flügel des Lannes'schen Heerestheiles vor, nachdem dieser in der Nähe von Eßlingen wieder feste Stellung genommen hatte, gelangten, ohne einen Schuß zu thun, bis an die französischen Batterien, wurden aber hier in der Front und der linken Flanke vom Dorfe her mit so mörderischem Feuer überschüttet, daß sie auseinanderprallten und auf dem Rückzuge ihnen nur die persönliche Einwirkung des Erzherzogs die verlorene Haltung wiederzugeben vermochte. Gleich darauf, gegen 11 Uhr, erhielt Fürst Rosenberg den Befehl, Eßlingen aufs Neue anzugreifen. Sein erster Anfall am Morgen war abgeschlagen worden; jetzt bildete er drei Sturmcolonnen, zwei gegen das Dorf und eine gegen den Speicher. Erstere drangen zu wiederholten Malen ein, ohne festen Fuß fassen zu können, und auch gegen das genannte Gebäude konnte Nichts ausgerichtet werden. Ebenso mislang ein um Mittag von den erwähnten vier Grenadierbataillonen unternommener Versuch, auf der Nordseite in das Dorf zu kommen, worauf Napoleon eben dahin noch vier Bataillone junger Garde schickte, um einem neuen Angriffe mit frischen Truppen begegnen zu können. Die Österreicher gaben nun die Eroberung von Eßlingen auf, beschossen es aber fortdauernd mit Geschütz. Von der jungen Garde hatten schon früher ebenfalls vier Bataillone nach Großaspern rücken müssen, wo Massena nur mit Mühe gegen das erste und zweite Corps sich noch hielt. Etwa um Mittag waren die Franzosen fast gänzlich herausgeworfen, behaupteten aber doch noch einen Theil der östlichen Hälfte des Dorfes bis in die Nacht hinein. Nach dem erfolglosen Sturme der Grenadiere auf Eßlingen waren die zwei Tage hindurch höchst angestrengt

1) Bei der hier gegebenen Beschreibung dieses Schlachtmomentes ist den zuverlässigsten teutschen Berichten gefolgt worden. Anders stellen ihn die französischen dar. Nach diesen soll Lannes die österreichische Mitte völlig durchbrochen, in Verwirrung gebracht und zum Rückzuge genöthigt, darauf aber die Nachricht von einer abermaligen Zerstörung der beiden Hauptbrücken, welche gegen Morgen allerdings eingetreten war, den Kaiser Napoleon bestimmt haben, zuerst den Befehl zum Halten, etwas später zum Zurückgehen zu ertheilen. Diese Angabe entbehrt jedoch der Wahrscheinlichkeit. Denn es kann nur angenommen werden, daß Napoleon von jenem Unfalle, früher als der große Angriff unternommen wurde, unterrichtet war, da die dazu erwählten Truppen mit grauendem Tage, also wenigstens zwei Stunden vorher, das linke Donauufer erreicht hatten und Davoust's Corps mit der Cuirassierdivision ihnen hätten auf dem Fuße folgen müssen, wenn jene Brücken noch passirt werden konnten; und ferner auch ist es kaum begreiflich, daß Napoleon die erlangten Vortheile, hätten sie wirklich eine große und siegversprechende Bedeutung gehabt, nicht weiter verfolgt haben sollte. Beides mit den teutschen Berichten zusammengehalten, stellt es fast unzweifelhaft fest, daß Napoleon, als er den beinahe gelungenen Versuch, die Schlachtlinie der Österreicher zu zersprengen, an ihrem activen Widerstande scheitern sah, den Rückzug des von Lannes befehligten Heerestheiles anordnete und daß dafür die Nachricht von der unterbrochenen Verbindung mit dem rechten Donauufer nicht das Hauptmotiv gewesen ist.

gewesenen Kräfte fast aller österreichischer Truppen so erschöpft, daß der Erzherzog nun weiter keinen unmittelbaren Angriff versuchte, vielmehr hielt er es angemessen, alles Geschütz vorziehen zu lassen, dessen concentrisches Feuer dem Feinde äußerst verderblich werden mußte. Dieses zwang auch Napoleon, in den Mittagsstunden zum Beginne des Rückzuges nach der Lobaue. Die Infanterie unter Massena und Lannes deckte ihn, mit großer Standhaftigkeit ausharrend, bis nach Einbruch der Nacht, in der auch sie unverfolgt abzog. Bei der letzten Bewegung erhielt Marschall Lannes eine schwere Wunde, an der er einige Tage später verschied, zum großen Schmerze Napoleon's, der in ihm einen seiner besten Generale und einen Freund verlor. Außer ihm und d'Espagne waren noch die Generale St. Hilaire und Albuquerque geblieben.

Der Sieg, den der schon früher mit Ruhm gekrönte Erzherzog Karl erfochten, war der erste entschiedene über einen bis dahin unüberwundenen Feldherrn, den größten seines Zeitalters. Durch seinen wohlberechneten Angriffsplan, sein entschlossenes Eingreifen in kritischen Momenten, sowie durch die Pünktlichkeit und Umsicht, womit der Chef seines Generalstabs, General Baron Wimpffen, und die Corpsbefehlshaber seine Anordnungen ausgeführt hatten, und die ausdauernde Tapferkeit der Truppen war er errungen worden; aber auch die Franzosen zeigten an beiden Schlachttagen, welchen Widerstand ein kriegsgeübtes Heer unter einem Anführer, wie Napoleon, in einer der schwierigsten Lagen zu leisten vermag. Von beiden Seiten war der Verlust sehr bedeutend. Die Österreicher zählten 741 Officiere, 19021 Mann todt und verwundet, unter den Verwundeten die Feldmarschalllieutenants Fürst Rohan und Weber, die Generale Winzingerode, Grill Neustädter, Siegenthal, Colloredo, Mayer, Hohenfeld und Buresch; 9 Officiere, 829 Mann, großentheils verwundet, wurden gefangen; sie hatten kein Geschütz verloren und drei erbeutet. Von den Franzosen wurden an Verwundeten, unter welchen die Marschälle Massena und Bessières, die Generale Molitor, Boudet, Legrand, Lasalle u. a. m., beinahe 30,000 in die Spitäler zu Wien gebracht und 5000 auf dem Schlachtfelde gelassen; gegen 7000 waren auf dem Platze geblieben [2]) und etwa 2000 in Gefangenschaft gerathen, darunter die Generale Dürosnel und Fouler. Napoleon hatte nicht viel mehr als 40,000 Streitfähige nach der Lobaue wieder zurückgebracht, welche bis zum 25. Mai dort verweilen mußten, indem die Brücken über beide Hauptarme der Donau nicht eher wieder herzustellen waren. Die Franzosen litten dort so großen Mangel, daß ihre Nahrung zuletzt nur noch in Pferdefleisch, Brennnesseln und Gras bestand, und die verderblichsten Folgen für sie konnten nicht ausbleiben, wäre es möglich gewesen, sie durch fortgesetzte Unterbrechung der Verbindung mit dem rechten Donauufer noch einige Tage lang davon abzuschneiden.

Der Erzherzog Karl war nach einer so blutigen Schlacht vorerst darauf bedacht, die gehabten Verluste wieder zu ergänzen, und durfte es kaum wagen, unmittelbar darauf Napoleon auf der Lobaue anzugreifen, da das Hinüberkommen im Angesichte eines immer noch starken Feindes jedenfalls große Schwierigkeiten gehabt haben würde. Er begnügte sich damit, Großaspern, Eßlingen und Großenzersdorf zur Vertheidigung einrichten und diese drei Punkte durch eine Reihe von Feldwerken verbinden zu lassen, um einen nochmaligen Übergang des Feindes in dortiger Gegend zu verhindern. Napoleon wartete die Armee des Vicekönigs von Italien ab, der den Erzherzog Johann aus Italien nach Ungarn zurückgedrängt hatte, und schuf inzwischen die Lobaue zu einer Festung um, in der Absicht, aus ihr zu einer neuen Schlacht hervorzubrechen, die er am 5. und 6. Juli bei Wagram siegreich lieferte, nachdem ihm der Erzherzog Karl verstattet hatte, eine überlegene Streitmacht freier zu entfalten, als es ihm bei Eßlingen hatte gelingen können. (*Heymann.*)

2) Napoleon gestand in seinem Schlachtbulletin zwar ein, daß sein Verlust beträchtlich gewesen, gab aber, vergeblich bemüht, durch offenbare Lüge ihn zu verschleiern, nur 1100 Todte und 3000 Verwundete an. Wie sehr einzelne Heerestheile gelitten, geht daraus hervor, daß nach glaubwürdigen Berichten vier großherzoglich hessische Bataillone, damals kaum 2000 Mann stark, welche nur am zweiten Schlachttage gefochten, allein 10 Officiere und 670 Mann eingebüßt hatten.

ESSLINGEN, katholisches Pfarrdorf im großherzogl. badischen Bezirksamte Möhringen, ⅞ teutsche Meile gegen Nordwest von der Amtsstadt, an der Grenze des Königreichs Wirtemberg, in einem Wiesenthale, das ein gegen Süden in die Donau fließender Bach durchströmt, der oft durch Überschwemmungen Schaden bringt; ein Bestandtheil der fürstl. Fürstenberg'schen Herrschaft Möhringen, mit 227 lauter katholischen Einwohnern, welche sich vom Feld- und Wiesenbau und von Viehzucht nähren. (*Th. A. Leger.*)

ESSO, eine der kleineren Inseln, welche, im adriatischen Meere gelegen, zu dem Kreise Zara des Königreichs Dalmatien gehört, ungefähr zehn Miglien von der Hauptstadt entfernt ist, deren Einwohner sich mit der Verfertigung von thönernem Küchengeschirre im Großen und außer dem Fischfange auch noch mit dem Verkaufe einer groben Gattung von Schafwolle beschäftigen. Die wichtigsten Orte der Insel sind: 1) Eso-Ponentale oder Westlich-Eso, ein Pfarrdorf der Hauptgemeinde Sale, zum Bezirke von Zara gehörig, der dortigen Bezirksobrigkeit einverleibt, mit einer eigenen Pfarre und Kirche; und 2) Eso-Sirocale oder Südlich-Eso, auch ein Pfarrdorf, derselben Hauptgemeinde und Bezirksobrigkeit einverleibt. (*G. F. Schreiner.*)

ESSOMMES, sonst Flecken, jetzt Gemeindedorf im französischen Aisnedepartement (Brie), Canton und Bezirk Château-Thierry, liegt auf dem rechten Ufer der Marne, und hat 303 Häuser, ein aufgehobenes Augustinerkloster, welches 4500 Livres Einkünfte hatte, und 1940 Einwohner, welche einen sehr geschätzten weißen Wein bauen. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESSONNE (die), Fluß, welcher bei dem Walde von Orleans, südlich von Pithiviers, im gleichnamigen

Bezirke des französischen Loiretdepartements (Gâtinois), entspringt, bei Malesherbes und La Ferté-Aleps vorbeigeht, den Estampes aufnimmt und sich nach einem gegen 18 Lieues betragenden Laufe bei Corbeil in die Seine ergießt. Sie führt auch die Namen Juine und Estampes, bildet eine kurze Strecke die Grenze zwischen dem Seine-, Marne- und Loiretdepartement, enthält viele und gute Fische und war bis zur Anlegung des Kanals von Briare schiffbar. (*Fischer.*)

ESSONNES, Marktflecken im französischen Departement der Seine und Oise (Isle de France), Canton und Bezirk Corbeil, besteht aus einer einzigen langen und sehr schönen Straße, liegt an der Essonne und an der Straße von Paris nach Fontainebleau, hat ein Postamt und eine Posthalterei, eine Succursalkirche, 134 Häuser, Manufacturen gedruckter Linnen nach Art der von Jouy (s. d. Art.), Kanonengießereien, Flinten- und Bajonettfabriken, Kupferhammer, Getreide-, Papier-, Pulver-, Walk- und Tabaksmühlen, Wolle- und Baumwollespinnereien, Lohgärbereien, Kalköfen und 1055 Einwohner, welche auch etwas Weinbau treiben. — Essonne soll bereits 480 bekannt gewesen und von Clotar III. der Abtei St. Denis geschenkt worden sein, was späterhin Pipin bestätigt habe. Zu seinen Sehenswürdigkeiten gehört das jetzt der Frau von Méronat gehörige Schloß, Nangis, sowie das Haus, welches der Verfasser des Romans „Paul und Virginie," Bernardin de Saint-Pierre, bewohnte. Übrigens standen die Gastwirthe dieses Ortes sonst wegen ihrer Prellerei in dem übelsten Rufe. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESSOYE, Marktflecken im französischen Departement der Aube, Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Bar sur Seine, liegt in einer weinreichen Gegend an der Ource, drei Lieues von der genannten Stadt entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichts und eines Einregistrirungsamtes und hat eine Pfarrkirche, 240 Häuser und 1574 Einwohner, welche drei Jahrmärkte unterhalten und Handel mit Wein treiben. — Der Canton Essoye enthält 21 Gemeinden und 12,946 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESSRUNG-CHURMUSTU, in der lamaischen Religion einer der 32 Tänggri, der Schutzgeist der Erde. Als Dschakdschamuni geboren war, erschien er mit allen Tänggri, um seine Geburt zu verherrlichen und ihn zu seiner großen Bestimmung einzuweihen. Er nahm das Kind in ein weißes Gewand auf, umschloß es mit Windeln und verrichtete an demselben die allerheiligste Badehandlung. Zu dem Ende erhob er sich mit seinem himmlischen Weihwasser (Arschan) sieben Stufen von seinem Reiche herab. Auf jeder Stufe entstanden unter seinen Tritten unzählige Badmablumen. Das heilige Bad wurde in Gegenwart aller andern Tänggri verrichtet, insbesondere des Gandarih und Jaktschah, die mit der heiligen Musik und den Opfergeschenken der acht Takil- und Dolon-Erdeni angekommen waren. Als Dschakdschamuni im 20. Jahre sich durchaus dem geistlichen Stande widmen wollte und der Vater, um dies zu verhindern, ihn als Gefangenen in seinem Palaste bewachen ließ, befreite ihn Essrung-Churmustu, und verschaffte ihm so Gelegenheit, seinen Plan auszuführen. Durch sechsjährige geistliche Betrachtungen erwarb er sich alle Eigenschaften eines Burchan, und Essrung-Churmustu vermochte ihn nun, den Thron der tausend Burchane in dem heiligen Tempel zu Warnassi (Benares) einzunehmen (s. Pallas, Sammlung historischer Nachrichten über die Mongolen. S. 403 fg.). (*Richter.*)

ESSUI, eine gallische Völkerschaft, welche blos von Cäsar genannt wird (B. G. V, 24), der bei einer Anordnung der Winterquartiere eine Legion in ihr Land, das friedlichste und ruhigste, wie er es nennt, verlegte. Weil der Name derselben sonst nirgend vorkommt, haben Mehre vermuthet, daß die Äduer gemeint sein möchten, die aber von den Völkerschaften am Niederrhein, von denen hier die Rede ist, zu weit abliegen. Einige wollten sie sogar in die Gegend von Seez in der Normandie verlegen. Die Essuer, sagt Mannert, sind ohne Zweifel ein kleines Volk, deren Namen sich in den Namen seiner Nachbarn verlor. (*H.*)

ESSÜRÜNI-EMMENEDU und ESSÜRÜNI-SÜHL, sind in der lamaischen Religion zwei Reiche der Ancha-Dijan, einer Classe wohlthätiger Geister oder Tänggri. (Pallas, Sammlung historischer Nachrichten über die Mongolen II. S. 48.) (*Richter.*)

ESTAÇO, eine in der Literaturgeschichte wichtige portugiesische Familie. Ihr gehören an:

1) Achilles Estaço, gewöhnlich Achilles Statius genannt, zu Vidigueira in der Provinz Alentejo 1524 geboren. Sein Vater, Simon Nonius, Ritter des Christusordens und Gouverneur von Setubal, nahm ihn frühzeitig mit nach Indien, wo er sich dem Waffenhandwerke widmen sollte; allein da sein Körper sich hierzu allzu schwach zeigte, so fand der Jüngling bei seinem Vater nicht viel Widerstand, als er ihn bat, seiner Neigung für die Wissenschaften folgen zu dürfen. Er kehrte also nach Portugal zurück und begab sich nach Evora, wo er unter Johannes Barrio, und dann nach Löwen in den Niederlanden, wo er unter Petrus Nannius die Beredsamkeit, schönen Wissenschaften und Theologie studirte. Von da ging er nach Paris, hierauf nach Padua und endlich nach Rom, wo ihm der Cardinal Sforza die Aufsicht über seine Bibliothek übertrug. Von dieser Zeit an fing er an, theils selbständige philologische Arbeiten zu verfertigen, theils alte Schriftsteller zu ediren, theils aus dem Griechischen zu übersetzen. Bei den Päpsten Pius IV. und V. stand er in großem Ansehen und starb zu Rom den 16. Oct. 1581, oder nach Antonius (l. l.) den 17. Sept. 1585, und wurde in der Kirche der patres oratorii, nach seinem Wunsche in einer Dominikanerkutte, welchem Orden er seine Bibliothek vermacht hatte, beigesetzt. Seine Schriften sind: In *Marci Tullii* Topica, de fato et de optimo genere oratorum Annotationes, c. not. et appendic. (Lovan. 1552. 1553.) In *Horatii* Artem poeticam commentarius ex fontibus graecis. (Antverp. 1553. 4.) [s. *Freytag*, App. Liter. T. III. p. 633 sq.] In *Suetonium* de claris grammaticis et rhetoribus illustribus notae. (Antverp. et

Paris. 1565.) Commentaria in Catullum et Tibullum (Venet. 1567. 1568) und in der Edit. Graev. p. 149—360. Sylva carminum et *Callimachi* hymni duo, latine redditi. (Paris. 1549.) Orationes II altera in Topica *Ciceronis*, altera quodlibetica de animarum immortalitate. (Ib. 1547.) Observation. in varios Latinorum scriptorum locos liber singularis (Lovan. 1552) und in *Gruteri* Lampas crit. T. II. p. 875—897. Orationes III obedientales pro Sebastiano rege ad Summos Pontifices. (Rom. 1574. 4.) De pensionibus commentarius s. de reditibus ecclesiasticis, qui beneficiis et pensionibus continentur, epistola. (Rom. 1581. 1611.) Tabula chorographica regni Lusitaniae (ap. *Abr. Ortel.* Theatrum orbis terr. [Antverp. 1603. fol.]) Monomachia navis Lusitaniae et Insignia Regum Lusitaniae versibus conscr. (Rom. 1674.) De electione, profectione, coronatione Henrici, regis Poloniae (ib. 1674) und Illustrium virorum ut exstant in urbe, expressi vultus [52] c. praefatione. (Rom. 1569. fol. Patav. 1648. fol.) Da er Comm. ad *Sueton.* de clar. rhetor. c. 6 zuerst das unter dem Namen des Cassius Parmensis *) aus 19 Versen bestehende Gedicht: Orpheus, bekannt gemacht hat, so hat man ihn selbst für den Verfasser gehalten (s. *Freytag*, Appar. Liter. T. III. p. 667—671), bis Mercier de St. Leger im Magaz. Encycl. an III. T. VI. p. 351 sq. nachgewiesen hatte (s. auch *Weichert*, De Cassio Parmensi. p. 295—300), daß es nicht ihm, sondern dem Italiener Antonio Tilesio angehört. Übersetzt hat er aus dem Griechischen IV Reden des Johannes Chrysostomus: Dominicae orationis explanationem, in Natalem Domini, In sancta Theophanica und De David Propheta, des Gregorius von Nyssa Or. de Abraham et Isaac, des Athanasius Or. in Magnam Parasceuen, des Amphilochus Or. in Sabbathi sancti diem, des Gregorius von Antiochia Or. in sepulturam et resurrectionem domini, des Sophronius Or. in Exaltationem S. Crucis et resurrectionem, des Cyrillus Or. in parabolam Vineae, des Anastasius Synaita Or. de sacra Synaxi et de iniuriis remittendis, des Marcianus Bethlehemita Fragmente, Nili Abbatis epistolae III. und Typi epistolici s. Epistolarum figurae anonymi et Libanii sophistae ac Demetrii Phalerei locus de epistolis. (Lovan. 1551.) Bekannt gemacht hat er erst des Ferrandus Opuscula, des Gregorius Bäticus Bücher de Trinitate et fide und des Pachomius Regula monachorum. Im Allgemeinen s. *Lipsius*, Var. Lect. I, 11. *Antonius*, Bibl. Hisp. Nova. T. I. p. 2 sq. *Schott*, Bibl. Hisp. p. 485 sq. *Baillet*, Jugem. d. Sav. T. II. P. II. p. 95 seq. Gem. Anim. philol. P. IV. p. 223—273. *Fabric.* Hist. bibl. P. I. p. 134. *Papadopoli* Hist. gymn. Patav. T. II. p. 236 sq.

*) Grotefend in unserer Encykl. 2. Sect. 10. Bd. S. 459 b hält dieses Gedicht für echt, und meint gar, Horaz habe es benutzt und nachgeahmt, scheint also von diesem literarischen Betrug gar nichts zu wissen.

2) **Balthasar Estaço**, 1570 zu Evora geboren, aus derselben Familie und als Pönitentiar der Kathedrale zu Viseu gestorben, hat uns eine Sammlung von Sonetten, Gesängen, Eklogen und anderen Dichtungen in seiner Muttersprache hinterlassen, die noch erhalten ist. (*Balthas. Estaço* Sonetos, canções, eglogas e outras rimas. [Lisboa 1625. fol.]).

3) **Gaspar Estaço**, des Vorigen Bruder, gleichfalls zu Evora geboren und erzogen, lebte lange im Hause des Königs Heinrich von Portugal und brachte es zuletzt bis zum königlichen Genealogen und Historiographen (s. *Antonius* T. I. p. 401. *Barbosa Machado*, Bibl. T. II. p. 349). Er starb 1626 und hinterließ uns: Varias Antiguedades de Portugal (Lisboa 1625. fol.), bei denen sich auch noch eine Abhandlung über seine Familie angehängt findet, unter dem Titel: Tratado de Linhagen de Estaços naturaes de Evora, o qual contemhuma defensão da nobreza do sangue, e outra das armas com o principio das insignias das familias particulares, isto he quando e por quem sorão introduzidas.

4) **Emanuel Estaço**, der dritte Bruder der ebengenannten beiden Schriftsteller, trat frühzeitig in den Augustinerorden und starb 1638 als berühmter Kanzelredner, hinterließ jedoch handschriftlich eine große Partie Predigten und eine Geschichte der Klöster seines Ordens in Indien. (Dr. *Grässe*.)

ESTAIMPUIS, Flecken in der belgischen Provinz Hennegau, Bezirk Tournay, liegt an der Straße, welche von dieser Stadt nach Menin führt, und hat eine Kirche, ein Rathhaus, 205 andere Häuser und 1090 Einwohner, welche Wollenzeuch- und Lichterfabriken, Färbereien, Gärbereien und Seilereien unterhalten. (*Fischer*.)

ESTAING, kleine Stadt im französischen Departement des Aveyron (Rouergue), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Espalion, liegt, von einem gothischen Schlosse beherrscht, welches die alten Barone von Est ehemals bewohnten, am linken Ufer des Lot, ist der Sitz eines Friedensgerichtes und hat eine Pfarrkirche, Fabriken, welche Leinwand und Borat liefern, Lohgärbereien, 130 Häuser und 1309 Einwohner, welche vier Jahrmärkte und wöchentlich einen Viehmarkt unterhalten, und Handel mit Vieh und Schoten treiben. Der Canton Estaing enthält 14 Gemeinden mit 7312 Einwohnern. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer*.)

ESTAIRES, kleine Stadt im französischen Departement des Nordens (Flandern), Canton Merville, Bezirk Hazebrouck, liegt am linken Ufer der schiffbaren Lys, 4¾ Lieues von der letztgenannten Stadt und 59 Lieues nördlich von Paris entfernt, und hat ein Postamt, 557 Häuser, bedeutende Leinwand-, Tischzeuch- und Stärkefabriken, Leinwandbleichen und 6443 Einwohner, welche 14 Jahrmärkte unterhalten. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer*.)

ESTAMPES (Anna von Pisseleu, Herzogin von), Tochter Anton's von Heilly auf Meudon, 1508 geboren, war eine der einflußreichsten Maitressen Franz' I., Königs von Frankreich. Als Ehrendame der Königin-

Mutter begleitete sie selbige nach Bayonne, wohin diese ihrem aus der spanischen Gefangenschaft zurückkehrenden Sohne entgegenreiste, und machte durch ihre Schönheit, sowie durch ihren Geist so tiefen Eindruck auf den König, daß er sie seiner bisherigen Geliebten, der Gräfin von Chateaubriand, entschieden vorzog und 20 Jahre lang, bis an seinen Tod, unter ihrem Einflusse blieb. Er vermählte sie an einen gewissen Jean de Brosse, den er für seine Bereitwilligkeit königlich belohnte, denn er gab ihm die confiscirten Güter seines Vaters, der dem Herzoge von Bourbon auf seiner Flucht gefolgt war, zurück, verlieh ihm einen Orden, ernannte ihn zum Gouverneur von Bretagne und schenkte ihm noch überdies das Herzogthum Estampes. Habsucht, Parteilichkeit, Neid und Ränkesucht erscheinen als hervorstechende Züge in dem Charakter der Herzogin. Sie benutzte ihre Geltung zur Bevorzugung ihrer Familie; ihre drei Brüder erhielten Bisthümer; zwei ihrer Schwestern reiche Abteien; die übrigen wurden glänzend vermählt. Eifersucht über Diana von Poitiers, die Maitresse des Dauphin, trieb sie, sich in die wichtigsten Staatsangelegenheiten verderblich zu mischen. Als Karl V. 1540 durch Frankreich nach den Niederlanden reiste, lag sie Franz I. an, ihn gefangen zu halten und zum Widerruf des madrider Friedens zu zwingen, scheiterte aber an dem ritterlichen Sinne dieses Monarchen; auch soll sie Karl durch einen kostbaren, auf eine feine Weise ihr geschenkten, Ring für sich gewonnen haben. Ja, um das Ansehen des Dauphins und somit Dianen's von Poitiers zu schwächen, verrieth sie dem Feinde, Karl V. und Heinrich VIII. von England, die Operationsplane des Kriegs, und verhinderte so die Wiedereroberung von Perpignan, und verursachte auf der andern Seite die Wegnahme von Epernay und Chateau-Thierry; auch den Abschluß des nachtheiligen Friedens von Crespy (1544) half sie betreiben. Nach dem Tode Franz' I. (1547) gelangte ihre Nebenbuhlerin, Diana von Poitiers, mit der Thronbesteigung Heinrich's II. zu einer überlegenen Gewalt, begnügte sich aber doch nur mit der Verweisung der Herzogin auf ihre Güter. Diese bekannte sich dann öffentlich zur reformirten Kirche und suchte ihr möglichst Anhänger zu verschaffen; auch war sie eine Beschützerin der Künste. Sie starb 1576 in ihrem 68. Jahre in einer gänzlichen und wohlverdienten Vergessenheit. (*A. Herrmann.*)

ESTAMPES (Jacques de), Marschall von Frankreich, früher Marquis de la Ferté-Imbaut genannt, geb. 1590, trat zuerst als Fähndrich in das Corps der Gendarmen 1610, stieg schnell empor, sodaß er 1621 schon Generalmajor (maréchal de camp) war, und zeichnete sich in den verschiedenen Kämpfen gegen die Hugenotten und in dem Kriege gegen die Spanier aus. Bei Veillane 1630 griff er als Capitain-Lieutenant der Gendarmen nur mit seiner Compagnie den Feind, welcher 3000 Mann stark war, an, tödtete 900, machte 300 zu Gefangenen und eroberte 14 Fahnen. Ebenso focht er 1635 bei Avain, und 1636 commandirte er 4000 Mann bei Corbie, welches sich ergab. Er erhielt darauf ein Cavalerieregiment, welches seinen Namen führte. Im J. 1641 ward er als Gesandter nach England geschickt und verweilte als solcher zwei Jahre daselbst. Er hintertrieb die Einschiffung von 14,000 Irländern, welche Spanien hatte anwerben lassen, rekrutirte dagegen 6000 Mann, theils in England, theils in Schottland, für den Dienst seines Königs, schickte sie nach Frankreich und wurde dann zum Generalobersten der Schotten ernannt (1643). Nachdem er eine Zeit lang Staatsrath gewesen, berief ihn die Ernennung zum Generallieutenant der Armeen wieder in den Waffendienst. Die Feldzüge in Flandern (1646, 1647 und 1648) gaben ihm neue Gelegenheit, sich hervorzuthun. Im J. 1651 wurde er zum Marschall von Frankreich ernannt, und zur selbigen Zeit auch zum Ehrenmitgliede (conseiller d'honneur) aller Parlamente und königl. Gerichtshöfe. Endlich ernannte ihn der König 1661 zum Ritter aller seiner Orden. So strömten denn für seine vielfältigen Verdienste auch überschwengliche Belohnungen und Auszeichnungen auf ihn herab. Er starb den 20. Mai 1668 in einem Alter von 78 Jahren. (Vgl. den Art. Etampes.) (*A. Herrmann.*)

ESTE, ein Fluß, welcher seine Quelle im Lüneburgischen unweit des Herzogthums Verden hat, ins Bremische und durch die Stadt Burtehude fließt, die Grenze zwischen der zweiten und dritten Meile des Altenlandes im Herzogthume Bremen macht, und sich daselbst bei der berühmten Fähre zum Cranz in die Elbe ergießt. (*Schlichthorst.*)

ESTE, 1) ein nach der Stadt gleiches Namens benannter District (IX) der venetianischen Provinz Padua, mit dem gleichnamigen Hauptorte, an dessen Spitze ein königliches Districtscommissariat steht, das in Este seinen Sitz hat. Das Gebiet desselben umfaßt einen Flächenraum von 27,854 Tornat. 27 Cent. und wird (1832) von 35,633 Seelen bewohnt, deren Scutato provisorio (Capitalswerth der Gründe zum Behufe der Grundsteueranlage) in demselben Jahre auf 2,427,497 Scudi und 1 Lira angegeben wurde. Von den in diesem Districte liegenden Gemeinden hat eine eine Gemeindedeputation mit einem Amte, sieben haben einen Gemeinderath (Consiglio comunale) ohne ein Amt und sechs ein sogenanntes convocato der Grundeigenthümer an der Spitze ihrer Gemeindeverwaltung [1]). Die Gegend ist flach, wohl bewässert und ausgezeichnet fruchtbar. Es wird dieser District durchschnitten oder berührt und bewässert von Kanälen, die nach allen Richtungen hin Fruchtbarkeit in der anmuthigen Ebene verbreiten, an deren nordwestlichem Rande sich die Vorberge und Ausläufer der Euganeen erheben, von denen man diesen reizenden Garten überschauen kann. Diese Kanäle nehmen mehre Flüsse auf, oder werden von ihnen gespeist. Zu den letzteren gehört der Frassenefluß, welcher, nachdem er sich ungefähr eine Miglie oberhalb der Stadt Este mit dem Kanale Bisato vereinigt hat, dort den Namen Canale sopra Este erhält, und der in Este und unterhalb dieser Stadt den

1) Almanacco per le provincie soggette all' imp. reggio Governo di Venezia per l'anno bisestile 1832. (Venezia 1832.) Parte II. p. 6.

Kanal von Montselice bildet. Zu den Kanälen sind noch zu zählen der Canal di S. Caterina d'Este und die Kanäle Brancaglia und Restara, von denen der letztere in Este selbst aus dem Frassene vermittels einer Schleuse mit Wasser gespeist wird[2]). Dadurch wird nicht nur der Anbau des Landes, sondern auch der Verkehr ungemein befördert. Nahe bei Este erheben sich die Vorberge der Euganeen, von denen aus angesehen die Fläche ein hochstämmiger Wald zu sein scheint, aus dem nur hier und da die Thürme der Ortschaften hervorragen. Die Bäume, womit die Felder eingefaßt sind, oder an die sich die Reben stützen, sind so hoch, daß sie die beackerten Felder dem Blicke völlig entziehen[3]). Die hohe, schlanke Cypresse in den Gärten mit ihrem dunkeln Grün, das von dem andern Laubholz, besonders von der ilsenblätterigen Eiche (Quercus ilex), welche hier einheimisch ist, stark absticht, geben dieser Gegend einen vorzüglichen Reiz. Aus den Mauern sieht man häufig die herrlichen Blüthen der stacheligen Kaper (Capparis spinosa) herabhängen. Die Berge bestehen meist aus Kalkstein, Conglomeraten und verschiedenen Conchylien; Ammonshörner ohne Zahl und von ungeheurer Größe werden in diesen Gegenden gefunden[4]). 2) Eine freundliche, lebhafte Stadt (Br. 45° 13′ 31″, L. 29° 10′ 35″), zugleich Hauptort des gleichnamigen Districtes, am Fuße des Monterurale, einer der südöstlichsten Vorberge der Euganeen, den die mit öden grauen Mauern umfangene alte Burg bedeckt, am Ende einer überaus fruchtbaren Ebene, wie in einem Garten, an einem schiffbaren Kanale gelegen, der sein Wasser aus dem Flusse Frassene erhält und mitten durch die Stadt fließt[5]), 17 Miglien von Padua und 42 von Venedig entfernt[6]). Die reizende Lage, die hübsche Bauart und die überaus fruchtbaren Umgebungen machen dieses Städtchen, welches gegen 7500 Einwohner zählt, zu einem sehr angenehmen Aufenthaltsorte, in dem sich der Palazzo dei Principi, unter den Gebäuden einige nicht unansehnliche Paläste, der große, nach Art der Plätze von Venedig mit Trachytquadern gepflasterte, Marktplatz besonders vortheilhaft darstellen. Die mit ziemlicher Pracht erbaute Domkirche enthält einige gute Gemälde, ist aber als Gebäude nicht im besten Geschmacke aufgeführt. Die Pfarrkirche St. Maria delle Grazie ist von beträchtlichem Alter, ziemlich einfach und finster, hat aber auch ein und das andere gute Bild. Este ist der Sitz einer königlichen Prätur erster Classe, eines königlichen Districtscommissariats, einer Municipalcongregation, an deren Spitze ein Podesta steht, eines Steuereinnehmer- und Taxamtes (Ufficio del Registro e delle Tasse), von fünf Advocaten und drei ausübenden Notarien, mehrer Ärzte und Wundärzte und eines Schuldistrictsaufsehers. Die Stadt ist mit alten Mauern und Thürmen umgeben. Sie besitzt zwei Pfarreien, welche zum Bisthume Padua gehören; 2 Pfarr- und 2 Aushilfskirchen; 11 öffentliche und 6 Privatoratorien; ein Krankenhospital; ein Leihhaus (Monte di pietà) und ein Armeninstitut (Instituto elemosiniere); eine Messe, die vom 7. bis zum 22. Oct. dauert, und, wie in allen übrigen größeren Orten Italiens, viel Leben in die Stadt bringt; zwei Wochenmärkte; eine Poststation, welche, auf der von Padua nach Legnago führenden Straße, mit Montselice und Montagnana Pferde wechselt; eine Briefsammlung; einige Salpeter-, Erden- und Majolikageschirr-Fabriken; bedeutende Seidenspinnereien, Filatorien und Wetzsteinbrüche. Unter den Einkehrwirthshäusern zeichnet sich das Albergo alla Corona noch immer vortheilhaft aus. In der Nähe der Stadt haben mehre angesehene Familien ihre Landhäuser, unter denen sich die auf einer benachbarten Anhöhe liegende Villa der nobil Donna Giustiniana durch die herrliche Übersicht, die sie über die Stadt gewährt, auszeichnet.

Este ist ein in geschichtlicher Hinsicht höchst interessanter Ort. Es ist der Stammsitz der Herzoge von Modena und Braunschweig, und des gegenwärtig in England herrschenden Königsgeschlechtes, nach dem sich auch die österreichische Nebenlinie Modena Österreich-Este schreibt.

Dieses Stammhaus der Welfen (Guelfen) ist nach der übereinstimmenden Meinung der Alterthumsforscher das römische Ateste, von dem Filiasi[7]) meint, daß es seinen Namen von dem Etschflusse (Athesis) erhalten habe, die in alten Zeiten von Albaredo über Montagnana und Saletto (Salicetum) auf Este zuströmte und von hier einen Arm dicht an den Euganeen dahin gegen Montselice sandte. Es soll, gleich mehren andern Ortschaften der Umgegend, ebenfalls von den Etruskereuganeern, oder den alten Venetern gestiftet worden sein in Zeiten, die der Besitzergreifung durch die Römer lange vorhergingen. Das Alterthum dieser Stadt, und daß Este mit dem römischen Ateste in der Lage ganz übereinkomme, bezeugen mehre hier gefundene griechisch-etruskische und römische Urnen, Inschriften und Trümmer von Bildsäulen und Gebäuden, wovon einige den Dioskuren und dem August gewidmeten Tempeln angehört zu haben scheinen. Ateste (τὸ Ἄτεστε) war ein Ort, welchen Plinius[8]) als Colonie anführt, nicht aber Ptolemäus[9]); doch wird die Angabe des Ersteren durch kein anderes Zeugniß bestätigt. Läßt man diese Nachricht als richtig gelten, so war Ateste die einzige Colonie im Lande Venetia, vielleicht, wie Mannert meint[10]), weil eine gallische Völkerschaft sich

2) Almanacco per le provincie soggette all' imp. reggio Governo di Venezia per l'annobisestile 1832. (Venezia 1832.) Parte II. p. 15. 3) J. Burger's Reise durch Oberitalien, mit vorzüglicher Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Landwirthschaft rc. (Wien 1831.) 1. Th. S. 219. 4) Kasp. Grafen von Sternberg's Reise durch Tyrol in die österreichischen Provinzen Italiens im Frühjahre 1804. (Regensburg 1806.) S. 78. 5) Reise nach Venedig von Georg von Martens. (Ulm 1824.) 2. Th. S. 221 fg. 6) Almanacco etc. p. 6.

7) Memorie storiche de' Veneti primi e secondi, del Conte *Giacomo Filiasi*. (Venezia 1796—1798.) T. II. p. 17. 8) In mediterraneo regionis decimae coloniae — — Venetorum autem Ateste. s. *C. Plinii Secundi* Hist. mundi Libri XXXVIII. denuo ad vetustos codices collati etc. (Basileae 1545.) Lib. III. Cap. XIX. p. 46. Einige alte Codices haben Aceste. 9) Ptolemäus führt Ateste in Carnorum mediterranea an, und zwar findet es sich angesetzt: 32, 40—44, 15. s. Geographia Cl. Ptolemaei Alexandrini olim a *Bilibaldo Pirckheimero* translata etc. (Venetiis 1562.) p. 63. 10) Geographie der Griechen und Rö-

einst bis hierher verbreitet hatte. Das Itinerarium Antonini kennt eine Straße, welche von Patavium über Ateste nach Mutina und Bononia führte; nur setzt es die Entfernung von Patavium auf 25 Milliarien, während sie in der That höchstens 17 Miglien beträgt. Alberti [11]) meint daher, es müsse hier ein Fehler des Abschreibers unterlaufen sein. Die Peutinger'sche Tafel enthält Ateste nicht. Die Einwohner heißen Atestini, so z. B. bei Martial [12]). In der Geschichte kommt dieser Ort bei Tacitus vor. Er gedenkt seiner zu jener Zeit, als die Flavianische Partei aus Pannonien gegen Vitellius aufbrach, um sich Italiens zu bemächtigen. Antonius Primus und Arrius Varus besetzten zuerst Aquileja und dessen Umgebungen, wurden sodann zu Oderzo und Altinum mit Jubel empfangen und rückten hierauf nach Padua und Este vor [13]). Da die Via Aemilia Altinatensis ihre Richtung, wie Filiasi zu beweisen sucht, auch durch Ateste genommen haben soll, so ist nicht zu verwundern, daß dieser Ort zu jener Zeit so blühend gewesen, wie die so häufig daselbst vorgefundenen Denkmäler und Inschriften bezeugen [14]). In späteren Zeiten findet man den Namen der Stadt in Ad Estum und Ab Este verändert. Da der Sturm der Völkerwanderung und der Zug der Barbaren nach der weltbeherrschenden Roma immer durch diese Gegenden seine Richtung nahm, scheint auch Este gleich allen andern Orten, die schon von alten Zeiten her in der Nachbarschaft bestanden, viel gelitten zu haben [15]). Als in diesen Zeiten und in der auf sie folgenden Periode die meisten Anstalten der Römer in Verfall geriethen, und man auch den Lauf der Ströme dem Zufalle überließ, durchbrach die Etsch, nachdem der heftigste Regen beinahe ununterbrochen einen Monat lang angehalten hatte, im October des Jahres 589, während ganz Italien die fürchterlichsten Überschwemmungen erlitt, ganz Verona unter Wasser gesetzt wurde, und die wilden Fluthen des entzügelten Stromes selbst die Mauern dieser Stadt beschädigten, bei Albaredo ihren Damm, und bahnte sich einen neuen Weg, zehn italienische Meilen südlicher über Legnago und Badia. Spuren des alten Laufes haben sich bis auf den heutigen Tag in Sandbänken, Überresten des Flußbettes und seiner Dämme, und in Volkssagen erhalten. Mannert bezieht die bei Paulus Diaconus [16]) vorkommende Stelle, welche doch die Stadt „civitatem Astensem" nennt, auf Este, und setzt die Niederlage der aus Gallien eingefallenen Franken, welche ihnen die Langobarden beibrachten, nach Este, in dessen Nähe sich zwar allerdings ein Pont della Riva (der Rivus des Paulus Diaconus) vorfindet, dennoch halte ich dafür, daß damit Asti im Piemontesischen und nicht Este gemeint sei, da das erstere überdies den einfallenden Franken ganz und gar auf dem Wege lag, den sie nach dem Herzen der Lombardei nehmen mußten. Daß Este auch in viel späteren Zeiten ein bedeutenderes Ansehen behauptet haben muß, beurkundet einerseits der Umstand, daß hier bis zum J. 1247 ein Bisthum gewesen, welches unter dem Patriarchen von Aquileja gestanden [17]), und andererseits, daß sie schon zur Zeit der ersten Markgrafen, die nach ihr sich nannten, einer der bedeutendsten Orte der Umgebung gewesen sei. An diese mächtige Familie erinnert auch heutzutage noch die alte, in den Chroniken des Mittelalters Rocha genannte, Feste, welche in alter Herrlichkeit den Berg krönt, an dessen Fuß sich Este ausbreitet, und in der Stadt der Palazzo dei Principj [18]), jener Markgrafen von Este, deren Geschichte in der erstern Zeit auf das Innigste mit den Schicksalen dieser Stadt verwebt ist.

Este ist nämlich der Stammsitz jener alten mächtigen Markgrafen von Este und Ferrara, von denen die Herzoge von Modena und Braunschweig, der österreichischen Nebenlinie Österreich-Este und endlich auch des gegenwärtig in England regierenden Königsgeschlechtes. Este ist eins der ältesten und berühmtesten Fürstenhäuser Italiens, dessen Stammbaum von einigen alten Genealogen nach der Sitte ihrer Zeit bis zu A, welcher zu den Zeiten des römischen Königs Tarquinius Priscus gelebt und über Alba geherrscht haben soll, zurückgeführt wird. Andere leiten ihren Ursprung von dem römischen Geschlechte der Actier ab [19]). Selbst noch Muratori führt den Stamm-

mer. Italia, nebst den Inseln ꝛc. Aus den Quellen bearbeitet von K. Mannert. (Leipzig 1823.) 9. Th. 1. Abth. S. 97.

11) *F. L. Alberti Bononiensis* Descriptio totius Italiae etc. Interprete *Guilielmo Kyriandro Hoeningeno* I. C. (Coloniae 1567.) p. 729. 12) So bei *Martial*. Lib. X. XCIII:

Perfer Atestinae nondum vulgata Sabinae
Carmina etc.

s. *M. Valerii Martialis* Epigrammata cum notis *Farnabii* et variorum, geminoque indice tum rerum tum auctorum: Accurante *Cornelio Schraevelio*. (Lugduni Batavorum 1656.) p. 600 a. 13) Sed Primus et Varus occupantes Aquileiae provincia quaeque, et Opitergii et Altini laetis animis accipiuntur. Relictum Altini praesidium adversus classem Ravennatem, nondum defectione ejus audita. Inde Patavium et Ateste partibus adjunxere. s. *C. Corn. Taciti* opera, quae exstant a *Justo Lipsio* postremum recensita etc. (Antverpiae 1668.) Histor. Lib. III. p. 370 a. 14) s. Filiasi a. a. O. Riemann a. a. O. S. 97. 15) Attila zerstörte auch Este, wie so viele andere Städte. s. *Ant. Muratorii* rerum ital. scriptores T. IX. p. 317 a. Sie ging über Patavia, Ateste XXV, Anneiano XX, Vico Variano XVII, Vico Sernino XX, Mutina XXIII, nach Bononia XVIII. So bei *Philippi Cluveri* Italia antiqua etc. (Lugduni Batavorum 1624.) p. 154.

16) Hac tempestate Francorum exercitus de provincia (nämlich Galliae) egrediens in Italiam introivit; contra quos Grimoaldus cum Langobardis progressus etc. — Qui locus ubi hoc gestum est proelium Francorum, usque hodie Rivus (Rivulus) appellatur, nec longe distat ab Astensis civitatis moenibus. *Paulus Diaconus Forojul.* De gestis Langob. Lib. V. Cap. V. bei *Murat.* scr. rer. ital. T. I. p. 478. 17) s. J. H. Zedler's Großes vollständiges Universallexikon aller Wissenschaften und Künste. (Halle und Leipzig 1734.) 8. Bd. Art. Este. S. 1971, und Historisch-politisch-geographischer Atlas der ganzen Welt ꝛc. (Leipzig 1745.) 4. Th. S. 1327. 18) Reise durch Tyrol in die österreichischen Provinzen Italiens im Frühjahre 1804. Von Kaspar Grafen von Sternberg ꝛc. (Regensburg 1800.) S. 79. 19) Die Stammbäume der estensischen Familie nach den älteren Genealogen finden sich in: Joh. Hübner's Genealogischen Tabellen ꝛc. (Leipzig 1725.) 1. Th. Tab. 302 und 303. Nach Muratori und anderen italienischen Geschichtschreibern entworfen findet man den vollständigsten Stammbaum in dem Werke Famiglie celebri italiane. (Milano 1832.) Parte I. Fasc. XXVI — XXIX. Tav. I

baum der Estenser auf die Markgrafen von Toscana zurück, welche im 10. Jahrh. Statthalter der Karolinger in der dortigen Landschaft waren [20]). Neuere Genealogen und Geschichtforscher nehmen an, diese Familie sei ein Nebenzweig der alten, weitverbreiteten und mächtigen Familie der Welfe, der reichsfrei geblieben und in der Lombardei besonders begütert gewesen [21]). Jedenfalls gehörte diese Familie nach den zuverlässigsten Zeugnissen aus den Zeiten des Mittelalters schon im Anfange des 12. Jahrh. seit einer sehr langen Zeit zu den ausgezeichnetsten, edelsten und mächtigsten Geschlechtern in der ganzen veronesischen und tarviser Mark [22]). Schon ihre durchaus schöne Gestalt, ihre ausdrucksvollen Gesichtszüge bezeugten den Adel ihrer Abstammung [23]). Gleich allen andern Adeligen, welche auf ihren Herrschaften die Grafenrechte eigen erworben und seit dem 11. Jahrh. sich, zum Unterschiede von den sich auch Grafen nennenden Lehengrafen, Markgrafen genannt hatten, nahm auch diese Familie am Ende des 10. Jahrh. den Markgrafentitel an, ohne daß man, gleich Muratori und Andern, ängstlich für die ältesten Mitglieder dieses Geschlechtes sich nach einer besonderen Markgrafschaft umzusehen braucht [24]). Soweit die Ahnen der Estenser in geschichtlichen Denkmälern vorkommen, erscheinen sie als Markgrafen, mögen sie nun einer wirklichen Markgrafschaft vorgestanden, oder blos mit Genehmigung des Kaisers diesen Titel gleich mehren andern geführt haben [25]).

Muratori, dem die meisten übrigen Schriftsteller, die dieses Hauses ausführlicher gedenken, folgen [26]), widmete der Untersuchung über den Ursprung des Hauses Este einen großen Theil seiner Zeit und legte die Ergebnisse derselben in einem umfassenden Werke [27]) nieder. Er führt den Stammbaum dieses Hauses auf Adalbert zurück, in dem er einen Abkömmling der alten Markgrafen von Toscana gefunden zu haben glaubt, doch zweifelt er selbst an vielen Stellen an der Richtigkeit seiner Voraussetzung [28]). Man findet seiner schon in den Jahren 880, 900 und 915 gedacht, und stets kommt er darin als Markgraf vor, und ebenso wird er auch in einem Diplome vom J. 1011 genannt, woraus folgt, daß er einem sehr angesehenen und mächtigen Geschlechte angehört haben müsse [29]). Muratori gibt sich viele Mühe, zu bestimmen, welche Markgrafschaft ihm wol angewiesen sein mochte, und schließt aus den Ausdrücken der den Estensern von K. Friedrich I. im J. 1184 ertheilten Bestätigungsurkunde der Markgrafschaft Mailand und Genua, durch die alles dasjenige bekräftigt wird, was Markgraf Adalbert oder Azzo (denn daß diese beiden Namen, und ebenso auch Adalbert und Albert, gleichbedeutend seien, ersieht man deutlich aus mehren auch diese Familie angehenden Urkunden) [30]), einer ihrer erlauchten Vorfahren schon ehemals genossen habe, daß die Markgrafschaft Mailand [31]) nicht nur im 12. und 11., sondern auch schon im 10. Jahrh., nämlich seit den Zeiten Adalbert's und seines Sohnes Oberto dieser Familie zugehört habe [32]). Daß er einer der eifrigsten Anhänger König Berengar's II. gewesen und seinem Vater mit seinem schwangern Weibe nach Teutschland in die Verbannung gefolgt sei, wo ihm sein Sohn Obert-Obizzo geboren wurde, der dort seine ersten Jugendjahre verlebte und dadurch der teutschen Sprache und Sitten kundig wurde, was ihn später dem K. Otto I. so werth machte, wird von Riccobaldo ausführlich erzählt [33]). In das Land ihrer Väter zurückgekehrt, waren Adalbero und

—17, wo sich alle Zweige dieser berühmten Familie, bis in unsere Tage fortgesetzt, vereinigt zeigen.

20) *Lud. Ant. Muratori*, Delle antichità Estensi ed Italiane. (Modena 1717.) T. I. Cap. VI., dann p. 194. 21) Geschichte der italienischen Staaten, von Dr. Heinr. Leo. (Hamburg 1829.) 2. Th. S. 136. Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, von Friedr. v. Raumer. (Leipzig 1823.) 1. Bd. S. 293. 22) *Jacobi Malvecii* Chron. Brixianum. Cap. LXXVII. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. XIV. p. 893. 23) *L. A. Murat.* Antiquitates ital. medii aevi etc. (Mediolani 1742.) T. I. p. 1048. 24) Leo a. a. O. 25) *Murat.* l. c. T. I. p. 290. 26) s. Joh. Friedr. Le Bret's Geschichte von Italien und allen allda gegründeten älteren und neueren Staaten. Aus echten Quellen geschöpft. (Halle 1778.) 1. Th. S. 555 fg. 27) *Murat.* Ant. Est. in 2 Bänden. Fol. Doch behandeln auch seine übrigen Werke, wo sich dazu nur irgend eine Veranlassung ergibt, diesen Gegenstand immer ausführlicher, als jeden andern, besonders in den Annali d'Italia dal principio dell' era volgare sino all' Anno 1500 etc. (Milano 1744.) T. V. p. 394 sq. Selbst viele der Noten in seiner Rer. ital. script. sind diesem Gegenstande gewidmet, und ein Gleiches gilt auch von seinen Ant. ital. medii aevi etc. Auch Girol. Tiraboschi in seinen Memorie storiche Modenesi etc. (Modena 1793 und 1794.) T. IV. handelt vielfältig von dieser Familie. 28) s. Desselben Ant. ital. T. I. p. 290. Einer der wichtigsten Gründe gegen diese Abstammung bleibt immer die Verschiedenheit der Gesetze, nach denen beide Familien lebten. Bei den Markgrafen von Toscana war es das ripuarische, bei den Estensern das langobardische. Adalbert gehörte also höchst wahrscheinlich einem ganz anderen Volksstamme an, als die Markgrafen von Toscana, wenn man nicht annimmt, daß die Familie Albert's oder Adalbert's das Gesetz gewechselt habe; allein dann müßte der Grund dafür nachgewiesen werden, da dergleichen gemeinhin nur bei den Frauen üblich war, die gewöhnlich dem Gesetze ihrer Männer folgten, und außerdem nur noch bei den Geistlichen, die auch ihr Nationalgesetz aufgaben und fortan nach den römischen Gesetzen lebten. Ein zweiter Grund für Muratori's Annahme liegt in einer von K. Heinrich IV. den Nachkommen Adalbert's ertheilten Bestätigungsurkunde ihrer Güter, Rechte ꝛc., woraus hervorgeht, daß sie auch das Patronat über das Kloster des heiligen Caprasio dell' Aula in der Lunigiana besessen haben. Dieses Kloster wurde nämlich von Adalbert I., Markgrafen von Toscana, um das J. 884 gegründet, und so weist das von Adalbert's des Estensers Nachkommen besessene Patronatsrecht ebenfalls auf die Familie der Markgrafen von Toscana hin. Allein zwischen jener Stiftung und dieser Urkunde liegen zwei Jahrhunderte, in denen das Patronatsrecht wol mehr als einmal auf eine ganz andere Familie übergegangen sein konnte, gleich den Gütern, mit deren Besitz dasselbe verbunden gewesen; s. hierüber *Murat.* Ant. Est. T. I. p. 217. Le Bret a. a. O. Famiglie celebri italiane. Tav. I. Fasc. XXVI.

29) *Murat.* Ann. d'Italia. T. V. p. 395. 30) In ältern teutschen Chroniken wird Azo Kunz genannt, so in *Conradi Bolchonis* civis brunsvicensis Chron. Brunsv. bei Leibnitz in der Coll. script. Brunsv. T. III. p. 316. 327 und 661. *Murat.* Ant. ital. T. I. p. 290. 31) Über den Besitz des Herzogthums Mailand durch diese Familie s. auch Le Bret a. a. O. 32) *Murat.* Ant. Est. T. I. Cap. XI. p. 194. 33) Istoria Imperiale di *Riccobaldo Ferrarese* bei *Murat.* Scr. rer. ital. T. IX. p. 315, doch nennt ihn Riccobaldo Albertus Azzo; auch gibt er ihm Ugo und Fulco zu seinen Söhnen, sowie denn überhaupt seine Erzählung in Vielem mit dem erwiesenen Gange der Ereignisse in der Geschichte Otto's und Berengar's nicht übereinstimmt.

Oberto I. Markgrafen und Grafen von Mailand [34]). Als solche mochten sie zwar anfänglich Mailands Opposition gegen Berengar nicht getheilt, sondern ihm die Jugendfreundschaft bewahrt haben. Als aber später Berengar's rauhes Regiment und Willkürherrschaft und der Königin Willa Ruchlosigkeit der Familie Berengar's alle Gemüther entfrembete, schloß sich auch Oberto I., der als Adalbert's Sohn urkundenmäßig gewiß ist, den Gegnern des Königs an, und soll die Bewegung und Aufregung des Volkes gegen ihn mächtig gefördert haben. Als hierauf Otto nach Italien kam, von den Unzufriedenen dazu besonders aufgefodert, zeigte er sich dankbar gegen jene, die ihm anhingen, und so auch gegen diese Ahnen der Estenser, die damals von dem Kaiser den Ort und das Schloß Calaone (Calon) und Este, dazu auch Montselice und Montagnana erhalten haben, wodurch der erste Grund zur Herrschaft der Estenser in dieser Gegend gelegt worden sei [35]). Als hierauf des Kaisers Partei gewahrte, daß Berengar nicht gestürzt werden, sondern auch fortan, besonders in den Gegenden Friauls, mächtig bleiben solle, da fürchteten Alle, die früher gegen ihn gehandelt, besonders aber die Paduaner und Veroneser, dessen Rache, und darum folgten viele edle Veroneser und Paduaner, und unter ihnen auch Obertus-Obizzo, dem Kaiser, und zwar um so eher nach Teutschland, als Otto im nächsten Jahre wiederkehren zu wollen erklärt hatte. Dort soll Oberto von Otto vor allen anderen Italienern ausgezeichnet, mit einer Grafschaft in Sachsen belohnt, Alda, des Kaisers natürliche Tochter, ihm angetraut und bei Gelegenheit des Sieges in einem großen Waffenspiele auch das Familienwappen verliehen worden sein [36]). Nach Andern habe er die Reise nach Teutschland erst im J. 960 im Gefolge des Cardinaldiakons Johannes und anderer Großen gemacht, welche Papst Johann XII. zu Otto schickte, um ihn zu einem zweiten Zuge nach Italien und dazu zu bestimmen, die Krone ganz von Berengar's Haupte zu nehmen und diesen zu entfernen [37]). Nach seiner Rückkehr im Gefolge Otto's setzte ihn dieser wieder in sein Amt als Grafen von Mailand und Genua ein, und ernannte ihn auch zu seinem Pfalzgrafen, in welcher Würde er auch in Lucca, Pavia und andern Orten seine Gerichtsbarkeit ausübte und seine Residenz in Pavia hatte. Er hatte auch die Abtei des heiligen Columban von Bobbio vom Kaiser als Lehen erhalten (967). In den Begebenheiten Otto's mit dem päpstlichen Stuhle wird Oberto's weiter nicht mehr gedacht. Vielleicht, daß er zu sehr mit den Pflichten seines Amtes beschäftigt gewesen. Und in der That hat man auch wirklich aus jener Zeit den Inhalt mehrer öffentlicher Gerichtsverhandlungen (Placita), welche er zu Pavia, Lucca, in der Lunigiana, bei Volterra [38]) gehalten. Das Jahr seines Todes ist unbekannt, doch erscheint er in einem Diplome vom J. 975 schon als todt. In diesem Diplome werden Adalbert und Odbert als seine Söhne angegeben [39]). Ihm wird die Stiftung des Klosters des heiligen Erlösers zu Scandriglia zugeschrieben. Er hinterließ seinen Söhnen sehr ansehnliche Güter, wovon einige in Toscana, andere im Gebiete von Luni lagen. Eins seiner Allodialgüter hieß das Obertingische Gut, Terra Obertinga, welches unfern Arezzo lag [40]). Man gibt ihm zwei Gattinnen, außer der blos von Riccobaldi erwähnten Alda, nämlich Guilla di San Bonifazio, Tochter des Markgrafen von Spoleto; daß sie die Gattin eines Markgrafen Oberto war, ist gewiß, allein ungewiß, ob desjenigen, der auch Graf des heiligen Palastes war. Zur zweiten Gemahlin soll er eine Schwester des Markgrafen Hugo von Toscana gehabt haben. Sie brachte ihrem Gatten die Grafschaft Gavello, heutzutage die Polesinen von Rovigo genannt, das Gebiet von Montagnana oder das Scodesische; jedoch ist über diesen Gegenstand kein genügendes Licht zu gewinnen, auch nicht darüber, ob Hugo, Oberto's Schwager, wirklich Markgraf von Toscana gewesen sei [41]). Muratori hält es für sehr wahrscheinlich, daß durch Obert's Söhne vier ansehnliche Familien gegründet worden seien, davon aber die eine, nämlich die Markgrafen von Sezzabio, nicht lange bestanden haben, nämlich: die Markgrafen von Este, die Pallavicini, die Markgrafen von Sezzadio und die Malaspinas. Dem Oberto werden fünf Kinder beigelegt: 1) Adalbert, erscheint zuerst mit seinem Bruder Opizo in einer Urkunde des K. Otto II. vom J. 977, ertheilt dem Abte des berühmten Klosters zu Bobbio, dessen Abt darin mit der Grafschaft Bobbio investirt, und worin Alles für ungültig

34) *G. Giulini* Memorie spettanti alla Storia di Milano etc. Vol. II. p. 302. 35) *Riccobaldo Ferrarese* l. c. 36) Es findet hier offenbar eine Verwechselung und Verwirrung verschiedener Perioden und Personen statt. 37) *Murat.* Annali d'Italia. T. V. p. 394 und 395, und Continuator Reginonis in Chronico, sowie auch Annalista Saxo. 38) Als solcher hielt er im J. 964 zwei Placita, das eine zu Pavia und das andere zu Lucca, in deren einem er Aubertus Marchio et comes Palatii, in der Unterschrift aber Otbertus genannt wird, *Murat.* Ant. Est. T. I. c. 16 und Ann. d'Italia. T. V. p. 403. 411, denn 967 stand er einem Placitum in einem Orte nuncupante prope Monte Vultrario quod est infra Comitatu Volaterrense, ubi Domnus Hotto Imperator Augustus praeerat — Anno Imperii Domini Hottonis Imperatore Augustus, et Idem Hotto filio ejus gratia Dei Rex Sexto, XII. die Mense Junii Indictione Decima. Ebendaselbst. Ebenso findet sich auch ein Placitum vom J. 970 von ihm vor: Dum in Dei nomine Locus, qui dicitur Classo in terra Alberici Filio bonae memoriae Aigoni, ubi Domnus Imperator praeerat, rexidisset in judicio Othbertus Marchio et Comes Palatio etc. Anno Imperii Donni Ottoni Nono, Imperii Donni Ottoni Filio ejus Deo propicio Tertio, Indictione Quartadecima. Ebendaselbst. Seine Namensunterschrift: Obsertus, sacri Palatii Comes, erscheint auch in dem von K. Otto zu Pavia ausgefertigten Diplome (VIII Kalendas Octobris Anno Dominicae Incarnationis DCCCCLXII. Indictione VI Anno Imperii Serenissimi Imperatoris Othonis Primo), worin dieser dem Bischofe von Asti, Brunengo, die Privilegien seiner Kirche bestätigte. s. *Ughelli* Italia Sacra etc. T. IV. in Episcopis Astensibus.

39) In dieser Urkunde ertheilte Albericus, Bischof von Pisa, den Brüdern Albertus et Obertus germani Marchioni filii bonae Memoriae Oberti Marchionis et Comitis Palatio-Regnante Domno nostro Otto Imperator Augusto filio bonae memoriae Ottonis Imperator, Anno imperii ejus in Italia octavo, Idus Octobris, mehre Güter, die er ihnen emphyteutisch überließ. Die Urkunde s. bei *Murat.* Ant. ital. T. I. p. 375. 40) *Murat.* Ant. Est. T. I. p. 185. 41) Famiglie celebri italiane. Fasc. XXVI. Tab. I.

erklärt wird, was die beiden Markgrafen und deren Nachkommen ohne dessen ausdrücklich ertheilte Erlaubniß in dieser Grafschaft vornehmen würden[42]). Er und sein Bruder Oberto oder Opizzo II. sind auch die Empfänger der von dem Bischofe Albericus von Pisa ihnen emphyteutisch ertheilten Güter[43]). In einem vom K. Otto III. vor dem Thore St. Lorenzo zu Rom im J. 996 gehaltenen Placitum führte der Abt des Klosters der heiligen Flora zu Arezzo Klage gegen ihn und seinen Bruder Albert wegen einiger Güter, die sie sich angemaßt, und deren Besitz er, der Brüder weiteres Klagerecht unbeirrt, vom Kaiser zugesprochen erhielt[44]). In demselben Jahre war er in Soragno. Von diesem Adalbert werden die Pallavicini (s. d. Art.) abgeleitet. 2) Albert, welcher als der Ahnherr eines Zweiges erscheint, mit dem man die Markgrafen von Massa in Verbindung bringt[45]), kommt mit seinem Bruder Adalbert in dem im J. 996 gehaltenen Placitum vor. Seinen Tod setzt man um das J. 1014 an. Er hatte einen Sohn gleiches Namens, welcher im J. 1000 dem Kloster des heiligen Venierius in der Lunigiana eine Schenkung machte. Als Wohlthäter desselben Klosters erscheint auch Albert's Sohn, Oberto, genannt Raso (der Geschorene), welcher demselben im J. 1050 und ebenso auch der Kirche von Luni im J. 1085 eine Schenkung machte. Die letztere gab die Veranlassung zu einem Streite über den Hügel von Caprione bei Sarzana, und zwar über die Frage: Wem das Eigenthum über ihn zustehe? Dieser Streit dauerte bis zum J. 1124, in welchem, auf Anordnung des K. Heinrich V., in St. Alessandro zu Lucca der sogenannte Friede von Lucca geschlossen und darin die Ausgleichung darüber mit ihren Verwandten vorgenommen wurde. In diesen Streit erscheinen als verflochten Albert Azzo, Wilhelm Franz und die Markgrafen von Malaspina und Pallavicino. In dem Friedensinstrumente wird einer Theilung der Güter erwähnt, welche im J. 975 der Großvater des Ersteren und der Ältervater des Letzteren vorgenommen habe. Obertus wird auch Markgraf von Massa genannt. Zur Gattin hatte er Giuditta, Tochter des Oberto, Grafen von Parma. Seine Nachkommenschaft gehört in die Reihe derjenigen Gegenstände, worüber sehr viel Dunkel und Ungewißheit schwebt. Er hatte drei Söhne: Wilhelm Franz, Othbert und Hugo. Der erste war Markgraf von Massa und derjenige, welcher in dem Friedensinstrumente von Lucca erscheint, worauf sich die Meinung gründet, daß die Estenser, Pallavicini und Malaspina insgesammt von einem gemeinschaftlichen Ahnherrn herstammen; der dritte scheint einem Zweige das Dasein gegeben zu haben, der den Titel eines Markgrafen von dem Gebiete von Livorno geführt zu haben scheint[46]). Oberto endlich schenkte im J. 1094 einige Gründe dem Kloster des heiligen Veniero; sein Sohn Albert führte den Beinamen Pallodo (der Blasse), er war Markgraf von Corsica. Ihm gibt man drei Söhne: Rainer, der schon im J. 1213 verstorben war und zwei Söhne hatte, Konrad und Ubicino, deren ersterer sich im J. 1240 mit den Söhnen seines Oheims Andreas über verschiedene, die Lehen von Massa betreffende, Rechte verglich; Andreas und Wilhelm, welche beide besondere Zweige veranlaßten. Der Letztere, welcher auch den Beinamen Pallodo führte, war kaiserlicher Vicarius von Garfagnana im J. 1185. Er wurde auch Malaspina genannt. Im J. 1217 war er Markgraf von Massa und Patron des Gerichts Cagliari in Sardinien. Es scheint, daß nach seinem Tode die Markgrafschaft Massa auf den verwandten Zweig der Malaspina übergegangen sei. Zur Gattin hatte er Adelasia aus dem Hause der Malaspina, mit der er zwei Töchter erzeugte, Agnes, die an Mariano, Richter von Torres in Sardinien, und Benedetta, die in erster Ehe an Barisone di Pietro, Richter über Arborea in Sardinien, und in zweiter Ehe an Rinaldo di Ugo vermählt war; sie verlieh das Spital des heiligen Leonardo an die Olivetaner des Klosters St. Venerio und starb im J. 1233. Andreas, Alberto's des Blassen Sohn, genannt der Weiße, war auch Markgraf von Massa. Unter dem Vorwande von Repressalien behielt er im J. 1216 Wilhelm Embriaco und Wilhelm Negro, welche die Genueser als Gesandte an den Papst Honorius III. geschickt hatten, in Massa als Geiseln zurück. Er erzeugte zwei Söhne, Albert, mit Caracosa vermählt, und Wilhelm, genannt der Weiße. Der Erstere hatte einen Sohn, Uppicino, der im J. 1255 lebte, dessen Sohn Albertaccio, mit Bellotta vermählt, im J. 1329 starb; der Letztere starb nach dem J. 1256. Sein Sohn Pallodino verschied um das J. 1290; er hatte drei Söhne: Fredino, welcher vor 1315 verschied, und drei Söhne, Fredino, Robert und Roluccio, hatte, die in einem Grenzstreite zwischen Lucca und Massa im J. 1316 genannt werden; Giovanni, Bischof von Massa-Maritima, und Andreas, genannt Matterassa, welcher um das J. 1334 starb und einen Sohn, Cappone, hinterließ. Weiter reichen die Nachrichten über diesen Ast nicht. 3) Oberto II., von dem sogleich weiter die Rede sein wird. 4) Anselm, war gegenwärtig bei einem im J. 1014 in Pavia vor Kaiser Heinrich II. abgehaltenen Placitum, in dem sein Bruder Othbert II. mit seinen Söhnen als Anhänger Arduin's verurtheilt wurden. Doch schwebt auch über sein Verhältniß zu dieser Familie noch immer ein Schleier. Ihm gibt man Othbert, den Stifter des Klosters der heiligen Justina im Orte Sezzadio, heutzutage Sezzo genannt, in der Provinz Alessan-

42) Die Urkunde, welche bei Margar. im Bullarium Cassinense T. II. Constit. 58 und bei Ughelli in der Italia Sacra T. IV. bei den Episcopis Bobiensibus erscheint, und an deren Ächtheit Muratori in den Ant. Est. T. I. Cap. XXI einigermaßen zweifelt, sagt: Quaecunque igitur Adalbertus vel opizo Marchiones, vel eorum sequaces, in praefato Comitatu, et ejus pertinentiis agere vel facere praesumpserunt, nisi de expressa licentia et libera voluntate Comitis memorati, volumus irrita fieri atque cassa. 43) s. die Note 39. 44) Adalbertus Marchio et Albertus germani, heißt es in diesem Placitum, Filii quondam Holberti. *Murat.* Ann. d'Italia. T. V. p. 500. 45) s. die Famiglie cel. ital. Fasc. XXVI. Tav. I.

46) s. Relazioni d'alcuni Viaggi fatti in diverse Parti della Toscana etc. Dal *Dott. Giov. Targioni Tozzetti.* (Firenze 1754.) T. VI. p. 296. *Ptolemaei Lucensis* Episc. Torcellensis Breves Annales bei *Murat.* Rer. ital. scr. T. XI. p. 1278 und 1279.

bria, zum Sohne, und Einige finden es wahrscheinlich, daß von ihm die Markgrafen von Sezzadio (s. d. Art.) abstammen. 5) Bertha, vermählt mit Giberto von Parma, und 6) Oberto-Obizzo, den man für den Ahnherrn der Markgrafen von Malaspina (s. d. Art.) hält. Man glaubt, daß auch er als ein Anhänger Arduin's, gleich seinem Bruder Oberto II., lange Zeit von K. Heinrich II. gefangen gehalten worden sei. Im J. 1053 machte er dem Kloster des heiligen Johann zu Vicolo eine Schenkung. Er machte mit den Pisanern und Genuesern in Vertreibung Museto's, des sarazenischen Fürsten, aus der Insel Sardinien gemeinschaftliche Sache, und aus jener Zeit soll sich die Herrschaft der Malaspinas über gewisse Orte jener Insel herschreiben[47]. Von diesen Brüdern gehört

Oberto II. zu den Ahnherren der Estenser, von dem ihre Abstammung direct abgeleitet wird. Er lebte zur Zeit der Parteiung Italiens, veranlaßt durch die Doppelwahl Arduin's von Ivrea und Heinrich's II., die sich die Krone und Herrschaft von Italien streitig machten. Als nämlich nach Otto's III. kinderlosem Tode Arduin von seinen Freunden auf dem von ihm nach Pavia ausgeschriebenen Reichstage als König von Italien erwählt worden war, scheint Oberto anfänglich sich durch einige Zeit zur Gegenpartei gehalten zu haben, da in den ihn betreffenden Urkunden desselben Regierungsjahre angeführt werden. Später erscheint er als ein Anhänger Arduin's, Markgrafen von Ivrea, vielleicht daß die Verbindung seiner Tochter Bertha mit dem Markgrafen Manfred von Susa, der zu Arduin's Anhang gehörte, diesen Übertritt bewirkte[48]. Seinen Wohnsitz hatte er in Casal maggiore, wo sich auch zwei seiner Söhne, Azo und Hugo, aufhielten. Sie befanden sich aber auch bald in der Grafschaft Verona, bald in der Grafschaft Padua, wo sie ansehnliche Güter hatten[49]. In einer Urkunde vom J. 998 erscheint er als Markgraf[50]. Seine Besitzungen waren damals vorzüglich in der Lunigiana und überhaupt im Toscanischen. Ihm wird die gegen das J. 1000 geschehene Stiftung des Klosters der Benedictiner des heil. Johannes in Vicolo zugeschrieben, welches später (1135) durch den Papst Innocenz II. der Kathedrale von Parma einverleibt und eine Propstei der Weltgeistlichkeit wurde. Mit seinen Söhnen Azzo und Hugo erscheint er in mehren Urkunden der Jahre 1011 und 1012, in denen noch immer die Regierungsjahre Heinrich's gezählt werden[51]. Im folgenden oder im J. 1014 wurde er mit seinen Söhnen und seinem Enkel Albert Azzo II. als Anhänger Arduin's, den der Kaiser bei Pavia besiegte, von dem erzürnten Monarchen angegriffen, überwunden, gefangen genommen, in dem durch Flammen verheerten Pavia zum Tode verurtheilt, ihrer Güter beraubt und mit Adalbert, seinem dritten Sohne, in den Kerker geworfen[52]. Einige von ihren Gütern wies Heinrich der Kirche von Pavia an. Nach einigen Jahren erlangte Othbert wieder Heinrich's Gunst und seine Güter, und wurde von ihm noch überdies beschenkt[53]. Oberto war im J. 1021 schon mit Tode abgegangen, denn damals war die Markgrafschaft und Grafschaft von Mailand schon seinem Sohne, dem Markgrafen Hugo, zu Theil geworden. Er war vermählt mit Railenda, der Tochter des Grafen Riprand, der seine Güter in der Lombardei hatte. Aus einem Acte des J. 999 erhellt, daß sie schon einmal verheirathet gewesen, und aus dieser Ehe einen Sohn, Berengar, hatte, der Cardinal und Ordinarius an der Hauptkirche von Mailand gewesen. Durch diese Heirath gewann Otbert schöne Einkünfte[54].

Als seine Kinder erscheinen: a) Hugo, kommt noch bei Lebzeiten seines Vaters mit dem Titel eines Markgrafen vor. Er und sein Bruder Azzo, welche damals in Casal maggiore, das ihnen gehörte, wohnten, machten mit Einwilligung ihres Vaters im J. 1012 eine Schenkung dem Bisthume Cremona[55]. Beide Brüder wohnten im folgenden Jahre[56]) einer gerichtlichen Verhandlung (Placitum) bei, welche Adalbero, Herzog von Kärnthen und Markgraf von Verona, in der Grafschaft Verona, auf dem Gebiete und im Orte des Klosters des heiligen Zeno, nicht weit von den Mauern der Stadt, wegen einiger Güter hielt, die im Gebiete von Montselice lagen, das damals den Brüdern Hugo und Azzo gehörte, und

47) Famiglie cel. ital. Fasc. XXVI. Parte I. Tav. I. 48) Ebendaselbst. 49) Le Bret a. a. O. *Murat.* Ant. Est. T. I. Cap. 14 et 15 und Ann. d'Italia. T. VI. p. 41. 50) Er war bei dem Broglio in Carrara gegenwärtig, allwo er aufgeführt wird als Otbertus Marchio Filius quondam item Otberti itemque Marchio, qui professus sum ex Natione mea Lege vivere Longobardorum. *Murat.* Ant. Est. T. I. Cap. 15 und Ann. d'Italia. T. V. p. 513. Le Bret (a. a. O.) setzt diese Urkunde in das J. 999. 51) *Murat.* Ann. d'Italia. T. VI. p. 41.

52) *Arnulphi* Histor. mediol. Lib. I. Cap. XVIII; daß sie enthauptet worden seien, erwähnt nur ein Einziger, nämlich *Gualvanei* Flammae Manipulus florum. Cap. CXXXVII bei *Murat.* Rer. ital. scr. T. XI. p. 613 ad ann. MXIII. Chron. Novalicense bei *Murat.* l. c. T. II. p. II. Praefatio in leges langobardicas bei *Murat.* l. c. T. I. P. II. p. 3 und Ant. Est. Vol. I. Cap. XIII. Della Istoria d'Italia antica e moderna del *Cav. Luigi Bossi.* (Milano 1821.) Vol. XIV. p. 109. Das Diplom, durch welches K. Heinrich die Kirche zu Pavia für den Schaden, quam ipsi in suis pertinentiis igne et rapinis (diese seine Gegner) vehementer devastaverunt, ist gegeben im Orte Solega; darin heißt es: Ubertum filium Hildeprandi, Otbertum Marchionem et Filios ejus et Albertum nepotem illius, postquam Nos in Regem et Imperatorem elegerunt et post manus Nobis datas, et sacramenta Nobis facta cum Dei Nostroque inimico Arduino Regnum Nostrum invasisse, rapinas, praedas, devastationes ubique fecisse etc. *Murat.* Ant. Est. Pars I. Cap. XIII und Ann. d'Italia. T. VI. p. 48. 53) Le Bret a. a. O. S. 557. 54) *G. Giulini*, Memorie spettanti alla Storia e al governo di Milano ne' secoli bassi (Milano). T. II. p. 302. 55) In dieser Urkunde (ausgefertigt Kalendas Martii, Indictione decima) heißen sie: Nos in Dei nomine Azzo et Ugo germanis, Filiis Auberti Marchionis, qui professi sumus ex Natione nostra Lege vivere Longobardorum. Ipso namque Genitor noster nobis consentiente etc., und in einer andern Urkunde (IX Kalendas Martii) heißt es: Azo et Ugo germanis et Filiis Uberti Marchio. Unterschrieben ist die erstere Azo, Ugo Marchio, Otbertus Marchio. In den Urkunden erscheint bald der Eine, bald der Andere früher unterschrieben, sodaß sich nicht sagen läßt, wer von ihnen der Ältere gewesen. 56) Abgehalten Indictione XI, Mense Madio, die V, der Notar schrieb diese Urkunde ex jussione Domini Azoni et Ugoni Marchionis.

die das adelige Frauenstift zum heiligen Zacharias in Venedig ansprach, denen sie auch zuerkannt wurden. In demselben Jahre hielten diese Brüder zu Montselice ein Placitum [57]), woraus sich ihre Herrschaft über jene Gegend deutlich ergibt. Im nächsten Jahre theilte Hugo mit seinem Vater und seinen Brüdern das traurige Geschick, welches seine Familie, als zur Partei Arduin's gehörig, in jener Zeit so schwer traf [58]). Auch er erhielt gleich jenen die Gnade des Kaisers wieder. Schon im J. 1021 befand er sich wieder in Mailand, dort unter dem Titel eines Markgrafen und Grafen von Mailand die Gerichtsbarkeit ausübend, wo aber, bei dem nach republikanischer Selbständigkeit strebenden Sinne des Volkes, das Ansehen dieser Würde von Tag zu Tag sich verminderte [59]). In dem gleichen Jahre finden wir ihn in Verona als Zeugen eines Placitums, welches K. Heinrich II. zu Verona nächst dem Kloster St. Zenone hielt [60]). Er war somit damals im Gefolge des Kaisers, dem er vielleicht auch auf seinem Zuge gegen die Griechen in Apulien folgte [61]). Als hierauf Heinrich im J. 1024 mit Tod abgegangen war, und ein Theil der italienischen Großen sich gegen die Erwählung eines Teutschen ausgesprochen hatte, gehörte auch Hugo zu dieser Partei, und insbesondere war er auch einer derjenigen, die zu König Robert von Frankreich gesandt wurden, um ihm oder seinem Sohne Hugo die Krone von Italien anzutragen, und die, als König Robert weder für sich, noch für seinen Sohn in ihre Vorschläge einging, Ähnliches bei Wilhelm IV., Herzog von Aquitanien, versuchten [62]), aber auch bei ihm ihren Zweck nicht erreichten; denn da sie unter sich uneinig, und Alle nur auf ihren Privatvortheil bedacht waren, verließ sie selbst Wilhelm wieder, der es doch der Mühe werth gefunden, sich selbst nach Italien zu begeben und den Stand der Dinge in der Nähe zu beschauen. Konrad I. hatte daher schon leichteres Spiel, als er im J. 1026 selbst nach Italien kam. Nur wenige der italienischen Großen leisteten ihm Widerstand, was auch diese Familie unterlassen zu haben scheint. Im J. 1029 erhielt Hugo viele und große Güter und Besitzthümer an Schlössern, Burgen, Höfen und Kirchen auf dem Gebiete von Parma, Piacenza, Pavia und Cremona, deren Flächenraum gegen 10,000 Jucharte betragen haben soll [63]). Nach Einigen soll er noch in demselben Jahre zu Piacenza mit Tod abgegangen sein, nach Anderen lebte er bis zum J. 1040. Diese behaupten, daß er es sei, der in einer Urkunde des J. 1033 außer dem Titel eines Markgrafen auch das Amt eines Grafen von Tortona bekleidet habe. Im J. 1038 oder schon 1029 schenkte er, so glauben sie, der Kathedralkirche von Piacenza zwei Antheile am Zehnten von Portalbergo, und den dritten der Kirche der heiligen Maria desselben Ortes [64]). Ihm wird auch eine große, in einem Diplome des K. Heinrich III. vom J. 1045 erwähnte Schenkung von Gütern zugeschrieben, die er der Abtei von Pomposa (?), welche in der Nähe von Ferrara, am Po in den Niederungen gegen das adriatische Meer hin lag; vielleicht daß sich von daher das Patronat schreibt, welches die Estenser in späteren Zeiten über die dortige Propstei ausübten. Zur Gattin hatte er Gisla, die im Vereine mit ihm sich als eine Wohlthäterin des Bisthums Piacenza bewährte, dem sie viele Güter und das Schloß Montalcino schenkte. Kinder sind von ihm keine bekannt. b) Bertha, war mit Manfred (auch Oderico genannt), Markgrafen von Susa, dessen Familie immer der Sache Arduin's angehangen, vermählt, dadurch wurden auch ihre Angehörigen zu jener Partei hinübergezogen. Sie war die Großmutter Bertha's, der Gemahlin K. Heinrich's IV. und ihr Gemahl Manfred ein Vetter Arduin's. Im J. 1029 stiftete sie mit ihrem Gatten und dessen Bruder Albericus, Bischof von Asti, die Abtei des heiligen Justus in Susa. c) Oberto, war im J. 1029 Graf von Vicenza, aber es ist doch immer noch sehr ungewiß, ob er seinen Platz in der Reihe der Söhne Albert's II. mit Recht einnehme. d) Alberto Azzo II., von dem gleich ausführlicher die Rede sein wird. e) Anselm erscheint unter den Zeugen eines im J. 1014 in Pavia gehaltenen Gerichtes, und war noch im J. 1033 am Leben; allein es herrscht auch in Beziehung auf ihn noch immer ein großer Zweifel, ob er in die Reihe der leiblichen Brüder Alberto Azzo's I. gehöre? und f) Adalbert stiftete im J. 1033 mit seinem Weibe, Adelheid, der Tochter des Grafen Boso, die Kirche und das Kloster der Benedictiner der heiligen Maria von Castiglione, welches zwischen San Donnino und Bussetto lag, und bereicherte es durch viele liegende Gründe. Dieses Kloster wurde später dem Daniel Birago als Komthurei übergeben, der im J. 1487 die Olivetaner dahin berief. Er starb im J. 1034 am 6. Jan. und wurde in der von ihm gestifteten Abtei begraben. Viele lassen von ihm die Pallavicini abstammen [65]).

Alberto, welcher in einer Urkunde auch Azzo [66]), daher Alberto-Azzo I. genannt wird, der Sohn Oberto's II., führte auch den Titel eines Markgrafen und Grafen; Muratori meint, daß sich dieser Titel vielleicht auf die Lunigiana bezogen habe, wo er so vielfach begütert gewesen; bei Ordericus Vitalis [67]) wird sein Sohn Azzo II. Markgraf von Ligurien und sein Enkel Ligurier genannt. Er kommt in Diplomen am häufigsten in Gesellschaft

57) Mense Madio, Indictione XI. Der Anfang dieses Placitums ist: Dum in Dei nomine in Comitatu Pataviensi et in Judicaria Montis illiciana in praedicto loco Monteselice in mansione publica resideret Domnus Azo et Ugo germanus Marchiones etc. 58) s. die Note 51. 59) s. Fam. cel. ital. Fasc. XXVI. Parte I. Tav. I. 60) Sexto die Mensis Decembris, Indictione V. Ant. Est. P. I. Cap. XIV. Ann. d'It. T. VI. p. 68. 61) Fam. cel. ital. l. c. 62) *Murat.* Ann. d'It. T. VI. p. 78 sq. Den Zustand Italiens beim Tode K. Heinrich's s. in der Geschichte des teutschen Volkes, von Heinrich Luden. (Gotha 1833.) 8. Bd. S. 27 fg. 63) *Murat.* l. c. p. 92.

64) *Murat.* Ann. d'Italia. T. VI. p. 92 und 93. 65) Fam. cel. ital. l. c. 66) In der Urkunde des zu Montselice gehaltenen Placitums heißt er: Albertus, qui Azo vocatur Marchio et Comes istius Lunensis Comitato filius bonae memoriae, itemque Alberti similiterque Aczo et Marchio et Comes. *Murat.* Ant. Est. T. I. Cap. XI. Ann. d'Ital. T. VI. p. 155. 67) s. die Noten 56 und 57.

seines Bruders Hugo vor. Aus zwei Placitis, die er im J. 1013 und zwar am 8. Mai in St. Zenone bei Verona und am 10. desselben Monats in Montselice hielt[68]), worin er zu Gunsten der früher erwähnten Nonnen gegen St. Peter in Montselice oder gegen die Abtei von Vangadizza, dem jene Kirche unterstand, gesprochen, erhellet, daß auch er gleich seinem Bruder Hugo den Markgrafentitel führte, und die Gerichtsbarkeit über jenen Ort und dessen Gebiet ausübte. Auch er wurde des Kaisers Gefangener und erhielt gleich seinem Vater und den übrigen Blutsverwandten bald die Freiheit wieder. Allem Anscheine nach war er auch Graf von Luni und dessen Gebiet, wo nicht nur sein Sohn sicher Markgraf war, sondern diese Familie auch sehr nahmhafte Güter hatte[69]). Mit seinem Bruder Hugo hing auch er der den Teutschen abholden Partei an und war auch mit ihm bei König Robert in Frankreich; dem K. Konrad mag er nie gewogen gewesen sein. Nach Einigen findet man nach dem J. 1029 nichts mehr von ihm[70]), nach Anderen aber gehört, obgleich nicht ganz wahrscheinlich, ihm und seinem Bruder Adalbert ein Placitum an, gehalten in Rapallo im J. 1044, aus welchem sich ergibt, daß Beide mit dem Titel von Markgrafen die Gerichtsbarkeit in der Riviera di Levante ausübten[71]). Noch bei Lebzeiten seines Vaters heirathete er Adele oder Adelheid, welche nach dem salischen Gesetze lebte. Sie kaufte im J. 1011 einige Güter in der Grafschaft Brescia[72]). Im darauf folgenden Jahre schenkte sie einige in Comitatu Auciensi (zwischen Parma und Piacenza später auf pallavicinischem Erbe) gelegene Güter dem Bisthume Cremona[73]). Von ihm ist der einzige Sohn

Albert Azzo II. bekannt. Er war im J. 1045 Graf von Mailand, in welchem Amte er seinem Oheim Hugo nachfolgte, wie es aus zwei Gerichtsverhandlungen desselben Jahres zu ersehen ist, woraus man auch deutlich erkennt, daß das gute Einverständniß zwischen den Mailändern und dem K. Heinrich III. in diesem Jahre schon wieder hergestellt worden war, da der Beamte desselben schon wieder in der Stadt Recht sprechen konnte. In dem einen verlieh er den Domherren der Ambrosianischen Basilica Schutz für ihre Grundstücke in Ariliano[74]) und auf dem anderen legte er eine Geldbuße von 1000 Goldstücken auf, zur Hälfte zu zahlen an die Kammer des Königs[75]). Übrigens scheinen diese Gerichtshandlungen seine letzten gewesen zu sein, da sich das mailändische Volk später gegen den Kaiser auflehnte, und seinem bekannten furchtbaren Schicksale, unter K. Friedrich I. rasch entgegenging. Azzo theilte mit seinem Großvater und den Brüdern seines Vaters unter Heinrich II. die kaiserliche Haft (1014) und sah die Erniedrigung seiner Familie, die es erklärbar macht, daß seine Familie fernerhin keine aufrichtige Zuneigung zu den Fürsten teutscher Abkunft mehr fassen konnte, sondern lieber den Gegnern derselben sich anschloß. Im J. 1050 war er Graf von Lunigiana, während es von seinem Vater nur wahrscheinlich ist, daß er dieselbe Würde dort bekleidet habe[76]), wo Azzo in demselben Jahre dem Kloster des heiligen Venerio, im Golfe von Spezzia, eine Schenkung von Gütern machte. Nach dem am 5. Oct. 1056 erfolgten Tode K. Heinrich's III. erscheint in diesen Gegenden keine Amtshandlung mehr von ihm; es scheint also, daß er sich entweder bei dem Ausbruche der Parteikämpfe, die sich dort während der Minderjährigkeit K. Heinrich's IV. erhoben, von hier wegbegeben, um anderswo sich einer größeren Ruhe zu erfreuen, oder darum in die Gegenden an der Etsch und am Po sich verfügt habe, um den Besitz der dortigen großen Güter sich mehr zu sichern. In allen Chroniken wird er einer der reichsten Leute genannt[77]), vielleicht weil er wieder alle Güter der Familie in sich vereinigte, welche zur Zeit seiner Oheime nach den langobardischen Gesetzen, nach denen ihre Familie lebte, unter sie vertheilt waren. Um das J. 1069 tauchte ihm die Hoffnung auf, die Grafschaft Maine seinem Sohne Hugo zu erwerben, doch ließ sie sich nicht dauerhaft verwirklichen. Als später zwischen K. Heinrich IV. und den Päpsten, welche der Cardinal Hildebrand leitete, der große Investiturstreit ausbrach, ergriff Azzo die Partei der Kirche und wohnte im J. 1077 der Demüthigung des Kaisers im Schlosse Canossa bei. Um die Aufhebung des über ihn verhängten Kirchenbannes zu erwirken, bediente sich der geängstete Fürst auch der Fürsprache des Markgrafen von Este und anderer Großen und Prälaten Italiens[78]). Aus Dankbarkeit für die ihm bei dieser

68) s. *Oderici Vitalis* Angligenae coenobii Uticensis Monachi Ecclesiasticae historiae Pars I. Lib. VIII. bei *Duchesne*, Historiae Normannorum scriptores antiqui etc. (Lutetiae Parisiorum 1619.) p. 687. 69) In einer Urkunde vom J. 1050 heißt es: Albertus, qui Azo vocatur, Marchio et Comes istius Lunensis Comitato filius bonae memoriae itemque Alberti similiterque Aczo et Marchio et Comes. *Murat.* Ant. Est. T. I. Cap. XI. Ann. d'Ital. T. VI. p. 155. 70) Le Bret a. a. O. S. 537. 71) Fam. cel. ital. l. c. 72) Sexto die Mensis Madii, Indictione IX; Adelaide oder Adela Comitissa et Conjux Azoni Marchio. 73) Sexto die Mensis Septembris — Adela Comitissa, conjux Azoni Marchione, ipso namque jugale et Mundoaldo meo, mihi consentiente et mihi, cui supra Azoni predictus, Otbertus genitor meus, similiter mihi consentiente etc. *Murat.* Ann. d'Italia. T. VI. p. 41. 74) s. die Urkunde in *Murat.* Ant. Ital. T. IV. p. 9.

75) Er heißt darin: Domnus Marchio et Comes istius civitatis; s. bei *Murat.* Ann. d'Ital. T. VI. p. 138. 76) In der diesfälligen Urkunde heißt es: Albertus, qui Azo vocatur, Marchio et Comes istius Lunensis Comitato, filius bonae memoriae, itemque Alberti, similiterque Aczo, et Marchio et Comes. Mit Recht wird er daher bei *Odericus Vitalis* l. c. Marchisius Liguriae Azso genannt. 77) So in *Viti Arenpeck* Excerptis de Guelphis: Guelfo vir illustris (natus) patre Azzone ditissimo Marchione Estensi, matre Chunza, Guelfonis II. filia et tertii sorore in *Leibnitzii* Script. rer. brunsvic. T. III. p. 661 und bei mehren andern alten Chronisten. 78) s. die Vita Mathildis Comitissae bei *Murat.* Rer. ital. script. T. V. p. 366. Nota 10. *Lambertus Schaffnab.* De rebus germ. in *J. Pistorii* Illustrium veter. scr. a. Tom. unus. (Francof. 1613.) p. 248. Dieser erzählt, daß K. Heinrich, in Canossa angelangt, die Gräfin Mathilde zu einer Besprechung einladen ließ, eam precibus ac promissionibus oneratam ad Papam transmisit et cum ea socrum suam filiumque ejus, Azzonem etiam Marchionem, et Abbatem Cluniacensem et alios nonnullos ex primis Italiae Principibus — obsecrans etc. Den ganzen Vorgang in Canossa hat am anschau-

Gelegenheit geleisteten Dienste erlangte er vom Kaiser die Bestätigung aller Güter und Freiheiten seines Hauses, das die Vortheile seiner Lage zur Erhaltung seiner Unabhängigkeit auch in späteren Zeiten in der Mitte der sie umgebenden mächtigen Republiken mit Gewandtheit zu benutzen wußte. Aus dieser für seine Söhne Hugo und Fulco erwirkten Urkunde [79]) ersieht man am besten die Ausdehnung der Familiengüter, welche die Grafschaft Gavello, heutzutage die Polesinen von Rovigo, in sich begriffen, und zahlreiche Güter, Höfe, Schlösser und Burgen, Rechte und Gerechtsame auf dem Gebiete von Padua, Vicenza, Verona, Brescia, Cremona, Modena, Ferrara, Parma, Piacenza, Luni und Tortona, Pisa, Lucca und Arezzo umfaßten. Insbesondere werden darin genannt Este, Rovigo, Montagnana, Casal Maggiore im Cremonesischen, Pontremoli in der Lunigiana und der Terra Obertenga, welche sich über verschiedene Theile Toscana's erstreckte. Es sind ferner darin noch ausdrücklich bestätiget das Patronat über die Abtei von Vangadizza mit Rovigo und Este, dieses von St. Giovanni di Vicolo und jenes von Caprasio dell' Aula, welches später, man weiß nicht wie, auf die Malaspinas überging. Außerdem besaß er noch viele Allode, und auch solche Güter, die er von der Kirche zu Lehen trug, und darunter besonders das Schloß Baone, abhängig von dem Ordinarius von Padua, und den Hof von Lusia, in der Diöcese von Adria, welcher vom Capitel zu Verona herrührte. Albert Azzo II. wurde immer als der eigentliche Stifter der künftigen Größe der Familie durch seine Verbindung mit den Guelfen, mit der Kirche, und mit Robert Guiscard betrachtet, weshalb ihm auch der Herzog von Gloucester, einer seiner Urenkel, im J. 1776 zu Padua im Prato della Valle eine Statue setzte [80]). Noch in demselben Jahre, in welchem sich K. Heinrich IV. zu Canossa vor Gregor VII. in den Staub beugte, wird seiner in einer Urkunde desselben Kaisers [81]) als eines derjenigen gedacht, auf dessen Fürbitte dem Kloster zum heiligen Erlöser in Pavia alle seine Rechte bestätiget wurden. Zwei Jahre darnach wohnte er einem zu Ferrara von der Markgräfin Mathilde gehaltenen Placitum bei, worauf der zwischen Gratian, dem Bischofe von Ferrara, und Hieronymus, Abt von Pomposiano, obschwebende Streit geschlichtet wurde [82]). Azzo soll der schon sehr früh erwähnten Volkssage nach über 100 Jahre alt geworden sein [83]). Als er das Ende seiner Tage herannahen sah, schenkte er im J. 1097 50 Besitzungen dem Kloster von Vangadizza am Adigetto, welches auf seinem Grund und Boden, und wo seine Gattin Kunigunde begraben lag [84]). Noch in demselben Jahre ging er in das bessere Leben ein. Von ihm geht die Geschlechtsfolge seines Hauses, ohne mehr durch Zweifel und Lücken unterbrochen zu werden, in dem Hauptstamme bis in die neueste Zeit herab.

Azzo hatte drei Gattinnen:

a) Cuniza oder Cunegunde, aus dem berühmten Geschlechte der Welfe (Guelfen), eine Tochter Herzogs Welf II. [85]) und Schwester jenes Welf III., der Herzog in Kärnthen und Markgraf von Verona war [86]). Mit ihr zeugte er einen Sohn, Welf IV., der, als sein Oheim im J. 1054 ohne Kinder verstorben war, von seiner mütterlichen Großmutter Irmengard, Welf's II. Gattin, nach Baiern berufen wurde, um dort das Erbe seiner in der männlichen Linie ausgestorbenen Ahnen anzutreten, und den Namen und Stamm der Welfe fortzusetzen, der auch jetzt noch nach vielfältigem Glückswechsel in Modena, in Braunschweig und in Windsor herrscht. Als Heirathsgut erhielt sie von ihrem Vater das ausgedehnte Gut Elisina, wie man heutzutage glaubt, das Dorf Solisino in der Nähe von Este [87]). Mit ihr mag der Haß der Welfe gegen die Ghibellinen in diese Familie gekommen sein und sich mit der Abneigung gegen die fremden Beherrscher gepaart haben. Sie starb im J. 1057 und wurde in der Abtei Vangadizza begraben [88]).

b) Garsenda, eine Tochter Hugo's II., Grafen von Maine und Witwe Theobald's, des Grafen von Champagne [89]), deren Bruder Herbert nach dem Tode ihres

lichsten geschildert Heinrich Luden in seiner Geschichte des teutschen Volkes. (Gotha 1834.) S. 113 fg. s. auch die Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter, durch J. C. L. Simonde-Sismondi. Aus dem Französischen. (Zürich 1807.) 1. Th. S. 257.

79) Ugoni et Fulchoni germanis, Azzonis Marchionis filiis s. *Murat.* Ant. Est. T. I. Cap. 7. Ann. d'Ital. T. VI. p. 255.

80) Fam. cel. ital. a. a. O. Tav. II.

81) Ausgefertigt zu Pavia Tercio Nonas Aprilis Indictione XV, worin gesagt wird: Comitis nostri fidelissimi Adalberti Marchionis, s. bei *Murat.* Ant. ital. T. II. p. 947.

82) *Murat.* Ant. ital. T. II. p. 957.

83) Berthold von Constanz, ein fast gleichzeitiger Schriftsteller, berichtet: Azzo Marchio de Longobardia, pater Welphonis Ducis de Bajoaria jam major centenario, ut aiunt, viam universae terrae arripuit. s. Desselben Chronicon ad *Hermann. Contr.* appendix, ad ann. 1097. *Urstitii* Germaniae Historicorum illustrium — Tomus unus. (Francof. 1585.) p. 376.

84) Tercio decimo die introeunte Mense Aprilis, Indictione Quinta.

85) Genuit (Welf II. nämlich) et filiam Chunizam nomine, quam Azzoni ditissimo Marchioni Italiae dedit in uxorem. Chronicon Abbatis Urspergensis. Edit. *Bilib. Pirckheim.* (Augustae Vindel. 1515), ohne Seitenzahl, und der Annalista Saxo, Welphus genuit Cunizam, Cuniza nupsit Azoni Marchioni de Langobardia de Castris Calim et Estin, quae in Langobardia sita sunt. s. bei *J. G. Eccard.* Corpus hist. medii aevi. (Francof. et Lipsiae 1743.) Vol. I. p. 660. Welpe, frater Chonnihae, quam duxit Azzo Marchio Italiae, sagt eine der Chroniken des Mönches von Weingarten bei *Leibnitz.* Script. rer. brunsv. Tom. III. p. 661.

86) Hormayr setzt seinen Tod einmal in das J. 1055 (in der dem ersten Bande angehängten Taf. IV) und das andere Mal 1057. s. des Freiherrn Joseph von Hormayr sämmtliche Werke. (Stuttgart und Tübingen 1820.) 2. Bd. S. 26. Bertholdus Constantiensis (a. a. O. S. 342) setzt seinen Tod auf das J. 1055. Welf Dux Carinthiorum obiit.

87) Etsina nobilissimam curiam, quam et ipse ab uxore sua in dotem acceperat, und an einem anderen Orte: cujus curiae mille et centum mansi sunt, uno vallo comprehensi. s. *Viti Arenpeck* Excerpta de Guelphis ap. *Leibnitz.* l. c. T. III. p. 658 et 669. Der fast gleichzeitige Chronist Berthold von Constanz sagt dagegen: Nam Welpho Dux omnia patris sui bona, utpote matri suae donata, obtinere voluit. a. a. O.

88) Muratori nimmt ihren Tod um das J. 1060 an. Ihre Grabschrift s. in *Murat.* Ant. Italicae. T. IV. p. 607.

89) Erat autem uxor ejusdem Marchisii (Athonis nämlich) Gersendis nomine, filia Herberti Cenomannorum illustrissimi Comitis, qui vocatus est Vigila — Canem; quae primo quidem Theobaldo duci Cam-

Vaters der Grafschaft vorstand. Dieser starb ohne Kinder, und Wilhelm der Eroberer nahm als Lehenherr sofort das Land in Besitz, denn Herbert, welcher die gefährliche Nähe des tyrannischen Grafen von Anjou, Gottfried Martell's, fürchtete, hatte sein Land von dem Herzoge der Normandie zu Lehen genommen, auch sich mit dessen Tochter versprochen, als deren Erbschaft daher Wilhelm nach Herbert's Tode Maine eroberte. Die Bewohner der Grafschaft gehorchten aber nur ungern ihrem neuen Grafen, da dieser ein sehr kräftiger und gewaltsamer Herr war. Als sie ihn daher mit der Eroberung Englands beschäftigt wußten, da erinnerten sie sich der Schwester ihres letzten rechtmäßigen Grafen, an die und deren Gemahl Azzo sie daher eine Botschaft schickten, um von dem Erbe ihrer Väter Besitz zu ergreifen, und erhoben sich indessen im Aufstande gegen ihren neuen, ihnen durch das Lehensverhältniß aufgedrungenen Herrn. Azzo ging im J. 1069 selbst nach Maine, und nahm die Gattin und deren Sohn Hugo mit sich. Theils mit Gewalt und theils durch reichliche Geschenke, die er an die Großen des Landes mit freigebiger Hand spendete, gelang es ihm bald, das ganze Land sich zu unterwerfen, nur die Geistlichkeit folgte dem Beispiele ihres Bischofs Arnold, der dem Normannenherzoge ergeben blieb, ja damit er auch niemals den Schein auf sich lade, den Aufstand des Volkes nachträglich gebilligt zu haben, verfügte er sich insgeheim nach England und unterrichtete Wilhelm von dem ganzen Vorgange. Azzo erkannte indessen bald das Unsichere, ja Gefährliche seiner Lage. Bei der Beweglichkeit und Veränderlichkeit des Charakters der Cenomanen gewahrte er bald, daß mit der Abnahme seiner Spenden auch ihre Liebe und Anhänglichkeit abnehme. Da zugleich seine Anwesenheit in Italien bald darauf nöthig wurde, verließ er das Land, sein Weib und das noch sehr junge Söhnlein unter der Obhut Gottfried's von Meduana zurücklassend. Dieser sah solches nicht ungern, denn sein Sinn war auf den eigenen Vortheil bedacht. Von edler Abkunft, einschmeichelnd in seinem Benehmen und voll Schlauheit wußte er Hugo's Mutter bald zu fesseln und mit den Banden des Lasters an sich zu ziehen, sodaß diese, als Gottfried den Knaben Hugo wegen der Gefahr, in die er die ganze Familie durch seine Gewaltthaten und seine Willkürherrschaft versetzt hatte, nach Italien zurückschickte, bei ihm im Lande ihrer Väter verblieb, und mit ihm gegen die im Aufstande sich erhebenden Einwohner gemeinschaftliche Sache machte. Zu diesem Schritte bot der Wunsch, die Grafschaft ihrem Sohne zu erhalten, den schicklichen Vorwand dar. Gottfried hatte sich, während Garsenda in der Stadt blieb, in eins der Schlösser geflüchtet, allein da sie seine Entfernung nicht ertragen konnte, suchte sie die Stadt in seine Hände zu spielen, darüber entstand neue Aufregung, die Edlen belagerten ihn und bemächtigten sich seiner und seines Anhanges; was mit ihr geschah, wird nicht erzählt. Nur nahm Azzo später den Bischof Arnold, als dieser auf einer Reise nach Rom durch sein Gebiet zog, gefangen und behandelte ihn hart, da man ihn als denjenigen geschildert hatte, der alle Hoffnungen seiner Familie vereitelt habe. Azzo kam aber bald wieder zur Besonnenheit zurück, und entließ den allgemein geachteten Mann voll Reue und Betrübniß über sein Verfahren[90]). Wilhelm der Eroberer benutzte diese Sachlage dazu, sich (1072) des Landes wieder mit Gewalt zu bemächtigen und hinterließ es bei seinem Tode im J. 1087 seinem Sohne Wilhelm II. Dieser blieb nun einige Jahre hindurch im Besitze des Landes, aber immer war das Volk, veränderlich und nach Selbständigkeit lüstern, zu neuem Aufstande bereit. Bald nach dem Tode Wilhelm's des Eroberers erhob sich Elias de la Flèche, der mütterlicher Seits von den alten Grafen von Maine abstammte, und fing an, die Landschaft von Neuem aufzuregen, und auch Gottfried glaubte den Zeitpunkt zu neuen Versuchen, das Joch der Normannen abzuschütteln, ganz geeignet. Sie schickten also (1090) nicht aus Liebe zu der Nachkommenschaft Hugo's, sondern um einen rechtmäßigen Titel zu ihrem Unternehmen zu erlangen, Boten nach Italien und luden die Söhne Garsenda's abermals und dringend ein, das Erbe ihrer Mutter in Besitz zu nehmen. Azzo lebte zwar noch, doch war er schon vom Alter gebeugt, und die Brüder anfänglich unschlüssig, was zu thun sei; sie hielten also mit ihren Freunden Rath und beschlossen, es solle Hugo nach der Maine ziehen und diese Grafschaft sich erwerben, Folco dagegen, sein Bruder, als der ältere des Vaters Würde und Güter in Italien erlangen. Hugo zog hierauf nach Frankreich und wurde von Elias und Gottfried und von den Bewohnern der Hauptstadt des Landes ehrenvoll und mit Freuden empfangen, doch währte die letztere nicht lange, denn bald gewahrte man, daß Hugo seinem ganzen Charakter nach der Mann nicht sei, der einem solchen Unternehmen gewachsen wäre und daß auch seine Mittel ihren Erwartungen nicht entsprächen. Unwissend unter Einsichtsvollen, furchtsam und ängstlich unter tapferen, muthigen Rittern und Edlen, bei jeder geringen Gefahr in den größten Schreck versetzt und dann an nichts eifriger, als an eine sichere Flucht denkend, nicht fähig, den Seelenadel einer hochherzigen Frau, der Tochter Robert's Guiscard des Normannen, zu erfassen und zu schätzen, war er zum Regieren unfähig und allgemein verachtet, am tiefsten dann, als er sein edles Weib verstieß und vom Papste Urban deshalb mit dem Kirchenbanne belegt wurde[91]). Dazu kam noch das feindselige Verhältniß zur Geistlichkeit, an deren Spitze der Bischof von Mans Hoel, Arnold's Nachfolger, der 34. in der Reihe der Kirchenfür-

paniae in matrimonium tradita, sed ab eo, repudio interveniente, discedens, praefati Athonis postmodum fuerat copulata conjugio. s. Mabillon's Vetera analecta etc. (Parisiis 1723.) p. 308. In dieser Stelle wird sie irrig eine Tochter Herbert's genannt; dagegen sagt Ordericus Vitalis (a. a. O. S. 532), daß dem Grafen Hugo seine Gattin Bertha, Teobaldi Blasensium Comitis soror filium, nomine Herbertum, et tres filias ei peperit: una earum data est Azsoni Marchiso Liguriae.

90) *Orderici Vitalis* Histor. eccles. l. c. *Mabillon* l. c. p. 308 sq. und Gesta Guillelmi Ducis Normannorum et regis Angliae ap. *Duchesne* l. c. p. 189. 91) *Mabillon* l. c. p. 238.

sten dieses Sprengels war, stand. Dieser missbilligte den Aufstand, suchte die Einwohner durch alle Kunst der Beredsamkeit von einem so verhängnißvollen Schritte abzubringen, und als ihm dieses nicht gelungen war, belegte er sie mit dem Interdicte, sich nach England begebend, um Wilhelm II. von dem Hergange der Sache in Kenntniß zu setzen. Als er nach einiger Zeit wieder zurückkehrte, nahm ihn la Fleche gefangen und brachte dadurch die gesammte Geistlichkeit, die ihrem würdigen Bischofe sehr anhing, in Feuer und Flammen. So geschah es, daß Hugo noch von dieser Seite sich bedroht wähnte und anfing, ernstlich an die Rückkehr nach Italien zu denken. Elias und Gottfried liehen ihm durch einige Zeit ihre Hilfe, als sie aber die Nichtigkeit seines ganzen Wesens deutlich erkannt hatten, bestärkte ihn jener in seiner Furcht, schilderte ihm die Unbeständigkeit des Charakters der Cenomanen in übertriebener Weise, und bot ihm endlich für seine Rechte auf die Grafschaft 10,000 Goldstücke der Münze des Landes, die dieser annahm, und mit der allgemeinen Verachtung des Volkes belastet in seine Heimath zurückkehrte, von dem großen Erbe seiner mütterlichen Ahnen nichts behaltend, als den leeren Titel, den zu führen er auch nie unterließ. So büßte diese Familie durch die Schlechtigkeit eines Weibes und die Charakterschwäche eines Mannes ein großes Besitzthum für immer ein [92]).

c) Mathilde, welche Gräfin genannt wird und die Schwester Wilhelm's, des Bischofs von Padua, und in erster Ehe dem Markgrafen Guido vermählt war. Dieser war ein Blutsverwandter Azzo's, und Mathilde selbst wieder mit diesem im vierten Grade verwandt. Papst Gregor VII. beanstandete darum diese Ehe, verlangte deren Auflösung und beschied Azzo nach Rom, um in der Versammlung der Väter der Kirche, die im J. 1074 abgehalten wurde, darüber Rede und Antwort zu geben, was dieser auch versprach, aber nicht hielt [93]). Ob nicht vielleicht darum der Bischof von Padua im darauf folgenden Jahre suspendirt wurde [94]). Um diese Zeit erhielt das Kloster von Vangadizza, jetzt Badia genannt, den Körper des heiligen Eremiten Theobald's, dessen Wunderkraft auch Markgraf Azzo zu schauen Gelegenheit fand [95]), weshalb er sich nimmermehr entschließen konnte, einen Theil davon dem Bruder des Heiligen, Rudolf, abzutreten [96]).

Azzo hinterließ seinen Söhnen ein reiches Erbe und eine bereits einflußreiche Stellung. Mehre Vasallen, unter denen die Moregnano besonders bekannt sind, umstanden den Markgrafen und unterstützten seine Unternehmungen. Viele Burgen und Schlösser, reiche Landgüter und ausgedehnte Besitzungen gehörten dieser Familie, deren Erbe vom Gestade des adriatischen bis an die Küste des Mittelmeeres im Gebiete von Toscana und im Genuesischen sich erstreckte. Diese Besitzungen waren theils freies Erbe, theils Reichslehen, theils waren es geistliche Voigteien oder Kirchenlehen. Bei ihrer immer mehr anwachsenden Macht galten aber die Voigteien bald den freien Herrschaften der Sache nach gleich [97]). Dieses Erbe wollte Azzo unter seine Söhne in der Art vertheilt sehen, daß sich Welf (IV.) mit den Erbgütern seiner Mutter Kunigunde in Teutschland und den dortigen Reichslehen begnüge, Hugo in Frankreich bleibe und die Grafschaft Maine zu behaupten suche, Folco hingegen den italienischen Besitzungen vorstehen solle. Allein die Stellung und das Loos seiner Kinder wurde, zum Theil sogar noch bei seinen Lebzeiten, nach seinem Tode ein ganz anderes.

Als solche erscheinen: a) Adelasia, zu deren Ehren der heilige Anselm gegen das J. 1086 zu Lucca ein Wunder wirkte, als sie sich eben mit der berühmten Gräfin Mathilde in jener Stadt befand. Sie lebte noch im J. 1154. Ob sie vermählt gewesen, ist nicht ganz gewiß, Einige geben ihr Wilhelm de Marcheselli aus Ferrara zu ihrem Gatten. b) Uberto, ein natürlicher Sohn; c) Garsenda, hielten Einige für die Gattin eines Markgrafen Albert, desjenigen nämlich, der im J. 1125 von Papst Honorius II. mit dem Erbgute der Gräfin Mathilde war belehnt worden [98]). d) Welf IV., war der Sohn Kunigunden's, deren Mutter Irmengard von Lützelburg er seine Berufung nach Teutschland allein zu danken hatte, denn sein Oheim Welf III., der Bruder seiner Mutter, hatte, als er noch im Jünglingsalter auf den Tod erkrankte, sein ganzes Erbe, alle seine ausgedehnten Güter in Schwaben, in Tyrol und in Baiern dem Kloster in Altorf vermacht. Als nun Welf im J. 1054 wirklich mit Tod abgegangen war, da erinnerte sie sich in Liebe des Enkels, der ihr noch von der Tochter in Italien lebte; sie verhinderte daher die Besitznahme des Erbes durch die Mönche, schickte Sendboten nach Italien und beschied ihren Enkel Welf, der den Beinamen IV. erhielt, nach Teutschland, um das reiche Erbe seiner mütterlichen Ahnen anzutreten. Er folgte ihrem Rufe und wurde so der Stammvater der jüngeren Linie der Welfen [99]). Über das Erbe seines Vaters gerieth er später in Streit und Krieg, der erst nach vielen Jahren durch einen Vergleich beigelegt wurde. e) Folco, und f) Hugo, Graf von Maine, verlebte seine Tage, nachdem er Frankreich schmählich verlassen hatte, in Italien.

92) *Mabillon* l. c. p. 310 sq. und *Order. Vital.* Hist. eccles. l. c. p. 683. 93) *Murat.* Ant. Est. P. I. Cap. 4. 94) Fam. cel. ital. l. c. 95) Contigit, illustrem virum Azonem Marchionem, illius videlicet Monasterii Possessorem, advenire, et sicut ante gesta solo auditu, sic eadem visu cognoscere, und darum habe er dem Bruder des Heiligen geantwortet: se nolle tanti pretii thesauro Regionem suam depauperare et alienam ditare. s. Mabillon's Acta sanctorum ord. S. Benedicti per saeculor. seriem distributa etc. (Parisiis 1703—1707.) T. VI. Pars II. 96) Sigonius sagt, sie sei von Azo nach einem Jahre entlassen worden. Mathildis Azoni Marchioni Atessino sociata est, sed propter decertam sanguinis Conjunctionem Gregorii edicto ab eo post annum discessit. s. *Caroli Sigonii* Historiarum de regno Italiae libri XV. (Basileae 1575.) Lib. IX. p. 371.

97) Leo a. a. O. S. 137. 98) Fam. cel. ital. Pars I. Fasc. XXV. 99) s. Chron. Weingartensis Monachi de Gwelfis principibus ap. *Leibnitz.* Script. rer. brunsv. T. I. p. 784 und T. III. p. 658 und *Vit. Arenpeck* Excerpta etc. l. c. p. 601.

Er führte den Beinamen del oder e Manso, nach der Hauptstadt der Grafschaft Maine, welche in Frankreich le Mans genannt wurde [1]). Auf Ansuchen seines Vaters Albert Azzo II. hatte ihn die Gräfin Mathilde im J. 1091 zu sich berufen und ihm den Befehl über ihre Truppen anvertraut, die sie gegen K. Heinrich IV. ausgesandt, der erbittert über ihre Heirath mit Welf V., dem Sohne des Bruders Hugo's del Manso, fortfuhr, ihre ausgedehnten Güter zu verheeren. Doch sie hatte keine Ursache, sich dieser Wahl zu freuen, denn Hugo wurde von dem Kaiser bei Trecontadi [2]) geschlagen, aber es ging der Ruf, solches sei durch seine Verrätherei geschehen, man behauptete nämlich, er sei ein geheimer Anhänger des Kaisers gewesen und habe die günstige Gelegenheit, jenen zu schlagen, unbenutzt vorübergehen lassen [3]). Bald darauf gerieth er mit seinem Bruder Folco noch bei Lebzeiten des Vaters in einen Streit über die vom Vater zu erwerbenden Güter. Hugo hatte seinem Bruder schon früher alle seine Ansprüche verkauft, die er auf viele Ländereien hatte, welche der Vater bei verschiedenen Gelegenheiten schon früher seinem Sohne Folco abgetreten.

Am 6. April 1095 kam endlich zu Este ein Vergleich zu Stande, wodurch Folco seinem Bruder die Hälfte der väterlichen Besitzungen, jedoch unter der Verpflichtung, sie von ihm zu Lehen zu nehmen, abtrat [4]). Über seinen Tod ist nichts Näheres bekannt, nur ist es wahrscheinlich, daß er bald darauf gestorben, da später keine Nachricht mehr von ihm vorkommt. Seine Gattin war Heria, die Tochter Robert Guiscard's, um die Azzo, der in einem großen Geleite von Edlen seiner Heimath nach Neapel gekommen war, für seinen Sohn Hugo angehalten hatte [5]), und deren Schwester einem Kaiser des Orients vermählt war [6]). Sie war ein Weib von seltenen Gaben, deren Charaktergröße aber der schwache Gatte nicht vertrug und darum sich von ihr trennte. Er soll mit ihr drei Söhne gezeugt haben, nämlich: Robert, der im J. 1121 lebte und auch den Titel eines Markgrafen führte, sowie auch sein Bruder Tancred, nicht aber Azzo, der im J. 1121 dem Kloster der Kamaldulenser zur heiligen Maria delle Carceri im Gebiete von Este eine Schenkung machte. Tancred, der nach den longobardischen Gesetzen lebte, machte im J. 1145 sein Testament und überhäufte die Kirchen mit vielen Wohlthaten. Auch dessen Sohn Manfred führte den Titel eines Markgrafen. Er war der letzte männliche Sprosse dieses Zweiges. Er testirte im J. 1164 in Miglicidino bei Este, wo er wohnte. Zum Weibe hatte er Guilla, die Tochter Albert's von Urbano, eines edlen Kriegers. Manfred's Tochter, Agnes, wird zwar in ihres Vaters Testament genannt, allein man weiß sonst weiter nichts von ihr. Mit ihr erlosch dieser Zweig auch in der weiblichen Nachkommenschaft [7]).

In der Hauptlinie folgte Folco, der zweite Sohn des Markgrafen Albert Azzo II.; er war von seinem Vater dazu bestimmt, alle italienischen Besitzungen in seiner Person zu vereinigen, was aber noch bei Lebzeiten des Vaters schon durch Hugo's Rückkehr aus Frankreich vereitelt wurde. Als Azzo im J. 1097 mit Tod abgegangen war, setzten sich die Söhne Garsenda's in den ausschließlichen Besitz des väterlichen Erbes, ohne ihres Bruders Welf IV. zu gedenken, der im fernen Teutschland lebte; allein dieser blieb nicht lange ruhig, sondern verlangte vielmehr bald seinen Theil an der Verlassenheit des Vaters, ja er begehrte auch die Herausgabe dessen, was seine Mutter von welfischen Gütern ihrem Vater zugebracht hatte [8]). Als die Brüder, welche als getreue Anhänger der Kirche sich dem römischen Könige Konrad, der gegen seinen Vater, K. Heinrich IV., aufgestanden war, angeschlossen und von ihm zu Borgo San Donnino einen Freiheitsbrief erlangt hatten, auf die Unterstützung ihrer Partei zählend, ihm sein Recht verweigerten, griff Welf zu den Waffen und zog im Geleite seiner Dienstmannen nach der Lombardei. Hugo und Folco kamen ihm zuvor, und besetzten die Engpässe an der Etsch bei Chiusa oberhalb Verona. Da er also für sich allein sich zu schwach fühlte, verbündete er sich mit dem Herzoge von Kärnthen und dessen Bruder, dem Patriarchen von Aquileja; so verstärkt kehrte er im folgenden Jahre (1098) wieder und nöthigte die Brüder, trotz ihrem Widerstande, ihm einen Theil seines väterlichen Erbtheiles zu überantworten. Es kam ein Vergleich zu Stande, dessen Inhalt aber nicht auf uns gekommen ist [9]). Doch läßt sich aus einzelnen Nachrichten erkennen, daß sie ihm einen Theil des Besitzthums in der Lombardei und in Toscana abtreten mußten; dagegen verblieb den Brüdern Monselice, Montagnana mit dem größten Theile seines Territoriums, genannt la Scodesia, und vielleicht auch das Miteigenthum von Este. Es scheint aber, daß Folco, entweder in der Überzeugung, daß er nicht gebunden sei an einen durch die Gewalt der Waffen erzwungenen Vertrag, oder verleitet durch die nach fremdem Gute lüsterne Sinnesart der meisten Menschen von gemeinem Charakter, von der Abwesenheit des Bruders Vortheil gezogen und das vertragsmäßig Abgetretene wieder zurückgenommen habe, denn als Heinrich der Schwarze, Herzog in Baiern, sein Neffe (Sohn Welf's IV.) nach Italien kam, soll er sich genöthiget gesehen haben, sich auf das Schleunigste aus Este zu entfernen, da es

1) s. Vita Mathildis a Donizone scripta. Lib. II. Cap. VI ap. *Murat.* Script. rer. ital. T. V. p. 371. 2) Das Dorf Tricontai liegt bei Montagnana, s. auch Bossi a. a. O. S. 291. 3) Vita Mathildis l. c. 4) In der von Muratori (Ant. Estensi. T. I. Cap. 27) angeführten Urkunde heißt es: medietatem Castrorum et Terrae, quae Azzo Marchio, genitor noster, tenet a Mincio usque ad Veneciam, et illam portionem ceterorum Castrorum de alia Terra Marchionis Azonis, genitoris nostri. 5) *Guilielmi Appuli* Historicum Poema de rebus Normannorum. Lib. III. ap. *Murat.* Rer. ital. scr. T. V. p. 267. 6) *Luigi Bossi* l. c. p. 254.

7) Fam. cel. ital. a. a. O. 8) *Bertholdi Constant.* Chronicon l. c. p. 376 sagt: Welph omnia patris sui bona, utpote matri donata obtinere voluit. 9) Berthold von Constanz (a. a. O.) sagt nur: fratres suos hostiliter invasit, sicque haereditatem patris de manibus eorum ex magna parte sibi vendicavit.

Folco besetzte. Es scheint aber denn doch später wieder ein Abkommen mit der teutschen Linie der Estenser geschlossen worden zu sein, denn diese erscheinen im Besitze des dritten Theiles von Rovigo und übten auch im Gebiete von Este herrschaftliche Rechte aus [10]). Wer von den Söhnen Albert Azzo's diesem in der Würde eines Markgrafen von Mailand gefolgt sei, ist unbekannt, welche Stadt ohnehin mit Ungeduld die kaiserliche Gewalt ertrug, sodaß es scheint, es sei diese Würde auch damals schon ein bloßer Titel, ohne alle Gerichtsbarkeit, gewesen. Glaubwürdig ist es aber, daß Folco der Nachfolger gewesen sei, da dieselbe Würde auch sein Sohn bekleidete. Folco erscheint vielfältig in Urkunden, deren mehre auch ihn als den Wohlthäter der Kirche und ihrer Diener beurkunden. In einem Diplome K. Heinrich's IV. vom J. 1072 werden mehre Güter den Söhnen Azzo's, Fulco und Hugo, verliehen und eingehändiget [11]). Am 31. Mai des J. 1079 wurde zwischen Isnard, Erzpriester und Archidiakon von Verona einer= und zwischen Albert Azzo und seinen Söhnen, Folco und Hugo, andererseits eine Übereinkunft abgeschlossen, kraft deren das Domcapitel von Verona diesen das Gut Lusia, das von bedeutendem Umfange war, auf 28 Jahre in Erbzins verliehen [12]). Im J. 1097 zog Folco dem römischen Könige Konrad zu, ihm gesellten sich für sein Geschäft mehre seiner Vasallen bei, und unter ihnen Odo de Morignano [13]). Damals erhielt er die Anerkennung der väterlichen Erbschaft und das erwähnte Privilegium der Befreiung von dem kaiserlichen Banne, jedoch unter der Beschränkung, davon keinen Misbrauch zu machen [14]). Am 31. Mai 1115 hielt er auf dem volkreichen und ausgedehnten Gebiete von Montagnana ein Placitum, auf dem er, zu Gunsten der edlen Nonnen zum heiligen Zacharias in Venedig, über Güter sprach, die im Gebiete von Monselice lagen, woraus somit erhellet, daß er sowol über Montagnana, als auch über Monselice gebot [15]). In einer am 10. Juni zu Montagnana ausgefertigten Urkunde machte er in Angemessenheit des Testamentes seiner Mutter Garsenda eine Vergabung dem Kloster zu Polirone [16]). Am 2. Oct. desselben Jahres machte er zu Este, wo er gewöhnlich wohnte [17]), dem Kloster der heiligen Dreifaltigkeit zu Verona eine Schenkung [18]). Er lebte noch im J. 1134, was aus einer von Muratori [19]) angeführten Schenkung desselben Jahres, die er dem Kloster des heiligen Erlösers zu Fratta machte, erhellet [20]). Der Name seiner Gattin ist unbekannt. Sie stiftete die Kirche oder das Kloster der heiligen Dreifaltigkeit zu Verona, wo im J. 1090 die Mönche des Ordens von Vallombrosa eingeführt wurden; später wurde es in eine Commende umgewandelt, im J. 1536 den Nonnen (Convertite) eingeräumt, und endlich wurde es dem Spitale der heiligen Maria Magdalena angewiesen. Sie starb im J. 1114 [21]). Als dessen Kinder erscheinen:

a) B o n i f a z, der auch den Titel eines Markgrafen führte. Es scheint, daß er in Monselice gewohnt habe, welcher Ort ihm vielleicht in der Theilung des väterlichen Erbes zu Theil geworden sein mochte. Im J. 1140 machte er dem Kloster der heiligen Jungfrau Maria delle Carceri eine Schenkung, und zwei andere Vergabungen machte er ihm, vereint mit seinen Brüdern Albert und Fulco, in den J. 1161 und 1163. Er war höchst wahrscheinlich der E r s t g e b o r e n e [22]). Im J. 1154 kam Heinrich der Löwe, Herzog in Baiern und Sachsen, ein Sohn Heinrich's des Stolzen, der ein Urenkel des vierten Welf war, im Gefolge König Friedrich's nach Italien; sein Gefolge war so groß, wie jenes des Königs. Noch immer bestand der Streit zwischen der teutschen und der italienischen Linie des Hauses Este über das Erbe Alberto Azzo's, doch waren die Welfen, verwickelt in die wichtigen Ereignisse, welche bis dahin ganz Teutschland aufgeregt und beschäftigt hatten, entfernt, und in Anspruch genommen von ihren anderweitigen ausgedehnten Besitzungen, jetzt schon sehr lange verhindert gewesen, sich mit ihren Ansprüchen auf die Hinterlassenschaft ihres Ahnherrn zu beschäftigen, und diese Ansprüche waren doch so gegründet, denn nach dem langobardischen Gesetze, zu dem sich die Familie bisher immer bekannt hatte, wäre die Erbschaft durchaus in gleiche Theile zu theilen gewesen, was auch früher immer geschehen war. Nur ihr Vater Folco und vielleicht auch Bonifaz mit seinen Brüdern wollten davon nichts wissen. Dies Mal aber kam am 27. Oct. zu Povegliano ein Übereinkommen zu Stande zwischen Heinrich dem Löwen und Bonifaz, der mit Zustimmung seines Bruders Folco und im Namen seiner abwesenden Brüder Obizzo und Albert handelte, wodurch diesem langen Familienstreite endlich ein Ziel gesetzt wurde. Heinrich überließ diesen unter dem Titel von Lehen, die sie von ihm zu nehmen hatten, alle Ansprüche seines Zweiges auf Este, Soresino, Arquada und Merendola, welche Güter sie von da an in Ruhe besaßen; nur von Rovigo und anderen Besitzthümern kommt in dieser Urkunde gar nichts vor [23]). Mit diesen Gütern belehnte sie Heinrich auch sogleich; mit seinem Vetter Welf, dem Herzoge von Spoleto und Markgrafen von Toscana, der ein Enkel seines Großvaters, Heinrich's des Schwarzen, Herzogs von Baiern,

10) Fam. cel. ital. l. c. Fasc. XXVI. Parte II. Tav. VII und *Murat.* Ann. d'Italia. T. VI. p. 324. 11) *Cav. L. Bossi* l. c. p. 607. 12) *Murat.* Ant. Est. Pars I. Cap. 7 und Ann. d'Ital. T. VI. p. 262. 13) *Murat.* Ann. d'Ital. T. I. p. 604. Ant. Est. P. I. Cap. 18. p. 169. 14) Fam. cel. ital. l. c. 15) *Murat.* Ann. d'Ital. T. VI. p. 380. 16) pro ordinatione testamenti Garsendae genitricis meae. *Murat.* Ant. Est. P. I. Cap. 32. 17) Es heißt in dieser Urkunde: habitator in loco, qui dicitur Esti. 18) Errichtet wurde diese Urkunde in Caminata constructa ante Ecclesiam beatissimae sanctae Teclae Virginis sita in Villa, quae est ante Castrum Esti. *Murat.* l. c. 19) Ant. Est. P. I. Cap. 32. 20) Das Werk Fam. cel. ital. l. c. setzt seinen Tod in das J. 1128.

21) Fam. cel. ital. l. c. In einer Urkunde des J. 1104 erscheint eine Markgräfin von Este, Namens M a t h i l d e, welche dem Kloster di St. Benedetto, das ihr Vater am Po-Ufer gestiftet hatte, die Hälfte der Insel Gurgo schenkte, die es früher nicht besessen. K. Heinrich V. nahm, vermittels Urkunde vom J. 1111, diese Stiftung der Estenser unter seinen unmittelbaren kaiserlichen Schutz. *Bossi* l. c. p. 607. 22) Fam. cel. ital. l. c. 23) *Murat.* Ant. Est. P. I. Cap. 39.

war [24]), kam ein gleicher Vertrag erst im J. 1160 zu Stande. Bonifaz starb im J. 1163 und hinterließ nur zwei Töchter, Alcuica und Maria, die von der Nachfolge in seine Güter durch ihre Oheime ausgeschlossen wurden, da den Weibern nur in Ermangelung aller Männer das Erbfolgerecht zukam. Alcuica war vermählt mit Ensadisio, dem Grafen von Collalto, doch ist dieses nicht ganz gewiß. Im J. 1163 war sie noch minderjährig, als sie, mit Erlaubniß Folco's und seiner Brüder, ihrer Oheime, dem Kloster der heiligen Jungfrau Maria delle Carceri, den ihr von jenen Gütern, die ihre Schwester diesem Kloster geschenkt hatte, gebührenden Antheil vergabte. Maria war mit einem Grafen Heinrich vermählt, als sie diese Schenkung machte [25]).

b) Alberto, war auch mit begriffen in den Verträgen, die sein Bruder Bonifaz mit den stammverwandten Welfen in den J. 1154 und 1160 abgeschlossen. Er erscheint auch im J. 1177 mit größerem Gefolge, als alle übrigen Fürsten [26]), in Begleitung seines Bruders Obizzo, als eine der ausgezeichnetsten Personen, welche in Venedig dem zwischen dem Papste Alexander III. und Kaiser Friedrich I. abgeschlossenen Friedensact beiwohnten. Auf seine, seines Bruders Obizzo und seines Neffen Bonifazio Fürbitte nahm K. Friedrich das Kloster der heiligen Jungfrau Maria ad Carceres unter seinen besonderen Schutz und bestätigte ihm seine Freiheiten und Güter [27]). Er und sein Bruder Obizzo werden auch in jener Urkunde als gegenwärtig angeführt, durch die der Kaiser der Abtei zu Vangadizza alle ihre Rechte und Privilegien bestätigte [28]). Auch in anderen Urkunden, welche zu dieser Zeit in Venedig vom Kaiser ausgestellt wurden, erscheinen sie als Zeugen oder solche, die dabei gegenwärtig waren [29]). Er testirte im J. 1184 in Este und starb nach Einigen [30]) noch in demselben Jahre und zwar am 11. April, während doch vom J. 1193 eine Urkunde vorhanden ist, über mehre zwischen Guido, dem Abt von Pomposa, und den Markgrafen von Este, Albert, Obizzo und Bonifazio, obwaltende Jurisdictionsstreitigkeiten [31]). Seine Gattin hieß Mathilde. Mit ihr hatte er zwei Töchter, Adelasia, vermählt an Uguccione, ein Familienglied der Grafen de' Maltraversi, und Auremplasia, von der nichts Näheres bekannt ist. Die Schwestern behaupteten, daß der Theil der Lehen und Güter, welche ihr Vater besessen, auf sie übergegangen sei und beriefen ihren Oheim Obizzo, welcher in die Erbschaft eingetreten war, vor das Gericht des Kaisers und nach dessen Tode auch vor den Richterstuhl K. Heinrich's VI., aber ein im J. 1193 gefälltes Urtheil sprach entschieden gegen sie [32]).

c) Obizzo I., durch den der Stamm der Estenser fortgepflanzt wurde.

d) Beatrix, vielleicht vermählt mit einem aus der Familie der Catanei von Lendinara. Sie testirte im J. 1165 [33]).

e) Azzo, von Einigen der IV. genannt, machte im J. 1139 dem Kloster der heil. Jungfrau Maria ad Carceres eine Schenkung und erklärte seinen letzten Willen im J. 1142 [34]), in dem er das Hospital zu Jerusalem als Erben einsetzte. Er hinterließ vielleicht einige Töchter, von denen aber nichts Näheres bekannt ist, und

Folco war auch mit eins derjenigen Familienglieder, welche in den Jahren 1154 und 1160 die erwähnten Verträge mit den stammverwandten Welfen abschlossen, die seinem Hause die Besitzungen sicherten, welche sein Großvater in Italien besaß. Er starb vor dem J. 1178 mit Hinterlassung eines Sohnes, Namens Bonifazio. Dieser war mit seinem Vater und Oheim Obizzo im J. 1177 in Venedig Zeuge der Versöhnung Papst Alexander's III. mit Kaiser Friedrich I. Wegen der Theilung der Güter war er in mancherlei Streit mit seinen Oheimen verflochten, der im J. 1178 durch den Schiedsspruch des Torello, den Vater des später in der Geschichte der Estenser so wichtig gewordenen Salinguerra, beendet wurde. Im J. 1182 nahm er an den Streitigkeiten Theil, in die seine Familie mit den Estensern verflochten wurde, die K. Friedrich entschied. Er starb höchst wahrscheinlich noch in demselben Jahre, und hinterließ einige Töchter, deren Namen aber unbekannt sind [35]).

Obizzo I., Folco's Sohn, war auch in den Verträgen mit begriffen, die sein Bruder Bonifaz mit Heinrich dem Löwen im J. 1154 abgeschlossen hatte. Als hierauf Obizzo im J. 1160 dem Kaiser zugezogen und bei der Belagerung von Crema mit thätig gewesen war, erhielt er auch von Welf VI., dem Oheim Heinrich's, die Bestätigung des mit diesem abgeschlossenen Vertrages, wodurch der Familienstreit erst für immer sein Ende erreichte. Erst nach dieser Zeit fingen die Mitglieder dieser Familie an, sich Markgrafen von Este zu nennen, wie solches zuerst aus einer Urkunde des J. 1165 ersichtlich ist. Seine Familie gehörte damals schon zu den einflußreichsten im oberen Italien und er selbst zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit. Das Haus Este hatte die Vortheile seiner Lage zur Erhaltung seiner Unabhängigkeit in der Mitte der sie umgebenden mächtigen Freistaaten und der nach gleicher Unabhängigkeit strebenden Städte mit Gewandtheit zu benutzen gewußt. Zugleich hatten sich die Markgrafen von Este durch gelinde und gerechte Herrschaft die Liebe ihrer Vasallen gewonnen, sie hatten den ihnen zugehörigen Ortschaften die Vorzüge

---

24) Die Verwandtschaft und Abstammung s. in des Freiherrn von Hormayr Sämmtlichen Werken. (Stuttgart und Tübingen 1820.) I. Bd. Taf. IV. 25) Fam. cel. ital. l. c. 26) Fortunato Olmo sagt: es seien auch zugegen gewesen Alberto e Obizzo Marchesi da Este con uomini cento ottanta. *Murat.* Ann. d'Ital. T. VII. p. 29. 27) Die Urkunde ist gegeben apud Venetias in palatio Ducis, sexto Kalendas Septembris. Unterschrieben ist blos Obizo Marchio de Esteh, bei *Murat.* Ant. Ital. medii aevi. T. I. p. 733. 28) XIV Kalendas Septembris. Indictione X; darin sind unterschrieben: Marchiones de Este Albertus et Obizzo; s. *Murat.* ibid. T. II. p. 82. 29) *Murat.* Ant. Est. P. I. Cap. 35. 30) Fam. tal. l. c. 31) *Bossi* l. c. p. 608.

32) Fam. cel. ital. l. c. 33) *Bossi* l. c. p. 608. Im J. 1145 erscheint auch das Testament eines Markgrafen Tancred von Este. Ebendaselbst. 34) *Bossi* l. c. p. 607. 35) Fam. cel. ital. l. c.

einer republikanischen Regierung eingeräumt und ihnen erlaubt, als ihre unmittelbaren Vertreter sich Consuln zu wählen[36]). Obizzo war das Haupt der guelfischen Partei in der veronesischen Mark und schon als solcher den gegen den K. Friedrich I. gerichteten Planen des lombardischen Städtebundes nicht fremd; nichts war daher natürlicher, als daß er im J. 1267 dem großen lombardischen Bunde beitrat, da der Kaiser ihn schon früher als seinen Feind betrachtet und ihm im J. 1162 Monselice entzogen hatte, um es entweder dem Patriarchen von Aquileja, oder der Stadt Padua zu übergeben. Als daher im J. 1175, wo das kaiserliche und das Heer der Verbündeten einander gegenüberstanden, Eccelino da Romano (der Stammler) vermittelnd dazwischen trat, und der Kaiser bestimmte, den Lombarden Verzeihung angedeihen zu lassen, da wurde auch Obizzo's unter denjenigen gedacht, denen der Kaiser für ihr früheres Verfahren seine Verzeihung angedeihen ließ[37]), wozu ihn nur die Macht der Estenser und die Betrachtung bestimmte, daß er im nördlichen Italien, besonders in der Nähe von Mailand und Genua, keinen geeigneteren finden könne, die Anhänger des Kaisers gegen jene mächtigen Republiken zu schützen[38]). Als nach der unglücklichen Schlacht, welche Kaiser Friedrich bei Legnano (den 29. Mai 1176) geschlagen, er genöthiget wurde, mit dem Papste im J. 1177 seinen Frieden zu machen, da wohnte auch Obizzo den Ereignissen bei, deren Schauplatz in diesem Jahre Venedig war und war auch, wie sein Bruder Albert und sein Neffe Bonifaz, Zeuge mehrer Gnadenbezeigungen des Kaisers, die er Klöstern, Kirchen und Laien verliehen[39]). Noch in demselben Jahre erwählte ihn die Stadt Padua zu ihrem Podesta, und da sie mit seiner Leitung in ihren Gemeindeangelegenheiten sehr zufrieden war, erneuerte sie auch im J. 1178 dieselbe Wahl[40]). Als hierauf K. Friedrich im Juni des J. 1183 auf einem Reichstage zu Constanz auch mit den Lombardenstädten Frieden geschlossen hatte, schien ihm diese reiche und durch ihre Besitzungen selbst gewaltige Familie die geeignetste, seine Vasallen im nördlichen Italien in der Nähe der beiden mächtigsten, eben durch diesen Frieden in ihrer Selbständigkeit anerkannten, ja darin sogar befestigten Republiken Mailands und Genua's zu schützen, und zwar um so geeigneter, als sie in dem nächsten Umkreise dieser beiden Städte keine bedeutenden Besitzungen hatte, also die Feindschaft dieser Städte schwer etwas gegen sie vermochte[41]). Als daher der Kaiser im J. 1184 zu Verona Hof hielt und Obizzo sich alldort einfand, bestätigte er ihm nicht nur alle seine Reichslehen, sondern ertheilte ihm dazu auch noch die Markgrafschaft von Mailand und Genua, wie solche schon seine Vorfahren besessen hatten[42]). Damit hatte er ihm aber nicht, wie viele Italiener meinen[43]), bei der damaligen Sachlage einen bloßen Titel verliehen, sondern ihn zu demjenigen kaiserlichen Beamten ernannt, der das, was innerhalb dieser Städte und ihres Gebietes, ungeachtet ihrer größeren, ihnen durch den Frieden von Constanz verbrieften Selbständigkeit, noch an Rechten und Ansprüchen des Kaisers war, zu schützen und seiner und des Reichs Interessen wahrzunehmen hatte[44]). Kaiser Friedrich, indem er diese Art Fürstenamt schuf, mochte dabei die Absicht haben, durch dieses den kaiserlichen Rechten in den mittleren und östlichen Theilen des nördlichen Italiens geeignete Vertreter zu geben[45]). Da im Frieden von Constanz festgesetzt worden war, daß bei Rechtssachen, deren Gegenstand mehr als 25 Lire beträgt, die Berufung an den Kaiser oder an den von ihm eingesetzten Oberrichter bleibe[46]), setzte Friedrich überall solche kaiserliche Oberrichter ein, für die trevisanische Mark oder wenigstens für einen bedeutenden Theil derselben war Obizzo vom Kaiser zu seinem Stellvertreter im Obergerichte ernannt worden[47]). In dieser Eigenschaft sprach er zu Padua in einer vor ihn gebrachten Rechtssache der paduaner Domherren und Gerhard's de Vico Aggeris[48]) im J. 1186, und im darauf folgenden Jahre[49]) zu Verona in einem vor ihn gebrachten Rechtsstreite zwischen Gerhard, dem Abte von St. Zenone in Verona, und dem Nicolaus de Advocatis. Ob er aber auch in den übrigen Städten der Mark dasselbe Amt bekleidete, ist nicht bekannt, aber wahrscheinlich, denn sein Enkel Azzo VI. verwaltete es gewiß[50]). In Erfüllung seines Amtes hielt er sich meist in Verona auf, sodaß Einige ihn in die Reihe der Podestas von Verona versetzten. Immer aber war er seit der dort vom Kaiser im J. 1184 erhaltenen Belehnung[51]) nächst dem Eccelino und Sambonifazio der mächtigste Mann der ganzen veronesischen und tarviser Mark[52]). Im J. 1189 ertheilte Obizzo ei-

36) Sismondi a. a. O. 2. Th. S. 345 und *Murat.* Ant. Ital. Diss. XLV. T. IV. p. 43. 45 sq. 37) Eccelinus sic humiliter verbis et factis supplicavit eidem Imperatori, quod tam sibi, quam dictis Lombardis, et Obitioni Marchioni Estensi suam indignationem remisit. *Gerardi Maurisii* civis et judicis vicentini de rebus gestis Ecelini de Romano etc. ap. *Murat.* Rer. ital. scr. T. VIII. p. 10. *Guil. Godofr. Leibnitii* praefatio in *G. Maurisii* Histor. p. 5. *Gualvanei* Flammae Manipulus Florum sive Hist. Mediolanensis ap. *Murat.* T. XI. Cap. CCIV. p. 650. 38) s. die Geschichte der italienischen Staaten, von Dr. Heinrich Leo. (Hamburg 1829.) 2. Th. S. 337 fg. 39) So war Marchio de Este Opizo et nepos ejus Bonifacius als Zeuge gegenwärtig, als Kaiser Friedrich zu Venedig im J. 1177 der Abtei zu Pomposiano ihre Rechte und Freiheiten bestätigte. *Murat.* Ant. Ital. T. V. p. 1050. 40) Series Potest. civit. Paduae ap. *Murat.* Rer. ital. scr. T. VIII. p. 365.

41) Leo a. a. O. 42) Die Urkunde bei *Murat.* Ant. Est. P. I. p. 35 Ant. Ital. m. ae. T. I. p. 273. 43) *Murat.* l. c. und Fam. cel. ital. l. c. 44) Leo a. a. O. 45) Leo a. a. O. S. 152. 46) Leo a. a. O. S. 113. Sismondi a. a. O. S. 287. Le Bret a. a. O. 2. Th. S. 526. 47) Er wird in der Urkunde vom J. 1187 genannt Vicarius imperialis ad audiendas causas appellationum Veronae et ejus districtus, und in jener vom J. 1186 heißt es: Commissis nobis per imperatorem appellationibus totius Paduae atque ejus districtus. 48) Die Mercurii, qui fuit IV Idus Decembris. s. bei *Murat.* Ant. Ital. T. IV. p. 477. 49) Die Martio Quinto exeunte mense octobris, Indictione V. Ebendaselbst S. 479. 50) Ebendaselbst S. 480. 51) Die Veneris, qui est Tertiodecimo exeunte Mense Octobris Indictione Secunda — investirte K. Friedrich Marchionem Obizonem de Hest de Marchia Genuae, et de Marchia Mediolani, et de omni eo, quod Marchio Azo habuit et tenuit ab Imperio. s. die Note 42 dieser Spalte und *Murat.* Ann. d'Italia. T. VII. p. 43. 52) So berichtet *Jacobi*

nem gewissen Greyo die Investitur über einige Güter [53]). Im darauf folgenden Jahre sprachen die Consuln und Richter von Ferrara für den Abt von Pomposiano gegen ihn in dem Streite über die Gründe in Gragnano [54]). Nicht blos K. Friedrich I., auch Heinrich VI. war ihm auf gleiche Weise gewogen und bestätigte im J. 1191 das Recht, im Namen des Kaisers Berufungen an seine Entscheidungen annehmen und in solchen Appellationssachen sprechen zu dürfen; derselbe Monarch setzte ihn auch wieder in den Besitz von Rovigo, welches ihm höchst wahrscheinlich die Veroneser im J. 1188 genommen hatten. In demselben Jahre knüpfte Obizzo auch die ersten Beziehungen zu Ferrara an, auf deren Schicksale die Estenser bald darauf durch Jahrhunderte einen so großen Einfluß ausübten; er erhielt nämlich dort die Voigtei des Stiftes des heiligen Roman [55]). Obizzo starb im J. 1193 am 25. Dec. Der Name seiner ersten Gattin ist unbekannt; in zweiter Ehe war er verbunden mit Sophien, einer edlen Vicentinerin. Als Kinder desselben sind bekannt: a) Garsenda, die zwar vermählt war, doch ist der Name ihres Gatten unbekannt. b) Froa; c) Adelinda, von diesen beiden Töchtern Obizzo's ist auch nichts Näheres bekannt; d) Azzo V., welcher den Stamm fortpflanzte; e) Tomasina, und f) Bonifazio. Durch eine besondere Fügung war er jünger, als sein Neffe Azzo VI., der sein Vormund wurde. Zwischen ihnen war daher nie Eintracht. Der Neffe wollte ihm nie den ihm gebührenden Theil der väterlichen Erbschaft herausgeben, worauf er doch ein unbestreitbares Recht hatte, und Bonifaz hatte auch nicht Kraft genug, um ihn dazu mit Gewalt nöthigen zu können. In der Hoffnung, auf diese Weise noch am frühesten zum Besitze seiner Güter zu gelangen und vielleicht auch aus Rache schloß er sich an die Erbfeinde seiner Familie, die Ghibellinen, an, als deren Haupt in jener Zeit Ezzelino erschien, dem er im J. 1207 zur Vertreibung seiner eigenen Familie nach Verona folgte, wo Azzo VI. Podesta war, der auch, obgleich nur auf kurze Zeit, aus der Stadt verdrängt wurde. Bonifazius schloß sich in jeder Weise immer enger an Ezzelin den Mönch und dessen Schutzherrn K. Otto an. Er kam im J. 1210 mit seiner Mutter nach Vicenza, wo Ezzelino, vom Kaiser als Podesta eingesetzt, und eben eifrig beschäftigt, die der Stadt wegen Vertreibung des Podesta, Drudo Buzzacarino, auferlegte Strafsumme von 60,000 Lire von seinen Gegnern einzutreiben, ihn im Stadthause aufnahm und auf seine Kosten als Gast unterhielt [56]). Im Januar des J. 1212 erschien er, der einzige seiner Familie, auf der von K. Otto zu Lodi veranstalteten Versammmlung der italienischen Städte, und hatte die Genugthuung, Azzo darob mit der Reichsacht belegt zu sehen [57]). Dagegen hatte ihm der Kaiser im Februar in Mailand, noch ehe er Italien verließ, um dem jungen Friedrich II., seinem Gegner, in Teutschland entgegenzuarbeiten, die Hälfte aller Estensischen Herrschaften zugesprochen, in deren Besitz er sich nun durch den Beistand Ezzelino's zu setzen suchte, was ihm aber nur theilweise gelungen sein mochte. Denn erst nach dem Tode Azzo's VI. ließ sich dessen Sohn Aldobrandino, durch die angestrengten Bemühungen des Podesta von Verona, Marino Zeno, bewegen, in Anerkennung der gerechten Foderung seines Großoheims einen Vergleich mit ihm einzugehen und ihn in den Besitz der Güter seines Vaters einzusetzen [58]). Er starb am 7. Juni 1228 [59]).

Azzo V., Obizzo's I. Sohn, der aber vor dem Vater starb und von dem sonst nichts Näheres bekannt ist, als daß er im J. 1188 in einem Kampfe alla Fratta in die Gefangenschaft der Veroneser gerieth. Man vermuthet, daß er derjenige gewesen, dem die Guelfen von Ferrara die noch jungfräuliche Marchesella aus dem Hause der Adelardi zur Gattin bestimmt hatten [60]), während andere Schriftsteller seinen Vater Obizzo als den ihr bestimmten Gatten nennen [61]), obgleich über die Vermählung selbst sich gar keine weitere Nachricht vorfindet. Und doch erscheint grade diese Begebenheit als dasjenige Ereigniß, wodurch der Glanz des Hauses Este, als es unerwartet in die Lage versetzt wurde, ein anderes Haupt derselben Partei zu beerben, im Gebiete von Ferrara erst fest begründet wurde. Wilhelm Marchesella de'Adelardi war das Haupt der guelfischen Partei zu Ferrara. Dieser hatte kurz nach seinem glorreichen Zuge zur Rettung Ancona's das Unglück, die letzten männlichen Erben seines Hauses absterben zu sehen, — seinen Bruder Adelgard mit allen seinen Söhnen. Dieser Bruder hinterließ noch eine minderjährige Tochter, Marchesella; er setzte sie zur Erbin aller seiner Güter ein, die er jedoch auf die Söhne seiner Schwester übertrug, im Falle sie kinderlos sterben sollte. Sodann glaubte er, das Misgeschick seiner Familie könne vielleicht durch die Vereinigung derjenigen zwei Häuser, welche die sich anfeindenden Factionen der Guelfen und Ghibellinen lenkten, seinem Vaterlande den Frieden sichern. Salinguerra, Sohn des Torello, stand an

Malvecii Chronicon Brixianum. Cap. LXXVII ap. *Murat.* Rer. ital. scr. T. XIV. p. 893.

53) XIII exeunte Mense Madii, Indictione VII. *Murat.* Ant. Ital. m. aev. T. I. p. 606. 54) Ebendaselbst T. IV. p. 71. 55) Fam. cel. ital. l. c. 56) *Ger. Maur.* Hist. ap. *Murat.* l. c. p. 15 et 22. *Murat.* Ant. Est. P. I. p. 398. 57) Ad quod (colloquium Laude) interesse contemsit Azo Estensis Marchio. Imperator vero sciens, Marchionem ipsum quaedam sibi discriminosa tractare, statuit ei comparendi terminum coram eo, quem tamen postmodum contumacem Imperiali banno submisit. Chronicon Fratris Francisci Pipini Bononiensis ordinis Praedicatorum. Lib. II. Cap. XV ap. *Murat.* Rer. ital. scr. T. IX. p. 640.

58) *Gerard. Maurisii* Histor. l. c. p. 24. 59) Fam. cel. ital. l. c. Bei Muratori wird T. VIII. p. 1188 die im Memoriale Potestatum regiensium MCCVII. p. 1081 erscheinende Stelle: Eodem anno Marchio Bonifacius in proelio ..... occiditur, filios derelinquens Guilielmum in Italia ....., auf ihn bezogen. 60) Fam. cel. ital. l. c. 61) So sagt die Chronica parva Ferrar. bei *Murat.* Rer. ital. scr. T. VIII. p. 481: Eo tempore in Domo Estensi erant quinque germani, scilicet Azzo, Bonifazius, Obizo, Fulcho et Albertus. Sane Obizo vir futurus puellae, ea vivente, bonis haereditatis ejus fruebatur, quo tempore erat Annus Nativitatis Christi MCLXXX vel id tempus circiter.

der Spitze der Ghibellinen zu Ferrara. Wilhelm genügte es nicht, ihm die Hand seiner siebenjährigen Nichte zuzusagen; er übergab sie seinen Händen und trug dem künftigen Gatten die Sorge ihrer Erziehung auf; dann starb er[62]). Aber die Guelfen Ferrara's mochten es durchaus nicht sehen, daß die einzige Erbin eines ihnen so theueren Geschlechtes in die Hände ihrer Feinde gegeben würde. Sie konnten sich nicht entschließen, ihre Zuneigung, ihre Erkenntlichkeit auf Menschen zu übertragen, die sie bisher erbittert bekämpft hatten. Einer der Ihrigen, Peter Traversaria von Ravenna, fand Mittel, das Mädchen durch Überraschung aus dem Hause der Salinguerras zu entführen und sie zu dem Markgrafen von Este zu bringen. Sie bestimmten ihr einen Estenser zum Gemahl, und setzten vorläufig diese Familie in den Besitz der Güter der Adelardis[63]). Dieses scheint sich um dieselbe Zeit zugetragen zu haben, wo sich die Estenser zu Ferrara niederließen und ihre Familie zuerst in einer Stadt das Bürgerrecht annahm. Doch trug zu ihrer Größe die Unterstützung der Guelfen von Ferrara mehr bei, als ihre ehemalige Unabhängigkeit. Jetzt wurde das Haus Este als Vertreter der guelfischen Partei so allgemein anerkannt, daß in ganz Venetien diese Faction durch den Namen der markgräflichen Partei bezeichnet ward[64]). Selbst der Privatvortheil schwieg vor der Stimme des Parteigeistes. Marchesella starb noch vor Vollziehung ihrer Ehe; dennoch thaten Wilhelm's Neffen, obschon von ihm zu ihren Nacherben erklärt, keine Ansprache an die Erbschaft der Adelardi, aus Furcht, das Haus Este möchte durch Einbuße eines so großen Theiles seiner Reichthümer, aus Ferrara verscheucht und dadurch der Guelfen Macht geschwächt werden[65]). Zudem war die Erbschaft nicht etwa gering, denn sie wurde auf mehr als 25,000 Mark Silbers angeschlagen[66]), und auch der Lehengüter waren nicht wenige, die sie aber meist an ihre Anhänger vergabten und dadurch ihre Partei bedeutend vergrößerten[67]). — Diese ihrem Hause zugefügte Schmach hatten die Salinguerras lebhaft empfunden und schwer gerächt. Die junge Braut war ihnen nach dem J. 1180 entrissen worden. Vierzig Jahre wüthete von da an fast ununterbrochen der Bürgerkrieg innerhalb und außerhalb der Mauern Ferrara's, und während dieser Zeit ward eine der Factionen zehn Mal von der anderen aus der Stadt vertrieben, und ebenso oft ihre Besitzungen der Plünderung Preis gegeben, und alle ihre Häuser bis auf den Grund zerstört[68]). — Einige sind der Meinung, es habe Azzo V. gar keine Kinder gehabt, Andere geben ihm wieder zu Kindern Azzo VI., den Viele den III. nennen, und Agnes, welche an Ezzelino den Mönch, vermählt gewesen; sie starb bei der Entbindung, lange vor dem Ausbruche der furchtbaren Kriege zwischen dem Hause der da Romanos und Estes, die auch das fortdauernde Band der Schwägerschaft und Verwandtschaft wahrscheinlich nicht verhindert hätte[69]).

Azzo VI., den Manche nicht für einen Sohn Azzo's V., sondern für einen Abkömmling eines anderen Zweiges der Familie Este halten[70]), war ein sehr schöner Mann, in den Waffen geübt[71]) und tapfer, dabei klug, umsichtsvoll und hochsinnig[72]), sodaß selbst seine Feinde nicht umhin konnten, den Adel seiner Gesinnungen anzuerkennen[73]). Von ihm konnte sein Sohn Azzo Novello mit vollem Rechte öffentlich behaupten, daß das ganze römische Reich Beweise seiner Tugend, Umsicht und Macht erhalten habe[74]). Er war durch das Verfahren seiner Vorgänger, die ausgebreiteten Besitzungen seiner Familie, und insbesondere durch die Erbschaft der Adelardi, schon in seinen Jünglingsjahren in der ganzen Mark von Treviso und Verona und bis jenseit des Po das Haupt der Guelfen. Er war in unverbrüchlicher Freundschaft mit der in Verona mächtigen Familie der Grafen von Sambonifazio verbunden[75]); Ezzelino der Mönch, später sein größter Feind, hatte seine Schwester Agnes zur Gattin; die Kirche hatte er durch mancherlei Vergabungen gewonnen, und durch alles dieses eine Stellung im nordöstlichen Italien, welches nunmehr der Schauplatz der Un-

62) Chronica parva Ferrar. l. c. Chron. fratris Francisci Pipini. Lib. I. Cap. XLVI. l. c. p. 628. 63) Petrus Traversaria Princeps in Ravenna factionis suae, studio optimatum de Ferrara, qui adversabantur Taurello et foverant ipsum Guillelmum, fraude ipsam virginem abduxerunt Ravennam et eam tradiderunt in conjugium uni Marchionum Estensium, nomine Obizoni, et ex eo haereditatem puellae ceperunt. Chron. Fr. Franc. Pipini l. c. Lib. I. Cap. XLVI. l. c. p. 628. *Murat.* Ann. d'Ital. T. VII. p. 93 gibt ihr Azzo V. zum Gemahl, nach *Ricobaldi Ferrar.* Histor. imper. ap. *Eccard.* Corpus histor. medii aevi. T. I. p. 1166. 64) qui erat unus de capitibus partis Marchesanae sive Guelfae. s. *Nicolai Smeregi* Notarii Vicentini de Burgo Bericae Chron. ap. *Murat.* Rer. ital. scr. T. VIII. p. 102 und qui semper oderunt partem Imperialem, et dilexerunt partem Marchesanam p. 104 und in *Rolandini Patavini* de Factis in Marchia Tarvisina libri XII. Lib. II. Cap. VIII. ap. *Murat.* T. VIII. p. 188 heißt es auch visa est — — pars Marchionis ad nihilum devenisse. 65) Joculi nobiles cives Ferrariae, nati ex sorore ipsorum Guillelmi et Aldegardi, jure succedentes in haereditate, eam vindicare spreverunt, licet adjutores haberent et maluerunt Marchiones habere Principes suae factionis, quam haereditate potiri. Chron. Fr. Franc. Pipini l. c. Joculi, qui substituti fuerant puellae. Chron. parva Ferrar. *Murat.* T. VIII. p. 481. 66) Istor. imper. di *Ricobaldo Ferrarese* ap. *Murat.* T. IX. p. 403.

67) Marchionibus erant ibi (Ferrariae) non magni reditus, quoniam plurimam partem possessionum, quae fuerant de patrimonio Marchesellae, cui successerant, jure Feudi in clientes suos distraxerant. Chron. parva Ferrar. l. c. p. 482. 68) Ebendaselbst. *Gio. Batt. Pigna.* Istoria de' Principi d'Este. (Venezia 1572.) Lib. II. p. 161 sq. Sismondi a. a. O. S. 346 fg. 69) *Rolandini* l. c. p. 171. 70) Fam. cel. ital. P. II. Fasc. XVII. T. VII. s. Azo V. 71) Azo forma corporis speciosus, sed armis speciosior et virtute, Rolandini Patavini liber chronicorum lib. I. ap. *Murat.* Rer. ital. scr. T. VIII. p. 177. 72) vir magnanimus et astutus. Chron. Estense ibid. T. XV. p. 301. 73) Wie solches ein Brief Salinguerra's an Ezzelino den Mönch deutlich beurkundet. *Rolandini* l. c. Lib. II. Cap. VI. T. VIII. p. 187. 74) Magnificus pater meus, cujus probitatem et potentiam circumspectam non solum Italia, sed etiam latitudo Romani imperii est experta, Monachi Patav. Chron. ap. *Murat.* l. c. p. 722. Era costui giovine di cordire e di virtude al padre non disuguale, e cosi ancora unica difesa e propugnacolo de' Guelfi. Istoria imperiale di *Ricobaldo* ap. *Murat.* l. c. T. IX. p. 402. 75) *Rolandini* l. c. Lib. I. ap. *Murat.* T. VIII. p. 175.

ternehmungen seiner Familie wurde, eingenommen, die ihn für beide sich gegenüberstehende Parteien gleich wichtig machte. Von nun an erscheint die Familie der Estenser in alle Begebenheiten dieses Theiles von Italien verflochten. Seine Familie besaß noch immer das ihr nach dem Frieden von Constanz verliehene Amt eines kaiserlichen Statthalters in Gerichtssachen. Dieses Recht, nach seiner Ausdehnung ungewiß in Hinsicht seines Großvaters Obizzo I., ist es in Hinsicht seiner nicht mehr, denn es erstreckte sich über die ganze trevisanische Mark. Im Laufe der folgenden unruhevollen Zeiten und Zerrüttungen verlor aber seine Familie dieses Amt wieder. Noch bei Lebzeiten seines Vaters erscheint er auf dem Kriegsschauplatze, und zwar zuerst in Fehde mit jenem Salinguerra, dem sein Ahnherr Obizzo für Azzo seinen Vater die Braut Marchesella entzogen hatte. Dieser hatte nämlich in der Nähe der Besitzungen der Estenser das feste Schloß Fratta erbaut, was diesen sehr anstößig war, und in Ferrara selbst noch während der Zeit, als Wilhelm de Adelardi auf einem Kreuzzuge in Paläftina verweilte, ein solches Übergewicht erlangt, daß seine Partei die Freunde Azzo's und die Hauptanführer der Guelfen aus den Familien der Roberti, Joculi und Constabuli aus Ferrara vertreiben konnte, die nun auf der Insel Rodigio, wo auch Azzo damals seinen Wohnsitz hatte, eine Zufluchtsstätte gefunden [76]). Bei der Erbitterung, welche seit jenem Ereignisse, das die Macht der Estenser in der Umgegend von Ferrara begründet, zwischen den Markgrafen von Este und der Familie der Torelli herrschte, konnte es nicht an Veranlassungen fehlen, diesem Gefühle Luft zu machen. Im J. 1189 rückte Azzo vor das Schloß Fratta, nahm es ein und zerstörte es, wobei unter den Ferrarasern ein großes Gemetzel angerichtet wurde [77]). Im J. 1195 trat Azzo dem Bischofe Isaak von Adria gegen das ihm mit all seinem Zubehör überlassene Schloß von Adria, den Zehnten in mehren ihm gehörigen Gegenden ab [78]). Noch in demselben Jahre ertheilte ihm der Bischof [79]) im Schlosse von Adria die feierliche Belehnung über dieses Lehen, wobei nur einige besonders bezeichnete Gegenstände ausgenommen wurden [80]). An demselben Tage belehnte er ihn auch in Gegenwart des Erzbischofs von Ravenna mit dem Zehnten über verschiedene Gegenden und zwar für sich und seine Nachkommen [81]). Im darauf folgenden Jahre wurde Azzo durch den Beistand der guelfischen Partei zum Podesta von Ferrara erwählt. In dem gleichen Jahre befand er sich im Gefolge König Heinrich's VI. zu Pavia, wo er in einer von diesem Kaiser zu Gunsten des dortigen Klosters des heiligen Hilarius ausgefertigten Urkunde als Zeuge aufgeführt ist [82]). Im J. 1197 [83]) belehnte er zu Este Livald, den Prior des Klosters zur heiligen Jungfrau Maria ad Carceres, zur Vergebung seiner eigenen Sünden und seiner Vorgänger mit der Weide in Curte Pulsi zu Vico, welche seinem eigenthümlichen Viehe zum Weidegange diente [84]). Mit demselben Kloster der regulirten Chorherren zu Este und dem Bischofe von Padua, Gerard, glich er sich im J. 1198 zu Este über einige Rechtsansprüche aus [85]). Noch in demselben Jahre wurde zu Ferrara [86]) ein Schiedsgericht gehalten, welches den zwischen dem Markgrafen Azzo von Este und seinem Oheim Bonifazius, über den er die Vormundschaft führte, einer- und der Gemeinde von Adria, über die von jenen ausgeübte und von dieser bestrittene Gerichtsbarkeit, Regalien ꝛc. des Schlosses und der Curie von Adria andererseits geführten Streit zu Gunsten der ersteren entschied. Im J. 1199 [87]) ertheilte Azzo Livald, dem Prior des Klosters der heiligen Jungfrau Maria ad Carceres zu Este, für das ihm im Tausche überlassene, in Este gelegene, Haus über das in immerwährenden Erbzins verliehene Gebiet, welches den Namen Vallio Zambonini führte, die feierliche Investitur [88]). Obgleich diese Reihenfolge von Unternehmungen friedlicher Art auf eine Zeit der Ruhe und des Friedens hinzudeuten scheint, so ruhten doch auch in dieser Zeit nicht nur die Waffen nie ganz, sondern es gährten grade damals die Leidenschaften mächtiger auf, als je, und Ereignisse bereiteten sich vor, die im tödtlichen Hasse, der sich durch sie kund gab, in späteren Zeiten nur schwer übertroffen wurden, in deren Folgen immer Azzo, als das Haupt der Guelfen, auch mit hinein verflochten wurde. Die Adelardi und Joculi in Ferrara, die Grafen von San Bonifazio, in Verona und Mantua, die dal Vivaros zu Vicenza und die Edlen von Camposampiero zu Padua waren alle Anhänger und Verfechter seiner Partei in den genannten Städten und Azzo's Freunde. Jede ihnen zugefügte Unbilde betrachtete er als die seinige, ihre Fehden als seinen persönlichen Krieg. So war es eben auch wieder grade zu dieser Zeit [89]). Überall kam es zwischen den Städten, je nachdem ihre Podestas verschiedenen Parteien zugethan waren, und in den Städten wieder unter dem Adel selbst zu Fehden, in deren Gefolge die schauderhaftesten Grausamkeiten ausgeübt wurden [90]). Zu diesem erneuten Aufflammen der Parteisucht hatten die

76) Istoria imper. di *Ricobaldo Ferrar.* ap. *Murat.* T. IX. p. 402. 77) Chron. Estense ad ann. MCLXXXIX ap. *Murat.* T. XV. p. 301, und Riccobaldo Ferrar. (a. a. O.) setzt diese Begebenheit in das dritte Regierungsjahr K. Heinrich's VI., und Rolandini erzählt die Zerstörung Fratta's erst von Azzo Novello, sie auf das Jahr 1224 ansetzend. s. Desselben Libr. Chron. Lib. II. Cap. V. ap. *Murat.* T. VIII. p. 186. 78) decima intrante Mense Junii, Indictione XIII. *Murat.* Ant. Ital. medii aevi. T. III. p. 209. 79) Die 5ta exeunt. mens. Dec. Ind. XIII. 80) Die Urkunde findet sich bei *Murat.* Ant. Ital. medii aevi. T. III. p. 211. 81) Die Urkunde findet sich auch dort.

82) *Murat.* Rer. ital. scr. T. XII. p. 315. nota **. 83) Indictione XV. die XIV intrante Mense Junii ap. *Murat.* Ant. Ital. T. IV. p. 61. 84) de Pasculo in Curte Pulsi de Vico, quod est de suis dominicalibus pecudibus. 85) *Murat.* l. c. T. III. p. 215. 86) Indict. I. die III. exeunte mensis Jan., den Spruch s. bei *Murat* l. c. T. II. p. 85 sq. 87) Indictione II. die XII intrante Julio — bei *Murat.* l. c. T. III. p. 161 ist die Urkunde abgedruckt. 88) in remissionem peccatorum suorum et etiam quondam clarae memoriae Nobilissimi Marchionis Obizzonis et aliorum parentum — pro cambio casamenti in Este positi — cum terra, quae dicitur Valles Zambonini (quod est nomen campi Paduani) — in perpetuam Emphyteusim. 89) Sismondi a. a. O. S. 387. 90) über den Stand der Angelegenheiten Italiens zu jener Zeit s. Leo a. a. O. S. 160 fg. Luden a. a. O. 12. Bd. S. 36.

Begebenheiten nach dem Tode K. Heinrich's VI. (1197) die entferntere Veranlassung gegeben. Von zwei fast gleich mächtigen Parteien wurden nämlich in Teutschland Philipp Herzog von Schwaben, ein Ghibelline und der Sohn des Welfen Heinrich's des Löwen, der Otto IV. genannt wurde, mit gänzlicher Nichtachtung des von Heinrich VI. hinterlassenen noch unmündigen Sohnes Friedrich's II., dessen Anhang in Italien auch nicht gering war, zum Könige gewählt. Daraus entstand vielfältige Parteiung auch in Italien. So lange der Kampf in Teutschland geführt ward, kam zwar keiner der beiden Gegner nach Italien, und dennoch ruhten auch hier die Parteien nicht, sondern es währte der Kampf um die entgegengesetzten Familien- und Gemeindeinteressen fort, da es bei der Erbitterung der beiden Hauptparteien an vielfacher Veranlassung nicht fehlte. Von diesen sind besonders zwei von größerer Bedeutung. Noch bei Lebzeiten Ezzelino's des Ersten oder des Stammlers, welcher der Vater Ezzelino's des Mönchs war, die beide der in der trevisanischen Mark und um Verona und Bassano herum begüterten Familie da Romano angehörten, trug sich Folgendes zu. Ezzelino der Stammler und Tisolino von Camposampiero, ein Edler aus Padua, waren durch die Bande der Freundschaft und der engsten Verwandtschaft mit einander verbunden, denn Tisolinus hatte des Ersteren einzige Tochter, Kunigunde oder Cuniza, zur Gattin [91]), und mit ihr mehre schon mannbare Kinder gezeugt. Man trug ihm für den ältesten seiner Söhne, Gerard, die Erbin einer mächtigen Familie zu Padua, Cäcilie, die Manfred Ricio da Baone, Herr von Abano, als einziges Kind hinterlassen hatte, eine Waise, zur Gemahlin an. Tisolino glaubte mit seinem Schwiegervater und Freund Ezzelino über diese Verbindung sich berathen zu müssen. Diesem gab des Freundes zutrauliche Eröffnung den Gedanken, um die reiche Erbin für seinen eigenen Sohn, Ezzelino II., den man auch den Mönch nennt, zu werben. Ohne seinen Eidam von seinem Vorhaben das Mindeste ahnen zu lassen, wandte er sich insgeheim an die Vormünder des jungen Mädchens, und bewog sie durch Bestechung, sie ihm zu übergeben, und mit Tisolino zu brechen. Sobald Cäcilie in seinen Händen war, eilte er, sie in sein Schloß Bassano zu bringen, und mit seinem Sohne zu vermählen. Diese Treulosigkeit erregte in der gesammten Familie der Camposampiero den lebhaftesten Unwillen, Alle schworen Rache; doch mußte man auf Gelegenheit warten, und diese blieb nicht lange aus bei Menschen, denen kein Mittel zu schlecht war, um ihre Leidenschaft befriedigen zu können. Einige Monate nach vollzogener Ehe besuchte Cäcilie die in dem Gebiete von Padua, jenseit der Brenta, ihr zugehörigen Ländereien, im Geleite eines mehr glänzenden, als furchtbaren Gefolges. Gerard, Tisolino's Sohn, eben der, dem Cäcilien's Hand war versprochen worden, und der nun ihr Neffe war, überraschte sie in ihrem Schlosse St. Andrea de Musone, entführte sie aus der Mitte ihres Gefolges, und entehrte sie. Bei ihrer Rückkunft nach Bassano unternahm es Cäcilie nicht, den Unfall, der sie betroffen, ihrem Gemahle zu verheimlichen; sie wurde verstoßen. Nun war auch für Ezzelino Grund vorhanden, sich für diese ihm zugefügte Schmach zu rächen, wozu er bald eine ähnliche Gelegenheit herbeiführte. Azzo, der den Haß und die Erbitterung der Camposampieros theilte, stand zu ihnen gegen Ezzelino, dem er früher Freund gewesen, sodaß er mit ihm, zu jener Zeit als Bonapar Faba aus Brescia (1198) zu Vicenza Podesta war, gegen die Vicentiner zu Felde zog, die dem da Romano Morostica verbrannt und ihm großen Schaden zugefügt hatten [92]). Diese Fehde, das zweite der oben erwähnten Ereignisse, welches in dieser Zeit die ganze Mark in zwei feindliche Parteien zerriß, war wegen Bassano's ausgebrochen, um dessen Besitz Padua und Vicenza kämpften und das Ezzelino dem Schutze der ersteren Stadt übergeben hatte. Gegen diese zogen in dem genannten Jahre die Vicentiner aus, die vernommen hatten, daß Paduaner ihr Schloß Carmignano überfallen wollten, schlugen sie zurück und machten viele Gefangene, die sie gebunden und gefesselt in der Kirche von Carmignano bewachten. Azzelino führte die Paduaner an. Azzo focht mit ihm und den Paduanern, und half die Schlachthaufen von Vicenza bei Carmignano besiegen, bei welcher Gelegenheit von beiden Seiten sehr hartnäckig gefochten und viel Volk aus Vicenza zu Gefangenen gemacht wurde [93]). Im J. 1199 erwählten ihn die Paduaner zu ihrem Podesta [94]). Im J. 1204 loderte endlich die lange gehegte Feindschaft zwischen Ezzelino und der ihm auf den Tod verfeindeten Familie der Camposampiero in helle Flammen auf und verwickelte Azzo in einen hartnäckigen Feind mit seinem Schwager und ehemaligen Freunde, Ezzelino dem Mönche. Maria, die Tochter Gerardin's von Camposampiero, oder, wie Rolandini sie nennt, Maria de Campreto, eine Blutsverwandte derer von Camposampiero [95]), hatte Ezzelino, aus Rache wegen der ihm in seiner Gattin Cäcilie zugefügten Beleidigung, durch die ihr erwiesene Aufmerksamkeit dahin gebracht, daß sie zu ihm floh; er hielt sie von da an als seine Beischläferin auf einem seiner Schlösser, während ihre Verwandten sich rüsteten, sie ihm zu entreißen. Azzo leistete ihnen Beistand. Bei Campredo sollte es eben wieder zu einem lebhaften Treffen kommen, da trat der fromme Bischof von Padua, Gerhard, dazwischen, und brachte es dahin, daß beide Theile ihr Heer zurückzogen und die Mark von dieser Seite her sich der Ruhe zu erfreuen hatte. Von anderen Seiten her fehlte es dafür wieder um so weniger an Gelegenheiten zu Streit und Fehde. So gerieth Azzo im J. 1204 über die Testamentsvollstreckung seines Großvaters

91) *Rolandini* Chronicon Lib. I. ap. *Murat.* Tom. VIII. p. 170 sq.

92) s. *Antonii Godi*, nobilis Vicentini, Chronica ap. *Murat.* T. VIII. p. 74 und *Gerardi Maurisii*, civis et judicis Vicentini, Hist. de rebus gestis Eccelini de Romano ap. *Murat.* l. c. p. 12. 93) *Rolandini* l. c. p. 176 sq. 94) Series Potestatum et Consulum Paduae ap. *Murat.* l. c. T. VIII. p. 367. 95) Dominam Mariam de Campreto, consanguineam illorum de Campo Sancti Petri, sed ex altera parentela p. 173.

Obizzo I. in einen Rechtsstreit mit der Gemeinde von Este, der durch ein Übereinkommen ausgeglichen wurde[96]), worauf die Auseinandersetzung und Theilung der Güter vorgenommen wurde[97]). Höchst wahrscheinlich begannen um dieselbe Zeit seine Streitigkeiten über die Gerichtsbarkeit mit der Stadt Padua, wozu die Nachbarschaft von Este die Veranlassung gab. Die Städte sahen sich nämlich nur sehr ungern von Edelleuten umgeben, die auf ihrem Gebiete, rings um sie herum zerstreuet, wohnten, und suchten sie zu zwingen, das Bürgerrecht der Stadt zu suchen und dort auch ihren Wohnsitz zu nehmen; doch dieses konnte selten ohne heftige und langwierige Kämpfe geschehen, die früher abgeführt werden mußten, und so kam es auch hier, daß immer neue Reibungen und Fehden zwischen Padua und den Estensern ausbrachen, die der Parteigeist bestens auszubeuten wußte, um für seine Anhänger daraus Vortheil zu ziehen. In demselben Jahre wurde Azzo durch seine Freunde, die Grafen von Sambonifazio, auch in die Parteikämpfe der Stadt Verona hinein verflochten, da die Montecchis mit Hilfe Ezzelino's die Guelfen angriffen, die aus Verona weichen, auf ihre Burgen und zu ihren Freunden flüchten mußten. Im darauf folgenden Jahre wurde der Ort Sambonifazio, der Sitz der Grafen gleiches Namens, von Ezzelino und den Montecchis, seinen Freunden, verbrannt[98]). Bald hernach im Winter von 1205 auf 1206, machte Markgraf Azzo einen Versuch, Ezzelino in Venedig, wohin er zu einem ritterlichen Feste[99]) gekommen war, zu ermorden. Sie waren, so erzählte später (im J. 1209) Ezzelino vor K. Otto IV. zu Orsanigi den Vorfall, in ihrer Kindheit einander zugethan, und Ezzelino glaubte ihn seinen Freund. Sie trafen in Venedig zusammen, und Ezzelino ging neben ihm auf dem St. Marcusplatz, als plötzlich mit Dolchen bewaffnete Mörder ihn anfielen. In diesem Augenblicke ergriff der Markgraf Ezzelino's Arm, um ihn zur Gegenwehr zu lähmen, und hätte er sich nicht mit Gewalt von ihm losgerissen, so würde er, wie einer aus seinem Gefolge, Namens Bonaccorsi, ein edler und mächtiger Ritter aus Treviso, neben ihm, unfehlbar des Todes gewesen sein[1]). — Im Frühjahre 1206 kehrten Azzo's Freunde und mit ihnen die ganze guelfische Partei, Ludwig und dessen kühner, talentvoller Sohn Richard, Grafen von Sambonifazio, wieder nach Verona zurück, griffen ihre Häuser und Stadtburgen an, nahmen und verbrannten mehre derselben, trieben die Montecchis aus der Stadt, die nun auf Ezzelin's Burgen Schutz und Unterhalt suchten und fanden, und setzten den Markgrafen Azzo zum Podesta der Stadt ein[2]), ihn, den Ferrara schon im J. 1205 zu seinem Podesta erwählt hatte, und der nunmehr anerkannt als das Haupt der Guelfen im ganzen nordöstlichen Italien galt. Ezzelino kam diesem in Verona mit verdoppelter Wuth ausgebrochenen Kampfe der Parteien zuvor; mit den Montecchis, mit seinen Lehnleuten und Miethtruppen und mit der von den Salinguerras geführten ghibellinischen Partei in Ferrara fiel er über das Haupt der Guelfen her. Azzo ward glücklich vertrieben und die Montecchis kehrten wieder nach Verona zurück. Damals verschmolzen zuerst die sich vortrefflich zusammenfügenden Interessen Ezzelino's und Salinguerra's zusammen, der auch, wie jener, Rache zu nehmen hatte wegen einer geraubten Braut, und der, als er, in Folge der dadurch erlangten Reichthümer, die Estenser in Ferrara sich festsetzen sah, zu K. Heinrich nach Sicilien gegangen war und es versucht hatte, den Kaiser auf jede erdenkliche Weise gegen den Markgrafen Azzo einzunehmen, indem er ihn als den größten Gegner der kaiserlichen Sache schilderte, an die Thaten seines Großvaters erinnerte u. s. w.[3]). Allein damals hatte er nichts ausgerichtet, durch Ezzelino hoffte er jetzt leichter an sein Ziel zu gelangen[4]), obgleich Azzo nicht der Mann war, der so leicht zu besiegen gewesen wäre, denn seine Klugheit und Umsicht, die ihn, inmitten all dieser Wirren, nie verließ, seine verwandtschaftliche Verbindung durch seine Gattinnen und die Zahl seiner Freunde verliehen ihm eine so feste Stellung, daß ihm nicht leicht ein Einzelner das Gleichgewicht halten konnte. Seine Klugheit hatte ihn schon im J. 1205 veranlaßt, Boten an den zum Kaiser erwählten Herzog Friedrich zu senden, um von ihm die Bestätigung seiner Eigenschaft als kaiserlicher Statthalter in Gerichtssachen und die Investitur über fünf im Gebiete von Vicenza gelegene Ortschaften zu erlangen[5]). Durch seine drei Gattinnen, deren jetzige er sich erst im J. 1204 angetraut hatte, war er der Schwager von Kaisern und Königen geworden. Seine erste Gemahlin war eine Tochter Aldobrandin's de Aldobrandeschi, Pfalzgrafen von Toscana, seine zweite Frau Eleonora, die am 3. Dec. 1202 gestorben, war eine Tochter Humbert's, genannt des heiligen Grafen von Savoyen, und seine dritte Gemahlin Adelheid, die Tochter Rinaldo's, Fürsten von Antiochien, gewesen[6]), deren eine Schwester dem Kaiser Manuel Komnenus und die andere Bela, dem Könige von Ungarn, angetraut war. Sie hatte eben damals jene Ortschaften im Vicentinischen erlangt, um deren Investitur er bei dem römischen Könige sich eben damals beworben hatte. Und die Zahl seiner Anhänger, Freunde und Lehensleute war groß und in allen Theilen

96) s. bei *Murat.* Ant. Ital. med. aevi. T. IV. p. 43. Indictione VII. 22 exeunte Mens. Nov. 97) die XVI mens. Dec. Ebendaselbst p. 45. 98) *Ricciardi* Comitis Sancti Bonifacii vita ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. VIII. p. 122. 99) Ubi erat curia quaedam constituta causa solatii Venetiis. *Rolandini* Chronicon. Lib. II. Cap. XIV ap. *Murat.* l. c. p. 193.

1) *Gerardi Maurisii* Hist. l. c. p. 19. Etwas anders klingt die Erzählung (bei Rolandini a. a. O. S. 194) im Munde seines Sohnes Azzo Novello, wo der Anfall auf jenen Bonaccorsi darum geschah, weil er mit dem Oberkleide Ezzelino's, das dieser den Tag vorher öffentlich getragen, bekleidet gewesen sei.

2) *Ricciardi* Com. S. Bonif. Vita l. c. Chron. Veron. ap. *Murat.* T. VIII. p. 623. 3) Istoria imperiale di *Riccobaldo Ferrarese* ap. *Murat.* l. c. T. IX. p. 403. 4) Tunc Salinguerra de Ferrara factus est Ecelini manifestus amicus, qui usque nunc non videbatur alicui parti favere, Rolandini Memoriale temporum lib. I. ap. *Murat.* T. VIII. p. 177. 5) *Bossi* l. c. p. 62. 6) Fam. cel. ital. Parte II. Fasc. XXVII. Tav. VII und *Murat.* Ant. Est. T. I. Cap. 39.

der Marken und der Lombardei vertheilt. Diese alle rief er nun von Badia aus, wohin er sich zurückgezogen hatte, auf, um ihm gegen die Ghibellinen von Verona und ihr Haupt, Ezzelino den Mönch, beizustehen [7]), zog hierauf mit den Scharen derselben (1207) nach Verona, wo die zurückgekehrten Montecchis einen Podesta aus dem Hause Visconti eingesetzt hatten, überfiel die Stadt und drang bis auf die Piazza Bra vor. Dort wurde mit der größten Erbitterung lange gestritten, bis denn endlich die Ghibellinen zu weichen genöthiget wurden. Zur Nachtzeit floh die Partei der Montecchis, Alles zurücklassend und nur um das eigene Leben besorgt, aus der Stadt, wo alle ihre Häuser verbrannt und ihre Besitzungen in deren Umgebung verwüstet wurden [8]). Damals soll er auch Ezzelino gefangen genommen haben, den er freundlich behandelte, ihm alle Ehren in Verona erweisen und endlich in einem ansehnlichen Geleite nach Bassano verweisen ließ [9]). Ein Verfahren, welches von dem in späteren Zeiten üblichen sehr rühmlich abstach [10]). Die Montecchis hatten sich indessen in die beiden festen Burgen von Castello di Garda und Peschiera geflüchtet, die sie auch besetzt hielten. Während Azzo in diesen Gegenden verweilte, benutzte Salinguerra seine Abwesenheit und vertrieb die Seinigen aus Ferrara. Er zog auch gegen Argenta, eroberte und verbrannte es und nahm viele Ravennaten gefangen, die er, sowie auch die Kette, womit der Po gesperrt wurde, mit sich nach Ferrara brachte [11]). Im J. 1208 wurde Azzo abermals zum Podesta von Verona eingesetzt [12]). Eine zweite Belagerung, welche Azzo in diesem Jahre unternahm, nachdem er noch früher die Häupter der ghibellinischen Partei, namentlich den Salinguerra, aus Ferrara vertrieben hatte, lieferte ihm Garda und Peschiera in die Hände [13]). So neigte sich die Wagschale immer mehr auf die Seite der guelfischen Partei in der veronesischen Mark. Die gefangen genommenen Montecchis wurden im Schlosse von Este verwahrt [14]) und Verona von da an durch lange Zeit von dem Markgrafen und seiner Partei beherrscht; fast zu gleicher Zeit erwählte ihn auch Ferrara zu seinem Herrn mit dem Rechte, sich selbst einen Nachfolger zu erwählen, und gab so das erste Beispiel einer Stadt, die sich einer Familie unterwarf [15]). Der vertriebene Salinguerra nahm seine Zuflucht nach Modena, wo er einige Zeit verweilte [16]). Indessen belagerte Markgraf Azzo, unterstützt von den Modenesern, Mantuanern, Cremonesern und Ferraresern, Sugaria (Suzaria), dem aber die von Reggio, Parma und Bologna zu Hilfe kamen, es entsetzten und die dem Markgrafen verbündeten Städte zum eiligen Rückzuge nöthigten [17]). In Teutschland war in der Zwischenzeit Philipp von Feindeshand ermordet gefallen und Otto IV., aus dem stammverwandten Hause von Braunschweig im alleinigen Besitze des Reiches verblieben. Er hatte sich vorgenommen, so bald als möglich Italien zu besuchen, um der dort herrschenden furchtbaren Parteiung ein Ziel zu setzen. Diesen Vorsatz führte er im Sommer des J. 1209 aus, in dem er durch das Etschthal gegen Verona herabzog. Die Parteien hielten sich in der Mark von Verona und Treviso wieder mehr das Gleichgewicht. Padua war durch die Feindschaft der Camposampieris gegen Ezzelino dem Markgrafen gewiß; dagegen schien Ezzelino wieder in Vicenza den größten Einfluß zu haben, wo Drudo Buzzacarino von Mailand durch Einsicht und Kraft die Ruhe zu erhalten und durch zahlreiche in Mailand zu Gewahrsam gegebene Geiseln sein Leben bei diesem Beginnen zu schützen suchte [18]). Ebendieses Benehmen zog ihm den Haß aller derjenigen zu, welche Ezzelino abgeneigt waren unter dem Adel, die auch von Azzo und dem Grafen von Sambonifazio aus Verona fortwährend zum Aufstande ermuntert wurden, bis sie im April 1209 den Podesta vertrieben und alle Burgen und feste Häuser Ezzelin's und seiner Freunde in der Stadt zerstört hatten [19]). Nun war auch Vicenza für die Markgräflichen. Ezzelino mit den Bassanesen, mit seinen Vasallen und Miethtruppen, mit dem Grafen von Bregenze und dessen Leuten zog gegen die Vicentiner und schlug sie gänzlich. Während er hernach in Brescia krank lag, raffte die markgräfliche Partei alle Kräfte zusammen, um ihn zu erdrücken; allein die Paduaner waren leicht gegen die gehaßten Vicentiner zu den Waffen bewogen; Treviso achtete die alten Bünde mit dem Hause Romano höher, als die mit Vicenza und Verona [20]). Des Markgrafen abermalige Abwesenheit von Ferrara benutzte Salinguerra, und brachte die Stadt mit Hilfe Cassinello's und Giliolo's de Guizardo durch Gewalt des Schwertes wieder an die Ghibellinen. Azzo gab darüber den Heerzug gegen Bassano auf [21]). So standen die Angelegenheiten der Mark, als Otto deren Landschaften betrat und zuerst bei Orsanigi im Gebiete von Verona sein Lager aufschlug. Der Aufruf, den Otto an die Anführer beider Parteien ergehen ließ, an seinem Hofe zu erscheinen, ersparte den Städten und dem Adel eine blutige Schlacht, und ganz fruchtloses Gewürge, da mehr blinder Haß,

7) Recessit ergo Marchio de Verona et ivit ad Abbatiam. Sed non multo tempore post facta magna congregatione de suis amicis de Lombardia, Marchia et Romagna et aliunde valida manu ivit Veronam. *Rolandini* l. c. Lib. I. p. 177.
8) Chron. Estense ap. *Murat.* l. c. p. 623 ad an. MCCVII. Chron. Est. T. XV. p. 301. *Ricciardi* Com. S. Bonifacii Vita ap. *Murat.* T. VIII. p. 122 sq. Monachi Patavini Chron. ap. *Murat.* T. VIII. Lib. I. p. 665 et 666. *Gerardi Maurisii* Hist. l. c. p. 15.
9) *Rolandini* p. 178.
10) Ita Deus, tunc erant guerrae, si licitum est dicere, bonae guerrae, dum unus alteri viriliter inimicans, captum tamen alium non morti tradebant continuo, non in vincula mittebatur, non sententia protinus ferebatur in eum etc. *Rolandini* l. c.
11) Chron. Est. ap. *Murat.* T. XV. p: 301.
12) Chron. Veron. l. c. p. 623.
13) *Ricciardi* Com. S. Bon. l. c. *Gerardi Maurisii* Hist. l. c. p. 16. Chron. Veron. l. c.
14) *Ricciardi* Com. S. Bonif. vita p. 123. Chron. Veron. p. 623. Monachi Patav. chron. Lib. I. T. VIII. p. 667.
15) *Murat.* Ant. Est. T. I. Cap. 39.
16) Annales veteres Mutinens. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. IX. p. 56.
17) Annal. vet. Mut. p. 56. Memoriale potestatum Reginensium ap. *Murat.* T. VIII. p. 1081.
18) *Antonii Godi* nobilis vicentini Chronica ap. *Murat.* T. VIII. p. 75.
19) *Gerard. Maurisii* Hist. l. c. p. 17.
20) *Ant. Godi* Chron. p. 76.
21) Chron. Est. ap. *Murat.* T. XV. p. 301.

als irgend ein politischer Grund, ihnen die Waffen in die Hände gegeben. Beide Anführer konnten eines gnädigen Empfanges von Seiten des Kaisers versichert sein; beide beherrschten unmittelbar oder durch ihren Anhang die ganze Mark, und beide hatten, außer ihrem Ansehen und ihrer Macht, noch besondere Rechte an seine Gunst. Der Markgraf von Este konnte auf seine alte Stammverwandtschaft mit Otto's Familie zählen; er leitete, sowie der Kaiser selbst, seinen Ursprung von Azzo III. ab, dem gemeinschaftlichen Stammvater beider Häuser, die bis auf unsere Tage Braunschweig und Modena beherrschen. Andererseits war Ezzelino der eifrigste Verfechter der kaiserlichen Vorrechte, und wiewol diese Vorrechte bis dahin eben nur zur Demüthigung der Familie Otto's angewandt worden waren, so neigte er sich doch, seitdem er die Krone errungen, zu den Vertheidigern derselben. Auch empfing er beide auf die zuvorkommendste Weise und suchte zwischen ihnen den Frieden zu vermitteln. Der Hergang der Zusammenkunft ist zu charakteristisch, als daß er hier mit Stillschweigen übergangen werden könnte. Sowie Ezzelino nämlich, in Gegenwart des ganzen Hofes, dem Markgrafen gegenüber sich befand, erhob er sich, seinen Gegner der Verrätherei, der Treulosigkeit und des an ihm in Venedig versuchten Meuchelmordes anzuklagen und schloß mit den Worten: „Ich erkläre ihn also vor dieser Versammlung für einen Verräther, und von Euerer Majestät begehre ich die Bewilligung, in gesetzlichem Zweikampfe die Treulosigkeit, die er gegen mich, gegen Salinguerra und Drudo Buzzacarino, den Podesta von Vicenza, begangen, ihm auf das Haupt zu beweisen." Kurz und nur schlecht sich gegen diese Vorwürfe vertheidigend, antwortete Azzo, und erbot sich zu jedem Waffengange in einem anderen Orte, als in der Pfalz des Kaisers, der hierauf beiden Stillschweigen gebot. — Bald darauf langte Salinguerra im Geleite von 100 Bewaffneten an, und erhob gegen den Markgrafen ähnliche Klagen, und begehrte gleichfalls die Erlaubniß zum Zweikampfe. Der Markgraf antwortete: in seinem Gebiete befänden sich mehre Edelleute, noch höheren Ranges, als selbst Salinguerra, die zum Kampfe sich gern erbieten würden, falls ihn so sehr darnach gelüstete. Dabei riß die Leidenschaft beide Theile im Wortwechsel soweit dahin, daß ihnen mit dem Schwerte in der Hand von dem teutschen Hofmarschall Ruhe geboten werden mußte. Otto legte hierauf allen dreien über das Vergangene Stillschweigen auf, und erklärte ihnen auf das Entschiedenste, er würde nie für irgend einen ihrer vorigen Händel den Zweikampf ihnen bewilligen. Entschlossen, zwischen zwei so bedeutenden Männern, die besser ihm dienen konnten, als alle übrigen Italiener zusammen, Aussöhnung zu stiften, ritt er am folgenden Morgen mit ihnen aus, und nahm sie, den einen rechts und den anderen links, an seine Seite; hierauf wandte er sich zuerst in französischer Sprache an Ezzelino und sagte: „Herr Ezzelino, laßt uns den Markgrafen begrüßen!" und Ezzelino sprach, sich neigend und mit entblößtem Haupte zu Azzo: „Gott erhalte Euch, Herr Markgraf!" und da dieser, ohne den Hut zu rücken, antwortete, wandte sich der Kaiser jetzt zu ihm sprechend, „Herr Markgraf, laßt uns Ezzelino grüßen;" und Azzo erwiederte: „Gott erhalte Euch!" Noch schien die Aussöhnung nicht weit vorgerückt; indessen verengte sich der Weg, Otto ritt vor und ließ beide Gegner neben einander. Bald wandte er sich nach ihnen um, und erblickte sie in vertraulichem Gespräche, als hätten sie ihren alten Gröll vergessen. Diese freundschaftliche Unterhaltung, welche dem Kaiser fast befremdlich schien, dauerte den ganzen Weg über, bis sie ins Nachtquartier kamen, fort, sodaß der Kaiser kaum erwarten konnte, den Inhalt ihres Gespräches zu erfahren. Nach seiner Heimkunft ließ er Ezzelino in sein Zelt rufen und fragte ihn, was denn der Gegenstand ihres Gespräches gewesen sei. „Die Tage unserer Kindheit," erwiederte Ezzelino, „wir waren zu den Zeiten unserer alten Freundschaft zurückgekehrt," und ebenso befragte er auch den Markgrafen und erfuhr von ihm dasselbe. Zugleich fragte er auch beide, was sie denn aber von ihm selbst gesprochen hätten, worauf jeder für sich ihm dasselbe sagte: daß er in der Güte keinen seines Gleichen habe, und ebenso könne er auch furchtbar, ernst und streng sein, wie kein Anderer. Hierauf ließ er von beiden sich bis nach Imola begleiten. Als sich der Markgraf dort von ihm beurlaubte, um auf des Kaisers Befehl nach der Mark zurückzukehren, war es dem Kaiser gelungen, beide mit einander zu versöhnen, dennoch hieß er Ezzelino noch mit ihm bis Rom gehen, und erst von dort entließ er ihn in seine Heimath [22]). Auf Otto's Befehl hatte Azzo sogleich nach Otto's Ankunft in Italien die in Este gefangen gehaltenen Montecchis ihrer Haft entlassen [23]). Da aber die Partei des Markgrafen bald gewahrte, daß Kaiser Otto sich mehr den Gegnern geneigt zeigte, so dauerte der von ihm gestiftete Friede nur sehr kurze Zeit, nur so lange nämlich, als Otto beide Theile gleich gut hielt. Darauf war auch anfänglich sein ganzes Streben hingerichtet, ehe er tiefer in die Angelegenheiten Italiens verflochten wurde und so lange sein gutes Vernehmen mit dem Papste Innocenz III. dauerte; dann schieden sich die beiden großen Parteiungen, welche Italien zerrütteten, bald wieder in ihre zwei großen, einander feindlich bekämpfenden, Lager. Um sich das Haupt der Guelfen im nördlichen Italien ganz zu gewinnen, hatte Papst Innocenz noch im J. 1208 dem Markgrafen Azzo die Rechte und Einkünfte in der Mark Ancona ertheilt, welche früher Markwald dem kaiserlichen Beamten zugestanden hatte [24]). Azzo suchte sich die Besetzung dieser Mark auf alle Weise angelegen sein zu lassen, fand aber hier und da Widerstand, wobei es sich der Papst auf das Eifrigste angelegen sein ließ, ihm zum Besitze derselben zu verhelfen. Er erließ daher mehrfache Briefe an den Bischof, an die Gemeinde und an die Vor=

22) *Ger. Maur.* Hist. l. c. p. 19. Dieser scheint der Zusammenkunft beigewohnt zu haben, war aber allerdings einer der eifrigsten Anhänger Ezzelino's. 23) *Ricciardi* Com. S. Bonif. Vita p. 123. Mon. pat. chron. l. c. p. 667. Chron. Est. p. 301. 24) Regimin. Paduae Series Ital. serm. conscr. ap. *Murat.* T. VIII. p. 370. *Rolandini* pat. de factis in March. tarv. Lib. I. ap. *Murat.* l. c. T. VIII. p. 178.

stände der Stadt Ancona, an das Volk der ganzen Mark und auch an einzelne Städte derselben dringende Mahnbriefe, ihm zu gehorchen, keinen längeren Widerstand seinen Bemühungen entgegenzusetzen und sich auch dies Mal als folgsame Kinder der heiligen Kirche zu beweisen. Der Papst mochte wol einsehen, daß es ihm selbst schwer fallen würde, das Land zu behaupten, darum gab er es lieber dem gewaltigen Markgrafen zu Lehen. Ungeachtet K. Otto IV. in einer früheren Urkunde den Papst als Herrn der Romagna, der Mark Ancona, der Mark Spoleto, des südlichen Toscana's, und des Mathildinischen Erbes anerkannt hatte, mochte Azzo doch, als er Otto in Italien mächtig sah und bedachte, daß ein Wechsel auf dem päpstlichen Stuhle ihn um sein neues Besitzthum bringen könne, wenn er es nicht auch vom Kaiser bestätiget erhalten habe, wünschen, auch von Otto in dieser Mark anerkannt zu sein. Niemand konnte ihm dafür stehen, daß nicht Otto selbst, oder sein Nachfolger die Innocenz gemachten Concessionen für unverträglich mit dem Bestehen des Reiches erklärte. Er wußte sich demnach im J. 1210 vom Kaiser eine Belehnung mit der Mark Ancona auszuwirken [25]), und zwar ward er in der Urkunde als Nachfolger Markwald's bezeichnet und der Ansprüche des Papstes auf eine Oberlehnsherrlichkeit nicht weiter gedacht [26]). Während der Kaiser im unteren Italien verweilte, hatte Salinguerra die Partei Azzo's abermals aus Ferrara vertrieben [27]) und auch anderwärts war wieder mancher partielle Krieg ausgebrochen. Der Kaiser unternahm daher im J. 1210 von Rom aus eine Reise nach der Lombardei, berührte Mailand [28]), bestrebte sich, zwischen den mancherlei Städten und Factionen, und brachte es auch zu Ferrara dahin, daß zwischen Azzo und Salinguerra Friede wurde [29]). Aufrichtig und dauerhaft konnte aber derselbe nicht sein, denn die Guelfen sahen bald, daß Otto ihrem größten Feinde ein geneigtes Ohr schenke und seinem Rathe auch in Angelegenheiten der veronesischen Mark bereitwillig folge [30]). Ezzelin hatte fast den ganzen Winter von 1209 auf 1210 in der Nähe des Kaisers zugebracht, und seinem Einflusse mußte es vorzüglich zugeschrieben werden, daß die Partei, welche der Podesta, Drudo Buzzacarino, aus Vicenza vertrieben hatte, einer sehr harten Geldbuße unterworfen ward. Ezzelino versprach dem Kaiser, ihm die Strafsumme von 60,000 Lire vorauszuzahlen, wenn er ihn zum Podesta von Vicenza mache und ihm das Eintreiben des Geldes überlasse. Otto ging auf das Anerbieten ein, und Ezzelino trat, wahrscheinlich schon im Juni 1210, sein Podestatenamt an [31]). Die Angesehensten seiner Gegner flohen nach Verona zu dem Grafen von Sambonifazio und dem Estenser, als sie sahen, daß Ezzelino das Blut seiner Feinde nicht schone, und solche, die sich in seiner Gewalt befanden, hinrichten ließ [32]). Wie sich die guelfische Partei von Vicenza an den Grafen von Sambonifazio und Azzo, den Markgrafen von Este, wandte, so sammelten sich nun die Ghibellinen der Mark um Ezzelino und unter ihnen, aus Ursachen, die schon früher angegeben wurden, auch des Markgrafen Oheim, Bonifazius von Este, mit seiner Mutter, der sich ganz zu den Anhängern der kaiserlichen Sache hielt, während Azzo sich wieder ganz an Papst Innocenz angeschlossen hatte. Aus Ferrara hatte er im März des J. 1211 abermals den Salinguerra und die Seinigen vertrieben [33]). — Gegen K. Otto erhoben sich indessen in und außerhalb Italiens drohende Gefahren, da der junge Friedrich (II.), Heinrich's VI. Sohn, von dem Papste mächtig unterstützt, mit der Krone Siciliens auch die Würde eines Königs der Teutschen und römischen Kaisers zu verbinden trachtete. Noch während Otto in Apulien verweilte, einigten sich in Teutschland alle Gegner Otto's in der Wahl des kaum 18jährigen Friedrich's, und sandten Boten an ihn, um ihn einzuladen, in das Land seiner Väter zu kommen und die Krone des Reiches in Empfang zu nehmen. Da Friedrich von dem Papste unterstützt wurde, hing ihm auch Azzo an, obgleich er ein Ghibelline war, und blieb ihm treu durch die ganze Dauer seines noch übrigen kurzen Lebens. Otto hingegen, so sehr er auch seinem Hause wohlgethan hatte, verließ er mit Undank, obgleich er ein Sprößling seiner eigenen Familie war. Wegen ihres Benehmens mochten eben auch viele andere italienische Große in Verlegenheit sein; denn der guelfische König Otto hatte, seitdem er nach Italien gekommen, ganz als Ghibelline gehandelt, und dagegen erschien Friedrich, der geborene Ghibelline, in einem ähnlichen abhängigen Verhältnisse zu dem Papste wie früher Otto. Dadurch hatten sich alle Verhältnisse umgekehrt, und sowol die Partei Friedrich's, als die Otto's war gemischt aus Bestandtheilen der ehemaligen ghibellinischen, wie der guelfischen Partei [34]). Dieses zeigte sich gleich, als K. Otto im Frühjahr 1212 seine Rückreise nach Teutschland angetreten, und vor seinem Austritte aus Italien noch im Januar desselben Jahres eine Versammlung der italienischen Stände nach Lodi berufen hatte. Dort erschienen neben dem Markgrafen Wilhelm von Montferrat und Diepholb von Spoleto auch Bonifaz von Este und Wilhelm Malaspina. Azzo hingegen erschien nicht und wurde von dem Kaiser, als er auch den ihm zu diesem Ende bewilligten Zeitpunkt seines gebotenen Eintreffens unbenutzt verstreichen ließ, mit dem Reichsbanne belegt [35]); zu dem Markgrafen hielt sich auch Verona, wo dieser überwiegenden Einfluß übte. — Als

25) Die Urkunde ist ausgefertigt zu Foligno den 5. Jan. 1210. Sie findet sich in *Murat.* Ant. Est. Vol. I. p. 392. 26) Leo a. a. O. S. 190. Sismondi a. a. O. S. 392. 27) Memoriale potest. Reg. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. VIII. p. 1081. 28) *Giulini* l. c. T. VII. p. 235. 29) Chron. Estense ap. *Murat.* T. XV. p. 302. Annales veteres Mutinenses l. c. p. 58. 30) Iste Rex in omnibus utebatur consilio Ezzelini et Salinguerrae, Dominum Marchionem et ejus amicos habebat in inimicos. Ebendaselbst S. 301. 31) Verci's Storia degli Ecelini. (Bassano 1779.) Vol. I. p. 358.

32) *Antonii Godi* Chron. l. c. p. 76. 33) Chron. Est. p. 302. 34) Leo a. a. O. S. 193. 35) *Gualvanei* Flammae Manipulus florum. Cap. CCXLIV. ap. *Murat.* T. XI. p. 664. Chron. fratris Francisci Pipini Bonon. Lib. II. Cap. XV. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. IX. p. 640. *Siccardi* Episc. chron. T. VII. p. 623.

Otto aus Apulien nach Oberitalien aufgebrochen war, benutzte Papst Innocenz diese Gelegenheit dazu, dasjenige wieder zu erlangen, was K. Otto der Kirche entrissen hatte; zu diesem Ende berief er den Markgrafen Azzo von Este nach Toscana, der auch mit dem Grafen Ricciardo von Sambonifacio und vielen anderen durch ihre kriegerische Tapferkeit ausgezeichneten Edlen Verona's und einer ansehnlichen Macht dem Papste zu Hilfe kam und der Kirche die ihr entzogenen Besitzungen wieder erobern half [36]). Doch auch seine eigenen Angelegenheiten vernachlässigte Azzo darüber nicht. Ferrara zu gewinnen lag ihm immer am meisten am Herzen. Mit Hilfe der ihm verbündeten Cremoneser, die den Po hinabschifften, und des Grafen von Sambonifazio mit ihren Freunden gewann er Ferrara wieder und vertrieb Salinguerra und den Podesta Hugo de Guarnasio, der zugleich des Kaisers Statthalter war (1211) [37]). In demselben Jahre übertrug ihm Ubaldus, Erzbischof von Ravenna, zu Ficarolo, jedoch mit einigem Vorbehalte, das Schloß von Argenta [38]). Als sich hierauf (1212) Friedrich endlich entschlossen hatte, Sicilien zu verlassen, und sich nach Teutschland zu begeben, da zog ihm auch Azzo entgegen und war auch einer derjenigen Großen, die, als Friedrich im Monate Mai in Genua angelangt war, ihn ihrer Anhänglichkeit versicherten und dadurch nicht wenig dazu beitrugen, seinen Muth zur weiteren Fortsetzung der Reise zu erhöhen, die nicht ohne Gefahr war, da der Graf von Savoyen und die piemontesischen Städte, da Mailand und der größte Theil der Lombardei es mit Otto hielten und ihm den Weg nach Teutschland versperrten [39]). Allen Nachstellungen Trotz bietend brach er am 15. Juli von Genua auf und erreichte unter ihrem Geleite über Montferrat und Asti glücklich Pavia. Hiermit waren aber die Gefahren noch nicht überstanden, schwieriger noch schien der Durchzug durch die östliche Lombardei, weil Friedrich, um von Pavia nach Cremona, der ersten ihm günstigen Stadt auf seinem weiteren Zuge, zu kommen, entweder das Gebiet von Piacenza oder Mailand zu betreten hatte, und diese beiden ihm feindlichen Städte alle Zugänge besetzt hielten; überdies hatten die Mailänder, sobald sie von seiner Ankunft Nachricht erhielten, alle Anstalten sofort getroffen, um ihn bei der Fortsetzung seiner Reise gefangen zu nehmen. Markgraf Azzo war zur Erleichterung des Unternehmens bis nach Cremona vorgerückt; er hatte eine Schar aufgebracht, die zu seiner sicheren Geleitung mit den Pavesanern zusammenstoßen sollte. Aber beide hielten sich nicht stark genug, die Truppen der Mailänder, die die Ufer des Lambro besetzt hielten, anzugreifen. Friedrich, dem jeder Aufenthalt verderblich werden konnte, glaubte Alles aufs Spiel setzen zu müssen, und so wagte er in einer Nacht, im Schutze dichter Finsterniß, den Übergang über den Strom und gelangte wohlgeborgen nach Cremona; aber kaum hatte er den Lambro überschritten, so erschienen die Mailänder am rechten Ufer, und es kam zwischen ihnen und der nach Pavia zurückkehrenden Begleitung Friedrich's zu einem heftigen Gefechte, in welchem mehr als 200 Pavesaner gefangen und die übrigen größtentheils niedergehauen wurden [40]). So großer und naher Gefahr entging der König durch sein Glück und wurde von dem Markgrafen Azzo über Cremona und Mantua nach Verona geführt, wo er in der Domkirche feierlich und mit Freude empfangen wurde. Von da an übernahm der Graf von Sambonifazio das Geleite. Nie vergaß Friedrich diesen ihm von Azzo geleisteten Dienst, noch nach Jahren gedachte er dankbar der Dienste, welche der Markgraf ihm in dieser schwierigsten Lage seines Lebens erwiesen hatte [41]). Indessen hatte Azzo mit Salinguerra seinen Frieden geschlossen und den Salinguerra wieder in Ferrara aufgenommen, noch vor seinem Tode eine Verbindung der sich für Friedrich entscheidenden italienischen Stände geschlossen, und von den Städten, außer den schon genannten, Pavia, Cremona und Verona, auch noch Brescia und Ferrara gewonnen; Mantua aber war der Beitritt vorbehalten worden [42]). Noch in demselben Jahre (1212) sammelte er ein Heer aus Verona, Mantua, Brescia, Reggio und Pavia, und zog gegen Vicenza aus. Nachdem er Lunigo genommen hatte, näherte er sich der Stadt Vicenza selbst, allein Ezzelino ließ sich mit ihm, trotz der überlegenen Anzahl seines Heeres, doch in ein Gefecht ein, und schlug ihn gänzlich bei Pontalto in der Nähe von Vicenza [43]). Azzo zog sich nach Verona zurück, erkrankte und starb bald darauf am 18. Nov. Er wurde in der von seinen Vorfahren reich dotirten Abtei Vangadizza im Orte Abbazzia,

36) *Ricciardi* Com. S. Bonif. Vita l. c. p. 124. 37) Chron. Cremonense ap. *Murat.* l. c. T. VII. p. 639. *Ricciardi* Com. S. Bonif. Vita l. c. p 123. Chronica di Bologna ap. *Murat.* T. XVIII. p. 250. 38) Die Urkunde wurde ausgestellt VIII. exeunte Mense Martis Indictione XV. ap. *Murat.* Ant. Ital. T. IV. p. 227. 39) Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit, von Friedrich v. Raumer. (Leipzig 1824.) 3. Bd. S. 177. Luden a. a. O. 12. Bd. S. 280 fg. Romae susceptum Genuenses cum triremibus suis Kalendis Maji Genuam devexerunt, ubi a Marchionibus Atestino et Montis ferrati et Ricciardo S. Bonifacio exceptus. Papiam Idibus Julii, inde Cremonam, mox Mantuam, deinde Veronam perductus est. *Ricciardi* Com. S. Bonif. vita l. c. p. 124. Chron. Estense l. c. p. 301. Fridericus primo die Maji Januam intravit, ubi Azo Marchio Estensis et Petrus Traversarius, Comes Sancti Bonifacii et Marchio Montis ferrati ad ipsum accedentes, per Montem ferratum Ast, deinde Papiam perduxerunt. *Gualv.* Flammae Manipulus florum. Cap. CCXLIV. ap. *Murat.* Tom. XI. p. 664.

40) *Murat.* T. XI. p. 664. *Sicardi* Episcopi Cremon. Chronicon ap. *Murat.* T. VII. p. 623. Annales Genuenses ejusque Continuator. Lib. IV. ap. *Murat.* T. VI. p. 403. Chron. Veron. T. VIII. p. 623; doch setzt er irrigerweise die Ankunft K. Friedrich's in Verona in das J. 1213. *Rolandini* Lib. I. l. c. p. 179. Mon. Pat. Chron. l. c. p. 668. 41) In einem Briefe vom J. 1238 an Ezzelino sagt er von ihm, sich über Azzo VII. beklagend: quoniam recordamur, quod Azo Estensis Marchio, de nostris fidelibus unus pater Marchionis praesentis, fideliter nobis adstitit quondam tam in belli tempore, quam in pacis; nec unquam defuit nostrae Imperatoriae Majestati, und weiterhin wieder: nemo fuit nostrorum principum vel Baronum, qui plus lateri nostro assisteret, quam idem Marchio, quem nostrum quasi patronum habuimus ab ipsis incunabulis et praecipuum defensorem (Data Cremonae XII Kalend. Januarii). *Rolandini* l. c. Lib. VI. c. VIII. p. 224. 42) s. bei *Murat.* Ant. Est. Vol. I. p. 400. Diese Verbindung wurde am 25. Aug. geschlossen. 43) Fam. cel. ital. l. c. *Murat.* Ann. d'Italia. T. VII. p. 144.

welcher in der Diöcese von Adria lag[44]), begraben. Noch in demselben Jahre, wenige Tage nach ihm, verschied auch sein treuer Lebensgefährte und Verbündete Ludwig, Graf von Sambonifazio, und Alberto de Baone, ein edler Bürger von Padua, der in der ganzen trevisanischen Mark bekannt und geschätzt war[45]). Azzo hatte seine Familie zu großem Einflusse und Glanze gebracht, ihr die Markgrafschaft Ancona erworben, die Herrschaft in Ferrara verschafft, Einfluß in Mantua und Verona gewonnen, und durch alles dieses den Namen der Markgrafen von Este zu einem der glänzendsten im oberen Italien erhoben. Die Zahl seiner Vasallen muß groß gewesen sein, da er zu Rodigio einen eigenen Lehenhof (Curiam Vasallorum) unterhielt[46]). Gegen die Kirche war er sein ganzes Leben hindurch sehr freigebig. Noch in seinen letzten Jahren machte er Vergabungen an sie, so z. B. im J. 1204 zu Dolione d'Este eine Schenkung an das Kloster der heiligen Maria ad Carceres, welches seine Vorfahren gegründet und immer auch bedacht hatten[47]).

Nach Azzo's Tode schienen die Angelegenheiten seiner Familie eine minder günstige Wendung nehmen zu wollen. Die Mark Ancona vor Allem schien wieder dem Papste zufallen zu müssen, denn sein ältester Sohn, **Aldobrandino**, starb gleichfalls in der Blüthe seiner Jahre, und zwar schon 1215, und der zweite Sohn, **Azzo VII. Novello**, war noch minderjährig, und schien auch später kaum im Stande, sich im Besitze des väterlichen Erbes zu erhalten.

Azzo hatte folgende Kinder: a) **Aldobrandino**; war der Erbe des Vaters in Ferrara, zwar nicht mit dem Titel eines Herrn, der er in der That wirklich war, sondern nur in der Würde eines Podesta[48]). Obgleich noch sehr jung und ohne jene Erfahrung, ohne jenen Ruf, welcher die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen und bleibend zu fesseln vermag, vertrauten doch viele Städte seiner Abstammung, und erwählten ihn, in der Hoffnung, er werde gleich seinem Vater die Hauptstütze und ein geschickter Führer ihrer Partei sein, zu ihrem Podesta; so that es Verona im J. 1213, und dem Beispiele dieser Stadt folgte noch in dem nämlichen Jahre auch Mantua[49]). Diese Städte folgten der kirchlichen Partei und erwarteten von ihm Schutz gegen die Ghibellinen, zu deren Grundsätzen und zu Otto's Anhang sich noch immer viele Große und Städte Oberitaliens hielten, und sie sahen sich in ihrer Erwartung nicht getäuscht; denn Aldobrandino war ein großsinniger, hochherziger Fürst, der keine Gefahr scheute für die Ehre seines Hauses und für die Macht der Kirche[50]). Gleich seinem Vater scheute er kein Opfer in Vertheidigung der Rechte des heiligen Stuhls. Um mit Nachdruck auf der Bahn, die sein Vater betreten, vorschreiten zu können, borgte er von den Florentinern Geld und gab ihnen, außer seinem ganzen väterlichen Erbe, seinen Bruder Azzo zur Geisel, der noch ein Kind war, und den er den Armen der weinenden Mutter entreißen mußte, um sich so leichter die Mittel zu verschaffen, die Feinde des Papstes Innocenz III. und in der Mark Ancona zu bekämpfen, was ihm auch vollkommen gelang[51]). Seine Lage war jetzt um so schwieriger, als ihn dabei nicht die Einigkeit seiner Familie unterstützte, und er überdies auch noch in der Mark Verona mit der nach Unterjochung des Adels strebenden Stadt Padua zu kämpfen hatte. Sein Großoheim Bonifazio stand noch immer seiner Familie gegenüber auf der Seite Ezzelino's und der Ghibellinen[52]). Mit ihm suchte er sich daher vor Allem zu versöhnen, er verglich sich mit ihm, und Bonifacius wurde in den Besitz aller Güter seines Vaters eingesetzt, nachdem er darnach lange vergebens gestrebt hatte[53]). Auch in Ferrara wurde der Friede wieder hergestellt. Salinguerra wollte nach Azzo's Tode diese Stadt bezwingen. Aldobrandino, verbündet mit Parma, Modena und Mantua, zog ihnen mit ihren Schlachthaufen und mit den Ferraresern bei Castello del Ponte Duoso entgegen[54]); allein es kam zu einer Übereinkunft noch in demselben Jahre, der zufolge die beiden Gegner die Regierung der Stadt theilten und den Podesta gemeinschaftlich ernennen wollten[55]). Um dieselbe Zeit war Aldobrandino mit der seinen Besitzungen benachbarten Stadt, der er sich nicht einbürgern und unterwerfen wollte, in Fehde gerathen. Die Veranlassung dazu war folgende: Da die ganze Landschaft Scodesia unter der Gerichtsbarkeit der Stadt Padua stand, so ereignete es sich, daß des Markgrafen Leute Getreideladungen, die nach Padua bestimmt waren, zurückbehielten und in Este einlagerten. Der Markgraf, von dem Padua die Herausgabe durch ihren Podesta brieflich und vermittels Abgesandter dringend verlangt hatte, verweigerte sie[56]). Darob erzürnten die Paduaner, schickten ein Heer gegen ihn aus und belagerten den Ort und das Schloß von Este; auch riefen sie Ezzelino den Mönch, der noch Podesta von Vicenza war, zu Hilfe. Ezzelin's Sohn, der ebenfalls Ezzelin hieß, bedrängte hierauf Aldobrandino in seinem Schlosse zu Este auf das Härteste; durch seine Maschinen ließ er die schwersten Steine gegen das Schloß und den Palast des Herzogs, bei Tage und zur Nachtzeit, fast ohne Unterbrechung, werfen, sodaß bald Alles zertrümmert und verwüstet war. Als nun der Markgraf sah, daß er ferner noch zu widerstehen nicht mehr im Stande

44) *Ricob. Ferrar.* Hist. imp. ap. *Murat.* T. IX. p. 126. *Ricob. Ferr.* Compil. p. 246 setzt ihn auf das J. 1211. Chron. di Bologna. T. XVIII. p. 250. Chron. Est. l. c. p. 302. Mon. Pat. Chron. l. c. p. 668. 45) *Ricciardi* Com. S. Bon. Vita p. 124. *Rolandini* Lib. I. l. c. p. 179. 46) s. bei *Murat.* Ant. Ital. T. I. p. 606 sq. 47) Ebendaselbst S. 605. 48) *Ricciardi* Com. S. Bonif. vita l. c. p. 124. 49) Chron. Veron. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. VIII. p. 623. 50) Monachi Pat. Chron. T. VIII. p. 669. 51) Monachi Pat. Chron. T. VIII. p. 722. 52) *Parisii Ceretae* Chron. Veron. l. c. 53) *Ger. Maur.* Hist. l. c. p. 24. 54) Chron. di Bologna ap. *Murat.* T. XVIII. p. 251. 55) Die bologneser Chronik a. a. O. setzt den Friedensschluß in das J. 1214. Das Chron. Est. l. c. p. 302 hingegen ad Pontem Ducis in das J. 1213. *Murat.* Ant. Est. Vol. I. p. 416. *Verci* l. c. p. 367. 56) *Rolandini Pat.* de Factis in Marchia Tarvisina. Lib. I. Cap. XII. ap. *Murat.* T. VIII. p. 179. *Gerardi Maur.* Hist. l. c. p. 23. Chron. Est. l. c. p. 302.

sei, da gab er nach und schloß einen Übergabsvertrag mit den Städtern. Das Schloß Este mußte er der Stadt Padua übergeben und derselben für sich den Bürgereid schwören. Unter paduanischer Staatshoheit ward ihm die Ortschaft, welche bei dem Schlosse Este lag, gelassen, und in diesem Verhältnisse verblieb es bis zum Jahre 1220 [57]). Während Ezzelino der Mönch so in diesen Gegenden wieder über alle Gegner emporzuragen schien, die Montecchis wieder nach Verona zurückkehrten [58]), und auch in Vicenza die Vertriebenen zurückgeführt waren, während durch dieses und durch die Versöhnung der beiden Markgrafen, sowie durch den Frieden derselben mit Salinguerra in der veronesischen Mark nach langer Zeit wieder einmal ein allgemeiner Friede zu herrschen, und Alles nur auf die Feier von ritterlichen Festen gewendet schien, wollte es dem Markgrafen in der Mark Ancona nicht gelingen, dem Lande die gleiche Wohlfahrt zu verschaffen. Die seinem Vater von dem Papste verliehene und von dem Kaiser bestätigte Mark Ancona umfaßte damals Ascoli, Fermo, Camerino, Osimo, Ancona, Umana, Jesi, Sinigaglia, Pesaro, Fossombrone, Cagli und Sassoferrato [59]). Ungeachtet der Papst auch Aldobrandino mit der Mark, ebenso wie seinen Vater, belehnt hatte, wollten ihn doch Ancona, Jesi, Osimo und Sinigaglia durchaus nicht anerkennen, so viele Mühe sich auch der Papst gab, ihm die Neigung des Volkes zu gewinnen. Er richtete ein eigenes Sendschreiben aus Rom an das Volk des Herzogthums Spoleto, worin er es versuchte, dem Markgrafen von Este, welcher auf seinen Befehl die Mark Ancona wieder unter die Herrschaft des heiligen Stuhls zurückzubringen bemüht sei, ihm nach Kräften dazu behilflich zu sein [60]). Zu gleicher Zeit (1214) sandte er auch dergleichen Mahnbriefe an den Podesta und an das Volk von Ancona, es auffodernd, dem Markgrafen zu gehorchen, und eben dergleichen Schreiben entsandte er auch an die verschiedenen Völkerschaften der Mark [61]). Von Viterbo aus ermahnte er das Volk der Stadt Ascoli, dem Markgrafen doch fernerhin den Gehorsam nicht zu verweigern [62]). Er begnügte sich aber auch damit noch nicht, sondern rief auch die Geistlichkeit auf, ihm bei der Wiedereroberung jener Mark nach ihren Kräften möglichst behilflich zu sein [63]). Alle diese Ermahnungen fruchteten wenig, ebenso wenig auch die gegen einzelne Ortschaften bewiesene Güte [64]). Er mußte auch im folgenden Jahre noch mit den Städten kämpfen, die weder ihn, noch Friedrich anerkannt, und den Grafen von Celano zu ihrer Hilfe herbeigerufen hatten. Dem Markgrafen blieb nichts Anderes übrig, als alle seine Kräfte aufzubieten, um so den Widerstand der Städte zu besiegen. Zu diesem Ende verfügte er sich nach Padua, wo er höchst ehrenvoll aufgenommen wurde, da Alle ihn sehr liebten. Dort versammelte er im Palaste, der früher dem Alberto de Baone gehört hatte, seine Freunde in Padua und von weiter her, um mit ihnen wegen der Angelegenheiten in der anconitanischen Mark Rath zu pflegen. Nachher brach er mit großer Macht dahin auf. Zu seinen größten Widersachern dort gehörte die Familie der Grafen von Celano, die von jeher ghibellinisch war [65]). Nach manchem einzelnen Erfolge gelang es ihm endlich, über diesen obzusiegen [66]); doch da ereilte ihn der Tod in der Blüthe jugendlichen Alters (1215), noch ehe er die Früchte seiner Siege seiner Familie gesichert hatte [67]), und zwar, wie von Einigen berichtet wird, starb er an Vergiftung [68]). Aldobrandino war der erste aus seiner Familie, der sich genöthigt gesehen, dem Zeitgeiste und dem Verlangen der Städte nach Einbürgerung des Adels ihrer Nachbarschaft nachzugeben. Die Adeligen, unterstehend allein als dessen Lehensträger dem Kaiser, lebten bisher auf ihren Gütern als Fürsten, da sie dort mächtig und unbeschränkt waren. Die Städte, welche bei Gelegenheit des Friedens von Constanz das Joch des Kaisers abgeschüttelt hatten, bezeugten nunmehr, daß die Lehensgüter des Adels schon von alten Zeiten zur Gerichtsbarkeit ihres Gebietes gehören. Sie gaben daher das Gesetz, welches die Lehensträger zu den städtischen Gebräuchen, Gesetzen und zur Einbürgerung verpflichtete, daher von ihnen den Wohnsitz in der Stadt und die Übernahme der städtischen Lasten verlangte. Eine gleiche Zumuthung machten die Paduaner auch den Estensern, und nöthigten Aldobrandino auch wirklich nach der unglücklichen Expedition gegen Este sich diesem Ansinnen zu fügen; doch entging er noch glücklich der Verpflichtung, seinen Wohnsitz in Padua zu nehmen; da eben um dieselbe Zeit Papst Innocenz III. ihm die Markgrafschaft Ancona übertragen hatte. Bei seinem am 10. Oct. 1215 erfolgten Tode hinterließ er: aa) ein Töchterlein, Namens Beatrix, deren Schicksal anfänglich glänzend, später aber nicht das freundlichste war. Der greise König Andreas II. von Ungarn, den sie den Hierosolymitaner nennen, begehrte sie zu seiner dritten Gemahlin, was seine Söhne Bela und Coloman nur bedauerten und höchst ungern sahen. Azzo, ihr Oheim, durch den Glanz einer Krone, und sie selbst durch die Aussicht auf den Thron verblendet, gaben ihre Einwilligung. Azzo stattete sie ihrer künftigen Bestimmung würdig aus [69]), und es erfolgte die Vermählung im J. 1234 [70]) in Ungarn, wohin sie viele

57) Mon. Pat. Chron. Lib. I. ap. *Murat.* T. VIII. p. 668. 58) *Paris. Ceretae* Chron. Veron. l. c. 59) *Bossi* l. c. Vol. XV. p. 70. 60) Nonas Maji, Pontificatus anno septimo s. bei *Murat.* Ant. Ital. med. aev. T. I. p. 322 et 328. 61) Nonas Maji und X Kal. Junii l. c. p. 329. 62) III Idus Septembris pontificatus Anno septimo l. c. p. 329. 63) X Kal. Junii. Ebendaselbst S. 327. 64) So schenkte er als Markgraf von Este und Ancona, in territorio Auximi (Osimo), dem Volke der Stadt Fano, mit wenigen Ausnahmen, die meisten Regalien. Die Urkunde, ausgefertigt XVI. die exeuntis Maj. Indictione secunda, findet sich bei *Murat.* Ant. Ital. T. I. p. 331.

65) *Rolandini* Lib. I. Cap. XV. ap. *Murat.* T. VIII. p. 182. 66) Ebendaselbst. Mon. Pat. Chron. l. c. p. 669. Chron. Est. l. c. p. 303. 67) *Murat.* Ant. Est. Vol. I. p. 419. Mon. Pat. l. c. 68) *Ricciardi* Com. S. Bonifacii Vita l. c. *Rolandini* Lib. I. Cap. XV. ap. *Murat.* T. VIII. p. 183. 69) Chron. Est. l. c. T. XV. p. 306. 70) s. die Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen. Erzählt von Dr. J. A. Feßler. (Leipzig 1815.) 2. Bd. S. 476. Italienische Schriftsteller setzen die Hochzeit irrig in das Jahr 1235. *Rolandini* l. c. p. 206. Mon. Pat. Chron. l. c. p. 675. Chron. Est. l. c. p. 306.

Barone und Edelleute aus der Mark Treviso und andern Gegenden und der Bischof von Mantua geleiteten [71]). Der König starb einige Monate nach der Vermählung, noch in demselben Jahre in der Mitte des Novembers. Nach einigen Monaten erklärte sich Beatrix in Versammlung der Magnaten und Bischöfe gesegneten Leibes, zugleich Entlassung in ihre Heimath verlangend, da sie sich in der Nähe des ihr feindlichen Königs und seines Hofes nicht sicher wähnte. Dieses ward ihr verweigert, und Bela ließ sie sorgfältiger bewachen [72]). Bald darauf erschienen Abgeordnete von dem Kaiser, welche Bezahlung des seit 47 Jahren rückständigen Tributes an das teutsche Reich, ohne allen Rechtsgrund, darum schwerlich im Ernste, foderten. Die wahre Absicht der Gesandtschaft enthüllte sich bald durch die Flucht der Königinwitwe Beatrix in männlicher Kleidung mit des Kaisers Gesandten, wodurch sie in unzeitiger Furcht vor dem Könige, ihrem Stiefsohne, ihr Witthum und ihres Kindes Verpflegung verwirkte [73]). Sie gebar bei ihrem Oheime einen Sohn, den sie Stephan nannte, welcher in der Folge sich der Markgrafschaft Este bemächtigen wollte, aber von seinem Oheime verjagt wurde. Dann fand er eine Weile Schutz und Unterhalt bei seiner Halbschwester Jolantha in Aragonien; von dort zog er wieder nach Italien, wo er sich mit der Enkelin Paul's Traversario, eines Edlen aus Ravenna, vermählte, die ihm einen Sohn gebar, der aber lange vor dem Vater starb. Ravenna's Bürger wählten ihn zu ihrem Podesta, aber sie vertrieben ihn auch bald wieder [74]). Nach dem Tode seiner ersten Gattin fand er Glück und Segen in Venedig, wo ihm Albert Morosini, ein angesehener venetianischer Patricier, seine Tochter Tommasina zur Gemahlin gab [75]); mit ihr erzeugte er einen Sohn, Namens Andreas, der im J. 1286 von seinem Verwandten, Ladislaus IV., mit dem Beinamen der Kumanier, der damals König von Ungarn war, in das Land seiner Väter berufen wurde, und im J. 1290 als der letzte König der Ungarn aus Arpád's männlichem Stamme den Thron bestieg, von dem er am 14. Jan. 1301 in die Gruft hinabstieg [76]). Beatrix, seine Großmutter, verließ nach ihrer Wiederkehr Italien nicht wieder, sondern lebte dort durch die Anweisungen, welche ihr Papst Innocenz IV. auf 35 und mehr Klöster verliehen hatte. Sie zog sich später in die Mitte der Nonnen des Klosters von Gemmola zurück, das ihre Tante gestiftet hatte, nahm den heiligen Schleier und starb im J. 1245, nachdem sie die größten Beweise einer tugendhaften Ergebenheit in ihren niedrigen Stand gegeben. Die Bollandisten sprechen von ihr mit großen Lobeserhebungen. — Aldobrandino soll bb) auch einen Sohn, Bonifaz, und cc) eine zweite Tochter, Alessina, gehabt haben [77]).

b) Azzo VII. Novello, dessen Nachkommen den Stamm der Estenser fortpflanzten; c) Constanze, welche wahrscheinlich noch als kleines Kind im J. 1215 starb, und d) Beatrix, welche anfänglich inmitten des Glanzes und der Vergnügungen der Welt lebte und bei ihrer großen Schönheit einen weiten Kreis von Freunden um sich sammelte. Durch die Ermahnungen des Seligno Giordano Forzate, des Priors von St. Benedetto in Padua, und Albert's, Priors des Klosters des heiligen Johannes di Montericco zu Montselice, wurde sie plötzlich eines andern Sinnes, und faßte den Entschluß, den Freuden der Welt zu entsagen und eine Braut des Himmels zu werden. Weder die Bitten des Bruders, noch die Vorstellungen ihrer Verwandten, noch auch die Verzweiflung derjenigen, welche sich um ihre Hand beworben hatten, konnten sie von diesem Beschlusse abbringen. Im J. 1220 zog sie sich in das Kloster der Benedictinerinnen der heiligen Margaretha auf dem Berge Salarola bei Este zurück. Im folgenden Jahre begab sie sich mit einigen edlen Jungfrauen von gleicher Gesinnung und einigen ihrem Beispiele folgenden Nonnen auf den Berg Gemmola, wo ein dem heiligen Johann dem Täufer geweihtes Oratorium war, das damals verlassen stand. Hier stiftete sie im J. 1222 das Kloster des heiligen Johannes des Täufers, di Monte Gemmola, das nach der Meinung Einiger sowol für Mönche, als auch für Nonnen gegründet worden war. Das Kloster nahm die Ordensregel des heiligen Benedict an. Hier lebte sie im Rufe der größten Frömmigkeit, und starb, allgemein geehrt, im J. 1226 am 10. Mai, und wurde unter dem Titel einer Seligen verehrt. In einem Capitulare vom J. 1230 findet sich, daß 43 Nonnen zusammentraten, um sie zu verehren. Papst Innocenz IV. bestätigte im J. 1247 dem Kloster seine gegenwärtigen und alle künftigen Güter, erklärte sie für unverletzbar, befreite es von allen Zehnten und andern Abgaben, und verlieh ihm das Privilegium, daß es bei verschlossenen Thüren auch zur Zeit eines Interdictes den Gottesdienst feiern dürfe, wenn nur die Mönche nicht die veranlassende Ursache des Interdictes gewesen. Dieses Kloster wurde von der Familie Este, welche lange Zeit darüber das Patronat hatte, sehr bereichert. Im J. 1578 wurden die Nonnen, bei Gelegenheit der Ausführung einiger von der trienter Kirchenversammlung beschlossenen Disciplinarvorschriften, zur größeren Sicherheit ihrer selbst, aus dieser einsamen Wild-

71) *Rolandini* l. c. Die Ehepacten stehen in den Annales rerum Hungariae etc. Opera et studio *Georgii Pray*. (Vindobonae 1764.) Pars I. p. 242. Die Vermählung geschah zu Stuhlweißenburg. Actum est hoc apud Albam civitatem in Ecclesia Beatae Mariae Virginis. Millesimo ducentesimo trigesimo quarto. Indictione VII. Die Dominico quarto decimo. Von den italienischen Herren erscheinen als Zeugen in der Urkunde: Comes Maginhardus de Aquilucia, Comes Martinus de Sancto Martino, Comes Schenele de Tarvisio, Dominus Matthaeus de Corrigia, Dominus Castellanus de Gaffaris, Dominus Willelmus Vice-Dominus, Dominus Bonaventurinus de Archelardis, Dominus Arnaldus de Saviola, Milites Mantuani, Dominus Occatus de Padua, Dominus Raymondus de Tarvisio et alii testes quam plures, l. c. 72) s. Chron. Est. T. XV. p. 306. 73) *Riccobaldi Ferrar.* Hist. Imp. l. c. p. 128. *Andreae Dandoli* Chron. Lib. X. Cap. V. Pars XV. ap. *Murat.* Rer. ital. scr. T. XII. p. 349 und Pars XVII. p. 349. 74) Feßler a. a. O. S. 481 fg. 75) *Gualvanei* Fiammae Manip. Florum. Cap. CCXL. ap. *Murat.* T. XI. p. 662 und Cap. CCLXVIII. p. 672. 76) Feßler a. a. O. S. 686. 696 — 735.

77) Fam. cel. ital. l. c.

niß nach Padua, und zwar nach S. Sofia, übersiedelt. Im J. 1810 wurde endlich auch dieses Kloster aufgehoben. Ein Loblied zu Ehren Beatricen's, verfaßt von dem provençalischen Dichter Ramberto Geremei, ist auf unsere Tage gekommen [78]).

Azzo VII. Novello. Nach Azzo's VI., seines Vaters, Tode war, außer seinem ebenfalls noch jugendlichen Bruder Aldobrandin, Azzo VII. fast noch ein Kind, der einzige männliche Sprosse dieser Linie [79]). Um dem Bruder die Mittel zu verschaffen, die ihm von dem Papste verliehene Mark Ancona zu unterwerfen, mußte Azzo, losgerissen von der weinenden Mutter, nach Toscana wandern und dort gleichsam das Unterpfand sein der Erfüllung des eingegangenen Darlehensgeschäftes [80]). Als sein Bruder Aldobrandino mit Tode abging, war Azzo noch minderjährig, und seine Vormünder, Albert de Baone und Tiso da Camposampiero, beides entschiedene Feinde Ezzelino's, konnten ihn nur bei seinen Rechten erhalten, nicht aber seines Hauses Plane fortsetzen [81]). Im mittlern Italien trat eine Zeit lang der kluge Salinguerra hervor, der, nachdem er in Ferrara gleiche Stellung mit Aldobrandino von Este eingenommen hatte, durch die Gunst der Verhältnisse nunmehr sich über die Feinde seines Hauses, die Markgrafen von Este, erhob. Aldobrandino hatte seinem kleinen Bruder Azzo eine unsichere, mit Schulden belastete, von Gefahren umringte Herrschaft hinterlassen, der seine Kraft durchaus nicht gewachsen schien. Unter solchen Umständen sah Innocenz bald ein, daß er die Erhaltung der kirchlichen Gerechtsame nicht ausschließlich dem Hause Este anvertrauen könne, sondern mehre Häupter zur Mitwirkung für seine Zwecke gewinnen müsse. Seine Blicke fielen auf Salinguerra, der, obgleich Ghibelline, doch die Gunst des Papstes zu gewinnen wußte, sodaß dieser ihn, den er als einen klugen Mann, voll Ausdauer und Thatkraft, kannte, im September des Jahres 1215 mit Medicina, Argelata und einer großen Zahl sogenannter Mathildischer Orte und Güter, welche in den Bisthümern Modena, Reggio, Parma, Bologna, Ferrara und Imola zerstreut lagen, belehnte; dafür versprach Salinguerra: er wolle die römische Kirche auf alle Weise vertheidigen, jene Güter von keinem Andern jemals zu Lehen nehmen, jährlich 400 Mark Silbers zahlen, päpstliche Gesandte ehrfurchtsvoll empfangen, und dem Papste eine, für die verschiedenen Landesabtheilungen Italiens verschieden bestimmte, Zahl von Hilfsvölkern stellen. Obgleich Papst Honorius, der Nachfolger Innocenz' III., am 17. April 1217 diese Belehnung bestätigt hatte, trug sie doch dem Salinguerra nicht die erwarteten Früchte, denn die Städte, die sich, wie Modena und andere, durch das Benehmen des Papstes beeinträchtigt glaubten, feindeten ihn deshalb mächtig an, und insbesondere war Bologna selbst durch den Bann nicht dahin zu bringen, Medicina und Argelata zu räumen [82]). Außer dieser mehrjährigen Feindschaft Salinguerra's zu den Städten wurde gewiß auch die Anhänglichkeit der Estenser an den heiligen Stuhl durch diese Begünstigung dieses ihres größten Feindes geschwächt, die sich vielleicht eben nur dieserwegen durch mehre Jahre dem Kaiser mehr näherten, als sie ohne diese Begünstigung sich ihm genähert hätten. Azzo näherte sich bereits der Vollbürtigkeit. Aus dieser Zeit (1216) stammt eine Übereinkunft zwischen dem Abte des Klosters der heiligen Jungfrau Maria zu Vangadizza, Sansonus, und der Witwe Azzo's VI., die im Namen und für ihren Sohn Azzo 100 Mansos von dem Kloster in Erbzins übernahm [83]). Im darauf folgenden Jahre fand die neue päpstliche Belehnung des bereits wehrfähig gewordenen Markgrafen Azzo mit der Markgrafschaft Ancona durch Papst Honorius, die zwar in der Mark Ancona einen geringeren Widerspruch, als jene Salinguerra's, fand, aber dennoch nie die allgemeine Billigung erhielt, da einige Städte fortwährend dem Papste und dessen Markgrafen aus dem Hause Este entgegen blieben [84]). Azzo, obgleich noch jung an Jahren, war doch bereits an Klugheit und edler Denkungsart seinem Alter schon weit vorgeeilt. Mit seiner Mutter hatte er meist zu Rovigo gewohnt, jetzt nahm er meist zu Ferrara seinen Wohnsitz, wo er der Vasallen und Freunde viele hatte, und wo er auch der Mark Ancona und dem Schauplatze seiner künftigen Thaten in den Marken Verona und Treviso gleich nahe war. Die Stadt war noch immer in zwei große Parteien getheilt, denn auch Salinguerra hatte einen großen Anhang und viele ihm ergebene Freunde. Da nun die Ferrareser in jedem Augenblicke den Wiederausbruch der frühern Feindschaften befürchteten, so schlossen sie ein Freundschaftsbündniß mit Mantua, in dem sich die Letzteren verpflichteten, daß es, wenn zwischen jenen Parteien der Kampf wieder ausbrechen sollte, sich beeilen wolle, den Frieden zwischen ihnen wieder so schnell als möglich herzustellen [85]). Die Gelegenheit dazu blieb nicht lange aus. Salinguerra's Anhang und Einfluß in Ferrara hatten sich in der Zeit, als Aldobrandino in Ancona beschäftigt und Azzo noch minderjährig war, und als dieser die Jahre der Mannbarkeit erreicht hatte, da mochte vielleicht des Kaisers Anwesenheit den Ausbruch ihrer Feindschaft noch verhindert haben. Als Kaiser Friedrich II. im J. 1220 nach Italien kam, stand Azzo mit ihm in der freundlichsten Verbindung; er erhielt von dem Kaiser von Neuem die im J. 1213 an Padua eingebüßte Exemtion aller Güter, die ehemals dem Markgrafen Azzo von Este gehört hatten, bei welcher Gelegenheit namentlich den Paduanern alle Einmischung ihrer Hoheitsrechte vom Kaiser untersagt wurde [86]), erlangte von ihm auch die Bestätigung aller sei-

78) Fam. cel. ital. l. c. Monachi Patav. Chron. l. c. p. 720 sq. 79) *Rolandini* p. 179. 80) Mon. Pat. Chron. p. 722. 81) D. G. Leo, Gesch. der ital. Staaten II, 200. 82) Ebendaselbst. v. Raumer a. a. O. III, 339.

83) Sansonus, Abbas Monasterii S. Mariae de Vangadizia — concedit in perpetuam emphyteusim centum Mansos ad libellum perpetualem — Dominae Alisrice et nomine filii sui Azolini Novelli Marchionis Estensis — Indictione IV. die XIV. introeunte Martio. — Rhodigii in domo Marchionis. s. bei *Murat.* Ant. Ital. T. III. p. 161. 84) Leo S. 208. v. Raumer S. 240. 85) *Murat.* Ant. Ital. T. IV. p. 717. 86) *Murat.* Ant. Est. Vol. I. p. 415.

ner weitläufigen Besitzungen[87]), und nannte sich in Urkunden sogar Statthalter von Apulien. Unter diesen Besitzungen war Ancona zwar genannt, doch erstreckte sich, wegen der vom Kaiser mit der Kirche eingegangenen Verträge, hierauf keineswegs die Belehnung. — Markgraf Azzo war im Lager von St. Leone gegenwärtig, als Kaiser Friedrich, um dem Papste Honorius zu entsprechen, welcher die Rückstellung der Mathildinischen Güter, die sich nunmehr in den Händen der ehemaligen Voigte befanden, die Söhne des Grafen Albert de Casaloduno und Neresio in die Acht erklärte, weil sie das zu jenen Gütern gehörige Schloß Gonzaga, worauf die Päpste ebenfalls Ansprüche machten, besetzt hielten und nicht herausgeben wollten[88]). — Während sich Ezzelino, der Mönch, in die klösterliche Einsamkeit zurückzog und in den Marken Verona und Treviso einer Fehde nach der andern, wenngleich nur immer auf kurze Zeit, ein Ende gemacht wurde, waren in Ferrara im J. 1222 zwischen Azzo und Salinguerra die oft erneuten Fehden beider Familien wieder ausgebrochen. Die Freunde und Anhänger des Markgrafen wollten Salinguerra's hohe Stellung in der Stadt nicht ertragen, und nicht dulden, daß die höchsten Ämter mit Leuten seiner Partei besetzt seien, und zwangen ihn und seine Partei endlich mit Gewalt, die Stadt zu räumen, bei welcher Gelegenheit dem Salinguerra sein schöner Palast, den er in der Stadt hatte, abgebrannt wurde[89]). Geschickte Unterhändler müssen rasch eingetreten sein, denn nach wenigen Tagen kehrte die Partei des Salinguerra wieder in die Stadt zurück, und zwar in Folge eines mit den Estensern abgeschlossenen Vertrags, der aber bald wieder gebrochen wurde, und dabei Azzo genöthigt, mit den Seinigen die Stadt zu räumen. Viele Ferrareser wurden bei dieser Gelegenheit aus ihrem Vaterlande verbannt und ihrer Güter beraubt. Um diese Schmach zu rächen, berief er seine Freunde und Anhänger aus Ferrara, die Lehensträger seiner Familie und die Genossen seiner Partei aus allen Theilen des oberen Italiens zusammen und lagerte sich vor Ferrara, worüber Salinguerra in einige Besorgniß gerieth, weil er im Innern der Stadt Verrath fürchtete; er lud daher den Markgrafen ein, unter sicherem Geleite mit 100 Reitern in die Stadt zu kommen, um mit ihm zu unterhandeln; da geschah es, daß einige Reiter in den Häusern, wo sie im Quartier lagen, Ungebührliches begingen, andere wieder an Lebensmitteln für sich und ihre Pferde Übermäßiges foderten, darüber entstand Streit; die Anhänger Salinguerra's griffen deshalb zu den Waffen und fielen über die Markgräfler her, die sie zum Theil tödteten, zum Theil ihrer Waffen beraubten. Der Markgraf selbst entkam nur mit Wenigen, seine übrigen Begleiter, und unter diesen Tisolino von Campo Sampiero, der Sohn jenes Gerhard's, der die Romanos in der Gattin Ezzelino's, des Mönchs, tödtlich beleidigt hatte, blieben meist todt auf dem Kampfplatze[90]). Über den Tod dieses Mannes waren sowol Azzo, als auch sein Freund Rizzardo a San Bonifazio sehr betrübt. Um ihn und die bei jenem Verrathe gefallenen Freunde und Anhänger zu rächen, bot er abermals ein Heer auf aus seinen Freunden und Anhängern von Verona, Padua, Mantua und vielen anderen Orten, und belagerte abermals Ferrara, der sich dort bis zu diesem Jahre (1224) gehalten, ungeachtet alle Guelfen der Mark Verona sich zu seinem Untergange verschworen hatten. Unter denjenigen, welche die Stadt berannten, war auch der Graf von Sambonifazio, Rizzardo; diesen bewog er, mit einem kleinen Geleite in die Stadt zu kommen, um mit ihm für Azzo zu unterhandeln. Die Veroneser, welche mit ihm in die Stadt gekommen waren, erlaubten sich Freiheiten gegen ehrbare Matronen, worüber die Bürger, als sie dieses erfuhren, entrüstet bei Salinguerra Klage führten. Dieser, dem vielleicht ein solcher Anlaß nicht unwillkommen sein mochte, ließ zu den Waffen greifen, und die Veroneser überfallen, entwaffnen und gefangen nehmen. Graf Rizzardo mußte sich bei der Kirche des heiligen Johann ergeben und wurde von der Gemahlin Salinguerra's, deren Stiefsohn er war, in ihren Schutz genommen und in ihre Wohnung geführt; so blieb er in Gefangenschaft, bis ihn im folgenden Jahre die Lombarden frei machten[91]). Noch in demselben Jahre umzingelte Azzo mit einem ansehnlichen Heere Fratta, ein Schloß der Ferrareser, das von denjenigen aus Salinguerra's Anhängern besetzt gehalten wurde, die ihm am theuersten waren. Dieses wußte Azzo und setzte darum dem Schlosse um so härter zu. Durch Hunger und Nachtwachen, rastlose Angriffe und Entbehrungen aller Art brachte er es endlich dahin, daß er das Schloß in seine Gewalt bekam, worauf er die ganze Besatzung, Männer, Weiber und Kinder ermorden ließ, bei welcher Gelegenheit insbesondere Jacob von Camposampiero Rache nahm für den Tod seines Bruders Tisolino[92]). Diese That entflammte die Ghibellinen zur höchsten Wuth. Ezzelino, der Mönch, war über diese Grausamkeit tief erschüttert und der an seine Stelle getretene Sohn gleiches Namens übernahm es deshalb, Rache zu nehmen an den verhaßten Guelfen. — Azzo erwirkte in dieser Zeit (1225) von Papst Honorius III., der sich überzeugt hatte, daß ohne Hilfe eines ritterlichen Armes das Land nicht zu behaupten sei, die Belehnung mit der anconitanischen Mark[93]). Noch immer hielt er sich im Gleichgewichte der Zuneigung zwi-

87) *Murat.* Ant. Est. Vol. I. p. 418 et 427. 88) s. *G. Henrici Pertz.* Monumenta Germaniae historica etc. (Hanoverae 1837.) Legum Tomus II. p. 240. 89) Leo a. a. O. S. 215. *Rolandini* Pat. Chron. Lib. II. Cap. II. ap. *Murat.* T. VIII. p. 184.

90) Annales Caesenatenses auctore anonymo ap. *Murat.* T. XIV. p. 1094. *Rolandini* p. 185. 91) *Riccobaldi Ferrar.* Hist. imp. ap. *Murat.* T. IX. p. 127. Chron. *Fr. Francisci Pipini* Lib. I. Cap. XLVIII. *Murat.* T. IX. p. 667. *Andreae Dand.* Chron. Lib. X. Cap. V. Part. XXXVIII. *Murat.* T. XII. p. 343. Chron. Est. T. XV. p. 304. Chron. di Bologna. T. XVIII. p. 254. Anon. Itali Brev. ital. hist. Cap. I. *Murat.* T. XVI. p. 257. Chron. Placent. p. 593. *Gualv.* Flammae Manipulus Florum CCLVII. ap. *Murat.* T. XI. p. 669. 92) *Rolandini* p. 186. *Ricciardi* Com. a S. Bonif. vita ap. *Murat.* T. VIII. p. 124 et 126. 93) Nach Compagna (T. V. p. 50) ertheilte der Papst dieselbe im J. 1225 im Monat November.

schen dem Papste und dem Kaiser, denn noch im J. 1228 nannte er sich durch apostolische und kaiserliche Gnade Markgraf von Ancona und Este[94]). Allein bei der zwischen Kaiser und Papst ausbrechenden offenen Fehde konnte Niemand sich ihrer beiderseitigen Gnade länger erfreuen, und nun war es natürlich, daß Azzo sich wieder, gleich seinen Vorfahren, zur Kirche neigte: theils als ihr Lehensmann, theils weil die alten Feinde seines Hauses, Ezzelino da Romano und Salinguerra, auf die Seite des Kaisers traten. Der Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen dem ihm eng befreundeten Hause der Grafen von Sambonifazio und der Montecchis in Verona gaben von Neuem das Signal zu den ärgsten Fehden zwischen Guelfen und Ghibellinen, die von da an fast ohne Unterbrechung bis zum Untergange der Familien Salinguerra und da Romano fortdauerten[95]); in diese wurde Azzo, der auch gleich seinen Ahnen für das Haupt der Guelfen in der trevisanischen Mark galt, bald mit hineingezogen. Ezzelino III., der Sohn Ezzelino's des Mönchs, der schon damals nach dem Besitze von Padua strebte und doch sich zu schwach fühlte, um sich mit Padua allein messen zu können, hatte sich eng an Treviso angeschlossen und dort die alten Feindseligkeiten und Streitigkeiten Treviso's gegen Feltre und Belluno in der Erwartung angeregt, dadurch mit Padua, deren Bürger der Bischof von Feltre war, neuen Krieg, aber von mächtigeren Verbündeten unterstützt, zu erhalten. Feltre wurde daher im J. 1228 ohne Aufkündigung des Friedens überfallen, worüber Padua sofort zu den Waffen griff. Der Patriarch von Aquileja Gregor und Markgraf Azzo eilten diesen zu Hilfe, während die von den Lombarden angebotene Vermittelung zurückgewiesen wurde. Der Krieg wurde mit der größten Erbitterung geführt. Im April 1229 ward endlich durch das Zuthun des päpstlichen Legaten der Friede in der trevisanischen Mark hergestellt. Noch in demselben Jahre gab es Veranlassung zu neuem Mistrauen und zu erneuter Aufregung der kaum gedämpften Leidenschaften. Es war nämlich eben damals den Feinden der Gebrüder da Romano, Ezzelino und Alberich, gelungen, die Schutzhörigen (la Masnada) dieser Familie zum Aufruhr zu bringen, welche nach dem Beispiele dieser Classe von Landleuten im übrigen oberen Italien hinfüro freie Pächter, der Gerichtsbarkeit des Adels entzogen und unmittelbar unter städtische Beamte gestellt sein wollten. Sie gewannen in Bassano die Oberhand; Viele schlossen sich diesen an, bis Ezzelino von Verona daher kam, die Stadt eroberte, viele derselben tödtete und die übrigen zur Flucht nöthigte. Als nun diese fast sämmtlich zu dem Markgrafen von Este und zu den Camposampieris und Sambonifazios flüchteten, da wurde diese Partei in der Mark als die eigentliche Anstifterin des ganzen Aufstandes bezeichnet[96]). Zum Ausbruche des dadurch mächtig genährten Hasses fehlte es nicht lange an einer schicklichen Gelegenheit. Im J. 1230 wurde zu Verona ein Montecchi durch einen Anhänger der Sambonifazios verwundet; darüber kam es in der Stadt wieder zu offenem Kampfe, in dem Rizzardo von Sambonifazio gefangen und die Partei der Guelfen aus der Stadt vertrieben wurde, die bei dem Markgrafen und in der Stadt Padua Hilfe fanden. Ezzelino kam sogleich nach der Stadt, und fachte die ausgebrochene Flamme eifrig an. Die Paduaner schickten eine Botschaft nach Verona ab, welche die Loslassung des Grafen erwirken sollte, die aber von Verona verweigert wurde. Die Paduaner und mit ihnen Markgraf Azzo, der sich ihrer Angelegenheiten im September sehr eifrig annahm, und ihre Verbündeten, die Mantuaner, überzogen das veronesische Gebiet mit Krieg und zerstörten zunächst Porto und Legnago. Da eilten der Graf von Tyrol, Salinguerra und Ezzelino mit dem Heere des veronesischen Volkes zur Vertheidigung dieser Orte herbei, allein sie konnten nichts ausrichten, sondern sahen sich genöthiget, wieder nach Verona zurückzukehren[97]). Auf diese Weise wollten die Verbündeten die Befreiung des Grafen Rizzardo mit Gewalt erzwingen; auch die Lombarden verwendeten sich für ihn. Ezzelino machte aber die Übergabe der Burg Sanbonifazio an die Stadt Verona zur Bedingung seiner Freilassung. Azzo zog hierauf vor Verona und belagerte es[98]). Noch in demselben Jahre verbrannten die Verbündeten Isola della Scala, Rivalta, Trevenzolo, la Motta dell' Abbate und viele andere Ortschaften, und zwar alles dieses, um den Grafen und seine Anhänger aus der Gefangenschaft zu befreien[99]). Auch im darauf folgenden Jahre wurde die Fehde noch fortgesetzt, doch kam der Friede erst am 15. Juli auf die von Ezzelino festgesetzte Bedingung zu Stande, allein die Übergabe der Burg Sambonifazio an die Stadt Verona unterblieb unter mehrfachen Ausflüchten[1]). Kaum ein Jahr hindurch war hierauf Ruhe in der Mark, denn bald nachdem K. Friedrich nach Aquileja gegangen war, um König Heinrich zu sprechen, schlossen sich die Brüder Alberich und Ezzelino auf das Engste an Friedrich an und Ezzelino bewährte dieses Engere im Frühling des J. 1232 durch eine That, die das Signal zu einem allgemeinen Kriege zwischen den Ständen der kaiserlichen Partei und denjenigen wurde, die zu dem lombardischen Bunde hielten. Als nämlich der Podesta von Verona im April Ezzelino zwingen wollte, dem lombardischen Bunde den Eid der Treue zu leisten, überfiel ihn dieser in seinem Palaste und nahm ihn und seine Richter und seine Familie gefangen. Podesta war aber damals Guido de Rode und der Tag der 14. April. Durch Boten gab er sofort dem Kaiser, welcher eben damals in Ostiglia war, Kunde, bemächtigte sich der Stadt in dessen Namen, und legte

94) v. Raumer III, 735. 95) *Luigi Bossi* l. c. p. 107. 96) Leo a. a. O. S. 254.

97) Chron. Est. ap. *Murat.* T. XV. p. 306. 98) Annal. Mediol. capitul. I. ap. *Murat.* T. XVI. p. 641. *Gualv.* Flammae Manip. Flor. Cap. CCLXIII. ap. *Murat.* T. XI. p. 671. Das Chron. Veron. T. VIII. p. 624 et 625 ad ann. 1230 et 1231. weiß hingegen nichts von einer Belagerung. 99) Chron. Veron. l. c. p. 625. Chron. di Bologna ap. *Murat.* T. XVIII. p. 257.

1) *Gerardi Maurisii* Histor. T. VIII. p. 39.

einen feierlichen Eid ab, des Kaisers treuer Diener sein zu wollen, der auch zu seiner Unterstützung den Grafen von Tyrol, Heinrich, den Grafen von Eppan und den Grafen Mainhard mit einer ansehnlichen Schar von Kriegern abgeschickt hatte [2]). Darob entbrannte nun ein heftiger Krieg mit den Guelfen, die schon, und zwar Azzo, der Markgraf von Este, der Graf von Sambonifazio, der damals Herr in Mantua war, die Mailänder und fast alle lombardischen Städte, im vorhergehenden Jahre in Bologna zusammengekommen waren, und sich einstimmig dahin verständigt hatten, daß sie dem Kaiser fernerhin nicht mehr gehorchen könnten und wollten [3]). Mantua, unterstützt von Piacenza, Brescia, Bologna und Faenza, führte den Krieg gegen Ezzelino und Verona. Azzo hingegen, Rizzardo von Sambonifazio mit den Paduanern, den Vicentinern, die sich durch den Podesta, Heinrich da Rivola aus Bergamo, bewogen, ebenfalls den Lombarden angeschlossen hatten, und mit den Herren Bianchino und Guezere von Camino griffen am 27. Juli die Trevisaner an und schlugen ein trevisanisches Heer bei Conegliano gänzlich [4]). Vergebens suchte der Papst durch seinen Legaten, den Cardinalbischof Jacob von Palästrina, Frieden zu stiften [5]); er erwirkte kaum einige Unterbrechung, worauf der Krieg auch im folgenden Jahre mit Erbitterung fortgesetzt, von den Mantuanern das Schloß von Nogarola genommen, Fragnano, Poverano, Isola della Scala, Salizzole, Bovolon und viele andere Orte verbrannt und überhaupt das Gebiet von Verona auf allen Seiten mit Verwüstung erfüllt wurde [6]). Zu gleicher Zeit bekriegte Azzo mit Uguccio de Pileis, einem abtrünnigen Freunde der Gebrüder von Romano, in Verbindung mit den Vicentinern und Paduanern, Alberich in Bassano, erlitt aber eine gänzliche Niederlage. Hierauf versuchten sie es, ihm durch Bestechung seine Freunde abwendig zu machen, was besser gelang [7]). Inmitten dieser in der ganzen Mark herrschenden Intriguenkriege, Verfolgungen und der schon auf das Höchste gestiegenen Verwirrung übertrug Papst Gregor IX. dem Dominikanermönche Johann Schio aus Vicenza das Geschäft, die erbitterten Gemüther zu versöhnen und den Frieden zu stiften. Dieser war zuerst in Bologna als Prediger aufgetreten und hatte gleich dort durch seine erschütternde und hinreißende Beredsamkeit tief eingewurzelte Feindschaft getilgt, erbitterte Gemeinden zum Frieden bewogen und manches zerrüttete Gemeindewesen verständiger geordnet. Im J. 1233 kam er in die trevisanische Mark und erlangte auch hier sofort gleiche Gewalt über die Gemüther. Durch seine Ermahnungen brachte er es bald dahin, daß ihm sowol die Städte, als auch die Häupter des Adels alle Gewalt gaben, mit ihren Feinden zu unterhandeln. Aller Orten, wo er auftrat, versprach man der feierlichen, dem Vollenden des Friedensgeschäftes gewidmeten Versammlung aller lombardischen Völkerschaften, die er auf den 28. Aug. in die Ebene von Paquara, drei Miglien von Verona, an den Ufern der Etsch gelegen, angesagt hatte, beizuwohnen. Alle Gefangenen wurden jedoch schon vorläufig freigegeben, und die Municipalverfassungen, deren Umguß man in seine Hände gelegt hatte, an vielen Orten durch ihn so abgeändert, daß Alles beseitiget wurde, was neue Feindseligkeiten anregen mochte [8]). An dem bezeichneten Tage fand sich auf der von ihm bestimmten Ebene eine unzählige Menschenmenge aus der ganzen veronesischen Mark zusammen. Es stellten sich gleichfalls Azzo, der Markgraf von Este, die Gebrüder da Romano, die Grafen von Sambonifazio und alle Barone aus dem venetianischen Gebiete, viele Bischöfe an der Spitze ihrer Vasallen, die Bürger aller wichtigeren Städte mit ihrem Carroccio ein. Mit einer bis dahin beispiellosen Beredsamkeit wußte er es wie durch ein Wunder dahin zu bringen, daß der allgemeine Friede wirklich zu Stande kam [9]), in dem alle Ländereien beider Theile, sowol in der Gemarkung von Treviso, als in jener von Mailand oder der Lombardei einbegriffen waren [10]), und zu dessen Besiegelung ein Verlöbniß zwischen Alberich's von Romano Tochter, Adelaide, und dem Sohne des Markgrafen von Este, Raynald oder Rinaldo, geschlossen ward. Um auch den Anlaß zu künftigem Streite aus dem Wege zu räumen, sollten die Brüder da Romano ihre Besitzungen im Paduanischen der Stadt Padua um 15,000 Lire verkaufen [11]). Dieser von Bruder Johann von Vicenza gestiftete Friede dauerte aber keinen Monat, und konnte auch nicht länger dauern, denn die Wirkungen leidenschaftlicher Aufregungen sind leider selten von langer Dauer. Ezzelino war unzufrieden mit der näheren Verbindung mit dem Hause Este, mit der übernommenen Verpflichtung zum Verkaufe der Güter auf paduanischem Gebiete, überhaupt mit dem ganzen Vertrage, und war daher froh, als die Paduaner den Frieden zuerst brachen und ihm

2) Chron. Veron. p. 625. 3) Annal. Mediolan. Cap. II. ap. *Murat.* T. XVI. p. 642. 4) Chronicon Veronense l. c. p. 626. 5) Chron. Mediol. l. c. 6) Chron. Veron. l. c. 7) *Gerardi Maurisii* Histor. ap. *Murat.* T. VIII. p. 41.

8) *Gerardi Maurisii* Histor. ap. *Murat.* T. VIII. p. 37 sq. Chron. Veron. p. 626. Mon. Pat. Chron. p. 674. *Rolandini* liber chronicorum lib. IV. T. VIII. p. 204. *Anton. Godi*, nob. Vicent., Chron. T. VIII. p. 80. *Ricciardi* Com. S. Bonif. Vita ap. *Murat.* T. VIII. p. 128. 9) *Murat.* Ant. Ital. medii aevi. T. IV. dissert. CLI. p. 641, enthält ein Friedensinstrument (Laudum pacis) des genannten Dominikanermönchs: Indictione sexta, die Lunae IV. Kalendas Septembris — de Campanea Veronae versus Mantuam juxta fluvium Atesis, longe a civitate Veronae per tria milliarda. In diesem Friedensinstrumente entscheidet er als Friedensrichter, cum utraque pars compromisisset in me — tamquam Arbitrum et meis mandatis stare jurassent compromisso, seu promissione vallata sub poena mille marcharum auri pro parte et pro quolibet Principe, et sub poena mille marcharum argenti pro quolibet milite, den sie ins Feld führen würden. Außer dem Kirchenbanne, den er darin über jeden Friedensstörer ausspricht, und der Belobung wegen des wechselseitigen Verzeihens erlittener Beleidigungen enthält dieses Instrument nur folgende besondere Bestimmung: ut Comes (nämlich a S. Bonifazio) cum sua Parte tam de civitate quam de Villis ad sua loca revertatur libere ac secure, de quibus propter guerram exiverunt sive de civitate, sive de districtu etc. 10) f. Historia de' Principi di Este di *Giov. Batt. Pigna*, a Donno Alfonso Secundo, Duca di Ferrara. (In Ferrara 1570.) p. 143. 11) *Verci* Storia degli Ecelini l. c. p. 83.

dadurch Veranlassung gaben, sich wieder der Herrschaft über Verona zu bemächtigen, wozu die Gefangennehmung und Einkerkerung desselben Bruders Johann, der erst kurz vorher den Frieden zu Stande gebracht, durch die zur Partei der Guelfen gehörige Stadt Padua die nächste Veranlassung gaben, indem die Anhänger Giovanni's in Verona die Häupter der guelfischen Partei in ihrer Stadt gefangen nahmen, und der Haft nicht früher entließen, als bis die Paduaner den Bruder Johann wieder frei gegeben hatten. Diese Wirren erleichterten ihm die Besitzergreifung jener Stadt. So war im Winter des J. 1233 auf 1234 in der Mark die Stellung der Parteien wieder grade so, wie einige Monate früher. Das Ansehen und die Macht des beredsamen Friedensstifters wurde zuerst in Vicenza zerstört, wo Ugguccio de Pileis den Feinden der da Romanos und den paduanischen Soldaten die Thore öffnete, und wo dieser fortan, durch den Nebenbuhler Johann's, den Bruder Giordano, Prior der Benedictiner in Padua, der unmittelbar auf die Regierung der letzteren Stadt einwirkte, und später auch das Vertrauen der Vicentiner sich errungen hatte, zu Gunsten des Markgrafen Azzo wirkte, um es endlich dahin zu bringen, daß ihn Vicenza zu seinem Podesta erwähle. Um diese Zeit ließ sich König Heinrich, Friedrich's II. Sohn, mit den den Kaiser anfeindenden Lombarden in ein Bündniß ein. Azzo von Este war mit einer derjenigen Großen, die ihm die Krone der Lombarden antrugen [12]). Die aus Verona vertriebene Partei der Guelfen, geführt von Rizzardo da Sambonifazio, und unterstützt von Brescia, Bologna und Mantua, zog im Frühjahr 1234 gegen Verona, und verbrannte und verwüstete Lebeto, Ronco, Isola Porcarizza, Opeano, Bovolon, Villa della Palude und viele andere in der Nähe des rechten Etschufers liegende Dorfschaften [14]). Alles dieses geschah in den letzten Tagen des Monats Mai. Nachdem Bonifazio und seine Verbündeten sich nach Mantua zurückgezogen hatten, führte Ezzelino in der Hälfte des Monates Juni, als damaliger Podesta von Verona, ein Heer aus, ging bei Rivalta über den Fluß auf einer geschlagenen Brücke und suchte sich der Burg von Albaredo zu bemächtigen; allein die Ankunft des Markgrafen Azzo, dem er sich nicht gewachsen fühlte, trieb ihn in die Stadt zurück. Verstärkt konnte er den Estenser zum Rückzuge zwingen, Albaredo in Asche legen und schleifen; dann brannte er andere Ortschaften seiner Feinde nieder, während der Graf von Sambonifazio von Mantua her einfiel, und die Dörfer und Burgen von Ezzelino's Anhängern schleifte. So wurde das Gebiet der Stadt Verona fast ganz verödet [14]). Während dieses im westlichen Theile der Mark sich ereignete, wurde ein ebenso verderblicher Kampf im Osten fortgesetzt, wo die Trevisaner auch ihre Fehde gegen die Stadt Conegliano und gegen die Herren von Camino (die von Ezzelino abgefallen waren und in Padua Bürgerrechte genommen hatten) fortgesetzt, ohne sich um den von dem Bruder Giovanni vermittelten Frieden zu bekümmern. An diesem Kriege war die Eifersucht Treviso's auf Conegliano Schuld, die nicht dulden wollte, daß sich die letztere Stadt, die zu beherrschen sie sich gern das Ansehen gab, durch die von dem Bischofe von Ceneda selbst begünstigte Übertragung seines Sitzes von Ceneda nach St. Conegliano, auf gleiche Linie mit Treviso emporschwinge. Die Trevisaner griffen daher Conegliano an, und belagerten es hartnäckig, bis ihr Azzo von Este zu Hilfe kam und die Trevisaner zurücktrieb. Als Ezzelino dieses hörte, eilte er über Valmarino der Stadt Treviso zu Hilfe, sah sich aber bald genöthigt, nach Verona wieder zurückzugehen. Das Bassanesische und Trevisanische wurde durch diese Fehde ebenso verheert als das Veronesische. Auf Einschreiten des Papstes kam es zum Frieden [15]) und Treviso trat sodann, der gebieterischen Weise Ezzelino's überdrüssig, zur guelfischen Partei über. Dieser erhielt im J. 1235 auch die Herrschaft über Vicenza wieder, sodaß Azzo nunmehr, da er um diese Zeit auch noch seine Nichte an den König von Ungarn verheirathete, den Gipfel der Macht erreicht zu haben schien; allein die Wagschale schwankte noch lange, ehe sie sich ganz zu Gunsten Azzo's neigte. Indessen gelang vorläufig der lange gehegte Plan des Ugguccio de Pileis, den Markgrafen zum Podesta von Vicenza zu machen. Auf den Rath Uguccio's und derer von Orissino und Arzignano hatte Alberich da Romano, der in Vicenza viele Freunde und großen Einfluß hatte, alle diejenigen, welche sich mit Geldwechsel- und Wuchergeschäften befaßten, aus der Stadt zu vertreiben beschlossen, allein da ihrer nicht Wenige waren, so nahm er, um sein Vorhaben leichter ausführen zu können, Abrede mit den Angesehensten der Gegenpartei, um so gemeinschaftlich gegen diese Vielen verhaßte Classe von Leuten vorzugehen. Da diese Entwürfe ohne die Billigung der meisten Anhänger seiner Partei gefaßt worden, und diese überdies über den geheimen Plan mit ihren Gegnern sehr entrüstet waren, so nahmen sie sich der Geldwechsler an und bewogen den Podesta Ardizzo de' Avogadi von Vercelli, jene zu strafen. Vor Gericht gerufen leisteten sie den Befehlen desselben keinen Gehorsam, sondern verbündeten sich auf den Rath Uguccio's gegen jene. So war die innere Uneinigkeit wieder gewaltsam ins Leben getreten. Padua, dem eine Gelegenheit willkommen war, um auf Vicenza's Angelegenheiten Einfluß zu erlangen, trat als Schiedsrichter auf; doch als sie jene, welche sich gegen die öffentliche Ruhe verschworen hatten, ungestraft ließen, suchten sich die Wucherer und ihr Anhang dafür zu rächen. Dazu bot die Wahl eines neuen Podesta die schicklichste Gelegenheit zur Demüthigung der Ghibellinen, deren Haupt Alberich denn doch immer war. Anfänglich versprach man Alberich, ihn wählen zu wollen, wenn er sich nur dazu bequeme, dem Ugguccio nicht fernerhin sein

12) Chronicon Brixianum. Cap. CXXI. p. 908. 13) Chron. Veron. p. 627. Historia Trivigiana di *Giov. Bonifaccio*. (In Trivigi 1591.) p. 241. 14) *Ricciardi* Com. vita p. 129. Chron. Veron. l. c.

15) *Gerardi Maur.* Hist. p. 41. Historia Trivigiana etc. p. 237 sq.

Vertrauen zu schenken, und gegen die Wechsler nur nach den bestehenden Gesetzen und Gewohnheiten der Stadt vorzugehen. Alberich schien diesen Vorschlägen Gehör schenken zu wollen. Uguccio und die Wechsler, welche bald einsahen, wie gefährlich es sei, blos von dem Belieben der Großen und ihren Entschlüssen abzuhängen, und denen durch ihren Reichthum ein bedeutender Einfluß gegeben war, fanden es bald gerathener, sich selbst zu schützen; sie verständigten sich daher rasch und vereinigten sich gegen jene. Auf den Rath Uguccio's kam man überein, die Wahl des Podesta dem Paduaner Prior, Bruder Giordano, zu überlassen, von dem Uguccio offen und wiederholt versicherte, daß dieser nie den Markgrafen zu dieser Würde erwählen würde. Dieser übertrug hierauf das Wahlrecht dem Mönche Bruder Giovanni von Verzario, und Giovanni wählte, wie man glaubt, in Folge eines Einverständnisses mit Uguccio und den Geldwechslern den Markgrafen Azzo von Este, Alberich's entschiedenen Feind, zum Podesta der Stadt, wodurch auch Vicenza guelfisch wurde und Ezzelino und seine Anhänger aus der Stadt weichen mußten [16]) und Azzo sich in Vicenza immer mehr befestigte. Ein wüthender Krieg ward hierauf von beiden Seiten geführt. Azzo und Uguccio, der nach der Wahl sogleich offen zur Partei des Markgrafen übergetreten war, mit den Wucherern verbündet, bekriegten auf das Heftigste Alberich und den Grafen, der es mit ihm hielt, zogen die Herren von Breganza, die bisher gewohnt waren, immer Freunde der da Romanos zu sein, durch Bestechung auf die guelfische Seite, und vereinzelten sie fast ganz. Als nun Alberich und der Graf sahen, daß sie fast ganz verlassen seien, da nahmen sie die Vermittelung des Podesta von Padua, Otto de Mandello, und des Priors des Benedictinerstiftes von Padua, Bruder Jordan's, dessen Aussprüchen damals sowol Padua, als auch Vicenza folgten, an, und so kam zwischen ihnen und auch mit Treviso und Padua, Conegliano und denen von Camino ein Friede zu Stande [17]). In Folge desselben ward endlich die Heirath Adelaiden's, der Tochter des Alberico da Romano, mit dem erst zwölfjährigen Rinaldo, dem Sohne Azzo's, wirklich vollzogen, und die Hochzeit, die dem Ezzelino immer als ein Gräuel erschien, in Vicenza auf das Schönste gefeiert [18]). So befand sich denn endlich im J. 1235 die trevisanische Mark wieder in vollkommenem Friedenszustande. Auf den Rath Uguccio's ließ sich Azzo, begünstigt durch den Anhang der Geldwechsler, ohne Wissen Alberich's, auch im J. 1236 zu Vicenza zum Podesta erwählen, schickte aber nach geschehener Wahl, die er denn doch selbst veranlaßt hatte, zu dem da Romano und ließ ihm sagen, wie er durchaus nicht gesonnen sei, das ihm angetragene Amt anzunehmen, es sei denn, daß es ihm genehm wäre. Alberich, ein sehr vorsichtiger und kluger Mann, der die ganze Handlungsweise Azzo's durchblickte, ließ ihm antworten, daß jede Erhöhung des Markgrafen ihn freue, und so erhielt Azzo das Amt eines Podesta noch vor der eigentlichen, zur Wiederbesetzung desselben bestimmten, Zeit [19]). In der Zwischenzeit hatte K. Friedrich seinen rebellischen Sohn besiegt, der Krone verlustig erklärt und den Entschluß kund gegeben, demnächst nach Italien kommen zu wollen, wo indessen die Parteien, und zwar durch Azzo's Benehmen, in der veronesischen Mark wieder feindselig einander gegenübergetreten waren. Während nämlich ein großer Theil der Lombarden, eifersüchtig auf ihre im Frieden von Constanz errungenen Rechte und Freiheiten, die Wiederkehr Friedrich's sehr ungern sah, und zu diesen gehörte auch Azzo, soll Ezzelino den Kaiser nicht blos durch Briefe, sondern auch bei Gelegenheit eines ihm in Augsburg gemachten Besuches zur Heerfahrt nach Italien angeeifert haben, wodurch er den Zorn der Lombarden auf sich zog [20]), denen sich Azzo um so inniger anschloß. Um diese Zeit schickte der Kaiser gar gnädige Briefe über seinen bevorstehenden Zug nach Italien, die durch besondere Bevollmächtigte auch nach Vicenza gebracht wurden, aber Azzo keine annehmen wollte. In diesen an die Stadt und Gemeinde gerichteten Briefen wurden sie eingeladen, an einem bestimmten Tage sich zu Vernia einzufinden, wo auch der Kaiser eintreffen würde, woran er aber durch den Krieg mit dem Herzoge von Österreich verhindert wurde [21]). Hierauf fingen die alten Freunde Alberich's in Vicenza an, dem Markgrafen verdächtig zu werden. Auf den Rath Uguccio's, dem er in Allem folgte, verbannte er einige, und darunter Alberich Carnaroli, Bonifazio von Santo Urso, Thomas Vincenzi und mehre andere, nach Venedig, einige ließ er auf andere Weise hart an, und noch andern beschädigte er ihre Besitzungen. Bei solcher Gesinnung und Handlungsweise fing er bald an, um seine Sicherheit besorgt zu werden, deshalb ließ er von Padua und von seinen Gütern mehr als 500 Krieger kommen, die ihm zur Leibwache dienen sollten. Eben damals verabredete er mit seinem alten Verbündeten und Freunde, dem Grafen von Sambonifazio, und den übrigen veronesischen Guelfen, die damals ruhig und unangefochten in Verona lebten, ein Unternehmen gegen ihre Stadt, deren Herr er eben dadurch werden sollte. Azzo rückte mit einem Heerhaufen aus Vicenza aus und bis Montebello vor; dort wartete er auf den Boten, welcher ihm von dem durch seine Freunde in Verona begonnenen Aufstande Kunde bringen sollte, der zwar wirklich ausbrach, dessen Zweck aber Ezzelino, der durch die Öffentlichkeit, womit dieser Anschlag von den Guelfen sich wechselseitig mitgetheilt wurde, davon unterrichtet, mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit nach Verona aufgebrochen war, vereitelte, indem er grade noch zur rechten Zeit in der Stadt eintraf und mit den Montecchis vereinigt die Guelfen aus der Stadt trieb. Betrübt kehrte Azzo nach Vicenza zurück, während zu Verona der Podesta, den man des Einverständnisses mit den Feinden beschuldigte,

16) *Gerardi Maurisii* Historia ap. *Murat.* T. VIII. p. 40. *Rolandini* Liber chronicorum. Lib. III. Cap. IX. *Murat.* T. VIII. p. 207. *Nicolai Smeregi*, notarii vicentini, chronicon. T. VIII. p. 99. 17) *Gerard. Maur.* p. 41. Hist. trivig. di *Giov. Bonifaccio* p. 243. 18) *Gerard. Maur.* l. c. p. 41.

19) *Gerard. Maur.* l. c. p. 42. 20) *Rolandini* de Factis in marchia tarvisina. Lib. III. Cap. IX. ap. *Murat.* T. VIII. p. 206. 21) *Gerard. Maur.* Hist. p. 42.

gefangen genommen wurde [22]) und Ezzelino die Stadt den Abgesandten des Kaisers übergab und sie überredete, zu größerer Sicherheit der Ghibellinenpartei kaiserliche Besatzung in ihre Mauern aufzunehmen, die aber von Friedrich ganz der Willkür Ezzelino's übergeben und von diesem zur Befestigung seiner Gewalt benutzt wurde [23]). Dafür, sowie überhaupt für seine feste Anhänglichkeit an Kaiser und Reich wurde er von den Städten Treviso, Padua und Vicenza auf das Nachdrücklichste angefeindet und bekriegt. Er aber hing dem Kaiser nur um so fester an, und begünstigte die Zwecke des kaiserlichen Gesandten auf jede mögliche Weise. Azzo hingegen, der um so fester an der Sache der Kirche hing, bedrohte Jeden mit dem Banne, der des Kaisers Partei nehmen, oder auch nur dessen Namen nennen würde, ja er setzte sogar fest: „wer mit dem Kaiser in irgend eine Verbindung trete, solle des Todes sein." Als hierauf K. Friedrich im August des J. 1236 wieder durch das Etschthal nach Verona kam, wurde er von Ezzelino und den Montecchi in der Stadt auf das Freudigste empfangen. Die aus Mantua vertriebene ghibellinische Partei, die Heerhaufen der Cremoneser, Modeneser und Reggianer, stießen zu ihm; so zog er in das Gebiet von Brescia und lagerte bei Montechiaro. Noch ehe er sich dahin begab, schickte er den Richter Cyprian und Ranifredo als Abgeordnete nach Vicenza, welche aber Azzo nicht annahm, auch nicht einmal des Kaisers Briefe sehen wollte, ja der sogar Alle mit der Acht bedrohte, welche mit ihnen reden würden [24]). Nachdem sich der Kaiser am Mincio mit großen Scharen ghibellinischer Städte verstärkt hatte, zog er gen Cremona. Das Heer der Lombarden kam ihm entgegen, bestehend aus dem Kriegsvolke der Mailänder, der Brescianer, aus den Anhängern des Grafen Rizzard's von Sambonifazio, also aus den veronesischen Guelfen, aus den Vicentinern, welche ihr Podesta, der Markgraf Azzo von Este, führte, endlich aus Reiterhaufen von Treviso, Padua, Bologna, Faenza und aus den Herren von Camino [25]). Ohne mit den Lombarden zu schlagen, führte der Kaiser sein Heer, nachdem er Marcaria und Pontevico am Oglio erobert hatte, nach Cremona. Als sich der Kaiser in die Lombardei begeben hatte, ließ Azzo die Vicentiner, sich einer List bedienend, den Lombardenbund beschwören und dadurch sich vom Kaiser lossagen, ohne daß sie es wußten, da der Eid von ihnen blos mit Berufung auf ein im Allgemeinen bezeichnetes Breve geleistet wurde, dessen Inhalt sie aber nicht kannten. Als diese List bekannt wurde, wendeten sich die meisten Vicentiner von ihm ab, da sie nie gesonnen waren, dem Kaiser Feind zu werden [26]). Hierauf zog Azzo mit den Vicentinern, Trevisanern und den verbündeten Lombarden gen Verona, in der Absicht, diese Stadt zu nehmen [27]). Ezzelino verließ sofort das kaiserliche Heer, allein er fühlte sich zu schwach, den vereinigten Feinden zu widerstehen. Er gab dem Kaiser sogleich Nachricht von der Gefahr, in der Verona schwebe und bat ihn um Hilfe [28]). Dieser verließ unverzüglich Cremona und zog mit einer Ritterschar in einem Marsche bis zu der Burg St. Bonifazio. Nach kurzer Erholung setzte er seinen Zug fort, jedoch nicht auf Verona zu, sondern ging grade auf Vicenza los [29]). Als die Paduaner von des Kaisers Rückkehr Nachricht erhielten, begaben sie sich eilends auf die Flucht, auf der ihnen die Schlachthaufen der Städte Vicenza und Treviso folgten. Azzo wollte nun dem Kaiser zuvorkommen und Vicenza noch früher als er erreichen, was ihm aber, so sehr er sich auch beeilte, nicht gelang. Friedrich erschreckte durch seine plötzliche Ankunft jenes guelfische Heer, das eben Rivalta belagerte, so sehr, daß es sich gänzlich zerstreute. Von jeher immer mehr zur Milde geneigt, als zur Anwendung von Gewalt, verlangte er, als er vor Vicenza erschien, in Frieden in die Stadt eingelassen zu werden. Die erschrockenen Vicentiner, deren tapferste Krieger beim Heere waren, wußten sich nicht zu helfen. Des Markgrafen Besatzung verweigerte ihm den Eingang, und nun wurde der Sturm mit größter Heftigkeit begonnen. In der Nacht vom 31. Oct. auf den 1. Nov. [30]) erstiegen die Teutschen die Mauern, erbrachen ein Thor und hausten nun furchtbar in der Stadt. Dieselbe wurde der Plünderung preisgegeben; die Bürger, welcher Partei sie auch zugehören mochten, in Ketten gelegt, Weiber geschändet, Kinder grausam gemordet und Vicenza zum größten Theil vom Brande verzehrt [31]). Während der Kaiser, der nach endlicher Herstellung der Ordnung, was ihm nicht gleich gelang, obgleich auch Ezzelino dabei auf das Thätigste mitgeholfen hatte, die Anordnung der vicentinischen Angelegenheiten und die Herstellung der Stadt dem da Romano übertrug, welcher den Wilhelm de Visdomini von Mantua als Stadthauptmann (Voigt, Capitaneus) einsetzte [32]), zog sich Markgraf Azzo mit seinem Heerhaufen nach Padua zurück [33]) und verstärkte die Besatzung von Treviso [34]). In Padua herrschte über den Schlag, der Vicenza getroffen, große Bestürzung. Der Podesta und Bruder Jordan wußten nicht, was sie thun sollten. Kaiser Friedrich ging indessen aus dem Vicentinischen ins Paduanische über, verbrannte und verwüstete alle Ort-

22) *Gerard. Maur.* Hist. p. 42 et 43. 23) Chron. Veron. ap. *Murat.* T. VIII. p. 628. 24) *Gerard. Maur.* Hist. l. c. p. 43. *Antonii Godi*, nob. vicent., chron. ap. *Murat.* T. VIII p. 82. 25) Ebendaselbst. 26) *Gerard. Maur.* p. 44. 27) *Gerard. Maur.* p. 44. *Andreae Danduli* Chronicon. Lib. X. Cap. V. Pars XV. ap. *Murat.* T. XII. p. 349.

28) *Gerard. Maur.* p. 44. *Rolandini* de factis in Marchia torvis. Lib. III. Cap. IX. ap. *Murat.* T. VIII. p. 207. Chron. Veron. T. VIII. p. 629. Mon. Pat. Chron. T. VIII. p. 675. 29) *Gerard. Maur.* p. 44. 30) Diese Eroberung setzen auf das Fest Aller Heiligen *Nicolai Smeregi*, notarii vicent., chron. T. VIII. p. 99. *Rolandini* l. c. Mon. Pat. Chron. l. c. *Andreae Dand.* Chron. l. c. *Gualv.* Flammae Manipulus Florum Cap. CCLXIX. ap. *Murat.* T. IX. p. 673. Wie gegen alle diese Zeugnisse v. Raumer (Geschichte der Hohenstaufen. 3. Bd. S. 738) die Einnahme der Stadt in die Nacht vom 10. auf den 11. Nov. setzen kann, sehe ich nicht ein, da das Fest Aller Heiligen von der katholischen Kirche von jeher am 1. Nov. gefeiert wurde, und alle genannten Schriftsteller ebendieses Fest als den Tag der Einnahme bezeichnen. 31) *Gerard. Maur.* p. 44. *Antonii Godi*, nob. vicent., chronica. T. VIII. p. 82 et 83. 32) *Gerard. Maur.* p. 47; pro capitaneo et Rectore, sagt er. 33) Chron. Veron. p. 629. 34) Historia de' principi di Este di *Gio. Pat. Pigna* etc. (In Ferrara 1570.) p. 145.

schaften. Ein Theil seines Heeres hatte sich, während er durch 15 Tage in Vicenza verweilte, nach Treviso gezogen, und diese Stadt, obgleich vergebens, belagert, da sie der Markgraf auf das Beste vertheidigte. Indessen war die Nachricht von den glücklichen Erfolgen Herzog Friedrich's von Österreich in Italien eingetroffen, die den Kaiser nöthigten, an eine schleunige Rückkehr nach Teutschland zu denken. Ezzelino, der in Treviso Unterhandlungen angeknüpft hatte, von denen er sich einen günstigen Erfolg versprach, schlug dem Kaiser den Rückweg durch Friaul vor, meinend, die Nähe des Kaisers könne auf den Ausgang seiner Entwürfe günstig einwirken. Nachdem er Ezzelino, den er zum kaiserlichen Statthalter in der Mark ernannt, in einem teutschen, vom Grafen Gebhard von Arnstein geführten, Heerhaufen hinlängliche Macht zur Behauptung Verona's, Vicenza's und Bassano's gegen die Unternehmung Azzo's und der feindlich gesinnten Guelfen hinterlassen hatte, ging er mit seinem Heere zuerst nach Carturo, einem am rechten Ufer der Brenta gelegenen Dorfe, wo er die erste Nacht zubrachte [35]). Am folgenden Morgen erreichte er Cittadella und hernach Castelfranco, und am darauf folgenden Tage schlug er zu Fontane, einem nördlich bei Treviso gelegenen Orte, sein Lager auf. Dort verweilte er durch mehre Tage, als er aber sah, daß der Ort sehr gut vertheidigt sei, setzte er seinen Weg weiter nach Conegliano fort, das er durch die Gewalt der Waffen einnahm und plündern ließ, worauf er in Eile weiter zog. Ezzelino und Gebhard schickte er von Fontane aus nach Vicenza zurück [36]). Die Stadt Padua hatte indessen die Regierung an 16 ihrer vornehmsten Edeln übertragen, von denen aber die meisten insgeheim der Ghibellinenpartei ergeben waren; dann wurden 200 von den nach Treviso geschickten Kriegern nach Padua zurückgerufen und an den Markgrafen Azzo geschickt, der von einer zahlreichen, in das Stadthaus zusammenberufenen, Volksversammlung aus den Händen des Podestas Ramberto de Gisleris die Fahne der Gemeinheit empfing und mit unumschränkter Vollmacht zu Vertheidigung der Mark beauftragt wurde [37]). Azzo kehrte bald darauf nach Este zurück, um seine Ländereien zu schützen. In Padua selbst folgte nun eine Zeit der Unzufriedenheit und Muthlosigkeit des Volkes über den Verrath seiner Edlen und ein Schwanken in dem deshalb einzuhaltenden Betragen. Während dessen wandten sich 17 der erwählten paduanischen Edlen, aus Padua flüchtend, offen und ganz zu Ezzelino, der mit dem Grafen Gebhard indessen mit Heeresmacht aufgebrochen und, bei Montemerlo, Monterosso und Montagnone vorüber, vor Cartura, das die Paduaner ebenso wie Montselice und Montagnano verstärkt hatten, erschienen. Noch an demselben Tage fiel diese Burg in seine Hände. Ungehindert erreichte hierauf Ezzelino Montselice, dessen Befehlshaber gewonnen und dessen Bewohner der Abhängigkeit von Städten überdrüssig waren, und das ihm daher auch ohne Widerstand die Thore öffnete. Am folgenden Morgen ließ der Herr von Romano den Markgrafen fragen, ob er des Kaisers Freund oder Feind sei. Azzo, der Padua durch innere Zwietracht und Verrath gelähmt, sich von dieser Stadt ganz abgeschnitten sah, und sich eben zu schwach zum Widerstande fühlte, erklärte sich sogleich als des Kaisers Diener, wenn man nur seine Besitzungen verschone [38]). Bald darauf zog Ezzelino als Sieger in Padua ein; es ergab sich Treviso den Kaiserlichen [39]), und viele andere Städte und andere Orte erhielten teutsche und sarazenische Söldner als Besatzungen. Dieses geschah im J. 1237. — Auch Ferrara wurde durch Salinguerra bewogen, sich wieder für die Partei der Ghibellinen zu erklären [40]), und Montagnana, der Zufluchtsort für seine entschiedensten Gegner in Padua, wurde lange und hartnäckig belagert, aber nicht genommen. — Die Partei der Guelfen war so gebeugt, gezwungen, darniedergeworfen, daß Ezzelino dem Kaiser mit der frohen Siegesbotschaft auch die sichere Aussicht auf Erdrückung des Lombardenbundes eröffnen konnte. Auf diese Kunde ordnete der Kaiser rasch seine Angelegenheiten in Teutschland und zog wieder über die Alpen und durch Tyrol nach Italien hinab. Der Markgraf von Este und Jacob von Carrara, die beiden angesehensten von Ezzelino's Gegnern, da der dritte, Richard Graf von S. Bonifacio, eben von Ezzelino hart bedrängt wurde, und darum nicht erscheinen konnte, und viele andere Edle eilten dem Kaiser bis Trient entgegen, und wurden von ihm zwar freundlich behandelt, doch erst, als auch Ezzelino zugegen war, angehört, denn dieser wurde jetzt von Friedrich auf jede Weise gepriesen und seinem Rathe gefolgt, was Azzo und seine Freunde dem Kaiser durchaus nicht gewinnen konnte. Er folgte aber doch dem Heere des Kaisers nach der Lombardei, und kehrte erst, nachdem der Kaiser die Mailänder bei Corte nuova in die Flucht getrieben und hierauf sich nach Cremona begeben hatte, nach Este zurück [41]). Die nahe Verbindung des Kaisers mit Ezzelino, dem er seine natürliche Tochter, Selvaggia (den 23. Mai 1238), zur Gattin gegeben [42]); die Bemerkung, wie er in Allem sich immer mehr zu des Verhaßten strengen Ansichten über die gegen die Lombarden, ihre natürlichen Verbündeten, zu ergreifenden Maßregeln neigte, und die gegen ihre Freunde und Anhänger in Padua ergriffenen Gewaltschritte bestimmten den Estenser, sich wieder in Unternehmungen gegen des Kaisers Schwiegersohn und Verbündeten einzulassen, die aber der Kaiser niemals als ein Auflehnen gegen Kaiser und Reich und Ezzelino's Fehde mit Azzo als einen Reichskrieg zu betrachten schien. Des Estensers Hauptabsehen war jetzt auf die Befreiung Padua's gerichtet,

35) con danno di quel contorno, wie Bonifacio in seiner Historia trivigiana l. c. p. 245 sagt. 36) *Bonifacio* l. c. p. 245. 37) *Rolandini* l. c. Lib. III. Cap. XI. ap. *Murat.* T. VIII. p. 208 sq.

38) *Rolandini* p. 210. Mont. Pat. Chron. p. 676. *Mantissa* ap. *Murat.* T. VIII. p. 736. 39) Hist. trivig. p. 246. Series Potest. Paduae ap. *Murat.* T. VIII. p. 422. Chron. di Bologna. T. XVIII. p. 259. 40) *Rolandini* Lib. IV. Cap. III. allegirt diese Tatsache, *Murat.* Ann. d'Ital. T. VII. p. 235, ich konnte aber bei *Rolandini* T. VIII. p. 216—218 die beweisende Stelle nicht finden. 41) *Rolandini* p. 219. 42) *Paris. Ceretae* Chron. Veron. T. VIII. p. 630.

worin er von seinem Freunde Jacob von Carrara unterstützt wurde. Viele der angesehensten Einwohner jener Stadt sehnten sich darnach, das ihnen verhaßte tyrannische Joch Ezzelino's abzuschütteln. Sie luden daher diese ein, mit einem Theile ihrer Völker nach Padua zu kommen, dann würde man ihnen entweder das Thor Torrisella, welches auf den Prato della Valle führt, öffnen, oder zu ihnen übergehen, sobald sie sich nur mit ihrem Heerhaufen vor der Stadt zeigen würden; allein ehe sie noch mit den Ihrigen an die Stadt herankamen, war Ezzelino gewarnt und das Volk unter den Waffen. Alle Thorwachen waren sogleich gewechselt, alle Pforten geschlossen, die Sturmglocke geläutet, und als Ezzelino mit der teutschen Besatzung einen Ausfall machte, ergriffen die Leute der Verbündeten eilends die Flucht. Jacob von Carrara wurde gefangen und von da an dem Ezzelino Freund, da er ihm gegen das Versprechen treuen Gehorsams die Freiheit geschenkt hatte. Azzo gelangte glücklich nach Este [43]). Als Azzo vernahm, daß der Herr von Romano das Heer zum Aufbruche gegen Este rüste, entließ er alle Estenser, die unter Thränen von ihm, der ihnen stets ein so gütiger Herr war, und seiner Familie Abschied nahmen, und zog sich mit den Seinigen nach Rovigo zurück. Ezzelino dachte indessen nur daran, Rache zu nehmen an seinem Feinde. Am 21. Juli verließ er Padua und zog gegen Este, das er ohne Schwierigkeit einnahm und mit Sarazenen besetzte. Er behandelte die Bürger sehr gut, ja strafte Jeden sogleich selbst, der ihnen etwas rauben, oder sie sonst mishandeln wollte. Auch das Schloß von Este fiel ihm zu; dann zog er nach Verona [44]). Seine Abwesenheit benutzte Azzo, endlich auch Tyso de Campo Sampiero, welcher noch von der Zeit her als Markgraf Aldobrandino die Eroberung eines großen Theiles der Mark Ancona in Besitz genommen hatte, dort in Gefangenschaft gewesen war. Durch ein Heer seiner Freunde befreit, kehrte er nach Este zurück, das er sofort wieder besetzte, ohne jedoch des Schlosses Herr werden zu können [45]). Dagegen eroberte Fulco de Montagnone für ihn Monterosso, doch nur auf kurze Zeit, denn Albericus de Romano und der Podesta von Padua eroberten es bald wieder, befestigten es und von da an wurde es dem Befehle des Uberto de Dalesmanio, einem Edlen aus Padua, übergeben [46]). Azzo's Einfluß in Padua und dessen Umgebungen dauerte dabei noch immer fort, und nöthigte den über die Wiedereinnahme der Besitzungen von Este entrüsteten Ezzelino von Verona wieder nach Padua zurückzukehren, wo die Hinneigung zu dem Markgrafen neue Verschwörungen zu erzeugen drohte. Da er in den weiteren Fehden mit den Estensern die Oberhand nicht gewinnen konnte, schrieb er dem Kaiser [47]): „er möge ihm, seinem treuesten Anhänger, zu Hilfe eilen, und den Markgrafen, als das Haupt aller Widersacher, treffen; dann würden sich die übrigen Glieder leicht binden lassen." Zu Anfange des J. 1239 brach Friedrich von Cremona über Verona und Vicenza nach Padua auf, wo er auf das Feierlichste empfangen wurde, und längere Zeit verweilte. Doch verfloß diese Zeit ohne ernstliche Geschäfte. Er ging in dieser Zeit nach Montselice, wo sich eine besondere kaiserliche Kammer des paduanischen Districtes befand, und wo er der Sicherheit wegen den Berg hatte befestigen lassen. Dort erkannte er erst recht die Macht des Markgrafen von Este, da er die Ausdehnung seiner Besitzungen, die Zahl seiner Schlösser und anderer Ortschaften gewahrte. Dorthin berief er ihn auch und hatte mit ihm lange ein geheimes Gespräch [48]). Dieses und andere Gespräche, welche er mit ihm hatte, benutzte der Kaiser, um Azzo durch mündliche Vorstellungen aller Art und durch Erinnerung an die Treue und Anhänglichkeit seines Vaters für sich umzustimmen. Indessen gelang dies nur halb; denn dem Hause Romano nachzustehen, oder auch nur ihm nicht vorgezogen zu werden, galt dem Markgrafen für eine unerträgliche Beleidigung [49]). Als der Kaiser von Treviso, wo er (um den 20. April) [50]) sich durch 10 Tage aufgehalten, nach Padua wieder zurückgekehrt war, beschied er den Markgrafen, dessen Sohn er, nach dem von dem Bruder Johann von Schio erwirkten Eheverlöbnisse, wirklich mit Alberich's da Romano Tochter Adelheid vermählt hatte, wieder zu sich in die Stadt, nahm seine Schlösser in des Reiches besonderen Schutz, schien ihm sein Vertrauen ebenfalls zu schenken und verkehrte viel mit ihm und seinen Freunden und Anhängern, die zugleich mit ihm dahin gekommen waren, im Kloster der heiligen Justina, wo der Kaiser seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Ezzelino, der mit diesen Vorgängen eben nicht zufrieden war, stellte Kundschafter nach jener Seite hin aus, um alle jene zu erfahren, die ihm bei seinem Einzuge in Padua entgegenziehen würden [51]). So erfuhr er alle jene Bürger, die dem Markgrafen zugethan waren. Als hierauf die Nachricht dem Kaiser zugekommen war, daß ihn Papst Gregor IX. feierlich mit dem Kirchenbanne belegt habe, brachte ihn Ezzelino dahin, wieder argem Verdachte gegen den Markgrafen Raum in seiner Brust zu geben. Da er wußte, wie mächtig dergleichen Aussprüche des römischen Stuhles auf die Guelfen wirkten, so foderte er von Azzo seinen Sohn Reinald und dessen Gattin Adelheid, die Tochter Alberich's da Romano, als Geiseln [52]), die er anfänglich an verschiedenen Orten der Lombardei sich aufhalten ließ, und später nach Apulien schickte, wo sie auch durch Gift ihren Tod fanden. Man beschuldigte Ezzelino, den Kaiser zu dieser verderblichen, alle Gemüther der Gegenpartei feindselig aufreizenden, Vorsichtsmaßregel bestimmt zu haben. Alberich, vielleicht schon früher zwischen dem Kaiser und der Kirche schwankend, vielleicht eifersüchtig auf seinen

43) Rolandini (Lib. IV. Cap. V. p. 219 — 221) setzt das Unternehmen auf den 22. oder, nach anderen Manuscripten, auf den 23., *Paris. Cereтae* Chron. Veron. p. 630 auf den 8. Juli des J. 1238. 44) *Rolandini* Lib. IV. Cap. VI. p. 222. 45) Ebendaselbst Lib. I. Cap. XV. p. 218. 46) Ebendaselbst Lib. IV. Cap. VI. p. 223. 47) Ebendaselbst Cap. VII. p. 223.

48) *Rolandini* Cap. IX. p. 225. 49) v. Raumer a. a. O. 4. Bd. S. 18. 50) Histor. trivig. p. 248. v. Raumer II, 578. 51) *Rolandini* l. c. Cap. XI. p. 227. 52) Mon. Patav. Chron. T. VIII. p. 678.

Bruder wegen der kaiserlichen Gunst, erbittert auf Friedrich wegen der Entfernung seiner geliebten Tochter, deren Ehe der Monarch doch erst vor Kurzem selbst zur Ausführung gebracht hatte, versöhnte sich mit seinem früheren Nebenbuhler, dem Herrn von Camino, zog sich mit ihm im Mai 1239 aus des Kaisers Lager zurück, begab sich nach Treviso, welche Stadt er gegen ihn aufwiegelte, und dessen Partei und Besatzung er durch Überraschung aus ihr vertrieb [53]). Hierauf begaben sich Alberich und die Trevisaner mit allen ihren Besitzungen und Freunden unter den Schutz des Papstes, der auch ihre Gesandten mit Freuden aufnahm. Azzo wartete auch nur auf eine schickliche Gelegenheit, um mit dem Kaiser zu brechen. Im Juni verfügte er sich mit einem Gefolge von 100 Mann ins Lager des Kaisers nach Cittadella. Als er eben auf dem Wege dahin begriffen war, begegnete er Ezzelino, der aber nur 20 Mann bei sich hatte und der auch ebendahin sich verfügte. Einige aus des Markgrafen Gefolge dachten und redeten hin und her, was jetzt zu thun sei, als Azzo plötzlich zwei aus seinem Gefolge dem Feinde seiner Familie entgegenschickte und ihn höflich ersuchen ließ, er möge nur auf einige Augenblicke links oder rechts ab von der Straße sich entfernen, und so zogen beide Heerhaufen an einander in Ruhe vorüber [54]). Bald darauf brach der Kaiser von dort nach der Lombardei auf. Die beiden Freunde Azzo und Rizzardo mochten vielleicht in ihrem Entschlusse noch schwanken, da verrieth dem Azzo und Uguccio ein Ritter, daß er gehört habe, als sich der Kaiser mit Ezzelino berathen habe, wie er sich ihrer, denen er nicht mehr trauen dürfe, entledigen könne; nun war ihr Entschluß rasch gefaßt. Eben befanden sie sich in der Nähe des Schlosses von Sambonifazio. Sie baten deshalb den Kaiser, den Grafen von Sambonifazio auf seinem Schlosse besuchen zu dürfen, kehrten aber, nachdem sie von ihm die Erlaubniß dazu erhalten hatten, nicht wieder zu des Kaisers Gefolge zurück. Sie ließen vielmehr die Thore hinter sich schließen. An demselben Tage noch entzog sich Uguccio Monticello und Petrus de Montebello den Händen des Kaisers [55]). Vergebens ließ der Kaiser durch seinen Kanzler Petrus de Vineis ein sicheres Geleite anbieten, um sich über die Ursache des Misverständnisses mit ihm zu besprechen, vergebens ihn auffodern, zum Heere wieder zurückzukehren. Alle Gnadenversprechungen Friedrich's waren umsonst. Da ließ Friedrich die Freunde Azzo's in anderen Städten, die noch nichts von des Markgrafen Abfall wissen konnten, verhaften, so zu Villanuova Nicolaus de Lucis, Ailo de Compagno und viele Andere, die er dem Ezzelino übergab, der sie im Schlosse von Fonte gefangen hielt. Später schickte er sowol sie, als auch Azzo's Sohn, Rainald, nach Cremona und Parma, und ließ sie dort auf das Sorgfältigste bewachen [56]). Azzo wurde dadurch nicht abgehalten, seine längst gefaßten Vorsätze auszuführen; er wollte weder dem Ezzelino nachstehen, noch die Kirche verlassen, noch gegen die lombardischen Städte fechten. Am 20. Dec. 1239 trat er feierlich in ihren Bund [57]). Der Markgraf von Este eroberte, von den ihm durch Ezzelino abgenommenen Ländereien eine nach der anderen wieder, während der Herr von Romano sich dafür in Padua dadurch entschädigte, daß er gegen alle, die ihm der Anhänglichkeit an den Estenser verdächtig waren, schonungslos wüthete [58]). Dem Kaiser hatte weder seine Milde, indem er alle der Haft entließ, gegen welche aller Verdacht geschwunden war, noch auch seine Strenge viel genützt, denn die am 13. Juni desselben Jahres in Verona über den Markgrafen von Este, den Grafen von Sambonifazio, Uguccione de Pileis von Vicenza und sehr viele Andere ausgesprochene Acht, schreckte nicht in dem Grade, als der ihr gegenüberstehende Kirchenbann [59]). Zur Vollstreckung desselben gegen den Kaiser und alle seine Anhänger hatte Papst Gregor einen Kreuzzug angeordnet, an dessen Spitze er seine Legaten stellte. Einer derselben, Gregor von Montelungo, der schon im vorigen Jahre die Seele aller Unternehmungen der guelfischen Partei im mittleren Italien gewesen, brachte schon im Februar des J. 1240 ein dreifaches Heer in der Gegend von Ferrara zusammen, um es gegen den obgleich hoch bejahrten, doch noch immer thatkräftigen Salinguerra zu führen, der seit Jahren über Ferrara herrschte. Das eine dieser drei Heere, gebildet aus den Bewohnern der benachbarten Romagna, wurde von Ranieri Zeno von Bologna angeführt, mit ihm waren die von Ravenna unter der Leitung des Paolo Traversario; das zweite bestand aus den Guelfen der trevisinischen oder veronesischen Mark und den Mantuanern; dabei waren Azzo, Rizzardo von Sambonifazio, Guezello von Camino und viele Andere, dann auch die Zuzüge der Städte Mailand, Brescia und Piacenza; das dritte Heer endlich stellten die Venetianer, denen der Aufschwung Ferrara's ein Dorn im Auge war, und die den Handel verhinderten und alle Verbindung zu Wasser abschnitten. Seit mehren Jahren hatte nämlich unter Salinguerra's weiser Leitung in dieser vordem von Parteikämpfen aufgeregten Stadt eine seltene Ruhe geherrscht, der Handel hatte sich so sehr gehoben, daß auf den beiden großen Messen derselben Käufer und Verkäufer aus allen Theilen Italiens, ja selbst von Frankreich her, sich einfanden, denn sowol von der Seeseite, als auch zu Lande war der Zugang nach allen Seiten frei. Die Ufer des Po waren mit schwer beladenen Schiffen besetzt, die aus den entferntesten Gegenden die verschiedenartigsten Waaren brachten. Die Bürger fühlten sich an ihrer Ehre gekränkt, wenn man ihren Beitrag zu öffentlichen Zwecken zu gering ansetzte. Die städtischen Einkünfte waren so reichlich, daß

53) Histor. trivigiana etc. p. 249. 54) *Rolandini* Lib. IV. Cap. XII. T. VIII. p. 229. 55) *Rolandini* Cap. XIII. p. 230. *Ant. Godi* Chron. T. VIII. p. 83 et 84. 56) *Ej.* Cap. XIII. p. 230 et 231.

57) v. Raumer a. a. O. S. 50. 58) *Rolandini* Cap. XIII. p. 231. Das Schloß von Este nahm er durch die Gewalt der Waffen, Loggio durch Hunger, indem die Saracenen, welche dort für Ezzelino als Besatzung standen, es so lange vertheidigten, als sie nur irgend konnten, ebenso auch Calaone und Cerro, denen Ezzelino vergebens zu Hilfe eilte. 59) *Parisii Ceretae* Chron. Veron. p. 631.

der nach Bestreitung des öffentlichen Aufwandes verbleibende Überschuß alle Monate unter die Bürger vertheilt wurde[60]). Weil aber Ferrara, bei solchem Reichthume und solchem Handel, die bisherige Abhängigkeit von Ravenna und Venedig, und insbesondere die Sperrung des Po nicht länger dulden wollte, so kam es zum Kriege. Venedig und Ravenna suchten und fanden Verbündete an dem Markgrafen von Este, der noch den alten Haß gegen Salinguerra hegte, an Alberich von Romano, der in ihm den Verbündeten seines Bruders bekämpfte, an den übrigen Guelfen, denen die feste Anhänglichkeit des Greises an der Partei des Kaisers misfiel, und an allen lombardischen Städten, welche das unter Friedrich II. getreue, rasch emporblühende Ferrara beneideten und zugleich haßten. Indessen hatte auch Salinguerra für Verbündete gesorgt, aus Modena und Reggio Hilfsmannschaft berufen, vom Kaiser 500 Reiter und Geld erhalten, womit die so oft ungeduldigen Söldner befriediget werden konnten. Zugleich beseelte die Einwohner der beste Geist und so sah der mehr als 80jährige Greis muthig der nahenden Gefahr entgegen[61]).

In den ersten Tagen des Februar 1240 versammelte sich das verbündete Heer und hoffte, die in der Ebene liegende, nur durch Kunst vertheidigte Stadt um so leichter erobern zu können, als die Venetianer gewaltige Belagerungsthürme herbeigeführt hatten, und der von dem Papste ernannte Legat Gregor von Montelungo den Muth der Belagerer mächtig anfeuerte[62]), der besonders bei den Anhängern des Markgrafen um diese Zeit schon überhaupt sehr gesunken war, da weder zu Padua und Verona, noch in Vicenza und Ferrara es irgend Jemand wagte, des Markgrafen oder seiner Freunde auch nur zu erwähnen[63]). Die Erwartungen der Verbündeten wurden aber nicht erfüllt. Zwei Mal stürmten die Belagerer, zwei Mal wurden sie zurückgeschlagen; weshalb der entrüstete Doge Jacob Tiepolo dem Stefano Badoer, welcher das venetianische Heer vor Ferrara befehligte, sagen ließ: er werde binnen Kurzem selbst anlangen, um die Sache zur Entscheidung zu bringen[64]). Er kam später auch wirklich selbst, aber auch die erneuten Kämpfe blieben ohne erheblichen Erfolg, obgleich der Stadt zu Wasser und zu Lande hart zugesetzt wurde. Die Stadt hätte wol noch lange widerstanden, wenn ihnen nicht der Verrath im Inneren der Stadt zu Hilfe gekommen wäre[65]). Hugo Ramberti, der erste nach Salinguerra an Ansehen, war von den Verbündeten durch Geld und Versprechungen gewonnen worden und redete dringend für den Frieden, dem auch die Bürger, deren Felder nicht bestellt werden konnten und die mit Bedauern das Darniederliegen des Handels sahen, und den Ruin ihres Gewerbes fürchteten, sich geneigt zeigten[66]). Salinguerra, obgleich von der Verderblichkeit dieses Schrittes überzeugt, gab nur ungern nach. Den Bevollmächtigten, welche man hierauf zu den Belagerern sandte, versprachen diese Sicherheit der Personen und des Gutes, und insbesondere, daß dem Salinguerra nichts Unbilliges widerfahren und daß er frei in sein Haus zurückkehren solle. Als hierauf der Legat und mehre Andere ihren Vorsatz erklärten, diese Versprechungen nicht halten zu wollen, erklärte sich Azzo allein gegen jeden Treuebruch mit Abscheu. Jener suchte dagegen zu beweisen, daß es, um doch endlich der Stadt Meister zu werden, klug sei, das Nützliche zu ergreifen und Salinguerra von der Herrschaft der Stadt zu entfernen. Salinguerra, keine Hinterlist ahnend, ging getrost aus der Stadt heraus und übergab Ferrara der Kirche und dem päpstlichen Abgeordneten. Nachdem dieses geschehen, führten der päpstliche Legat, der Doge, Azzo von Este und der Podesta von Bologna, mit all ihrem Gefolge den Greis wieder am 3. Juni, am Tage des Pfingstfestes, friedlich und einig in die Stadt und in sein Haus ein, wo ein Festgelag für Alle bereitet war. So war der mit Salinguerra geschlossene Vertrag dem Worte nach erfüllt. Alles lagerte sich und genoß des Weines, der nach der Sitte des Landes reichlich dargereicht wurde, und ergab sich heiteren Gesprächen; da erhob sich inmitten des Festgelages Paul Traversaria und führte mannichfaltige Klage gegen Salinguerra. Als er geendet, erhob sich dieser, und suchte die Vorwürfe zu widerlegen, allein die Meisten fingen an, mit den Füßen zu scharren und seine Worte zu überschreien, auf daß sie nicht verstanden würden; er versuchte es ein zweites und ein drittes Mal, sich verständlich zu machen, aber vergebens. Man hatte ihn in sein Haus zurückgeführt und glaubte nun dem Vertrage vollkommen entsprochen zu haben. Als Salinguerra diese Wendung gewahrte, ergab er sich ruhig in sein Geschick. Salinguerra wurde hierauf nach Venedig abgeführt, wo er in anständiger Haft nach wenigen Jahren sein Leben beschloß[67]). Bei Gelegenheit dieses Treuebruches wurde aber auch die Stadt nicht ganz mit Plünderung und mancherlei Gewaltthaten verschont[68]). Durch zwei Jahre behielten die Venetianer den Ort besetzt; zum Podesta wurde Stephan Badoer eingesetzt. Der Verräther wurde, wie ihm Salinguerra vorausgesagt hatte, bald allen Parteien verdächtig, und starb zuletzt in größter Armuth und Verachtung; 1500 Familien verließen die Stadt, weil sie nicht in die Bedingungen willigen wollten, welche der neue Podesta zum Vortheile Venedigs erzwang. Die Guelfen kehrten wieder in die Stadt zurück und bemächtigten sich der Güter ihrer vertriebenen Gegner, und die Stadt wurde ganz

60) Chron. parva Ferrariensis ap. *Murat.* T. VIII. p. 483. 61) *Rolandini* l. c. 62) Chron. Fratris Francisci Pipini. Lib. I. Cap. LI. ap. *Murat.* T. IX. p. 670. 63) *Rolandini* Lib. V. Cap. I. p. 233. 64) *Andr. Dand.* Chron. Lib. X. Cap. V. Pars XXV. ap. *Murat.* T. IX. p. 351. 65) Chron. parva Ferrar. T. VIII. p. 485. 66) G. B. Pigna's Historia de' principi di Este etc. (In Ferrara 1570.) p. 151.

67) *Riccobaldi Ferrariensis* Hist. Imp. ap. *Murat.* T. XIII. p. 129. Chron. parva Ferrar. T. VIII. p. 484 sq. Mon. Pat. chron. p. 679. Chron. Fr. Franc. Pipini l. c. Chron. di Bologna. T. XVIII. p. 261. *Paris. Ceretae* Chron. Veron. T. VIII. p. 631. Storia della republica Veneziana scritta da *Andrea Navagiero*, Patrizio Veneto ap. *Murat.* T. XXIII. p. 993. Chron. Est. T. XV. p. 309. Annales Caesenat. auctore anonymo ap. *Murat.* T. XIV. p. 1097. 68) Chron. parva Ferrar. ap. *Murat.* T. VIII. p. 485.

der päpstlichen Partei gewonnen. Azzo nahm hier wieder die Stellung ein, aus welcher ihn Salinguerra früher verdrängt hatte, allein mit Salinguerra war auch aller Wohlstand, alle Regsamkeit des Handels und die Zufriedenheit aus ihr gewichen. Nach zwei Jahren übergaben ihm die Venetianer die Stadt, auf den nun die Würde eines Podesta überging. Von da an besetzten die Estenser alle Ämter mit ihren Freunden und Anhängern ganz. Der Markgraf selbst, der als Podesta mit einem Gehalte von 3000 Pfund bolognesischen Gewichtes ausgestattet wurde, stand durch mehre Jahre an der Spitze des Gemeinwesens. Da wurde beschlossen, es möchte der Markgraf ersucht werden, zu gestatten, daß auch andere angesehene Männer, welche sich um die Stadt verdient gemacht haben und ihr auch fernerhin noch zu dienen bereit seien, zu gleicher Würde gelangen könnten, was dieser zugestand, wenn nur er selbst dabei keinen Schaden erleide. Dessen waren die Angesehenen froh und ließen ihm, nach einem Beschlusse derjenigen, welche den Angelegenheiten der Stadt vorstanden, aus den Einkünften der Stadt noch fortan 3000 ferrareser Pfund auszahlen, worauf er sich nach Rovigo zurückzog. Außerdem befahl er aber auch, als seine eigenen Einkünfte zur Deckung des Aufwandes, den er gern machte, nicht hinreichten, zu großem Misfallen der Bürger, noch andere Geldabgaben beizutreiben, und wo diese nicht hinreichten, auch Ochsen, Schweine und dergleichen zu liefern. Man gehorchte, aber mit Unwillen, und erinnerte sich mit Bedauern der glücklichen Tage zur Zeit, als Salinguerra noch die Herrschaft führte. Doch auch diese Beisteuern reichten noch nicht hin. Unter verschiedenen Vorwänden wurden dem Markgrafen von seinen Anhängern und Freunden, die aus dessen Macht und Stellung Vortheil zogen, auch andere Zuschüsse aus den städtischen Einkünften bewilligt, und so der erste Grund zu jenem Misvergnügen der Bürger gelegt, das später die Familie um den Besitz von Ferrara brachte [69]). — Gegen das Ende des Jahres hatte der Papst dem Markgrafen auch Argenta übergeben. — Während dieses zu Ferrara und auf dessen Gebiet vorfiel, hatte Azzo mit den Guelfen auch in Padua wieder von Neuem Verbindungen angeknüpft, um Ezzelino zu verdrängen; ja der Markgraf war sogar, während jener in Verona abwesend war, in das Paduanische eingefallen, allein von dem Podesta der Stadt, Tebaldo Francesco, zurückgetrieben worden. Bei dieser Gelegenheit verlor er viele Leute, die theils getödtet und theils gefangen wurden [70]), unter den letzteren befanden sich auch mehre seiner Freunde, wie Guizzardo und Rizzardo de Lendenara, Guido de Liulci aus Ferrara und Andere, die nach Ferrara abgeführt wurden. Dieses Gefecht fiel bei Monte Rosso vor. Seinen Rückzug auf Este mußte Azzo über das Gebirge in der Richtung von Galzignano, auf sehr steilem und rauhem Wege, nehmen [71]). In demselben Jahre zog auch der Podesta von Verona, Hugo de Curte von Parma, mit den Veronesern am 16. Mai aus, setzte über die Etsch, und marschirte auf Badia zu, und zwar zu Wasser und zu Lande, um dem von den Veronesern besetzten Schlosse Gaibi, das der Markgraf bedrängte, zu Hilfe zu kommen; allein er konnte nichts ausrichten, büßte vielmehr Schiffe und Lastwagen ein, und mußte es zulassen, daß außer Gaibi auch Fratta von der Partei des Markgrafen genommen wurde [72]). Indessen hatte Kaiser Friedrich Faenza belagert; aus dem Lager vor dieser Stadt erließ er am 13. Sept. desselben Jahres das Verbot, der von dem Papste ausgeschriebenen Versammlung der Lombarden beizuwohnen, da diese keinen anderen als einen ihm verderblichen Zweck haben könne, was sich auch aus den dahin beschiedenen Personen ergebe, indem der Graf von Provence, Berengar, der Doge von Venedig, der Markgraf von Este, der Graf von Sambonifazio, durchaus erklärte Feinde seiner Person, ausdrücklich zu dieser Zusammenkunft eingeladen worden seien [73]). Durch die Nähe und Thätigkeit Ezzelino's wurde Azzo abgehalten, jener Auffoderung des Papstes, zur Versammlung der Prälaten der Christenheit nach Rom zu kommen, Folge zu leisten. Wenngleich dem Herrn von Romano manches einzelne Unternehmen fehlschlug, so siegte Ezzelino dann doch im Ganzen durch Festigkeit, Tapferkeit, Verstand und eine consequente, auf die Vernichtung seiner Feinde berechnete Strenge, die zuweilen allerdings Grausamkeit genannt werden mußte. Im Herbste des J. 1241 knüpfte er mit Einigen, die bisher für Anhänger des Markgrafen galten, in Este ein geheimes Einverständniß an, um in den Besitz jenes Ortes zu gelangen; zum Glück wurde dieses noch bei Zeiten entdeckt und die Verräther verhaftet [74]). Im Frühlinge des nächsten Jahres brach Ezzelino zur Nachtzeit aus Verona auf, wo er sich damals gemeinhin aufhielt, und brach mit dem veronesischen Heere nach Lonigo auf, wo er stehen blieb und insgeheim verweilte; hierauf ließ er in Montagnana, welches Azzo's Truppen für ihn besetzt hielten, Feuer anlegen, indem er meinte, so entweder den auf dem Schlosse von Este sich aufhaltenden Markgrafen, oder aber Montagnana selbst in seine Gewalt zu bekommen. Als Azzo aus seinem hohen Schlosse die ersten Brände von Montagnana sah, eilte er mit seinen Leuten rasch an den Ort der Gefahr, erforschte vorsichtig die Gegend, und ließ, als er von der Nähe des Feindes Kunde erhalten hatte und die ihm gelegte Falle erkannte, selbst Feuer anlegen an mehren Orten, um so den Feind zu täuschen und kehrte glücklich nach Este zurück, nahm aber Männer und Weiber, Kinder und Erwachsene, soviel er nur irgend konnte, mit sich nach Este hinüber, da er das Schicksal des Ortes voraussah, und wirklich erschien am folgenden Tage Ezzelino mit seinen Scharen, besetzte den Ort und ließ ihn in Flammen aufgehen [75]). Hierauf erbauete er dort ein fe-

69) *Murat.* T. VIII. p. 486. 70) *Paris. Ceretae* Chron. Veron. T. VIII. p. 631. 71) *Rolandini* Lib. V. Cap. III. T. VIII. p. 235.

72) Chron. Veron. p. 632. 73) s. G. H. Pertz's Monumenta Germaniae historica etc. T. IV. p. 337 et 338. 74) *Rolandini* Lib. V. Cap. V. p. 237. 75) *Rolandini* l. c. Cap. VIII. p. 238. Mon. Patav. Chron. p. 680.

stes Schloß und erhielt, noch während er hier verweilte, die Nachricht von der Übergabe des Schlosses Arcole, das bisher der Graf Rizzardo von Sambonifacio behauptet hatte. Nun ließ er Verwüstungszüge gegen Treviso und Este folgen, durch die er sich an seinen Feinden zu rächen suchte [76]), wogegen wieder Azzo, im Vereine mit den Mantuanern und dem Grafen von Sambonifazio, der Hilfe ungeachtet, die Ezzelino in Eile schickte, das Schloß von Ostia eroberte und zerstörte [77]). Von da an ruhte die Fehde zwischen diesen beiden, sich das Gleichgewicht haltenden, Gegnern, durch mehre Jahre nicht. Im Frühlinge des J. 1245 war Azzo mit den Mantuanern und Rizzardo da Sambonifazio in das Veronesische eingefallen und mit Mühe von Ezzelino zurückgedrängt worden. Im Jahre 1247 war die wichtige Stadt Parma von den Guelfen überrascht und dem Kaiser genommen worden; dieser bot aber, in Übereinstimmung mit seinem Sohne Enzius, alle seine Kraft auf, um ihrer wieder Herr zu werden, sie wurde von ihnen eingeschlossen und hart bedrängt. Als die Kunde davon in die veronesische Mark kam, da eilten Markgraf Azzo mit den Ferraresern, Rizzardo von Sambonifazio aus Mantua, der päpstliche Legat Gregor von Montelungo, Biaquino de Camino, Ezzelin's Bruder Alberich, den aber Viele im Verdachte hatten, daß er gegen die Partei der Kirche nicht aufrichtig handle, sondern es insgeheim doch noch mit seinem Bruder und den Ghibellinen halte, und viele andere Guelfen herbei, um der Stadt zu helfen [78]); aber auch dem kaiserlichen Heere zogen die Ghibellinen von allen Seiten her zu, sodaß sich bald zeigte, wie Parma der Mittelpunkt des ganzen Krieges sei. Bei Villa Gazoldi stieß Azzo auf den Heerhaufen Ezzelino's (am 15. Juni); doch erreichte er nur mehr die letzten Reiterscharen aus Verona, welche den Nachtrab bildeten; Ezzelino selbst konnte er aber nicht hindern, seinen Marsch in das Lager des Kaisers fortzusetzen. Dafür gelang es ihm selbst und seinen Freunden Parma zu erreichen. Der Markgraf schloß sich mit einem zahlreichen Trupp Ferrareser in Parma ein, wiewol er dadurch sein eigenes Land entblößte und es dem Ezzelino zur Beute wurde; denn während er sich hier befand, büßte er daheim mehre Schlösser ein [79]). König Enzio hatte den Auftrag, zu verhindern, daß die Feinde nicht die Pobrücke bei Bersello erstürmen und so Parma nicht mit Lebensmitteln versorgen könnten; allein er konnte weder das Eine, noch das Andere verhüten. Der päpstliche Legat Octavian Ubaldini hatte im Bisthume Cremona bei Bocca tagliata ein Heer von Mailändern, Brescianern, Mantuanern, Bolognesern und Ferraresern gesammelt, bei dem auch des Markgrafen Azzo Scharen waren; zugleich wurden auch viele Vorkehrungen zu Schiffe getroffen und endlich am Festtage Aller Heiligen die Brücke und das Pfahlwerk bei Bersello am Po angegriffen, erstürmt und, trotz alles Widerstandes, der überraschten Gegner große Vorräthe von Lebensmitteln nach Parma gebracht, bei welcher Gelegenheit der Markgraf abermals einen Zuzug von Reitern und Fußvolk erhielt [80]). K. Friedrich mußte auf die ganz sicher gehegte Hoffnung, Parma zu erobern, im J. 1248 endlich doch Verzicht leisten. Noch vor der Einnahme und Zerstörung des durch K. Friedrich zwischen Parma und Borgo San Donnino der ersteren Stadt zum Hohn erbauten neuen Städtchens Vittoria hatte Ezzelino, in der Gewißheit des bereits entschiedenen Sieges, das kaiserliche Lager verlassen und war in die veronesische Mark zurückgekehrt; dort hatte er in kurzer Zeit Feltre genommen, Belluno berennt, Mantua belagert und sich endlich doch, nach wiederholter Einschließung, auch Belluno's bemächtigt, sodaß dem Patriarchen von Aquileja endlich vor der fürstlichen Gewalt, welche Ezzelino gegründet hatte und die er mit sichern Händen führte, bange wurde, weshalb er sich an den Markgrafen Azzo von Este anschloß und in Verbindung mit dem Grafen Rizzardo a S. Bonifacio Mantua und Brescia zu gemeinschaftlichen Maßregeln gegen den da Romano zu bewegen suchte [81]). Dieser entfaltete nur um so mehr Kraft und Thätigkeit, je mehr Feinde ihm erstanden. Während Azzo im September des folgenden Jahres als Podesta in Ferrara sich aufhielt, brach Ezzelino, der sich erst an demselben Tage (den 16. Sept.) mit Beatrix, der Tochter des Buontraverso de Castronuovo, verlobt hatte, unter dem Vorwande, nach der Lombardei ziehen zu wollen, nach Verona auf, eilte aber von dort mit dem Heere der Vicentiner und Veroneser über Porto nach Legnano; dort traf er einige Vorkehrungen und ging am 20. um Mittag nach Este, wo er um Mitternacht eintraf und durch Verrath eines Mannes, dem der Markgraf viele Wohlthaten erwiesen, noch in derselben Stunde in die Stadt eingelassen wurde. Die durch den plötzlichen Lärm aus dem ersten Schlafe aufgescheuchten Bewohner flohen nach allen Richtungen, die meisten in das feste Schloß von Este, andere nach Rovigo und Ferrara, andere ins Gebirge. Indessen wurde der Ort geplündert und das Schloß umringt; da es aber sehr fest war, ließ er mit großem Aufwande und vielen Wurfmaschinen, die Steine bis zu einem Gewichte von 1200 Pfund schleuderten, ihm hart zusetzen und Mauern, Thürme und den Palast des Markgrafen zerstören. Als er jedoch gewahrte, daß der Muth der Belagerten dadurch nicht gebrochen wurde, ließ er Bergleute, der Kunst, Stollen zu brechen, kundig, aus dem Gebirge von der kärnthner Grenze herkommen, die ihm auch versprachen, recht bald ihm die Gelegenheit verschaffen zu wollen, daß er Hunderte seiner Bewaffneten zur Nachtzeit mitten im Schlosse aus der Erde hervorsteigen lassen könne. Die Belagerten, welche diese Anstrengungen des Feindes sahen, auf keinen Entsatz rechnen zu können glaubten, und keine Möglichkeit gewahr-

76) *Rolandini* Lib. V. Cap. X. ap. *Murat.* scr. T. VIII. p. 240. 77) *Rossi* l. c. Vol. XV. p. 171. 78) *Rolandini* Cap. XXI. p. 248 et 249. 79) Chron. Parmense ap. *Murat.* T. IX. p. 770.

80) Chron. Mutin. *Murat.* scr. T. XV. p. 562. *Paris. Ceretae* Chron. Veron. T. VIII. p. 633 et 634. Chron. Est. *Murat.* scr. T. XV. p. 313. 81) Heinrich Leo's Geschichte der ital. Staaten. 2. Th. S. 324.

ten, den Platz länger behaupten zu können, ergaben sich, und zogen am 16. Oct. mit ihrer Habe, jedoch ohne jene Waffen und Vorräthe, welche als des Markgrafen Eigenthum erkannt wurden, ehrenvoll ab. Drei Tage darauf ergab sich unter denselben Bedingungen das Schloß Baone und am 23. Oct. Vigizzolo, das auf Befehl Ezzelino's zerstört wurde. Vescovana ergab sich am 24. desselben Monats, das noch angezündet und gleich jenem behandelt werden mußte. Calaone aber und Cerro ergaben sich nicht, sondern hielten sich tapfer durch mehr als ein Jahr und verblieben der Sache des Markgrafen getreu[82]). Azzo unternahm nichts, um den weitern Verlust seiner Besitzungen zu verhüten. Gegen die Mitte Decembers des J. 1250 verlor Ezzelino Friedrich II. durch den Tod, womit er eine große Stütze einbüßte und Azzo einen mächtigen Feind verlor. Die Trauernachricht von Friedrich's Tode ward bei jenem durch den Fall der beiden letzten Burgen, welche dieser in der Mark hatte, Cerro und Calaone, aufgewogen[83]). Für Azzo hingegen gesellte sich zu der Unglückskunde vom Falle seiner getreuesten Schlösser noch die jammervolle Botschaft vom Tode seines überaus geliebten einzigen Sohnes Rinaldo, der in Apulien, zugleich mit seiner Gattin, Alberich's Tochter, Adelheid, an Gift gestorben war[84]). Dem Großvater blieb nur der Enkel Obizzo übrig, den er zu sich nach Ferrara kommen ließ, und mit um so mehr Liebe überhäufte, als er das ganze Ebenbild des Vaters war[85]). — All dieser Unfälle ungeachtet, hielt Azzo doch fortan an der Kirche fest und schloß sich an Modena, Mailand und die meisten übrigen lombardischen Städte nur um so inniger an[86]); um sich sammelte er in Ferrara auch alle Flüchtlinge, alle durch Mord oder Verfolgung ihrer Verwandten Gekränkte aus Padua, Verona und andern Orten, ihre Zahl wuchs von Tag zu Tag mehr an; auch zu des Papstes Ohren waren täglich lauter die Wehklagen gedrungen über Ezzelino's schauderhafte Tyrannei, sodaß Papst Alexander IV. schon im December des J. 1255 sich entschloß, in Verbindung mit dem Markgrafen von Este, eine größere Macht gegen den Wütherich und Beschützer der Ketzerei aufzustellen. Er sandte seinen Legaten Filippo Fontana, den Erzbischof von Ravenna, in die Lombardei, der den Kampf gegen den Herrn von Romano als einen förmlichen Kreuzzug behandelte, sich nach Venedig begab, dort von der Republik Kriegsschiffe erhielt, um die Brenta hinaufzusegeln und Padua anzugreifen; dagegen vertraute der Legat zwei venetianischen Patriciern den Befehl über das Kreuzesheer an. Allein für das natürliche Oberhaupt der Guelfen galt doch noch immer der Markgraf Azzo von Este, der schon im J. 1252 mit mehren lombardischen Städten, unter Genehmigung des Papstes, den auch er zu kräftigerem Einschreiten gegen seinen Erbfeind aufgefodert hatte[87]), gegen Ezzelin einen Vertrag geschlossen hatte, der aber nicht zum erwünschten Ziele führte. Zwar hatte ihm Ezzelino die meisten seiner Schlösser entrissen; aber noch blieben ihm die Polesinen von Rovigo, wo er jetzt seinen Sitz hatte, und von dort aus behielt er auch einen bedeutenden Einfluß auf die Stadt Ferrara, die er schon mehr als ein Fürstenthum denn als einen Freistaat beherrschte. Mit ihm vereinigte sich Ludwig, des Grafen Rizzardo von Sambonifazio Sohn, von dem die Stadt Mantua sich in fast gleicher Abhängigkeit befand; die mächtige Republik Bologna und die große Zahl der Flüchtlinge und Vertriebenen aus fast allen Städten der trevisanischen Mark. Azzo kam mit seinem Heerhaufen eben vor Padua an, als sich Ezzelino's Schwestersohn, Ansidisio de Guidotis, Podesta von Padua, von Pontelongo nach Padua zurückzog, worauf die Stadt eingeschlossen, bestürmt und am 20. Juni 1256 von dem Kreuzheere auch eingenommen wurde[88]). Nach dem Falle Padua's wurden auch die Schlösser der Paduaner von den Anhängern Ezzelino's verlassen; als sodann diejenigen, welche bisher die Schlösser Este und Montagnana für Ezzelino besetzt gehalten, erfuhren, daß das Castell Zigoto im Gebiete von Treviso der Partei der Verbündeten übergeben worden sei, überlieferten sie auch die Burg von Este und das ganze scodesische Gebiet dem Markgrafen und seinen Bevollmächtigten, erklärten ihnen aber ausdrücklich, daß sie solches nur wegen der Kirche und da Azzo das Haupt der päpstlichen Partei in dieser Gegend sei, thäten[89]). Calaone und Montselice suchten sich zu halten, da machte sich Azzo dahin auf den Weg, stellte Wachen aus, daß ihnen keine Lebensmittel zugeführt werden konnten und bekam auch sie bald in seine Gewalt[90]). Azzo begab sich wieder nach Padua und wohnte alldort der großen Versammlung bei, welche der päpstliche Legat im Kloster der heiligen Justina hielt, um zu berathen, was nun in Hinsicht Vicenza's zu thun sei? Er unterstützte die Paduaner auch bald darauf, als diese den Vicentinern bei Longara ein Gefecht lieferten, um sie zu zwingen, der Stadt Padua fernerhin nicht mehr das Wasser zu entziehen, was auch vollkommen gelang[91]). Ezzelino, der von dem, was in Padua vorgegangen, Kunde erhielt, war unterdessen von Mantua aufgebrochen, um sich wieder Padua zu nähern. Inzwischen war auch der Legat und mit ihm Azzo und das übrige Kreuzheer am 30. Juli aus Padua ausgezogen und nach Arlesega gegangen, wo sich jenen auch Bruder Johann von Bologna, die Venetianer, dann die Mantuaner und die Vertriebenen aus Verona und Vicenza, endlich auch der Podesta von Padua anschlossen. Nun rückte er bis Longara vor, welches am rechten Ufer des Bacchiglione liegt, der hier am Fuße der berischen Hügel dahinfließt. Dorthin kam auch, um sich mit dem Legaten zu besprechen, Alberico

82) *Rolandini* l. c. Lib. VI. Cap. VI. p. 258 et 259. 83) Ebenderselbe Cap. X und XI. p. 262. 84) Chron. Est. p. 313. 85) Mon. Pat. Chron. ap. *Murat.* T. VIII. p. 718. 86) Anonymi Itali Breviar. ital. histor. ap. *Murat.* scr. T. XVI. Cap. V. p. 261. 87) *Rolandini* Lib. VIII. Cap. I. ap. *Murat.* T. VIII. p. 283. Mon. Pat. Chron. T. VIII. p. 691.

88) *Rolandini* Lib. VIII. Cap. XIII et XIV. p. 295—298. Mon. Pat. Chron. p. 693. Chron. Veron. T. VIII. p. 636. 89) *Rolandini* Lib. IX. Cap. VI. p. 303. Mon. Pat. Chron. l. c. 90) *Paris. Ceretae* Veron. ap. *Murat.* scr. T. VIII. p. 636. 91) *Rolandini* Lib. IX. Cap. IX. p. 306.

da Romano, Ezzelino's Bruder, der mit jenem noch immer nicht ausgesöhnt war. Sein Erscheinen verursachte eine große Aufregung im Lager, da man seine Treue bezweifelte und behauptete, die Brüder hätten, während sie sich dem Scheine nach mit Erbitterung bekämpften, oft geheime Botschafter zugesandt. Man behauptete, sie folgten nur darum zwei entgegengesetzten Richtungen, um die Vergrößerung ihrer Familie sicherer zu erreichen und die Anschläge ihrer Feinde besser zu durchschauen. Der Legat theilte dieses Mistrauen nicht, und auch in die Gemüther der Übrigen kehrte die volle Beruhigung wieder zurück, als Azzo zum Feldhauptmann und Marschall des gesammten Heeres eingesetzt wurde. Alberich, der von den übermüthigen Siegern auf eine unzarte Weise war behandelt worden, und von denen, zu deren Unternehmungen er seit Jahren eifrig mitgewirkt, sich verdächtiget sah, näherte sich seinem Bruder wieder und söhnte sich endlich gänzlich mit ihm aus. Im Lager des Kreuzheeres herrschte indessen Überfluß; in den Grotten, die sich in dem benachbarten Gebirge befinden, war guter Wein eingelagert, den sich Alle wohl schmecken ließen, und daher herrschte einige Zeit allgemeine Heiterkeit und guter Muth; allein bald liefen im Lager mancherlei beunruhigende Gerüchte herum, daß Ezzelino mit einer großen Anzahl von Leuten aus Verona ausgerückt und bereits im nahen Vicenza angekommen sei und wie sich sein Heer immer mehr vergrößere und schon alle Anstalten treffe, recht bald das Heer des Legaten mit Übermacht anzugreifen. Darüber entstand große Bestürzung und Jeder fing an, sich mit seinen Bekannten zu besprechen und zu berathen, was nun zu thun sei. Da zeigte sich sogleich, daß das allen Gemeinsame ihnen Nebensache sei, und daß ein Jeder zunächst nur seinen eigenen Vortheil im Auge habe. Als der Legat, Markgraf Azzo und der Podesta von Padua dieses gewahrten, da dachten sie ernstlich daran, dem dadurch heraufbeschworenen Übel zu begegnen, allein es war zum Theil schon zu spät. Die Bologneser, an deren Spitze derselbe Bruder Johann von Vicenza stand, der vor beiläufig 20 Jahren in der Mark den Frieden zu Stande zu bringen gesucht hatte, waren die ersten, welche erklärten, daß sie ohne Sold nicht länger dienen würden, und sich zugleich beschwerten, daß man ihnen vom Hause den versprochenen Lohn nicht sende. Die Venetianer und jene von Clugi, als sie davon hörten, brachten ihre Schiffe dem Heere näher, um sie gleich bei der Hand zu haben. Endlich am Vorabende des heiligen Laurentius (den 23. Aug.) fingen Viele an, die Zelte zu heben, gleichsam als wollten sie sich sogleich auf den Weg machen und den Rückzug antreten. Als der Podesta dieses sah, schickte er sogleich insgeheim nach Padua die Weisung, die Stadtthore zu schließen, was auch zugleich geschah, da er nicht wissen konnte, ob nicht ein im Verborgenen schleichender Verrath an dem Allen Schuld sei; und wirklich erschien auch noch vor der Ankunft des Heeres Alberich, Ezzelino's Bruder, vor Padua und verlangte aufgenommen zu werden, was aber nicht geschah; er umlagerte sodann einige Zeit die Stadt, worauf er gegen Treviso hin abzog. Nun wurde das Heer sogleich nach Padua abgeführt [92]). Jetzt hielt es Ezzelino für gerathen, auf Padua loszugehen, um sich dieser Stadt wieder zu bemächtigen; er rückte daher bis Arlesega vor und am folgenden Tage kam er sogar ganz nahe an die Stadt heran bis Videzia. Als die Paduaner sein Herannahen erfuhren, zogen sie ihm entgegen und nahmen ihre Stellung außerhalb der Mauern. Azzo hatte in dieser Bedrängniß seines alten Verbündeten alle Kraft aufgeboten, um der Stadt zu Hilfe zu kommen; Reiterei und Fußvolk zog er von Ferrara her an sich und hielt mit dem Patriarchen von Aquileja, mit Bianchino von Camino, mit seinen Leuten aus der anconitanischen Mark, mit dem Heere der Mantuaner und Venetianer getreu bei Padua aus, nur die Bologneser verließen grade in dieser Noth den Legaten und Padua, und kehrten nach Hause zurück [93]). Als Ezzelino nach einigen Versuchen sah, daß es vergebens sei, sich zur Erlangung Padua's noch ferner anzustrengen, zog er sich zurück, verwüstete aber dafür die ganze Gegend und ließ alle Paduaner, die früher in seinem Heere gedient hatten und die auf die Nachricht von Padua's Verlust auf seinen Befehl eingekerkert worden waren, ermorden [94]). Er war um so mehr entrüstet, als ihm in jener Zeit mehre andere Anschläge misglückten. So hatte er schon früher einen Versuch gemacht, sich Mantua's zu bemächtigen, er überrumpelte die Vorstädte dieser Stadt, zündete sie an und würde sicher auch Mantua genommen haben, wenn Azzo nicht mit den Ferraresern und dem Volke von Bologna ihm zu Hilfe gekommen wäre [95]), und am Vorabende aller Heiligen wurde dem Letzteren noch dazu Legnago durch Mithilfe der Familie Perone und bald darauf das Schloß Cologna übergeben [96]). Als bei diesem Gange der Dinge Ezzelino sah, daß er durch die Gewalt der Waffen gegen den Estenser nichts ausrichten könne, nahm er zum Verrathe seine Zuflucht und dingte Meuchelmörder, die ihm Azzo geblendet und mit abgeschnittenen Nasen zurückschickte [97]); Ezzelino nahm hinwieder an allen jenen Rache, die auch nur entfernter Weise eines möglichen Einverständnisses mit seinem verhaßten Feinde verdächtig waren, er ließ sie in den Kerker werfen, blenden, hinrichten oder aus der Stadt treiben. Im J. 1258, kurz vor seinem gänzlichen Erlöschen, erhob sich Ezzelino's Glücksstern wieder. Er hatte in dem Markgrafen Oberto von Pelavicini und Boso da Doaria zwei mächtige Verbündete gewonnen, sich mit dem Bruder wieder ausgesöhnt und durch ihn neuen Einfluß in der östlichen Gegend der tre-

---

92) *Rolandini* Lib. IX. Cap. 10 et 11. p. 307 et 308. 93) Historia Corruscorum Lib. I. Cap. IV. ap. *Murat.* T. XII. p. 771. *Rolandini* Lib. X. Cap. 4. p. 313. Chron. Est. in *Murat.* scr. T. XV. p. 319. 94) Memoriale Guilielmi Venturae civis Astensis. Cap. II. ap. *Murat.* scr. T. XI. p. 154. *Rolandini* Lib. IX. Cap. VIII. p. 305. *Antonii Godi* Chronica ap. *Murat.* T. VIII. p. 87. *Nicolai Smeregi* Chron. T. VIII. p. 100. Mon. Patav. Chron. T. VIII. p. 695. 95) Chron. di Bologna ap. *Murat.* scr. T. XVIII. p. 268. 96) *Paris. de Cereta*, Chron. Veron. T. VIII. p. 637. 97) Historia de' Principi di Este di *Gio. Batt. Pigna.* (In Ferrara 1570.) p. 177. Dr. Heinrich Leo, Geschichte der italienischen Staaten. (Hamburg 1829.) 2. Th. S. 376.

visanischen Mark erlangt, das ihm entrissene Trient wieder bekommen, am 28. Aug. 1258 bei Torresella den päpstlichen Legaten, der die Ankunft des Markgrafen Azzo nicht abgewartet, sondern sich übereilt und unvorsichtigerweise zu weit vorgewagt hatte, nicht nur geschlagen, sondern auch gefangen genommen, Brescia besetzt und auch der mächtigen Partei des vom Volke gehaßten Adels die Hand geboten; allein Ezzelino war nicht mehr im Stande, gewonnene Freunde dauerhaft an sich zu fesseln. Boso und Pellavicini stieß er durch seine Herrschsucht, Grausamkeit und durch sein willkürliches Verfahren in dem von ihnen und Ezzelino gemeinschaftlich in Besitz genommenen Brescia wieder zurück; um sie unter sich zu entzweien, suchte er arglistig den Samen der Zwietracht und des Argwohnes auch unter sie auszustreuen, allein sie mistraueten beide am meisten ihm selbst, verständigten sich bald und verbanden sich gegenseitig durch Eidschwur, den alten verhaßten Tyrannen zu stürzen. Und so ließen sie dem Markgrafen Azzo von Este anbieten, sie wären geneigt, seinem Bunde und der gegen Ezzelino geschlossenen Eidgenossenschaft beizutreten, wenn man sie der Bedingung enthöbe, ihrer bisherigen Anhänglichkeit an dem Hause Schwaben zu entsagen. Auf diese Bedingung wurde zwischen ihm und ihnen, Ludwig a Sambonifazio, Mantua, Ferrara und Padua das Bündniß gegen Ezzelino wirklich abgeschlossen und im Juni des J. 1259 zu Cremona unterzeichnet. Ezzelino hatte indessen sein Absehen auf Mailand gerichtet. Dort hatten Einige versprochen, ihm die Stadt übergeben zu wollen, falls er nur bis dahin vordringen könnte. Um dieses sein Vorhaben zu verbergen, gab er sich die Miene, Orzinovi belagern und diesen in der Nähe des Oglio gelegenen Ort erobern zu wollen, da dieser damals der einzige war, den die Cremoneser noch im Brescianischen besetzt hielten. Um dieses Schloß zu entsetzen, nahm der Markgraf Pellavicini mit den Cremonesern bei Soncino am entgegengesetzten Flußufer seine Stellung, Azzo hingegen drang am linken Ufer des Oglio, auf derselben Seite, auf der Orzinovi liegt, nur 25 Meilen davon entfernt, bis auf Mararia vor; endlich setzten sich auch die Mailänder, unter der Anführung ihres Podesta, Martin de la Torre, in Bewegung, um vereinigt mit den Cremonesern die Bewegungen der zwei übrigen Feldherren zu unterstützen. Jetzt war die Stellung Ezzelino's bei Orzinovi nicht mehr haltbar, denn durch den Marsch eines Tages konnte er abgeschnitten werden, aber auch Mailand war durch die Stellung Martin's della Torre bei Cassano gedeckt. Das Letztere verkannte Ezzelino, der, Mailand von Truppen entblößt wissend, durch ein kühnes Manoeuvre eben dieser sich bemächtigen und dadurch sich zum Herrn der Lombardei machen wollte. Er gab, in der Erwartung, die Truppen Cremona's würden, um es zu verfolgen, über den Oglio setzen und jene Mailands diesen folgen, dem Fußvolke sogleich den Befehl, sich langsam auf Brescia zurückzuziehen. Er selbst ging, ohne daß die Feinde es merkten, mit seiner ganzen Reiterei, der zahlreichsten und schönsten, die bisher in den lombardischen Flächen gesehen worden war, den Oglio weit hinauf, den er erst bei Palazzuolo eiligst überschritt, ging bei Vaprio über die Adda, ohne daß es der tiefer hinab bei Cassano stehende mailänder Feldherr merkte, und vereinigte sich dort mit dem mailändischen Adel. Die Bergamasken wurden sein Unglück; sie hatten eilends dem Mailänderheere Kunde von Ezzelino gegeben, der sonst ohne Zweifel vor ihm Mailand erreicht hätte. Nun aber kehrte della Torre eilends nach Mailand zurück, um den eigenen Herd zu decken, traf zugleich so ernste Vorkehrungen zum Schutze der Stadt, daß Ezzelino, dessen ganzer Plan auf die Überraschung Mailands berechnet war, nun seinen Plan ganz vereitelt sah. Statt sofort den Rückzug, und zwar über Vaprio und Palazzolo, woher er gekommen war, anzutreten, verlor er die Zeit mit vergeblichen Belagerungen fester Plätze, durch deren Besetzung er sich höchst wahrscheinlich eine feste Stellung in der Nähe von Mailand erringen wollte, um dieser Stadt noch durch einige Zeit nahe bleiben zu können und dadurch seinen Freunden in Mailand zu einem kühnen Schlage Muth zu machen. Er hoffte, Monza im Sturme zu nehmen und wurde zurückgeschlagen, er griff Trezzoni, das ihm auch den Übergang über die Adda gesichert hätte, an, und wurde auch dort zurückgewiesen, wofür er den Ort selbst in Flammen auflodern ließ. Nun wandte er sich wieder gegen Mailand zurück und ging nach Vimercate, jedoch nicht, ohne zuvor die Brücke von Cassano, welche die Mailänder schon früher besetzt, aber dann, als sie ihre eigene Stadt decken mußten, wieder verlassen hatten, besetzt und befestigt zu haben. Er kannte zwar das Gefahrvolle seiner Lage, da er die ganze Macht seiner zahlreichen Feinde rings um sich und zwei Ströme vor sich hatte, die er schlechterdings überschreiten mußte, um wieder in die Nähe seiner Besitzungen zu gelangen; allein er ließ sich doch durch die Vorspiegelungen einiger Mailänder von Adel, die zu ihm gekommen waren, verleiten, in Vimercate zu bleiben, statt die Adda zu überschreiten und rasch auf den Oglio loszugehen, zwischen welchen Strömen er sich auch wieder freier hätte bewegen können, da schon Brescia näher war. Während dessen hatten sich die Feinde seiner Magazine bemächtigt und Azzo mit den Verbündeten die Brücke von Cassano im Sturme genommen; alle übrigen Addabrücken waren mit Truppen besetzt und auch die wichtigsten Furten ihm versperrt, sodaß sich Ezzelino aller Orten von überlegenen Heeren umgeben sah. Die Cassanobrücke war ihm genommen worden, während er in Vimercate verweilte, vielleicht daß er, der an die Zeichen der Gestirne und ihre Bedeutungen glaubte, Cassano bisher gemieden hatte, weil ihm seine Sterndeuter gerathen, alle Orte, deren Namen mit Bassano einen gleichen Ausgang haben, als ihm verderblich, zu meiden. Nun nöthigte ihn die Gefahr, welche seinem Heere und ihm drohte, sich gegen den wichtigen Ort aufzumachen. Als er die Kunde von der Wegnahme der Brücke erfuhr, schwang er sich auf sein Pferd und flog im Sturme herbei, um sie wieder zu erobern. Ungebeugt und ungeschreckt durch die sich drängenden unheilschwangeren Ereignisse, stellte sich der 65jährige Greis an die Spitze seiner Scharen und stürmte die verhängnißvolle Brücke; schon wa-

sie erstürmt, als er von einem Pfeile am linken Fuße verwundet wurde; dies nöthigte ihn, sich nach Vimercate zurücktragen und dort verbinden zu lassen. Dadurch entstand unter seinen Mannen Verwirrung, welche die Gegner benutzten, um sich wieder in den Besitz der Brücke zu setzen. Am nächsten Morgen kehrte Ezzelino wieder zurück und unternahm einen zweiten Angriff auf die Brücke, der aber auch mislang. Schon glaubten Azzo und seine Verbündeten ihn verloren und ihm die Rückkehr versperrt, da hieß es plötzlich, er sei doch entkommen. Ezzelino hatte nämlich seine Scharen seitwärts ab an den Fluß selbst und durch eine vom Feinde unbeachtete Furth auf das linke Ufer der Adda geführt. Als Markgraf Azzo davon Kunde erhielt, folgte er ihm rasch nach; doch jenen hatte das Geschick schon schwer getroffen, denn die Brescianer hatten ihn noch während des Überganges im entscheidenden Augenblicke verlassen und waren zum Feinde übergegangen. Dieses Ereigniß konnte dem eigenen Heere nicht verborgen bleiben, und übte auf den Muth der Übrigen, welche ihm noch anhingen, einen sehr traurigen Einfluß aus. Ohne diesen Unfall wäre er vielleicht doch noch Sieger geblieben, denn er hatte mit ebenso großem Feldherrengeschick, als er den Übergang bewerkstelligte, Alles zur Schlacht geordnet. Nunmehr aber, durch das Heer des Markgrafen mit großer Übermacht angegriffen, einsehend, daß ein ruhiger Rückzug gen Bergamo, nach welcher Stadt zu er bisher ruhig auf der Straße vorwärts geritten war, als gäbe es gar keinen Feind in seiner Nähe, nicht mehr möglich sei, nahm nun den Kampf an, und focht, obgleich schon von früher her verwundet, mit dem größten Muthe Allen voran, und ermuthigte durch sein Beispiel selbst die Ängstlichsten. Rings um ihn fielen seine Krieger; die Reihen derselben verdünnten sich; während Viele sich um ihn, als um ihre einzige Schutzwehr, drängten, schlossen sich Andere den Brescianern an, oder suchten der drohenden Gefahr durch die Flucht zu entgehen. Inmitten dieses Gedränges traf ihn ein Mann, Namens Magold von Labelongo, dessen Bruder er elend verstümmelt hatte, mit einer Keule so schwer am Kopfe, daß er zu jedem ferneren Kampfe unfähig wurde. Kaum gewahrten dies die Verbündeten, als sie mit verdoppeltem Eifer vordrangen, mit ihrer weit überlegenen Zahl Ezzelino's Heer fast ganz umringten und ihn selbst gefangen nahmen. Das Volk zeigte Lust, ihn zu mishandeln, ihn zu schmähen; allein Azzo, Boso und Pellavicini verhinderten es, ließen ihn in ihre Zelte bringen, sorgten für ärztliche Hilfe und Pflege, konnten aber nicht hindern, daß er selbst seinen Tod beschleunigte, der am 27. Sept. 1259 erfolgte [98]). Nun war der Zweck jener geheimen Verbindung erreicht, die der Markgraf, gleich nachdem der Zwist zwischen Mailand und Cremona beigelegt worden war, der die Eintracht der lombardischen Städte gestört hatte, unter allen der Kirche anhängenden Gemeinden gestiftet hatte, und der später auch Padua, auf die edlen Gesinnungen Azzo's, beigetreten war [99]). Ihren vereinten Bemühungen, besonders aber der thätigen Mitwirkung des Markgrafen Pellavicini und Boso de Doara, war der Sturz Ezzelino's gelungen, über den ein allgemeines Freudengeschrei durch die ganze Lombardei ertönte. Nun wendete sich der Zorn der mishandelten Völker gegen seinen Bruder Alberich, den insbesondere Treviso ob der Härte haßte, mit der er in der letzteren Zeit dort geherrscht. Er mußte eilends die Stadt verlassen und sich in das feste Schloß von San Zenone bei Bassano [1]) einschließen. Dahin hatte er seine ganze Familie, sechs Söhne und zwei Töchter und die Gattin, mitgenommen. Azzo unterstützte nunmehr auch die Trevisaner in ihrem Rachegeschäfte gegen Alberico da Romano, der, Monate lang belagert, von seinem Waffenmeister, Mesa da Porcilia, verrathen, und genöthigt, sich in den einsam stehenden hohen Thurm zurückzuziehen, den sein Bruder, dem das ganze Schloß sein Entstehen verdankte, mit besonderer Vorliebe hatte aufführen lassen, als hätte er geahnet, daß er die letzte Zufluchtsstätte seiner Familie sein würde, sich endlich durch seine Mannschaft, die dadurch freien Abzug sich erwirkte, seinen erbittertsten Feinden überantworten ließ, die ihn, der durch seine Leute insbesondere den Markgrafen um seinen Schutz hatte anflehen und ihn an ihre vieljährige Freundschaft, ja an ihre nahe Verbindung durch die Ehe ihrer Kinder (Rinaldo's von Este und Adelheid's von Romano) erinnern lassen, sammt seiner ganzen Familie, selbst die unschuldigen kleinen Kinder nicht schonend, auf das Schandvollste behandelten und auf das Allergrausamste tödteten [2]). Des Markgrafen von Este geschieht keine weitere Erwäh-

---

98) *Rolandini* Lib. XII. Cap. 2—8. p. 344—351. *Gualv.* Flammae Manipulus Florum Cap. CCXCIV. ap. *Murat.* scr. T. XI. p. 688 et 689. Anonymi Itali Historia ap. *Murat.* T. XVI. p. 265. Memoriale Guilielmi Venturae, civis Astensis, Ibid. T. XI. p. 155. Historia Corruscorum Lib. I. Cap. VI. ap. *Murat.* T. XII. p. 773. Mon. Pat. Chron. *Murat.* T. VIII. p. 702. *Parisii de Cereta* Chron. Veron. T. VIII. p. 638. *Riccobaldi Ferrar.* Hist. imp. ap. *Murat.* T. IX. p. 133. Chron. *Fr. Francisci Pipini* Lib. I. Cap. XX. *Murat.* T. IX. p. 696. Chron. di Bologna ap. *Murat.* T. XVIII. p. 270. Memoriale potest. regin. *Murat.* T. VIII. p. 1121. *Nicolai Smeregi*, notarii Vicentini, chron. ap. *Murat.* T. VIII. p. 101. *Antonii Godi*, nob. Vicent., chron. ibid. p. 88. *Jacobi Malvecii* Chron. Brix. Hist. VIII. Cap. 30—37 ap. *Murat.* T. XIV. p. 931 sq. Annales Caesenat. ap. *Murat.* T. XIV. p. 1102. *Pigna* l. c. p. 180. *Bonifacio* l. c. p. 276.

99) *Rolandini* Lib. XI. Cap. 15. p. 338.

1) Simonde Sismondi versetzt das Schloß San Zenone ganz irrig in die Mitte der euganeischen Gebirge, während es nach dem Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller (s. *Rolandini* Lib. XII. c. 13. p. 355 sagt: in monte quodam illic in partibus Pedemontis, in districtu et confinio tarvisino) in der Nähe der Treviso zu suchen ist, und wirklich in geringer Entfernung von Bassano, zwischen dieser Stadt und Asolo, liegt. s. die Karte des Ducato di Venezia von Anton Freiherrn von Zach, und Chr. Crusius' Topographisches Postlexicon aller Ortschaften der k. k. Erbländer. (Wien 1828.) Des 3. und letzten Supplements 12. Abth. S. 327.

2) *Rolandini* Lib. XII. cap. 13—16. *Murat.* T. VIII. p. 354—358. Mon. Pat. Chron. T. VIII. p. 706. Anonymi Itali Hist. ap. *Murat.* scr. T. XVI. p. 265. Chron. di Bologna ap. *Murat.* T. XVIII. p. 274. *Bonifacio* Histor. trivig. p. 277—284. *Verci* Storia degli Eccelini. (Bassano 1719.) Vol. II. p. 409. *Riccobaldi Ferrar.* Hist. Imp. ap. *Murat.* T. IX. p. 134. Chron. *Fr. Franc. Pipini* c. XXII. ap. *Murat.* T. IX. p. 698.

nung[3]), und ebenso wenig, daß irgend Jemand Anderer an jenem 26. Aug. 1260 der Zeuge dieser Schandthaten gewesen, Regungen des Mitleides für ihn oder seine unschuldigen Angehörigen empfunden hätte. Azzo war nun seiner mächtigsten und nächsten Feinde ledig und erntete für den über Ezzelino erfochtenen Sieg den Dank aller durch dessen Sturz befreiten Städte. Mit dem Falle Ezzelino's erhob die Partei der Guelfen wieder ihr Haupt mächtiger, obgleich die Ghibellinen, durch Manfredin unterstützt, ihnen die Wagschale zu halten fähig waren; nur in der trevisanischen Mark war ihre Kraft auf lange gebrochen; dennoch war für Azzo an keine Ruhe zu denken. In Verona hatten die Bürger Mastino della Scala zum Podesta erwählt und ihm eine viel größere Gewaltfülle gegeben, als mit diesem Amte je verbunden gewesen, sodaß sich dadurch der Anfang einer ähnlichen Herrschaft zeigte, wie sie in der Person des Ezzelino da Romano kaum erst beseitigt worden war. Gegen diese neue Gefahr vereinigten sich Padua, Treviso, Feltre und Vicenza, und wählten den Markgrafen von Este zum Haupte ihres Bundes, der aber die Freiheit einer jeden dieser vier Städte und ihre Selbständigkeit vollkommen unangetastet fortbestehen ließ[4]). Bologna, Modena und Reggio thaten ein Gleiches, vertrieben aber auch zugleich die Ghibellinen aus ihren Mauern. Dieses veranlaßte Mastino della Scala, auf gleiche Weise gegen die Guelfen zu verfahren, wodurch das Haupt dieser Partei, der Markgraf Azzo, genöthigt wurde, gegen Mastino feindlich vorzugehen, der sich mit Martino della Torre verbunden hatte, um jenen das Gleichgewicht halten zu können. Azzo und Ludwig, Grafen von Bonifazio, griffen daher Verona an, vermeinend, sie würden die Stadt erobern können, was ihnen aber nicht gelang; als sie aber ihre Waffen gegen die Schlösser der Veroneser richteten, eroberten sie nach einander Cologna, Legnago, Sabione und Givone di Castro de Ponte[5]); doch kehrten diese Schlösser, wenigstens die zwei letzteren, nach neun Monaten wieder in den Besitz der Veroneser zurück[6]). Eine große Plage hatte sich Azzo um dieselbe Zeit dadurch selbst aufgebürdet, daß er seine Staaten jener Sekte öffnete, die sich Flagellanten oder Büßer nannten. Sie zogen von Ort zu Ort und fielen durch ihre Menge jenen Gegenden zur Last, die sie heimsuchten. Azzo sah sich endlich genöthigt, sie mit Gewalt zu vertreiben[7]). In Ferrara, wo Azzo seine Herrschaft dauerhaft befestigt hatte, wurde um diese Zeit eine große Verschwörung entdeckt und Ubaldin de Fontana mit seinen Mitschuldigen die Stadt zu verlassen genöthigt[8]); nur Trotti, der letzte Rest der Torelli'schen Partei, wurde enthauptet[9]). Von da an war Ruhe in Ferrara durch sehr lange Zeit. Dafür entstand dem Markgrafen ein um so heftigerer Feind in Friedrich's II. natürlichem Sohne Manfred, gegen den Papst Urban IV. Karl von Anjou zur Besitzergreifung des Königreichs Neapel aufgerufen, und, um ihm auch im nördlichen Italien eine Stütze zu verschaffen, hatte er auch den Cardinal Ottoboni Fiesco auf seiner Reise nach Frankreich zu Azzo nach Ferrara geschickt, um ihn sich und dem neuen Kronprätendenten zu verbünden. Dadurch kam Azzo auch mit der Familie dieses Cardinals in eine nähere Verbindung, denn er vermählte seinen geliebten Enkel Obizzo, den Sohn seines theuren Rinaldo, der fern von ihm in Apulien, höchst wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes, gestorben war, mit Jacobinen aus der genuesischen Familie der Fieschi, einer Nichte des Cardinals und einer Verwandten des nachherigen Papstes Innocenz III.[10]). Ihn hatte er mit väterlicher Liebe von dem Augenblicke an umfaßt, als er, ein kaum vierjähriges Kind, aus Apulien ihm zugeführt worden war, wo seine beiden Ältern begraben wurden; ihn setzte er auch zu seinem Erben ein und übergab ihn dem Schutze des Cardinals Ottoboni und der städtischen Gemeinden Padua, Ferrara, Mantua und allen seinen übrigen Freunden und Verbündeten[11]). Als Azzo seinen Tod herannahen sah, ermahnte er seinen Enkel, gleich ihm der Kirche getreu zu bleiben[12]), und empfahl durch seinen Getreuen, Aldigerio de Fontana, den nach Ferrara beschiedenen Edlen, nach seinem Tode seinen Enkel zum Herrn von Ferrara zu erwählen, was nach kurzem Sträuben auch durch Vertrag vollzogen wurde[13]). Kaum war dieses geschehen, so starb Azzo am 16. Febr. 1264, nachdem er 24 Jahre über Ferrara geherrscht hatte[14]), tief betrauert selbst von seinen Feinden, die ihn als einen milden, gerechten und frommen Mann hoch in Ehren hielten[15]). Er war 50 Jahre alt und zwei Mal vermählt, nämlich: a) mit Johanna, welche am 19. Nov. 1223 starb[16]); b) mit Amabilia[17]), der Tochter des Markgrafen Pellavicino; diese Ehe war nahe daran, wegen einiger Bedenken für nichtig erklärt zu werden, allein Papst Alexander IV. ertheilte noch bei Zeiten, auf den Beirath des Bischofs von Mantua, die hoch willkommene Dispensation, und bekräftigte so die bereits vollzogene Ehe. Auch sie zeigte, gleich ihrem Gatten[18]), eine Vor-

3) Mon. Pat. Chron. 720 sagt zwar ausdrücklich: Azzo habe gesehen lubricum Albricum in conspectu suo trucidatum. 4) *Pigna* l. c. p. 182 und *Bonifacio* l. c. p. 286. 5) *Parisii de Cereta* Chron. Veron. ap. *Murat.* T. VIII. p. 638. 6) *Bossi* l. c. p. 244. 7) Fam. cel. ital. l. c. Mon. Pat. Chron. ap. *Murat.* scr. T. VIII. p. 713 et 714. 8) *Riccob. Ferrar.* Hist. Imp. ap. *Murat.* scr. T. IX. p. 135. 9) Fam. cel. ital. l. c.

10) Monachi Patavini Chron. ap. *Murat.* T. VIII. p. 718 seq. 11) Das Testament vom 13. Febr. 1264 findet sich in dem Werke: *Murat.* Delle Antichità Estensi. (Napoli 1776.) Parte II. p. 19 seq. 12) Mon. Patav. Chron. p. 722. 13) Chronica parva Ferrar. ap. *Murat.* T. VIII. p. 487. 14) XIII exeunte Febr. Mon. Pat. Chron. p. 723. Die Chron. parva Ferrar. p. 487 setzt die Beerdigung auf den 17. Febr. 15) Sein Leichnam wurde in der Kirche des heiligen Franziskus beigesetzt. Luctus et lacrymae, sagt die Chron. parv. Ferr., non fictae Civium tabescentium genas rigarunt. Cives quoque, qui fuerant adversae partis fautores, und dahin gehörte auch der Verf. dieser Chronik, lacrymis et ejulationibus lugebant Azonem, voces tales edentes: Hic vir saevus non fuit, sed benignus et pius. p. 487. 16) Fam. cel. ital. l. c. 17) In dem oben angeführten Testamente Azzo's wird sie Mabilia genannt, a. a. O. S. 20. 18) Der auch in seinem Testamente angeordnet hatte: Item elegimus corpus nostrum sepeliri apud Domum Beati Francisci Ordinis Fratrum Minorum de Ferraria.

liebe für den Orden des heiligen Franziskus, denn sie verordnete in ihrem Testamente vom J. 1264, daß sie, wo sie auch immer sterben möchte, jederzeit in einem Convente dieses Ordens begraben werden solle, der dem Sterbeorte am nächsten gelegen sein würde. Reichlich beschenkte sie auch die von ihrer Tochter und Verwandten gestifteten Klöster. Azzo hatte folgende Kinder gezeugt: a) den heiligen Contardus. Er erkrankte auf einer Wallfahrt zu den Reliquien des heiligen Jacob di Compostela zu Broni, einem Orte des Gebietes von Pavia, in der Diöcese von Piacenza, und starb dort im J. 1249. In Folge einer sehr alten Verehrung erscheint er in der Reihe der Heiligen, und Papst Paul V. erlaubte der Diöcese von Piacenza die Feier seines Gedächtnisses am 16. April. Obgleich derselbe in vielen Genealogien unter die Söhne Azzo's aufgenommen erscheint, so bleibt es dennoch zweifelhaft, ob er überhaupt der Familie Este angehöre. b) Cubitosa, welche an Isnardo, Markgrafen von Malaspina, vermählt war, und im Testamente ihres Vaters ausdrücklich mit einem Legate bedacht wurde [19]). c) Rinaldo; d) Constantia, die zur Zeit des Todes ihres Vaters Witwe war des Uberto degli Aldobrandeschi, Grafen von Maretima (Maremma). Es ist dies höchst wahrscheinlich der nämliche, welcher durch die Sieneser im J. 1259 ermordet wurde und von dem Dante im VI. und XI. Gesange des Fegefeuers redet. In zweiter Ehe hatte sie zum Gatten Wilhelm Pallavicino, Markgrafen von Scipione. Wir besitzen fünf Gesänge, die der provençalische Dichter Raimund von Arles zu ihrem Lobe gedichtet. Zum zweiten Maie Witwe, zog sie sich in das von ihrer Schwester gestiftete Kloster des heiligen Antonius in Ferrara zurück [20]). e) Alisia, eine sehr fromme Frau, die ihr Vermögen dazu verwendete, einige Franziskanermönche für den Dienst des Oratoriums zum heiligen Kreuze in Rovigo zu unterhalten, noch ehe dort das Kloster der Empfängniß gegründet wurde. f) Beatrix, so glaubt man, sei anfänglich die Braut Galasso Manfredi's aus Faenza gewesen, der in einem Treffen geblieben sei, und habe sich, als ihr dieses Ereigniß angekündigt wurde, entschlossen, fernerhin nur Gott anzugehören. Nach S. Stefano della Rotta zurückgezogen, legte sie im J. 1254 das Gelübde in die Hände des Bischofs von Ferrara ab, sich jener Ordensregel zu ergeben, welche ihr der Papst bezeichnen werde, worauf ihr der Bischof jenen Ort mit der Verpflichtung schenkte, jährlich am Tage des heiligen Georg's einen bestimmten Kanon an das Bisthum zu entrichten. Im J. 1257 nahm sie die Ordensregel des heiligen Benedict an und trat in das Kloster di S. Antonio, welches ihr die Augustiner-Eremiten überlassen hatten. Sie baute es ganz von Neuem auf, bereicherte es und stiftete hierdurch das Kloster der Benedictinerinnen zum heiligen Anton, dem Abte in Ferrara. Nie nahm sie im Kloster irgend eine Würde an und starb im Rufe der Heiligkeit im J. 1262. Im J. 1774 wurde ihre Verehrung urkundlich bekräftigt, und im darauf folgenden Jahre der Diöcese von Ferrara gestattet, ihrer auch in der Messe zu gedenken und ihr Andenken kirchlich zu feiern. Durch ein Privilegium des Papstes Urban V. vom J. 1366 sind die Nonnen dieses Klosters berechtigt, jährlich sich, und zwar immer nur sechs an der Zahl, zum Besuche in das Kloster von Gemmola zu verfügen, welches von der Tante Beatricen's, die mit ihr den Namen gemein hatte, gestiftet worden war.

Rinaldo, Azzo's VII. Sohn, wurde im J. 1233, auf den Antrieb des Dominikanermönchs Fra Giovanni da Schio, mit Adelheid, der Tochter Alberico's da Romano, verlobt, und im J. 1235 mit ihr auch wirklich getraut; eine Ehe, die verabredet wurde, um die feindlichen Gemüther der Familien da Romano und Este zu versöhnen [21]). Als Ezzelino später dem K. Friedrich II. Zweifel an Azzo's Treue eingeflößt hatte, verlangte der Monarch von diesem Rinaldo und dessen Gattin als Geisel (1239), und ließ sie, als Azzo, den Kaiser verlassend, sich nach S. Bonifazio geflüchtet und hierauf offen für die Sache der Kirche gegen die Teutschen erklärt hatte, gefangen anfänglich nach Cremona, später nach Parma, endlich gar nach Apulien bringen. Vergebens suchte der unglückliche Vater, der an dem einzigen Sohne mit großer Liebe hing, ihre Befreiung zu erwirken, die Friedrich unter mancherlei Vorwänden immer verzögerte [22]). Nie kehrten beide in ihre Heimath wieder zurück, sondern starben 1251 in Apulien, und zwar, wie Einige behaupten, durch Gift, das ihnen, auf den Rath Ezzelino's, Konrad, Friedrich's Sohn, beibringen ließ, um sich ihrer rasch zu entledigen [23]). Seine Söhne erzeugte er mit einer Puglieserin. Als solche werden angeführt: Obizzo ab Oculo und Pietro. Dieser wird von Einigen auch als Abt von Pomposa bezeichnet. Höchst wahrscheinlich ist es derselbe, der im J. 1293 von seinem Neffen Azzo VIII. in der Eigenschaft eines Podesta nach Modena gesandt wurde, um diese Stadt gegen die Anschläge eines anderen seiner Neffen, Namens Aldobrandino, eines Bruders Azzo's VII., zu schützen, der da behauptete, daß die Herrschaft über jene Stadt ihm rechtmäßig gebühre. Es scheint, daß er auch im J. 1296 dasselbe Amt dort bekleidet habe. Im J. 1295 erscheint er, mit dem Titel eines Ritters, als Zeuge in einer Vollmacht, welche Azzo dem Richter Giovanni da Budrio zur Schließung eines Bündnisses mit mehren Adeligen der Lombardei bei Gelegenheit des Krieges ertheilte, den Azzo mit Bologna und Parma führte, und in diesem Kriege selbst wird er unter den Heerführern seines Neffen genannt. Im J. 1299 begleitete und unterstützte er

19) *Murat.* Ant. Est. T. II. p. 20. 20) *Murat.* l. c. p. 19 et 20 und Fam. cel. ital. l. c.

21) Storia della Marca triviginna e veronese di *Giamb. Verci.* (In Venezia 1786.) T. I. p. 61 et 62 und *Torelli Saragnae* Veron. jur. utr. Doct. Historiarum et gestorum Veronensium temporibus populi et Dominorum Scaligerorum libri tres. Libro III. in *Georg. Graevii* Thesaur. Antiqu. et histor. Italiae. (Lugduni Bat. 1723.) T. IX. Part. VII. p. 15. Dr. Heinr. Leo a. a. O. S. 258. 22) Mon. Pat. chron. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. VIII. p. 686. 720. 23) Fam. cel. ital. l. c. Chron. parva Ferrar. ap. *Murat.* T. VIII. p. 486 et 487. *Murat.* Ant. ital. medii aevi. (Mediolani 1742.) T. I. p. 1049.

Tomo de' Bonacolsi in seinem thörichten Versuche, sich der Herrschaft über Mantua zu bemächtigen. Im J. 1304 wurde er in die Reihen des venetianischen Adels eingeschrieben. Er hatte zwei Söhne, Obizzo und Azzo. Der Erstere wurde von den Modenesern gefangen, als diese durch die Beihilfe der Familie da Sassuolo im J. 1306 gegen das Haus Este aufstanden. Er wurde später gegen Einige aus der ghibellinischen Familie der Savignani ausgewechselt, welche auf Befehl Azzo's VIII. in Ferrara gefangen gehalten wurden, weil sie im J. 1305 es versucht hatten, Modena gegen die Herrschaft des Estensers aufzuwiegeln. Im J. 1317 war er unter denjenigen, welche den Aufstand Ferrara's gegen die Herrschaft des Königs Robert beförderten, der angestiftet war, um das Haus Este wieder dahin zurückzuführen, von wo es vor einiger Zeit war verdrängt worden, und blieb bei diesem Unternehmen unter den Getödteten. Er hatte einen Sohn, Namens Ubaldino, der im J. 1352 in Ferrara wohnte. — Azzo, Obizzo's Bruder, lebte noch im J. 1352. Er hatte zwei Kinder, nämlich: Gherardo und Imida, deren Gemahl Nicolo de' Macaruffi von Padua war. Gherardo befand sich im Gefolge des Markgrafen von Ferrara, der im J. 1401 sich nach Mailand zum Besuche des Giangaleazzo Visconti begab. Als im J. 1403 der Krieg der Ligue gegen die Viscontis ausbrach, war Gerhard unter den vorzüglichsten Anführern (Condottieris) des von dem Markgrafen von Ferrara befehligten Heeres, welcher der Oberbefehlshaber Papst Gregor's IX. war. Gerhard hatte zwei Söhne: Antonio, der im J. 1439 die Investitur eines geistlichen Beneficiums empfing, und Azzo. Dieser nahm in dem über die Nachfolge im Fürstenthume ausgebrochenen Streite Partei zu Gunsten Nicolaus' von Este, des Sohnes Leonello's, gegen Herkules I. Ihm folgte er auch im J. 1476 in dem Versuche, sich Ferrara's zu bemächtigen. Herkules siegte aber über seine Gegner, die er, um sich nicht ferner fürchten zu dürfen, hinrichten ließ; und so wurde auch Azzo am 5. Sept. 1476 enthauptet.

Obizzo ab Oculo, der Sohn Rainald's von Este, den nach des Vaters Tode sein Großvater Azzo aus Apulien hatte kommen lassen, war bei seines Großvaters Ableben erst 17 Jahre alt [24]), und zu jung, als daß die Partei, an deren Spitze bisher Azzo gestanden, ihm ohne Weiteres zu folgen geneigt gewesen wäre. Aldigerio de Fontana, unter Ferrara's Großen derjenige, dessen Rath, bei Lebzeiten Azzo's, Hof und Stadt geleitet hatte, und der auch jetzt durch Reichthum, Einfluß und Macht über alle Übrigen emporragte, war nach Azzo's Tode seine Stütze. Er hatte seine mächtigen Freunde aus den benachbarten Städten nach Ferrara berufen, dahin auch Bewaffnete seiner Partei beschieden, und die ihm verdächtigen Bürger aus der Stadt gewiesen. Hierauf berief er die Angesehensten der Stadt zusammen, um mit ihnen über das zu berathen, was unter den gegenwärtigen Umständen für ihre Partei am heilsamsten wäre. Er eröffnete der Versammlung, daß es ihm am Gerathensten scheine, Obizzo, den auch Azzo zu seinem Erben eingesetzt habe, zu ihrem Anführer zu wählen und ihn zum Herrn der Stadt zu machen. Dagegen erhob sich Philipp, der Erzbischof von Ravenna, und machte auf die große Jugend Obizzo's aufmerksam, die noch nicht mit Sicherheit vorhersagen lasse, wie sie sich weiter entfalten werde; besser wäre es jedenfalls, so meinte er, wenn Aldigerio selbst die Herrschaft über die Stadt übernehmen wollte. Dessen weigerte sich dieser; seiner Ansicht traten die meisten Edlen bei, und so wurde beschlossen, dem Jünglinge die Herrschaft über die Stadt zu übertragen. Kaum war daher am Beerdigungstage der Leichnam Azzo's, dessen Tod Alle betrauerten, zur Erde bestattet, so strömte das Volk eilends aus der Kirche auf die Straßen. Dort zeigte sich ein kleiner Theil der Bürger bewaffnet, während allen übrigen die Waffen zu tragen an diesem Tage untersagt war. Durch das Geläute der Glocken und den Ruf der Herolde wurde nunmehr eine allgemeine Versammlung berufen. Nicht blos die Bürger, auch der ganze Troß der Fremden, ja selbst diejenigen, welche blos als Besatzung dahin beschieden worden waren, fanden sich sofort auf dem öffentlichen Platze ein. Aldigerio de Fontana, und vor ihm die aus den Nachbarstädten berufenen Edlen redeten dem Volke zu, Obizzo die Herrschaft zu übertragen. Mit beifälligem Zurufe wurde der Antrag von der Menge aufgenommen, besonders von jenen, welche im Besitze der Güter der Vertriebenen waren, oder auf Vergünstigungen von Seiten des jungen Herrschers rechneten. Als der Ruf sich gelegt hatte, wurde ein Syndicus ernannt, um Obizzo im Namen des Volkes die Herrschergewalt zu übertragen. Diese Übertragung geschah so vollständig, daß selbst Azzo die Gewalt nicht so unumschränkt besaß, als sie nun seinem Enkel gegeben wurde; doch dieser überließ die Leitung des Staates ebenso, wie sein Vater es gethan hatte, seinem erfahrenen Lehrer Aldigerio, an den sich Alle wendeten, die irgend ein Geschäft in Ferrara hatten. So verblieb es beinahe durch sechs Jahre [25]), nämlich bis zu dem im J. 1270 erfolgten Tode Aldigerio's. Obizzo war nur ein natürlicher Sohn Rainald's von Este, den er mit einer Tochter eines Kriegers in Apulien gezeugt, und den der Großvater durch den Papst hatte legitimiren lassen [26]). Doch reichte dieses nicht hin, ihm die Neigung seiner Partei zu verschaffen, denn es berichtet die Geschichte, daß ihm drei Mal nach dem Leben gestrebt wurde, und zwar zuerst im J. 1270 einige Tage nach dem Tode Aldigerio's de Fontana. Am 17. Juli erhoben sich dessen Bruder und Sohn und viele andere ihrer Partei gegen Obizzo, konnten ihm aber nichts anhaben. Ubaldinus de Fontana kam dabei ums Leben, dem Wilhelm

24) *Murat.* Ant. Est. P. II. p. 24. Chron. parva Ferrar. ap. *Murat.* Rer. ital. script. T. VIII. p. 488.

25) *Murat.* Rer. ital. script. T. VIII. p. 487 et 488; dort wird diese Feierlichkeit auf den 17. Febr. 1264 versetzt, während die Chron. Mediol. ap. *Murat.* T. XVI. p. 664 sie auf den Tag des heiligen Stephan und ins J. 1263 setzt. Chron. Estense. T. XV. p. 334. Chron. di Bologna ap. *Murat.* T. XVIII. p. 276. Chron. *Fratris Francisci Pipini* cap. XXXI. ap. *Murat.* l. c. T. IX. p. 703. 26) Chron. Est. p. 513 et 514.

und Albertino gelang es aber, zu entfliehen. Bonifacius, Erzbischof von Ravenna, nahm sie auf, führte sie nach Argenta, und wurde dadurch mit Obizzo in einen Krieg verwickelt, der aber nach einigen Monaten durch einen Frieden beendet wurde. Das zweite Mal geschah ein Angriff gegen ihn im J. 1273 durch die Familie der Turchi, welche eine der mächtigsten und reichsten Ferrara's war[27]), und das dritte Mal wurde er im J. 1288 durch Lambertazzo de' Bazalieri, einen Bologneser, den Sohn des Nicolo de Bazalieri, in seinem eigenen Palaste in Gegenwart seines ganzen Hofes, nachdem er sich von der Tafel erhoben hatte, mit einem Messer im Gesichte verwundet. Obizzo's Sohn, Azzo, ein feuriger Jüngling, der in einem der benachbarten Zimmer im Gespräche verweilte, sprang herbei und hätte ihn auf der Stelle ermordet, wenn der Vater nicht hindernd dazwischen getreten wäre, dem Sohne befehlend, seiner zu schonen, um durch die Folter die Urheber und Mitschuldigen des Verbrechens zu erfahren, was aber nicht gelang[28]), denn kein anderes Geständniß, als daß er die That in einem Anfall von Wahnsinn begangen habe, konnte die Folter ihm erpressen, und darauf hin wurde er gerichtet.

Obizzo rechtfertigte bald durch seine Handlungen das in ihn gesetzte Vertrauen der guelfischen Partei. Noch im J. 1264 am 21. Dec. eilte er auf Verlangen des Jacob Rangoni, Manfred's de Rosa und der übrigen Häupter der guelfischen Faction und nach dem Wunsche Monaldo's, der damals Podesta der Stadt war, mit 200 Reitern den Guelfen von Modena zu Hilfe und vertrieb, von dem Fußvolke und der Reiterei von Ferrara unterstützt, den Anhang des Garzano, der es mit dem Kaiser hielt, aus der Stadt[29]). Von da an behielten die Guelfen von Modena eine große Vorliebe für Obizzo, und ruhten nicht eher, als bis sie ihm die Herrschaft über die Stadt verschafft hatten, was aber erst 24 Jahre später gelang. Im darauf folgenden Jahre ergab sich eine neue Gelegenheit, dem Anhange des Papstes einen großen Dienst zu erweisen, und zugleich dem Feinde seines Hauses Manfred, dem natürlichen Sohne Kaiser Friedrich's II., an dem er noch den Vater zu rächen hatte, einen schweren Schlag zu versetzen. Obizzo war nicht allein, gleich seinen Vorfahren, als Estenser der Kirche getreu, sondern hatte, als Gemahl der Jacobina Fiesco, einer Nichte Papst Innocenz' IV., dazu noch eine besondere Veranlassung[30]). — Noch bei Lebzeiten seines Großvaters hatte Papst Urban IV. dem Bruder des heiligen Ludwig IX., Königs von Frankreich, Karl von Anjou, die Krone Neapels angetragen, mit ihm schloß Obizzo im August 1265 ein Bündniß, welchem auch der mächtige Graf Ludwig a Sambonifazio für sich und die Stadt Mantua beitrat[31]); in diesem wurde festgesetzt, das französische Heer solle frei durch die Lombardei ziehen, Manfred Pallavicini und Boso von Dovaria, der damals über Cremona herrschte, aus allen Kräften bekriegt, und von keinem einzelnen Theilnehmer ein besonderer Friede geschlossen werden. Für die Kirche hatten sich Ferrara, Bergamo, Mantua erklärt, auch Mailand, das sich zwar noch nicht völlig mit der Kirche ausgesöhnt, neigte sich um so mehr zu den Guelfen hin, als Gerüchte über die baldige Ankunft eines französischen Heeres deren Muth und Einfluß erhöhten; gegen die Guelfen standen neben jenen gewaltigen Stützen des ghibellinischen Adels Cremona und Brescia, Pavia und Piacenza. Im Junius zog das französische Heer über das Gebirge nach Piemont hinab. Pallavicini und Boso versammelten ihre Scharen bei Soncino am Oglio und hofften in dieser Stellung, welche links durch Cremona und rechts durch Brescia gedeckt war, den Feind, wenn auch nicht zu besiegen, doch wenigstens lange genug aufzuhalten[32]). Unter thätiger Mitwirkung des Markgrafen von Este und eines päpstlichen Bevollmächtigten wurde aber im Rücken der Ghibellinen bei Mantua eine bedeutende guelfische Macht gesammelt. Nunmehr zogen die Franzosen oberhalb Soncino bei Palazzolo ungehindert über den Strom und vereinigten sich bei Monte Chiari mit den Scharen Obizzo's; zugleich rückte der Graf von Sambonifazio aus Mantua gegen Castiglione vor und drohte durch diese Bewegung, sie im Rücken zu fassen, sodaß Pallavicini und Boso sich beeilen mußten, nach Cremona zu kommen, wohin der Rückzug ihnen noch frei geblieben war[33]). Mit Gewalt wurde nun Montechiari und Capriolo genommen, auch Palazolo und mehre andere Schlösser. Der Markgraf ließ hierauf bei St. Matteo eine Brücke über den Po schlagen, und so kamen die Franzosen nach Parma, und setzten sodann, mit Vermeidung des ghibellinischen Tusciens, über Bologna nach Rom. Nachdem Karl von Anjou über Manfred gesiegt hatte und dieser in der Schlacht bei Benevent gefallen war, fiel die Übermacht in ganz Italien wieder dem Guelfen zu. Am 23. März 1266 kam ein Bund zwischen den Markgrafen von Este und Montferrat, dem Grafen Ludwig von Verona und den Städten Mailand, Ferrara, Mantua, Bologna, Modena, Reggio, Lodi, Padua, Vercelli u. m. a. zu Gunsten Karl's von Anjou zu Stande, wodurch diesem die Oberleitung aller lombardischen Angelegenheiten auf eine Weise abgetreten wurde, wie man sie rechtmäßigen Kaisern nie bewilliget hatte[34]). Ihm

---

27) Historia de' Principi di Este, di *Gio. Batt. Pigna.* (Ferrara 1570.) Vol. I. p. 184. 28) Libro del Polistore Fra *Bartolomeo Ferrarese* ap. *Murat.* Rer. ital. scr. T. XXIV. p. 700. 29) Memoriale potest. regin. ap. *Murat.* T. VIII. p. 1123. Chron. Parmense. *Murat.* T. IX. p. 779. Annal. veter. Mutin. T. XI. p. 66. 30) Cronica di Bologna ap. *Murat.* T. XVIII. p. 276. Chron. parva Ferrar. ap. *Murat.* T. VIII. p. 487. Mon. Pat. Chron. ibid. p. 718.

31) Nonis Augusti Indict. VIII. die Urkunde s. bei *Murat.* Ant. Est. T. II. p. 27 seq. 32) Chron. di Bologna ap. *Murat.* T. XVIII. p. 276. Chron. Est. T. XV. p. 335. 33) *Murat.* Annal. d'Italia. T. VII. p. 366. v. Raumer a. a. O. 4. Bd. S. 510. Chron. Est. T. XV. p. 335. Chron. Parm. T. IX. p. 780. Chron. di Bologna. T. XVIII. p. 276. 34) Mediolanenses Annal. ap. *Murat.* T. XVI. p. 667 ad ann. 1267. v. Raumer (a. a. O. 4. Bd. S. 550) setzt den Bund auf den 23. März 1266 und Dr. Leo (a. a. O. 3. Bd. S. 217 fg.) auf den 4. April 1267, mit Berufung auf Giulini's Memorie spettanti alla storia, al Governo ed alla descrizione della città e

schloß sich auch Obizzo immer mehr an, und gewann dadurch und durch die vielen Zuschriften und Botschaften, welche er von König Karl erhielt, auch wieder in den Augen seiner Nachbarn an Achtung, Ansehen und Einfluß [35]); dieses war besonders in Mantua der Fall, welche Stadt ihn gern zu ihrem Beschützer gehabt hätte, zu dessen Rath und Unterstützung sie in schwierigen Lagen leicht ihre Zuflucht hätte nehmen können, allein Passarino Bonacossi, der in Mantua keinen Nebenbuhler und noch weniger einen Höheren dulden wollte, vereitelte das Vorhaben, indem er sich der Stadt bemächtigte [36]). Als der jugendliche Conradin, der unglückliche Enkel K. Friedrich's II., nach Italien aufbrach, um sein Erbrecht auf die Krone Siciliens und Neapels geltend zu machen, und am 19. Jan. 1268 in der Gegend von Verona eintraf, da besetzte Obizzo, ohne weitere Unterstützung von Karl von Anjou zu verlangen, die Pässe des Bolognesischen, durch die der geradeste Weg ihn nach Süden führte, und vereinigte mit seinen Kriegern jene, welche er von den Städten Reggio und Parma erhalten hatte. Alles dieses und die Besetzung der Engpässe von Pontremoli half den Guelfen nichts, denn Conradin gelangte über Pavia und Savona doch zu Schiffe nach Pisa, und zog ungehindert seinem traurigen Geschicke entgegen [37]). Obgleich noch jung an Jahren, erlangte Obizzo doch unter der weisen Anleitung Aldigherio's de Fontana immer mehr Ansehen und Macht auch in seinem Stammlande; so belehnte im Jahre 1265 Florio, Bischof von Adria, ihn, den Markgrafen von Este und Ancona, mit allen im Bisthume Adria, in Rovigo und in der Grafschaft von Rovigo liegenden, seiner Kirche gehörigen, Lehen und im Jahre 1270 versetzte Ventura, der Abt des ausgezeichneten Klosters von Pomposa, mit seinen Mönchen die Insel Pomposiana, sammt ihrem Districte, der mit der Zeit mit dem Gebiete von Ferrara vereinigt wurde, unter den Schutz und Schirm Obizzo's [38]). Noch in demselben Jahre verlor er seinen getreuen Freund und Rathgeber Aldighiero de Fontana und begannen die Umtriebe dieser Familie, die vertrieben, ihn in eine Fehde mit Bologna und mit dem Erzbischofe von Ravenna verwickelte, die aber nach wenigen Monaten im J. 1271 beigelegt und bei dieser Gelegenheit den Vertriebenen die Rückkehr bedungen wurde; sie erneuerten jedoch im J. 1273 am 10. Aug. ihre Unternehmungen gegen Obizzo, indem sie ihm in Ferrara auf offener Straße nach dem Leben strebten, bei welcher Gelegenheit jedoch Ubaldino de Fontana, der Urheber des Unternehmens, todt auf dem Platze blieb [39]). Ravenna nahm die Flüchtigen um so bereitwilliger auf, als zwischen dem Markgrafen und dem Erzbischofe Philippo von Ravenna ohnehin ein Streit wegen Argenta obwaltete, wo Obizzo eine Art von Herrschaft, oder die Gerichtsbarkeit oder wenigstens das Besatzungsrecht ansprach [40]). Die Ravennaten machten hierauf in Gesellschaft der Vertriebenen einen Einfall in jene Güter Giulio's und Aldrovandino's de' Turchi, welche gegen Argenta hin lagen, und verheerten sowol diese, als auch die Güter derjenigen Ferrareser, welche an ihrem Aufstande keinen Theil genommen hatten. Obizzo erkannte bei dieser Gelegenheit den Weg, auf welchem ohne einiges Hinderniß seine Besitzungen überfallen werden konnten und ließ auf der Grenze gegen Argenta einen tiefen Wassergraben ziehen, der auch heut zu Tage noch das Gebiet Ferrara's von jenem Argenta's scheidet [41]). Im April des J. 1272 eilte Obizzo mit seinen Freunden und mit dem Heerbanne der Städte Ferrara, Cremona und Parma und den Angesehensten aus Reggio der Stadt Modena gegen die Bologneser zu Hilfe. Diese verlangten nämlich von jener die Abtretung desjenigen Theiles vom Bisthume Modena, der über der Scoltenna gegen Bologna sich ausdehnte, welchem Ansinnen die Modeneser gutwillig Folge zu leisten durchaus nicht gewillt waren, sondern darob ihre Freunde zu Hilfe riefen. Indessen entstand in Bologna selbst eine Spaltung. Als nämlich das Caroccio der Stadt schon öffentlich ausgestellt und der Heerbann der Gemeinde schon aufgeboten war, und sich die Bürger zur Bildung des Heeres schon versammelten, da weigerte sich die Familie der Ziumini aus Bologna dem Heere zu folgen, und erklärte, bewaffnet gegen die Modeneser nicht ausziehen, sondern in der Stadt zurückbleiben zu wollen. Wäre nun das bolognesische Heer doch gegen Modena aufgebrochen, so hätte diese Faction dem Markgrafen von Este und seinem Anhange, jenen von Ferrara, Cremona, Parma und Reggio, den Toscanern und Romagnolen und den Modenesern die Stadt übergeben und ihre Gegner daraus vertrieben. Diese Gefahr erkannten jedoch die Bologneser noch bei Zeiten und gaben lieber das Vorhaben gegen Modena auf [42]).

Um diese Zeit (1273) starb Richard, den ein Theil der Teutschen zum römischen Könige erwählt hatte, und nun vereinigten sich die Wähler in der Person des ritterlichen Rudolf's von Habsburg, den die in Teutschland herrschenden Wirren verhinderten, nach Italien zu kommen, und auf einem Römerzuge sich die Kaiserkrone zu holen. Er sandte daher zur Ordnung der italienischen Angelegenheiten und um in seinem Namen die Huldigung einzunehmen, seinen Kanzler und Siegelbewahrer, Rudolf von Hohenegg, mit dem Johanniter-Ordensmeister Beringer nach Italien (1275) [43]). Sie wurden von dem Markgrafen Obizzo auf das Ehrenvollste aufgenommen, und Rudolf, als er den Markgrafen bereit sah, seinem Heere den Eid der Treue zu leisten, ertheilte ihm zu Ferrara am vorletzten Tage des Monates März im J. 1276 im Priorate des heiligen Romanus in Gegenwart vieler Edlen und Anderer im Namen des Kaisers die

della Campagna di Milano nei Secoli bassi etc. (In Milano 1760. 4.) Vol. VIII. p. 226.

35) G. B. Pigna a. a. O. S. 186. 36) Ebendaselbst. 37) Ebendaselbst S. 187. 38) *Murat.* Ant. Est. Vol. II. p. 28 et 29. 39) Chron. Est. T. XV. p. 335. 40) *Murat.* Ant. Est. Vol. II. p. 29.

41) G. B. Pigna a. a. O. S. 186. 42) Annal. veter. Mutin. ap. *Murat.* scr. T. XI. p. 71. Memor. potest. regin. T. VIII. p. 1134. 43) *Sigonius*, Hist. Ital. Lib. XX. Geschichte der Teutschen. Nach den Quellen von J. C. Pfister. (Hamburg 1831.) 3. Bd. S. 55.

feierliche Investitur aller seiner Besitzungen[44]), bestätigte die Privilegien seines Hauses und empfing hierauf von ihm den Eid der Huldigung[45]). Im darauf folgenden Jahre brach zwischen dem Markgrafen und dem Erzbischofe Bonifacius von Ravenna abermals eine Fehde aus, der schon früher gedacht wurde[46]). — Im Monat September des J. 1278 leistete der Markgraf Obizzo den Paduanern und Vicentinern gegen Alberto della Scala, den Herrn von Verona, Unterstützung, und drang mit ihnen bis zum Castello di Cologna vor, das er durch 42 Tage belagerte und hierauf zur Übergabe nöthigte[47]), worauf es, da es einst seinen Vorfahren gehörte, übergeben worden zu sein scheint[48]). Im darauf folgenden Jahre geriethen er und Ferrara mit dem Doge Giacomo Contarini und dem venetianischen Freistaate in ein Zerwürfniß, bei welcher Gelegenheit die Stadt Padua ihm die geleisteten Dienste dadurch vergalt, daß sie Gesandte an die Republik schickte, und sie im Namen der städtischen Gemeinde ersuchen ließ, ob des zwischen ihr und dem Markgrafen schwebenden Misverständnisses Letzteren nicht zu belästigen, und im Falle das Gesuch keine Wirkung haben sollte, die Gesandten beauftragte, dem Freistaate zu Gemüthe zu führen, daß Obizzo, ein Bürger von Padua und Ferrara, so freundschaftlich mit ihrer eigenen Stadt verbündet sei, daß sie ihnen Hilfe leisten müßten. Diese Vorstellungen scheinen auch wirklich Eindruck gemacht zu haben, denn es findet sich weiter keine Nachricht, daß die Venetianer ihren Streit mit dem Markgrafen fortgesetzt hätten[49]). Dafür leistete der Markgraf der Gemeinde von Padua im Mai des J. 1280 wieder in ihrem Kriege mit Verona einen angemessenen Gegendienst, indem er ihnen mit der ganzen Miliz von Ferrara zu Hilfe kam, mit ihnen vereint einen großen Theil des veronesischen Gebietes verwüstete und den Herrn von Verona zum Frieden zwang[50]).

In dem mit Verona abgeschlossenen Frieden nöthigten Padua die Veroneser, dem Markgrafen die Gebiete von Cologna, Zimella, Baldaria und Pressana freiwillig zurückzustellen[51]). — In der Überzeugung, daß für die Ruhe Italiens nichts ersprießlicher wäre, als eine innige Verbindung zwischen dem Kaiser und dem Könige von Neapel, so trug Obizzo in Verbindung mit Papst Nicolaus III.[52]) auch das Seinige zu einer Familienverbindung bei[53]). König Karl von Anjou nahm daher Kaiser Rudolf's von Habsburg jüngste Tochter Clementia für seinen Enkel Karl Martell zur Gattin. Als diese im Winter des J. 1280 (im Februar) über Treviso und Padua nach Ferrara kam, da wurde sie von dem Markgrafen auf das Glänzendste empfangen. Im darauf folgenden Jahre bestätigte dafür K. Rudolf zu Nürnberg am 23. Aug. dem Markgrafen alle seine Besitzungen[54]) und nahm sie unter seinen besonderen Schutz[55]), durch eine andere an demselben Tage ausgestellte Urkunde bestätigte er ihm auch das Recht der Appellationsannahmen durch die ganze trevisanische oder veronesische Mark und das Schloß von Montselice mit allen dazu gehörigen Rechten, Befugnissen u. dgl. m.[56]). Am 21. Febr. 1282 schenkte Obizzo, wie Muratori meint, aus Furcht vor einem Kriege, der mit Padua demnächst ausbrechen zu sollen schien, seinem aus der väterlichen Gewalt entlassenen Sohne Franz Este und Calaone und alle seine Besitzthümer in Cornaledo, Rosta, Tormeno, Baone, Valle dell' Abate, Monte Greto, Arquada, Tribuno, Conselve, Prenumia, Solesino, Schiavagno, Viscovana, Angarano, Carmignano, Passiva, Villa, Calcatonega und anderen Orten[57]). Diese Schenkung hatte jedoch keine Wirkung. Bald darauf vermählte er seinen Sohn Azzo VIII. mit Johanna, der Tochter Gentile's, der ein Sohn Berthold's aus dem berühmten Geschlechte der Orsini und ein Bruder des jüngst verstorbenen Papstes Urban's III. war; zugleich wurde dem Bräutigam die ritterliche Würde ertheilt. Diese Feierlichkeiten fanden am 29. Sept. und 4. Oct. zu Ferrara statt[58]). In demselben Jahre wurde er in die Fehden der Torrianis mit den Viscontis verflochten. Otto und Matteo Visconti hatten nämlich die Torriani nicht nur aus Mailand vertrieben, sondern auch Crema, wo sie sich sicher glaubten, zu verlassen gezwungen. Sie verfügten sich hierauf in das Schloß von Leone, welches in der Grafschaft Cremona lag und wurden dort von Guglielmo, dem Markgrafen von Montferrat, der mit 600 Mann aus Spanien zurückgekehrt war, belagert. Noch ehe das Schloß eingeschlossen wurde, schickte Obizzo einen seiner Hauptleute, Gerhard Bosardo, mit einiger Mannschaft dahin ab, da ihm die Wendung nicht gefiel, welche der Gang dieser Angelegenheit zu nehmen eben im Begriffe war. Als diese nun von Guglielmo eingeschlossen wurden, da schickte Obizzo, unterstützt von den Cremonesern und von Parma, Piacenza und Bologna, 6000 Mann Fußvolks und 2000 Reiter dem Orte zu Hilfe, bei deren Annäherung der Markgraf von Montferrat sofort die Belagerung aufhob[59]). Um dieselbe Zeit erhob sich auch Guido, Graf von Montefeltro, meinend, aus den vielen Wirren einen Vortheil für sich ziehen zu können, und eroberte verschiedene Schlösser in der

44) In der Investiturkunde, die sich bei Muratori (Ant. Est. Vol. II. p. 30) abgedruckt findet, werden Este, Calaone, Cero, Baono, Solesino, Villa cum ejus Curte, Montagnana, Mejadino, Urbana, Merlara, Villa, quae vocatur Placenza, Colonia cum ejus curte, Villa Saleti, Casali, Vigozzolo, Comitatus Rovigii, cum omnibus suis adjacentiis et pertinenciis suis, angeführt. 45) G. B. Pigna (a. a. O. S. 190) sagt: es habe K. Rudolf dem Estenser seine Privilegien durch eine Urkunde vom 24. Aug. 1275 in Nürnberg bestätigt. 46) *Riccob. Ferrar.* Hist. Imp. ap. *Murat.* scr. T. IX. p. 141 setzt diese Fehde wegen Argenta in das J. 1279; die Chron. di Bologna ap. *Murat.* T. XVIII. p. 290 in das J. 1280 und Muratori (Ant. Est. Vol. II. p. 30) in das J. 1277, sich auf die im Archiv von Este vorhandenen Friedensinstrumente berufend. 47) Chron. Est. l. c. p. 336. Historia trivigiana di *G. B. Bonifacio D.* (In Trivigi 1591. 4.) p. 305. 48) *Murat.* Annali d'Italia. T. VII. p. 424. 49) *Murat.* Ant. Est. Vol. II. p. 31. 50) Chron. Est. T. XV. p. 336. 51) *Murat.* Ant. Est. Vol. II. p. 31.

52) Pfister a. a. O. S. 56. 53) G. B. Pigna S. 193. 54) Diese sind hier noch immer dieselben, wie in der früher angeführten. 55) Die Urkunde findet sich in Muratori Ant. Est. Vol. II. p. 32. 56) Ebendaselbst S. 33. 57) Ebendaselbst S. 34. 58) Mem. potest. regin. ap. *Murat.* scr. T. VIII. p. 1152. 59) G. B. Pigna a. a. O. S. 195.

Romagna. Obizzo wendete sich zur Abwendung der Gefahr auch nach dieser Seite, erwählte den berühmten Anführer Giocolo Giocoli zu seinem Feldhauptmann und sandte ihn mit 1000 Reitern in jene Gegend; an ihn schlossen sich die Scharen des Malatesta von Rimini, des Tribadello Manfredi und der Bologneser an, er selbst schickte noch von Zeit zu Zeit Unterstützung nach und nöthigte so Faenza, sich wieder dem Papste zu ergeben; ein Gleiches that im folgenden Jahre Forli und fast die ganze Romagna. Nun genoß Obizzo durch einige Zeit der Ruhe, nicht als ob das übrige Italien sich auch des Friedens zu erfreuen gehabt hätte, sondern weil die Republik Venedig und er selbst sich bemühten, in ihrer ganzen Nachbarschaft, die ohnehin erschöpft war, die Ruhe ungestört zu erhalten[60]). Zu Ostern desselben Jahres erkrankte Ludwig, der Sohn des Grafen Richard a Sambonifazio, auf den Tod und empfahl seine Söhne, deren ältester Vinciguerra hieß, im Testamente dem Markgrafen, dem er sonst nie recht zugethan war. Dessenungeachtet nahm sie dieser wie seine eigenen Kinder auf und setzte sie in den Besitz von Lendenara ein[61]). Dort war grade damals viele Verwirrung, denn das Land gehörte sehr vielen Besitzern, die, obgleich die meisten aus der Familie der Cattani di Lendenara, doch unter sich uneinig waren, sodaß Recht und Ordnung schwer aufrecht erhalten werden konnten. Da nun Lendenara den Besitzungen der Estenser benachbart war, erschien der Besitz dieses Landstriches ihnen wünschenswerth. Theils durch Kauf, wie von der Stadt Padua im J. 1284 und von dem genannten Vinciguerra im darauf folgenden Jahre, und theils durch Schenkungen, und zwar schon 1270 von Seiten Spella's, der Tochter des verstorbenen Pietro da Lendenara, hatte Obizzo nach und nach den ganzen Bezirk an sich gebracht; allein da er zum Reiche gehörte, fand es Obizzo gerathener, sich darob an K. Rudolf von Habsburg zu wenden, der ihm auch in einer eigenen Urkunde, ausgefertiget auf dem Tage zu Lucern im J. 1285 außer seinen übrigen Gütern auch dieses Besitzthum bestätigte[62]). In der Zwischenzeit müssen einige aus der Familie der Fontanas seine Gunst wiedergewonnen haben und nach Ferrara zurückgekehrt sein, denn es findet sich eine Belehnungsurkunde über viele Güter, in der Grafschaft Rovigo und in Montagnana vom J. 1286, welche Albertino und Wilhelm da Fontana damals von ihm zu Lehen nahmen[63]). Auch diese Zeit des Friedens ließ Obizzo nicht unbenutzt, sondern gebrauchte sie so, wie ein kluger und vorsichtiger Mann zu verwenden pflegt; er bereitete sich nämlich im Frieden für den Krieg vor, indem er sich bemühte, tüchtige Feldhauptleute zu gewinnen. Außer mehren anderen Anführern belehnte er Taddeo Frebaldo von Verona, einen Mann, der in Sachen des Krieges sehr unterrichtet war, mit ansehnlichen Besitzungen, und versicherte sich auch des Bernardo Polenta von Ravenna, der sich ihm zu dienen verpflichtete, sobald er seiner bedürfen werde[64]). Im Anfange des J. 1287 vermählte sich der Sohn seiner Tochter Constanze, die mit dem Grafen Guido verehelicht war, Nicolo Maltraverso, Grafen von Lozzo, mit Agnesen, der Tochter Gerhard's da Camino. Der Markgraf wohnte allen Festlichkeiten bei, welche mit einem seltenen Aufwande, bei dieser Gelegenheit sowol in Treviso, als auch in Padua gefeiert wurden, und geleitete die Braut selbst über Novale nach Padua[65]). Noch in demselben Jahre verlor er seine Gattin Jacobina[66]). Als Bologna im April die Ghibellinen vertrieben hatte, da wendete sich die Stadt an ihn um seinen Schutz, den er ihr auch gewährte, sodaß sie darob unangefochten blieb[67]). Wegen dieses Ansehens und des daraus hervorgehenden Einflusses waren ihm dagegen wieder Viele gram; so die Bonacossi und die Herren della Scala, welche mit einander und mit Anderen sich gegen ihn verbanden. Bischof Timotheus, dem an der Ruhe der Lombardei Alles gelegen war, brachte es durch die Gabe der Überredung bald dahin, daß er sich nicht nur mit Constanzen, der Tochter Alberto's della Scala, des Herrn von Verona, vermählte[68]), wozu ihm die Trevisaner, mit denen er stets in freundschaftlichen Verhältnissen sich befand, durch Bernhard Todeschino und Heinrich Ainardi glückwünschten[69]), sondern sich auch nach Mailand verfügte, um dort den Streit zwischen den Viscontis und della Torres beizulegen[70]). Seine Macht wurde bald darauf noch bedeutend vermehrt, denn Modena (1289) und Reggio (1290) sahen sich bewogen, ihn zu Hilfe zu rufen und als ihren Herrn anzuerkennen, wodurch die Macht und der Einfluß des Hauses Este zu einer Höhe erhoben wurden, deren sie bis dahin nicht genoß (s. den Art. Modena und Reggio). (*G. F. Schreiner.*)

ESTE (Karl Ambrosius), Erzherzog von Österreich, der Sohn des Erzherzogs Ferdinand und dessen Gemahlin Beatrix aus dem fürstlichen Hause Este, Enkel des Kaisers Franz I. und der Maria Theresia, Neffe der Kaiser Joseph II. und Leopold II., war am 2. Nov. 1785 zu Mailand geboren und starb leider bereits am 2. Sept. 1809 zu Dotis oder Tata in Ungarn. In seinen Knabenjahren kränkelte er oft und war mehrmals in Todesgefahr. Durch diese häufigen Schmerzen und körperlichen Leiden gewöhnte er sich an Geduld, und da er so oft in Todesgefahr war, verschwand bei ihm so sehr alle Furcht vor dem Tode und vor Gefahren, daß er im männlichen Alter oft zu sagen pflegte: „In meinem Kindesalter lernte ich sterben, jetzt fürchte ich mich als Mann vor nichts mehr." Die Umstände bestimmten ihn zum Priester. Zum Priesterstande wurde er auf der Burg zu Szerencs in der zempliner Gespanschaft in Ungarn im J. 1805 vorbereitet, und machte in kurzer Zeit solche Fortschritte, daß er, mit Einwilligung des rö-

60) G. B. Pigna a. a. O. S. 195. 61) Mem. potest. regin. ap. *Murat.* scr. T. VIII. p. 1154. 62) *Murat.* Ant. Est. Vol. II. p. 35. G. B. Pigna a. a. O. S. 197. 63) Muratori a. a. O. S. 29.

64) G. B. Pigna S. 197. 65) *Giov. Bonifacio* l. c. Lib. VI. p. 315. 66) Muratori a. a. O. S. 35. 67) G. B. Pigna a. a. O. 68) Ebendaselbst. 69) *Giov. Bonifacio* p. 315. 70) G. B. Pigna a. a. O. S. 197.

mischen Stuhls, noch vor Erreichung des kanonischen Alters, nicht sowol wegen seiner hohen Geburt, als wegen seiner ausgezeichneten Kenntnisse, wegen seines Eifers und seiner Verdienste von Franz I. zum Administrator des mainzer Bisthums ernannt und bald darauf zum graner Erzbischof und Primas des Königreichs Ungarn befördert wurde. Sowol als Bischof, wie als Erzbischof zeichnete er sich durch hohe Verdienste um die Kirche, den Staat, die Wissenschaften und um seine Mitmenschen aus. Vor Allem lag ihm die Erziehung und Bildung des jungen Klerus sehr am Herzen, und er führte in dieser Hinsicht bleibende Verbesserungen ein. Als Bischof bereiste er sehr oft seine Diöcese oder trug diese Bereisung Stellvertretern auf, wenn ihn Geschäfte abhielten. Diesen gab er eigene Instructionen mit, wie sie den Zustand und die Bedürfnisse des Klerus und des Volkes erforschen, zur Aufrechthaltung der Ordnung und der Beförderung der Sittlichkeit beitragen und die Armen und Hilfsbedürftigen trösten und ihnen helfen sollten, und ließ sich von ihnen bei ihrer Rückkehr genaue Relationen über die kleinsten Umstände ihrer apostolischen Reisen einreichen. Die erzbischöfliche und Primaswürde verschaffte ihm einen größern Wirkungskreis zur Ausübung seiner Priestertugenden und seiner Neigung zur Wohlthätigkeit und seiner Menschenliebe. Als im J. 1808 eine große Überschwemmung der Donau in den niedrig gelegenen Vorstädten Ofens viele Familien in die größte Dürftigkeit versetzt hatte, eilte der Primas als ein Schutzengel herbei und half mit königlicher Freigebigkeit. Als man ihn dabei erinnerte, daß seine Casse dadurch ganz erschöpft sei, antwortete er: Deus providebit. Die armen Leute wurden dadurch so gerührt, daß sie seine Fußstapfen küßten, und (wie der damalige graner Domherr und jetzige zipser Bischof, Joseph von Bélik, in seiner lateinischen Leichenrede, die in Ofen 1809 im Druck erschien, erzählt) ein Armer, den er gerettet hatte, eine Hand voll Staub von dem Platze, wo der Primas stand, als eine Reliquie mit nach Hause nahm. Als im J. 1809 in dem Kriege mit Frankreich bereits Ungarn bedroht wurde und die auf dem kurzen Reichstage zu Presburg versprochene Kriegshilfe theils nicht schnell genug von den Ungarn geleistet werden konnte, theils unzureichend war, bereiste der Primas während des Krieges in Eile die nördlichen Gespanschaften (sowie der Palatin die südlichen), und feuerte (sowie der Palatin) mit begeisternden Reden die Stände an, den österreichischen Kaiserstaat und dessen schönste Perle, das Königreich Ungarn, durch Truppen und Leistung von Kriegsbedürfnissen zu vertheidigen [1]). In seinem Privatleben zeichnete er sich, sowie in seinem öffentlichen Leben aus. Als Freund der Wahrhaftigkeit schätzte er die Wahrheitsliebenden und haßte die Schmeichler. Er pflegte zu sagen: wenn die Aufrichtigkeit ein Fehler ist, so bin ich dieses Fehlers sehr schuldig. Unverbesserliche, lasterhafte Menschen entfernte er aus seiner Nähe; der Verbesserung fähige Fehlende und Verirrte ermahnte er und suchte sie auf den rechten Weg zurückzuführen. Seine Beamten und Diener besoldete er gut, hielt sie aber in strenger Ordnung, indem er mit Paulus (1 Timoth. 3, 5) zu sagen pflegte: quod si quis propriae domui praeesse non novit, quomodo ecclesiam Dei curabit? Die meisten Stunden des Tages brachte er mit Gebet, kirchlichen und Staatsgeschäften und mit Besuch der Erziehungs-, Arbeits-, Krankenhäuser und der Gefängnisse zu. Rührend ist der Zug, den sein Leichenredner Bélik erzählt, daß, als eine sterbende alte Frau nach einer langen, schweren Krankheit ihn aus besonderem Zutrauen bitten ließ, sie zu beichten, er sich dessen nicht weigerte, sondern willig zu ihr eilte, ihre Beichte hörte, sie tröstete und ihr das Sterben versüßte. Er war sehr arbeitsam und in Geschäften unermüdet, sonst in Allem mäßig, und erhielt dadurch seine Gesundheit und seine Ausdauer im Arbeiten. Obgleich jung und von schwächlichem Körperbau, hielt er dennoch keine Abendmahlzeiten. Lärmende und zeitraubende Gesellschaften waren ihm zuwider und vom Spiel war er ein abgesagter Feind. In seinen Erholungsstunden pflegte er zu reiten oder seinen Geist durch das Betrachten schöner Kunstwerke zu erheitern und zu ergötzen. Er war ein großer Kenner von Statuen, Gemälden und Kupferstichen und alten Münzen, und schätzte und unterstützte ausgezeichnete Künstler. Aus seinem Geburtslande brachte er Geschmack und Liebe zu Kunstwerken mit, und überließ sich auch in Ungarn in seinen Erholungsstunden dieser edlen Neigung. Seinem schlanken und hohen Körperbau und seinem männlichen Aussehen konnte man die Kränklichkeit und die körperlichen Leiden seines Knabenalters nicht ansehen. Seine Mienen drückten Geist und Herzlichkeit aus. Schwarz war sein Haar, röthlich-braun sein Gesicht. Das Feuer seiner Augen deutete auf mit Güte gepaarten Heldenmuth. Aufrichtigkeit thronte auf seiner hohen Stirn und auf Ernst deuteten seine Augenbrauen. Sein Gang war schnell, mit großen Schritten; die Bewegungen seiner Hände deuteten auf italienische Lebhaftigkeit und edle Wärme. — Karl Ambrosius schien bestimmt, viele Jahre im Frieden für das Wohl der Kirche und des Staates zu wirken und zur Kriegszeit für den König und das Vaterland auf dem Schlachtfelde zu kämpfen. Aber anders wollte es die weise Vorsehung. Als er in den Spitälern die kranken Soldaten besuchte, wurde er vom Typhus angesteckt und starb, nach einer kurzen Krankheit, ungeachtet aller ärztlichen Bemühungen, in der Blüthe des männlichen Alters, erst 24 Jahre alt. — Der berühmte italienische Bildhauer Pisani verfertigte zu seinem Andenken zu Modena ein schönes Monument, welches den Primas in einem steinernen Sarge liegend zeigt, dessen Deckel ein Engel emporhebt, während ein anderer Engel gen Himmel sieht und dadurch auf seine Auferstehung deutet. Der berühmte Medailleur Lange, Mitglied der k. k. Kunstaka-

1) Als bei einer solchen Gelegenheit ein alter ungarischer Großer daran erinnerte, daß das ungarische Gesetzbuch jede Bewilligung von Kriegshilfe außer dem Reichstage untersage, ergriff der einsichtsvolle junge, feurige und doch dabei kaltblütig bleibende Primas die zwei schweren Volumina des Corpus Juris Hungarici, hielt sie dem Greise vor und fragte ihn: „Sollen wir etwa mit diesen dicken Büchern Bonaparte schlagen?" Der Greis verneigte sich und erwiederte betroffen: „Dies ist freilich unmöglich!"

demie in Wien, hat dieses Monument auf einer Denkmünze dargestellt [2]). Ein noch größeres und prächtigeres Monument ist im J. 1826 ihm in dem Mausoleum bei der graner Kathedralkirche, welche der gegenwärtige graner Erzbischof und Fürst Primas Alexander Rudnay erbauen läßt, durch den Bildhauer Pisani aus Mantua errichtet worden. Sein wohlgetroffenes, lithographirtes Bildniß ziert den ersten Band der kaschauer Felsö Magyar Országi Minerva (Oberungarische Minerva) 1825. 4. [3]). (*Rumy.*)

ESTE, Thomas (nicht Est), gab 1594 zuerst eine starke Sammlung der Psalmen für den Kirchengesang in Stimmen heraus. Sie wurde zu London unter dem Titel gedruckt: The whole Book of Psalmes, with their wonted tunes, as they are song in churches, composed into foure parts by nine sondry authors, so laboured in this works, that the unskilful by small practice may attaine to sing that part which is fittest for this voyce. Nach Burney waren die Componisten dieser Sammlung: John Douland, E. Blancks, E. Hooper, J. Farmer, R. Allison, G. Kirby, W. Cobbold, E. Johnson und G. Farnaby. — Soviel berichtet auch das neue Lexikon unseres fleißigen Gerber und nach ihm getreulich das stuttgarter Universallexikon der Tonkunst, das den Vorhergenannten nur abschrieb, wie gewöhnlich, weshalb man sich auf die Angaben des letzten nicht eher verlassen kann, als bis man Unterschriften glaubwürdiger Männer unter den Artikeln findet. Einen bemerkenswerthen Bericht über Th. Este, den Gerber nicht kannte, also der Abschreiber im stuttgarter Lexikon auch nicht, gibt die Vorrede zu dem berühmtem Werke: The Triumphs of Oriana, worin Th. Este auch als Herausgeber anderer Werke genannt wird, wo er nicht selten den Namen Snodham annahm.

Berühmter, als der Ebengenannte, wurde Michael Este, Baccalaureus der Musik und Lehrmeister der Choristen an der Kathedrale zu Lichtfield. Gerber und nach ihm Alle, die ich las, bezeichnen ihn als den Sohn jenes; allein das ebengenannte englische Werk setzt nur: „Es ist wahrscheinlich, daß er der Sohn des Thomas Este ist." Gewiß ist es also nicht. Mir scheint es nicht einmal sehr wahrscheinlich, denn wenn man bedenkt, daß Thomas erst durch die Ausgabe der Psalmen 1594 einen Namen gewann und Michael schon 1600 durch viele Musikwerke so berühmt war, daß er mit unter die Preisbewerber für die Triumphe der Oriana (Elisabeth) aufgenommen werden konnte, was nur den damals berühmtesten englischen Madrigalisten zu Theil wurde, so mußte er 1600 schon einen bedeutenden Namen sich erworben haben. Es scheint aber wenig wahrscheinlich, daß Vater und Sohn zu gleicher Zeit einen Namen gewinnen. Mich. Este hatte noch dazu sich bereits durch viele gedruckte Sammlungen eigener Compositionen rühmlich bekannt gemacht, nicht nur als Madrigaltonsetzer, sondern auch durch andere Gesangwerke. Er mußte demnach schon im letzten Jahrzehent des 16. Jahrh. wie Thomas Este geblüht haben, was die Angabe, die an und für sich unsicher ist, noch unsicherer macht. Mich. Este erhielt wirklich einen Preis, da von seiner Composition ein fünfstimmiges Madrigal aus G moll in die Triumphe der Oriana aufgenommen wurde. Dazu hatte sein Werk: The sixt Set of Books, wherein are anthemes, for versus, and chorus of five and sixt parts, apt for violls and voices, welches er dem Williams, Bischof von Lincoln, und dem Lord Keeper gewidmet hatte, ihm ein Jahrgeld auf Lebenszeit vom Bischofe erworben. Es wird hinzugefügt, es gehe aus einem Schreiben des Componisten hervor, daß er dem Bischofe völlig fremd war, und daß dieser nur durch das Anhören der Motetten von Mich. Este zu dieser Wohlthat sich bewogen gefühlt habe.

John Este, ein Barbier zu London, der sich durch meisterliches Spiel auf der Lyra-viol berühmt machte, wird auch in den biographischen Notizen zum Werke the Triumphs of Oriana, wie im Gerber, für den Bruder des Mich. Este gehalten. — Thomas Busby nennt in seiner Geschichte der Musik noch eine achte Sammlung Madrigale von Mich. Este und setzt das Jahr 1612. Alles Übrige ist unbekannt. (*G. W. Fink.*)

ESTEKHAR oder ESTHAKAR, auch Isthekar, d. h. die in Felsen gehauene, ist in der persischen Sage die berühmte Stadt in Iran, zu welcher der König Tahamurath den Grund gelegt hatte, deren Bau aber von Dschemschid, seinem Sohne oder Neffen, vollendet wurde. Sie wird als die herrlichste und größte Stadt gerühmt, von zwölf Parasangen in der Länge und zehn in der Breite, mit den schönsten Palästen, Gärten und Lusthäusern geschmückt. Beim Grundlegen fand man ein herrliches Gefäß von Türkis, berühmt unter dem Namen Dschamschid, Becher der Sonne, von dem die Dichter rühmten, es sei ein Spiegel, in dem sich die ganze Welt abbildete und der dem Könige alles Verborgene und Zukünftige zeige. Sehr wahrscheinlich ist dies Gefäß nichts weiter als ein Symbol der blauen Halbkugel des Himmels und die Weisheit, welche er gewährte, astrologischer Art. Diese Stadt ist sehr wahrscheinlich das berühmte Persepolis. (*Richter.*)

ESTELA DE LA MAR und ESTELA DE TIERRA, zwei kleine, zur spanischen Provinz Tuy, Königreich Galicia, gehörige, Felseninseln, auf den Karten Islas Estelas genannt, sind nur von Seevögeln bewohnt, weshalb sie zuweilen von den Küstenbewohnern besucht werden, und liegen in der Nähe des Hafens von Bayona. (*Fischer.*)

ESTELLA, 1) Merindad in dem südwestlichen Theile

2) Diese silberne Denkmünze wiegt 2⅓ Loth und der Durchmesser beträgt 2 Zoll. Die eine Seite derselben zeigt das wohlgetroffene Bildniß des frühzeitig gestorbenen Primas, mit der Umschrift: CAROLVS. AMBROS. ARCH. AVST. REG. HVNG. ET. BOH. PR. D. G. ARCHIEP. STRIG. REGN. HVNG. PRIMAS. NATUS. DIE. 11. NOV. MDCCLXXXV. OBIIT. DIE. 11. SEPT. MDCCCIX. Die andere Seite stellt das Monument von Pisani dar und darunter die Worte aus Ezechiel 30, 12: Ecce ego aperiam tumulos vestros et inducam vos in terram Israel. 3) s. die lateinische Leichenrede auf den Primas Karl Ambrosius von Joseph von Bélik (Ofen 1809) und die Biographie von Dulházy in der Felsö Magyar Országi Minerva 1825. 1. Bd. S. XIII—XVI.

des spanischen Königreichs Navarra, wird von dem Ebro begrenzt und von dem Ega bewässert, weshalb der Boden sehr fruchtbar ist. 2) Estella (Br. 42° 39′, L. 15° 29′), eine vom König Sancho Ramirez 1090 angelegte Stadt, ist Hauptort des gleichnamigen Merindads, liegt in der Mitte zwischen Pampelona und Viaña an der diese Städte verbindenden Straße und am Ega, und hat ein Schloß, 6 Pfarrkirchen, 6 Klöster, ein Hospital mit vielen Einkünsten, 800 gut gebaute Häuser und 4600 Einwohner, welche Tuchmanufacturen und Branntweinbrennereien unterhalten. Im J. 1565 wurde hier eine Universität angelegt, die aber jetzt zu einem Collegium herabgesunken ist. (*Fischer.*)

ESTENA, kleiner Fluß, welcher in der spanischen Provinz Toledo entspringt und nach einem kurzen Laufe der Guadiana zufließt. (*Fischer.*)

ESTENDARD, altes, vornehmes Geschlecht der Provence. Wilhelm de l'Estendard wird als einer der mächtigsten Barone des Landes, wo er unter andern die Stadt Berre besaß, genannt, kommt 1261, Juli 1266 bis Mai 1267, dann im Januar 1270 als Seneschalk der Provence vor, und gelangte, ein Begleiter Karl's von Anjou, in dem Siegeszug nach Neapel zu einer, nicht grade beneidenswerthen, Berühmtheit. Nach der Schlacht bei Benevento wurde Wilhelm, sammt dem Marschalk von Bresselve, gegen die Ghibellinen in Toscana ausgesendet. Er scheint jedoch noch vor des Marschalks Niederlage bei Ponte a valle am Arno (1268) sich von demselben getrennt zu haben, um sich dem Heere Karl's von Anjou anzuschließen, und in der Schlacht bei Tagliacozzo, gemeinschaftlich mit Johann von Clery die eine Hälfte des ersten Treffens, durchaus Franzosen, zu führen, während dieses Treffens andere Hälfte, Lombarden und einige Römer, von Jacob Gaucelme befehligt wurde. Als das Heer Conradin's vernichtet, er selbst ein Gefangener war, empfing l'Estendard die Weisung, nach Sicilien, wo der Krieg mit den Anhängern des schwäbischen Hauses fortwährend unentschieden war, eine bedeutende Hilfsmacht zu führen. Agosta wurde ihm durch Verrath überliefert; der Gewalt hätten in einem der festesten Punkte des Landes 1000 bewaffnete Bürger und 200 in Tuscien angeworbene Gleven unüberwindlichen Widerstand darbieten können. Durch ein Ausfallpförtchen eindringend, konnten die Franzosen in den Straßen, in den Häusern, gegen eine überraschte Bevölkerung jede Art von Greuel üben. Weder Stand, noch Alter, noch Geschlecht wurde verschont, und als jeglicher Anschein eines Widerstandes erdrückt, ließ Wilhelm an des Meeres Strand ein peinliches Gericht hegen, wo eitel Büttel und Henker der Kläger, Vertheidiger, Zeugen und Richter Stelle vertraten. Vor dieses Gericht ließ er die Unglücklichen führen, die durch seine Spürhunde in den Gewölben der eingeäscherten Wohnungen aufgefunden worden; einen um den andern ließ er enthaupten, mehre martern, die Leichname in die See werfen. Nicht eine lebendige Seele entkam der Metzelei; selbst die Verräther, welche den Franzosen das Pförtlein geöffnet, sechs an der Zahl, mußten sterben, und der Kahn, der wenige Flüchtlinge hinaustragen sollte in Sicherheit, sank unter der ihm aufgebürdeten Last, und wurde der Wellen Raub. Noch hielt sich in Centorbi Konrad Capece mit einer Besatzung aus Teutschen und Toscanern gemischt. Die Italiener ließen sich mit l'Estendard in Unterhandlung ein, und versprachen, gegen Sicherheit ihrer Personen, die Auslieferung des Anführers. Warnend sprach Capece zu der meuterischen Schar: „Gern will ich für Euch mich aufopfern, aber sehet Euch wol vor in Werbung euerer Sicherheit; denn des Frevlers Muth wächst mit der Macht, und leicht dürfte der treulose Franzose, nach meinem Falle, Euch allen den Untergang bereiten." Es antwortete einer aus ihrer Mitte: „Uns alle zu retten, Herr, ist unmöglich, aber die meisten werden geborgen sein durch euere Auslieferung; widerstrebet darum nicht! Sogar könntet ihr selbst vielleicht Gnade finden, denn l'Estendard verspricht das Äußerste zu bewilligen, falls er ohne Verlust Centorbi nehmen sollte." An den Treulosen verzweifelnd, steigt Capece zu Roß, um in das französische Lager hinabzureiten, und zur Stunde ließ l'Estendard ihn greifen, ihm die Augen ausstechen, endlich ihn an dem öden Strande bei Catanea aufhenken.

Die unverständige Leidenschaftlichkeit, welcher er sich hingab, mußte jedoch unausbleiblich eine harte Züchtigung ihm bereiten. Die letzte, siegreiche Empörung der Sicilianer brachte ihn um die reichen Dotationen, des maßlosen Blutvergießens Lohn, und über den Pharus zurückgeworfen, fand er nur spärlichen Ersatz der mit der glückseligen Insel verlorenen Güter. Doch fuhr er fort, mit ungebrochenem Muthe seinem König zu dienen; er, Guilelmus Estandardus, findet sich unter den 40 Rittern, welche 1282 für Karl von Anjou die genaue Erfüllung der mit dem Könige von Aragon, Behufs des Zweikampfes eingegangenen Bedingungen beschwören mußten, und in der Seeschlacht mit Robert von Loria (den 23. Juni 1284) befehligte er die neapolitanische Flotte, ohne doch durch einen ruhmvollen Tod den unglücklichen Tag beschließen zu können. Er und der Königssohn Karl mußten sich gefangen geben und vernehmen, wie von den Behörden zu Messina das Todesurtheil über sie ausgesprochen wurde. Ein jüngerer Wilhelm l'Estendard auf Calvi wird 1300 genannt, er hatte Landolf's von Ceccano auf Calvi Tochter Johanna geheirathet. Als Witwe ließ Johanna sich dem Neffen von Papst Bonifacius VIII., dem Peter Gaetano, zweiten Grafen von Caserta, antrauen. Eine Schwester Wilhelm's könnte Stephanie de l'Estendard sein, die an Raymund des Baur, Grafen von Avellino, verheirathet war. Philipp von l'Estendard besaß Arienzo in Campanien; seine Schwester Johanna war an Johann von Capua (gest. den 2. Dec. 1323) verheirathet. Thomas von l'Estendard nahm zum Weibe des 1316 vorkommenden Johann Ruffo, Grafen von Catanzaro, Tochter Johanna. Wilhelm l'Estendard befand sich unter der glänzenden Ritterschaft, von welcher der Herzog von Calabrien bei seinem Einzuge zu Florenz (1326) umgeben. Johanottus l'Estendard war mit einer Tochter des 1358 verstorbenen Thomas von St. Severino, Grafen von Marsico, Matthäus Bessa Stendardo,

Graf von Arienzo, mit einer Tochter des 1434 vorkommenden Grafen von Soana, Gentile Orsino, verheirathet. Matthäus Stendardo spielt, als des Fürsten von Tarent, des Johann Anton Orsino Feldherr, eine bedeutende Rolle in der Barone Krieg mit König Ferdinand (1459—1462). Von seinem Lager bei Argento und Arpadio aus hintertrieb er alle Versuche des Königs, in Apulien oder Samnium einzudringen. Kaum hatte aber das Waffenglück sich gewendet, so eilte Matthäus, sich mit dem Monarchen auszusöhnen, hierin selbst dem Fürsten von Tarent den Vorsprung abgewinnend. Ein späterer Matthäus Stendardo befand sich unter den Befehlshabern der Schar, welche Strozzi von Grosseto aus der Besatzung von Porto Ercole zu Verstärkung sendete, und gerieth in Folge eines unglücklichen Gefechtes in Gefangenschaft (1554). Kaum bestieg jedoch Paul IV. den päpstlichen Thron, so foderte er von Cosimo de' Medici die Auslieferung dieses Gefangenen, mit um so größerem Nachdrucke, da Matthäus Sohn einer Schwester des geliebten Nepoten Karl Caraffa war. Cosimo gehorchte ohne Zögerung (1555) und Matthäus gelangte sofort zu einer bedeutenden Stellung in dem päpstlichen Heere. Ihm wurde 1557 der Auftrag, die Colonna, welche von Anagni her vordrangen, zurückzuweisen. Von Palestrina aus entsendete er einen Vortrab unter Leonhard's de la Rovere Befehlen, der aber auf die von Vincenz de Liguoro geführten Spanier stoßend, schwere Niederlage erlitt. Einzig deren Zeuge zu werden, traf Matthäus Stendardo auf dem Schlachtfelde ein; er zog sich zunächst auf Valmontone zurück, wo er drei Compagnien als Besatzung hinterließ, dann mit seinem übrigen Fußvolke auf Palestrina. Auch hier stellte er zu der Vertheidigung von Stadt und Burg 500 Mann auf, mit solchen gleichsam das Schicksal, welches gleich darauf die Feinde über die unschuldigen Einwohner verhängten, herausfodernd; dann entfloh er vollends nach Rom. Was weiter aus ihm und aus den späteren Stendardi in dem Neapolitanischen geworden, wissen wir nicht zu berichten; in der Provence war schon seit Jahrhunderten die Familie ausgestorben. (*v. Stramberg.*)

ESTENFELD, katholisches Pfarrdorf rechts der Straße von Würzburg nach Schweinfurt, im bairischen Landgerichte Würzburg rechts des Mains, mit 233 Häusern, 1090 Einwohnern, unter welchen viele Juden sind, einer Papier- und zwei Mahlmühlen, einer Schäferei, einem Steinbruche und einem Wirthshause an der Straße, 1½ Stunde von Würzburg entfernt. Das Thal hier wird noch der alte See genannt, welcher einst durch die Kürnaha und die Waldungen im Grunde gebildet wurde. (*Eisenmann.*)

ESTEPA. 1) Tesoreria in der spanischen Provinz Sevilla, welche im Norden an Ecija, im Nordosten an Cordova, im Südosten an Granada, im Südwesten an Ossuna, im Nordwesten an Marchena grenzt und vom Xenil und einigen anderen kleinen Flüssen bewässert wird. Ihr Hauptort ist die Villa Estepa, welche mit Mauern umgeben auf einer Anhöhe liegt, und ein Schloß, drei Klöster und 4000 Einwohner hat. 2) Estepa de St. Juan, Villa im Sexmo de St. Juan, Provinz Soria. (*Fischer.*)

ESTEPONA, kleine und befestigte Seestadt, liegt in gerader Richtung neun Meilen von Malaga und drei Meilen von Marbella entfernt, im westlichen Küstenstriche der Provinz Granada, hat ein festes Schloß, eine Pfarrkirche, ein Kloster und 2500 Einwohner, welche Leinwand weben, Töpfereien und Ziegelbrennereien unterhalten und einen starken Sardellenfang treiben. (*Fischer.*)

ESTEREL. 1) Gebirge im französischen Departement des Var, welches sich von Norden nach Süden dem Meere zu zieht und bis auf seinen Scheitel mit Eschen, Korkeichen, Kastanienbäumen, Erdbeerbäumen, Cisten, Myrtengebüschen und Fichten bedeckt ist. Da es die Straße von Fréjus nach Cannes und Antibes durchschneidet, so verdrängte man die ehemals gefahrvollen Wege über dasselbe durch eine schöne, für Reiter und Wagen zugängliche Straße, und legte auf deren höchstem Punkte einen Gasthof an, in welchem die Post eine Anzahl Vorspannpferde hielt. Daraus hat sich 2) der Ort l'Esterel gebildet, welcher zu dem genannten Departement und dem Bezirke Grasse gehört, und in welchem jetzt eine Gendarmeriebrigade liegt, sowie er auch eine Posthalterei hat. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

Esterhazya, Nik., s. Gerardia.

ESTERNAY, Marktflecken im französischen Departement der Marne (Brie), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Epernay, liegt an der Straße von Sézanne nach Brie-Comte-Robert, 11 Lieues von Epernay entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichtes, sowie eines Einregistrirungsamtes, und hat eine Pfarrkirche, 130 Häuser und 892 Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten. Im J. 1653 wurde die Herrschaft Esternay zu einem Marquisat für den Präsidenten der Rechnungskammer in Paris, Michel Larcher, erhoben. — Der Canton Esternay hat 23 Gemeinden mit 6541 Einwohnern. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESTERO, 1) ein Fluß in dem Staate Neu-Granada in Südamerika, welcher sich in den Golf von Atrato ergießt.

2) Estero del Purgatorio, eine kleine Insel im stillen Ocean, nahe an der Küste von Chili. (*Eiselen.*)

ESTEVAN. 1) Estevan de la Sierra, S., Villa in dem spanischen Quarto de Peña del Rey, Provinz Salamanca, hat 2000 Einwohner. 2) Estevan del Puerto, S., Villa in der eigentlichen Provinz Jaen, hat 1600 Einwohner. 3) Estevan de Valle, S., liegt in der Tierra de Bonilla, Provinz Avila. (*Fischer.*)

ESTEVE (Pierre), war im letzten Jahrzehent der ersten Hälfte des 18. Jahrh. und in den folgenden Decennien Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Montpellier und gab 1751 eine kleine Schrift von 54 Octavseiten gegen Rameau unter dem Titel heraus: **Nouvelle découverte du principe de l'Harmonie avec un Examen de ce, que Mr. Rameau a publié sous le titre de demonstration de ce principe (Paris).** — Er behauptete, die Harmonie sei auf

die Gesetze der Natur gegründet, die Melodie dagegen sei ein Erzeugniß der Übereinkunft der Menschen. Derselbe Grundsatz wird in seinem Buche: Probleme, si l'expression, que donne l'Harmonie, est préférable à celle, que fournit la Mélodie. Das Buch ist ohne Jahrzahl gedruckt. Forkel nimmt an, es sei ein Vorläufer des oben genannten Buches und etwa 1750 erschienen. Die meisten Schriftsteller sind ihm beigetreten; nicht minder in der Meinung, beide kleine Schriften seien als Vorarbeiten zu seinem Hauptwerkchen zu betrachten: l'Esprit des beaux-Arts (Paris 1753. 12.) 2 Bände. Im zweiten Bändchen kommen 11 Capitel vor, die von der Musik handeln. Nachdem der nur zu gewöhnliche und längst ausgetretene Gegenstand der Wirkungen der altgriechischen Musik zur Sprache gekommen ist, werden Vergleichungen zwischen der altgriechischen und der Musik jener Zeiten, oder der neueren überhaupt bis auf jene Zeit angestellt. Hier wird nun grade das Gegentheil der früheren Überzeugung des Mannes ausgesprochen: die Harmonie der Neueren sei nur eine Erfindung der Menschen, nichts als ein Geschöpf menschlicher Kunst, die Melodie dagegen ein Ergebniß der Natur. Auf diese veränderte Meinung läßt la Borde, nach Forkel's Angabe, unseren Verfasser durch den Abt Roussier (s. d. Art.) kommen, welcher aber doch, gleichfalls nach Forkel, deutlicher auseinandersetzte, daß die verschiedenen Tonleitern bei allen Völkern im Grunde nichts anderes wären, als Ausflüsse der Harmonie. Sollte nun ermittelt werden, bei welcher Überzeugung Esteve verharrte, so müßte entschieden werden, ob die Schrift: Problème etc. wirklich vor seinem l'esprit des beaux-arts bekannt gemacht worden sei. Die Untersuchung würde jedoch wenig nützen, da beide Meinungen zu einseitig in sich selbst sind und die Wahrheit umgehen. Wenn aber von manchem neueren Schriftsteller dem oben genannten Akademiker, gegen ausdrückliche Meldung aller bedeutenden älteren Schriftsteller über Musik, die ohne Namen 1755 zu Paris herausgekommenen Nouveaux Dialogues sur les Arts (in 12.) unbezweifelt zugeschrieben werden, so ist dies eine Behauptung, die ohne weitere Beweise, welche überall fehlen, zu weit geht. Es bleibt eine Vermuthung, die seit Formey's France litér. allgemein geworden ist. Mit größerem Rechte wird er als Verfasser einer Vertheidigung der französisch-declamatorischen Musik angegeben: Justification de la Musique française contre la querelle, qui lui à été faite par un Allemand et un Allobroge (Paris 55 p.) (*G. W. Fink.*)

ESTHAOL, hebr. אֶשְׁתָּאֹל, war eine Stadt Palästina's in der Ebene des Stammes Juda (Jos. 15, 33) und Anfangs diesem Stamme, später aber dem Stamme Dan überwiesen (Jos. 19, 41. Richter 13, 25. 16, 31). Eusebius im Onomasticon nennt sie Esthaul (*'Εσϑαοὐλ*) und bestimmt ihre Lage zehn römische Meilen nördlich von Eleutheropolis nach Nikopolis zu. Jetzt scheint jede Spur des Ortes verschwunden zu sein; denn Robinson und Smith, welche die betreffende Gegend sehr genau durchforschten und mehre benachbarte Ortschaften auffanden, konnten von Esthaol Nichts entdecken (s. Robinson's Palästina III. S. 227). Das Astaol, welches Eusebius mit dem Flecken Asto zwischen Asdod und Askalon vergleicht, muß ein anderer Ort sein, oder Eusebius ist hier im Irrthume. (*K. Rödiger.*)

ESTHEMO oder **ESTHEMOA**, hebr. אֶשְׁתְּמֹה oder אֶשְׁתְּמוֹעַ, war eine Priesterstadt im Gebirge Juda. Jos. 15, 50. 21, 14. 1 Sam. 30, 28. 1 Chron. 4, 17. 19. 6, 42. Eusebius (im Onomasticon) kennt sie noch unter diesem Namen als einen großen Flecken in der Landschaft Daroma (d. i. Südjudäa), und zwar im Gebiete von Eleutheropolis. Eduard Robinson findet diesen Ort in dem heutigen es-Semûa, السموع. Der Name kann leicht aus dem alten entstanden sein, und die Lage hat etwas Passendes wegen der Nachbarschaft der alten Städte Anab, Socho und einiger anderer, welche in der Bibel in Verbindung mit Esthemoa genannt werden. Robinson besuchte den Ort, jetzt ein ansehnliches Dorf, auf der Rückreise von Petra nach Hebron, und fand dort sehr alte Mauerreste, welche auf eine vormals umfangreiche Stadt zu deuten schienen. Eine Thurmruine war von neuerem Datum. s. Robinson's Palästina. 3. Bd. S. 191. Semua ist bereits auf Seetzen's Karte verzeichnet; sonst war der Ort bis auf die neueste Zeit unbekannt. (*K. Rödiger.*)

Esthen, s. Ehsten.

ESTHER, oder genauer Ester, nach dem Hebr. אֶסְתֵּר, griech. jedoch *'Εσϑήρ*, daher in der Vulgata und bei Luther Esther, der Name jener schönen Jüdin, einer Pflegetochter des Mordechai (Mardochai), die nach dem Berichte des ihren Namen tragenden biblischen Buches einst von König Ahasveros zur Gemahlin erwählt und dadurch zur Königin von Persien erhoben wurde. Der Verlauf der Geschichte, wie sie in dem Buche Esther erzählt wird, ist in der Kürze dieser: Ahasveros, König von Persien, der von Indien bis nach Äthiopien über 127 Provinzen herrschte (Esth. 1, 1) und in Susan (Susa) residirte (1, 2. 5. 2, 3. 8. 3, 15. 4, 8. 8, 14. 9, 6. 14 u. a.), gab im dritten Jahre seiner Regierung den Großen und Beamten seines Reiches ein glänzendes Gastmahl, das 180 Tage dauerte (1, 3. 4), und darauf noch sieben Tage für das Volk zu Susan im Park des königlichen Palastes (1, 5). Gleichzeitig gab auch die damalige Königin Vasti den Frauen ein Gastmahl (1, 9). Sie soll an der königlichen Tafel erscheinen, damit die Gäste des Königs ihre Schönheit bewundern. Vasti verweigert dies, fällt in Ungnade und geht der Krone verlustig (1, 10 fg.). Damit Ahasveros eine neue Königin wähle, werden ihm die schönsten Jungfrauen des Landes vorgeführt, unter ihnen auch Esther, die damals noch den jüdischen Namen Hadassa (d. i. Myrte) führte. Sie trug den Preis davon, denn sie wurde feierlich zur Königin erhoben, verheimlichte aber auf Mordechai's Anrathen ihre jüdische Abkunft (2, 1—18). Dies geschah im siebenten Jahre der Regierung des Ahasveros (2, 16). Mordechai erscheint seitdem auch bei Hofe („in der Pforte des Königs," 2, 19. 21. 3, 2. 5, 9. 6, 10. 12), und hat bald Gelegenheit, eine Verschwö-

rung gegen das Leben des Königs zu entdecken und zu vereiteln: und es ward das Ereigniß in die Reichschronik aufgenommen (2, 23). Nach diesem machte der König den Haman zum ersten Beamten des Reiches (Großvezier), vor welchem sich alle übrigen Hofleute bei der Begrüßung niederwerfen sollten. Nur Mordechai verweigert solche Adoration aus religiösen Gründen. Dies wird dem Haman hinterbracht, der dann im 12. Jahre der Regierung des Königs (3, 7) den Entschluß faßt, nicht nur den Mordechai, sondern alle Juden im persischen Reiche an einem Tage zu vertilgen, wozu er auch ein eigenes königliches Edict auszuwirken weiß. Nach dem **Pur**, d. i. nach dem Loose, wird der 13. des Monats Adar als der verhängnißvolle Tag angesetzt, wo Alles im ganzen Reiche über die Juden und ihre Habe herfallen sollte (Cap. 3). Die Bestürzung unter den Juden ist gewaltig, sie trauern und fasten, und so auch Esther mit ihren Dienerinnen. Mordechai bittet die Esther um Fürsprache bei dem König. Das hat aber Bedenken, weil nach persischem Gesetze derjenige die Todesstrafe verwirkt, der ungerufen vor dem König erscheint, wenn dieser ihn nicht durch Neigung des Scepters begnadigt (4, 11). Esther wird indessen gnädig empfangen, der König sagt ihr im Voraus die Erfüllung ihrer Bitte zu, und wenn sie auch die Hälfte des Königreichs verlangen wollte. Sie wünscht ihre Bitte erst am folgenden Tage vorzutragen bei einem Mahle, zu welchem sie den König nebst Haman einladet. Letzterer läßt unterdessen einen 50 Ellen hohen Pfahl aufrichten, an welchem er den Mordechai aufzuhängen gedenkt. Der König aber hat eine schlaflose Nacht, und läßt sich aus der Reichschronik vorlesen (6, 1). Er trifft darin auf die Nachricht von jener Verschwörung, die Mordechai entdeckte, und läßt diesen nachträglich dafür ehren. Die Königin aber setzt dem Könige bei Tafel den mordsüchtigen Plan Haman's gegen ihr Volk, die Juden, aus einander, der König wird zornig und Haman wird an demselben Pfahle aufgehängt, den er für Mordechai hatte errichten lassen. Der Letztere wird nun Haman's Nachfolger im Amte, und weiß ein Edict auszuwirken, wornach den Juden im ganzen persischen Reiche gestattet wird, an demselben Tage, der zu ihrem Untergange bestimmt worden war, über ihre Feinde herzufallen. Das erregt großen Jubel unter den Juden und Schrecken unter den übrigen Bewohnern des Reiches, deren Viele zum Judenthum übergingen (8, 17). An dem bestimmten Tage, nämlich am 13. des Monats Adar, wurden allein in der Hauptstadt 500 nebst den 10 Söhnen Haman's getödtet, und auf besonderes Verlangen der Esther am folgenden Tage noch 300 Mann. In den Provinzen tödteten die Juden 75,000 ihrer Feinde; doch ihrer Güter bemächtigten sie sich nicht, obwol ihnen auch dies ausdrücklich erlaubt war. Zum Andenken aber wurde der 14. und 15. Adar seitdem als ein Fest betrachtet, genannt das Fest der Loose, **Purim**, פּוּרִים, weil Haman zur Bestimmung jenes verhängnißvollen Tages sich des Looses bedient hatte (9, 24—26).

Dieses Purimfest wird bekanntlich noch jetzt alljährlich an jenen beiden Tagen von den Juden gefeiert, und man kann nicht zweifeln, daß es der Hauptzweck des **Buches Esther** ist, die Entstehung dieses Festes nachzuweisen und die Feier desselben zu empfehlen. Die biblische Kritik aber hat sich hiernach längst schon mit Untersuchung der Frage befaßt, ob oder in wieweit die in diesem Buche erzählte Geschichte mit den sonst beglaubigten historischen Daten in Einklang sei. Nachtheilig äußerte sich in dieser Hinsicht über das Buch schon Luther, und unter den Neueren erklärten es Semler, Öder, Corrodi, Augusti, Bertholdt, de Wette und Andere für mehr oder weniger unhistorisch, während es an Eichhorn, Jahn, Rosenmüller, Hävernick und Baumgarten eifrige Vertheidiger fand. Vor Allem ist dabei zu ermitteln, welcher persische König der hier **Ahasveros** genannte sein könne. Manche haben in ihm den Astyages gefunden, der aber nicht in Susan residirte, überhaupt nicht über Persien und noch weniger von Indien bis nach Äthiopien herrschte. Ebenso wenig kann Kambyses gemeint sein, der in seinem siebenten Regierungsjahre in Ägypten war und bald darauf starb, während Ahasveros nach Esth. 2, 16 in seinem siebenten Jahre zu Susan mit der Esther sich vermählte und nach 3, 7 mindestens 12 Jahre regierte. Etwas mehr läßt sich für Darius Hystaspis und für Artaxerxes Longimanus sagen. Für den ersteren waren Suidas (u. d. W. Ἀσυήρ), Luther, Calov, Brentius u. A., für Artaxerxes schon die Septuaginta und Josephus, dann Petavius, J. Clericus u. A. (vgl. oben Art. Ahasverus. 2. Th. S. 238). Die neueren Kritiker und Exegeten haben sich indessen fast einstimmig für den **Xerxes** erklärt, welche Ansicht zuerst von Scaliger (de emend. temp. lib. VI.) aufgestellt, von Carpzov u. A. gebilligt, und dann vorzüglich von Justi und Jahn weiter begründet wurde [1]). In der neuesten Zeit ist dies durch die offenbare Identität des Namens Ahasveros mit der altpersischen Form des Namens Xerxes, wie sie auf Monumenten mit Keilschrift und zugleich auch in Hieroglyphenschrift entdeckt worden, noch mehr bestätigt [2]). Der griechische Feldzug des Xerxes fällt in sein fünftes und sechstes Regierungsjahr, die im Buche Esther Cap. 1 erwähnte Festlichkeit und die Verstoßung der Vasti also noch vor denselben in das dritte Jahr, sodaß man damit die von Herodot erwähnte Versammlung der Reichsedlen zu Berathungen über den griechischen Feldzug zusammenbringen kann [3]). Im siebenten Jahre, wo er die Esther wählt, war er zurückgekehrt. Er wird auch von den griechischen Historikern als ein launiger und schwelgerischer Regent geschildert, und namentlich soll er sich nach jener unglücklichen Expedition gegen Hellas bis an seinen Tod lediglich der Schwelgerei und sinnlichen Lüsten hingegeben ha-

1) **Justi**, über den König Ahasverus im Buche Esther, in **Eichhorn's** Repert. 15. Bd., auch in seinen verm. Abhandlungen. 1. Th. **Jahn's** Einleit. II, 1. S. 298 fg. Vgl. auch **Eichhorn's** Einleit. ins A. T. III. §. 508. 2) **Grotefend** in **Heeren's** Ideen. I, 2. Taf. 4. **Saint-Martin** im Journ. asiat. II, 65 sq. *Gesenii* Thesaur. l. hebr. I. p. 75. **Lassen**, über die Keilinschriften. S. 23 fg. 3) *Herodot.* VII, 8. Vgl. **Heeren's** Ideen I, 1. S. 470.

ben[4]). Wir gewinnen hiernach für das Buch Esther jedenfalls eine historische Grundlage. Auch geht aus vielen Stellen desselben hervor, daß der Verfasser gute Kenntnisse von den persischen Sitten und Einrichtungen gehabt, und einige seiner Schilderungen sind von der Art, daß wir glauben müssen, er habe selbst Ähnliches an Ort und Stelle wahrgenommen. Dahin gehört z. B. die Erwähnung der „sieben Fürsten der Perser und Meder, die das Angesicht des Königs sahen, und saßen obenan im Königreich" (1, 14), welches die aus der Geschichte des Darius bekannten sieben Magnaten sind, die auch nach Herodot das besondere Recht hatten, jederzeit vor dem Könige zu erscheinen[5]). So bezeichnet ferner der Verfasser den königlichen Palast mit dem bei den Persern, wie bei den Türken solenn gewordenen Ausdruck der „Pforte," (bei Luther: Thor) 2, 19. 21. 4, 2. 6. 5, 9 u. a. (درگاه dergâh bei den Persern und Türken, باب bei den Arabern vom Palaste der Khalifen, vgl. *αἱ πύλαι* und *ἐπὶ θύραις* bei Xenophon, auch Herodot 3, 120 und Dan. 2, 49). Er gedenkt des Parks (*παράδεισος*) am Palaste des Königs (1, 5. 7, 7. 8), der königlichen Staatsboten (3, 12. 13. 15. 8, 10. 14), der Unwiderruflichkeit des einmal erlassenen Gesetzes (1, 19. 8, 8; vgl. Dan. 6, 9. 16. Heeren's Ideen I, 1. S. 450), und noch manches Anderen, was dem persischen Costüm ganz angemessen gefunden werden muß. Zu der Erwähnung der Reichschronik II, 23 vergl. Herod. VIII, 85, und zu Esth. 6, 1 das Vorlesen aus dem Schahname in Sa'di's Gulistan S. 23 der Ausg. von Semelet. Die in dem Buche vorkommenden Personen sind zwar, den Ahasveros selbst ausgenommen, in der Geschichte des Xerxes nicht weiter nachzuweisen[6]); aber das wäre auch eine weit getriebene Anfoderung, und im Allgemeinen spricht für die Glaubwürdigkeit der Angaben schon der Umstand einigermaßen, daß die Namen sich großentheils als wirklich persische Namen kund geben, aus der persischen oder indischen Sprache sich deuten lassen, und also keinenfalls auf plumper Erdichtung beruhen. So bedeutet Esther ohne Zweifel Stern, wahrscheinlich speciell die Venus, wie schon eine chaldäische Paraphrase des Buches angibt; Vasti ist vahisti, „die schönste;" beides nach dem Persischen. Wenn bisher noch nicht alle Namen, die hier vorkommen, ihre genügende Erklärung fanden, so hängt das hauptsächlich an unserer zur Zeit noch unvollkommenen Kenntniß der altpersischen Sprachen[7]). Der Form Hoddu für Hendu (Indien), zend. hĕndu, steht die Form hidus näher, die sich auf den altpersischen Monumenten mit Keilschrift neuerlich gefunden hat. Man hat das erzählte große Blutbad für unwahrscheinlich gehalten; aber es fehlt dazu nicht an Analogien im Morgen- und Abendlande. Man denke an die Vertreibung von 300,000 Juden durch Ferdinand den Katholischen, an die Vertilgung der Janitscharen unter Mahmud II., an die pariser Bluthochzeit und die sicilische Vesper, und man wird die Angaben unseres Buches nicht so gar außerordentlich finden. Die Verweigerung der Adoration kennen wir in ganz ähnlicher Weise von Conon[8]), und christliche Gesandte an orientalischen Höfen haben wol oft genug sich derselben entzogen. — Genug, es muß für ein hyperkritisches Verfahren gelten, wenn man das Buch Esther bisweilen als ein mährchenhaftes, gänzlich unhistorisches Buch bezeichnet hat. Die Gründe für die Glaubwürdigkeit desselben sind in neuester Zeit am ausführlichsten besprochen von Hävernick und Mich. Baumgarten, die Zweifel dagegen am schärfsten von de Wette hervorgehoben[9]). Man hat freilich zuweilen mehr beweisen wollen, als sich mit gutem Rechte beweisen läßt, und hat dadurch der Anerkennung des historischen Inhalts eher entgegengearbeitet, als sie gefördert. Wie nämlich das oben Gesagte allerdings für eine feste historische Grundlage des Buches spricht, so ist dagegen auf der anderen Seite um so weniger zu verkennen, daß der Verfasser desselben den Factis nicht mehr gleichzeitig ist, daß er diese Facta in seiner Weise und in jüdischem Interesse auffaßt und darstellt, wie das kaum anders zu erwarten; wenngleich es wahrscheinlich ist, daß das Buch nicht allzu lange nach den darin erzählten Ereignissen und zwar noch während des Bestehens der persischen Herrschaft, also vor Alexander dem Großen, abgefaßt ist. Der jüdische Verfasser kannte Persien ohne Zweifel als Augenzeuge, schrieb aber sein Buch hauptsächlich für seine Landsleute in Palästina, um für sie die Entstehung des Purimfestes zu erläutern und zugleich die Feier desselben zu empfehlen, da dieselbe bei den palästinensischen Juden Anfangs Widerspruch gefunden hatte (s. den Art. Purim). — Der Geist dieses Buches ist der des späteren, vorzüglich wol außerhalb Palästina schon sehr entarteten Judenthums, dessen religiöses Leben auf einer verhältnißmäßig sehr niedrigen Stufe stand. Es begegnet uns hier statt des lebendigen theokratischen Eifers der älteren hebräischen Geschichtsbücher nur eine engherzige Eifersucht für die Ehre der jüdischen Nation dem mächtigen heidnischen Staate gegenüber. Von dem alten reichen Jehovacultus ist nichts übrig als ein häufiges Fasten, worauf nun um so größerer Werth gelegt wird. Kaum daß irgendwo in dem Buche eine Beziehung menschlichen Geschickes auf höhere Einwirkung angedeutet ist. Es muß

---

4) Man s. z. B. Ktesias Perser Cap. 29. Diodor XI, 69. Justin III, 1. 5) s. Herodot III, 70. Esra 7, 14 und Heeren's Ideen I, 1. S. 414 fg. 6) Man hat die Esther mit der Amestris identificiren wollen, einer Gemahlin des Xerxes, von welcher bei Herodot (9, 108 fg.) die Rede ist, aber gewiß mit Unrecht. Auch die Identificirung der Person des Hegai, der nach Esth. 2, 8. 15 Aufseher des Harems war, mit dem bei Ktesias (Pers. 24) genannten Hegias ist in sofern unsicher, als dieser Name vielleicht appellativisch ist und Eunuch bedeutet, sanskr. Ag'a, vielleicht auch das türkische Aga, worüber Benfey, über die Monatsnamen alter Völker. S. 192 fg. 7) Gute Anfänge zur Erklärung dieser Namen finden sich in *Gesenii* thesaurus ling. hebr., in Pott's Etymol. Forschungen. 1. Th. Einl., bei Benfey, über die Monatsnamen. S. 187 fg. Vgl. auch Calmberg, liber Esterae. (Hamb. 1837. 4.)

8) Cornel. Nepos im Conon Cap. 3. 9) Hävernick's Einleit. ins A. T. II, 1. S. 334 fg. *Michael Baumgarten*, de fide libri Estherae. (Halae 1839.) de Wette, Lehrb. der Einleit. ins A. T. 5. Aufl. S. 273 fg.

als charakteristisch für das Buch angesehen werden, daß es das einzige in der Bibel ist, worin der Name Gottes nicht vorkommt. Von dieser Seite machte es auch auf Luther einen ungünstigen Eindruck. Ob aber dieser Mangel an hervortretenden religiösen Beziehungen mit Hävernick (Einl. ins A. T. II, 1. S. 358 fg.) so objectiv gefaßt werden kann, daß der Verfasser des Buches für seine Person dabei ganz unbetheiligt und nur als unparteiischer Darsteller seiner gottentfremdeten Zeitgenossen zu betrachten wäre, das dünkt dem Unterzeichneten durchaus unwahrscheinlich. Daß man aber das Buch der Aufnahme in den Kanon werth hielt, dazu reichte wol das damals noch neue Interesse für das zum Nationalfest gewordene Purim schon aus, und überdies mochte eine bei den Sammlern des Kanons unwillkürlich hinzutretende religiösere Betrachtungsweise der darin enthaltenen Geschichte jenen Mangel weniger fühlbar machen.

In der griechisch-alexandrinischen Übersetzung des Buches ist die Geschichte durch mehre apokryphische Zusätze und Einschaltungen erweitert und ausgeschmückt, namentlich zu Anfange durch einen Traum des Mordechai, worin die bevorstehende Gefahr und die Rettung der Juden vorbedeutet wird, und am Schlusse durch die Auslegung jenes Traumes und durch eine Notiz über die Bekanntwerdung des Purim unter den ägyptischen Juden. Schon Josephus hat das Buch in dieser erweiterten Gestalt gekannt und benutzt. Hieronymus stellte jene Zusätze in seiner lateinischen Übersetzung an das Ende des Buches. Luther hat sie von demselben ganz getrennt und mit der Aufschrift „Stücke in Esther" unter die Apokryphen gestellt, obwol sie für sich allein gar nicht verständlich sind. Sie sind sicherlich dem hebräischen Buche Esther fremd, und verrathen durch den eigenthümlichen Ton, der darin herrscht, ihren hellenistisch-alexandrinischen Ursprung. Das griechische Buch Daniel hat in ganz ähnlicher Weise Zusätze erhalten. (*E. Rödiger.*)

ESTIAE. Plinius (H. N. V, 43) nennt bei der Beschreibung der Küste Bithyniens, indem er sich von Chalkedon aus gegen Norden wendet, am Bosporos ein Estiae templum Neptuni. Daß dort an der Mündung des Bosporus ein Heiligthum gewesen sei, wird uns von vielen Seiten her bezeugt. Allein die meisten Schriftsteller nennen dort, nämlich auf der asiatischen Küste, einen Tempel des Zeus mit dem Beinamen Urios (*Οὔριος*), wie es scheint, als Beförderer einer günstigen Seefahrt auf dem Pontos, wie Cicero (in Verr. IV, 57) sagt: simulacrum Jovis imperatoris, quem Graeci *Οὔριον* nominant. Ein solches Heiligthum finden wir an jenem Orte genannt vom Menippos bei Stephan. Byz. (s. v. *Χαλκηδών*); ferner bei Arrian im Periplus des Pontos §. 12 und 25; dann bei Marcian. Herakleot., sowie bei den sämmtlichen anonymen Verfassern der Periplen des Pontos Euxeinos (Geogr. Gr. min. ed. *Gail.* t. 3); endlich finden wir dort auf der Peutinger'schen Tafel das corrumpirte Ovisuri und bei dem geograph. Ravenn. (V, 9) Urion. Daher kam es wahrscheinlich, daß dieser Tempel auch häufig vorzugsweise blos *τὸ ἱερόν* genannt wurde, wie es sich bei Demosthenes (adv. Lept. 29), bei Skylax (§. 68 und 91), bei dem Schol. zu Apollon. Rhod. (II, 531), bei Herodotos (IV, 87) und bei Polybios (IV, 39 und 43) erwähnt findet. Auch Strabon nennt dort ein Hieron (VII. p. 319. XII. p. 563), mit dem Zusatz *τὸ Χαλκηδόνιον*. Von diesem Heiligthume ging die Sage, die Argonauten hätten es dem Poseidon gegründet, oder auch Phryxos habe es schon den zwölf Göttern geweiht. Schol. zu Apollon. Rhod. II, 531. Das Letztere verräth gewiß schon einen spätern Ursprung. Der ersteren Angabe scheint aber auch Pindaros (Pyth. IV, 204. ed. *Boeckh.*) gefolgt zu sein, indem er dort ein Heiligthum des Poseidon anführt, sowie Aristides (in Nept. p. 35. ed. *Dindorf.*). Hierin ist denn wahrscheinlich der Grund zu suchen, weshalb Mannert und Reichard des Plinius' Estiae templum Neptuni für das oben bezeichnete Heiligthum halten. Allein die Sache wird vollkommen erledigt durch Polybios (IV, 43); denn durch ihn werden wir belehrt, daß nicht auf der asiatischen Seite, sondern auf der europäischen ein Hestiä am Bosporos lag — *τὰ περὶ τὰς Ἑστίας ἄκρα καλούμενα* — mithin dem obigen Hieron ziemlich gegenüber. Aus seiner sehr genauen Beschreibung des Bosporos geht nämlich klar hervor, daß auch dieses Hestiä nicht einmal an der äußersten Mündung des Bosporus lag, wohin er das Hieron setzt, sondern noch über den Tempel des Hermes hinaus, welchen er doch in die Mitte der ganzen Länge der Meerenge des Bosporos stellt, lag ihm Hestiä. Plinius hat also unstreitig ein Versehen begangen, wenn er sein Estiae auf der Küste von Bithynien und, wie es scheint, gegen die Mündung des Bosporos nennt. (*L. Zander.*)

ESTILL, eine Grafschaft des Staates Kentucky in Nordamerika, zu beiden Seiten des Flusses Kentucky, von den Grafschaften Clay, Perry und Pike umgeben. (*Eiselen.*)

ESTINNES AU VAL, Dorf in der belgischen Provinz Hennegau, Bezirk Soignes, ist durch eine 743 hier in dem austrasischen Königspalaste, welcher in den Urkunden Leptinae, Listinae und Liphtinae genannt wird, gehaltene Synode merkwürdig. (*Fischer.*)

ESTIONES. Die Völkerschaft der Estionen wird nur von Strabo genannt [1]). Sie wohnten nach ihm auf der Nordostseite des Bodensees, hauptsächlich in dem Gebiete zwischen der Iller und dem Lech, bei Kempten, Kaufbeuern, Schöngau und Füssen, und gehörten zu dem Stamme der Vindeliker. Ihre Sitze scheinen nicht bis an das Ufer des Bodensees gereicht zu haben; denn zwischen ihnen und dem See wohnten die Brigantier, deren alte Hauptstadt Brigantium, das heutige Bregenz, den Namen des Volkes bewahrt hat. Oberhalb der Estionen, am Lechflusse, mehr nach der Quelle zu, hausten die Likatier, deren Hauptstadt die Bergfestung Damasia im heutigen Vorarlberg war; auf der Nordostseite aber, bis an den Inn hinauf, die Benlauner, die wol die Genauner des Horatius und Strabo [2]) sein mögen. Der sonst

1) *Strab.* Geogr. IV, 5. §. 8. p. 206. ed. *Casaub.* *καὶ οἱ Ἐστίωνες δὲ τῶν Οὐινδελικῶν εἰσι, καὶ Βριγάντιοι· καὶ πόλεις αὐτῶν, Βριγάντιον καὶ Καμπόδουνον.* 2) *Horat.* Carm. IV, 14. *Strab.* l. c.

mit Völkernamen so freigebige Ptolemäus hat den Namen der Estionen in seiner Vindelicia [3]) nicht mit genannt; aber wahrscheinlich liegen sie in den Likatiern verborgen, mit welchem Namen er die den obern Lech umwohnenden Vindeliker auf der Westseite seiner Breuner — Brionen, Breonen, Brennen, die Anwohner des Brenners — und der Benlauner bezeichnet hat. Derselbe Fall findet auch wol bei Plinius statt, der unter den 44 Alpenvölkern, deren Namen auf dem von Augustus am Ausgange der Alpen bei Monaco errichteten Siegesdenkmale aufgezeichnet waren [4]), die Estionen nicht genannt hat. In diesem Verzeichniß finden wir die Licates, die mit den Likatiern des Ptolemäus gleichbedeutend, die Estionen Strabo's in sich fassen mögen.

Die Römer wurden mit den vindelikischen Völkerschaften durch den Unterjochungskrieg des Drusus und Tiberius gegen die unabhängigen Alpenbewohner, deren unbegrenzter Freiheitssinn den bevorstehenden Unternehmungen der Römer gegen Großgermanien leicht hätte Gefahr bringen können, im 15. Jahre vor dem Beginne unserer Zeitrechnung näher bekannt. Drusus war durch die Engpässe der Etsch von Süden hinauf in diese, wie es schien, von der Natur selbst gegründeten Freistätten der Unabhängigkeit eingedrungen und hatte die Hauptmacht Rhätiens am Fuße der tridentinischen Alpen niedergeworfen, während Tiberius die Operationen seines Bruders mit einem zweiten Heere auf der gallischen Seite, den Rhein hinauf, auf das Nachdrücklichste unterstützte. Damals entdeckte Tiberius zuerst die wahren Quellen der Donau, erreichte siegreich den Bodensee, ließ auf demselben eine Flotte bauen, wählte die Insel Reichenau zum Stützpunkte seiner Unternehmungen und lieferte auf dem Bodensee den Vindelikern eine Seeschlacht [5]). Aus jener Zeit des blutigsten Kampfes um Leben und Freiheit scheint sich die Nachricht des Strabo von den Estionen herzuschreiben, und sie und die Brigantier sind wol die Vindeliker, gegen welche Tiberius auf dem Bodensee und in der Nähe desselben kämpfte. Damals mag die Hauptstadt der Brigantier, Brigantion (Bregenz), und die Hauptstadt der Estionen, Kampodunon (Kempten), von den siegreichen Legionen des Tiberius besetzt worden sein, sodaß die zu Strabo's Zeit gewiß noch vorhandenen Armeeberichte ihm über diese Gegenden, von denen sich der spätere Ptolemäus nur ein sehr unvollständiges Bild entwerfen konnte, die beste Aufklärung gegeben haben.

Die Stadt Kampodunon, welche Strabo den Estionen ausdrücklich zur Hauptstadt gibt, wird auch von Ptolemäus genannt und, wie es scheint, in das Gebiet der Likatier gesetzt. Aber darin irrt der Alexandriner Geograph gewaltig, daß er sein Kambodunon, dem er die astronomische Position 32° 50′ der L. und 46° der Br. hinzufügt [6]), als auf dem rechten Ufer des Lechs, und zwar noch einige Meilen ostwärts vom Flusse gelegen, sich dachte, welcher Irrthum in der unrichtigen Annahme seinen Grund haben mag, daß er Vindelikien auf der Westseite blos bis an das Ufer des Lechs reichen läßt. Die römischen Wegkarten erwähnen den Ort ebenfalls, und das Itinerarium Antonini hat ihn drei Mal [7]) genannt; doch finden sich hier Verwirrungen und Unrichtigkeiten in den Zahlen. Die Peutinger'sche Tafel hingegen hat den nächsten Weg von Cambodunum nach Augusta Vindelicum aufgezeichnet, und dieser bringt uns in XVIII. M. P. (3⅗ Meilen) nach Navore, etwas südlich von Kaufbeuern, von hier in XXIV. M. P. (4⅘ Meilen) nach Rapis, eine halbe Stunde südlich von Schwabmünchen, und von da in XVIII. M. P. (3⅗ Meilen) nach Augusta Vindelicum, dem heutigen Augsburg. Die Summe des ganzen Weges betrug also 60 Millien oder 12 geographische Meilen, welche Entfernung von Kempten bis Augsburg genau zutrifft [8]). Die Lebensbeschreibung des heiligen Magnus kennt Campodunum als verwüsteten Ort, bezeichnet aber zugleich die richtige Lage der ehemaligen Hauptstadt der Estionen am Flusse Hilara (Iller) [9]).

Die beiden letzten Sylben des Namens deuten auf einen celtischen Ursprung dieser Stadt hin, denn die Endung Dun oder Dunum bei celtischen Städtenamen, wo sie so häufig vorkommt, sagt ganz dasselbe, wie die teutsche Endung Berg oder Burg; und so ist es wahrscheinlich, daß die vindelikischen Estionen von ihren Bergen herabgestiegen und das Gebiet und die Stadt von gallischen Urbewohnern erobert und in Besitz genommen haben. Diese celtischen Ureinwohner waren nun wol keine anderen, als die berühmten Boier, nach denen ein sehr ausgedehnter Landstrich im Süden der Donau die bojische Einöde [10]) genannt wurde, und von deren Anwesenheit in jenen Gegenden noch mehre celtische Städtenamen und sogar eine Grenzstadt, Bojodurum (das heutige Passau), die den Namen des Volkes trägt, zeugen. Daß die vindelikischen Alpenvölker in frühester Zeit häufige Einfälle in die benachbarten Gebiete, besonders in die Wohnsitze der Helvetier, der Sequaner, der Boier und der Germanen unternommen haben, sagt Strabo ausdrücklich [11]). So mögen denn auch die Estionen sich der bojischen Stadt Campodunum bemächtigt haben, nach Art jener räuberischen Vindelikerhorden, die auf ihren Streifzügen in Städten und Flecken nach Strabo's Berichte nicht nur alle Erwachsenen männlichen Geschlechtes tödteten, sondern auch die Knaben nicht schonten, ja sogar die schwangeren Weiber ermordeten, von denen ihnen ihre Wahrsager gesagt hatten, daß sie eine männliche Frucht in dem Schooße trügen. Diese Schilderung deutet auf einen sehr niedern Culturzustand, auf eine Rohheit der Sitten hin, wie wir sie zu jener Zeit weder bei den Völkern celtischer, noch auch germanischer Abkunft antreffen. Wenn

3) *Ptol.* Geogr. II, 13. 4) *Plin.* H. N. III, 24. 5) *Strab.* Geogr. VII, 1. §. 5. 6) *Ptol.* Geogr. II, 13. *Καμβόδουνον — ιβ. L'γ : μς.*

7) Iter de Pannoniis in Gallias per mediterranea loca. Iter per ripam Pannoniae a Tauruno in Gallias. Iter a Lauriaco per medium Aug. Vindelicum usque Brigantiam. Theatrum Geogr. Vet. ed. *P. Bertio.* T. II. p. 15. 16. 8) Tabulae *Peuting.* Segment. II. Theat. Geogr. Vet. T. II. 9) Vita S. Magni. c. 18 ap. *Basnage* T. I. p. 664. 10) *Strab.* Geogr. VII, 1. §. 5. p. 292. *Ἡ Βοίων ἐρημία.* 11) *Strab.* Geogr. IV, 5. §. 8. p. 206.

sich daher Mannert's Hypothese [12]): daß der Name Vindeliker nicht, wie man früher allgemein annahm, aus den beiden Flußnamen Vindo, Wertach, und Licus, Lech, zusammengesetzt sei, und Wertach- und Lech-Anwohner bedeute [13]), sondern daß er vielmehr Wenden am Lech (Venetos ad Licum) bezeichne, welche mit den norditalischen Venetern, die ebenfalls, wie schon der Name beweise, wendischen Stammes gewesen wären, in den frühesten Zeiten durch das Gebirge in Verbindung gestanden hätten, sowie auch der Bodensee nach ihnen Lacus Venetus, der Wendensee, heiße; wenn sich, sage ich, diese Hypothese historisch erweisen ließe, dann würden wir ebenfalls die Estionen dem wendischen Geschlechte zuzählen müssen [14]). Jedoch müssen diese Untersuchungen dem den Vindelikern gewidmeten Artikel vorbehalten bleiben, und wir können uns hier vor der Hand damit begnügen, wenn wir wissen, daß die Estionen zu dem vindelikischen Stamme gehörten.

Der griechische Text des Strabo schreibt den Namen des Volkes ohne Aspiration, und nur in der lateinischen Version Xylander's, welche in der Ausgabe von Siebenkees und Tzschucke abgedruckt ist, wird er Hestiones geschrieben. Die alte, sehr seltene und für die Kritik der Strabonischen Völkernamen nicht unwichtige lateinische Übersetzung, die von Johannes Vercellensis im J. 1494 gedruckt worden, schreibt den Namen wie der griechische Text, Estiones. (*Aug. Wilhelm.*)

ESTISSAC. 1) Estissac, Marktflecken im französischen Aubedepartement (Champagne), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirk Troyes, liegt 5 Lieues von dieser Stadt und 37 Lieues südöstlich von Paris entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichtes und eines Einregistrirungsamtes, und hat eine Brief- und Pferdepost, eine Pfarrkirche, Fabriken, welche baumwollene Strümpfe liefern, Papiermühlen, Lohgärbereien und 1296 Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten. — Der Canton Estissac enthält in 10 Gemeinden, 5919 Einwohner. 2) Estissac oder la Justice d'Estissac, Gemeindedorf im französischen Dordognedepartement (Périgord), Canton und Bezirk Bergerac, liegt 3⅓ Lieues von dieser Stadt entfernt, an der Greffe, eine Lieue von ihrer Einmündung in die Ille, in einer an Getreide, Wein und Obst reichen Gegend und hat eine Succursalkirche, 193 Häuser und 965 Einwohner. Im J. 1737 wurde Ludwig Franz Armand von Roye, Graf von Marthon und Roucy aus dem Hause Rochefoucault, zum Herzog von Estissac ernannt. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ESTLEVILLE, der Hauptort in der zum Staate Virginien, in Nordamerika, gehörigen Grafschaft Scott, ohne Bedeutung. (*Eiselen.*)

ESTOCART (Paschal de L'), ist als französischer Componist des 16. Jahrh. der vielen Werke wegen, die von ihm im Drucke erschienen, nicht zu übergehen, ob auch schon nur Weniges von seinen Leistungen übriggeblieben zu sein scheint. Bei gebührender Aufmerksamkeit dürfte jedoch in alten Bibliotheken noch Manches von ihm aufzufinden sein. Schade ist es, daß seine fünf Bücher (gewiß einzelne Stimmbücher des Werkes) Cent cinquante Pseaumes de David (Lyon 1583), im Schloßbrande zu Kopenhagen 1794 verloren gegangen sind. Sie werden sich aber noch anderwärts finden. Gerber nennt von ihm noch Folgendes: Octonaires de la Vanité du monde à 2, 3—6 part (Stimmen). (Lyon 1582. 4.) CXXVI Quatrins du Pibra, mis en musique à 2—6 part. (Lyon 1582. 4.) Der Mann ist für seine Zeit nicht unwichtig. (*G. W. Fink.*)

ESTOCQ (Hermann L'), Reichsgraf, russischer wirklicher Geheimrath, erster Leibarzt der Kaiserin Elisabeth Petrowna und Director der medicinischen Kanzlei. Er wurde den 29. April 1692 zu Zelle geboren, wo sein Vater Leibchirurg des Herzogs Georg Wilhelm gewesen war, und soll von einer Familie L'Estocq-d'Helvetique abstammen, welche der reformirten Religion wegen aus der Champagne und Frankreich überhaupt flüchtig werden mußte. Im J. 1713 kam er als angehender, von seinem Vater vorzugsweise gebildeter, Wundarzt nach Rußland und trat in zarische Dienste, begleitete 1716 Katharina I. auf ihrer Reise nach Holland als Wundarzt, wurde aber schon 1718, für unbesonnene Äußerungen über die zarischen Familienverhältnisse, nach Kasan ins Exil gesandt. Katharina I. rief ihn bald nach ihrer Thronbesteigung an den Hof zurück und ernannte ihn zu ihrem Leibchirurgen — welche Würde er nach der Kaiserin Tode bei ihrer Tochter, der Großfürstin Elisabeth, bekleidete. Durch lebhaften, einnehmenden Charakter, angenehme heitere Laune, Vertrautheit mit den meisten fremden Sprachen und eine kühne Umgangs- und Urtheilsweise, die späterhin in nur zu leidenschaftliche Unbesonnenheit überging, wurde er schnell die Seele des kleinen großfürstlichen Hofes; durch Treue, erprobte Verschwiegenheit und immer glücklichen Rath in Momenten der Verlegenheit, ein ebenso unentbehrlicher Arzt und Rathgeber, als Gesellschafter und Liebling der Großfürstin. Diese treue Anhänglichkeit einerseits und ein hochstrebender Sinn anderntheils hatten L'Estocq schon bei Peter's II. Tode daran denken lassen, Elisabeth auf den russischen Thron zu setzen; aber noch siegte die jüngere Tochter Iwan's, Anna, weil die ältere Peter's I. damals entweder noch zu unentschlossen war, oder durch andere physische Hindernisse abgehalten wurde, ihr Erstgeburtsrecht geltend zu machen. Als aber das Kind Iwan's III., oder vielmehr erst Biron, dann die Familie Braunschweig, die Regierungszügel führten, stand Elisabeth, unter L'Estocq's Rath, freier und kühner da — und das frühere Project ward jetzt glücklich ausgeführt. Die neue Kaiserin belohnte Alle, die in der Nacht vom 24. auf den 25. Nov. 1741 zu ihrem Besten thätig gewesen waren. L'Estocq, der Hauptacteur in dem inneren Hofgemache Elisabeth's, wurde schon am 26. Nov. wirklicher Geheimrath, erster Leibarzt

12) Geographie der Griechen und Römer. 3. Th. Rhätia. S. 526. 13) Barth, Urgeschichte der Teutschen. 1. Bd. S. 429. 14) Die Sittenschilderung des wendischen Stammvolkes, der Veneter, auf der Nordostgrenze Germaniens bei Tacitus (Germ. 46) harmonirt, was das Räuberhandwerk betrifft, mit Strabo's Berichte.

der Kaiserin und Director der medicinischen Kanzlei. Am 27. April 1744 erhob ihn Karl VII. in den Reichsgrafenstand und ließ ihm das Diplom durch seinen Gesandten, Baron Neuhaus, überreichen; fast gleichzeitig übersandte ihm der König von Frankreich durch den Marquis de la Chelardie sein reich mit Brillanten besetztes Brustbild. L'Estocq's Glück wäre beständig gewesen, hätte er sich mit der ihm angewiesenen Sphäre und dem immer noch ungetrübten Wohlwollen Elisabeth's begnügt, sich aber aller Einmischung in die Verwaltungs- und alles Einflusses auf die politischen Staatsgeschäfte enthalten. Ihm schien aber früheres Verhältniß und die während der Thronrevolution gespielte Rolle ein Recht zu geben, wie ehemals am kleinen großfürstlichen, so ferner auch am großen Hofe der Kaiserin in Umgang, Rath und Lehre der Alte zu bleiben. Es hatten sich aber die Verhältnisse zu gewaltsam geändert, und so erwuchs der Kaiserin Kälte gegen den Leibarzt und dessen durch natürliche Heftigkeit geförderte, immer lauter werdende Empfindlichkeit gegen die Monarchin. — Diese und wahrscheinlich der gekränkte Stolz, nicht, wie so viele Andere, zum Ritter einer der beiden Hoforden ernannt zu sein, bewogen ihn, gegen alle Weltklugheit, sich dem Thronfolger, nachmaligen Kaiser Peter III., anzuschließen. Mehr bedurfte es nicht, seinen Sturz zu beschleunigen. Er wurde unter dem allgemeinen Vorwande, gefährliche und strafbare Plane zu meditiren, am 17. Nov. 1748 aller seiner Würden entsetzt, auf die St. petersburgische Festung gebracht und sein Vermögen confiscirt; erst am 13. April 1753 der sehr strengen Festungshaft entlassen und nach Ustjug-Weliki, im Gouvernement Archangel, verbannt. Konnten ihm Übereilungen und thörichte Unbesonnenheiten während seines Glücks vorgeworfen werden, so versöhnte er wieder durch die heitere Ergebung, mit welcher er seine Unglücksjahre durchlebte. Peter III. rief ihn aus seinem Exil zurück, ließ ihm sein Vermögen — soviel davon übrig war — und seinen Rang zurückgeben, stellte ihn aber, so wenig wie Katharina II. — die ihn jedoch durch eine lebenslängliche Pension von 7000 Rubel und 30 Hacken von Gütern in Livland für seine frühere Anhänglichkeit und daraus zum Theil hervorgegangenes Misgeschick zu belohnen suchte — nicht wieder an. L'Estocq starb kinderlos am 12. Juni 1767 in Petersburg. Er war zwei Mal verheirathet; zuerst mit Alida Müller (gest. 1743), zuletzt mit Maria Aurora Baronesse Mengden, die als treue Gattin seine Schicksale mit ihm theilte und, ihn überlebend, seine sterbliche Hülle in ihrer Familiengruft in Zernikau in Livland beisetzen ließ. Büsching, Magazin I. S. 32 fg. II. S. 435 fg. Schmidt-Phiseldeck, Mater. zur russischen Gesch. II. S. 364. III. S. 117 fg. Richter's Gesch. der Medicin in Rußland III. S. 420 fg. (*v. Wichmann.*)

ESTOILE (Peter Taisan de l'), war zu Orléans um 1480 geboren. Der Vater, ein richterliches Amt bekleidend, wünschte dasselbe auf den Sohn zu vererben. Peter erwählte sich das Studium der Rechte und verdankte seinen Fortschritten in der Wissenschaft die Stelle eines Docteur-régent an der Universität Orléans, 1512. Groß war der Andrang zu seinen Vorlesungen; unter des Professors Zuhörern befand sich auch der 1527 bei der Universität immatriculirte Johann Chauvin (Calvin). Lehrer und Schüler schlossen ein inniges Freundschaftsbündniß, ohne jedoch in religiöser Beziehung im Mindesten zu sympathisiren; denn l'Estoile nahm nach Absterben seiner Frau die geistlichen Weihen und erhielt ein Kanonikat bei dem Dom und ein anderes bei der Collegiatkirche von St. Aignan zu Orléans, sammt dem Archidiakonat Sully. Als des Bischofs von Orléans Official wohnte er 1528 dem in Paris abgehaltenen Provincialconcilium bei, und die entschiedene Weise, in welcher er in dieser Versammlung die religiösen Neuerungen bekämpfte, erregte die Aufmerksamkeit des Königs. Peter erhielt eine Rathsstelle bei dem pariser Parlament und nachmals eine Präsidentschaft aux enquêtes. Er starb den 21. Oct. 1537, betrauert als einer der tüchtigsten Legisten seines Zeitalters. Gentian Hervet, Vulteius, Theodor de Beze haben wetteifernd seinem Andenken gehuldigt. Man hat von ihm: *Petri Stellae* brevis repetitio legis, zu Orléans in 4. gedruckt und von Dumoulin als „docta repetitio" gepriesen, dann *Petri Stellae Aurelii* repetitiones (Paris 1528. Orléans 1531), worin er vorzüglich sich bemüht, die Stellen in der römischen Gesetzgebung, um welche die Rechtslehrer streitig, zu erklären. Des Beze Lobsprüche: „acutissimus inter Galliae doctores," sind nicht frei von einem selbstsüchtigen Zusatze. Peter's Bruderstochter, Maria de l'Estoile, war für Beze ein Gegenstand zärtlicher Verehrung. Sie hat er als Candida gefeiert, ihr, die jung sterben mußte, die Grabschrift gesetzt, lateinisch und französisch. Glänzte Maria durch die ausgezeichnetsten Gaben des Geistes, so erregte nicht minderes Aufsehen Peter's einziger Sohn, Ludwig de l'Estoile, durch die frühzeitige Reife seiner Fähigkeiten. In dem Alter von 15 Jahren erklärte das Wunderkind, öffentlich und mit großem Beifall, zu Orléans den Lucian, Aristophanes und des Theodor Grammatik. Später schrieb Ludwig über die Rhetorik, und er soll an Joach. Fortius Ringelberg, der um 1536 starb, einen eigenen Biographen gefunden haben. Dem kann aber nicht also sein, denn Ludwig de l'Estoile, auf Soullers, kommt 1543 und 1551 als grand rapporteur et contrôleur en la chancellerie, und nachmals als président aux enquêtes bei dem pariser Parlament vor. Bemerkenswerth ist, daß Jöcher ihn unter der Rubrik Stella, den Vater unter Estoile und den Enkel Claudius unter Etoile behandelt. Ludwig vermählte sich, laut Eheberedung vom 26. Mai 1538, mit Margaretha von Montholon. Sein Sohn, Peter de l'Estoile, um 1540 geboren, bekleidete das Amt eines Audiencier de la chancellerie, legte dasselbe, Alters halber vermuthlich, 1607 nieder, starb in den ersten Tagen des October 1611 und wurde in seiner Pfarrkirche, S. André-des-arcs, beerdigt. Von 1574 an hatte er über dasjenige, was unter seinen Augen zu Paris vorging, ein Tagebuch gehalten, ohne dasselbe zum Drucke zu bestimmen. So scheint es nach den vielen unerheblichen Einschaltungen und Anmerkungen, die höchstens für

die Familie erheblich sind. Indessen muß grade dieser Umstand die Glaubwürdigkeit des Schreibers erhöhen, und in der That verdient das Tagebuch als eine der lautersten Quellen für die Geschichte des letzten Valois und des ersten Bourbon gepriesen zu werden. Nur verlange man von l'Estoile keine vollkommene Parteilosigkeit; er ist, in der Sprache der siegenden Partei, ein tugendhafter Bürger, der, streng zu dem Parlament haltend, den Triumph des Königs von Navarra und das Glück Frankreichs sehnlich wünscht, und darum die Liga und die Guisen anfeindet. Auf diese Gesinnung mochten wol des Großvaters und des Vaters Verbindungen mit Calvin und Beza wesentlichen Einfluß geübt haben. In neutralen Fällen hingegen ist l'Estoile zuverlässig, wie sich schon aus seiner Bereitwilligkeit, den Irrthum zu verbessern, entnehmen läßt. Denn wie lebhaft auch sein Interesse für die Begebenheiten des Tages war, sie eine um die andere zu prüfen, ergab sich als eine reine Unmöglichkeit, und in den meisten Fällen mußten statt der Autopsie Erzählungen und Gerüchte dienen. Hat sich aber der Referent bethören lassen, wird ihm in der nächsten Woche ungewiß, was er als zuverlässig eingetragen, dann beharrt er im Mindesten nicht auf demjenigen, was ihm zweifelhaft geworden, im Gegentheil widerruft er häufig ohne Umstände. Die Urschrift, fünf Folianten, vermachte Peter's Enkel, Poussemothe de l'Estoile, an die Abtei St. Acheul zu Amiens; da soll sie in den Stürmen der Revolution verloren gegangen sein. Aus derselben hatte der Fleiß einiger Sammler bereits zwei verschiedene Werke: Journal de Henri III. und Journal du règne de Henri IV., gemacht. Jenes, mit dem 30. Mai 1574 anhebend, schließt mit dem 30. Aug. 1589. Davon besorgte der Generaladvocat Servin den ersten Abdruck (Paris 1621); es ist auch dieses Tagebuch in den recueil de pièces servant à l'histoire de Henri III. (Cologne 1662. 1666. 1693. 1699. 12.) aufgenommen. Diese Ausgaben, mangelhaften Abschriften entnommen, sind sämmtlich durch bedeutende Lücken entstellt. Einigermaßen verbessert ist die von Duchat gelieferte, mit Zusätzen und Anmerkungen bereicherte, Ausgabe (Cologne 1720. 2 Bde.), die jedoch weit übertroffen wird durch diejenige, welche Lenglet-Dufresnoy im Haag (Paris 1744. 5 Bde.) besorgte, unter dem Titel: Journal de Henri III., roi de France et de Pologne, ou mémoires pour servir à l'histoire de France, par M. *Pierre de l'Estoile*, augmentés de remarques historiques, et des pièces manuscrites les plus curieuses de ce règne. Der Herausgeber hatte Gelegenheit gehabt, die Urschrift zu vergleichen und hiernach manche Stellen des Textes herzustellen; des Duchat Noten dienen der Ausgabe zur Einleitung, andere Noten, von Godefroy oder Lenglet-Dufresnoy selbst herrührend, haben unter dem Texte ihre Stelle gefunden. Endlich hat der Herausgeber als Anhang verschiedene merkwürdige, zum Theil höchst selten vorkommende, kleine Schriften hinzugefügt, u. a. dem ersten Bande: la tragédie de feu Gaspar de Coligny, jadis amiral de France, contenant ce qui advint à Paris, le 24. août 1572, avec les noms des personnages. Diese Tragödie, in Versen von Chantelouve, ist nach der Ausgabe von 1575 abgedruckt. Bei dem zweiten Bande findet sich der discours merveilleux de la vie, actions et déportemens de la reine Catherine de Médicis, mère de François II., Charles IX. et Henri III. von Heinrich Estienne. Der dritte Band enthält unter einer Menge anderer Stücke eine Widerlegung von des Dominikaners, des P. Bernhard Guyard, véritable fatalité de S. Cloud und la Guisiade, Tragödie in Versen von Pet. Mathieu, nach der lyoner Ausgabe von 1589. In den vierten Band sind aufgenommen: la description de l'isle des hermaphrodites; le discours de Jacophile à Limne; les amours du grand Alcandre; le divorce satyrique; 59 Briefe K. Heinrich's IV. In dem fünften Bande bemerkt man: la confession de Sancy, von Theodor Agrippa d'Aubigné. Das Journal de Henri IV. lieferte zum ersten Male, als eine Fortsetzung von jenem Heinrich's III., Johann Godefroy, unter dem Titel: Mémoires pour servir à l'histoire de France, depuis 1515 à 1611 (Cöln [Brüssel] 1719. 2 Bde.). Gar dürftig sind indessen die Jahre 1515—1574 behandelt, vermuthlich nur in Auszügen aus irgend einem andern Schriftsteller, und in der spätern Periode ist eine Lücke vom 15. März 1594 bis 4. Juli 1604 zu beklagen. Diese Lücke hat der Abbé d'Olivet in seiner Ausgabe (Paris 1732. 2 Bde.) ausgefüllt. Die erheblichere Lücke, vom 2. Aug. 1589 bis 1. April 1594 und von 1598—1602, wurde aber erst in dem supplément au journal du règne d'Henri IV. (Paris 1736. 2 Bde.), gleichsam eine Fortsetzung der Ausgabe von 1732, ergänzt. Eine ungleich vorzüglichere Ausgabe erschien (angeblich) im Haag 1741. 4 Bde. („avec des remarques du chevalier C. B. A."), wahrscheinlich von dem unermüdlichen Lenglet-Dufresnoy. Der vierte Band enthält die Beilagen, merkwürdige Aufsätze, wie z. B. la rencontre de d'Espernon et de Ravaillac aux enfers; la chemise sanglante de Henry-le-grand; Factum des Capitaine Lagarde und der Demoiselle Comans etc. Diese Ausgabe schließt sich jener von dem Journal de Henri III. in demselben Format an. Die neueste Ausgabe von l'Estoile's gesammten Anzeichnungen lieferte Pelitot in der ersten Serie seiner Collection de mémoires, Bd. 45—49. In der Notice um diese Sammlung heißt es: „Le Journal de Henri III., de Henri IV. et de Louis XIII., par *P. de l'Estoile*, a été publié pour la première fois d'après le manuscrit autographe. Les éditions antérieures ne donnent pas même une idée de cet ouvrage, l'un des plus intéressans de notre Collection." Die Urschrift muß sich demnach gefunden haben. Von Peter's Kindern sind zu merken Franz und Claudius. Jener, Prior zu Hornoy, bekleidete bei dem Cardinal von Richelieu das Amt eines Secretairs. Claudius, auf Saussay und la Boissinière, geb. zu Paris um 1597, und Erbe des bedeutenden väterlichen Vermögens, widmete sich einzig und allein den schönen Wissenschaften, ohne doch, bei seiner schwächlichen Leibesbeschaffenheit und einem übermäßigen

Hange zum Vergnügen, Erhebliches schaffen zu können. Er galt indessen seinen Zeitgenossen als ein Mann von Geschmack und als ein Kenner poetischen Verdienstes, weshalb namentlich die Akademie sein Urtheil über den Versbau des Cid sich erbat. In einer der ersten Sitzungen dieser gelehrten Gesellschaft hatte er, als ordentliches Mitglied, eine Rede über die Herrlichkeit der Poesie und über die Seltenheit der großen Dichter vorgetragen, zugleich auch, schreibt Pelisson, die durch den Reim auferlegte Sklaverei beklagt. Es war das eine Rache für die viele Mühe, welche der Reim ihm zu machen pflegte. Überhaupt arbeitete l'Estoile sehr mühsam, und hatte die Gewohnheit, seine Productionen zuerst der Magd vorzulesen; denn wie Moliere und Maleherbe, hielt er nur dasjenige für schön, was in seiner Schönheit selbst von der Beschränktheit erkannt werden mag. Für Andere war er ein unerbittlicher Kritiker, wie die Geschichte von dem jugendlichen Theaterdichter, den er zu Tode recensirte, sattsam bezeugt. Als ein echter Charlatan verabsäumte l'Estoile nicht leicht ein Mittel, auf seine Umgebung zu wirken; u. a. studirte er selbst am hellen Tage nur bei Kerzenlicht. Von dem Cardinal von Richelieu wurde er begünstigt; er gehörte sogar in die Zahl der glücklichen Fünf, welche für der Eminenz Theater zu arbeiten hatten; es findet sich aber keine Spur, daß die hohe Gönnerschaft ihm Vortheil gebracht hätte. Sorglos in allen Beziehungen, vernachlässigte er jegliches Mittel, seinen zerrütteten Angelegenheiten wieder aufzuhelfen; er sah sich genöthigt, mit seiner Familie das ihm gebliebene Gütchen zu beziehen, und starb daselbst 1651 oder 1652. Seine Gedichte finden sich zerstreut in den verschiedenen Sammlungen des Zeitalters. Außerdem hat er geschrieben: la belle Esclave, tragi-comédie (Paris 1643. 4.); l'intrigue des filoux, comédie (Paris 1648. 4. 1650. 12.); eine andere Komödie, le Secrétaire de Saint Innocent, hat er unvollendet hinterlassen. Des Claudius Sohn war, so versichert Weiß in der Biographie univ., Peter Poussemothe de l'Estoile. Ohne diese Versicherung würden wir ihn für einen Neffen halten müssen, zumal uns gleichzeitig ein Johann de Poussemothe de l'Estoile begegnet, der, Président aux requêtes du parlament de Paris, in seiner Ehe mit Maria Magdalena Regnault, der Vater geworden ist von Maria Magdalena Johanna de Poussemothe de l'Estoile, Gemahlin, seit November 1697, des Marquis von Fosseur, Leo von Montmorency. Ein Sohn des verarmten Claudius de l'Estoile kann der Mann nicht sein, dessen Tochter der Regierer des Hauses Montmorency zum Weibe nahm. Peter Poussemothe de l'Estoile, Canonicus regularis von der Congregation de Ste. Geneviève und Abt zu St. Acheul, nächst Amiens, starb 1718, mit Hinterlassung der folgenden Schriften: Lettre à un Curieux, sur d'anciens monuments découverts en 1697, sous le grand autel de l'abbaye de Notre-Dame, dite de S. Acheul, qui était autrefois l'église cathédrale d'Amiens. (1697. 4.) L'ombre de M. Thiers, en réponse à la dissertation de M. Lestorq, avec une critique de la vie de S. Salve, évêque d'Amiens. (Liége 1712.) Remarques critiques sur la justification de la translation de S. Firmin (1714. 12.), als Entgegnung für Lestorq. Histoire de l'abbaye de S. Acheul, Mspt. in 4. Oraison funèbre de Susanne des Friches de Braneurs, abesse de Notre-Dame du Paraclet. (Amiens 1681. 4.) Oraison funèbre de Marie Thérèse d'Autriche. (Amiens 1684. 4.) Les curiosités de l'Aquitaine et du Languedoc. Mspt.

(*v. Stramberg.*)

ESTOMPAR, großes Dorf im portugiesischen Correigao de Faro, Provinz Algarve, hat ein Schloß, eine Stiftskirche, 200 Häuser und 1328 Einw. (*Fischer.*)

ESTOR (Johann Georg), einer der berühmtesten und einflußreichsten teutschen, besonders hessischen, Publicisten aus der Mitte des 18. Jahrh. Estor's Vorfahren, aus einem adeligen Geschlechte der Niederlande, hatten während Alba's Religionsverfolgung eine Zuflucht in Teutschland gefunden. Er selbst, der Sohn eines hessischen, im J. 1703 in der Schlacht bei Speierbach getödteten Feldchirurgus, ward 1699 zu Schweinsberg unweit Marburg geboren. Hier und in Gießen zur Rechtswissenschaft erzogen, in Halle als Freund des Kanzlers Joh. Peter v. Ludewig, als Zögling und Vertrauter Gundling's, als Schüler des Christian Thomasius aufs Glücklichste vorbereitet, begab er sich nach einem kurzen Aufenthalte in Leipzig, wo sich ihm der berühmte Stadtschreiber J. C. Lünig und der nachherige preußische geheime Rath C. G. Hofmann anschlossen, zuerst nach Straßburg, hierauf zur Erlernung der Reichsgerichtspraxis nach Wetzlar. Seine akademische Laufbahn begann er im J. 1726 in Gießen als Rechtslehrer und Historiograph, unterstützt und geehrt von dem Landgrafen Ernst Ludwig und von dessen einflußreichem Kanzler Maskowsky. Hier verschaffte er sich zuerst bei einer mühsamen Vormundschaft über beträchtliche Rittergüter jene gründliche Kenntniß des teutschen hohen und niederen Adels, welche man noch jetzt in seinen zahlreichen Schriften bemerkt. Nach Maskowsky's Tode folgte zwar Estor im J. 1735 einem vortheilhaften Rufe nach Jena, wo er als Beisitzer der juristischen Facultät, des Schöppenstuhles und des gesammten Hofgerichts sich die Zufriedenheit aller herzoglich-sächsischen Höfe und durch einen glänzenden akademischen Vortrag einen so großen Ruf erwarb, daß ihm binnen 20 Jahren (1735—1755) zwölf ehrenvolle Vocationen zu Theil wurden (nach Helmstedt, Frankfurt an der Oder, je zwei Mal, nach Halle, Erlangen, Gießen, Tübingen, Göttingen, Utrecht, Wittenberg und Leyden), aber eine überwiegende Neigung zog ihn nach seinem hessischen Vaterlande zurück. Dem Landgrafen Friedrich I. von Hessen-Cassel, Könige von Schweden, und dessen Statthalter, Wilhelm VIII., gelang es im J. 1742, Estor an die Universität Marburg zu fesseln, deren Zierde er als oberster Professor der Rechte und seit 1768 als Kanzler bis zu seinem Tode (1773) war, der er, ehelos und ohne nahe Verwandte, seine treffliche Bibliothek und seine Wohnung vermachte, und die das Andenken ihres ruhmvollen Vorstehers durch ein seinen Lebenslauf und seine Verdienste im Lapidarstyl bezeichnendes Denkmal auf der

von ihm auserlesenen Ruhestätte (auf dem Kirchhofe zu Schweinsberg) ehrte. — Estor gehörte zu den genialen, mit einer lebhaften Einbildungskraft, mit einer unerschöpflichen Munterkeit des Geistes, bei der tiefsten Religiosität und Rechtschaffenheit selbst mit einem Hang zur Satyre begabten Gelehrten *), welche bei allen diesen glänzenden und gesellschaftlichen Eigenschaften eine Abneigung gegen jede frivole Zerstreuung fühlen und ihre Befriedigung nur in anhaltender, unverdrossener Arbeitsamkeit finden. In seinen zahlreichen Staats-, Lehn-, Kirchen- und privatrechtlichen, genealogischen, heraldischen und historischen Schriften, von denen der größte und beste Theil sich auf das Fürstenthum Hessen (beider Linien) bezieht (vergl. besonders die Electa und die Elementa juris publici Hassiaci), vermißt man zwar oft eine philosophische Begründung und Ordnung und einen systematischen Blick auf das Ganze der Wissenschaften. Aber desto ausgezeichneter ist Estor durch seine umfassende Belesenheit und durch die oft überraschende Gewandtheit, womit er in Beispielen der Literatur, der Geschichte und des Staatsrechts den oft trockenen Inhalt seiner Paragraphen zu würzen versteht. Auch war Estor, nach dem Zeugniß Pütter's, seines Schülers und Nachfolgers, unter den teutschen Publicisten glücklicher im lebendigen Vortrag, als in seinen besonders späteren Schriften. Ein vollständiges Verzeichniß derselben findet man in Strieder's Grundlage zur hessischen Gelehrtengeschichte (3. Bd.), womit besonders Pütter's Literatur des teutschen Staatsrechts (1. Th.) und die lateinisch geschriebenen Gedächtnißreden der marburgischen Professoren J. A. Hofmann und Curtius zu vergleichen sind. (*v. Rommel.*)

ESTOURMEL, ESTRUMELLE, in dem alten Cambrésis, Kirchdorf, von Cambray eine Stunde südöstlich entlegen, wurde seit unvordenklichen Zeiten von einem Rittergeschlechte besessen, welches von einem Zeitgenossen des Bischofs Gerhard I. von Cambray (gest. 1049), von Creto, abstammte, dessen Namen als einen Geschlechtsnamen gebrauchte, bis etwa 1300 der Name Creton allmälig dem Gutsnamen Estourmel zu weichen anfing. Von 1300—1500 bedienen Creto's Nachkommen sich ohne Unterschied und nach Willkür, des Stamm- oder des Gutsnamens, aber von 1500 an heißen sie ausschließlich und für immer Estourmel. Ein Rambold Creton auf Estourmel wird 1086 als einer der bedeutendsten Ritter von Cambrésis genannt. Er selbst, oder aber sein gleichnamiger Sohn, besuchte das Turnier von Anchin (1096), nahm das Kreuz, und war bei der Erstürmung von Jerusalem der Erste, die Mauer zu ersteigen. Wenigstens schreibt Orderich Vitalis: „Reimboldus Creton, qui primus in expugnatione Jerusalem ingressus est." Andere Geschichtschreiber, Augenzeugen, nennen den Creton als denjenigen, der zunächst den beiden Brüdern Lethald und Engelbert von Tournay zur Zinne folgte. Indessen ist nicht zu verkennen, daß derjenige, der hier am Sichersten urtheilen konnte, daß Gottfried von Bouillon selbst für den Creton entschieden hat. Er gab ihm, dem großen Tage zu ewigem Andenken, ein Stück von dem wahren Kreuze, gefaßt in ein silbernes, ausgezacktes Kreuz, „une croix d'argent, dentelée ou crételée, pour allusion au nom de Creton." In seine Heimath zurückgekehrt, stand Rambold bei dem Heere, welches K. Philipp's I. Erbprinz gegen die Burg Montmorency führte, um den Ungehorsam des Burgherrn Burkard's IV. zu bestrafen (1101). Die Belagerung zog sich in die Länge, vornehmlich wegen der Abneigung der Kronvasallen, gegen einen der Ihren zu streiten. Bei einem Sturme, welchen Creton anführte, ergriffen, wie plötzlichem Schrecken folgend, mehre dieser zweifelhaften Getreuen die Flucht; die Lücke suchte durch verdoppelte Verwegenheit Creton auszufüllen und in dem zu ungleich gewordenen Streite wurde er erschlagen. Ein Sohn von ihm mag der Rambold Creton auf Estourmel sein, dessen und seiner Kinder Hugo, Ägidius, Rambold, Walter und Adelheid eine Urkunde der Abtei St. Aubert zu Cambray (1136) gedenkt. Von 1200 an erscheint die Familie in viele Linien getheilt. Ägidius von Estourmel, verschieden wol von demjenigen, welchem die Grabschrift gilt: hic quiescit miles dius, bello fortis Aegidius, Creton dictus de Strumella, more, vita columbella, fax in terra, coelo stella .... obiit 1233 — wurde der Vater von Walter, Simon und Johann. Von Johann stammt die Linie in Vendeuil, in Cambrésis, aus welcher Johann von Estourmel mit Anna von Bailleul, Karl's und der Johanna von Cleve-Ravenstein Tochter, Douxlieu, flamländisch Soeterstede, bei Warneton, Steenwercke und Nipkercke, in der Castellanei Bailleul, sammt dem Erbmarschallamte von Flandern, erheirathete, und Alles zusammen seinem ebenfalls Johann genannten Sohne hinterließ. Dieser, mit Florentia von la Viefville, der Erbin von Mamés, Milan, Aunoy, Marles, Natoy, verheirathet, wurde der Vater jenes Robert von Estourmel, der nach Gramaye, „genere, virtute ac fama inclytus," die Linie beschlossen zu haben scheint. Des Ägidius ältester Sohn Walter wird 1307—1316 als Herr von Estourmel genannt. Einer von dessen Abkömmlingen, Wilhelm Creton, Herr von Estourmel, befehligte geraume Zeit der Stadt Cambray Kriegsvolk, während er zugleich des Bischofes vertrautester Rath war. Mit Simon's von Templeux einziger Tochter Johanna hat er Templeux, Villers-faucon und Haissecourt erheirathet, auch von ihr vier Söhne gehabt. Davon starb der älteste, Rambold, auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem (1433), während der jüngste, Simon, auf Templeux, Estourmel, Esterpigny, Haissecourt, Hardecourt, Poproy, mit der Erbin von Hardecourt, mit Johanna von Bazincourt, sich verheirathete und durch seinen Einfluß auf Cambray und Cambrésis für den mächtigen Herzog von Burgund sogar Wichtigkeit erlangte. Doch hat er diesen Einfluß stets zum Vortheile von Burgund geübt. Seines Sohnes Ägidius Rambold Sohn, Jo-

*) Als er einst bei der Tafel des Bischofs von Fulda von dessen Kanzler darüber aufgezogen wurde, daß man in Hessen so ansehnliche Narrenhäuser unterhalte, faßte er den vorwitzigen Redner mit den Worten an der Hand, er möge sich darüber keine Skrupel machen; der Unterschied bestehe nur darin, daß man in Hessen die Narren einsperre, anderwärts aber laufen lasse.

hann, auf Estourmel, Templeux, Guyencourt, Haissecourt, gab den Namen Creton auf, um sich nur mehr von Estourmel zu benennen, vermählte sich 1514 mit Magdalena von Aumale, und scheint uns derjenige Estourmel zu sein, von dessen großmüthiger Aufopferung bei Gelegenheit der Belagerung von Peronne durch die Kaiserlichen (1537) uns Du Bellay berichtet [1]). Die Kaiserlichen mußten nämlich, nach den fruchtlosen Anstrengungen eines ganzen Monats, am 11. Sept. 1537 die Belagerung aufheben, welcher zu Andenken alle Jahre, bis auf die Zeiten der Revolution, eine Procession den ganzen Umfang der Stadt beging, und darauf eine Predigt anhörte, welche mit einem Lobspruch auf der Herren von Estourmel und Applaincourt edelmüthige Hingebung sich endigen mußte. Johann von Estourmel, der 1531 das Amt eines Oberhofmeisters bei dem Herzoge von Vendôme bekleidete, wurde am 19. Sept. 1541 von K. Franz I. zu seinem Maître d'hôtel und, unter demselben Tage, an Anton's von Lameth Stelle, zum Général des Finances für die Provinzen Picardie, Champagne und Brie ernannt. Im J. 1546 verrichtete er, in Gesellschaft des Cardinals du Bellay, eine Gesandtschaft nach England, auch erhielt er von K. Heinrich II. eine Pension von 2000 Livres, zusammt dem achten Pfennig von den Aides der election Meaux. Er starb den 16. Aug. 1557; in seinem Testamente hatte er das dem Ahnherrn von Gottfried von Bouillon geschenkte Crucifix als ein Fideicommiß dem Mannsstamme seines Hauses, jedes Mal nach der Erstgeburt, zugesichert. Unter Johann's sieben Kindern sind Johann und Anton zu merken. Der ältere, Johann genannt, wie der Vater, vermählte sich 1539 mit Johanna von Habart, und hatte von ihr, außer zwei Töchtern, die Söhne Michael, Anton und Ludwig. Michael, auf Estourmel, Templeux, Haissecourt, Gouverneur von Peronne, Montdidier und Roye, hielt zu der Liga, bis er durch seinen Schwager, den berühmten Franz von Espinay-St.-Luc, 1594 für K. Heinrich IV. gewonnen wurde. Schon war der Vertrag abgeschlossen, als, in der Unwissenheit dessen, der Gouverneur der Picardie, der Herzog von Longueville, Roye durch Überraschung nahm. Solchen Vorfall klagte Estourmel dem Könige, als eine Verletzung des der Liga bewilligten Stillstandes, und Longueville wurde genöthigt, seine Eroberung zurückzugeben. Michael, nachdem er seine erste Gemahlin, Antonia von Espinay-St.-Luc, durch den Tod verloren, nahm die zweite Frau Franziska von Pellevé, die Erbin von Jouy, hinterließ aber einzig aus der ersten Ehe Kinder, darunter Anton, auf Estourmel, Surville, Templeux, Guyencourt, Haissecourt, Hauptmann über 50 Lanzen, Gouverneur zu Chaulnes, und nachher zu le Châtelet. Dieses Anton Sohn, aus dessen Ehe mit der Erbin von Pierrepont, mit Magdalena von Blanchefort, war Ludwig von Estourmel, Baron von Surville, auf Templeux, Guyencourt, „lequel exerça plusieurs bonnes plumes par le recit de ses glorieux exploits, qu'il a fait particulièrement paraître dans les guerres d'Italie." Ludwig starb zu Paris (1631), die einzige Tochter seiner Ehe mit Martha von Neufbourg, Martha von Estourmel, den 4. Nov. 1701. Sie war seit dem 1. Juni 1650 an Ägidius, Marquis von Hautefort, verheirathet, und hat demselben Estourmel, Templeux, le Mesnil und Surville zugebracht. Michael's Bruder, Anton von Estourmel auf Plainville, war ebenfalls an eine Schwester von Franz d'Espinay-St.-Luc verheirathet, da aber sein Sohn, Karl, in kinderloser Ehe mit Anna Gobelin lebte, so fielen die Güter, namentlich Plainville, an die Tochter Anna von Estourmel, welche an Johann de Wault auf Monceaux verheirathet war. Ludwig endlich, Michael's jüngster Bruder, auf Fretoy und Manencourt, wurde der Vater eines anderen Ludwig, der Großvater von Anton d'Espinay auf Fretoy und Manencourt, welcher premier capitaine-lieutenant des chevaux-legers von des Herzogs Gastin von Orléans Leibwache, auch Ecuyer der Herzogin von Orléans, sich mit des Barons David von Lanques Tochter, Claudia Franziska von Choiseul, verheirathete, auch um das hierosolymitanische Kreuz viel mit dem Marquis von Hautefort, dem Schwiegersohne von Ludwig von Estourmel auf Surville zu streiten hatte. Der Marquis nahm die Reliquie als ein Erbstück seiner Frau in Anspruch. Der Streit wurde von dem Präsidenten de Mesmes zu Gunsten des Hauses Estourmel, zunächst also zu Gunsten Anton's, entschieden. Dessen Sohn Ludwig, Marquis de Fretoy, war mit Anna Brulart, welche am 19. Dec. 1698 starb, verheirathet. Johann's von Estourmel, des Vertheidigers von Peronne, zweiter Sohn, Anton, folgte dem Vater in dem Amte eines Trésorier général der Landschaften Picardie, Champagne und Brie, war auch Hauptmann zu Amiens, besaß die Baronie Massy, le Plessis-Cacheleu u. s. w., und erheirathete Fouilloy mit Louise von Hamés. Der jüngere seiner Söhne, Karl von Estourmel auf Herville, vermählte sich 1585 mit Johann's von Pisseleu Witwe, Franziska von Pellevé, der ältere Johann von Estourmel auf Fouilloy, St. Martin u. s. w. wird als einer der großmüthigsten, beliebtesten, vollendetsten Ritter seines Zeitalters gepriesen, und nahm zur Frau Jossina von Bossle auf Bana und Sers. Wir kennen von ihm zwei Söhne, Ludwig auf Bana, und Karl, den Vicomte von Fouilloy; jener war mit Louise von Valperga verheirathet; wir wissen aber von deren Nachkommenschaft so wenig, wie überhaupt von des Hauses heutigem Bestande, Rechenschaft zu geben [2]). Das Wappen

1) Er sagt nämlich: „Or fault entendre que la dite ville de Peronne estoit despourvue de toutes choses, desorte que les habitans furent esbranlez d'abandonner la ville. Mais peu de jours au précédant le seigneur d'Estrumel, gentilhomme voisin du dit lieu, se mist dedans avec sa femme et ses enfans, et y feit conduire tous les bleds, tant de luy que de ses voisins à ses depens, et y apporta tout l'argent tant sien, que celuy de ses amis, por soldoyer les hommes, chose, qui asseura le peuple. Dont le roy pour recognaissance par après luy donna un estat de maistre d'hostel de sa maison, et une generalité en France.

2) Doch kennen wir einen Marquis von Estourmel, Ludwig Maria, geb. den 11. März 1744, Grand-bailli von Cambrésis, Maréchal-de-camp seit dem 1. Jan. 1784. Deputirter zu der

ist bis auf diesen Tag die fromme Trophäe geblieben: ein gezacktes, silbernes Kreuz im rothen Felde. Ihr entspricht der Wahlspruch: Vaillant sur le crête. (*v. Stramberg.*)

ESTOUTEVILLE-SUR-MER, trägt, obgleich vier Stunden von des Meeres Ufer entlegen, diesen Beinamen zur Unterscheidung von anderen Orten dieses Namens. Des Dorfes Pfarrkirche, zu St. Thomas von Canterbury, ward in früheren Zeiten als ein Priorat von den Erzbischöfen von Canterbury besessen, am 17. Dec. 1575 aber von dem Erzbischofe von Rouen, Karl I. von Bourbon, der Karthause zu Rouen einverleibt, als Ersatz für den Verlust ihrer Güter in England. Die alte Burg ist merkwürdig als die Wiege eines großen Geschlechtes, dessen bekannter Stammvater Robert I. Sire d'Estouteville, genannt Grandbois, mit anderen Baronen 1066 dem Herzoge Wilhelm in die Eroberung von England folgte, und noch 1080 unter den Zeugen einer Urkunde vorkommt. Sein Sohn, Robert II. der Jüngere, Sire von Estouteville und Valmont, genannt auch de Grandeboeuf oder de Frontdeboeuf, war unter den Baronen der Normandie schier der beständigste in seiner Anhänglichkeit zu dem erstgeborenen Sohne des Eroberers. Dive, oder St. Pierre, Burg und Kloster, mit einer Besatzung von 140 Reisigen gegen K. Heinrich I. von England vertheidigend, gerieth er in Gefangenschaft; kaum derselben entlassen, wurde er nochmals, in demselben Jahre in der unglücklichen, von den Baronen am 28. Sept. 1106 dem Könige gelieferten Schlacht dessen Gefangener und sofort zu ewiger Haft abgeführt. Zugleich wurde sein persönliches Eigenthum eingezogen und an Neel von Aubigny verliehen. Den drei Söhnen des unglücklichen Barons, Nicolaus, Eustach und Richard, verblieb jedoch in England sowol, als in der Normandie, ein großes Besitzthum. Jenes haben die beiden jüngeren Brüder übernommen, und ist Eustach oder Richard, der Ahnherr einer in den englischen Chroniken vielfältig genannten Folge von Männern geworden. So wird z. B. Robert von Estouteville unter den Helden des Tages von North-Allerton oder der Bannerschlacht (den 22. Aug. 1138), und wiederum, wo das nicht ein zweiter Robert, in dem Gefechte bei Alnwick (den 12. Juli 1174) genannt. Ihm soll bei Alnwick der tapfere König von Schottland sich haben gefangen geben müssen. Wiederum findet man, daß Robert von Estouteville, der Frontdeboeuf, mit König Johann's Genehmigung die Burg zu Cottingham, in dem Eastriding von Yorkshire erbaute, und daß des Robert von Estouteville auf Knaresborough Tochter, Beatrix, an Wilhelm von Vescy verheirathet gewesen. Knaresborough, in dem Westriding, und Kirkby-Morside, in dem Northriding von Yorkshire, waren die Hauptsitze dieser Estouteville oder Frontdeboeuf, deren zwei das erbliche Viscountenamt von Yorkshire bekleideten. Eine Erbtochter trug die Erbschaft der Estouteville, insonderheit die Güter in Lincolnshire und Northamptonshire (Blisworth?), in das Haus Wake. Eine Seitenlinie, die sich in Cumberland und dem angrenzenden Schottland niedergelassen hatte, besaß an der Lidd und Eske Zusammenfluß die Burg Liddel, mit der davon abhängenden Baronie oder der heutigen schottischen Landschaft Liddesdale. Wir kehren zu Robert's II. ältestem Sohne, zu Nicolaus von Estouteville und Valmont, Baron von Cleuville, zurück, welcher 1169 zu Valmont U. L. Frauen Abtei, Benedictinerordens, stiftete, auch in der dasigen Kirche seine Ruhestätte fand. Sein Sohn, Robert III., wird in der Bestätigung der Freiheiten der Abtei Jumieges (1179) genannt, und starb 1185, die Söhne Heinrich, Eustach und Samson hinterlassend. Von Samson, der 1216 als Besitzer von Grousset, St. Aubin und Cottebule vorkommt und des Beinamens Grousset sich bediente, stammen die Herren von Grousset ab. Heinrich von Estouteville und Valmont, Baron von Cleuville, zeigte sich vor anderen Edlen geschäftig in der im Februar 1205 zu Rouen abgehaltenen Versammlung, welche die mit den Bischöfen schwebende Frage um die Laienpatronate und um die bewegliche Habe der ohne Testament verstorbenen Personen entscheiden sollte. Nachdem er, der Bannerherr, dem Eroberer des Landes, dem Konige Philipp August, Treue geschworen, gab dieser ihm seiner Mutter Erbtheil, die Herrschaft Rames, zurück. Heinrich's jüngerer Sohn, Robert auf Criqueboeuf, wurde der Stammvater der Herren von Criqueboeuf, aus welchen Colibeaux von Criqueboeuf unter den 119 Edlen, Vertheidigern des Mont St. Michel (1417), genannt, ein Vater Simon's geworden ist, der, treu dem Könige von Frankreich ergeben, von K. Heinrich V. von England aller seiner Güter, Criqueboeuf, Chamelles, Missy, Brucourt, le Han, Anneville und le Parc, entsetzt wurde. Heinrich's älterer Sohn, Johann I. von Estouteville, auf Valmont und Cleuville, wurde mit anderen Herren 1242 zu der Heeresfolge gegen den Grafen von la Marche gefodert, und findet sich in Urkunden der Abtei Marmoustier von 1249 und 1251, zusammt seiner Frau, Agnes genannt, muß aber noch eine zweite Ehe eingegangen sein, denn laut Spruchs von 1260 machte seine Gemahlin Isabella, Tochter Gottfried's von Châteaudun, Anspruch auf einen Antheil der Vicomté Châteaudun und der Baronie Montdoubleau. Johann's ältester Sohn, Robert IV., genannt Passemer (1282), wurde in der Ehe mit Alix, der Tochter des Barons von Briquebec, Robert Bertrand, ein Vater von sechs Kindern. Von dessen jüngerem Sohne, Estout, entstammen die Linien in Torcy und Villebon, von denen weiter unten; der ältere Robert V. (1303—1330) erheirathete mit Marga-

Nationalversammlung von 1789, hat der Marquis sich in einer Masse von Anträgen versucht, die, beide Parteien gleich wenig befriedigend, regelmäßig verunglückten; ein Schicksal, welches ihn doch nicht abhielt, einen Recueil de ses opinions (à l'assemblée constituante [Paris 1811]) zu veröffentlichen. Nach der Auflösung dieser sogenannten Constituante diente er als Generalinspector von der Cavalerie; er befehligte eine Brigade in der Rheinarmee. Von Custine beschuldigt, zur Unzeit Kaiserslautern und das Zweibrückensche geräumt zu haben, wurde er auf Albitte's Antrag den 4. April 1793 verhaftet, doch mit seiner Rechtfertigung zugelassen und am 26. Mai 1793 wieder in Freiheit gesetzt. Als Divisionsgeneral pensionirt, trat der Marquis durch Wahl des Sommedepartements, von 1805 und 1811, in den gesetzgebenden Körper. Er ist den 14. Dec. 1823, mit Hinterlassung zweier Söhne, gestorben.

retha von Hotot, außer Hotot-sur-Dieppe, auch Berneval-le-grand, Basqueil und St. Martin-le-gaillard, sämmtlich im Ländlein Caux belegen, und hinterließ die Söhne Robert VI., Colart, Radulf, Heinrich, Domherr zu Rouen (1351), und Nicolaus. Von Colart stammt die um 1490 ausgestorbene Linie in Aussebosc; Radulf's Nachkommenschaft, die Linie in Rames, erlosch um dieselbe Zeit; die Linie in Bouchet, von Nicolaus abstammend, erlebte noch das 15. Jahrh. Robert VI. endlich, der zu der Belagerung von Cognac (1375) ein Gefolge von fünf Rittern und eilf Wäpelingen führte, war mit Margaretha, Karl's von Montmorency ältester Tochter, verheirathet, welche ihm, nebst baaren 8000 Livres, eine Rente von 1000 Livres, oder, statt solcher, die Herrschaften Offrainville und le Bosc-de-Berneval zubrachte, und hinterließ sie als Witwe den 22. Febr. 1395. Robert's zweiter Sohn, Wilhelm, Bischof von Evreux und Président en la cour des généraux sur le fait des Aydes, wird 1394 genannt; der älteste Sohn, Johann II., Sire von Estouteville, Valmont, Hotot, Beuzeville, Offrainville, Baron von Cleuville, Castellan von les Loges, gerieth, als einer der Vertheidiger von Harfleur, in Gefangenschaft, wurde, ein Gefangener, am 10. Nov. 1415 von K. Karl VI. mit dem durch Robert's von Bar Ableben erledigten Amte eines Großmundschenken von Frankreich begnadigt, und befand sich noch in Banden, als seine Hausfrau, Margaretha von Harcourt, Frau auf Longueville und Plaines am 12. Juni 1418 mit einem Hause in Paris, welches dem Armagnac, dem Bischofe Martin Gouge von Clermont, weggenommen, beschenkt wurde. Johann II. von Estouteville ist um 1436 verstorben, außer einer Tochter die Söhne Ludwig und Wilhelm hinterlassend. Deren jüngerer, Wilhelm, widmete sich dem geistlichen Stande, ward Archidiakonus zu Angers, dann Prior zu St. Martin-des-champs bei Paris und besaß dann nach einander die Bisthümer St. Jean-de-Maurienne, Béziers und Digne, und wurde von Eugen IV. (am 18. Dec. 1439) zur Cardinalswürde, des Titels von San Martino ne' Monti erhoben, und erhielt außerdem, als Commende die Abteien St. Ouen in Rouen, Jumièges, Mont-St. Michel und Montebourg, wie auch, neben jenem von St. Martin-des-champs, die Priorate Grandmont und Beaumont-en-Auge. Den priesterlichen Titel von St. Martino und die Würde eines Camerlengo hat er nachmals gegen das Cardinalbisthum Porto und Sta. Rufina, und dieses wieder gegen die oberste Stelle in dem heiligen Collegium, gegen das Bisthum Ostia und Velletri, vertauscht. Überhaupt erscheint Wilhelm fortwährend als einer der einflußreichsten unter seinen Collegen. Am 17. Juni 1445 wurde ihm von Papst Nicolaus V. die Untersuchung der dem heiligen Bernardin von Siena zugeschriebenen Wunderwerke aufgetragen. Am 13. Aug. 1451 empfing er die ausgedehntesten Vollmachten, um als Legat für das Königreich Frankreich, für die Erzbisthümer Besançon und Lyon, für die Landschaften Dauphiné, Savoyen und Bretagne, den Frieden der Könige von Frankreich und England zu vermitteln, auch sie zur Vereinigung ihrer Waffen gegen den Erbfeind der gesammten Christenheit, gegen den grimmigen Türken, zu bewegen. Daneben sollte er zu Gunsten von Jacob Coeur, dessen Proceß in vollem Gange war, wirken, und einige Milderung der pragmatischen Sanction durchsetzen. In diesen verschiedenen Punkten scheiterte der Legat. Vom Könige Karl VII., dem er zu Ende des J. 1451 in Bourges aufwartete, erhielt er, in Erwiederung der angetragenen Mediation nur allgemeine Zusagen friedlicher Gesinnung, und eine Versammlung von Bischöfen, die er, mit des Königs Genehmigung, nach Bourges foderte, entschied sich für die vollständige Beibehaltung der pragmatischen Sanction, dehnte auch die Grundsätze, aus welchen späterhin die Freiheiten der gallicanischen Kirche entstanden, auf das neuerlich zu Frankreich gezogene Erzbisthum Bordeaux aus, trotz der lebhaften Einreden des Erzbischofs. Mehr Glück machte er in dem von dem Könige ihm aufgetragenen Geschäfte der Visitation und Reformation der Universität Paris. Unterstützt durch die Einsichten der ihm beigegebenen Commissarien, theils Parlamentsräthe, theils Priester, gelang es ihm, eine Menge Misbräuche zu heben, die mit den Fortschritten der Zeit unvereinbaren Satzungen, wie z. B. jene, die verheirathete Männer von dem medicinischen Lehrstuhle ausschloß, abzuschaffen, die viel zu ausgedehnten Immunitäten und Privilegien der Klericatur und der Studenten zu beschränken, nützlichen Anordnungen die geziemende Anerkennung zu verschaffen. Schon befand sich der Cardinal auf der Reise, um von den Resultaten der ihm aufgetragenen Sendung seinem Mandanten zu berichten, da traf ihn die Kunde von einer Kriegserklärung, welche K. Karl im Juni 1452 dem Herzoge von Savoyen zusendete; auf der Stelle eilte er nach Bourges zurück, um den König zu besänftigen, dann zu dem Herzoge, um diesen zu bestimmen, daß er durch eine angemessene Genugthuung den zürnenden, übermächtigen Nachbar entwaffne, und unter seiner Vermittelung ward zu Feurs, in Forez, Friede geschlossen. Am 3. Jan. 1453 hielt der Cardinal seinen Einzug in Rom, und wurde er, in hergebrachter Weise von seinen Collegen empfangen, zuerst in das Consistorium, dann in seine Wohnung eingeführt. In kurzer Frist folgten die Früchte seiner Verwendungen in dem Dienste des französischen Hofes, insonderheit der durch ihn begonnenen Revision des Processes der Jungfrau von Orleans; es wurde ihm das Erzbisthum Rouen verliehen (1453) und er heißt darum der Cardinal von Rouen oder von San Martino ne' Monti, in der Verfügung, worin ihm und zwei anderen Cardinälen die Aufsicht über die Behufs des heiligen Kriegs zu erhebenden Gelder aufgetragen wird. Für diesen Krieg vornehmlich den Beistand von K. Karl VII. zu gewinnen, übernahm Wilhelm die zweite Gesandtschaft nach Frankreich. Er brach den 17. Mai 1454 von Rom, auf, sicherlich ohne, bei der ihm genau bekannten Lage seiner Heimath, große Resultate von dieser Sendung zu erwarten. Ihr Mislingen blieb daher ohne Einfluß auf das Ansehen, dessen er in Rom genoß, dessen zu Zeiten er auch misbrauchte. Ein Dieb, in flagranti ergriffen

und dem Standrechte verfallen, sollte eben so summarisch aufgeknüpft werden; man hatte aber nicht sofort den Henker bei der Hand. Indem kam des Weges ein armer französischer Priester; den ließ der Bargello fassen, und zwingen, daß er an dem Verbrecher das Nachrichteramt übe. Die Sache kam dem Cardinal von Rouen zu Ohren, und er foderte Genugthuung für den geschändeten Priester, für den gekränkten Landsmann; sie wurde nicht verweigert, aber auch nicht gegeben. Des Zauderns überdrüssig, ließ der Cardinal den Bargello zu sich fodern, und den Mann, der dem Rufe gehorchte, an einem der Fenster seines Palastes henken. Nichtsdestoweniger wird der gestrenge Herr in den verschiedenen Schreiben, welche Franciscus Philelphus an ihn richtete, nicht selten „columna et columen St. Romanae Ecclesiae genannt. Ihm hat auch Jacob, der Cardinal von Pavia, seine Commentarien zugeeignet. Seinen verschiedenen Kirchen ist er ein großer Wohlthäter geworden. Er erbaute die erzbischöflichen Höfe zu Rouen und zu Pontoise, begann den Schloßbau zu Gaillon, bemühte sich, auf dem Mont-St.-Michel die Spuren der Belagerung zu tilgen. Besitzer der Abtei seit 1440, legte er 1452 den Grundstein zu dem Chor und zu der unter dem Namen le grand-oeuvre bekannten Kapelle. Ungeheuere Opfer sich selbst auferlegend, und zugleich die Mildthätigkeit der Gläubigen durch die geeignetsten Mittel spornend, hat er bis zum J. 1482 die Kapellen des Chors ausgeführt und mit Blei gedeckt, den Chor und die den Hochaltar umgebenden Säulen bis zur Höhe dieser Kapellen aufgeführt. Überhaupt hat er jeder der von ihm besessenen Kirchen irgend ein architektonisches Denkmal hinterlassen, wozu ihm seine reichen Einkünfte nicht minder behilflich waren, als das Alter von 80 Jahren, das er erreichte. Er starb den 22. Dec. 1483, und wurde in der von ihm (1479), nach den Zeichnungen von Jacob von Pietrasanta und Sebastian Fiorentino erbauten Kirche der Augustiner, Santa Maria della Rotonda, unweit des Collegium germanicum, beerdigt. Daselbst ist ihm auch, im 17. Jahrh., eine Marmorstatue gesetzt worden. Das Monument aber von weißem Marmor, in der Domkirche zu Rouen, in welcher seit April 1484 sein Herz ruhte, wurde 1562 durch Hugenotten zerstört. Der zwei Söhne, welche der Cardinal von einer Römerin gehabt, des Hieronymus und Augustinus von Tuttavilla, die italische Form für Estouteville, werden wir am Schlusse des Artikels gedenken.

Des Cardinals Bruder, Ludwig, Sire von Estouteville, Valmont, Hotot, Großseneschalk und Gouverneur von der Normandie, erwarb sich hohen Ruhm durch die Vertheidigung des Mont-St.-Michel, Ende October bis April 1424. Bedrängt zu gleicher Zeit durch eine zahlreiche Flotte und durch ein Landheer, eingeschlossen durch einen Ring von Bastillen, widerstand er den wiederholten Angriffen der Engländer, daß diese sich genöthigt sahen, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln. Schon hatte die Noth in der klösterlichen Feste einen hohen Grad erreicht, da kam zum Entsatze die von befreundeten Bretagnern in St. Malo ausgerüstete Flotte, und es entspann sich ein heftiger Seestreit, in welchem die Engländer unterlagen. Ihre Schiffe suchten das Weite, ihr Landheer zerstreute sich; aber sie kamen wieder, setzten sich in der Bastille bei Ardevon, welches von dem Kloster kaum eine Stunde entlegen, und dachten für die kurze Unterbrechung bald sich zu entschädigen. Da führte Estouteville auf der gefahrvollen Bahn durch die Wogen seine Waffenbrüder zum Angriff auf die Feinde, und nach wiederholtem Stürmen wurde die Bastille genommen und geschleift, wornach nicht weiter an eine Belagerung zu denken war. Zwei mächtige, von den Engländern zurückgelassene, Kanonen werden noch heute, als des glorreichen Verlaufs Trophäen, aufbewahrt. Mit demselben Glücke und mit größerer Leichtigkeit behauptete Ludwig den Mont-St.-Michel gegen einen spätern Angriff der Engländer (1427), und 1442 nahm er ihnen, durch Überrumpelung, das feste Granville. Bald darauf, den 28. März 1443, erscheint er in der Eigenschaft eines Großmundschenken von Frankreich, als welcher er sich von der Rechnungskammer die Liste der Äbte und Äbtissinnen erbat, die bei Antretung ihrer Würde an den Großmundschenken eine Abgabe zu entrichten schuldig waren. Zwei Jahre später wird er als einer der Barone genannt, welche sich um die schließliche Befreiung der Normandie von der Zwingherrschaft der Engländer besonders verdient machten. Indem er seines Königs und des Vaterlandes Sache vertheidigte, förderte er nicht minder seine häuslichen Angelegenheiten. Ludwig von Estouteville, „le plus riche homme du royaume en argent comptant," starb kurz vor dem Jahre 1463. Der jüngere seiner Söhne, Johann, auf Briquebec, Hambye, Gacé, le Mesnil-Eron, Castellan von Gavre, kommt 1465 in der Eigenschaft eines Hauptmannes zu Mont-St.-Michel und Tombelaine vor, zu deren Hut er den Sold von 35 Gleven und 50 Schützen zu empfangen hatte, und genoß daneben eines Jahrgeldes von 2000 Livres, aus der Generalreceptur der Normandie zu erheben. Ludwig's älterer Sohn, Michael, befand sich bei der Einnahme von Falaise, Caen, Cherbourg, empfängt in königlichen Briefen die Courtoisie: „mon cousin," hatte vor dem Echiquier der Normandie mit Johann von Ferrieres wegen des Ranges ihrer beiderseitigen Baronien zu rechten, und hinterließ aus seiner Ehe mit Maria von la Roche-Guyon, Frau auf Acquigny, Attichy, Baur, Bernaville, la Roche-Guyon, Roncheville, außer vier Töchtern die Söhne Jacob und Guyon. Dieser, Baron von Moyon, Hambye, Briquebec, Gacé, königlicher Rath und Kammerherr, erkaufte die Lehen Bruchevílle, Blomes und Estreville in der Vicomté Carentan, dann den Hof Gonnor in der Vicomté Orbec, und hinterließ sein ganzes Besitzthum seiner Tochter, Jacobe, die er in der Ehe mit Isabella, Anton's von Croy Tochter, erzeugt. Jacobe vermählte sich mit ihrem Vetter, Johann III. von Estouteville. Dieses Vater, Jacob Sire von Estouteville, Valmont u. s. w., königlicher Rath und Kammerherr, Amtmann zu Falaise, besuchte den Reichstag zu Tours (1475), war auch bei den Sitzungen des Echiquier der Normandie (1484 und 1485) gegenwärtig. Vermählt mit Louise

von Albret (1480), starb er den 12. März 1489. Von seinen drei Söhnen, Johann III., Ludwig und Anton, wird der mittlere 1506 als Abt zu Valmont und Savigny genannt, besaß der jüngste Creance, oder Cerences, und Chanteloup, Güter, welche seine Tochter Jacobe ihrem Gemahl, Renat von Bouillé, zubrachte. Es wird darum auch Jacobe als einziges Kind betrachtet; doch mag sie wol einen Bruder gehabt haben, indem sich findet, daß ein Estouteville, Graf von Creance, bei der Bestürmung von Ulpiano (den 19. Sept. 1555) einen Schuß vor die Stirn empfing, der ihm das Leben kostete. Johann III., Sire von Estouteville u. s. w., geb. 1482 und vermählt 1509, mittels Dispens, mit Jacobine von Estouteville, Guyon's Tochter, wurde Vater der einzigen Tochter Adriana (geb. den 20. Oct. 1512), die, laut Eheberedung vom 9. Febr. 1534, den Grafen von St. Paul, Franz I. von Bourbon, heirathete. Zu ihren und ihres Bräutigams Gunsten ward im August 1534 Estouteville zu einem Herzogthum erhoben. Daneben besaß Adriana die Vicomté Roncheville, die Baronien Cleuville, Briquebec, Hambyé, Moyon, Gacé und Mesleraut, die Castellanei les Loges, Valmont, Hotot, la Remuée, Foville, Berneval, Beureville, Offrainville, Trie, Chambres, Hericourt, Varengeville, Gasuville, Bec-de-Mortagne, le Bec-au-Cauchois, Moreil, Antheil von la Roche-Guyon u. s. w. In Erwägung dieses großen Besitzthums ließ ihr Gemahl sich gefallen, „de porter le nom, le cri et les armes de la maison d'Estouteville," an die Spitze seines Titels den herzoglichen von Estouteville zu setzen und den zweitgeborenen Sohn das Wappen von Estouteville, ohne irgend einen Zusatz, führen zu lassen. Die Herzogin starb zu Trie (1560).

Estout von Estouteville, der Stammvater der Linien in Torcy und Villebon, und selbst ein Sohn Robert's IV. besaß Estoutemont und Torcy, 1303, und wurde von vier, gleichwie sein Sohn Johann, von zehn Söhnen Vater. Es folgen also die zehn Brüder: Nicolaus, Thomas, Johann, Wilhelm, Estout, Radulf, Thomin, Robert, Jeannet, von dem die Linie in Villebon, Ägidius. Thomas, zum Maître des requêtes ernannt (1382), empfing 1385 und 1386 verschiedene Anweisungen auf den Schatz, „pour lui aider à soutenir son état," und wurde am 21. März 1386 als Gesandter nach Brabant, 1387 in der gleichen Eigenschaft nach Teutschland abgesendet. Bischof von Beauvais seit April 1389, starb er den 22. März 1394. Johann, auf Charlemesnil, bei Arques, auf Croisy, St. Germain, Estoutemont und Osmonville, Ecuyer du corps du roi, testirte den 1. Nov. 1416 und wurde in der Stiftskirche zu Charlemesnil beerdigt; das dasige Stift hat er nämlich begründet. Wilhelm, Domherr zu Rouen, Bischof zu Evreux (1374) und nachmals zu Lisieux, hielt 1380 in der Abtei von St. Denys das Traueramt für den Connétable Duguesclin. Er hat das Collegium von Lisieux oder Torcy zu Paris, von 13 Bursen, mit Beihilfe seiner Brüder, gestiftet, demselben auch Bonneville geschenkt, und ist den 10. Jan. 1415 verstorben. Estout war Abt zu Fescamp, le Bec und Cerisy, und überlebte alle seine Brüder; sein Testament ist vom 18. Oct. 1422. Ralf, Thomin, Robert, Ägidius waren sämmtlich Würdenträger der Kirchen von Rouen oder Evreux. Nicolaus oder Colart, als Erstgeborener Besitzer von Torcy, Estoutemont und Beyne, hatte 1364 seine Burg Torcy gegen den König von Navarra zu vertheidigen, führte 1374 eine Compagnie von 50 Gleven, und ausgesendet zur Belagerung von Mortagne, empfing er zugleich (den 30. April 1378) eine Anweisung auf 150 Goldfranken monatlich, als den ihm selbst und den 160 Gleven seines Zuges bewilligten Sold. Zum Schloßhauptmann in Arques bestellt (1379), betitelt er sich selbst, in einer zu Toulouse den 13. Juni erlassenen Verfügung, „des Königs Kammerherr, Seneschalk zu Toulouse und Agen," gleichwie er in Quittungen von 1404—1415 königlicher Rath und Kammerherr, Hauptmann zu Cherbourg und Arques genannt wird. Er starb 1415, von seiner ersten Frau, Johanna von Mauquenchy, der Erbin von Blainville, fünf Kinder hinterlassend. Sein Sohn, Wilhelm von Estouteville, auf Torcy, Blainville, Estoutemont und Beyne, Grand-maître et général-reformateur des eaux et forêts de France, gerieth 1416, bei der Vertheidigung von Harfleur, in der Engländer Gefangenschaft, mußte, sich zu lösen, viele Güter verkaufen, und starb den 19. Nov. 1449. Aus seiner Ehe mit Johanna von Ondeauville, des Grafen von Fauquembergh, Radulf von Rayneval, Witwe, der Erbin von Ponches, Novion und Caumartin, kamen neun Kinder, darunter die Söhne Johann, Estout und Robert. Johann von Estouteville, auf Torcy, Blainville, Ondeauville, war 17 Jahre alt, wie der König von England 1422 ihm und seinen Brüdern die von dem Vater durch Anhänglichkeit zu Frankreich verwirkten Güter zurückgab. Er blieb aber dessenungeachtet Franzose, diente K. Karl VII. und wurde 1436 mit der Hut von Fescamp betraut, 1439 aber mit 50 Reisigen, 121 Schützen und andern 36 Reisigen in Bestallung genommen, um der Hauptmannschaft in Harfleur zu warten. Hauptmann zu Chancenay (1444), begleitete er in demselben Jahre den Dauphin in dem Zuge nach Basel, gleichwie er in der Fehde mit den Metzern besondere Thätigkeit an den Tag legte. Am 29. Mai 1446 wurde er, den Ambrosius Loré ersetzend, der Stadt Paris zum Prévôt gegeben, ein Amt, welches er jedoch nach kurzer Frist an seinen Bruder Robert überließ. In demselben Jahre wurde er, als königlicher Kammerherr mit einem Gehalte von 1200 Livres, an den Hof des Herzogs von Burgund, nach den Niederlanden, gesendet. In der Hilfsexpedition nach Tournay befehligte er die Freischützen, und von da eben zurückkehrend (1449) wurde er mit dem Amte eines Maître des Arbalestriers bekleidet. Er hat dasselbe bis zum J. 1461 beibehalten, 1449 und 1450 zu der Eroberung von der Normandie gewirkt, bei Formigny gestritten. In den J. 1461, 1464 und 1475 leistete er dem Könige die Lehenpflicht wegen seiner Güter in den Ämtern Amiens, Vermandois, Ponthieu, St. Pierre-le-moustier, in Saintonge, Limosin und Normandie. October bis December 1465 überlieferte er, „Jehan d'Estouteville, Maître des Arbalestriers de France" (er muß also das Amt, welches er auch 1473 bekleidete,

neuerdings angetreten haben), als hierzu gemeinschaftlich mit Ludwig von Soyecourt ernannter Commissarius, dem Grafen von Charolais die demselben von Ludwig XI. abgetretenen Städte Amiens, Abbeville, Montreuil, Dourlens, St. Quentin, Corbie u. s. w. Im J. 1469 wurde der wegen seiner Correspondenz mit den Burgundern verhaftete Cardinal la Balue an den Herrn von Torcy überliefert, damit er denselben auf seiner Burg Montbazon verwahre. Johann war auch einer der Commissarien, die den Cardinal zu befragen hatten. Am 16. Jan. 1472 schenkte ihm der König 100 Morgen Wald, zu dem Wiederaufbau seines Schlosses Charlemesnil. Am 28. Juni 1472 warf sich Torcy mit mehren andern Edelleuten, „qui très-vaillamment s'y contindrent," in das von den Burgundern belagerte Beauvais. Die Dienste, welche er damals geleistet, waren gleichwol nicht hinreichend, um ihn gegen einen Ausbruch des königlichen Unwillens zu schützen. Während der Friedenshandlungen (1473) drängte sich in Amiens eine außerordentliche Menge Engländer zusammen, angelockt durch die gastliche Bewirthung Ludwig's XI. Eine so große Anzahl von Bewaffneten, Dienern eines kaum noch versöhnten Monarchen, in der Nähe des Königs von Frankreich, mochte wol zu gerechten Besorgnissen Anlaß geben. „Un soir, Monsigneur de Torcy, vint dire au Roy, qu'il y en avoit largement (an die 9000) et que c'estoit très-grand danger. Le roy s'en courrouça à luy; ainsi chacun s'en teut." Am 2. Dec. 1474 erhielt Torcy von dem Könige die hohe Gerichtsbarkeit für seine Herrschaft Novion in Ponthieu; die Jagdgerechtigkeit daselbst besaß er seit 1456, sammt der Befugniß, ein Kaninchengehege anzulegen. Im J. 1477, wie groß auch die Eile des Bastards von Bourbon und des Geschichtschreibers Comines, der von dem König auf die Nachricht von dem Tode des Herzogs von Burgund abgesendeten Commissarien, war, fanden sie doch, daß der Herr von Torcy ihnen zuvorgekommen war, und bereits mit der Bürgerschaft zu Abbeville, wo er sehr beliebt, unterhandle. Die Commissarien ihrer Seits wollten aber nicht von der Unterhandlung ablassen, die sie durch einen Vertrauten mit den Befehlshabern der burgundischen Besatzung eröffnet; das Geschäft zu beschleunigen, begaben diese Anführer, die schon vorher die 400 Flamänder, auf die allein zu zählen war, hatten abziehen lassen, sich hinaus zu Comines. Sie hatten kaum das Thor hinter sich, so wurde Torcy mit seiner Mannschaft von den Bürgern selbst in die Stadt eingeführt. „Qui fut le grand dommage des capitaines et autres officiers de la dite ville; car ils estoient sept ou huict, à qui nous avions promis des escus et aucunes pensions (car nous avions ce pouvoir du Roy), dont ils n'eurent rien; pour ce que les places ne furent point rendues par eux." Aber Torcy empfing für seine in der Occupation der Picardie geleisteten Dienste reichliche Belohnung, u. a. Sourdon, Broye und Cardonnet, eine Verleihung, gegen welche jedoch der Eigenthümer, der Vicedom von Amiens, am 7. Sept. 1477 Einspruch that. In der Schlacht bei Esquinegate befehligte Torcy die Nachhut, und gleichwie sein Feldherr, sprengte er in blinder Hast den weichenden burgundischen Reisigen nach, „et combien que ce fut fait vaillament, si n'appartient il point aux chefs de l'avant-garde et arrière-garde de chasser," erinnert tadelnd Comines. Torcy überlebte 15 Jahre den Tag von Esquinegate, starb den 11. Sept. 1494 und wurde in der Kirche des 1466 von ihm zu Rouen gestifteten Clarissenklosters begraben. Er hatte auch 1488 zu Blainville, unweit Rouen, eine Collegiatkirche gegründet, nicht weniger den Chorherren zu Charlemesnil und den Karmeliten zu Rouen reichliche Almosen gespendet. Als königlicher Rath bezog er 1000 Livres jährlich, daneben war er mit der Schloßhauptmannschaft zu Caen und dem St. Michaelsorden bekleidet. Seine Hausfrau, Franziska von la Rochefoucauld, hatte ihm einen Sohn geboren. Dieser, Ludwig, empfing (1461) die königliche Belehnung über die von der Mutter in Touraine ererbten Güter Montbazon, Ste. Maure und Nouastre, starb aber vor dem Vater. Johann's Bruder, Estout von Estouteville, Castellan von Beauvais, königlicher Rath und Kammerherr, Amtmann von Cotentin, stritt bei Formigny (1450) und starb den 13. Dec. 1476. In seine und in die Hälfte von Johannes Besitzungen theilten sich seine drei Töchter. Robert von Estouteville, ein jüngerer Bruder Johann's, der mit Beyne und St. André in der Provinz la Marche abgefunden wurde, gelangte, durch seines Bruders Verzicht, zu dem Amte eines Prévôt von Paris (den 7. März 1466), war auch der Könige Karl VII. und Ludwig XI. Rath und Kammerherr. Von seiner strengen Gerechtigkeitspflege zeugt die Geschichte der Perrette Mauger, „pour occasion de ce que la ditte Perrette avoit fait et commis plusieurs larcins, et en ce faisant par long temps continué, et aussi favorisé et recellé plusieurs larrons, qui aussi faisoient et commettoient plusieurs et divers larcins au dit lieu de Paris, lesquels larcins pour les dits larrons vendoit et distribuoit, et l'argent, que de ce elle recevoit, en bailloit et delivroit aux dits larrons leur portion, et pour elle en retenoit son butin." Dieser und anderer Verbrechen halber wurde die Frau von dem Prévôt verurtheilt, lebendig vor dem Galgen begraben zu werden. Sie appellirte an das Parlament, unterlag auch in dieser Instanz, und schützte darauf Schwangerschaft vor. „Et fut fait visiter par ventriers et matrones, qui rapportèrent à Justice, qu'elle n'estoit point grosse. Et incontinent le dit rapport fait, fut envoyée executer aux champs devant le dit gibet par Henri Cousin, exécuteur de la haute justice au dit lieu de Paris, 1460. Die Hinrichtung war kaum vollbracht, so fiel der strenge Richter selbst in Verdacht und Untersuchung. Er wurde ergriffen und zur Haft nach der Bastille gebracht, dann im Louvre von den königlichen Commissarien, dem Marschall von Loheac und Maistre Jehan Bureau vernommen, „pour aucunes injustices ou abus, qu'on luy mettoit sus, qu'il faisoit en exerçant son dit office, dont de ce ne fust point attaint." Während der Untersuchung fiel „Maistre Jehan Advin, conseiller lay

en la cour de parlement" zu wiederholten Malen in des von Estouteville Hôtel ein, pour chercher boistes, coffres, et autres lieux, pour sçavoir se on y trouveroit nulles lettres et fist plusieurs rudesses au dist hostel à dame Ambroise de Loré, femme du dit d'Estouteville, qui estoit moult sage, noble et honneste dame. Dieu de ses exploicts le vueille punir: car il le a bien desservy." Die Beweise eines Einverständnisses mit den Burgundern, welche man dem Herrn von Beyne Schuld gegeben, wurden nicht erbracht, doch nahm der König ihm die Prévôté, um sie an Jacob von Villiers, den Herrn von l'Isle-Adam, zu verleihen. Robert blieb in Ungnade, bis seine tapfern Thaten in der Schlacht von Montlhéry den bösen Eindruck tilgten, und den König veranlaßten, ihn neuerdings mit der Prévôté zu bekleiden (den 4. Nov. 1465). Den andern Tag wurde dem Könige zu Ehren auf dem Stadthause ein Bankett angestellt; im Begriffe, zur Tafel sich niederzusetzen, redete Ludwig die Versammlung an, ihr zu eröffnen, „qu'il laissait en la ditte ville le Seigneur de Beyne comme Prévost de la ditte ville de Paris, auquel il vouloit qu'ils obéissent comme à luy, et leur dist qu'il avoit moult bien servy en la journée de Montlehery." Am 5. Mai 1468 starb Robert's Frau. Als Beauvais 1472 von den Burgundern belagert wurde, übernahm Robert die Vertheidigung von dem an die Stadtmauer sich lehnenden Hôtel-Dieu [1]). Nach aufgehobener Belagerung verließ er Beauvais, um an der Spitze der Ritterschaft von der Prévôté und Vicomté Paris, welcher eine Anzahl Freischützen beigegeben war, zunächst die Stadt Eu heimzusuchen. Er hatte sich in der Vorstadt, nach Abbeville zu, niedergelassen, als, von Dieppe heranziehend, der Marschall von Rouault von der andern Seite die Stadt einschloß, und dermaßen die burgundische Besatzung einschüchtertete, daß sie in kürzester Frist capitulirte. Den Rittern wurde Mann für Mann ein Klepper gelassen, die Fußgänger mußten, den Stecken in der Hand, den Weg der Heimath suchen; die übrigen Pferde, Kleider, Habseligkeiten blieben den Siegern, sammt den 10,000 von den Bürgern zu erlegenden Schilden. St. Valery öffnete gleich willig seine Thore und kaufte um 6000 Schilde die Plünderung ab. Endlich ergab sich Rambures, die stattliche und feste Burg; da wollten die Burgunder den Herrn von Beyne gar nicht erwarten, sondern zogen ihm entgegen, um ein friedliches Abkommen zu treffen. Als dem Connétable von St. Paul sein Todesurtheil verkündigt werden sollte (den 19. Dec. 1475), ritt Estouteville zu der Bastille, in seiner amtlichen Eigenschaft den Gefangenen zum Palais zu begleiten. Daß der Prévôt ihn unten erwarte, wurde dem Connétable angekündigt [2]). An demselben Tage noch wurde er enthauptet. Zwei Jahre darauf, den 3. Juni 1479, starb Robert von Estouteville, nachdem er 43 Jahre lang Prévôt zu Paris gewesen. Das erledigte Amt wurde am 10. Juni 1479 an seinen Sohn, Jacob von Estouteville, auf Beyne, Blainville und St. André, auch aus der Mutter Erbschaft, Baron von Jory und Maissy, vergeben. Jacob kommt 1479 als königlicher Rath und Kammerherr, und noch 1499 als Prévôt von Paris vor, hinterließ aber aus seiner Ehe mit Ägidia von Coëtivy nur Töchter, von denen die älteste, Charlotte, auf Beyne, Maissy, Marcilly, Jory, den Grafen von Brienne, Karl von Luxemburg, die jüngere, Maria, auf Blainville, Oisery, Marcilly, St. André, Vicomtesse von le Tremblay, den Baron Gabriel von Alegre und als dessen Witwe den Johann de Fages heirathete. — Jeannet von Estouteville, von den zehn Söhnen Johann's, auf Torcy, der Ordnung nach der neunte, erhielt zu seinem Antheil le Mesnil-Simon und Estoutemont, bekleidete nach einander die Ämter eines Schloßhauptmanns zu Vernon, eines Valet tranchant und eines Ecuyer du corps du roi, und wurde verschiedentlich zu Sendungen bei dem Papste, bei dem Herzoge von Berry, nach der Provence, den Pyrenäen und der Berberei verwendet. Er lebte noch 1412. Von den vier Söhnen seiner Ehe mit der Erbin von Villebon, zwischen Chartres und Nogent-le-Rotrou, mit Michelle von Montboucet, hat der einzige, Blanchet, den Stamm fortgepflanzt. Blanchet ist der Vater Karl's, der Großvater Johann's, geworden. Johann von Estouteville, auf Villebon, Beaurepaire, la Gastine, Blainville, Menainville, Boislandry, Fretigny und Ventos, königlicher Rath, Gentilhomme de la chambre, Ritter des St. Michaelordens, Amt- und Hauptmann zu Terouanne, Prévôt der Stadt Paris seit dem 7. März 1533, Lieutenant-général in der Normandie und Picardie, Hauptmann über 40 Lanzen, wird häufig in der Kriegsgeschichte der K. Franz I. und Heinrich II. genannt. Daß er, von

1) Et le jeudy, 9. juillet, environ sept heures au matin, après que le dit de Bourgogne eust fait jetter grand nombre et quantité de bombardes et autres artilleries contre les murs de la ditte ville, à l'endroit de la porte de l'hostel-Dieu, vinrent et accoururent dedans les fossés de la ditte ville grand quantité des dits Bourguignons, qui y apporterent grand nombre de bourrées, clays et autres mesrains dedans les dits fossez, et puis y dresserent eschelles, et moult vigoureusement assaillirent à l'endroit de la muraille et portail du dit hostel-Dieu, dont avoit la garde et charge Messire Robert d'Estouteville, Chevalier, Sgr. de Beyne et Prévost de Paris, qui moult honorablement et vaillament s'y contint, et ceux de sa ditte compagnie. Et dura le dit assault depuis la ditte heure de sept heures, jusques après unze heures, durant lequel temps y eut grande quantité de Bourguignons tuez et abbatus morts de dessus les dits murs dedans les fossez d'icelle ville, et de navrez grand nombre, et bien jusques au nombre de 1500 — 1600 hommes, et plus largement y en eust eu de morts, s'il y eust eu saillie a y istre hors d'icelle ville. Mais toutes les portes d'icelle estoient murées du costé de l'ost des dits Bourguignons. Et durant le dit assault moyennant la grace de Dieu, ne fut point tué de gens du roy plus de trois ou quatres personnes, en encores disoit-on que ce avoit esté par leur outrage.

2) Dont de ce le dit Connestable fut un peu espouvanté pour deux causes que lors il declara. La premiere, pour ce qu'il cuidoit que on le voulsist mettre hors de la possession du dit Philippe l'Huillier, Capitaine d'icelle Bastille, avec lequel il s'estoit bien trouvé, et l'avoit fort agréable, pour le mettre es mains du dit d'Estouteville, qu'il reputoit estre son ennemy, et que s'il y estoit doutoit qu'il luy fist desplaisir.

der Hauptmannschaft in Terouanne zu dem Commando in der Normandie befördert, bei seinem Abgange jene wichtige Grenzfestung von Vorräthen und Volk gleich sehr entblößte, soll hauptsächlich ihren Fall und Untergang (1533) verschuldet haben. Nicht weniger nachtheilig ist seine Gegenwart dem Heere geworden, womit de Thermes im Juni 1558 Westflandern überzog. Vom Zipperlein geplagt, überließ dieser, nach der Plünderung von Dünkirchen und Wynorbergen, das Commando an Villebon. „Ce capitaine, accoutumé au pillage et aux embrasemens, laissa trop de liberté au soldat; il se commit des cruautés inouies dans ce pays, qui fut ravagé jusqu'à Nieuport.“ Diese Barbarei und die Verzweiflung, die von ihr eine Folge war, rief die ganze Provinz zu den Waffen, und die verdiente Strafe empfingen die Unholde in der Schlacht bei Gravelines, den 13. Juni 1558 (vergl. den Art. Egmond). Villebon selbst, de Thermes und alle übrigen höheren Officiere befanden sich unter den Gefangenen. Der Gefangenschaft entlassen übernahm Villebon wieder das Commando in der Normandie, und scheint in solchem den religiösen Neuerungen ernstlich sich widersetzt zu haben. Darum ergab sich gegen ihn, bei Gelegenheit des Aufruhrs zu Rouen (den 20. April 1562), lebhafte Feindschaft. In ihrem Manifest sagen die Einwohner, ihnen seien dessen Absichten kein Geheimniß; vor einigen Tagen erst zu dem Volke redend, habe er alle diejenigen, welche sich nach Orléans zu dem Prinzen von Condé begeben, als Rebellen behandelt, während doch dieser Prinz der königlichen Majestät einziger Vertheidiger sei. Genöthigt, die Stadt zu verlassen, nahm Villebon den Pont-de-l'arche, von wo aus er nicht wenig die Verproviantirung von Rouen erschwerte, und nachmals legte er sich mit 300 Reisigen und 1500 Fußgängern vor das Fort Ste. Catherine, das einen großen Theil der Stadt beherrschte. Ihm folgte nach kurzer Frist mit einer stärkeren Truppenzahl der Herzog von Aumale, und die Belagerung nahm ihren Anfang, nicht zwar in regelmäßigen Angriffen, sondern in unerheblichen Gefechten vor den Thoren, in welchen noch dazu der Vortheil mehrentheils den Einwohnern verblieb. An dem Ausgange des Unternehmens verzweifelnd hob Aumale die Belagerung auf, um sich vor Dieppe zu zeigen, dort in der gleichen Weise sein Augenmerk zu verfehlen, endlich von einem erneuerten Angriffe auf das Fort Ste. Catherine mit Schanden abzulassen. Durch Einverständniß gedachte er hierauf der Stadt sich zu bemeistern, und Villebon verkehrte zu solchem Zwecke mit einigen Bürgern. Aber ein Page, dem er seine letzten Instructionen, in Chiffreschrift, das Losungswort, Tag und Stunde des Unternehmens anvertraut, wurde ergriffen und vor den Gouverneur der Stadt, Ludwig von Lannoy-Morvilliers, gebracht. Alles bekannte, Alles vereitelte durch sein Bekenntniß der Page; aber als ein wahrhaft großer Mann erwies sich auch bei dieser Gelegenheit Morvilliers. Wohlbehalten, mit einem Goldstück beschenkt, schickte er den Jüngling an Villebon zurück, mit dem Auftrage, seinen Herrn zu bitten, daß er künftig in der Wahl seiner Geschäftsträger größere Umsicht üben möge. Im August desselben Jahres belagerte Villebon die Burg Tancarville, die jedoch, fortwährend aus Rouen und Havre unterstützt, allen seinen Angriffen widerstand. Das Eintreffen des königlichen Heeres, der Fall von Rouen (den 26. Oct. 1562) wirkten entscheidend für die Beruhigung der Normandie, und auch Villebon, in seine amtliche Wirksamkeit wieder eingesetzt, konnte einer vorübergehenden, dem hochbejahrten Manne besonders erfreulichen, Ruhe genießen. Aber Coligny bedrohte auf das Neue die Hauptstadt der Normandie, und Villebon, den man nicht stark genug glaubte für den bevorstehenden Sturm, mußte sich gefallen lassen, mit Franz de Scepeaux de la Vieilleville, dem neuen Marschall von Frankreich, in das Commando sich zu theilen. „Mein Herr Vetter Villebon,“ schreibt la Vieilleville, dieses Mal nicht völlig in dem ihm eigenthümlichen Tone der Aufschneiderei, „mein Herr Vetter Villebon that gar unfreundlich, von Allem aber, was seines Amtes Pflicht, nicht das Mindeste.“ Die Gelegenheit zu offenem Bruch ergab sich bald. Eine Justizperson, der Calvinist Boisgiraud, der sich in die Stadt eingeschlichen, um vergrabenes Geld zu heben und fortzuschaffen, wurde verrathen und auf Villebon's Befehl auf offener Straße getödtet. Zu größerem Aufsehen und allgemeinem Ärgerniß mußte der verstümmelte Leichnam auf der Stelle liegen bleiben, und Niemand wagte es, den Ketzer nur zu berühren. Hiervon unterrichtet und höchlich entrüstet, verfügte la Vieilleville, daß der Unglückliche augenblicklich beerdigt werde. Das Geld, das man bei dem Manne gefunden, und das unter des Gouverneurs Händen verkommen war, beunruhigte ihn hauptsächlich in Bezug auf la Vieilleville, und er schickte, um dessen Ansicht über einen so delicaten Gegenstand zu erforschen, eine seiner Creaturen aus. Der unfreundliche Empfang preßte dem Boten Thränen des Zorns aus, und wie er auf seine Würde als Parlamentsrath sich berief, wollte la Vieilleville ihn zum Fenster hinauswerfen lassen. Alles, und daß der Marschall gesagt habe, Villebon sei unwürdig, in der Stadt zu befehlen, berichtete, der Löwengrube entronnen, der zürnende Rath. Villebon, verletzt, zumal durch den lügenhaften Zusatz, ließ sich fünf oder sechs Tage nicht blicken, bis er in der Kirche mit dem Marschall zusammentraf. Sie begrüßten sich, und Villebon wurde von dem Marschall zu Tische genöthigt. Beim Nachtische wollte jener den Vorfall besprechen. Daß er ihn auf sich beruhen lasse, bittet la Vieilleville, der noch fest hinter der Flasche saß. Aber Villebon geräth in Hitze, und meint, es lüge in den Hals hinein, wer vorgebe, daß er seiner Stelle unwürdig sei. Der Marschall springt auf und versetzt dem andern einen Stoß, der, hätte er nicht den Tisch erfaßt, ihn zu Falle gebracht haben würde. Villebon zieht, es zieht der Marschall, und im Augenblicke fliegt Villebon's Hand, sammt einem Stück Arm, zu Boden. Entsetzen hat die Anwesenden erfaßt, Villebon, blutend und ohnmächtig, wird von der Erde erhoben und fortgeschafft; daß man die Hand wegnehme, will der Marschall nicht zugeben. „Hier soll sie liegen bleiben, die mir in den Bart fuhr!“ Indessen verbreitet sich die Nachricht

von des Gouverneurs Mishandlung, und daß sie nur dem Feinde der Hugenotten gelte, durch die Stadt; das Volk greift zu den Waffen, belagert das von la Vieilleville bewohnte Haus, und wird blutig abgewiesen, zumal die Truppen Partei nehmen für den Marschall. Endlich stellen die aus den umliegenden Dörfern herbeieilenden Reiter die Ruhe her. Eine Genugthuung hat Villebon niemals erlangen können; nur wurde ihm unter des Hofes Vermittelung bewilligt, die Hand in einem feierlichen Zuge durch die Straßen von Rouen führen und dann mit den Ehren eines Leichengepränges zur Erde bestatten zu lassen. Er selbst starb in hohem Alter zu Rouen, Samstag den 18. Aug. 1565, und sein Herz wurde jenem des Cardinals von Estouteville zur Seite im Dome beigesetzt. Vermählt 1523 mit Dionysia de la Barre, des Grafen Johann von Estampes Tochter, hinterließ er die einzige Tochter Johanna Diana von Estouteville, die mit Karl du Bec in kinderloser Ehe lebte, und darum von den Kindern ihrer Vatersschwestern, Isabelle und Jacobine von Estouteville, beerbt wurde; denn mit Villebon war des Hauses Mannsstamm erloschen, bis auf die von dem Cardinal abstammende, unechte Linie der Tuttavilla. Welcher von den beiden Söhnen des Cardinals, Hieronymus oder Augustin, an des Stammbaums Spitze zu stellen sei, wagen wir nicht zu bestimmen. Sie freiten sich zwei Schwestern, Töchter von Napoleon Orsino, dem Grafen von Tagliacozzo, und zwar wurde Hippolyta des Hieronymus, Bartholomäa des Augustin Tuttavilla Hausfrau. Mit des Vaters übrigem Reichthum hatten die beiden Brüder auch das von Otto Colonna erkaufte Lavino, dann Genazzano und il Bosco, welches die Colonna dem geldreichen Cardinal zu Pfand geben müssen, ererbt, und Hieronymus übernahm in der brüderlichen Theilung die fraglichen Güter. Die Colonna wünschten die Pfandschaft abzulösen, wurden aber von Hieronymus unter allerlei Vorwand hingehalten, denn er ließ sich von seinem Schwager, Virginius Orsino, dem Feinde der Colonna, blindlings leiten. Indem die Orsini, auf ein falsches Gerücht von des Papstes Innocentius VIII. Ableben, in der Absicht, gegen Rom selbst einen Handstreich auszuführen, sich des Ponte Molle und der sämmtlichen Teveronebrücken bemächtigten, entrüsteten sie zum Äußersten den Papst, und foderten ihn gleichsam heraus, in der unsterblichen Fehde der beiden großen Geschlechter den Colonna allen möglichen Vorschub zu leisten. Diese Lage der Dinge benutzten diese, um ihren Anspruch gegen Hieronymus Tuttavilla gewaltsam durchzusetzen. Sie legten sich vor Frascati, welches Ortes Eigenthum Papst Sixtus IV. an den Cardinal von Estouteville verschenkt hatte, und nahmen daselbst den Hieronymus, seine Frau, sein Söhnlein und seine Mutter gefangen; die Mutter, **„donna di poco honore, toltole gli ornamenti, la mandarono à casa ignuda nata."** In den nächsten zwei Tagen fielen mit derselben Leichtigkeit Bosco und Genazzano in ihre Gewalt; nur Lavino, beschützt durch eine Rocca von bedeutender Festigkeit, widerstand. Übermüthig in ihrem Glücke, verabsäumten die Belagerer jegliche, durch eine lange Erfahrung empfohlene Vorsicht; **„se ne stavano senza guardie, senza bastioni et senz' ordine alcuno."** Dieses erkundschafteten die Orsini; in der Nacht warfen sie mittels eines **ponte posticcio** (Schiff- oder fliegende Brücke?) eine auserwählte Schar von hundert **„cavai leggieri"** auf des Teverone anderes Ufer, und der Anblick dieser Reiter reichte hin, um die feindlichen Scharen aus einander zu stäuben. Reich durch die erbeuteten Waffen und Pferde theilten die Sieger sich in zwei Haufen; der eine ritt in Lavino ein, der Besatzung zu Verstärkung, der andere kehrte nach Rom zurück, um gleich darauf, mit der Hauptmacht der Orsini vereinigt, schwere Rache an der Colonna Besitzungen in der Campagna zu nehmen, und hinwiederum gleich schwere Rache den eigenen Staaten zuzuziehen. Eine Menge der kleinen Städte auf beiden Ufern der Tiber, Bracciano, Cervetere, Campagnano, l'Isola, Galera u. s. w., wurden in dieser hartnäckigen Fehde genommen und verheert, und zu der höchsten Erbitterung erwuchs der Streit, wie König Ferdinand von Neapel einerseits, und als dessen Gegner die neapolitanischen Barone, die Republik Aquila und der Papst an ihm Theil zu nehmen, sich veranlaßt fanden. Als Alle der Verheerungen und des Blutvergießens müde, vermittelte Ascanius Sforza, der Cardinal, endlich den Frieden, kraft dessen u. a. der Papst Frascati, Genazzano und il Bosco sequestrirte und die Frage um das Eigenthum an den Rechtsweg verwies. Hieronymus Tuttavilla ist unbezweifelt derselbe, welchen, als Franzosenfreund, Papst Alexander VI. am 9. Dec. 1494, sammt Prosper Colonna, nach der Engelsburg in Verwahrung schickte. Gleich darauf wurden die beiden Unglücksgenossen von K. Ferdinand von Neapel mit der Hut von Sarno beauftragt, und indem sie die Brücke über den gleichnamigen Fluß brachen, nöthigten sie die Franzosen von der Stadt abzulassen und zu weiterem Vordringen eine andere Straße zu suchen. Es wäre nicht unmöglich, daß Hieronymus von den siegenden Franzosen Sarno zum Eigenthum erhalten, und vermöge seiner neuen Verbindungen mit dem mächtigen Hause Colonna behauptet hätte; wenigstens erscheint um das J. 1520 ein jüngerer Hieronymus de Tuttavilla als Graf von Sarno. Es war derselbe mit des Marcellus Colonna, auf Zagarola, Tochter Beatrix, wie um die gleiche Zeit Marcus Antonius Tuttavilla mit Portia Colonna, des Julius Tochter und Witwe von Anton Legnano de Gattinara, dem Grafen von Castro, verheirathet. Des Grafen Hieronymus Tochter, Constantia Tuttavilla, heirathete den Johann Paul Gambacorta, Baron von Celenza. Vincentius Tuttavilla, Graf von Sarno, nahm zum Weibe die Victoria Carracciola. Pompejus Tuttavilla wird als einer von des Cosimo de' Medici Condottieri für den Krieg von Siena (1554) genannt. Mutio Tuttavilla, des Papstes Paul IV. Gardehauptmann, wurde 1555, als ein Anhänger des Kaisers, seines Dienstes entlassen. Pompejus Tuttavilla, ein Jüngling von hohem Muthe, focht dem Pompejus Colonna zur Seite in dem glücklichen Strauße mit den päpstlichen Truppen unter Alexander Colonna und Mutio Capizucchi, zwischen Rom und Zagarola 1556. Hieronyma

Tuttavilla wurde die andere Gemahlin des Franz Caraffa, Herzogs von Campolieto, durch Creation von 1608. Horatio Tuttavilla, Herzog von Calavrito, vermählt mit einer Caracciola, lebte um 1650. Franz von Tuttavilla, Herzog von St. Germano, Staatsrath zu Madrid, starb daselbst in dem Alter von 80 Jahren, den 30. Jan. 1679. (*v. Stramberg.*)

ESTRADES. Franz von Estrades, auf Bonel und les Colombes, vermählte sich mit der Erbin von Campagnac, Antonia von Beyrières, laut Eheberedung vom 20. Nov. 1548. Sein Enkel, Franz von Estrades, auf Bonel, les Colombes, Campagnac und Sigognac, gefeiert als ein Meister und ein Held, stritt für Heinrich IV. gegen die Liga, bekleidete auch bei diesem Könige das Amt eines Gentilhomme de la chambre, gleichwie bei dem Nachfolger jenes eines Maître d'hôtel. Er war nach einander des Grafen von Moret (1620), der Herzoge von Mercoeur und Beaufort und der Herzoge von Nemours und Aumale Gouverneur, wurde am 13. Febr. 1631 zum Hauptmann und Gouverneur von Stadt und Herzogthum Vendôme ernannt und lebte noch 1635. Als seine Witwe kommt 1654 Susanna von Secondat vor. Von seinen sechs Kindern starb der jüngere Sohn, Johann, als Bischof zu Condom (1685). Der ältere, Gottfried, Graf von Estrades (geb. 1607), scheint zeitig ein Geschick zu Unterhandlungen offenbart zu haben, denn, kaum zurückgekehrt aus dem Feldzuge am Rhein, unter des Cardinals von La Valette Befehlen, wurden ihm 1637 zwei Sendungen aufgetragen; er sollte den König von England in seiner Neutralität bestärken, selbst für den Fall, daß eine oder die andere Seestadt von Flandern durch der Franzosen und Holländer vereinigte Waffen heimgesucht werde, dann hatte er für den künftigen Feldzug den Prinzen von Oranien zu einer lebhafteren Theilnahme zu bestimmen. Zum Staatsrathe ernannt (1639) ging Estrades in demselben Jahre abermals an des Prinzen von Oranien Hof, und als Oberst des Regimentes Candale verschiedene Feldzüge mit den Holländern machend, verdiente er des Fürsten Werthschätzung, und im französischen Dienste seine Beförderung zum Maréchal-de-camp (1640). Von 1642 ab wurde er verschiedentlich in diplomatischen Sendungen verwendet, als bei den Generalstaaten, bei den teutschen Fürsten, hauptsächlich dem Landgrafen von Hessen-Cassel, bei dem Herzog von Savoyen; im J. 1646 insbesondere handelte er in des Königs Namen mit den Generalstaaten um die für die Belagerung von Dünkirchen zu bewilligende Seemacht, gleichwie er auch bei dem Friedenswerke in Münster und Osnabrück sich betheiligte. Seiner um so mehr sich zu versichern, hatte Mazarin ihn zum Lieutenant seiner Gendarmengarde ernannt; er empfing auch am 2. April 1647 das Commando zu Portolongone und Piombino, und blieb in Italien, der Armee des Herzogs von Modena zugetheilt, bis ihm 1649 für die Dauer von des Marschalls Ranzau Abwesenheit das Gouvernement von Dünkirchen und den umliegenden Forts commissarisch, nach des Marschalls Ableben aber definitiv den 10. Oct. 1650 übertragen wurde. In demselben Jahre hatte er unter des Marschalls von Plessis-Praslin Befehlen an den Grenzen der Picardie als Generallieutenant gedient. Im J. 1652 vertheidigte Estrades 39 Tage lang Dünkirchen gegen den Erzherzog Leopold, capitulirte den 16. Sept., empfing aber für den Verlust seines Gouvernements reichliche Entschädigung, indem ihm am 4. April 1653 der Kriegsbefehl zu Tour, la Rochelle und Brouage, im Ländlein Aunis und in der Insel Oléron übertragen, er auch in des Jahres Lauf zum immerwährenden Maire der Stadt Bordeaux ernannt wurde. Mit dem heiligen Geistorden beehrt und zum Generallieutenant erhoben (den 4. Mai 1654), um in solcher Eigenschaft das Commando in Guyenne zu führen, wurde ihm am 8. Mai 1655 die Anführung eines unabhängigen Armeecorps in Catalonien, während der Abwesenheit des Prinzen von Conty, übertragen; am 4. Jan. 1656 wurde ihm das Gouvernement von Mezières verliehen. Den 20. März 1657 empfing er den Oberbefehl der Armee in Piemont, für die Dauer von des Prinzen von Conty Abwesenheit, und am 1. Oct. 1660 das Gouvernement von Gravelines, dessen Anwartschaft zugleich seinem ältesten Sohne verheißen wurde. Im J. 1661 ging der Graf von Estrades als Gesandter nach England, und der Zwist, den er in solcher Eigenschaft mit dem spanischen Gesandten, dem Baron von Watteville, bestand, ist eine der großen Angelegenheiten des Jahrhunderts geworden. „Was man bei der venetianischen Gesandten Einzug zwischen den Spaniern und Franzosen noch vorsichtig abgewendet hatte, dasselbe kam bei des königlichen schwedischen Gesandten, des Grafen Niels Brahe, Einzuge desto stärker. Als dieser am 10. Oct. (30. Sept.) 1661 bei dem Tower, als dem gewöhnlichen Orte, wo die fremden Gesandten auszutreten pflegen, angekommen war, schickte ihm der König seine eigene Carosse entgegen, ihn damit zu empfangen. Weil man aber schon vorher einige Unruhe zwischen vorgemeldeten beiden Herren Gesandten besorgte, befahl der König den Officieren, daß sie sich keiner Partei annehmen, auch zusehen sollten, daß das gemeine Volk davon abstände. Solchem Unheile aber desto besser vorzukommen, schickte der Herzog von York, ohne der Leibwache zu Pferde, auch noch drei Compagnien von seinem eigenen Regimente dahin, welches Alles jedoch nichts verfangen wollte. Denn sobald der königliche schwedische Gesandte in des Königs Carosse getreten war, welcher seine eigene alsbald nachfuhr, wollten sowol der königliche französische, als der königliche spanische Gesandte den nächsten Platz darnach nehmen. Die Spanischen bekamen den ersten Platz, das wollten die Franzosen nicht leiden; aber die Spanischen hatten ihr Fahrgeschirr überall mit Ketten und Eisen fest gemacht, da hingegen die Franzosen nur Stricke hatten, welche die Spanischen entzwei schnitten, überdies auch noch drei Pferde durchstachen, und das vierte untüchtig machten, sodaß die Franzosen, ob sie wol stärker waren, dadurch in Unordnung geriethen. Bei der Pforte wollten sie wieder an einander: aber der Herzog von York, als er sah,

daß sich viele von den Englischen mit darein mengen wollten, gebot ihnen, daß sie still halten, oder man denjenigen mit verfolgen sollte, welcher nicht Frieden halten würde, worauf die anderen Kutschen mit dem schwedischen Gesandten fort nach des Herrn Abraham Williams Haus, in den Palast zu Westminster fuhren. Ihrer neun oder zehn blieben beiderseits auf dem Platze, und Viele wurden verwundet. Der französische Gesandte klagte demnach bei Sr. Majestät absonderlich über die Englischen, daß sie den Spanischen geholfen, weswegen Einige davon ins Gefängniß gehen mußten. Mit solcher Genugthuung keineswegs zufrieden, ist er aber voll Unmuthes kurz darauf von London weggezogen, und hinüber nach Frankreich, sich bei seinem Könige über den erlittenen Schimpf zu beklagen" [1]). Ludwig XIV. nahm die Sache in der ernsthaftesten Weise auf, und wenig fehlte, so hätte er um ihretwillen die kaum eingestellten Feindseligkeiten erneuert. Doch ließ er sich zuletzt durch die Erklärung versöhnen, daß K. Philipp das Ereigniß vom 10. Oct. höchlich beklage, daß er den Baron von Watteville, durch welchen jener ärgerliche Auftritt verschuldet, von seinem Posten abberufen, und allen seinen, bei fremden Höfen accreditirten, Ministern die Weisung ertheilt habe, bei feierlichen Aufzügen mit jenem des Königs von Frankreich nicht weiter zu concurriren [2]). Diese Erklärung empfing Ludwig am 24. März 1662, im Beisein von 30 Gesandten oder Residenten auswärtiger Mächte, und, was vielleicht für Spanien die tiefste Erniedrigung war, es mußte ein Graf von Fuentes sein (vergl. die Art. Enriquez und Fuentes), sie darzubringen. Sie zu verewigen, wurde die bekannte Medaille geprägt. Ludwig XIV. vernimmt, stehend auf dem Fußgestelle seines Thrones, Worte der Versöhnung und Abbitte von dem, durch seine zerknirschte Haltung besonders kenntlichen spanischen Gesandten. Seitwärts, dem Throne zunächst, lauscht der päpstliche Nuntius, welchem die übrigen Gesandten sich anschließen. In der Umschrift heißt es: Jus praecedendi assertum, unten: Hispanorum excusatio coram XXX. Leg. Pr. MDCLXII. Indessen fand sich auch d'Estrades als königlicher französischer Extraordinair-Abgesandter von Neuem in London ein und brachte für die Herzogin von York ein kostbares Geschenk von allerhand seltsamen französischen Galanterien, auf 50—60,000 Gulden werth geschätzt, mit. Er verhandelte nachgehends auch gar in geheim mit dem königlichen Hofe, und machte damit den Herren Generalstaaten nicht wenig eifersüchtige Gedanken, weil sie die Ratification über die jüngsthin mit Frankreich geschlossenen Allianztractaten noch nicht erhalten konnten. Wie es aber hernach der Ausgang erwiesen, war es allein um Duynkirchen zu thun, welche Festung der König auf gewissen Vergleich an Frankreich verhandeln wollte. Es scheint aber vielmehr Estrades, der bereits zu der Gesandtschaft in Holland benannt und auf der Reise nach dem Haag begriffen war, auf eine Einladung des Königs von England, unter dem Vorwande von Privatgeschäften, nach dem Inselreiche gekommen zu sein. Nachdem einmal in des Königs geheimstem Conseil man für den Verkauf sich entschieden, begann (am 7. Aug. 1662) das Schachern. Clarendon verlangte zwölf, zwei Millionen Livres bot Estrades; jener ging nach und nach auf sieben, dieser stieg bis zu vier, und endlich (den 11. Sept.) wurde zu fünf Millionen der Kaufschilling festgesetzt. Gleich aber ergab sich eine neue Schwierigkeit; Karl verlangte die Zahlung auf der Stelle baar, Ludwig wollte nur zwei Millionen baar, den Rest in dem Laufe der nächsten zwei Jahre, terminweise, entrichten. Es kam so weit, da keine der Parteien nachzugeben geneigt war, daß Estrades seine Dienerschaft bereits am Bord des Schiffes, womit er abgehen wollte, vertheilt hatte; doch wurde (am 15. Sept.) ein Ausweg beliebt, wornach Ludwig sich gefallen ließ, für die restirenden drei Millionen Wechsel auszustellen, von Karl nach Thunlichkeit zu realisiren. Nun wurde (am 17. Oct.) der Vertrag unterzeichnet; nachträglich kam auch, im Auftrage seines Hofes, ein Banquier aus Paris herüber, um gegen Abzug von etwas über 18% die Wechsel zu discontiren. „Je gagnai sur ce marché cinq cent mille livres, sans que les Anglais s'en aperçussent," schreibt Ludwig XIV., und man kann es den Engländern nicht verargen, daß sie nichts merkten, denn Clarendon, der Mann, der mit Estrades die Unterhandlung führte, nachdem er so lange Jahre auf dem Continente zugebracht, blieb gleichwol von dem Beistande eines Dolmetschers abhängig. Sehr unähnlich dem britischen Staatsmann, verlor Estrades keinen Augenblick, des mühsam erzielten

1) Londoner Berichte weichen in bedeutenden Einzelheiten von dieser Erzählung ab. Ihnen zufolge hatte Watteville im Voraus seine Absicht, den verjährten Rangstreit zu erneuern, angekündigt. Hierauf foderte Estrades alle zu London anwesende Franzosen bei ihrer Treupflicht auf, die Ehre ihres Souverains zu vertreten; auch ließ er aus seiner Gouvernementsstadt Boulogne Verstärkung herüberkommen und mehre Officiere und Gemeine von der dasigen Besatzung in seine Wohnung einführen. Watteville, dem das viele Volk nicht zu Gebote stand, suchte durch List die numerische Ungleichheit zu ersetzen, namentlich durch den Kunstgriff mit den Ketten; auch war einem jeden seiner Leute Standort und Verrichtung genau vorgeschrieben. Um die Mittagsstunde fuhr des spanischen Gesandten Wagen dem Kai zu, von etwa 40 Livreebedienten begleitet; gegen 2 Uhr folgte der französische Gesandte, sein Wagen umgeben von 100 Mann zu Fuß und 40 Reitern, die alle mit Pistolen, Karabinern oder Musketen bewaffnet waren. Um 3 Uhr landete Brahe bei den Stufen, die von der Themse heraufführen, und in dem Augenblicke, als er in der Hofequipage davon fuhr, drängten die Wagen der beiden Gesandten zugleich dem Ehrenplatze zu. Die Dienerschaft kam zum Handgemenge, das Jauchzen der zuschauenden Menge belebte die Streiter, Blut wurde vergossen, und mehr als 50 Menschen fanden Wunden oder Tod. Der Kutscher des französischen Gesandtschaftswagens stürzte vom Bocke herab, die Pferde wurden dienstlos gemacht. Watteville's Wagen nahm die Ehrenstelle ein; wiederholt angefallen, wies seine Dienerschaft tapfer die Gegner zurück; siegreich ging ihr Zug durch die Straßen, freudig von Soldaten und Volk begrüßt. „Es ist wunderbar zu sehen," schreibt Pepys, „wie man sich in der ganzen Stadt freute. In der That, es ist einmal so, wir lieben von Natur die Spanier und hassen die Franzosen." Vermuthlich waren es diese Äußerungen von Nationalantipathie, durch welche Estrades sich veranlaßt fand, seinem Herrn zu versichern, es hätten mehre tausend Engländer den Spaniern geholfen. 2) Para se abstengan y non concurran con los embaxadores y ministros de V. Mag. in todas las funciones y ceremonias publicas.

Vertrages Vollstreckung herbeizuführen. Die englische Besatzung in Dünkirchen, der Nation Unwillen um den Verkauf theilend, erhob Schwierigkeiten, den Platz zu räumen. Wieder die Mittel ergreifend, die in London wirksam gewesen, theilt Estrades mit freigebiger Hand Geschenke unter die einflußreicheren Officiere aus, und am 29. Nov. begeben Gouverneur und Besatzung sich zu Schiffe; in der Überfahrt sollen sie mit dem Überbringer des Befehles, nicht aus Dünkirchen zu weichen, zusammengetroffen sein, aber schon hatte Estrades die Stadt besetzt. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß weder das teutsche Reich, noch das Erzhaus Österreich jemals ihres Rechtes auf Dünkirchen sich begeben haben. Für eine Erwerbung von solcher Wichtigkeit war der Titel eines Vicekönigs von Amerika, welchen Estrades im December 1663 empfing, eine sehr dürftige Belohnung; das blaue Band hatte er seit 1661. Außerordentlicher Gesandter in Holland 1666 unterhandelte er den Friedensvertrag von Breda (am 26. Jan. 1667). Am 28. Juni 1669 wurde er zum Commandanten der Truppen in Dünkirchen, Wynorbergen und Furnes ernannt. In dem Feldzuge von 1672 abwechselnd unter den Befehlen von Condé oder Turenne stehend, wurde er bei der Belagerung von Nimmegen verwundet; vorher hatte er das Gouvernement von Wesel empfangen. Im J. 1673 wurde ihm das Gouvernement von dem eben eroberten Mastricht anvertraut, und von diesem Posten aus hat er 1674 ein sehr merkwürdiges Unternehmen ausgeführt. Chamilly, der Vertheidiger von Grave, befand sich ohne Geld, und war daneben sehr belästigt durch die Geiseln, die man in großer Anzahl daselbst aufgehäuft hatte, und von welchen das Eingehen der vielen in Holland ausgeschriebenen Contributionen abhängig war. Der doppelten Verlegenheit abzuhelfen, entsendete Estrades aus Mastricht den Obersten Meslin mit 600 Reitern und einem Geldtransport nach Grave. Meslin erreichte glücklich die hermetisch eingeschlossene Feste, lieferte seine Gelder ab, empfing die holländischen Geiseln, durchbrach mit ihnen nochmals die Linien der Belagerer und traf unversehrt in Mastricht ein. Am 27. März 1675 bemächtigte sich Estrades der Citadelle von Lüttich, am 30. Juli empfing er den Marschallsstab und bald darauf wurde er nach Nimmegen gesendet, um an des erkrankten Herzogs von Vitry Stelle bei dem Friedensgeschäfte als erster Gesandter zu wirken. Im J. 1685 wurde er dem Herzoge von Chartres als Gouverneur beigegeben, ohne doch in diesem neuen Wirkungskreise Erhebliches leisten zu können, denn er starb vor Altersschwäche (den 26. Febr. 1686). Einer der gewandtesten Unterhändler des Zeitalters hat er über seine Verrichtungen eine handschriftliche Sammlung von 22 Folianten, das geringste zu 900 Seiten, hinterlassen [3]).

Laut Ehevertrags vom 26. April 1637 mit Maria du Pin de Lallier verheirathet, war der Marschall im Januar 1662 Witwer geworden; zu Nimmegen noch mit den Conferenzen beschäftiget, ließ er sich per procura am 9. Juni 1679 des Kanzlers Stephan d'Aligre Tochter, Maria, Witwe von Michael von Berthamont, antrauen. Kinder hatte er nur aus der ersten Ehe. Der jüngste Sohn, Gabriel Joseph, der Abbé und nachmals Chevalier d'Estrades, starb zu Mons an den Folgen der Wunden, welche er, Oberst des Regimentes Chartres, in der Schlacht von Steenkerken (am 4. Aug. 1692) empfangen hatte. Jacob d'Estrades, Malteserritter und Mestre-de-camp eines Cavalerieregimentes, fand den Tod in der Belagerung von Freiburg (1677). Johann Franz d'Estrades, Abt zu Moissac (seit 1672) und von St. Melaine innerhalb Rennes, war 1675 zu Venedig, 1679 zu Turin als Gesandter accreditirt, und starb den 10. Mai 1715. Des Marschalls ältester Sohn, Ludwig Marquis d'Estrades, perpetuirlicher Maire von Bordeaux, Mestre-de-camp von der Cavalerie, Gouverneur von Gravelines und Dünkirchen, starb den 10. Febr. 1711, aus seiner ersten Ehe mit des Marquis von Fouquesolles Tochter und Erbin, Charlotte Theresa de Runes, einen einzigen Sohn hinterlassend. Dieser, Gottfried Ludwig, Graf d'Estrades, Marquis von Fouquesolles, auf Odrehem u. s. w., befehligte in der Schlacht bei Luzzara (den 15. Aug. 1702) ein Dragonerregiment, an dessen Spitze er den Kaiserlichen eine Standarte entriß. Maréchal-de-camp (1704) leistete er bei der Vertheidigung von Aire (1710) die wichtigsten Dienste, welchen er auch seine Beförderung zum Generallieutenant (den 29. Nov. 1710) verdankte. Im Februar 1711 wurde er zum Maire von Bordeaux ernannt. Bei dem Angriffe auf des tapferen Vaubonne Linien vor Freiburg (am 20. Sept. 1713) führte er, zugleich mit dem Herzoge von Mortemar, die Infanterie des linken Flügels. Den Prinzen von Dombes in den Feldzug nach Ungarn begleitend, recognoscirte er am 4. Aug. 1717 eine Palanka, im Morast unweit der Wasserstadt Belgrad gelegen, als eine Kanonenkugel ihm das Bein wegriß. Er wurde sofort erhoben, und der sorgfältigsten Pflege über-

3) Daraus hat Aymond einen Auszug geliefert unter dem Titel: Lettres, mémoires et négociations de M. le comte d'Estrades, ambassadeur de S. M. très-chrétienne auprès des Etats-Généraux des Provinces-Unies des Pays-Bas, pendant les années 1663, 1664, jusques et compris 1668. (Bruxelles [Amsterdam] 1709. 12.) Es schreibt aber von solcher Veröffentlichung Lenglet-Dufresnoy: „Ces lettres ont été publiées d'une manière fort defectueuse et elles sont tronquées. Ce n'est qu'un ramas de simples fragmens ... De plus de cinq cent lettres, toutes de la main de M d'Estrades, on n'en trouve pas seulement une dans l'édition de Bruxelles, non plus que celles que M. van Bevening écrivoit à M. de Lionne, qui sont en plus grand nombre dans l'original. On en a aussi retranché celles que M. de Wicquefort écrivoit au même. De toutes les dépêches, il n'y en a pas trente d'entières." Diese erheblichen Aussetzungen könnten die neue Ausgabe veranlaßt haben, von der versichert wird, daß sie alle von dem frühern Herausgeber beseitigte Stücke enthalte. Sie erschien im Haag 1743. 9 Bde. in 12. unter folgendem Titel: Lettres, mémoires et négociations de M. le comte d'Estrades, tant en qualité d'ambassadeur de S. M. très-chrétienne en Italie, en Angleterre et en Hollande, que comme ambassadeur plénipotentiaire à la paix de Nimégue, conjointement avec messieurs Colbert et le comte d'Avaux, avec les réponses du roi et du secrétaire d'état, ouvrage où sont compris l'achat de Dunkerque, et plusieurs autres choses très-intéressantes.

geben, starb jedoch allen Hilfsmitteln der Kunst zu Trotz den 18. und wurde den 21. Aug. zu Peterwardein in der Kirche der Franziskaner begraben. Ihn überlebten fünf Kinder; der älteste Sohn, Ludwig Gottfried, Marquis von Estrades, Maire von Bordeaux, und Mestre-de-camp von der Cavalerie, hatte dem Vater in der Vertheidigung von Aire beigestanden, ihn auch in den Ritterzug nach Ungarn begleitet, war aber 1731 noch nicht verheirathet. Eine Gräfin d'Estrades, Dame d'atour der Prinzessin Adelaide, fiel im August 1755 in Ungnade, und wurde vom Hofe entfernt. (*v. Stramberg.*)

ESTRECHO. 1) Estrecho de Giberaltar, s. Strasse von Giberaltar. 2) Mit dem Namen Estrecho bezeichnet die spanische Volkssitte den dem italienischen Cicisbeo ähnlichen Gefährten eines Frauenzimmers, welche sich von dem Año nur dadurch unterscheidet, daß er in der letzten der zwölf Nächte nach dem neuen Jahre durch das Loos erwählt wird. (*Fischer.*)

ESTRÉE (Jean d'), wird von La Borde als bemerkenswerther französischer Componist der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. genannt und als Hoboist des Königs von Frankreich bezeichnet. Auch Thomas Busby rechnet ihn mit unter die beachtenswerthen Musiker jener Zeit. Namentlich werden angeführt: IV Livres de Danseries, contenant le chant de Branles communs, Gais de Champagne, de Bourgogne, de Poitou, d'Ecosse, de Malte, des Sabots, de la Guerre et autres Gaillardes, Ballets, Voltes, Basses danses, hauberrois, allemandes. Imprimés à Paris, chez Nicolaus Duchemin. 1564. 4. Der Mann kann den Geschichtforschern schon um dieser Ausgabe willen nicht gleichgültig sein. (*G. W. Fink.*)

ESTRÉES, Ortsname, der sich in verschiedenen Provinzen von Frankreich und Niederland wiederholt. Estrées-sur-Sambre ist in der Nähe von Maubeuge, ein anderes Estrées südwestlich von Douay gelegen. Estrées, in Maine, hatte eigenen Adel, welchem Radulf von Estrées, Marschall von Frankreich, zu K. Ludwig's des Heiligen Zeiten entsprossen. Man kennt ferner Estrées, in Touraine, bei Busançois, Estrées in Bresse und in Thiérache, Estrées in der Nähe von Amiens, Estrées-les-Redonchel, in Artois, dann Estrées-la-blanche und la noire, bei Montreuil, in Boulonais, und möchte dieses letzte wol das Stammhaus des berühmten französischen Geschlechtes sein, das, im silbernen Felde ein schwarzes Gitter und als Schildeshaupt drei schwarze Enten im goldenen Felde führend, sicherlich nur von dem jüngeren Sohne eines abgefundenen Bruders herstammt. Denn es läßt sich der bescheidenen Ahnen Folge nur bis zu Mitte des 15. Jahrh. verfolgen. Um diese Zeit (den 17. Juli 1437) leistete Peter von Estrées, genannt Carbonel, dem Herzoge von Burgund die Lehenpflicht wegen des Enclos-Mauroy, zu Canetemont, des von der Burg Avesne-le-comte abhängenden Lehens. Peter besaß auch, wegen Maria von Beaumont, seiner Frau, Boulant-de-Bailly, im Ländchen Santerre, Hamel und Istres, und errichtete sein Testament am 10. Mai 1457. Von Peter's drei Enkeln besaß der mittlere, Anton der Jüngere (geb. 1422) Valieu, das er, Gentilhomme de la maison du roi (1500) durch Testament vom 13. April 1516 auf seinen ältesten Sohn vererbte. Dieser, Johann von Estrées, Baron von Dodenville, in Boulonais, auch von Coeuvres in Soissonnais, durch Ankauf, Vicomte von Soissons (geb. um 1486), wurde unter den Pagen der Königin Anna erzogen, und stand, diesem Dienste entwachsen, als Gendarme bei des Grafen von Vendôme Compagnie. Zum Guidon derselben befördert, nahm er Antheil an dem kühnen Streiche, von Anton von Créquy, dem Herrn von Pontdormy, gegen die Befestigung des Neuf-fossé ausgeführt (1524). Auf dem Rückzuge kamen die Franzosen zu Gefecht mit der Besatzung von St. Omer, und machte Estrées des Herzogs von Aerschot Lieutenant, den von Liques, zum Gefangenen, welcher grade an diesem Tage mit des Herrn von Fouquerolles Schwester Hochzeit gehalten hatte. Deren Anbeter war aber vordem Estrées gewesen, und ihn und seine Landsleute kitzelte es nicht wenig, daß Liques, Sieger im Minnespiel, besiegt auf dem Schlachtfelde, statt aus dem rosigen Hochzeittage in die Brautnacht hinüber zu tanzen, von bärtigen Reisigen zum Gefängniß gebracht wurde. Hauptmann über 30 Stradioten oder Albaneser, vermöge Bestallung vom 8. Juni 1526, einer der cent gentilshommes ordinaires de l'hôtel du roi (1533), empfing Johann, als Lieutenant von des Herzogs von Estampes Compagnie, vom Könige, im Feldlager von Mesnil, bei Hesdin (am 22. März 1536) eine Einweisung in die innerhalb der Grenzen der Grafschaft St. Pol und des Amtes Hesdin belegenen Güter Herin, Reneu, Baving, Boya, Boubers, Caulmont, Villemant, Coppelle, Valliere und St. Deven, sich deren, „comme robbe d'ennemis," in Gemeinschaft mit Theobald Rouault zu bedienen, als eine Compensation für das in den kaiserlichen Gebieten ihnen entzogene Eigenthum. Als des Dauphin Gardehauptmann empfing Johann am 24. Oct. 1545 den Auftrag, den Grenzort Monthullin zu befestigen. Am 9. Juli 1550, nach Karl's von Cossé Abdankung, wurde er zu der Würde eines Maître et capitaine général de l'artillerie erhoben, und am 22. Oct. 1551 mit der Vollmacht, die erledigten Stellen bei der Artillerie zu vergeben, bekleidet. Im J. 1556 wurde er mit dem St. Michaelsorden und mit der Hauptmannschaft der königlichen Pfalz Folembray bekleidet; Seneschalk von Boulonais war er schon früher gewesen. Am 13. Aug. 1557 wurde er den zwei Fähnlein Infanterie, welche der Artillerie zum Schutze beigegeben, als Hauptmann und Oberst vorgesetzt, und am 15. Aug. n. J. erhielt er die durch des Herzogs von Estouteville Ableben erledigte Compagnie von 50 Lanzen. In der Belagerung von Calais (1558) entwickelte er an der Spitze der Artillerie die nützlichste Thätigkeit, und wurde, dessen angesehen, von K. Franz II. (am 30. März 1559) in dem Großmeisterthum der Artillerie, und am 10. Sept. n. J. in der Schloßhauptmannschaft von Monthullin bestätigt. Von K. Karl IX. wurde er am 4. April 1562 zum Lieutenant-général für die Stadt Orléans ernannt,

ungeachtet seiner genauen Verbindungen mit dem Prinzen von Condé und dem Könige von Navarra. Durch seine Hausfrau den beiden fürstlichen Gebrüdern verschwägert, hatte er die neuen Glaubensmeinungen erfaßt, der erste von allen Baronen der Picardie sich der reformirten Kirchengemeinde zugewendet, und in seiner Burg Coeuvres Predigt halten lassen, ohne doch, wie von ihm gerühmt wird, in den Religionskriegen eine Hand breit von seiner Treue zu dem Könige abzuweichen, vielmehr alle seine Amtspflichten mit Gewissenhaftigkeit erfüllend. Er starb, in dem Alter von 85 Jahren, den 23. Oct. 1571, und wurde zu Coeuvres in der Pfarrkirche beerdigt. Am 21. Juli 1558 hatte er die Grafschaft Orbec, in dem Amte Evreux, erkauft. Ein schönes Bild entwirft von ihm Brantôme [1]). Man hat Discours des villes et châteaux, forteresses battues, assaillies, prises sous J. d'Estrées, par *F. D. L. T.* (François de la Treille, Commissarius von der Artillerie [Paris 1563]) und wieder aufgelegt, mit derselben Jahreszahl, auf des Cardinals von Estrées Veranstaltung (1712). Der Bericht, zwei Bogen stark, hebt mit dem J. 1552 an.

Johann's Gemahlin, Katharina von Bourbon, Jacob's des Bastards von Vendôme älteste Tochter, hatte ihm drei Kinder geboren. Der einzige Sohn, Anton IV. von Estrées, Gouverneur, Seneschalk und erster Baron von Boulonais, Vicomte von Soissons und Vierzy oder Berci, Marquis von Coeuvres, durch Diplom vom Lenzmonat 1585, war des St. Michaelordens Ritter und Hauptmann über 50 Lanzen, wie er im Lager bei Beaulieu-les-Loches (am 1. Aug. 1569) zum interimistischen Maître et capitaine général de l'artillerie bestellt wurde, dieses Amtes während der Krankheit seines Schwiegervaters zu warten. Dem Herzoge von Alençon, zur Zeit von dessen Minderjährigkeit, als premier gentilhomme de la chambre beigegeben, wurde er in solcher Stellung von dem Prinzen am 6. Jan. 1570 bestätigt, auch drei Tage später (am 9. Jan.) von demselben zu seinem Statthalter für die Grafschaften Evreux, Dreux und Perche und Vicomté Orbec ernannt. Am 9. Juli 1570 wurde Anton als Mitglied des königlichen Geheimrathes verpflichtet, und am 5. März 1576 zum Hauptmann und Gouverneur von Boulogne und Boulonais ernannt. Am 28. Mai 1578 bewilligte ihm der König eine Summe von 50,000 Livres, „en considération de ses grands et recommandables services," in der That aber, um ihn mit seinen Ansprüchen auf die Maîtrise de l'artillerie abzufinden. Am 31. Dec. 1578 erhielt er den heiligen Geistorden. Im J. 1583 verzichtete er zu Gunsten des Herzogs von Epernon auf das Gouvernement von Boulogne und von Boulonais, wogegen er, als einige Entschädigung jenes von la Fère, und nachmals den 24. März 1586 die Lieutenance générale des Gouvernements Picardie empfing. In la Fère wurde er am 16. Oct. 1589 von den Anführern der Ligisten, Michael de Gouy d'Arsy und Florimund von Hallwyn, Marquis von Meignelai, überfallen. Jener kannte auf das Vollständigste die Stärke und Schwäche der Festung, in welcher zehn Jahre lang er geboten hatte, stand auch fortwährend in Verkehr mit einigen Bürgern, mit einem Priester insbesondere. Die Leitern wurden angelegt, die Mauern Morgens um 5 Uhr erstiegen, ohne daß Jemand von der Besatzung oder den Einwohnern die geringste Ahnung gehabt hätte, und beinahe ohne Schwertschlag fiel die Stadt in der Ligisten Gewalt, geriethen Estrées, Soyecourt, die Kinder des Grafen von Schomberg in Gefangenschaft, wurden die großen, in dem unüberwindlichen la Fère aufgehäuften Reichthümer geplündert. Der Gefangenschaft bald entlassen, erhielt Estrées von K. Heinrich IV. das Gouvernement von dem eben bezwungenen Noyon; „on croit que Gabrielle d'Estrées, que le roi aimoit éperdûment, l'avoit engagé à assiéger cette ville" (im Aug. 1591). Sehr übel nahm es der Herzog von Mayenne, daß Estrées sich das Gouvernement dieser Stadt ertheilen lassen; in seinem Unmuthe verlieh der Herzog an Georg Babou de la Bourdaisière, den Schwager von Estrées, den Genuß und das Einkommen von allen dessen Gütern (am 25. Nov. 1591). Im J. 1593 hatte Estrées in Noyon von dem Grafen von Mansfeld und von Mayenne vereinigt eine Belagerung auszuhalten. Wie hartnäckig seine Vertheidigung, so war gleichwol der König nicht vermögend, zu rechter Zeit den Entsatz herbeizuführen, und nach drei mühsamen Wochen, nachdem er unter vielem Blutvergießen einen Sturm abgeschlagen, sah Estrées sich genöthigt, zu capituliren. Als der bewiesenen Tapferkeit Lohn empfing er, so scheint es, die Lieutenance générale des Gouvernements Paris und Ile-de-France, und am 1. Oct. 1597 ersetzte er den tapferen Espinay-St. Luc in dem Amte, et surintendance de grand-maître et capitaine général de l'artillerie, tant deça que delà la mer, les monts et pays de l'obéissance du roi," und schreibt hiervon Brantôme: „lui mort (St. Luc) M. d'Estrées a suc-

1) Der von Estrées ist, andern unbeschadet, einer der wackersten Männer seines Standes gewesen, und in einem Laufgraben, auf einer Batterie der Unerschrockenste; hinaus zog er, hoch den Kopf tragend, als sollte es einer Feldjagd gelten; gewöhnlich ritt er bei solchen Gelegenheiten einen Rothfuchs, einen mächtigen Zelter, der, über 20 Jahre alt, nicht weniger zuversichtlich, als sein Herr; Reiter und Roß bückten sich niemals, wie heftig auch der Kugelregen die Laufgräben treffen, wie weit auch, regelmäßig bis zu halbem Leibe, der lange Bursch auf dem hohen Gaul über des Grabens Wände hervorragen mochte. Daneben war d'Estrées der Mann, der, wie keiner, die rechte Lage für eine Batterie auszumitteln, die Batterie selbst nach allen Regeln der Kunst aufzuführen verstand; darum war er auch derjenige, welchen vor allen andern Vertrauten der Herzog von Guise für Belagerung und Eroberung, wie namentlich zu Calais, bei sich zu haben wünschte. Er, der Erste, verschaffte uns die schönen, gegossenen Geschütze, deren wir heutzutage uns bedienen, namentlich die Kanonen, mit welchen man, so zu sagen, 100 Schüsse hinter einander thun kann, ohne daß sie springen oder platzen, wie er dessen in dem ersten Probeschießen, in des Königs Gegenwart, den Beweis führte. Der hochgewachsene, schöne und ehrwürdige Greis, mit dem tief herabhängenden Barte, stellte das wahrhaftige Bild eines der Wagehälse dar aus den Kriegen der vergangenen Zeit; als ein solcher hatte er seine Proben abgelegt, zugleich aber auch in etwas sich zur Grausamkeit gewöhne.

cedé à sa place, comme le méritant bien, pour l'avoir bien appris de son brave père: ainsi quoiqu'il tarde, le droit et la vérité rencontrent leur tour, car on lui avoit fait tort, qu'il n'eût cette charge après la mort de son père." Anders äußert sich Sully, dem, wie er behauptet, der König zuerst das erledigte Amt zudachte, dann aber nicht sowol durch seiner Gabriele Thränen, als durch ihre Drohung in ein Kloster sich zu verschließen bewogen wurde, ihrem Vater den Vorzug zuzugestehen. Nur hatte der König die Bedingung durchgesetzt, „que M. d'Estrées qui étoit en toute manière incapable d'exercer cette charge par lui-même, s'en déferoit pour la première charge de la couronne, qui viendroit à vaquer, et absolument, s'il survenoit une guerre considérable. Die Lieutenance générale des Gouvernements Ile-de-France trat der alte Mann den 3. Juli 1599 an seinen Sohn Hannibal ab, und auf die Grand-maîtrise de l'artillerie verzichtete er am 10. Nov. 1599, nachdem Sully ihm solche um 80,000 Thaler abgekauft hatte. Es war das ihr dreijähriger Ertrag. Außerdem bewilligte ihm der König eine Pension von 2000 Thalern, unabhängig von derjenigen, die er wegen der Lieutenance générale genoß. Anton hatte sich den 14. Febr. 1559 mit Franziska Babou, der zweiten Tochter von Franz Babou de la Bourdairière, dem Maître de l'artillerie de France, verheirathet und mit ihr neun Kinder erzeugt. Sie wurde zu Issoire in einem Aufruhr (den 31. Dec. 1593) getödtet, und bei der Leichenschau, „l'on trouva sur son corps, en un lieu plus caché, que n'estoit sa chevelure, des noeuds et des tresses, symmetriquement arrangés avec des rubans de diverses couleurs. Von den Neigungen und dem Temperamente der Frauen aus dem Hause Babou haben wir Art. Escoubleau de Sourdis ausführlicher gehandelt. Der Franziska Kinder folgen also: 1) Franz Ludwig von Estrées, Marquis von Coeuvres, führte bei dem Einzuge der königlichen Völker zu Paris (den 22. März 1594) die Reitercompagnie von Johann von Longueval-Manicamp und wurde im Beginne der Belagerung von Laon, wie er die Laufgräben besuchte, durch einen Büchsenschuß schwer am Schenkel verletzt, daß er an den Folgen dieser Verwundung zu Coucy sterben mußte. Er zählte höchstens 19 Jahre. 2) Franz Hannibal. 3) Maria Katharina starb in der Kindheit. 4) Diana, wurde 1599 an Johann von Montluc-Balagny, den Marschall von Frankreich und eingebildeten Fürsten von Cambray, verheirathet. 5) Margaretha, laut Eheberedung vom 16. Juli 1585 an Gabriel Bournel auf Namps verheirathet. 6) Angelica. 7) Gabriele. 8) Juliana Hippolyte, vermählt durch Ehevertrag vom 7. Jan. 1597 mit dem Herzoge von Villars, Georg von Brancas. 9) Franziska, an den Grafen Karl von Sanzay verheirathet.

Angelica, Nonne in dem Kloster zu St. Louis innerhalb Pontoise, dann Äbtissin zu Bertaucourt, Abtei Benedictinerordens, zwischen Dourlens und der Somme, wurde ihrer Schwester Gabriele zu Ehren von K. Heinrich IV. mit der Abtei Maubuisson, dicht bei Pontoise, begnadigt. Sie regierte dieselbe, eins der schönsten und reichsten Frauenklöster des Ordens von Cisterz, während eines Zeitraumes von beinahe 20 Jahren, in einer Weise, nur allzu sehr den Ursprung ihrer Erhebung verrathend. Das stattliche Haus mit den Herrschaften und Forsten seines Gebietes, vormals eine Einsamkeit, zu Buße und Gebet einladend, schien sich in das Zauberschloß und die Gärten der Armida verwandelt zu haben. In dem wunderlichsten Gegensatze zu den gottseligen Obliegenheiten einer Klostergemeinde standen die irdischen Freuden, in welchen die Bewohner von Maubuisson sich gefielen. Gruppen von Mönchen und Nonnen belebten die Klostergärten; hier ergötzte ein Pärchen sich mit Angeln, durch seine unfruchtbare Thätigkeit die Weiher entvölkernd, welche mit schattigen Gängen, grünen Rasenplätzen oder regelmäßigen Blumenbeeten abwechselten, da hatte in einer Laube eine Gesellschaft zu einer Lust, von welcher einzig die Mäßigkeit ausgeschlossen, sich niedergelassen. Zu weltlichen Tänzen vereinigten sich bunte Quadrillen, in welchen zwischen mönchischen Kapuzen und der Klosterfrauen weißen Habiten, Kriegskleider und Hoftrachten lustig sich drehten. Die Abende wurden mit Kartenspiel oder mit der Aufführung improvisirter Theaterstücke ausgefüllt, in Erwartung, daß die Nacht ihren Vorhang habe fallen lassen über Scenen, denen am wenigsten heilige Mauern dienen sollen. Betrachtung und ernste Beschäftigung waren gänzlich aus Maubuisson verbannt, oder höchstens ein Monopol des Beichtvaters geworden. Und der gebietenden Frau Scharfsinn hatte Mittel und Wege gefunden, diesem sogar, gleichwie jedem anderen Klosterbewohner, die Aufgabe zu erleichtern. Die übermäßige Anstrengung, welche ihrer Sünden Erwägung ihm auferlegen mußte, würdigend, erdachten die schönen Beichtkinder schriftliche Formeln, mittels deren sie ihrer Vergehungen sich anklagten; der schriftlichen Beichte durfte der Beichtvater nur die Bedingungen, an welche die Absolution gebunden sein sollte, anhängen. Ohne allen Rückhalt, in Prachtliebe und Zuchtlosigkeit die Sitten der Hauptstadt beibehaltend, ermüdete Angelica die Geduld des Monarchen, gleichwie sie den Verdacht des Ordensgenerals herausforderte. Eine Visitation wurde von dem Abte von Cisterz angeordnet; die Äbtissin ließ die Visitatoren in ein dunkles Verließ werfen, und hatte nicht übel Lust, sie Hungers sterben zu lassen. Eine zweite Visitation fand den gleichen Empfang; den hochwürdigen Männern, des Ordens angesehenste Äbte, wurde in einem der Haupthürme ein Gewölbe zum Aufenthalte angewiesen; auf Wasser und Brod beschränkt, empfingen sie jeden Morgen, in barbarischer Weise die Geißel. Man sieht, daß immerfort noch ein Geist der Buße, wenn sie auch unfreiwillig, in Maubuisson waltete. Zuletzt wagte es der Ordensgeneral selbst, unter militairischer Bedeckung, der Äbtissin, dem verwegenen Mannweib, unter die Augen zu treten. Er kam mit heiler Haut von dannen, ohne sich rühmen zu können, daß er das Geringste ausgerichtet habe. Der Gewalt allein schien es vorbehalten, die Gewalt zu besiegen, und eine ganze Brigade von Häschern wurde ge-

gen die Abtei ausgesendet. Zwei Tage vergingen in vergeblichem Hin- und Herreden; am dritten Morgen erstiegen die Häscher die Mauern, ohne weiter der Clausur zu achten. Überrascht, aber nicht besiegt, brachte die Äbtissin eine nagelneue taktische Erfindung in Anwendung, ein Manoeuvre, dergleichen weder Gustav Adolf, noch Eugenius zu ersinnen gewußt haben. Sie legte sich, ohne Umschweif gesagt, zu Bette, hierdurch die Feinde nöthigend, die Belagerung in Blokade zu verwandeln. Es verliefen nach einander die Stunden, es folgte dem Tage die Nacht, der Nacht ein neuer Tag, ohne daß die Äbtissin in ihrer horizontalen Lage, worin sie, jeglichen Mittels zu Widerstand entbehrend, doch vor jedem Angriffe sicher, irgend eine Veränderung vorgenommen hätte. Getheilt in die Furcht einer Niederlage, die zumal lächerlich, und in die Furcht, ein mehr oder weniger verletzendes Scandal zu geben, wußten die Belagerer als echte Franzosen sich zu helfen. Auf ihre unheiligen Schultern thürmten die Häscher Bett, Decken, Äbtissin und alles dem Angehörige; dann warfen sie den ganzen Plunder auf einen Karren, mit dem sie buchstäblich die empfangenen Befehle befolgend, dem Kloster der Filles pénitentes zu Paris zueilten. Während die gefallene Äbtissin daselbst zu unfreiwilligen Bußübungen verurtheilt war, nahm in Maubuisson Alles eine veränderte Gestalt an. Dahin hatte der Orden, als Vorsteherin, die zeitherige Äbtissin von Portroyal, die gottesfürchtige Angelica Arnauld, versetzt, und wie sie von Kindheit an gewirkt, so wirkte sie sofort in der geistigen Wüste von Maubuisson. Durch eine unübersteigliche Scheidewand wurde der Verkehr mit der Welt abgeschnitten. Eine Anzahl Novizen, von ungezweifeltem Berufe für das Klosterleben, wurde eingeführt, durch das Beispiel allmälig in dem Convent den alten Sauerteig zu neutralisiren. In der Leitung der weltlichen Angelegenheiten des Klosters, die schwierig und eigenthümlich durch eine Masse von Lehensbeziehungen, durch Formen und Gebräuche, aus den Zeiten des Ritterthums herstammend, entwickelte die neue Äbtissin eine gleich besonnene und heilsame Umsicht, wie in der Wiedergeburt des geistlichen Lebens. Daß es ihr indessen sofort gelungen sein sollte, eine verwilderte Gesellschaft zu dem wahren Geiste der Religiosität zurückzuführen, solches wird kaum Jemand vermuthen. Hatte Angelica selbst dergleichen gehofft, der Augenblick der Enttäuschung sollte nicht lange erwartet werden. Angelica von Estrées verkehrte von ihrer Bußzelle aus mit den in der Welt ihr treu gebliebenen Freunden. Von ihrem Schwager, dem Grafen von Sanzay, angeführt, erschien eine Rotte junger Cavaliere bei dunklem Abend vor der Pforte des Klosters des filles pénitentes, die Entweichung der Büßerin zu begünstigen. Angelica trat unter den wilden Haufen, und über Stock und Stein ging es nach Maubuisson. Mit dem frühen Morgen vor der Klosterpforte angelangt, fodert die Estrées gebieterisch Einlaß; den will ein armer Diener ihr verweigern, und es lohnen ihm schwere Prügel, bis er regungslos, als ein Todter, am Boden liegen bleibt. Angelica eilt, die prachtvollen Zimmer der Prälatur einzunehmen; in solche hat ihre Namensschwester die Kranken gebettet. Unverzüglich müssen die Elenden Betten und Gelasse räumen, um in den Ställen, auf den Böden ein demüthigeres Unterkommen zu suchen. Die Köche traten sogleich in ihre lange verkannte Wichtigkeit wieder ein, und die Estrées ließ, für die Entbehrungen der jüngsten Vergangenheit sich zu entschädigen, ein Mahl bereiten, der hergebrachten, glanzvollen Gastfreiheit von Maubuisson würdig. Aber eins setzte dem stolzen Weibe Schranken, es war ihrer Nebenbuhlerin fortwährende Anwesenheit; gleich wenig wollte es gelingen, die Angelica Arnauld zu erschrecken, zu reizen oder zu bewegen, daß sie von vergeblichem Widerspruche und Widerstande ablasse. Auch Sanzay und seine Spießgesellen wußten das nicht zu erreichen, obgleich sie unter den freventlichsten Drohungen den blanken Stahl gegen der rechtmäßigen Äbtissin Haupt richteten, ihre Kugeln der entschlossenen Frau zur Seite in die Wand fuhren. Ein ruhiges Schweigen setzte diese den Wüthigen entgegen und den Schmähungen, in welchen die Estrées sich Luft machte. Der vielen Redensarten überdrüssig, legte Sanzay die erste Hand an sie, seine Schwägerin und der Beichtvater kamen ihm zu Hilfe; sie erfaßten und zerrten zur Klosterpforte die Äbtissin, und warfen ihr nach alle die Jungfrauen, welche von Portroyal nach Maubuisson verpflanzt worden, auch alle die von Angelica Arnauld angenommenen Novizen. Paarweise, mit herabgelassenem Schleier, mit gefalteten Händen, die Augen zum Boden gefaltet, zogen die Verstoßenen nach der Stadt Pontoise, und sie mußten die Vorstadt der Länge nach durchwandern, bevor einige mitleidige Seelen ihnen ein Obdach gewährten. Aber schon bereiteten die Dinge sich zu einer abermaligen Umwälzung. Am dritten oder vierten Tage führte der Prévôt der Ile-de-France seine Schützen nach Maubuisson und die gewesene Äbtissin. Der Schützen Zahl, Haltung und Ordnung musternd, verzweifelten die Estrées und ihre Cavaliere an der Möglichkeit des Widerstandes; sie entwischten durch eine Poterne. Der Beichtvater, des verwegenen Unternehmens Mitwisser und Gehilfe, wagte, um zu entkommen, den lebensgefährlichen Sprung von der Höhe der Mauer herab, und flüchtete nach Pontoise in der Jesuiten Collegium. Eine der Nonnen, die in der Verschwörung eine Hauptrolle gespielt hatte, und die für einen verkappten Kriegsmann zu halten die Zeugen der Begebenheit nicht ungeneigt sind, die Schwester la Eure, barg sich in einem mit mancherlei Geräthschaften vollgestopften Gaden, und viele Arbeit kostete es den Schützen, welche die schmutzigsten Schimpfreden von ihr anzuhören hatten, bevor es ihnen gelang, die Furie aus ihrem Schlupfwinkel hervorzuziehen. Sowie der Platz gesäubert war, wurden die Exulanten von Pontoise herbeigerufen. Mit einbrechender Nacht kamen sie heran, langsamen Schrittes, inmitten eines Doppelspaliers von Reisigen, deren jeder, neben der blanken Wehre, eine brennende Fackel trug. Die Äbtissin übernahm wieder des Hauses Regiment (1618) und behauptete sich darin inmitten der fortwährenden Anfechtungen ihrer Feinde. Denn der Graf von Sanzay warf eine Bande ihm er-

gebener Mörder in die dem Kloster anliegenden Wälder; zu wiederholten Malen wurden die Fenster, bei nächtlicher Weile, durch einen Hagel von Büchsenschüssen zertrümmert, und Angelica selbst gerieth mehr denn einmal durch plötzlichen Überfall oder heimliche Nachstellung in dringende Lebensgefahr. Aber sie selbst, stark in dem Vertrauen auf Gottes Beistand, verlangte die Entfernung der kleinen Besatzung, welche dem belagerten Hause zur Vertheidigung zurückgeblieben war, und fand sich nicht getäuscht in ihrem Vertrauen. Angelica von Estrées, die Seele des ganzen Getreibes, wurde in ihrem Verstecke aufgehoben, nach dem Kloster des filles pénitentes zurückgebracht, und, auf eine vorläufige Untersuchung, dem Châtelet übergeben. In dessen Gefängnissen verlebte sie in Armseligkeit, Zänkereien und Unmäßigkeit eine Reihe von Jahren, dann beschloß sie in dem Kloster des Clarisses (1634) ein Leben, welches in dem bunten Wechsel der Begebenheiten für Roman, Bühne und Satyre gleich reichhaltigen Stoff bietet.

Der Angelica noch viel berühmtere Schwester, Gabriele d'Estrées, mag um das J. 1571 geboren sein, und befand sich folglich in der Schönheit höchstem Glanze, als K. Heinrich IV., vermuthlich angezogen durch das weit verbreitete Gerücht von dieser Schönheit, in Verfolgung von des Herzogs von Parma Heere begriffen, plötzlich von Attichy aus einen Abstecher nach Coeuvres machte (Ausgang 1590). Er hielt, um nicht etwa des Vaters Aufmerksamkeit zu wecken, vor der Schloßpforte an, ließ sich ein Butterbrod reichen, sah und sprach die schöne Gabriele, und gelobte, indem er wieder zu Gaule sich schwang, daß sie in Kurzem hören solle von den Dingen, die er ihr zu Liebe zu verrichten gedenke. Gar großen Werth scheint im Anfange Gabriele dieser Liebeserklärung nicht zugewendet zu haben; der Schönen Herz war bereits an des Königs Oberstallmeister, an den Herzog von Bellegarde, verschenkt. Aber Heinrich's Leidenschaft war mächtig und gebieterisch, er legte davon Proben ab, mittels deren ein schlichter Junker das sprödeste Herz hätte erweichen können. „Il se déroboit quelquefois," so erzählt eine der Henriade beigefügte Note, „de son armée, pour l'aller voir. Un jour même il se déguisa en paysan, passa au travers des gardes ennemies, et arriva chez elle, non sans courir risque d'être pris." Gabriele fühlte wenigstens in ihrer Eitelkeit durch solche Aufmerksamkeiten sich geschmeichelt, und kein Neuling in den Künsten der Verführung wußte der königliche Liebhaber diesem Eindrucke durch Geschenke und Versprechungen, an des Fräuleins nächste Umgebungen gespendet, zu Hilfe zu kommen. Nur der Vater, heißt es, widerstand der Verlockung, und suchte, um dem Verführer alle Aussicht zu benehmen, für seine Tochter einen Mann. Gabriele wurde an den Gouverneur von Chauny, an Nicolaus von Amerval, auf Liancourt bei Nesle, verheirathet. „Elle fut contrainte, par son père, dit-on, à ce mariage, qui n'était point de son goût: mais Henri IV. sçut bien empêcher qu'il ne fut consommé." Das soll ihm um so leichter geworden sein, da der Ehemann, vornehmem Hause entsprossen und überreich, von Körper ebenso ungestaltet, als im Geiste arm, und Gabriele, einzig um der Tyrannei ihres Vaters zu entgehen, seine Hand sich aufzwingen ließ, nachdem der König ihr versprochen hatte, die Vollziehung dieser Ehe zu hintertreiben. Nach einer andern Version hätte der König selbst die Heirath vermittelt, um sich des gefälligen Amerval für seine Zwecke zu bedienen. Wir wagen es nicht, die delicate Frage zu entscheiden, da alle rationes decidendi von den französischen Geschichtschreibern geflissentlich zurückgehalten oder entstellt worden sind. Ein einziger Lichtstrahl beleuchtet diese Dunkelheit; des Amerval Ehe wurde ex capite impotentiae aufgelöst, obgleich der Mann von seiner ersten Frau 14 Kinder gehabt hatte. Etwa im Herbste 1593 ist Gabriele in des Königs Besitz übergegangen; eine date certaine für die Folgen dieses Besitzes scheint er selbst nicht gehabt zu haben. Die Lästerer jener Zeit trugen sich mit folgender Erzählung: „Alibour, premier médecin du roi, ayant été envoyé par S. M. visiter madame de Liancourt, qui avoit mal passé la nuit (c'étoit au commencement de ses poursuites amoureuses près de cette dame) vint lui redire qu'à la verité il avoit trouvé un peu d'émotion à la malade; mais que S. M. ne devoit point s'en mettre en peine et qu'assurément la fin en seroit bonne: Mais ne voulez-vous pas saigner et purger, lui dit le roi? je m'en donnerai bien de garde, répondit le bon vieillard avec la même candeur, avant qu'elle soit à mi-terme. Comment! reprit le roi, surpris et ému au dernier point; que voulez-vous dire, bon-homme? je crois, que vous rêvez, et n'êtes pas en votre bon sens! Alibour appuya son sentiment de bonnes preuves, que le prince crut bien détruire en lui apprenant plus particulièrement en quels termes il étoit avec la dame. Je ne sais, repartit le vieux médecin, avec beaucoup de phlegme, ce que vous avez fait ou point fait: et il le remit pour la preuve complette, à six ou sept mois de-là. Le roi quitta Alibour, extrêmement en colère, et s'en alla de ce pas gronder la belle malade, qui sçut bien rhabiller tout ce qu'avoit dit ignoramment le bon-homme: car on ne vit aucune mesintelligence entre le roi et sa maîtresse. Il est bien vrai, que l'effet fut de tout point conforme à la prédiction d'Alibour, mais on conjecture que Henry fut amené, après un meilleur examen, à croire que tout le mécompte étoit de son coté; puisqu'au lieu de désavouer l'enfant, dont madame de Liancourt accoucha à Coucy (Juni 1594), pendant le siége de Laon, il s'en expliqua hautement, et voulut qu'on lui donnât le nom de César." Nichtsdestoweniger verharrte das Publicum bei seinem lieblosen Verdachte, der doch nicht sowol den verstoßenen Amerval, als vielmehr den Herzog von Bellegarde traf, und la Regnardière, espèce de bouffon, moitié soldat, moitié procureur, moitié gentilhomme, qui disoit tout ce qui lui venoit à la bouche, wagte es sogar, diesen Verdacht dem Herrn mitzutheilen, wurde aber darüber fortgejagt, gleichwie

Alibour reichliche Veranlassung gefunden haben wird, seinen ärztlichen Freimuth zu bereuen, wenn anders die Sage gegründet ist, daß die zürnende Gabriele ihn vergiften ließ. Sollte sie aber auch eines solchen Verbrechens fähig gewesen sein, des Königs Zärtlichkeit wurde durch dasselbe nicht beeinträchtigt. Keine von allen seinen Maitressen hat Heinrich IV. geliebt mit der Heftigkeit, in der Beständigkeit, wie er Gabrielen liebte. „Il passoit au travers de Paris ayant cette dame à son côté: la menoit à la chasse; la caressoit devant tout le monde.“ Stets mußte er sie um sich haben; in dem von ihr 1595 bewohnten Hôtel d'Estrées, den späterhin der Cardinal von Berulle seinen Oratorianern zur Wohnung anwies, wurde Heinrich von dem Studenten Châtel verwundet. Die kürzeste Trennung gab sogleich Veranlassung zu der leidenschaftlichsten Correspondenz; eine Anzahl solcher Briefe wurde von spätern Herausgebern dem Journal von l'Estoile anhangsweise beigefügt. Da schreibt u. a. der König: „si je suis vaincu, vous me connaissez assez pour croire que je ne fuirai pas; mais ma dernière pensée sera à Dieu, et l'avant-dernière à vous.“ Daß Gabriele gesucht haben wird, zu ihrem und der Ihren Vortheil möglichst dergleichen Zärtlichkeit auszubeuten, wird Niemand bezweifeln. Wie gewöhnlich, mußte durch fremde Noth sie gleichsam dazu aufgefodert werden. Der Herzog von Mayenne, an einer Sache verzweifelnd, der er so schlecht gedient, ließ durch den Präsidenten Jeannin die Maitresse ansprechen (1595), daß sie seinen Frieden mit dem Könige vermitteln, überhaupt ihren Einfluß den katholischen Prinzen zum Besten verwenden wolle. Jeannin mußte ihr auseinandersetzen, wie sie, für die gute Sache sich verwendend, sich in den Augen des Papstes und des französischen Volkes hohes Verdienst und die Zuneigung aller Katholiken erwerben würde. Dagegen ließ der Herzog ihr alle Dienste, die in seiner Macht ständen, verheißen; übernahm auch im eigenen und der Liga Namen die Verpflichtung, sie gegen alle und jede zu vertheidigen und ihre Kinder, falls der König diese zur Thronfolge berufen würde, alles Widerstandes der Prinzen des königlichen Hauses unbeschadet, zum Throne zu erheben. Ebenso wußte Balagny, der Tyrann von Cambray, sich Gabrielen zu empfehlen, durch das Anerbieten, von ihr und ihren Kindern seine Zwingherrschaft zu Lehen zu nehmen. Eine Verabredung zwar, findet sich angemerkt, welche Frankreich mit dem Verluste von Cambray zu büßen hatte; denn die Bürgerschaft, als sie, ihre Klage um den Tyrannen zu den Füßen des Thrones niederlegend, nur allgemeine Zusagen empfing, sah sich dahin gebracht, die Spanier als Befreier zu begrüßen (1595). Nicht minder gelang es dem Herzoge von Mercoeur, seiner hartnäckigen Feindschaft Vergebung und Vergessenheit durch Gabrielen's Vermittelung zu erhalten, nachdem er ihrem Sohne, dem vierjährigen Cäsar, seine einzige sechsjährige Tochter, die reichste Erbin im Königreiche, verlobt hatte (1598). Zur Marquise von Monceaux, dem königlichen Schlosse in der Umgebung von Meaux, ernannt, wurde Gabriele auch mit dem für sie und ihren Sohn Cäsar errichteten Herzogthume Beaufort in der Champagne beschenkt, und es heißt in der Errichtungsurkunde (Juli 1597): „jugeant d'ailleurs qu'il n'y a sorte de titre, que nous puissions donner, dont elle ne soit de son chef bien digne et capable, tant pour les rares perfections que Dieu a mises en elle, et les preuves et témoignages que nous avons journellement de la sincérité de son affection, avec les grandes raisons qu'elle nous donne de nous louer de ses bons comportemens, qui lui ont acquis telle part à nostre amitié qu'elle ne la peut soubaiter estre plus grande.“ Zu viel Höherem erhob indessen Gabriele ihre Wünsche; von der Möglichkeit, für ihren Cäsar die Franche-comté zu erobern, ließ sie durch Sancy sich überreden, und die unnütze, unpolitische, von Unglück verfolgte Kriegserklärung an Spanien herbeizuführen, hat sie wesentlich beigetragen. Mit noch größerer Spannung verfolgte sie die eine große Angelegenheit ihres Lebens, den Plan, den König zu heirathen. Umständlich beobachtet sie in dessen Einzelheiten Sully, der mit aller Macht ihr hierin entgegenzuwirken sich nicht scheute, obgleich er besser, wie jeder Andere, von der Heftigkeit der Leidenschaft, welche für sie der König empfand, überzeugt sein mußte. Mit derselben wichtigen Miene, mit welcher eine londoner Zeitung den Putz einer bei Hof vorzustellenden Dame beschreibt, in derselben devoten Wichtigkeit beschreibt Sully den unerheblichen Unfall, dem Gabriele auf der Reise von Maubuisson nach Amiens begegnete (1596), und wie er eigenhändig dem unvorsichtigen Kutscher mit einer volée de coups de canne lohnte, endlich den ganzen Verlauf dem Könige vortrug. „Pendant ce récit de l'aventure arrivée, j'observois ce prince, et je le voyois se troubler et pâlir. A ces mouvemens, que je ne lui avois jamais remarqués dans les plus grands dangers, il me fut facile de juger de la grandeur de sa passion pour cette femme.“ Daß Sully eins der wesentlichsten Hindernisse für die Erreichung ihres Zweckes abgeben werde, scheint von Anfang her Gabriele gefürchtet zu haben. Sie suchte ihn durch Aufmerksamkeiten und Gefälligkeiten zu gewinnen, und er bekennt, ihrem Einflusse vorzüglich die lange bestrittene Einführung in den Conseil des finances zu verdanken. Wie aber Heinrich 1598 ihm die Absicht eröffnete, die bisherige Maitresse zu dem Range einer Königin zu erheben, da äußerte er freimüthig seine Abneigung für solche Heirath, und in den stärksten Farben stellte er dem Könige die Folgen seines Schrittes vor[2]). Nach

2) S'il n'avoit recours à ce moyen que pour ôter à la France tous les malheurs d'une succession incertaine, je lui fis voir qu'il l'exposoit à tous ceux qu'il voudroit éviter et à de plus grands encore; la légitimation, qu'il pourroit faire des enfans (eine Tochter, Katharina Henriette, war 1597 geboren) qu'il avoit eus de madame de Liancourt, n'empêchant pas que l'aîné, incontestablement né d'un double adultère, ne fût par cet endroit inférieur au second, qui n'avoit que la honte du simple adultère; et tous les deux à ceux qu'il pourroit avoir dans la suite de sa maîtresse, devenue sa femme légitime: ce qui par l'impossibilité de jamais bien établir leur état, ne pour-

einer sehr bewegten Unterredung von ganzen drei Stunden versprach Heinrich, die Sache wenigstens so lange auf sich beruhen zu lassen, bis der heilige Stuhl um die Auflösung seiner Ehe sich ausgesprochen haben würde. Sully scheint den Aufschub als ein gewonnenes Urtheil betrachtet zu haben; Gabriele hingegen erblickte in der Einleitung zu der Ehescheidung das Pfand ihrer künftigen Größe, und war nur bekümmert, für die Wahl des nach Rom zu versendenden Gesandten ein ihr durchaus ergebenes Subject aufzufinden. Damit wollte es ihr sofort nicht glücken; der Herzog von Luxemburg wurde ernannt und trat die Reise an, bevor die Herzogin vollständig mit Sillery sich hatte einigen können. In verschiedenen, mit dem Könige gepflogenen, Berathungen hatte dieser zwar dessen Leidenschaft für Gabriele geschmeichelt, gradezu geäußert, das Klügste würde sein, sie zu heirathen, aber diese Ansicht vor einem fremden, vor dem römischen, Hofe zu vertreten, wollte ihm doch bedenklich fallen. Gabriele mußte ihn um hohen Preis erkaufen, auf die Gefahr hin, die ihr so werthe Tante, die Madame de Sourdis, und deren Anbeter, Hurault de Chiverny, zu verlieren. Durch das Versprechen gewonnen, unmittelbar nach seiner Rückkehr von Rom die Siegel und bei der ersten Vacanz die Kanzlerwürde zu empfangen, traf Sillery sofort die Anstalten zum Aufbruch. Eigenhändig arbeitete Gabriele an seiner Ausrüstung, deren Glanz der Wichtigkeit des Auftrages angemessen erscheinen sollte. Es war ausgemacht, daß, sobald sie zu Stande gebracht, der Herzog von Luxemburg seine Abberufung empfange. Es traten indessen Zwischenfälle von Bedeutung ein. Die Herzogin wurde zu Nantes (April 1598) von ihrem dritten Kinde, Alexander, dem Chevalier de Vendôme, entbunden, und es gelang ihr, für die in St. Germain vorzunehmende Taufe das ganze Ceremoniel, die prächtige, für die Kinder von Frankreich hergebrachte, Feier, durchzusetzen. Als die Mutter den Bastard von den Höflingen mit dem für den zweiten Sohn von Frankreich allein vorbehaltenen Titel: Monsieur, begrüßen hörte, da schwindelte ihr, und indem sie die ganze Haltung einer Königin annahm, wurde dem Hofe in halbofficieller Weise mitgetheilt, wie der König sie in sein Ehebett einzuführen gedenke, auch nur darum von der Valesin Margaretha geschieden zu werden begehre. Sully gewahrend, wie der Boden unter ihm weiche, mußte auf fernere Mittel der Abwehr bedacht sein. Er verschaffte sich ein Schreiben der Königin Margaretha, worin diese nochmals ihre Bereitwilligkeit, zu einer Auflösung der Ehe zu wirken, betheuerte, unter dem einzigen Vorbehalte, daß die Herzogin von Beaufort ihre Nachfolgerin nicht werde. Bestehe man darauf, einem Weibe, berüchtigt durch seinen ehebrecherischen Verkehr mit dem König, sie zu opfern, so werde sie um keinen Preis bewilligen, was man von ihr verlange, weder durch Liebkosungen sich bestechen, noch durch Mishandlung einschüchtern lassen. Dem Könige vorgelegt, schien dieses Schreiben wesentlichen Eindruck zu hinterlassen; der Herzogin unmittelbar dasselbe vorzulegen, wagte der Minister nicht; er begnügte sich, mit Chiverny und du Fresne den Inhalt zu besprechen, überzeugt, daß sie an die Sourdis, diese an ihre Nichte berichten werden. Hatte Sully geglaubt, es würden der Herzogin Rathgeber durch die Klagen und Drohungen einer hilflosen Gefangenen sich irren lassen, so gab er sich gröblicher Täuschung hin; die Sache rascher Entscheidung zuzuführen, wurde vielmehr in jenem geheimen Rathe beschlossen. Du Fresne entwarf die Zahlungsordonnanz für die Herolde, Trompeter und andere Kronbediente mindern Ranges, welche bei Gelegenheit der Taufe des Chevalier de Vendôme, oder, wie die Ordonnanz sich ausdrückte, bei der Taufe von Monsieur, dem „fils de France," beschäftigt gewesen. Höchlich entrüstet wegen solcher Form, nahm Sully das Papier zu sich, um dasselbe durch einen andern Aufsatz, in welchem alle die prächtigen Ausdrücke vermieden, zu ersetzen, und zugleich der Verrichtung Taxe auf die unter Privatpersonen üblichen Sätze zu moderiren. Um die Moderation vornehmlich entspann sich mit den Betheiligten eine Discussion, in deren Laufe Sully mit den Worten: „il n'y a point d'enfans de France," herausbrach. Dann eilte er zu dem König, demselben die confiscirte Ordonnanz vorzulegen. Heinrich ließ sie zerreißen, sagte, zu den umstehenden Großen sich wendend: „voyez la malice du monde, on a apporté à Rosny une ordonnance, afin de m'offenser, s'il la passoit, ou d'offenser ma maîtresse, s'il la refusoit," meinte aber doch, daß der Minister wohl thun werde, die Beleidigte zu besuchen, um sie durch vernünftiges Zureden zu beschwichtigen. Sully gehorchte dem Winke, machte der Herzogin in dem Cloître St. Germain, vermuthlich bei ihrer Tante Sourdis, seine Aufwartung, und wollte eben mit einem entschuldigenden Vortrag anheben, als Gabriele, von Zorn überwältigt, ihm in die Rede fiel, mit dem Vorwurf, daß er den König bethöre und Schwarz ihm für Weiß gebe. Jener empfahl sich in kurzen Worten, und eilte nach Hofe zurück, um den König von dem kläglichen Ausgange der versuchten Sühne zu unterrichten. „Allons," sprach in lebhafter Aufregung der Monarch, „venez avec moi, et je vous ferai voir que les femmes ne me possédent pas." Stracks fuhr er, von Sully begleitet, nach dem Cloître. Dieses abermaligen Besuchs hatte Gabriele sich versehen, und vermuthlich, gleichwie Sully, ihn als die Entscheidung ihrer großen Aufgabe betrachtend, möglichst sich dazu vorbereitet. Die Meldung von des Königs Ankunft vernehmend, eilte sie, ihn an der Flügelthür des ersten Saales zu empfangen. Ohne Kuß, ohne eine der herkömmlichen Liebkosungen schritt der König vorüber: „allons, Madame, dans votre chambre, et qu'il n'y entre que vous, Rosny et moi; car je veux vous parler à tous deux, et vous faire bien vivre ensemble." Die Thüren wurden geschlossen, und der König, seinen Minister an der Hand haltend und Gabrielen's Händchen erfassend, richtete an sie die Worte, die gar befremdend ihr klingen mußten: „Der wahre Grund seiner Anhänglichkeit für sie, das wolle er nicht verhehlen, sei

---

roit manquer de devenir une source inépuisable de querelle et de guerre

der Geist der Sanftmuth gewesen, den er an ihr wahrzunehmen glaubte. Ihre Aufführung in der neuesten Zeit lasse ihn besorgen, daß er einer Täuschung sich hingegeben habe." Dann warf er ihr die bösen Rathschläge vor, durch welche sie zu groben Fehlern sich verführen lasse, und zum Schlusse befahl er ihr, den Widerwillen für einen Minister, den er zugleich mit Lobsprüchen überhäufte, zu überwinden; sie möge sich versichert halten, daß er um ihretwillen diesen Minister nicht von sich weisen werde. Mit Seufzern, Thränen und Schluchzen leitete die Herzogin ihre Antwort ein; in der zärtlichsten Unterwürfigkeit versuchte sie, des Monarchen Hand zu küssen. Hierauf ergoß sie sich in bittere Klagen, daß ihr Herr, statt das Übermaß ihrer Zärtlichkeit zu erwiedern, sie „à l'un de ses valets" aufopfern wolle; was dieser, ihren Kindern zu schaden, gesagt und gethan haben sollte, das wiederholte sie dem König, und zuletzt ließ sie sich, wie von der Verzweiflung übermannt, auf das Bett fallen. Da, fügte sie hinzu, wolle sie den Tod erwarten, nach so arger Beschimpfung ihre einzige Hoffnung. Gewaltsam wirkte der Ausfall auf Heinrich's hierzu keineswegs vorbereitetes Gemüth; er schwankte, faßte sich aber, bevor die Schöne den Eindruck, durch ihre Verzweiflung hervorgebracht, hatte wahrnehmen können, und verwies ihr, den einmal ergriffenen Ton beibehaltend, daß sie um eine Kleinigkeit zu dergleichen Künsten sich herablasse. Merklich verletzt durch solchen Vorwurf, ihre Thränen verdoppelnd, bejammerte sie die Verlassenheit, in der sie sich erblicke, und daß, um ihre Schande, ihres Feindes Triumph zu erhöhen, dieser Zeuge sein müsse von Worten, die härter nicht an ein Weib zu richten. Darüber verging dem König die Geduld. „Je vois bien," fiel er ein, „qu'on vous a dressée à tout ce badinage, pour essayer de me faire chasser un serviteur, dont je ne puis me passer: je vous déclare que si j'étois reduit à la nécessité de choisir, de perdre l'un ou l'autre, je me passerois mieux de dix maîtresses, comme vous, que d'un serviteur comme lui." Und in steigendem Zorne wollte der König, unbekümmert um den Zustand seiner Geliebten, den er wol schlechtweg als eine Kriegslist betrachtete, das Gemach verlassen. Aber die Herzogin, vermuthlich befürchtend, des Monarchen Zorn könnte ihn abhalten, je mehr zur Stelle zu kommen, wechselte in einem Augenblicke die Rolle; sie eilte, ihn festzuhalten; sie warf sich ihm zu Füßen, nicht um ihn zu bethören, sondern um Verzeihung zu suchen; mit freundlicher Geberde, mit einem himmlischen Lächeln betheuerte sie, nie einen andern Willen außer dem ihres königlichen Gebieters haben zu wollen. Die Versöhnung war das Werk eines Augenblicks; daß auch Sully darin einbegriffen werde, verlangte der Monarch, „et nous nous séparames tous fort bons amis." Unentschieden blieb aber, nach wie vor, die Frage um des Königs Vermählung, nur daß allmälig wieder Gabrielen's Hoffnungen zu steigen begannen, zumal im October 1598 Heinrich in lebensgefährliche Krankheit verfiel, pendant laquelle il fut extrêmement incommodé d'une carnosité." Aus solchem Übel wollte la Rivière, der erste der königlichen Leibärzte, welchen die Herzogin in ihr Interesse gezogen hatte, folgern, daß der Monarch schwerlich mehr Kinder erzeugen werde, eine Betrachtung, welche diesem Kinderfreunde fürchterlich sein mußte. Aber inmitten der Hoffnungen, welche Gabriele hierauf gründete, lastete immerfort heimlicher Kummer auf ihrem Herzen. Blindlings den Träumen der Sterndeuter anhängend, hatte sie deren stets eine Legion in ihrem Gefolge, und wie reichlich auch der diesen Sehern gespendete Lohn war, nie haben sie ihr anderes denn Widerwärtigkeiten verkündigt. Bald wurde ihr offenbart, daß sie nur einmal verheirathet sein werde; dann hieß es, sie müsse jung sterben; ein ander Mal wurde sie vor einem Kinde gewarnt, oder vor einem Freunde, der zum Verräther an ihr werden sollte, bis sie, wegen der stets sich erneuernden finstern Vorhersagungen, in die tiefste Melancholie verfiel. Gracienne, eine ihrer Frauen, hat nachmals erzählt, daß die Herzogin nicht selten, unter dem Eindrucke solcher Botschaften, die glänzendste Gesellschaft nach Hause schickte, um lange Nächte in dem peinigendsten Kummer hinzubringen und mit den schmerzlichsten Thränen die ihr angedrohten Schicksale zu beweinen. Ihr Seelenleiden blieb nicht lange ohne nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit; krank und weit vorgerückt in ihrer Schwangerschaft, bestand sie gleichwol darauf, den König auf seiner Reise nach Fontainebleau, im Ausgange der Fasten 1599, zu begleiten. Daß der König die österliche Zeit in der Gesellschaft seiner Maitresse zubringe, dagegen hatte der Beichtvater, Renat Benoît, Wesentliches einzuwenden; ihn zu begütigen, sollte Gabriele nach Paris zurückkehren und daselbst die Festtage zubringen. Die Weisung dazu vernahm sie mit thränenschweren Augen, sichtlich hatte auch, zu seinem Entschlusse zu gelangen, der König sich Gewalt anthun müssen. Um der Geliebten die Trennung zu erleichtern, begleitete er sie bis Melun, und am andern Morgen führte er sie selbst zum Boote. Als er sich beurlauben wollte, folgte eine ganz ungewöhnliche Scene; in Gabrielen's Worten schimmerte die Überzeugung durch, daß sie zum letzten Male den König sehe; sie empfahl ihm ihre Kinder, ihr Haus in Monceaur, ihre Officianten. Weit entfernt, sie trösten zu können, fühlte Heinrich sich zum Äußersten bewegt. Unersättlich in Liebkosungen, schien es den Beiden grade heute unmöglich, von einander zu scheiden; so oft sie das versuchten, ebenso oft fühlten sie sich durch ein räthselhaftes Gefühl aufgehalten, zurückgerufen. Gewalt schier mußten der Marschall von Ornano, Roquelaure und Frontenac anwenden, um den König von der Stelle zu entführen. Das Boot stieß vom Lande ab, und Gabriele erreichte nach kurzer Fahrt die Hauptstadt, wo sie im Arsenal abstieg, dann nach dem Hause von Zamet fuhr. Alles hatte der reiche Financier aufgeboten, um den hohen Besuch nach Würden zu empfangen; davon überzeugte sich Sully, welcher, der Herzogin seine Aufwartung zu machen, sich nicht entziehen konnte. Sein Besuch wurde in der verbindlichsten Weise aufgenommen, „mêlant avec cet air de politesse, dont elle ne gratifioit pas tout le monde, quelques mots à double entente, qui me

faisoient envisager une fortune sans bornes, si je voulois bien me relâcher sur les conseils, que je donnois au roi à son sujet.“ Gleich willkommen schien der von Sully's Hausfrau abgestattete Besuch. Um ihre Freundschaft wurde sie inständigst von der Herzogin gebeten, und solche durch die That einzuleiten, ergoß sich Gabriele in Mittheilungen, die für Merkmale eines unbegrenzten Vertrauens zu halten alle versucht werden konnten, „qui, comme Madame de Rosny, ignoroient que la duchesse, qui au fond n'avoit que mediocrement d'esprit, n'etoit pas delicate sur le choix de ses confidens. Elle n'avoit point de plus grand plaisir, que d'entretenir les premiers venus de ses projets et de ses espérances: plus ceux à qui elle parloit, étoient ses inférieurs, plus elle se trouvoit à son aise; par ce qu'alors elle ne ménageoit plus ses termes, et se permettoit même souvent d'y faire entrer celui de reine. Elle n'avoit pas plus de retenue sur ce qui lui étoit arrivé effectivement, que sur ce qu'elle comptoit qui lui arriveroit. Trop de naïveté à cet égard donna peut-être lieu aux bruits, qui se répandirent dans le monde sur l'irrégularité de quelques démarches de sa jeunesse.“ Der Vertraulichkeit gesellten sich in jenem Besuche zu wunderlichem Abstiche, „des airs de reine,“ und scheidend wurde der jüngsten Freundin erlaubt, so oft es ihr gefällig sein würde, zum lever und coucher sich einzufinden. Aus seiner Ehehälfte Munde vernahm Sully die Versicherung, daß nächstens für die Herzogin eine Standeserhöhung eintreten müsse. In Zamet's Hause fand, inmitten der Zerstreuungen, Gabriele doch noch einige Zeit zu Geschäften; u. a. hat sie daselbst den Contract um den Ankauf der Baronie Châteauneuf-en-Thimerais, in dem Ländchen Perche, unterzeichnet. Am grünen Donnerstage, nach einer reichlichen Mahlzeit, wandelte ihr die Lust an, in der Antoniter Kloster, in dem petit S. Antoine, den Tenebris (der Rumpelmette) beizuwohnen. Ein Anfall von Schwindel nöthigte sie, die Kirche zu verlassen, um nach Zamet's Hause zurückzukehren und in dem anstoßenden Garten frische Luft zu suchen. Bei dem Spazierengehen wurde sie von einem Schlagflusse betroffen, so gewaltig, daß man auf der Stelle ihr Ende erwartete. Durch zeitige Hilfe zum Leben zurückgerufen, verlangte sie, nach ihrer Tante Sourdis Wohnung in dem Cloitre St. Germain getragen zu werden. Sie hielt sich nämlich für vergiftet. Kaum war sie in dem befreundeten Hause zu Bette gebracht, so stellte sich in verdoppelter Heftigkeit der frühere Zufall wieder ein; während die Kranke mit den schrecklichsten Krämpfen rang, wagte, in Erwägung ihrer Schwangerschaft, auch nicht einer der herbeigerufenen Ärzte ein kräftiges Entgegenwirken. La Rivière namentlich hatte so vollständig den Kopf verloren, daß er, zu seinen Collegen sich wendend, die einzigen Worte fand: „hic est manus domini.“ Das unglückliche Weib mußte, in vollkommener Hilflosigkeit, den schrecklichsten Tod sterben, Charsamstag den 10. April 1599. Bei der Obduction fand sich ein todtes Kind; die Mutter, einst aller Reize Inbegriff, war zum Gegenstand des Entsetzens geworden, der Körper schwarz, der Mund zum Nacken verdreht. Vielen, welche an eine Vergiftung glaubten, wie z. B. Aubigny [3]), diente dieser Zustand zu einer Bestätigung der vorgefaßten Meinung; Andere, in der Überzeugung, daß höllischer Kunst allein Gabriele die unbeschränkte Herrschaft über des Monarchen Willen verdanken könne, waren des Dafürhaltens, sie habe, um dahin zu gelangen, dem Bösen sich verschrieben, und der habe sie nach Ablauf der bedungenen Frist geholt. Aufrichtig und lebhaft, nicht beständig, zeigte sich der König in seiner Betrübniß; doch legte er selbst, gegen alles Herkommen, auf acht Tage schwarze und demnächst violette Trauer an. Auch mußte der ganze Hofstaat trauern. Von den Zeitgenossen ist Aubigny wol derjenige, der über Gabriele das günstigste Urtheil fällt: „c'est une merveille, comment cette femme, de laquelle l'extrême beauté ne sentoit rien de lascif, a pu vivre plutôt en reine qu'en concubine tant d'années et avec si peu d'ennemis. Les nécessités de l'état furent ses nécessités.“ Auf einer andern Stelle rühmt er die Bescheidenheit, mit welcher sie sich ihres Einflusses bei dem Könige bediente, und Mathieu versichert, daß Heinrich IV. nicht selten ihre Rathschläge zu seinem wesentlichen Vortheile benutzt habe. Sully hingegen bezeichnet sie als den Gegenstand des allgemeinen Hasses, hält jedoch die vielen Gerüchte von der Herzogin jugendlichen Verirrungen für Erfindungen ihrer Feinde [4]). Außer mehren Gedichten und Sauvignet's Trauerspiel, 1778 und 1783, deren Heldin Gabriele ist, hat man auch ihre, einer der Fabriken der neuesten Zeit angehörenden, Memoiren. Von ihrer Nachkommenschaft handelt der Artikel Vendôme.

Franz Hannibal d'Estrées, geb. 1573, war, als der jüngere Sohn, dem geistlichen Stande bestimmt, und hatte 1594, durch die Gnade K. Heinrich's IV. das Bisthum Noyon empfangen, als seines Bruders Tod ihn bestimmte, diese Pfründe an Karl von Balsac zu überlassen, und für seine Person die entgegengesetzte Laufbahn zu verfolgen. Als Marquis von Coeuvres führte er ein von ihm angeworbenes Regiment zu der Belagerung von Amiens (1597), und diente auch in dem Zuge nach Savoyen (1601). Sattsam hierdurch dem Könige empfohlen, diesem auch als des Herzogs von Vendôme Oheim werth, sollte für ihn eine reiche Heirath ausgemittelt werden. In dieser Absicht richtete Heinrich IV. sein Augenmerk auf des Prinzen Peter von Epinoy jün-

3) Nach ihm hatte Gabriele bei Zamet kaum eine sehr große Pomeranze, nach Andern einen Salat verzehrt, „et elle sentit aussi-tôt un tel feu au gosier, et des tranchées à l'estomac si furieuses, que“ etc. 4) „Je ne me reprochai point d'avoir retenu six ans à la Bastille une femme de ses domestiques, nommée la Rousse, et son mari, qui après la mort de cette dame continuoient à déchirer sa mémoire avec la dernière indignité, par ce que quand même tout ce qu'ils en disoient, auroit été incontestable, les égards qu'on devoit à sa famille, et plus encore à l'attachement que le roi avoit témoigné pour elle, et aux enfans qu'il en avoit eus, étoient seuls capables d'imposer silence à la médisance.“

gere Tochter, Anna; Sully mußte die Freiwerberei übernehmen, deren schlechten Ausgang der Art. Epinoy berichtet. Niemals hat Coeuvres seinem unglücklichen oder ungetreuen Brautwerber verziehen. Gegen den Bruder derjenigen, die zum Throne zu erheben K. Heinrich IV. einst nicht ungeneigt war, richtete sich aber der Groll des Prinzen von Condé, der ebenso aufgeblasen, wie armselig, ihm stets nachtrug, daß das Blut der Estrées mit dem der Bourbonen sich hatte vermischen sollen, und daß ein Condé, früher der muthmaßliche Thronerbe, Gefahr gelaufen war, dem Sohne einer Estrées nachstehen zu müssen. Des Prinzen Haß wurde von diesem reichlich erwiedert, und vornehmlich aus diesem Grunde scheint der Marquis von Coeuvres nach Brüssel, an den Hof der Erzherzoge, gesendet worden zu sein, um die dem königlichen Herzen so werthen Flüchtlinge, den Prinzen und die Prinzessin von Condé zurückzufodern (1610). Deren Auslieferung bei den Erzherzogen beantragend, hatte der Gesandte zugleich dem Prinzen vollkommene Verzeihung zuzusagen, für den Fall, daß er solche durch ungesäumte Rückkehr nach Frankreich verdienen wolle. Die Erzherzoge erklärten sich gebunden durch die dem Prinzen von Condé verheißene Sicherheit, gaben demselben jedoch zugleich den Rath, die angebotene Begnadigung nicht zurückzuweisen, Condé hingegen verlangte Garantien, unter deren Schutz künftig in Frankreich zu leben. Darauf verfügte Coeuvres sich in dessen Wohnung, und befahl ihm, in Gegenwart von Brulart de Berny, von Philipp von Longueval-Manicamp und von Karl de l'Aubespine, sofort nach Frankreich zurückzukehren, bei Strafe der beleidigten Majestät. Eine schriftliche Ausfertigung dieses Befehles erbat sich der Prinz, zugleich seine unbegrenzte Unterwürfigkeit für des Königs Willen aussprechend, und seine Bereitwilligkeit, nach dem Vaterlande sich zu begeben, vorausgesetzt, daß er daselbst Sicherheit seiner Person und seiner Officianten finde. Einstweilen aber möge der König seine gehorsamsten Entschuldigungen anzunehmen geruhen, daneben ihm gestatten, daß er gegen dasjenige, welches ferner zu seinem Nachtheile vorgenommen werden könnte, Protestation einlege. Ein Notarius wurde beauftragt, dem Gesandten die schriftliche Antwort des Prinzen zuzustellen, und Coeuvres nahm das ihm überreichte Papier zu Händen, ohne weiter auf den Inhalt zu achten; als ihm aber zufällig des Prinzen Unterschrift in die Augen fiel, ließ er den Notar zurückrufen, und mit gezücktem Degen zwang er den armen Mann, die Schrift demjenigen, von dem er sie empfangen, wieder zuzutragen. Seitdem hielten der Prinz sowol, als die spanischen Minister sich überzeugt, daß des Gesandten Hauptabsicht dahin gehe, das fürstliche Ehepaar gewaltsam zu entführen; und ihm das zu verwehren, wurden die außerordentlichsten Vorsichtsmaßregeln angeordnet, bis der Prinz, ein halbes Jahr darauf, sich nach Mailand begab. Seitdem hat man erfahren, daß Coeuvres allerdings die Weisung hatte, die Prinzessin zu entführen, daß aber der König, des Gelingens seines Anschlages im Voraus froh, sich dessen gegen seine Königin rühmte, worauf Maria sofort einen Courier nach Brüssel abschickte, den großen Spinola zu warnen. Dieser, selbst einer von den zahlreichen Anbetern der Prinzessin von Condé, ließ in dem Palaste der Erzherzoge ihr eine Wohnung anweisen. Gänzlich den Interessen der Königin-Regentin sich hingebend, wurde von ihr Coeuvres (1614) als außerordentlicher Gesandter nach Italien geschickt, um die Zwistigkeiten der Herzoge von Savoyen und Mantua auszugleichen. Er unterhandelte in Mantua, Venedig und Turin, bestimmte den Herzog von Mantua, sich die vorgeschlagenen Vergleichsbedingungen gefallen zu lassen, konnte aber so wenig den Hof zu Turin für dieselben gewinnen, als es ihm überhaupt gelingen wollte, gegen den überwiegenden Einfluß der Spanier irgend Wesentliches durchzusetzen. Im J. 1615 führte er Namens der Regentin eine Unterhandlung mit den misvergnügten Großen, die unter dem Vorwande, die unpolitische, spanische Doppelheirath zu hintertreiben, die Waffen ergriffen hatten. Indem aber in der Verhaftung des Prinzen von Condé (1616) sich ergab, daß des Günstlings Concini Allgewalt noch immer im Steigen war, fühlte Coeuvres sich von dem allgemeinen Misvergnügen hingerissen, und gleich den meisten anderen Großen verließ er den Hof. Einer der Vordermänner in dem Andrange der Huldigungen für des Bischofes von Luçon werdende Größe, verdankte er dessen Einflusse die unter dem hinfälligen Paul V. doppelt wichtige römische Gesandtschaft, in welcher Stellung er auf die Wahl Gregor's XV. entscheidenden Einfluß geübt hat. Dieser diplomatische Erfolg, verbunden mit seiner Kriegserfahrung, mußten ihn vor allen Anderen zu der militairischen Sendung nach der Schweiz empfehlen, deren Zweck die Restitution des Veltlins an die Graubündtner, wie solche durch den 1623 von Frankreich, England, Venedig und Savoyen eingegangenen Bundesvertrag stipulirt war. Der König von Frankreich schickte ihn deshalb in die Schweiz, mit dem Begehren, „daß sie ihme zu Recuperirung des Veltlins, daran nicht allein den Bündtnern, sondern auch den Schweizern viel gelegen wäre, den Paß vergönnen, und auch mit etlichem Volke Assistenz leisten wollen." Worauf zwar Bern, Zürich und Wallis dem Könige sich beipflichteten, und jedes Ort ein Regiment von 1000 Mann hergaben; die übrigen Orte aber wollen sich aus Vorwendung, daß es wider die Erbeinigung mit dem Hause Österreich wäre, dazu nicht verstehen. „Nichtsdestoweniger zog der Markgraf von Coeuvre mit 3000 Mann zu Fuß und 500 Pferden, französisches Volk, auf Bern, dem Handel ein Anfang zu machen; berufste auch das in Bündten in Eil zusammengebrachte Volk zu sich." Diese Bündtner, denen 700 Glarner sich angeschlossen, zogen, den Franzosen ein Vortrab, über Wallenstatt und Sargans an Meyenfeld vorbei. Hier durch ein neues Regiment verstärkt, „haben sie die zwo Rhein-Brücken, so man Bischoffs- und Tartis-Brücken nennt, eingenommen, solche verschanzt, und alsbald nach dem engen und festen Paß, die Steig genandt, sich gewendet. Wie nun der Abt von Pfeffers auf der Höhe ihren Anzug ersehen, hat er drey Losungs-Schüß gethan und damit ein Zeichen zum Sturm gegeben, darauff auff Guttenberg auch

loßgebrennet worden, hernacher zu Feldkirch, und ist also der Sturm durchs gantze Land gangen. Die Bündner aber sind unerschrocken der Steig zugeeilet, und als sie dahin kommen, haben sie kein einigen Mann da gefunden. Denn die Österreichische, so sie bewahren sollen, wie der Sturmb angangen, aus Forcht sich davon gemacht. Da sie nun diß Orth eingenommen, haben sie es von Stund an stark anfangen zu verschantzen, und aus Angaben eines Frantzösischen Ingenieurs, etliche Gräben auff eine sonderliche Manier verfertiget, also daß es solches Orths sich wieder zu bemächtigen, einer Gegenpart unmöglich schiene. Bey so gestalten Sachen seyn etliche Abgesandten daselbst bei dem Marggraff von Coeuvre, der damals mit dem Frantzösischen dem anderen Eydgenossischen Volk auch allda ankommen war, angelangt, und im Namen Ertzhertzogs Leopoldi zu wissen begehrt, in weßen Namen er diß Volk an selbige Orth geführet, und ob er Freund oder Feind seie?" Es wurde die den Umständen angemessene Antwort ertheilt, und hat „auff der Abgesandten Relation Ertzherzog Leopold das Aufgebott beym Landvolk ergehen lassen: selbiges aber hat nicht dahin gebracht werden können, sich wider die Bündner zu wagen. Wie nun die Steig wohl verwahret, sind sie Bündner für Mayenfeld gerücket, dasselbige beschossen und zur Übergebung gezwungen, desgleichen geschahe auch mit Chur, Fläsch und andern umbliegenden Orthen. Da solche gewonnen, zogen die Bündner dem Prettigöw zu, da zwar bey der Clauß etwas Widerstand beschehen, aber doch über fünf nicht verwundet, und darüber die Österreichische Besatzung weggeschlagen worden. Als diß Geschrey unter dem Landvolk, so eine zeithero von den Österreichischen, von den Bündnern abalienirt, beherrschet worden, erschollen, haben sie sich nit allein gutwillig ergeben, sondern sie haben auch einen über sie gesetzten Lieutenant, welchen sie Landverrätherey beschuldiget, und daß er umbs Geld den Ertzhertzogischen Weg und Steg in's Land gezeigt, und bißhero hefftig wider seine Landsleut tyrannisiret, mit Prügeln zu todt geschlagen, und haben die Kinder Stücker aus ihm gebissen. Nach Eroberung des Landes Prettigöw, und starke Besatzung aller eingenommenen Orthen ist Coeuvre mit dem Frantzösischen, Eydgenossischen und Bündnerischen Kriegsvolk in das Unter-Engadin und Münsterthal gezogen, und sich der Päß gegen Tyrol bemächtigt. Die Bündner haben der Orthen einen, so sie auch für einen Land-Verräther gehalten, bekommen, ihm ein glüend Eisen durch den Hals gestochen, und in Stück zerhackt, auch einen Kundschaffter auffgehencket. Auf jetzt gemeldtem Succeß haben die 3 Bünd, als der Ober-Pund, Gotteshauß-Pund, und zehen Gerichts-Pund, von newem zusammen geschworen, und noch ein Regiment unter den von Salis gerichtet. Demnach die Päß gegen Tyrol wohl besetzet, hat der Marggraf von Coeuvre sein Kriegsheer in 3 Hauffen, Vor-, Mittel- und Nachzug, abgetheilet, und also den 21. Nov. 1624 im Veltlin ohne sonderlichen Widerstand angelangt, in selbiger Landschafft sein Volk, so durch die enge Päß 3 in einem Glied hinein marchirt, in Schlachtordnung gestellet. Folgenden Tag in guter Ordnung und vollem Trommenschlag, nachdem er Wormbs und das Wormbser Thal nach schlechtem Widerstand erobert, auff Tirano fortgerücket, eine Brück über den Fluß Adda geschlagen, selbige Stadt und Schloß gantz umbringet, und mit 24 Stücken grob Geschütz, welches zum Theil die Venetianer mit etlich Compagnien Volck, beneben stattlichen Provisionen von Geld, Kraut, Loth und Proviant in's Läger gesendet, beschossen, und hernach den Inligenden anmelden lassen, wo sie gutwillig sich ergeben würden, ihnen Gnad erzeiget, wo aber nicht, alles niedergehawen werden solle. Darauff die Guarnison aus der Vestung ihre Deputirte zum Marggraffen, mit ihnen zu parlamentiren, herausgesandt: weil sie aber gar zu vortheilige Conditionen begehrt, ist ihnen selbige Nacht sich baß zu bedencken, vergünstiget worden. Folgenden Morgen haben die Inwohner der Stadt sich ergeben und die Frantzosen eingelassen, welches, als es die in der Vestung gewahr worden, haben sie hefftig, doch ohne sonderlichen Schaden, in die Stadt geschossen. Darauff hat der Marggraff von Coeuvre aus Canonen, so 40 biß in 50 Pfund Eisen getrieben, die Vestung ohne auffhören beschiessen lassen. Als diesen Ernst der darin liegende Päbstische Obriste Nicolaus Guidi, Marggraff von Bagni, gesehen, hat er zu parlamentiren begehret: da dann auf sein embsiges Anhalten die Guarnison mit Sack, Pack und fliegenden Fahnen, und ihme, Obristen, mit einem Stück Geschütz der Abzug bewilligt worden. Hierauff ist selbiger den 10. Dec. vollzogen, und in der Vestung noch 3 grosse Stücke, viele Mußqueten, Kraut und Loth, Proviant und Wein gefunden worden." Während dieser Belagerung war mit der Provinz selbst ein Abkommen getroffen worden, laut dessen sie sich in des Königs von Frankreich Schirm ergeben, französische Besatzungen einnehmen, und ihre Streitigkeiten dem Ermessen der Conföderirten anheimstellen sollte. „Als nun die Vestung Tyrano in des Marggrafen Gewalt, besetzte er solche mit einer Frantzösischen Compagnie, und die Stadt mit 200 Wallisern, und ruckte er mit dem übrigen Kriegsvolk auf Sonders, die Hauptstadt im gantzen Land, weil aber die grosse Stück wegen Mangel an Pferden und Ochsen sobald nicht mögen fortgebracht werden, ist das Läger 4 Tag nicht fern von selbiger Stadt still gelegen. Als nun die Inwohner solche Ankunfft und den Ernst vermercket, haben sie auff solche Weiß, wie die zu Tirano, sich ergeben. Das Schloß aber hat sich gehalten, biß das grobe Geschütz ankommen, in Pflantzung dessen haben 600 Mußquetierer aus einem Pallast, so 30 Schritt vom Schlosse abgelegen, auff die Guarnison im Schloß stätig Fewer geben, und sie von den Wehren und Ausfällen abgehalten. Folgenden Morgen wurde mit Stücken auf das Schloß dermassen gespielet, daß die Guarnison, als welche auff keinen Wehren und Wällen sich dörffen sehen lassen, zu parlamentiren genöthiget worden. Weil sie aber in voriger Nacht ein vornehmen Frantzösischen Obristen, aus deß von Fabacourt Regiment, erschossen, hat man ihnen kein Audientz geben wollen, sondern es haben die im Pallast gelegene Mußquetierer, so sehr auf sie verbittert gewesen, die Vestung erstiegen,

nach geringer Gegenwehr sich deren bemächtigt, und die darin gelegene Italiener, welche mit einem Fußfall und auffgehobenen Händen umb Fristung ihres Lebens gebetten, übel tractiret, die sind zwar auff des Marggrafen von Coeuvre Befehl gefangen genommen, aber doch bald hernach sammt ihren Befehlshabern in Favor des Pabsts wieder loß gelassen worden. Die Soldaten haben stattliche Beuthen darinn, an Geld und Kleynoden gefunden, auch sind 3 grosse Stück, ein grosser Vorrath an Pulver, Bley, Lunten, Wein und Korn und anders den Obsigenden zu Theil worden. Das Schloß hat nachmalen der Marggraf mit zwo Frantzösischen Compagnien besetzt. Diesemnach hat sich auch Morbegno accommodirt, also daß nun nichts mehr als Cleven und Riva an den usurpirten Herrschaften und Flecken zu recuperiren übrig war. Indessen hat gedachter Markgrafe unter Morbegno ein starke Vestung, so er Novam Franciam intituliret, gegen die Vestung Fuentes auffwerffen, nachmahls die Inwohner, sich in drey Wochen, bey Verlust ihrer Haab und Güter und ewiger Lands Verweisung, einzustellen, citiren, auch einen Trompeter an den Hertzogen von Feria zu Meyland, abgefertiget, und ihme andeuten lassen, daß, was er bis dato im Namen seines Königs in Bündten und Veldlin sich unterfangen, das wäre nicht offensive geschehen, sondern allein exequirt worden, was zwischen beiden Königen zu Madrid durch den von Bassompier beschlossen, verschrieben und geschworen worden. Nun aber vermeyne er, daß er Gubernator, nicht allein die entwichene Rebellen im Mayländischen Stado auffhielte, und zu allen Feindseeligkeiten anreitzete, sondern auch denen in Cläven Assistenz zu leysten willens sey: begehrte derowegen von ihm ein runde Erklärung, was er in diesen Geschäfften zu thun und zu lassen gemeynet seye. Denn im Fall er die Besatzung aus Cleven nit heraus nehmen, und die entwichene Rebellen nicht abschaffen würde, wolte er ihme, im Namen seines Königs, den Krieg angekündigt haben. Demnach nun das Schneewetter nach den Weyhenachten vorüber, und der Janner sich fein warm angelassen, hat der Marggraf von Coeuvre seine Impressa auff die Grafschaft Cläven fortgesetzet, und selbige Stadt und Castelle belägert, auch den 1. Februarii 1625 mit stürmender Hand erobert. Darbey von seinem Volck in 30, der Belägerten aber, so zum Theil Spanisch, zum Theil Päbstisch Volk war, eine größere Anzahl todt blieben, der Rest hat sich in's Castell retterirt, und mit schiessen Tag und Nacht sich tapffer daraus hören lassen. Man hat zwar das Geschütz davor plantiret, aber doch ihm nicht recht beykommen mögen, derowegen auff eine Höhe zween grosse ausgehölte Bäum gebracht, die anstatt der metallenen Stück gebraucht worden, so über Vermuthen wol abgangen. Wie nun die Besatzung gesehen, daß sie mit dem Geschütz überhöhet, haben sie den Muth verlohren und Gnad begehret, die ihnen dergestalt widerfahren, daß sie in 300 starck nur mit ihren Seitenwehren abgezogen. Etliche Rädelsführer haben sie liefern müssen, davon ein Hauptmann alsbald enthauptet worden. Hierauff ist der Marggraf von Coeuvre mit der Armada für Riva gerückt, nachdem ihm kurtz zuvor in 2500 Venetianer und ein Regiment Schweitzer von Ury zukommen. Bei dieser Belägerung hat es starcke Scharmützel abgeben, daß beyderseits etlich hundert auff dem Platz blieben. Und damit den Belägerten kein Succurß aus dem Meyländischen Stado auff dem Comer See zukommen möchte, hat gedachter Marggraf etliche große Schiff solches zu verwehren, darauff bringen lassen. Es hat aber doch diese Vestung, ungeachtet sie noch eine lange Zeit von den Frantzosen belägert worden, und unterschiedliche Scharmützel dabei abgeloffen, nicht können überwältiget werden; indem der Graff von Pappenheim mit einem starken Succurß den Belägerten zu Hülff kame. Die Frantzosen thäten zwar noch ferners ihr bestes und unterschiedliche harte Anfäll. Aber es wollte ihnen nicht nach ihrem Vorhaben glücken, und ward Volck und Zeit nur vergeblich verspielt. Sonst war das Veltlin gantz in des Marquiesen von Coeuvre Gewalt, und ließ derselbe zu Anfang des Christmonats 1625 den Gemeinden andeuten, daß es nunmehr an dem wäre, daß sie sich entschließen solten, die drey Bünd wiederumb für ihre Oberherrn zu erkennen. Ob nun wohl selbige hierzu nicht gern verstehen, sondern drüber repliciren wollen, ist ihnen doch dargegen vermeldt worden, daß es anderst nicht sein könnte, noch solte, so würde man auch etliche Festungen im Land auffrichten, und wegen ihrer vorgangenen Rebellion, den Inwohnern die Unkosten aufferlegen, würde nun jemand sich dardurch beschwert befinden, möchte derselbe das Land raumen und seine Gelegenheit anderstwo suchen. Bald darauff sind bei gedachtem Marquisen die Deputirte der drei Bünde angelangt, umb die völlige Restitution des Veltlins nach dem Madritischen Tractat, ins Werck zu richten. Es wurden zu einer Composition zwischen den Bündnern und Veltlinern unterschiedliche Articul proponirt, weil aber der Bündner Abgeordnete keinen Befehl von dem Madritischen Tractat zu weichen hatten, zogen sie unverrichteter Sachen wieder nach Hauß." Coeuvres aber empfing, als Belohnung seines glücklichen Zuges (1626) den Marschallsstab, und diente 1627 in der neuen Eigenschaft bei der Belagerung von la Rochelle, sowie 1629 gegen den Herzog von Rohan, welchen er am 11. Mai zwang, die Belagerung von Courconne, in den Sevennen, aufzuheben, und Tags darauf, bei Cawvisson aus dem Felde schlug. Den ihm 1630 gewordenen Auftrag, Mantua zu entsetzen, vermochte er nicht zu erfüllen, aber 1632 an des verstorbenen Marschalls von Effiat Stelle zum Commando der Rheinarmee berufen, setzte er dieselbe sofort in Bewegung, um die übernommene Protection des Kurfürsten von Trier zu handhaben. Am 4. Aug. (25. Juli) breitete sein Vortrab, von dem Vicomte von Arpajon geführt, sich in der Umgebung von Trier aus, und wurde noch an demselben Tage bei der Stadt zur Übergabe aufgefodert. „Mit derer von Trier Antwort ist der Vicomte gar nicht zufrieden gewesen, sondern mit der Armee sich der Stadt genähert, und die folgende Nacht mit großer Behendigkeit etliche Schantzen und Batterien auffgeworfen, also daß die Bürger des anderen Tages über Vermuthen sich belägert befanden. Die Spanische versuchten zwar dar-

auff einen Außfall, wurden aber also empfangen, daß sie sich unverrichter Sachen wieder hinein machen musten. Nachdem die Stadt zween Tag belägert, kam der Marschall d'Estrées auch im Frantzösischen Läger an, zu welcher Zeit die Spanier den zweyten Außfall thäten, wurden aber ziemlich abgeklopfft, und ihnen zwei Cornet von den Frantzosen abgenommen. Also ward die Belägerung fortgesetzet bis auf den 1. Aug., da der Frantzösische Succurs ankam. Darauff wurde die Stadt auff beiden Seiten der Mosel angegriffen, Arpajon blieb auff der einen, Marschall d'Estrées aber begab sich auff die andere Seyten, die Belägerer thäten zwar unterschiedliche Außfäll, wurden aber jedesmahl mit Verlust zurückgetrieben. Unterdessen ward unauffhörlich in die Stadt geschossen, daß eine Bresche in die Maure, bey 100 Schritt lang, gemacht wurde. Solche Gelegenheit nahm der Marschall in acht, und führete die Seinen an biß auff den Graben, allda sie sich der ersten Courtegarde bemächtigten. Den 8. Aug. gab der Marschall dem Vicomte d'Arpajon Ordinantz, über die Mosel zu setzen und den Spanischen Succurs, so unlängst ankommen war, zu überrumpeln. Welcher dann darauff des anderen Tags zu früher Tagzeit mit 800 Pferden die Spanier dergestalt unversehens überfallen, daß der meiste Theil nicht so viel Zeit gehabt, sich zu Pferd zu begeben, derhalben sie die Flucht nacher Lutzenburg nehmen, vorgebende, sie wären darum zurückgewichen, damit die Frantzösische Armada nicht in Lützenburg fiel, worauff man ihnen geantwortet, solches hätten sie bey Trier auch verhindern können. Bey der Belägerung wurde indessen grosser Ernst gebraucht. Wie nun die Bürger sahen, daß die Bresche so niedrig, daß man darauff wohl Sturm anlauffen kunte, und die Frantzösische Truppen schon in den Graben kommen waren, wolten sie ferneres Ernstes nicht erwarten, sondern fiengen des Morgens an zu parlamentiren." Vermöge der Capitulation erfolgte der Auszug der Besatzung am 10. (20.) Aug., weil aber eine der vorgeschlagenen Stipulationen, daß nämlich der König von Frankreich die Stadt wider ihren Erzbischof in Schutz nehmen solle, von dem Marschall an den König verwiesen worden, „verursachte dieser Punkt, welchen die Bürger für hoch nothwendig hielten, daß sie sich wider die Guarnison und diejenige, welche die Articul schon wider ihren Willen unterschrieben hatten, rottierten. Bey welcher Occasion dann 6 von den Bürgern, welche in starkem Credit bey der Nachbarschafft waren, aus der Stadt zogen, und bei 1600 Bauren aufwickelten: andere ihrer Gattung, so in der Stadt verblieben, hingen den Pövel an sich, und ergriffen die Waffen. Aber der Vicomte d'Arpajon stillete diese Empörung bald, bemächtigte sich mit etlichen Truppen der vornehmsten Päß, fieng die obgedachte 6 Bürger und ließ sie aufhencken, erhielte also dardurch die beschlossene Articul in ihren Würden und die Stadt in Gehorsamb." Im J. 1636 wurde Estrées als außerordentlicher Gesandter an den römischen Hof abgeordnet. „Samstag den 16. (26.) Martii ist der Frantzösische Extraordinari-Ambassador Marquis de Coeuvres (welchen Ihr. Königl. Mayest. von Frankreich mit einer Ketten und Degen von Diamanten besetzt, auf 60,000 Cronen geschätzt, verehrt, beneben noch 100,000 Cronen Barschafft, und mit 10,000 zu Fuß und 2000 Pferdt mit denselben eygenes Beliebens zu disponiren, versehen) zu Rom mit 40 Gutschen angelangt." Richelieu, unersättlich in seinen Foderungen, und daher nicht immer zufrieden mit der für Frankreich so günstigen Stimmung Urban's VIII., wollte ihn schrecken durch einen Gesandten, dessen Grobheit und Härte in der Sendung von 1621, den Italienern gegenüber, als ungemein zweckmäßig sich erwiesen hatte. Auch bei dieser Gelegenheit hat Estrées vollkommen den Absichten seines hohen Principals entsprochen. Ganzer fünf Jahre lang, bis 1641, behauptete er in der starresten Weise das Ansehen seiner Krone, während er zugleich an dem Hofe Urban's einen unerträglichen Despotismus ausübte. Aus Verzweiflung, daß an dem Unterdrücker selbst keine Rache zu üben, soll der Cardinal-Nepot ihm einstens den Stallmeister haben erschießen lassen. Bei der Krönung Ludwig's XIV. erschien der Marschall in den Verrichtungen des Connétable, und 1648 wurde zu seinen Gunsten das Marquisat Coeuvres zu einem duché-pairie, des Namens Estrées, erhoben; in dem Diplom wird er als premier baron de Boulonnais, vicomte de Soissons, de Pierrefonds, chevalier de nos ordres, lieutenant-général au gouvernement de l'Isle-de-France, gouverneur des ville et citadelle de Laon, et maréchal de France bezeichnet. Später erhielt er das Gouvernement der Isle-de-France, sowie jenes der Stadt Soissons; auch erwarb er die Grafschaft Nanteuil-le-Haudouin zu Eigenthum. Er starb in Paris den 5. März 1670 in dem Alter von 98 oder 102 Jahren. Noch ist er als Schriftsteller zu betrachten. Man hat nämlich von ihm Mémoires de la régence de Marie de Médicis (Paris 1666. 12.), auch bei Petitot 16. Bd. der 2. Serie. Die erste Ausgabe verdankt man dem P. le Moine, welcher in dem Vorberichte sagt: „Mit dem Entwurfe einer Geschichte seiner Zeit beschäftigt, erbat sich der Cardinal von Richelieu von dem Marschall einen summarischen Abriß von den Ereignissen während der Regentschaft, als deren unterrichtetsten, scharfsinnigsten, getreuesten und glaubwürdigsten Zeugen er den Marschall betrachtete. Dieser hat auch sofort dem Begehren willfahrt, und in Zeit von fünf, höchstens sechs Tagen eine Arbeit geliefert, die, ungeachtet ihrer Kunstlosigkeit, gefiel. Derselbe große Mann bewahrt in seiner Brieflade noch viele andere Documente, die von dem Publicum mit dem gleichen Interesse aufgenommen werden dürften. Ein einziger Band seiner Briefe könnte allen Diplomaten als eine fortwährende und vollständige Schule dienen. Indem ich aber befürchte, daß diese Schätze nimmer zu Tage kommen werden, habe ich wenigstens ein Bruchstück derselben zugänglich zu machen gesucht, und zu dem Ende den gegenwärtigen Memoiren den Bericht um den mantuanischen Krieg und eine Beschreibung des berühmten Conclave, worin Gregor XV. erwählt worden, beigefügt. In dem Berichte werden viele besondere, bis dahin unbekannte Umstände aufgeklärt und, was für die Natio-

nalehre von der höchsten Wichtigkeit, Frankreich und seine Minister um das über die Stadt Mantua gekommene Unglück gerechtfertigt. In den Verhandlungen des Conclave offenbart sich der hohe Werth eines Mannes von Verstand und Muth für die römischen Angelegenheiten, und wie gebieterisch des Königs Interesse fodert, daß wer auf diesem schlüpfrigen Boden ihn vertreten soll, mit der Charakterfestigkeit, welche für jedes Geschäft die sicherste Grundlage, jene Klugheit verbinde, die unentbehrlich, um Unterhandlungen zu einem günstigen Erfolge zu führen." Seit längerer Zeit sind alle Schriften, des Marschalls zweite römische Gesandtschaft betreffend, in der königlichen Bibliothek zu Paris niedergelegt. In Gemeinschaft seiner ersten Frau hat er der Feuillantiner Kloster zu Soissons gestiftet.

Von seinen drei Frauen starb die dritte, die er in dem Alter von 90 Jahren heirathete, Gabriele von Longueval-Manicamp, ohne Kinder. Wenn also, wie die Biographie univ. ihr nachsagt, eine unzeitige Entbindung ihren Tod veranlaßte, so kommt in keinem Falle die Schuld auf den alten Marschall. Die zweite Frau, Anna Habert de Montmor, des Karl von Themines Witwe, wurde im April 1634 vermählt und starb zu Nanteuil gegen Ausgang October 1661. Sie hat zwei Kinder geboren; der Sohn, Ludwig, Marquis von Estrées, geb. den 1. Dec. 1635, fand den Tod in der schweren Niederlage, welche das französische Belagerungsheer vor Valenciennes (den 16. Juli 1656) erlitt. Die Tochter, Christina, wurde an des Herzogs Karl von Elbeuf jüngern Sohn, an den Grafen von Lillebonne, Franz Maria von Lothringen, verheirathet (den 3. Sept. 1658), und starb am 18. Dec. n. J. Die drei Söhne aber der ersten Ehe, mit Maria von Bethune, vermählt 1622, gestorben sehr plötzlich, in dem Alter von 26 Jahren, Februar 1628, Franz Hannibal, Johann und Cäsar, überlebten oder erreichten wenigstens sämmtlich das Mannesalter.

Cäsar, geb. den 5. Febr. 1628, hatte kaum in der Sorbonne seinen Gradum empfangen, als der König ihm (Februar 1653) das Bisthum Laon verlieh. Geweiht im September 1655, wurde er von der Versammlung des Klerus (1660) zum Vermittler der zwischen dem heiligen Stuhl und dem Episkopat waltenden Streitigkeiten erwählt, und einzig durch seine Bemühungen erfolgte die Aussöhnung der Bischöfe von Aleth, Beauvais, Pamiers und Angers, welche bis dahin der Verdammung der Sätze des Jansenius ihre Zustimmung und Unterschrift verweigert hatten. Im J. 1665 verhandelte der Bischof die Vermählung seiner Cousine, der Prinzessin Maria Johanna von Savoyen-Nemours, mit Herzog Karl Emanuel II. von Savoyen, und 1666 übernahm er das nämliche Geschäft in Betreff der jüngern Schwester, die er auch, als des Königs Alfons Heinrich von Portugal Braut, nach Lissabon führte. Diese Prinzessinnen waren der Gabriele von Estrées Enkelinnen. Am 24. Aug. 1671 wurde Cäsar von Papst Clemens X. zum Cardinal creirt; die Declaration hierüber verschob sich jedoch bis zum folgenden Jahre. Am 16. Mai 1674 empfing er den Cardinalshut, sammt dem Titel della Trinita de' Monti, und 1676 trat er das Protectorat über Portugal an. In dem Conclave nach dem Tode von Clemens X. setzte er durch, daß man ganzer fünf Wochen für die Wahl eines Nachfolgers die Ankunft der übrigen französischen Cardinäle abwarte, ein Erfolg, der indessen durch die Thronbesteigung von Innocentius XI. theuer gebüßt worden ist. Der Cardinal kehrte 1677 nach Frankreich zurück, mußte aber nach eines halben Jahres Verlauf nach München fahren, um der Kurprinzessin von Baiern Vermählung mit dem Dauphin einzuleiten. Bis zum J. 1679 verweilte er in der Hauptstadt von Baiern. Kaum hatte er 1681 an seines Bruders Sohn das Bisthum Laon überlassen, vorbehaltlich einer sofort dem dasigen Hospital überwiesenen Pension von 3000 Livres, so wurde er abermals nach Rom gesendet, der Angelegenheit der Regale halber. Dieses Recht, diesen Unfug vielmehr, wollte der König, unterstützt von servilen Prälaten, auch auf die eroberten Lande ausdehnen, und wie mannhaft auch der Widerstand war, mußte dennoch Innocentius der Gewalt weichen. Speichellecker rühmen „que le cardinal soûtint fortement dans cette discussion les droits de S. M. et les libertés de l'église gallicane." Auf die Wahl Alexander's VIII. (1689) übte er bedeutenden Einfluß. Nichtsdestoweniger ging er noch in demselben Jahre über die Alpen zurück. Wieder nach Rom berufen, um sich bei der Wahl von Innocentius XII. zu betheiligen, verharrte er daselbst zwei Jahre, mit dem Cardinal von Janson in die Aufgabe sich theilend, die noch obwaltenden Zwistigkeiten der gallicanischen Kirche mit dem heiligen Stuhle auszugleichen. Das wurde 1692 erreicht, und sofort trat Cäsar den Heimweg an. Zum letzten Male kam er, gerufen durch die Krankheit Innocentius' XII., zu Anfang des J. 1700 nach Rom. Er half den Papst Clemens XI. wählen (den 23. Nov. 1700), und mußte sodann mit der Republik Venedig und mit verschiedenen andern italienischen Potentaten unterhandeln. Aus Venedig wurde er abgerufen, um dem neuen König von Spanien, Philipp V., mit seinem Rathe und seiner Erfahrung beizustehen. Die Wahl des Mentors seinem Enkel verkündigend, fügte Ludwig XIV. hinzu: „je crois vous donner l'homme le plus capable de mon royaume." Es war dem König entgangen, daß der Eminenz Fähigkeiten in der Anstrengung langer Jahre sich abgenutzt hatten, wie denn überhaupt Zeitgenossen, von gleichem geistigen Vermögen, dessen gegenseitige Abnahme selten verspüren, gleichwie ihnen auch im anhaltenden Verkehr der körperliche Verfall zu entgehen pflegt. Der Cardinal mußte 1703 abgerufen werden, empfing jedoch zugleich, um keinen Gedanken an eine Ungnade im Publicum aufkommen zu lassen, die reiche Abtei St. Germain-des-prés. Vorher schon hatte er die Abteien Longpont, Mont-St.-Eloy, St. Nicolas-au-bois, St. Claude, in der Franchecomté, Anchin, im Hennegau, wo er, als der erste Abbé-commendataire, 1681 eingeführt worden, dann durch die Gnade des Herzogs von Savoyen, die seit Catinat's Siege (1690) welthistorisch gewordene Abtei Staffarda besessen, war auch in dem heiligen Collegium zu den Würden eines Camer-

lengo und Bischofs von Albano aufgestiegen. Diese Vielheit der Beneficien scheint ihm ein Bedürfniß gewesen zu sein, denn wie lebhaft ihn die Angelegenheiten des Staates beschäftigten, von den eigenen wollte er niemals hören. Ein Pröbchen von solcher Nachlässigkeit theilt S. Simon mit [5]). In süßer Behaglichkeit lebte der Cardinal noch eilf Jahre, bis er am 19. Dec. 1714 in der Abtei St. Germain die Augen schloß. Ein schöner Mann in seiner Jugend, mit markirten Zügen, war im Alter noch ein schönes Gebiß ihm geblieben, das er gern zeigte. Er war des Durryer Nachfolger in der französischen Akademie, da er jederzeit, soviel die Geschäfte es erlaubten, mit Literatur sich beschäftigte. Ihm sollen die Verse über das Veilchen in der Guirlande de Julie, die zwar von Andern Desmarets zugeschrieben werden, angehören, und in der Sammlung von Colletet sind einige Sinngedichte, Erzeugnisse seiner Muse, aufgenommen. Mit Ménage, Chapelain, Valincourt lebte er Jahre lang in der engsten Vertraulichkeit, und Gassendi und Descartes, um einiger philosophischen Formeln wegen verfeindet, wurden durch seine Bemühungen versöhnt. Ihm hat Regnier Desmarais seine Übersetzung von Cicero's Tract. de divinatione zugeeignet.

Des Cardinals ältester Bruder, Franz Hannibal II., Herzog von Estrées, Marquis von Coeuvres, Graf von Nanteuil, erster Baron und Seneschalk von Boulonnais, Vicomte von Soissons und Pierrefons, Generallieutenant, Gouverneur der Isle-de-France, auch der Städte Soissons, Noyon und Laon, geb. 1623, ging als außerordentlicher Gesandter (Januar 1672) an den römischen Hof, starb, vom Schlage gerührt, zu Rom den 30. Jan. 1687 und empfing auf dem Paradebette, nach dem Willen des heiligen Vaters, alle die Ehren einer fürstlichen Leiche. In der Ehe mit der Tochter seiner Stiefmutter, mit Katharina von Lauzieres-Themines, vermählt 1647, gest. im September 1684, hatte er die Söhne Franz Hannibal III., Ludwig Karl und Johann gehabt. Ludwig Karl, Marquis von Themines, starb als Schiffscapitain (den 5. Mai 1672). Johann wurde mit dem Dauphin, als Enfant d'honneur, erzogen, erwählte sich nachmals den geistlichen Stand, und war Abt zu Conches, als er auf seines Oheims freiwillige Abdankung (April 1681) zu dem Bisthume Laon befördert wurde. Am 10. Sept. 1681 zog er feierlich zu Laon ein und hat daselbst ein gesegnetes Andenken hinterlassen. Unerschöpflich in zweckmäßiger Mildthätigkeit gegen die Armen seines Sprengels in den Hungerjahren 1693 und 1694, hat er auch für emeritirte Pfarrer der Diöcese ein Zufluchtshaus gegründet. Er starb den 1. Dec. 1694.

Franz Hannibal III., Herzog von Estrées, Marquis von Coeuvres, Themines und Cardaillac, in Quercy, Graf von Nanteuil, Gouverneur der Isle-de-France, auch der Städte Soissons, Laon und Noyon, Mestre-de-camp von der Cavalerie, Ritter des heiligen Geistordens, starb den 11. Sept. 1698, von seiner ersten Gemahlin, Magdalena von Lyonne, fünf, von der andern, Magdalena Diana Bautru, drei Kinder hinterlassend, welche sämmtlich kinderlos gestorben sind.

Johann, des Herzogs Franz Hannibal I. mittlerer Sohn, unter dem Namen des Grafen von Estrées und Tourpres bekannt, war 1624 geboren, diente zum ersten Mal in der Belagerung von Gravelines (1644), und empfing dabei einen Büchsenschuß, der ihm die rechte Hand lähmte. Zwei Regimenter hatte er bereits nach einander befehligt, als ihm 1648 jenes von Navarra verliehen wurde. Als dessen Mestre-de-camp focht er in der Schlacht bei Lens (1648) und 1649 namentlich in dem Angriffe auf die Brücke von Charenton, gegen die Pariser. Bei dem Angriffe auf der Spanier Linien vor Arras (1654) befehligte er in des Marschalls von Hocquincourt-Corps zwei Bataillone des Vordertreffens. Generallieutenant (1655), schlug er den Succurs, so die Feinde in Avesnes zu werfen gedachten, und in dem Belagerungsheere von Valenciennes befehligte er eins der Quartiere. Der hartnäckige Widerstand, welchen er den zum Entsatze anrückenden Spaniern leistete, gab Gelegenheit zu Turenne's berühmtem Rückzuge gegen Quesnoy, wodurch ein bedeutender Theil des Heeres gerettet werden konnte; Estrées aber, der Marschall von la Ferté, über 4000 Mann geriethen in Gefangenschaft (den 16. Juli 1656). Der große Dienst, welchen durch seine Aufopferung Estrées dem Staate geleistet, wurde so wenig anerkannt, als belohnt, und es währte nicht lange, so erweckte ihm die Unabhängigkeit seines Charakters in dem Minister Louvois einen Gegner, der entschlossen war, seine gerechten Ansprüche auf Beförderung zu hintertreiben. Generallieutenant seit zwölf Jahren, gebührte ihm der Marschallstab; statt dessen setzte Louvois alle die geheimen Triebfedern, durch welche ein Kriegsminister einen unbeliebten General zu Grunde richten kann, in Bewegung. Es kam zu offenem Bruche, von Colbert alsbald in dem Interesse seiner persönlichen Feindschaft zu Louvois, und in dem Interesse der durch ihn geschaffenen Seemacht benutzt. Er nannte dem König den Generallieutenant, als vor Allen befähigt, die Flotte zu führen, und Estrées hat, wie groß auch der Unterschied von

5) Pressé et tourmenté par son Intendant et son Maître d'hôtel, d'entendre leurs comptes, qu'il n'avoit pas vus depuis un grand nombre d'années, il leur donna un jour. Ils exigèrent, qu'il fermeroit sa porte, pour n'être pas interrompus, et il y consentit: Excepté, dit-il, pour le Cardinal de Bonzi, mon ancien ami, mon confrère, qui est actuellement à Paris, et auquel je ne pourrois m'empêcher d'ouvrir: mais ce seroit bien merveille, si le seul homme, que je ne saurois refuser, venoit précisément ce jour-là. Dans cette confiance on ouvre les livres, on étale les papiers, on présente les états. Le Cardinal fait semblant d'écouter, dit mille choses ineptes sur les dépenses, auxquelles il n'entend rien, baille, se promène, regarde avec inquiétude à la fenêtre, comme un homme, qui soupire après sa délivrance. A la fin, la porte de la cour s'ouvre, un carosse entre, les Gens d'affaires se fâchent contre le Suisse: mais c'est le Cardinal de Bonzi. Il faut sur-le-champ réplier comptes, papiers, états, et les deux Eminences restent ensemble; Bonzi inquiet, pourquoi son ami lui avoit fait dire secrétement de ne point manquer de venir à heure précise, et d'Estrées avouant son motif, qui étoit de se débarasser de l'audience importune, qu'il avoit été contraint de promettre; ils en rirent tous deux, et oncques depuis ses gens d'affaires ne l'y rattrapèrent.

Land- und Seedienst sein mag, diese Wahl sofort gerechtfertigt. Als Generallieutenant der Flotte die westindischen Inseln besuchend, fand er überall die kläglichen Spuren der von den Engländern angerichteten Verwüstungen, daneben die unglaublichste Unordnung in allen Zweigen des öffentlichen Haushaltes. Ihr zu steuern, den Schaden zu heilen, trachtete er mit ebenso viel Emsigkeit, als Erfolg. In dem nächsten Jahre (1670) zum Viceadmiral ernannt, bekämpfte er die Seeräuber von Algier, Tunis und Salé, bis sie um Frieden baten und Besserung gelobten. In dem Kriege von 1672 führte er der englischen Flotte unter dem Herzoge von York 30 Schiffe zu, und nahm an der großen Seeschlacht von Southwouldbay, den 28. Mai (7. Juni), den ehrenvollsten Antheil, obgleich er nur neun seiner Schiffe in die Linie bringen konnte. Er hatte die Aufgabe, die ihm weit überlegene seeländische Abtheilung der feindlichen Flotte unter Admiral Banker in Schach zu halten, und lösete dieselbe in bewundernswürdiger Festigkeit. Es war der entscheidende Augenblick des hartnäckigen Gefechtes, als es nach Ruyter's rückgängiger Bewegung den meisten der englischen Schiffe gelang, sich der leewärts haltenden französischen Flotte anzuschließen. Auch in den drei verschiedenen Gefechten, welche die combinirte Flotte (1673) mit Ruyter bestand, zeigte Estrées sich des erworbenen Ruhmes würdig, und 1674 beschützte er in unermüdlicher Wachsamkeit die Küsten und Häfen von Frankreich. Es ist begreiflich, wie sehr Louvois durch die Erfolge eines Mannes, den er wegen seiner Brauchbarkeit abgewiesen hatte, sich verletzt fühlte. Des Gehaßten Glorie vereinigte sich mit dem Ruhme der Marine, des Nebenbuhlers Schöpfung, um den Kriegsminister zur Verzweiflung zu bringen. Colbert wollte an der Spitze der Flotte einen Marschall haben, das wußte Louvois zu hintertreiben, weil kein anderer wie Estrées dieser Marschall sein konnte. Abermals übergangen in der großen Promotion vom 30. Juli 1675, suchte durch neue Thaten d'Estrées seine ungerechten Feinde zu beschämen. Am 21. Dec. 1676 entriß er den Holländern Cayenne; am 23. Febr. 1677 verbrannte er in dem Hafen von Tabago 14 holländische Schiffe, unter Umständen, die Vielen seine That als eine wahre Tollkühnheit erscheinen ließen; dann eroberte er am 1. Nov. Goree, und nach Westindien zurückkehrend, beschoß er Tabago. Die dritte Bombe nöthigte den holländischen Gouverneur, zu capituliren (am 12. Dec. 1677). Drei Jahre später (den 24. März 1681) empfing er, das Ziel seiner Wünsche, den Marschallstab. Im J. 1685 wurde er gegen die Seeräuberherrschaft in Tripoli ausgesendet; ein Bombardement richtete in der Stadt große Verwüstung an (am 22. Juni), doch bequemten die Türken sich nicht eher zur Unterwerfung, bis sie die Anstalten zu einer Landung gewahrten. Von Tripoli segelte der Marschall nach Tunis, und auch hier mußten alle unter französischer Flagge gekaperte Christen freigegeben und bedeutende Geldsummen, als Ersatz der Kosten der Ausrüstung der Flotte, bezahlt werden. Im J. 1686 wurde der Marschall zum Vicekönig von Amerika, ohne Besoldung, ernannt. Im J. 1688 verhängte er über Algier eine schreckliche Züchtigung; durch die eingeworfenen 10,400 Stück Bomben wurde der größte Theil der Stadt zu Boden geworfen. Dafür empfing er am 31. Dec. n. J. den heiligen Geist- und 1693 den Ludwigsorden, und 1704 das Gouvernement von Nantes. Er starb zu Paris (den 19. März 1707). „Il naquit, vécut et mourut pauvre," hat St.Simon angemerkt: „fort honnête homme, fort considéré, et toujours dans la plus étroite union avec ses frères, le Duc et le Cardinal d'Estrées, très-estimés aussi." Vermählt seit 1658 mit Maria Margaretha Morin, gest. am 15. Mai 1714, hat er sechs Kinder erzeugt. Von den drei Töchtern heirathete die einzige Maria Anna Katharina; sie wurde den 28. Nov. 1691 dem Marquis von Courtanvour, Michael Franz le Tellier, angetraut und starb den 22. April 1741. Der jüngste Sohn, Johann Cäsar, starb in der Kindheit (1671). Der mittlere, Johann, der Abbé d'Estrées genannt, weil er mit den Abteien Villeneuve, Evron, Preaux und St. Claude, dann dem Priorat St. Martin de Brestou ausgestattet, widmete sich dem geistlichen Stande, ging (im Februar 1692) als Gesandter nach Portugal, und nahm nach seiner Rückkehr den Doctorhut (im März 1698). Gegen Ausgang des J. 1702 begleitete er seinen Oheim nach Spanien, und im Aug. 1703 übernahm er dessen Posten bei dem Hofe von Madrid, mit der Mentoreigenschaft die Vollmachten eines Gesandten verbindend. Er folgte dem königlichen Hoflager zur Zeit des Einfalles in Portugal (1704), wurde aber noch in des Jahres Lauf abgerufen. Am 1. Jan. 1705 wurde er zu Versailles als Commandeur des heiligen Geistordens verpflichtet, der erste Geistliche, der ohne die Inful zu tragen, diese Auszeichnung empfing. Er ward auch in das Conseil der auswärtigen Angelegenheiten, sowie in die Akademie, als Boileau's Nachfolger, eingeführt. Gegen Anfang des J. 1716 zum Erzbischof von Cambray ernannt, starb er, bevor er die Einsetzungsbulle empfangen konnte, zu Paris den 3. März 1710. Seinen Bücherschatz hatte er der Abtei St. Germain vermacht.

Sein ältester Bruder, Victor Maria, Graf und nachmaliger Herzog von Estrées, Graf von Coeuvres, erster Baron von Boulonnais, Herr von Massy, Doudeauville, Air, Porenstre, Imberville und Tourpes (geb. den 30. Nov. 1660), trat als enseigne-colonel bei dem Regimente Picardie ein (1678), um sofort in drei Belagerungen zu dienen, dann eine Compagnie in dem Regiment du roi zu erhalten. Zum Schiffscapitain ernannt (1679) betheiligte er sich 1680 bei seines Vaters Seezuge nach Amerika, und kreuzte die beiden folgenden Jahre gegen die Algierer. Er diente nicht minder bei der Belagerung von Luxemburg (1684) und empfing am 12. Dec. n. J. die Anwartschaft auf die Stelle eines Viceadmirals, die der Vater bekleidete, sammt dem Range eines Generallieutenants, unter der Bedingung, daß er noch zwei Jahre als Schiffscapitain, drei andere als Chef d'escadre sich gebrauchen lasse. Als Schiffscapitain befand er sich 1685 in seines Vaters Geschwader vor Tripoli, als Chef d'escadre nahm er Antheil an dem Bombar-

dement von Algier (Juli 1688) und im October des n. J. wurde er vor Philippsburg verwundet, daß er 18 Monate lang der Krücken sich bedienen mußte, ein Zufall, der ihn doch nicht abhielt, 1689 zur See als Generallieutenant die gewöhnliche Thätigkeit zu entwickeln. In der glücklichen Seeschlacht bei Bevesier (den 10. Juli 1690) befehligte er das Hintertreffen, welches der Engländer Angriff mit ebenso viel Standhaftigkeit, als Erfolg abwies, dann wurde er mit einigen Schiffen und Galeeren und etwa 1600 Mann von Tourville ausgesendet, um in England selbst eine Landung zu versuchen. Er beschoß das Dorf Tingmouth, an der Torbay, setzte 1000 Mann aus, die mit drei Kanonen besetzte Verschanzung zu nehmen und die nächsten Häuser zu plündern, während er selbst mit seinen Schiffen in die Bai eindrang, und die zwölf darin ankernden Schiffe[6]) außer vier Kriegsfahrzeugen, durchaus Küstenfahrer, in Brand steckte (am 5. Aug.). Dieses bewerkstelligt, gingen die Truppen wieder an Bord, die drei eroberten Kanonen als Trophäen entführend, Estrées aber beschloß seinen Feldzug bei der Armee am Rhein. Im März 1691 befehligte er die Galeeren, welche die Einnahme von Villafranca, Nizza und Oneglia möglich machten, und im August bombardirte er Barcelona und Alicante, beiden Städten großen Schaden zufügend. Das Jahr darauf führte er die Flotte von Toulon nach Brest, und im Juni 1693 wirkte er mit seiner Galeere zu der Eroberung von Roses. Im J. 1694 hatte er seine Station an den Küsten von Catalonien, gleichwie er 1695 und 1696 die Küsten der Provence bewahrte, und 1697 sein Geschwader vor Barcelona führend, den Herzog von Vendôme in Stand setzte, eine der wichtigsten Belagerungen des Jahrhunderts vorzunehmen und siegreich zu beschließen. Im J. 1698 kreuzte er vor Cadiz, um mit seinen Schiffen die in Madrid durch Harcourt zu führenden Unterhandlungen zu befördern, und die Spanier an den Anblick und den Verkehr der Franzosen zu gewöhnen. Bei dem Wechsel der Dynastie in Spanien war es zunächst seine Aufgabe, der zweifelhaften Stimmung der Neapolitaner durch Waffengewalt sich zu versichern. Mit seiner Flotte vor die Hauptstadt sich lagernd, präsidirte er, wie Nelson ein Jahrhundert später, den zahlreichen Verhaftungen und Executionen der in ihrer Treue zu Österreich Unwandelbaren; vorher schon am 19. Mai 1701 hatte er von Philipp V. das Patent eines Generallieutenant zur See empfangen. Gegen Ende des Jahres kehrte er nach Frankreich zurück, einige vornehme Gefangene, die einer besonders sinnreichen Rache vorbehalten, mit sich führend. Im J. 1702 führte er den König Philipp V. nach Neapel über. Nach Toulon zurückkehrend gegen Ende des Jahres, setzte er daselbst abermals einige vornehme Gefangene aus. Am 14. Jan. 1703 ward er zum Marschall von Frankreich ernannt; weil aber sein Vater, der alte Marschall von Estrées, noch lebte, wollte der König ihn als Marschall von Tourpes unterscheiden. Der Thaten seines Großvaters jedoch und wie derselbe den Namen Coeuvres verherrlicht habe, sich erinnernd, zog Victor diesen Namen vor und es wurde ihm vergönnt, denselben zu führen. Übrigens kennt die ganze frühere Geschichte Frankreichs nur einen einzigen Fall von Vater und Sohn, die zugleich das Marschallamt bekleideten. Am 3. Mai 1703 wurde Victor zu den Ehren der Grandezza erster Classe erhoben, wozu er am 1. März 1704 seines Königs Genehmigung erhielt. Am 6. Mai 1704 schiffte er sich in des Großadmirals, des Grafen von Toulouse, Gefolge zu Brest auf dem Foudroyant ein, um dem Prinzen als Ayo zu dienen, und hat in der Seeschlacht bei Malaga (am 24. Aug.) in Rath und That getreulich das Seine gethan. Vorzüglich durch ein von ihm angegebenes Manoeuvre wurde die feindliche Vorhut in ihrer Thätigkeit gelähmt; daß der Prinz aber nachmals von des Marschalls Ansichten abging, soll ihn um alle die errungenen Vortheile gebracht haben. Dafür mußte, so scheint es, Victor büßen, denn im activen Kriegsdienste wurde er nicht weiter verwendet, wenn er gleich den 2. Febr 1705 den heiligen Geistorden empfing, auch vermöge seines Anwartschaftsrechtes (1707) dem Vater in dem Gouvernement von Stadt und Schloß Nantes, in der Lieutenance-générale von Nantois, in dem Gouvernement von Coucy und dem prächtigen Titel eines Vicekönigs von Amerika folgte. Seitdem hieß er der Marschall von Estrées. Von dem Regenten wurde er im October 1715 zum Präsidenten des Conseil de la marine und zum Vicepräsidenten des später angeordneten, 1722 wieder aufgehobenen Conseil du commerce ernannt, und 1717 wartete er wiederholt dem in der Hauptstadt von Frankreich verweilenden Zar auf, den er in seinem Landhause zu Issy empfing. Peter schickte ihm auch nachmals aus Petersburg sein Bildniß zu, einige Landkarten und die wichtigsten unter seiner Regierung in Rußland gedruckten Werke. Im J. 1718 wurde der Marschall in den Conseil de régence eingeführt, und 1720 erhielt er das Gouvernement de Bretagne; Alles schickte sich zum Aufruhr an in einer Provinz, welche durch die tolle Haushaltung der Stände der Verzweiflung zugeführt worden, seine versöhnenden Maßregeln stellten in kürzester Frist die Ruhe wieder her. Bei der Krönung Ludwig's XV. (am 25. Oct. 1722) trug er die Krone; ein Jahr später gelangte er durch seines Vetters Ableben zu der Würde eines Duc et pair d'Estrées. Im J. 1732 legte er die Stelle eines Viceadmiral zu Gunsten des jungen Marquis von Antin nieder, dagegen eine jährliche Leibrente von 38,000, dann eine Hauptsumme von 100,000 Livres baar sich bedingend. Im J. 1733 wurde er in den Conseil d'état et des dépêches aufgenommen und von 1734 an empfing er die Auszeichnungen eines ersten Marschalls von Frankreich. Mitglied der Akademie war er seit dem 13. März 1715 zugleich Ehrenmitglied der Akademien des Sciences und des Inscriptions, endlich auch Protecteur der Akademie von Soissons, und er hatte diese wissenschaftlichen Ehren nicht sowol seiner gesellschaftlichen Stellung, als vielmehr einer entschiedenen Vorliebe für die Wissenschaft zu ver-

6) Der Art. der Biographie univ. steigert zu 200 die zwölf Schiffe.

danken. Ein Mathematiker von Belang, war er zugleich ein gründlicher Lateiner, auch der damaligen Hauptsprachen von Europa vollkommen mächtig. Talent und Fleiß fanden in ihm stets den wärmsten und einsichtigsten Beschützer. Das Naturalien- und Curiositätencabinet, durch ihn gesammelt, hatte an Reichthum und Vollständigkeit in Frankreich seines Gleichen nicht, und in seiner bändereichen Bibliothek sprach sich noch deutlicher des Sammlers geschmackvolle Erudition aus. Guerin hat von derselben den Katalog gegeben (1740. 2 Bde.). Wie seine Ahnen erreichte auch er ein bedeutendes Alter von 77 Jahren; er starb zu Paris (den 27. Dec. 1737), und es haben in der Akademie des Inscriptions de Boze, in der Akademie von Soissons Renat Biet sein Andenken gefeiert. Kinderlos, hat er seiner Gemahlin Lucia Felicitas, des Herzogs Anna Julius von Noailles Tochter, vermählt durch Eheberedung vom 10. Jan. 1698, gest. den 11. Jan. 1745, die Leibzucht seines ganzen Vermögens, das Eigenthum aber seiner Schwester Sohne, dem Chevalier de Louvois, vermacht. Diese Erbschaft mit einer Schuldenlast von mehr als 1,700,000 Livres beschwert, betrug jedoch in Grundgütern mehr als das Doppelte dieser Summe. Von seinen Schulden, die vornehmlich der kostspieligen Sammlerliebhaberei Folge war, sich zu befreien, war dem Marschall nie eingefallen, vielmehr pflegte er alljährlich an seinem Geburtstage den ganzen Überschuß von den Einkünften des Jahres unter seine Bedienten auszutheilen. Bei seinem Leichenbegängnisse geriethen die Ducs et Pairs mit den Marschällen in Rangstreit, worin der Herzog von Villars und der Marschall von Asfeld sich besonders ungeberdig bezeigten; der Vortheil blieb den Marschällen.

Des erloschenen Geschlechtes Estrées Namen hat sofort der substituirte Erbe, Ludwig Cäsar le Tellier, Chevalier de Louvois, erhoben. Geb. den 2. Juli 1695 und in den Malteserorden aufgenommen, that er seinen ersten Feldzug unter den Befehlen des Marschalls von Berwick gegen die Spanier, nachdem er im März 1718 dem Cavalerieregimente Roussillon zum Obersten gesetzt worden. Als der Friede hergestellt, wurde das Regiment nicht in die verlassenen Standquartiere zurückgeschickt, sondern nach Weißenburg verlegt, um dem daselbst seit Kurzem residirenden Könige Stanislaus zur Ehrengarde zu dienen. Vielfältig mit der hohen Emigrantenfamilie verkehrend, gefiel in hohem Grade der junge, liebenswürdige Oberst, der so glücklich mit den Formen der Ehrfurcht eines Freundes theilnehmende Rücksichten für ein seltenes Unglück zu verbinden wußte. Maria Leszczynska zumal fühlte mehr als Wohlwollen für den anmuthigen Tröster, und von dem Vater ihre Hand zu erbitten, wagte der Chevalier de Louvois. Dieselbe glaubte Stanislaus ihm nicht versagen zu können, nur foderte er, daß sein künftiger Schwiegersohn ein Herzogthum sich zulege. Dem Erben des Herzogs von Estrées hätte das nicht allzu schwer fallen sollen, allein der Regent haßte die Familie le Tellier, weil sie ihre Größe von Ludwig XIV. empfing, und an seinem Widerspruche scheiterten des Chevalier Hoffnungen. Doch hat ihm, dem Manne, der ihr Geschick zu erleichtern trachtete, auch auf dem Throne von Frankreich Maria stets eine wohlwollende, dankbare Erinnerung bewahrt. Am 19. April 1722 wurde der Chevalier beordert, bei der bevorstehenden Krönung, Namens seines minderjährigen Bruders, die Verrichtungen eines Hauptmannes der 100 Schweizer auszuüben. Am 20. Febr. 1734 empfing er den Rang eines Brigadier von der Cavalerie, und am 1. März 1738 wurde er, seit Kurzem Graf von Estrées genannt, Maréchal-de-camp. Im J. 1741 diente er unter Belliśle in Teutschland, 1743 unter Noailles in den Niederlanden und 1744 bei des Grafen von Sachsen Corps in Flandern, nachdem er am 2. Mai 1744 seine Ernennung als Generallieutenant empfangen hatte, und im August zum Inspector von der Cavalerie ernannt worden war. In dem Feldzuge von 1745 trieb er, an der Spitze eines Reitergeschwaders, bis unter die Kanonen von Mons Contributionen ein, und in der Schlacht bei Fontenoy sprengte er zwei Mal die berühmte, verworrene, aber lange unverletzbare Phalanx der Engländer an, dann war er einer der Generale, welche des Königs Haus zu dem entscheidenden Angriffe auf jenen Knäuel führten. Mehre Hiebe fielen ihm auf Rock und Cuiraß, und den fliehenden Feind verfolgte er mit einer starken Heeresabtheilung, ohne ihm viel anhaben zu können, wie die teutschen Berichte lauten, während seine Landsleute ihn 4000 Gefangene einbringen lassen. Nach dem Fall von Ath wurde er am 8. Oct. detachirt, um St. Ghislain zu berennen. Mit dem heiligen Geistorden bekleidet in der Promotion vom 1. Jan. 1746, und abermals der Armee des Marschalls von Sachsen zugetheilt, stand Estrées mit einem Corps von 30,000 Mann bei Herenthals, von wo er sich gegen Löwen wendete, um vom 5. Juni ab die Festung Mons zu berennen, auch durch 40,000 Mann unter Boufflers verstärkt, deren völlige Einschließung am 8. zu bewerkstelligen. Die Belagerung selbst dem Prinzen von Conty überlassend, war er nur beschäftigt, dieselbe zu bedecken. Nach dem Falle von Mons setzte Estrées sich nach dem Lüttichschen in Bewegung, um den Marschall von Löwendahl, der bei Hui die Maas überschritten hatte, und die Hioule entlang sein Armeecorps aufstellte, zu unterstützen. Während der Belagerung von Namur campirte Estrées auf den Höhen von Herstal, und in der Schlacht bei Rocour bekämpfte er vom rechten Flügel aus des Prinzen von Waldeck Holländer, welche, nach dreistündigem Widerstande genöthigt, zu weichen, und ihre Postirungen um die Stadt Lüttich verlassend, den Sieg des Marschalls von Sachsen vervollständigten. Im Juni 1747 erhielt Estrées, in seinem Lager bei Löwen, den Befehl, sich der Ghete zu nähern, und zuerst die Höhen von Tirlemont mit 12,000 Mann zu besetzen, dann in Vereinigung mit dem Grafen von Clermont die Berennung von Mastricht vorzunehmen. Dafür fand er in dem Anzuge der feindlichen Hauptarmee ein unübersteigliches Hinderniß; er mußte von dem auf den Höhen des St. Peters-Forts gehabten Lager eine retrograde Bewegung antreten, und ließ sich, nachdem er mit einem starken feindlichen Detachement ein

blutiges Scharmützel gehabt, am 25. Juni bei Tongern nieder, worauf am 30. seine Vereinigung mit der Hauptarmee, und am 2. Juli die Schlacht bei Laffeld folgte. Dem Grafen von Clermont, welcher den ersten Angriff zu thun hatte, zur Unterstützung vorrückend, stieß Estrées auf hartnäckigen Widerstand, den er doch endlich, fortwährend frische Truppen in die Schlachtlinie einführend, besiegte. Des blutigen Tages Resultat, die Einnahme von Bergen op Zoom, gegen die Anstrengungen der alliirten Armee zu sichern, bezog der Franzosen Hauptmacht eine Stellung auf dem linken Maasufer, bei Münsterbilsen, und Estrées, den rechten Flügel commandirend, nahm sein Hauptquartier in Hermale. Dieses Lager wurde erst nach der Übergabe von Bergen op Zoom (am 4. Oct.) aufgehoben; Estrées und der Graf von Clermont bildeten mit ihren Corps die Arrieregarde, lagerten sich sodann mit der übrigen Armee, für einige Wochen, bei Wavre und bezogen endlich die Winterquartiere. Der Feldzug von 1748 sollte mit der Belagerung von Mastricht seinen Anfang nehmen. Sie zu erleichtern, führte Estrées eine künstlich ersonnene strategische Bewegung aus. Mit seinem Corps gegen Breda herabziehend, als beabsichtige er, diese Festung heimzusuchen, wendete er sich unversehens den Kempen zu, und in Peer und Brey sich festsetzend, benahm er dem Feinde alle Möglichkeit, von Breda oder Herzogenbusch aus den Entsatz von Mastricht zu unternehmen. Die gewaltige Feste fiel und zu Aachen versöhnten sich die streitenden Mächte; im Felde nicht weiter beschäftigt, kam Estrées für die Gesandtschaft an dem Hofe zu Madrid in Vorschlag; er blieb aber in Paris, besuchte fleißig Versailles, und brachte der Göttin des Tages, der Pompadour, mit welcher seine Gemahlin die freundschaftlichste Verbindung unterhielt, seine Huldigungen dar. Der siebenjährige Krieg nahm seinen Anfang. Estrées wurde im November 1756 nach Wien gesendet, um die Operationen des kommenden Feldzuges zu verabreden. Ein willkommener Besuch, seiner amtlichen Stellung nach, erwarb er sich durch seine Persönlichkeit Achtung und Zutrauen; am 1. März 1757 empfing er seine Abschiedsaudienz, und zugleich als ein Andenken der beiden kaiserlichen Majestäten Bildnisse, in reicher Fassung. Wenige Tage vorher (den 24. Febr.) war ihm die Würde eines Marschalls von Frankreich verliehen worden, auf daß er an der Spitze eines Heeres ausführe, was zu Wien im Cabinet besprochen worden. Unmittelbar nach seinem Eintreffen zu Paris (den 18. März) wurde ihm der Oberbefehl der Armee von Teutschland übertragen. Er fand sie im Lager bei Wesel (den 27. April) versammelt, und langsam führte er sie der Weser zu. Vom 8—16. Juli wurde derselben Übergang bewerkstelligt; der Marschall selbst setzte am 15. mit der Reiterei des rechten Flügels durch den Strom. Sofort schrieb er im Hanöverschen Contributionen aus, ließ Göttingen und Einbeck besetzen, und lieferte am 26. Juli bei Hastenbeck die Schlacht, die mit der vollständigen Niederlage des Herzogs von Cumberland endigte. Am 28. folgte die Capitulation von Hameln, und das Heer breitete sich bis zur Leine aus, während der Herzog von Cumberland sich gegen Verden zurückzog. Am 1. Aug. veranstaltete der Marschall im Lager ein Te deum, wobei die ganze Armee Victoria schoß, unter dem unbändigen Freudenruf: „Vivent le roi et le Maréchal d'Estrées!“ Aber Tags vorher hatte der beglückwünschte Feldherr des Königs Schreiben empfangen, wodurch in den gnädigsten Ausdrücken ihm gesagt wurde, daß der Gang der Ereignisse die Vereinigung seiner Armee mit jener des Herzogs von Richelieu fodere, weil aber dieser der ältere Marschall sei, so gebühre ihm auch das Commando. Doch würden Se. Maj. es gern sehen, wenn der Graf bei der Armee bleiben wolle. Daß Estrées dieses nicht wollen könne, begriff selbst Ludwig XV. Am 3. Aug. Abends traf Richelieu im Lager bei Oldendorf ein; am andern Tage war er zu Tische bei Estrées, und gleich darauf legte dieser, eine Unpäßlichkeit vorschützend, sein Commando nieder, um demnächst über Hameln, Paderborn, Hamm und Cöln nach Aachen sich zu begeben. Daselbst brauchte er vom 18. Aug. ab eine Badecur von einigen Wochen, dann trat er die fernere Reise nach Paris und Versailles an. Von dem König sehr gnädig empfangen, vernahm er zugleich den Rath, der Pompadour aufzuwarten. Daß diese ihn zurückgerufen habe in seiner Siege Lauf, um ihn für einige seiner Gemahlin entschlüpfte unbedachtsame Reden zu bestrafen, wie denn auch die Marschallin selbst mit der Verweisung auf ihre Güter bestraft worden, solches war ihm vollkommen bekannt, und er wußte in der ersten Begrüßung der Marquise seinen Unwillen nicht zu meistern. „Madame,“ redete er sie an, „auf Befehl des Königs, meines Herrn, komme ich, Ihnen meine Ehrerbietung zu bezeigen. Ich weiß, wie Sie um mich gesinnt sind, baue aber viel zu fest auf des Königs Gerechtigkeit, als daß ich dergleichen Gesinnung fürchten sollte.“ Die Gerechtigkeit hatte aber gute Lust, dem Sieger von Hastenbeck übel zu lohnen. Maillebois, der bei der Armee das Generalquartiermeisteramt verrichtete, beschuldigte den zurückgesetzten Feldherrn arger Misgriffe, insonderheit, daß ohne seine Lauheit und Halbheit die Schlacht vom 26. Juli viel anders, viel entscheidender habe ausfallen müssen. Begierig wurden diese Beschuldigungen von Allen, die sich der Maitresse gefällig erzeigen wollten, aufgenommen und verbreitet, und selbst von dem Kriegsdepartement hatte Estrées wiederholt bittern Tadel zu vernehmen. Indessen fanden sich auch Stimmen, die des Maillebois Haltung im Felde verdächtigten, und um das Publicum vollends zu enttäuschen, gab der Marschall im Drucke heraus: Eclaircissemens présentés au roi par le maréchal d'Estrées. Diese Schrift, verbunden mit den Bemühungen eines alten Freundes, des Marschalls von Belleisle, nöthigte den König, das Verfahren des angefeindeten Generals durch die Marschälle von Frankreich untersuchen zu lassen, und dieser hohe Gerichtshof sprach am 19. Mai 1758 den Collegen von aller Beschuldigung frei, und billigte auf das Vollständigste seine Operationen, wogegen Maillebois als überwiesener Verleumder seines Grades verlustig erklärt und zu mehrjähriger Haft verurtheilt wurde. Bald darauf (den 2. Juli 1758) wurde Estrées in die Zahl der königlichen Staats-

minister aufgenommen, und ein Jahr später, nach der bei Minden erlittenen Niederlage, schien er dem Hofe von allen Generalen der einzige, der dem Verfalle der französischen Waffen abhelfen könne. Das Commando zu übernehmen, entschuldigte er sich weislich, aber nach dem Rheine zu gehen, um mit eigenen Augen den kläglichen Zustand des Heeres zu schauen und dessen Veranlassung zu erforschen, dieses konnte er dem Ministerium nicht verweigern. Am 24. Aug. traf er im Lager bei Gießen ein, und große Freude verbreitete sich durch die ganze Armee, die mit dem Feldherrn zugleich des Sieges Rückkehr erwartete. Aber der Gefeierte säumte nicht, sie zu enttäuschen. Dem Marschall von Contades, der von ihm, als dem älteren Collegen, die Befehle begehrte, erwiederte er: „nicht die Armee zu commandiren, als Freund und Adjutant ihm zur Seite zu stehen, habe er sich eingefunden. Der einzige Vorzug, dessen er sich rühmen könne, sei die genaue Kenntniß von des Hofes gegenwärtigen Absichten, die mitzutheilen nehme er keinen Anstand. Einander ihre Gedanken offenbarend, ohne daß Einer vor dem Anderen etwas voraus habe, könnten sie diesen Absichten am förderlichsten werden." Die Operationen, in diesem Sinne geleitet, konnten zu keiner besonderen Thätigkeit führen: den ganzen Herbst durch bewahrten die beiden feindlichen Heere eine beobachtende Stellung, und einzig in dem Materiale der französischen Armee hatte Estrées, zu Ende October von ihr scheidend, wesentliche Verbesserung hervorgebracht. Im Febr. 1761 mit dem Gouvernement von Metz und Messin bekleidet, ließ er 1762 noch einmal sich überreden, gemeinschaftlich mit Soubise das Commando der Hauptarmee zu übernehmen, während die Hilfsarmee in Westfalen von dem Prinzen von Condé angeführt wurde. Die beiden Marschälle langten im April im Hauptquartier zu Cassel an, und eröffneten alsbald ihre Operationen, ohne doch ihrem Gegner, dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig, viel anhaben zu können. Vielmehr ließen sie sich im Lager zwischen Grebenstein und Wilhelmsthal (am 24. Juni) dergestalt überraschen, daß sie nur durch den übereiltesten Rückzug unter die Stücke von Cassel der Nothwendigkeit, auf die ungünstigsten Bedingungen eine Entscheidungsschlacht anzunehmen, ausweichen konnten. Doch ließen sie viele Siegeszeichen, Gefangene und Todte in Menge, auch einen ansehnlichen Theil ihres Gepäckes zurück. Der Unfall, der des Prinzen Xavier Corps am 23. Juli bei Speele und Wahnhausen vernichten konnte, wurde theilweise durch des Marschalls von Estrées Dazwischenkunft, der mit einigen Truppen den Feind über die Fulda zurückwarf, abgewendet, und die Armee behauptete sich in ihrer Stellung bei Cassel, bis sie am 19. Aug., um ihre Vereinigung mit dem Prinzen von Condé zu bewerkstelligen, der Wetterau und der Gegend von Frankfurt zuzog. Das vereinigte Heer sollte wieder angriffsweise verfahren, und es schien des Prinzen von Condé Sieg über den Erbprinzen von Braunschweig, bei Friedberg, den 30. Aug. erfochten, eine Reihe von Erfolgen zu verheißen, allein es gelangte die alliirte Armee bald wieder zu der früheren Superiorität, und die Ohm vermochten die Franzosen nicht zu überschreiten, ungeachtet der am 21. Sept. bei der Brückenmühle gelieferten, mörderischen Kanonade, ungeachtet Amöneburg ihnen am 22. übergeben werden mußte. Die beiden Marschälle nahmen hierauf ihr Hauptquartier zu Bauerbach, zwischen Amöneburg und Marburg, während der Prinz Ferdinand in Kirchhain weilte, und beide Armeen verharrten in dieser Stellung, bis am 7. Nov. in dem französischen Hauptquartier ein Courier mit der Nachricht von den am 3. zu Fontainebleau unterzeichneten Friedenspräliminarien eintraf. Wenige Tage vorher (den 31. Oct.) war nach einer heftigen Belagerung Cassel in der Alliirten Gewalt gefallen. Im Januar 1763 wurde Estrées zum Herzog ernannt, ohne Beifügung der Pairie; er blieb auch bis zu seinem Ende Mitglied des geheimen Conseil. Ein schmerzhaftes, innerliches Geschwür gab ihm den Tod (den 2. Jan. 1771), in dem Alter von 75 Jahren. Verheirathet 1739 mit einer Villerées de Campagne, hatte er dieselbe im Juli 1742 verloren. Die zweite Gemahlin, eine Tochter des Staatsministers Ludwig Philogenes Brulart, Marquis von Puisieur, hat ihn überlebt. Im Januar 1744 ihm angetraut, brachte sie Puisieux und Sillery, mit dem berühmten Weinwachs, überhaupt ein Einkommen von 100,000 Livres in die Ehe. Aber gleich der ersten blieb auch diese Ehe kinderlos, und es werden des Marschalls Bruderkinder seine Erben geworden sein. (*v. Stramberg.*)

ESTRÉES. 1) Estrées, Gemeindedorf im französischen Aisnedepartement (Picardie), Canton Catelet, Bezirk St. Quentin, ist 2½ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 894 Einwohner. 2) Estrées, Gemeindedorf im Departement des Nordens (Flandern), Canton Arleur, Bezirk Douai, ist 2 Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 912 Einwohner *). 3) Estrées Déniécourt, Gemeindedorf im Sommedepartement (Picardie), Canton Chaulnes, Bezirk Péronne, liegt 3 Lieues von dieser Stadt entfernt und hat ein Postamt, eine Succursalkirche und 611 Einwohner. 4) Estrées St. Denis, Flecken im französischen Oisedepartement, Hauptort des gleichnamigen Cantons, Bezirk Compiègne, liegt 3 Lieues von dieser Stadt entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichtes, sowie eines Einregistrirungsamtes, und hat eine Pfarrkirche, Leinwandfabriken, Seilerwerkstätten und 1071 Einwohner, welche Getreidehandel treiben. — Der Canton Estrées St. Denis enthält in 20 Gemeinden 10,672 Einwohner. 5) Estrées en Chaussée, Gemeindedorf im Sommedepartement (Picardie), Canton und Bezirk Péronne, hat 101 Einwohner. 6) Estrées la Campagne, Gemeindedorf im Departement des Calvados (Normandie), Canton Bretteville sur Laise, Bezirk Falaise, von welcher Stadt es 3¼ Lieues entfernt ist, hat eine Posthalterei, eine Succursalkirche und 288 Einwohner. 7) Estrées les Crécy, Gemeindedorf im Sommedepartement, Bezirk Abbeville, Canton Crécy, hat eine Succursalkirche und 886 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

*) Im J. 1632 wurde Karl Philipp von Ongnies, Baron von Rollencourt, zum Grafen von Estrées ernannt.

Estregon, s. Artemisia Dracunculus.

ESTRELLA (la Serra de Estrelha, bei den Römern mons Herminius), ein hohes, rauhes Gebirge im portugiesischen Correiçao de Guarda, Provinz Beira, zwischen den Quellen des Mondego und des Zezeré, in dessen höchsten Vertiefungen sich der Schnee fast das ganze Jahr hindurch erhält, wodurch Lissabon in Stand gesetzt wird, sich von hier aus im Sommer mit seinem Schnee- und Eisbedarf zu versorgen. Auf seinem gegen 8000 Fuß hohen Gipfel, welcher eine drei Leguas lange und eine Legua breite Ebene bildet, befindet sich, von starren Felsenmassen umgeben, ein großer See, welcher in vier kleinere, laguna escura, ronda, redonda und de Pachao zerfällt, und dem viele Bäche ihren Ursprung verdanken. Die Estrella ist ein Granitgebirge, auf welchem Sandstein lagert; sie ist auf ihrer Höhe nur strichweise von kleinen Fichten- und Tannenwäldern, Gruppen von Vogelbeerbäumen und einzelnen Birken bewachsen; dagegen finden sich an ihren Abhängen hohe Heiden, Cisten, Erdbeersträuche und Lorbeerkirschen. Sie hat mehre Vorgebirge, unter denen der Val de Besteiros, ein rauher Felsenrücken, sowie die Serra de Bussaco zu nennen sind. Man besteigt die Estrella, auf welcher vom Mai bis zum September unzählige Schafe weiden, aus deren Milch ein vortrefflicher Käse bereitet wird, mit welchem die königliche Familie selbst den Hof in Madrid beschenkt, gewöhnlich von der Villa S. Romaõ aus. Berühmt ist auch ein auf ihr befindlicher Alabasterbruch. (*Fischer.*)

ESTREMADURA, EXTREMADURA. 1) Provinz des europäisch-portugiesischen Reiches. Sie verdankt ihren Namen den alten Königen von Leon, welche die Gewohnheit hatten, bei der Benennung der Länder, welche sie den Mauren abnahmen, vom Duro, lat. Durius, anzufangen, und die über ihn hinausliegenden extrema Durii zu nennen, und liegt zwischen 8° 13′ — 10° 19′ östl. L. und 37° 32′ — 40° 10′ nördl. Br. Ihre Grenzen sind im Norden und Nordosten die Provinz Beira, im Osten und Süden die Provinz Alentejo und im Westen der atlantische Ocean, welcher die meisten ihrer Ströme und Flüsse aufnimmt und nur hier und da in die meist steilen und schroffen Küsten eindringt, um kleine Meerbusen zu bilden. Die in ihn hineinragenden Vorgebirge sind von Süden nach Norden das Cabo Espichel, vier Meilen von Setuval, das Cabo de Roca unter 38° 47′ 20″ nördl. Br. und 8° 15′ 15″ östl. L., welches zugleich die westlichste Spitze des Landes, sowie des gesammten europäischen Festlandes bildet, endlich das Cabo Carvoeiro, gewöhnlich Ponta de Peniche genannt, unter 39° 24′ nördl. Br. und 8° 23′ östl. L. Die Größe des Flächenraumes, welchen diese Provinz einnimmt, schwankt nach den verschiedenen Karten zwischen 366 und 463 □Meilen, und ebenso ungewiß ist man noch über die Zahl der Einwohner, da ihr keine eigentliche Volkszählung, sondern nur eine muthmaßliche Abschätzung nach den Feuerstellen zum Grunde liegt, daher man sie zwischen 620,000 und 701,348, als der niedrigsten und höchsten Angabe, zu suchen haben mag. Die Provinz gehört unter das Appellationsgericht von Lissabon und zerfällt in eilf Correiçoes: Lisboa, Torresvedras, Ribatejo, Alenquer, Leiria, Alcobaça, Thomar, Durem, Chao de Chouze, Santarem und Setuval, welche zwei Städte (Cidades), 115 Marktflecken (Villas) und 492 Kirchspiele mit 175,337 Feuerstellen enthalten. Die Einwohner gelten für die gebildetsten des Reiches und die Provinz für die fruchtbarste desselben, was sie hauptsächlich der herrlichen Bewässerung durch ihre Flüsse verdankt. Zu diesen gehört der aus Spanien herüberströmende Tajo, portugiesisch Tejo, welcher die Provinz in zwei ungleiche Theile trennt. Er tritt mit westlicher Richtung in sie ein, ändert diese bei Abrantes, wo er aus den ihn begleitenden Felsen heraustritt, in eine nordwestliche um, geht dann wieder von Tancos aus in ganz südwestlicher Richtung bei Santarem vorbei, wo sich das Land plötzlich so abdacht, daß man das 10½ geographische Meilen entfernte Lissabon erblickt, bis Salvaterra. Hier theilt er sich in zwei Haupt- und bald darauf noch ein Mal in mehre Zwischenarme — erstere führen die Namen Tejo novo und Mar de Pedro —, vereinigt diese wieder bei Alverca und ergießt sich, nachdem er sein Bette, welches bei Lissabon eine Breite von 2—3 Meilen hat und sich zur Aufnahme großer Flotten eignet, unterhalb dieser Stadt wieder verengt hat, in das Weltmeer. Zu seinem Flußgebiete gehören im Norden der Zezeré, welchen er bei Payo de Pelle aufnimmt, die Lamaraza, Sorraya, der Alenquer und Canha. Obgleich der Tejo schon in Spanien für kleine Fahrzeuge benutzt wird, so dient er doch der größeren Schiffahrt erst in Portugal, welchem Lande er indessen fast noch mehr durch seine Überschwemmungen nützt. Zu den Küstenflüssen gehören die Lena, welche, durch den Liz verstärkt, bei Salir das Meer erreicht, der Chaqueda, welcher bei Cella mündet, und der schiffbare Sadao im Süden bei Setuval. Das Hauptgebirge des nördlichen Theiles ist die nach dem Dorfe Cintra benannte Serra de Cintra, ein felsiges, zackiges Granitgebirge, welches als Fortsetzung der Serra de Estrella betrachtet werden kann und im Cabo de Roca ausläuft. Im Süden ist die Küstenserre Arrabida die bedeutendste. Sie zieht sich von der Mündung des Sadao im Norden von Setuval durch eine weite Sandebene bis zum Cabo Espichel hin. Andere Serren sind die von Alvazeré, die Cabeça de Montachique, die Minas de Cobro, welche auch nach dem gleichnamigen Flecken Serra de Grandola genannt werden. Das Klima ist weniger gesund, als man gewöhnlich annimmt, und für den Fremden, der sich nicht in Acht nimmt [1]), oft lebensgefährlich. Die Hitze beginnt hier mit dem Ende des April und nimmt in den Thälern, zu welchen den Winden der Zugang versperrt ist, eine fast erstickende Höhe an. Selbst in den freiliegenden Gegenden, wo sie

1) Besonders gilt dies von Lissabon. Hat man am Tage die größte Hitze ausgestanden, so empfindet man von 5 oder 6 Uhr an Kälte oder wenigstens bedeutende Kühle. Selbst die einzelnen Straßen haben hier ihr eigenes Klima. Während man in den von Osten nach Westen liegenden von der Sonnenhitze in Schweiß gesetzt wird, weht in den von Norden nach Süden gehenden oft die kälteste Nordluft, und dieser schnelle Wechsel ist die Ursache vieler tödtlicher Krankheiten, vorzüglich für die Ausländer.

durch den im Sommer fast fortwährenden Nordwind gemildert wird, steigt sie bisweilen auf 32 Grad. Dabei regnet es vom Mai bis October nie, oder höchst selten, und vom Julius bis zum October bietet das vertrocknete Pflanzenreich einen traurigen Anblick dar. In diesem Monat beginnt der Regen und mit ihm der Frühling; im Februar und März steht der Roggen oft schon in Ähren, in dem letzten Monat ißt man Zuckererbsen und grüne Bohnen. Der Winter ist hier selten kalt — nur selten friert es, und Schnee und Eis zeigen sich meist nur auf den höchsten Bergkämmen — aber die feuchte Luft ist für den Körper empfindlicher, als die Kälte. Alles dies macht die Einwohner träge und arbeitsscheu, und mäßig und genügsam, wie sie sind, überlassen sie die Sorge für ihren Unterhalt fremden Händen [2]) und der Mutter Natur, die denn auch fast mehr für sie thut, als sie verdienen. Der Boden der Provinz, vorzüglich an den Ufern des Tejo und in den nördlichen Bergthälern, ist äußerst ergiebig [3]), dennoch erbaut man nur für acht Monate hinreichenden Weizen, etwas Gerste, noch weniger Roggen und Hafer. Auch kann man den letztern entbehren, da man nur sehr wenige Pferde hält, sondern ihre verschiedenen Arbeiten durch Ochsen, Esel und Maulesel verrichten läßt [4]). Außer den genannten Getreidearten erzielt man noch Hirse, Hülsenfrüchte, Kastanien, welche, im December und Januar gesammelt, oft die Stelle des Brodes vertreten, Apfelsinen, Citronen, Orangen, Limonien, Pomeranzen, Oliven [5]), viel Kern- und Steinobst, etwas Flachs, Safran und Wein [6]), letzteren im Überfluß. Die Forsten sind unbedeutend und schlecht verwaltet; doch enthalten sie die nützliche Korkeiche, deren Rinde man hier, außer zu dem gewöhnlichen Gebrauche, auch zum Decken der Ställe, zu Bienenstöcken und zu verschiedenen Hausgeräthen verwendet, den Sumach, Cypressen und Fichten, letztere vorzüglich der fünf Meilen lange und zwei Meilen breite Fichtenwald bei Leiria. Diesem Mangel an Holz, verbunden mit der klimatischen Indolenz und der durch den Reichthum der Colonien erzeugten Verachtung der Schätze des heimischen Bodens ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß das Mineralreich so wenig benutzt wird, obgleich sich überall Metalle, Marmor und andere nützliche Steine zeigen. Warme und kalte Mineralquellen finden sich zu Estoril, Oriras und Caldas. Die Schwefelquellen des letzteren Ortes im Frühling und Herbst zu besuchen, gehört zum Modeton. Bellas hat Stahlquellen. Desto eifriger benutzt man das Meer, welchem man sein Salz und seine Fische [7]) abgewinnt, und ebenso die Flüsse. Auch an großem und kleinem Wild hat die Provinz keinen Mangel. Die Industrie beschränkt sich, mit Ausnahme der Hauptstadt, auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, Leinwandweben, Wollespinnen und Töpferarbeiten, und der Handel, welcher überdies noch größtentheils in den Händen der Fremden ist, besteht im Innern nur in einem Austausche der Landesproducte, die auch, nebst Seife, Gold- und Silbertressen, Seiden- und Baumwollenwaaren, den Hauptgegenstand der Ausfuhr machen.

2) **Estremadura**, im Königreiche Spanien. Diese Provinz, welche man als das Mesopotamien des genannten Landes bezeichnen könnte, theils wegen ihrer Lage zwischen und an zwei großen Flüssen, theils wegen der großen Menge hier weidender Schafheerden, gehörte unter den Römern, von den Turdetanern bewohnt, zu Hispania Baetica, und liegt zwischen 10° 21′—13° 3′ östl. L. und 37° 54′—40° 24′ nördl. Br. Ihre Grenzen sind im Norden die Provinz Salamanca, im Nordosten, Osten und Südosten die Provinzen Toledo, Mancha und Cordova, im Süden die Provinz Sevilla, im Westen das Königreich Portugal. Man berechnet ihren Flächenraum auf 665 (Balbi) bis auf 674 □Meilen und ihre Einwohnerzahl, welche sich 1797 auf 428,293 belaufen haben soll, berechnet Balbi 1820 auf 556,800. Sie hat ihren eigenen Generalcapitain, gehört in kirchlicher Hinsicht zu den Sprengeln der Bischöfe

---

2) Die Gallegos, Spanier aus der Provinz Galicien, verrichten, wie überall in Portugal, auch hier die schwersten Arbeiten. Man schätzt ihre Zahl in diesem Lande auf 80,000, von denen die Hälfte auf Lissabon kommt.

3) Weniger gilt das von dem südöstlichen Theile der Provinz, welcher sich als eine dürre, sandige Ebene nach Alemtejo hinüberzieht. Dennoch könnte auch sie, da sie mit Heidekraut, Thymian, Lavendel und andern duftenden Kräutern bedeckt ist, durch Bienenzucht, welcher überhaupt in der Provinz wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird, äußerst nutzbar werden; denn außer dem Honiggewinn würde das Land nicht mehr nöthig haben, seinen Wachsbedarf, welcher sehr groß ist, auswärts aufzukaufen.

4) Die Viehzucht, mit Ausnahme der Schweine- und etwas Rindviehzucht in den nördlichen Theilen, liegt, wie alles Andere, darnieder. Doch zieht man um Lissabon herum auch viele Ziegen, welche die Stadt mit der nöthigen Milch versehen.

5) Das Thal Collares bei dem, Lissabon nahe gelegenen, Dorfe Cintra ist der Obst- und Gemüsegarten dieser Stadt. Muscat- und Wassermelonen wachsen hier in solcher Menge, daß man das Stück für einige Pfennige kauft, und die Obst- und Pomeranzenbäume stehen hier so dicht, daß ihre in einander verflochtenen Zweige ein kühles Schirmdach gegen die Sonne bilden. Die Orangen, welche man in dem Flecken Lumiar bei Lissabon erzielt, werden vorzüglich und selbst den maltesischen gleich geschätzt. Ein einziger Baum trägt 1500—2000, ja zuweilen 2500 Stück. Der Ölbaum ist hier so häufig, daß man Tage lang reisen kann, ohne auf einen andern Baum zu stoßen. Die Oliven reifen im December und Januar. Sie sind zwar kleiner als die spanischen, würden aber doch ein besseres Öl geben, wenn man bei dem Pressen reinlicher verführe. Man macht hier nur die reifen braunen Oliven ein; auf den Tischen der Vornehmen werden jedoch die spanischen, unreif eingemachten, vorgezogen.

6) Der Wein von Estremadura wird unter dem Namen Lisboa und Setuval ausgeführt. Zu dem ersteren gehört der Carcavelos, welcher um Lisboa wächst und süß ist. Der Setuval oder St. Ubeswein gleicht dem Muscateller.

7) Zu Rio Mayor befindet sich die einzige Salzquelle Portugals. Dagegen wird viel Seesalz bereitet und durch dänische und schwedische Schiffe verfahren. Bei Setuval befinden sich an dem Flusse Sadao und dessen Armen gegen 500 und bei Alcacer do Sal 900 hierzu bestimmte Gruben. Sie sind viereckig ausgestochen, gegen 3 Fuß tief und heißen auf portugiesisch Marinhas. Das hier gewonnene Salz, welches im Juni ausgeschaufelt wird, ist großkörnig, wird an der Luft nicht feucht, und ist besser als das, welches am Tajo bei Aveiro und an andern Orten gewonnen wird. Die Fische, welche man im Meere und den Flüssen fängt, bestehen aus Sardinhas, Thunfischen, Muränen, Stören, Lachsen und Sprotten. Letztere machen eine Lieblingsspeise des gemeinen Volkes in Lissabon. Sie werden hier in wandernden Buden, Frigideiras genannt, gebraten und 5—6 Stück derselben für ebenso viel Pfennige verkauft.

von Badajoz (18,000 Dukaten Einkünfte), Coria (26,000 Dukaten Einkünfte) und Plasencia (40,000 Dukaten Einkünfte), und zerfällt in die acht Partidos: Badajoz, Caceres, Alcantara, Plasencia, Serena, Merida und Llerena, welche 7 Ciudades, 228 Villas, 365 Pueblos mit 415 Kirchspielen, 80 Mönchs-, 95 Nonnenklöster und 33 milde Stiftungen enthalten. Die Hauptströme sind der Tajo und die Guadiana, welche, aus der Provinz Toledo kommend, die Provinz, für die Schiffahrt wenig benutzt, in westlicher Richtung durchschneiden, um aus ihr nach Portugal überzugehen. Sie nehmen hier auf, und zwar der erstere den Alagon mit dem Xerte und Arroyo, die Fresneda, die Herja, den Ybar, Salor, Sever und Bracas, die letztere die Flüsse Alcaruche, Lentrin, Guadayra, Ortija, Portales, Albarrajena, Suja, Alcollarin und andere unbedeutende Bäche. Dieser starken natürlichen Bewässerung, welche leicht durch die Kunst vermehrt werden könnte, verdankt der größte Theil des Landes seine große Fruchtbarkeit, obgleich diese für den Getreide-, Obst- und Weinbau, der klimatischen[8]) Trägheit seiner Bewohner wegen, welche lieber mit einer verrosteten Flinte auf dem Rücken bei ihren Heerden, als hinter dem blanken Pfluge hergehen, viel zu wenig benutzt wird. Man baut, vorzüglich in dem fruchtbaren und schönen Valle de Plasencia, in der zwölf Meilen langen und drei Meilen breiten Vera de Plasencia, wo in dem 1410 gestifteten Kloster des heiligen Justus Hieronymus der Kaiser Karl V. sein Leben beschloß, sowie in der Gegend von Caceres Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Bohnen, Erbsen, allein nie hinreichend für den Bedarf der Provinz. Gemüse wird fast gar nicht erzeugt; außer Kastanien, Feigen und Oliven sieht man sehr wenig Obst; ebenso nachlässig wird die Weincultur betrieben, dagegen baut man vielen spanischen Pfeffer, ziemlich hinreichend Flachs, Hanf und Färbekräuter. Nicht ganz unbedeutend ist der Seidenbau und die Bienenzucht. Diese letztere, sowie die Viehzucht, wird sehr von der Natur des Landes begünstigt, in welchem zahlreiche Sierren[9]) mit weiten Ebenen abwechseln, von denen die ersteren größtentheils mit Eichen, Buchen, Fichten, Kastanien, Korkbäumen, Sumach[10]), Myrten- und Lavendelbüschen, letztere aber mit Heidekraut und den nahrhaftesten Futterkräutern bewachsen sind. Diese Ebenen sieht man im Sommer, noch mehr aber im Winter, wo die benachbarten Provinzen ihre Heerden hierher auf die Weide schicken, mit Schafen bedeckt, welche sie in einen ungeheuern Anger verwandeln, auf dem nichts stehen bleibt, als einige giftige Zwiebelgewächse. Außer den Schafen zieht man schöne Pferde, Esel und Maulesel, Rindvieh, Ziegen und Schweine[11]), welche letzteren sich in den Wäldern, außer mit der gewöhnlichen Eichelmast, auch von Vipern und andern Schlangenarten nähren und ein vortreffliches Schinken- und Wurstfleisch geben. Das Mineralreich würde bei gehöriger Benutzung den Reichthum der Provinz sehr vermehren. Man findet Silber, Blei, Platina, Wolfram, Titan, Marmor- und Bausteinbrüche, sowie kalte und warme Mineralquellen, z. B. bei Bejar, wogegen es an Salzquellen und Salpeter mangelt. Die Industrie findet sich fast nur in den Städten und beschränkt sich auf die Verfertigung von grober und feiner Leinwand und ebensolchem Tuche[12]), Seilerarbeiten, Hut- und Handschuhmachen, Seifensieden, Gärben, Töpfer- und Fayencearbeiten, Branntwein- und Essigbereitung. Der Handel besteht in dem Innern in dem Austausche der Producte. Mit Portugal wird ein lebhafter Schmuggelhandel getrieben, und zwar nicht zum Vortheile der Provinz.

Das Klima der Provinz ist einem beständigen Wechsel unterworfen; oft glühend heiße Tage und kalte Nächte, doch gilt dies mehr von der gebirgigen Gegend, als von den Ebenen. Im Sommer ist Regen äußerst selten, starker Thau ersetzt ihn zum Theil. Der Winter mit häufigem Regen beginnt im November. (*Fischer.*)

ESTREMÔZ (Br. 38° 46′, L. 10° 11′), stark befestigte Villa in dem portugiesischen Correiçao de Evora, Provinz Alentejo. Sie liegt an der Straße von Evora nach Portalegre, fast in der Mitte zwischen beiden Städten, in einer schönen und fruchtbaren Gegend auf einer Anhöhe, welche das einer Citadelle gleiche Castell mit der Wohnung für den Commandanten, das Arsenal

---

8) Nach Laruga gewann man in einer jährlichen Ernte 1,212,880 Ctnr. Weizen, 585,000 Ctnr. Roggen, gegen 220,604 Ctnr. Gerste, 75,070 Ctnr. Hafer, 1156 Ctnr. Erbsen und 2228 Wispel Bohnen. Den Ertrag der Feigen schätzt man auf 8915 Ctnr., den der Kastanienwälder auf 1370 Wispel, den gewonnenen Wein auf 43,760 Arrobas. Hiervon werden 53,125 Ohm zu Branntwein, 1000 Ohm zu Essig verwandt, sodaß nur 4376 Ohm gekelterter Wein übrig bleiben. Der Olivengewinn beläuft sich auf 50,259 Ctnr., das daraus gewonnene Öl ist jedoch nicht das vorzüglichste. An Flachs gewinnt man 5925, an Hanf 875, an Färberröthe 45, an Waid 1000 und an spanischem Pfeffer 6000 Ctnr. Der Seidenbau gibt 204½ Ctnr., die Bienenzucht 3375 Ctnr. Honig und 600 Ctnr. Wachs.

9) Unter diesen Sierren ist die Sierra de Bejar die nördlichste, die zur Sierra Morena gehörige Sierra de Guadalcanal die südlichste. Zwischen ihnen liegen die Sierra de Guadalupe mit ihren Verzweigungen, den Sierras de S. Marchal, de S. Pedro, de Fuentes, de Benito, de S. Mamed und Carvajal. Die Sierra de Guadalcanal, zu welcher auch die Sierras de Herrera und S. Maria gehören, war ehemals wegen ihres Metallreichthums berühmt. Für den Bau des Escorial lieferte sie 8,000,000 Livres. Im J. 1785 gewann man noch 522 Mark Silber.

10) Die Eichen gehören größtentheils zu Quercus esculenta. Sie erreichen gewöhnlich nur die Höhe eines gewöhnlichen Birnbaums, bleiben immer grün, und die Eicheln, welche sie tragen, sind klein und haben den Geschmack der Haselnüsse. Die Sumachbäume geben über 9000 Ctnr. Schale. In den südlichen Wäldern findet sich auch der andalusische Stier. Wild ist wenig vorhanden.

11) Die Zahl der einheimischen Schafe berechnet man auf 700,000 Stück, mit einem Wolleertrage von 200,000 Arrobas. Der größte Theil derselben wandert nicht und doch steht ihre Wolle denen der übrigen Merinos wenig nach. Die Zahl der blos gegen ein geringes Weidegeld überwinternden schlägt man auf 4,000,000 an. Außerdem zählte man 19,600 Pferde, 323,423 Ziegen und 225,800 Schweine.

12) Die Merinos geben, nach den verschiedenen Theilen ihres Körpers, viererlei Wolle. Da ein großer Theil derselben schwarz ist, so verwendet man sie zu Geweben für das Inland, und daher kommen die braunen Mäntel, in welche sich die Landleute, besonders in Castilien, kleiden.

und das Pulvermagazin trägt, zerfällt in die obere und untere Stadt, zwischen denen sich ein schöner öffentlicher Platz befindet, und hat drei Pfarrkirchen, sechs Klöster, ein Hospital, ein Armenhaus, 1756 größtentheils kleine und viereckige Häuser und 5—6000 Einwohner, welche Handel treiben und aus einem der Terra sigillata ähnlichen Thone irdene Gefäße verfertigen, deren man sich in ganz Portugal wegen ihrer Porosität zur Abkühlung des Gewässers bedient *). In der Nähe befinden sich auch Marmorbrüche, die einen schönen weißen Stein liefern, welcher polirt dem Alabaster gleicht. Zwei Forts, St. Juan und St. Barbara genannt, vertheidigen zwei die Stadt beherrschende Hügel. Im J. 1801 bemächtigten sich die Spanier dieser Stadt, gaben sie aber bei dem bald erfolgten Frieden wieder zurück. (*Fischer.*)

ESTREUX (der), Fluß, welcher im französischen Departement der Oberpyrenden entspringt, bei Rabastens, wo er den Kanal Alaric aufnimmt, vorbeigeht, und sich nach einem Laufe von ungefähr 14 Lieues unterhalb Maubourguet in den Adour ergießt. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

*) In Kairo bedient man sich zu gleichem Zwecke ähnlicher irdener Gefäße, welche hier Dscherreh heißen, und ich finde in Stephan Schultzen's (er starb als Prediger an der Ulrichskirche in Halle) „Leitungen des Höchsten nach seinem Rath auf den Reisen durch Europa, Asia und Afrika," welche für das Missionswesen und Völker- und Sprachkunde viel Interessantes enthalten, Folgendes über sie aufgezeichnet: Noch etwas vom Nilstrom. Das Wasser desselben ist etwas gelblich, ungefähr wie die Donau in Ungarn; es wird in ledernen Schläuchen durch Kameele in die Stadt getragen, da denn ein jeder Hausvater soviel kauft, als er nöthig hat. Aus den Schläuchen wird es in eine Dscherreh gegossen; dieses ist ein Gefäß von Thon, nicht hart ausgebrannt, hat auch keine Glasur. Die Figur ist oben etwas weit und spitzt sich unten so zu, wie ein Ei, daß es läßt, als wenn man ein Ei von einander schneidet und die beiden Enden wollte stehend machen, so müßte man etwas darunter setzen; ebenso werden diese Dscherrehn auf einem hölzernen Dreifuß gleichsam eingehängt. Je nachdem eine Haushaltung größer oder kleiner ist, braucht man auch mehr oder weniger solchen Dscherrehn. Die größte, welche ich gesehen habe, konnte 10—12 Centner Wasser in sich fassen. Wenn das Wasser hineingegossen ist, trinkt davon ein jeder, der einer gelinden Laxanz bedarf, ungefähr ein Pfund solchen Wassers, und das operirt so gelind und gut als irgend eine laxirende Arznei; indessen stößt man nach Proportion der Dscherreh ein oder zwei Pfund bittere Mandeln so klein, daß man einen Teig machen und eine Kugel daraus formiren kann. Diese Kugel wirft man in die Dscherreh; diese fällt zu Boden und zieht allen Schlamm des Wassers in sich; da hat man in wenig Stunden klares Wasser zum Kochen und zum Trinken. Ferner setzen sie unter den hölzernen Dreifuß ein irdenes, doch mit Glasur versehenes Gefäß, darin filtrirt sich das durch die Poros der Dscherreh dringende Wasser; dieses ist nun so klar wie ein Krystall und so kalt wie Eis. Will man nun ein kaltes Wasser trinken, so gießt man unter ein Pfund klaren, wol aber wärmlichen Wassers etwa 6 Loth von diesem durchgetröpften darunter, da hat man einen solchen kalten Trunk, als wenn Eis in das Wasser gekommen wäre. So kann man das Nilwasser zu seinem Nutzen anwenden, nämlich zum gemeinen Gebrauche, zur Arznei und zur Erfrischung in der Hitze. Als ich im J. 1757 in Halle das Predigtamt bei der St. Ulrichskirche angenommen hatte, konnte ich weder Bier, noch Brunnenwasser gut vertragen; das Bier machte mir Schleim, das Brunnenwasser drückte den Magen, doch die bittern Mandeln waren hier zu theuer, um es recht klar zu machen; ich klagte diesen Umstand dem nunmehr seligen Hrn. Kriegsrath Nitsche, der sich bei mir zum Abendmahl hielte. Dieser hatte einen Sandstein, der ordentlich wie eine kleine Dscherreh formirt war; damit machte er mir ein Präsent. Ich machte gleich nach Ägyptischer Art Gebrauch davon und trinke das durchgetröpfte Saalwasser bis auf den heutigen Tag, wie die Ägypter ihr Nilwasser.

ESTRICH (Ästrich, Östrich), vielleicht derselben Ursprache, aus welcher das griechische Ὄστραχον, Ostrakon, harte Schale, hergekommen ist, entstammtes oder doch nach diesem gebildetes Wort, womit wir heutzutage jeden Fußboden aus künstlichem Steinstoffe bezeichnen.

Der Zweck solcher Fußboden ist Dauerhaftigkeit, Trockenheit, Feuersicherheit in Erdgeschossen und Kellerräumen, Sicherheit in Feuersgefahr in allen Theilen der Gebäude zu bewirken, Dauerhaftigkeit der Fußboden im Freien und Abhaltung aller Feuchtigkeit von den unter solchen Fußboden befindlichen Bautheilen. Die verschiedene Lage bestimmt demnach verschiedene Arten des Estrichs, bei dem übrigens jedes Mal seine Bestandtheile und deren Zusammensetzung, seine Gründung und seine Ausführung, und dann sein Überzug zu berücksichtigen sind.

Bei den alten Griechen waren die Estriche sehr üblich, und nach ihnen besonders häufig bei den Römern; und vielleicht haben die alten Teutschen Wort und Kenntniß davon schon aus ihrem früheren mit den Griechen gemeinschaftlichen Mutterlande mitgebracht, in späteren Zeiten aber die vollkommnere Anlage und feinere Ausbildung des Estrichs von den Römern wieder erlernt. In Folgendem wird dieser bauliche Gegenstand nach Anweisung der Alten und der Neueren *) vorgetragen und hier eingänglich vorausgesetzt, daß die **Festigkeit und Dauer eines jeden Estrichs** in seiner Art hauptsächlich von drei Stücken abhängt, erstens von der Sorgfalt, die man auf Bereitung eines Estrichgemenges verwendet, zweitens von der Art, Güte und Anwendung seiner Bestandtheile, besonders des Kalkes, drittens von dem tüchtigen Schlagen einer jeden Estrichlage.

I. Estriche in den Gebäuden, zu ebener Erde, auf der Erde selbst, und über Gewölben und in Kellern.

1) **Der gemeine Estrich der Alten erster Art,** den sie rudus novum, wir **das frische Steingemenge** nennen, wird auf folgende Weise bereitet, angelegt und ausgeführt: Man nimmt zwei Theile ganz klein gestoßener, frischer Bruchsteine und einen Theil Kalkmörtel, und macht daraus eine wohl durch einander gerührte und gleichvertheilte Mischung. Indessen wird der Raum über den äußeren Wölbungsflächen bis zur erfoderlichen Höhe ausgefüllt und festgestampft, oder auf der Erde selbst

*) *Vitruvius*, De Architectura. Lib. VII. Cap. I et 4. *Cato*, De Agricultura. Cap. 18. *Plinius*, H. N. Lib. XXXVI, 60. 62 et 63. *Palladius*, De Re Rustica I, 9 et VI, 11. *Milizia* in Principii di Architettura civile. (Finale 1781.) Part. III. Lib. III. Cap. 6, ins Teutsche übersetzt und zu Leipzig in 3 Bänden (1784, 1785 und 1786) herausgegeben. *Quatremère de Quincy*, Encyclopédie de l'Architecture. T. I. (à Paris 1788.) article *Aires*. Stieglitz in Encyklop. der bürgerl. Baukunst. 2. Th. (Leipzig 1794.) S. 64 fg. Hirth in Baukunst nach den Grundsätzen der Alten. (Berlin 1809.) XX. Abschn. §. 3—6 und Andere.

die Erde bis zur erfoderlichen Tiefe für die Dicke des Estrichs und seines Überzugs, je nachdem Gebrauch und Umstände diese Dicke bestimmen, etwa 9—18 Zoll tief, von der Höhe an gerechnet, wo sich die Oberfläche des Fußbodens befinden muß, ausgehoben, und der Grund in der bezeichneten Tiefe als eine wagerechte Ebene mit Handrammen überall gleichmäßig festgestampft, wenn er dieses nicht schon in der Beschaffenheit des Bodens selbst ist. Darauf breitet man eine Grundlage, welche die Alten statumen nannten, von etwa faustgroßen Bruchsteinen also aus, daß sie auf der Grundebene dicht neben einander liegen, trägt auf diese das zubereitete, frische Gemenge, und schlägt es, wenn es anfängt zu trocknen, mit Handrammen so lange zusammen, bis es in alle Zwischenräume der unteren Steinlage eingedrungen ist, mit der es dann vollkommen ausgetrocknet ein innig verbundenes Ganze bildet. Darauf kommt nun, wenn seine Oberfläche geebnet und abgeglichen ist, der Überzug in Fliesen, Steinplatten und dergl., oder auf irgend eine andere Art, wovon weiter unten an mehren Stellen und besonders unter IV. gehandelt wird.

2) Der gemeine Estrich der Alten zweiter Art, den sie rudus redivivum, wir das Abgang- oder Schuttgemenge nennen. Man nehme zur Mischung 5 Theile alter Estrich- oder Mauertrümmer und 2 Theile Kalkmörtel, und verfahre im Übrigen ebenso, wie im Vorhergehenden beschrieben wurde. Dieser und der vorige Estrich kann jedes Mal in seiner Einfachheit in allen oben zuerst erwähnten Lagen in den gewöhnlichen Fällen gebraucht werden, und auch die Fußboden der Schafställe können wir nach dem Beispiele der alten Römer mit einem oder dem anderen dieser Estriche beschlagen. Viele derselben findet man noch in den Überbleibseln alter Gebäude in Italien; auch der Fußboden über den ersten Arkaden des Colosseo zu Rom ist aus solchen Gemengen verfertigt.

3) Der gemeine Estrich der Alten dritter Art, ex glarea et calce arenato, der Kieselestrich, wurde aus grobem Kiese und feinem Kalkmörtel gemischt und als Zwischenlage zusammengesetzter Estriche angerathen. Er kann aber auch in gemeinen Gängen und anderen dergleichen Räumen als für sich bestehender Estrich auf dieselbe Art, wie die unter 1 und 2 gefertigt werden; doch muß man den Kies, der aus Flußbetten gewonnen wird, vor dem Gebrauche lange der Sonne ausgesetzt trocknen lassen. Dabei wird zugleich eine Mischung von ganz kleinen Bruchsteinen und Kalkmörtel als unterste Lage auf der Grundebene empfohlen.

4) Der Ziegelestrich oder Signische Estrich, pavimentum testaceum oder Signinum der Alten, besteht aus 3 Theilen zerstoßener, gut gebrannter Ziegel und einem Theile Kalkmörtel, wohl gemischt und beim Baue ebenso behandelt, wie die unter 1, 2 und 3. Dieser übertrifft aber jene an Festigkeit und Undurchdringlichkeit beiweitem, und wurde deswegen auch zur Pflasterung der Wasserbehälter und Wasserleitungen, und aller Fußboden, wo das Durchdringen oder Eindringen der Feuchtigkeit zu befürchten war, mit Vorzug gebraucht. Häufig findet man ihn heute noch in den Überbleibseln und unter den Trümmern alter Gebäude in allen Theilen der ehemaligen Römerwelt. Seine Namen bekam er von seinem Hauptmischungstheile, dem gebrannten Ziegel und von der Stadt Signia im alten Latium, die heutzutage unter dem Namen Segni im Kirchenstaate berühmt ist. Wegen der Art des Gebrauches dieser Mischung bei zusammengesetzteren Estrichen und wegen der ungemeinen Härte, zu welcher sie, wenn sie vollkommen trocken ist, gelangt, nannten sie die alten Römer auch nucleus, Kern, und schlugen daraus nicht allein Estrich, sondern bewarfen damit auch die Mauern und die Deckengewölbe an feuchten Orten und in den warmen Bädern. Sie nannten solche Wände parietes Signinae und die also ausgebauten Gemächer camerae Signinae. Diese Bauart überhaupt hieß aber opus testaceum und Signinum. Im Latein des 6. und der nächstfolgenden christlichen Jahrhunderte hieß solcher Estrich ostracus.

5) Der griechische Estrich, pavimentum Graecanicum der Alten, wird nach ihrer Anweisung für die Fußboden der Winterzimmer zu ebener Erde auf folgende Weise verfertigt: Man grabe einen Raum von etwa 2 Fuß Tiefe unter der bestimmten Ebene des Fußbodens aus, wenn derselbe nicht etwa schon durch die Anlage des Baues vorhanden ist, und verfahre zur gleichmäßigen Befestigung der Grundebene, wie oben unter 1 gelehrt wurde. Auf die Grundebene schlage man dann einen der oben unter 1, 2 und 3 beschriebenen Estriche, an sehr feuchten Orten am sichersten den unter 4 gerühmten, etwa 1 Fuß stark und darüber und versehe denselben auf seiner geebneten und wagerecht abgeglichenen Oberfläche mit kleinen Abzugsgräben oder Luftzügen, die mit gut gebrannten Mauer- oder Pflasterziegeln bedeckt werden und ihre Mündungen außerhalb der Umfassungsmauern im Freien oder bei tieferer Lage in einem dort erbauten Graben erhalten müssen. Über diesen Estrich wird nun eine Lage von Kohlen, etwa ½ Fuß hoch, festgestampft und geebnet, und darüber eine Mischung, die aus Sand, Kalk und Loderasche besteht, ebenfalls ½ Fuß dick aufgetragen. Diese letztere mit dem Richtscheite und der Setzwage abgeglichen und ihre Oberfläche mit Hilfe eines Schleifsteines geglättet nimmt eine schwärzliche Farbe an und ist sehr zähe. Solcher Estrich saugt gleich jede Flüssigkeit ein, die durch irgend einen Zufall oder eine Beschäftigung verschüttet wird, bleibt stets trocken und so warm, daß man mit bloßen Füßen darauf gehen kann, ohne die mindeste Kälte zu empfinden. Er ist daher nicht nur für alle Wohnzimmer zu ebener Erde zu empfehlen, sondern auch für die Kellerräume, die zu Küchen, Zuckerbäckereien, Speisevorrathskammern und dergl. bestimmt sind, oder auch, wie es gar oft der Fall ist, zu Wohnungen dienen sollen.

6) Der Kellerestrich nach Art der Alten wird empfohlen, um vollkommen wasserdichte und trockene Keller auch in Gegenden zu haben, wo der Andrang des Grundwassers stark ist. Zuerst wird einer der gemeinen Estriche, wie oben unter 1, 2 und 3, etwa 1 Fuß dick

geschlagen, und darauf der unter 4 beschriebene Ziegelestrich wenigstens 6 Zoll dick angebracht. Auf diesen legt man nun den Überzug aus steinernen Platten von der nöthigen Stärke und mit der zu einem Keller gehörigen übrigen Einrichtung versehen; man s. den Art. Keller.

7) Die italienischen Estriche sind den Estrichen der alten Römer nachgebildet. Sie bestehen aus ähnlichen Gemengen, und unterscheiden sich von jenen hauptsächlich durch die eigene Art ihres Überzuges und dadurch, daß die oben unter 1 beschriebene Steingrundlage, das statumen der Alten, nie stattfindet, sondern ein Steingemenge oder ein Schuttgemenge als erste Lage selbst die Grundlage ausmacht. Darüber wird ein Ziegelgemenge angefertigt und zum Überzuge ein bunter Estrich genommen; man s. hier unten am Ende von 7 und weiter unten unter IV.

In Venedig heißt man solchen Estrich Composto und Terazza, und in Neapel Lastrico. Der Ruhm seiner Vortrefflichkeit gründet sich auf die wirkliche Beobachtung der Bedingungen eines guten Estrichs, die Eingangs dieser Abhandlung vorausgesetzt wurden. Er wird sowol zu ebener Erde auf der Erde selbst und auf Gewölben, als auch in den Geschossen und auf Balkenlagen gebraucht, und das Verfahren der Italiener ist folgendes: In den beiden ersten Fällen wird eine Grundlage von dem frischen Gemenge gemacht, indem man kleine rohe Bruchsteine mit so vielem guten Kalkmörtel vermischt, daß derselbe die Zwischenräume, welche die unregelmäßigen Gestalten der ersteren bei ihrem Nebeneinanderliegen veranlassen, gehörig ausfüllen kann, und dann diese erste Lage tüchtig und in mehren Zwischenräumen wiederholt festschlägt; im anderen Falle wird aber statt dieser Grundlage der vorbereitete hölzerne Boden, man s. unten unter II., zuerst mit einer Lage von Stroh bedeckt. Dann mengt man zertrümmerte Stücke von gut gebrannten Dach- und Mauerziegeln, meistens von beiden zugleich, mit Kalk, sodaß letzterer 1 Theil und erstere 2 Theile des Ganzen ausmachen, und treibt dieses Gemenge so lange unter einander, bis es einen Mörtel von mittelmäßiger Dicke darstellt. Dieses wird nun 4—5 Zoll dick aufgetragen und vermittels eines Rechens mit eisernen Zähnen wohl geebnet. So läßt man diese Lage einen bis zwei Tage, je nach der Jahreszeit oder Witterung, stehen. Wenn sie nun eine gewisse Zähigkeit erlangt hat, so schlägt man sie mit einem eisernen Stabe, dessen zum Schlage bestimmtes Ende sehr flach und in Gestalt einer Zunge gerundet ist. Das Schlagen wird längs einer Mauer angefangen, sodaß die Spur jedes Schlages auf dem Gemenge eine etwa winkelrechte Richtung gegen die Mauer hat, und so nach der gegenüberstehenden Mauer rückwärts gehend fortgesetzt, bis die ganze Oberfläche zum ersten Male geschlagen ist. Darauf durchschlägt man sie zum zweiten Male also, daß diese Schläge die Spuren der ersten fast winkelrecht durchkreuzen. Fühlt man nun an dem Widerstande des Schlägels, daß diese Lage hinlänglich fest ist, so ist eine zweite Lage, auf der Erde und über Gewölben ist es die dritte, von gleichem Gemenge bereitet, nur daß die Ziegelstücke zu dieser ganz klein zertrümmert und dann noch durch ein Haarsieb geworfen wurden. Diese Lage wird 1 Fuß dick aufgetragen und zwar mit Maurerkellen, die lange Stiele haben, damit sich die Arbeiter nicht zu sehr bücken dürfen. Ist sie nun gehörig geebnet, so wird ihre ganze Oberfläche mit vierkantigen bunten Steinchen, gewöhnlich von zertrümmerten Marmorstücken und oft nach einem beabsichtigten Farbengemische, mit den Händen belegt oder besäet, die mit Handrammen in das noch nicht ganz trockene Gemenge eingedrückt und endlich mit einer 2½ Fuß langen und 10—11 Zoll dicken steinernen Walze überwälzt werden, bis sie mit dem Gemenge vollkommen vereinigt sind. Bei diesen Arbeiten gehen die Leute auf Bretern oder dicken Matten, damit sich ihre Tritte in die noch weiche Oberfläche nicht eindrücken. Hat nun die Lage oder vielmehr dieser Überzug einige Festigkeit erlangt, so wird sie wie die vorige geschlagen, und zwar mehre Male, jedes Mal am dritten Tage. Nach Verlauf von zehn bis zwölf Tagen beginnt die Ausarbeitung der Oberfläche. Sie wird zuerst mit einem harten Kiessandsteine, der am Ende eines Stockes befestigt ist, unter Zugießung von Wasser so lange abgerieben, bis alle Marmorstücke sichtbar sind; und weil durch diese Arbeit die Verbindungsfugen etwas verdorben werden, so verstreicht man sie nun mit einer Art von Kitt aus farbigen oder beliebig gefärbten Erden und Kalk zusammengesetzt, mit dem man die entstandenen Leerfugen ausfüllt und ihn vermittels eines harten, feinen Steines einreibt. Darauf wird die ganze Oberfläche mit einem Eisen, das einer Kelle ähnlich, nur schmäler und dicker und unten etwas abgerundet ist, geglättet, und zuletzt mit heißem Leinöl ein Mal oder zwei Mal überzogen, das ziemlich tief eindringt, und sowol des Estrichs Festigkeit, als auch des Glanzes Dauer erhöht.

8) Der französische Estrich wird als eine Verbesserung der Estriche der Alten angerühmt, und bei seiner Bereitung, Anlage und Ausführung folgendes Verfahren vorgeschrieben: Bei feuchtem Boden wird die Erde 1½—2 Fuß tief ausgehoben, bei trockenem Boden ist eine Tiefe von 1 Fuß hinlänglich. Ist nun die Grundfläche recht fest getrieben, so wird die erste Schicht darauf geworfen, welche aus harten Steinen und einem Kalkmörtel mit Hammerschlag und Eisenschlacken vermischt bestehen und die Hälfte der ausgegrabenen Tiefe erfüllen soll. Die zweite Schicht besteht aus Stücken von Bruchsteinen und Kieseln mit einem Mörtel aus zwei Theilen Kalk und einem Theile Sand gemischt; diese wird so lange aufgeschüttet und fest getrieben, bis nur noch 2 Zoll, unter Umständen, wo eine starke Beplattung gefodert wird, wol auch 2½—3 Zoll, bis zur Oberfläche des Fußbodens übrig sind. Die dritte Schicht, aus einer Mischung von ⅓ Kalkes, ⅓ Cementes und ⅓ zu Staub gestoßenen Marmors oder anderen harten Steines zusammengesetzt, wird 1½ Zoll dick geschlagen und die noch übrige ½ zöllige Tiefe entweder mit einem bunten Estriche oder mit Marmorplättchen oder einem anderen Überzuge zur Bildung des Fußbodens ausgefüllt.

9) Der Gypsestrich. Auch dieser findet zu ebe-

ner Erde und über Gewölben, doch mit Vortheil nur in trockener Lage, seine Anwendung. Als seine Grundlage wird zuerst ein gemeiner Lehmestrich geschlagen; von seiner Bereitung s. man weiter unten unter II, 3.

10) Der gemeine Lehmestrich zu ebener Erde, sowie er in den Bauernhäusern gebraucht wird, ist von einfacher Bereitung: Der fette Lehm wird mit Thon vermischt und etwa so hoch aufgeschüttet, als man zur gewünschten oder bestimmten Dicke des Fußbodens für nöthig achtet. Sofort läßt man ihn mit Wasser begießen, zuerst durch Pferde oder Ochsen wohl austreten und dann mit Schlägeln oder Pritschbläueln fest zusammentreiben. Wenn die Oberfläche auf solche Weise nach und nach geebnet ist und nun beim Eintrocknen hier und da Risse entstehen, wird sie mit Sand dünn überstreut, abermals mit Schlägeln bearbeitet, und so fortgefahren, bis sie völlig trocken und hart wird, ohne ferner Risse zu zeigen.

11) Der Tennenlehmestrich ist der festeste aller Lehmestriche, und besonders für die Landwirthschaft von großer Wichtigkeit. Er wird auf zwei verschiedenen Wegen, auf dem trockenen und auf dem nassen Wege, bereitet. Zu den sogenannten trockenen Tennen wird Lehm gewählt, der nicht fett, mehr thonig als lehmig ist, und frisch in seiner eigenthümlichen Erdfeuchtigkeit durch Schlagen mit Pritschen und Treten mit Füßen so lange durchgearbeitet, bis er ein fester Teig geworden ist. Während dieser Arbeit werden zugleich alle Steine und harte Klumpen herausgenommen, und der Lehm, wenn er etwa zu trocken werden wollte, durch Begießen mit Wasser angefeuchtet. Der fertige Teig wird nun in der Scheunenflur für einen 18 Zoll dicken Estrich aufgeschüttet, mit Spaten wagerecht abgeglichen und geschlagen; dann von einer gehörigen Anzahl Menschen mehre Stunden hinter einander mit den Füßen Tritt neben Tritt möglichst gleich und eben getreten, damit weder im Inneren der Dicke Höhlen, noch auf der Oberfläche Vertiefungen bleiben. Sofort wird die ganze Oberfläche mit Pritschbläueln fest geschlagen und geebnet, wobei die Arbeiter auf Bretern gehen, damit ihre Füße keine Eindrücke in den Lehm machen, an einem Ende der Scheunenflur anfangen und bis an das andere Ende fortrücken. Nach dieser Arbeit bleibt der Estrich 48 Stunden lang ruhig liegen, um soweit zu trocknen, daß der Lehm nicht mehr an den hölzernen Schlägeln hängen bleibt. Hierauf wird der ganze Boden abermals und zwar mit Dreschflegeln Schlag neben Schlag festgeklopft, und nach diesem wieder einen Zeitraum, von 24 Stunden, in Ruhe gelassen. Nun fängt der Lehm an, vollkommen auszutrocknen und ebendarum hier und da aufzureißen. Man muß daher das Schlagen mit Dreschflegeln wiederholen und damit nach gehörigen Zwischenräumen so lange fortfahren, bis sich keine Spur von Rissen mehr zeigt. Ist der Estrich nun soweit fertig, so wird seine Oberfläche entweder mit Rindsblut oder mit Theergalle übergossen, und dieser Überguß mit einem Besen geebnet, damit er sich überall gleichmäßig einziehe. Auf 12—15 Fuhren Lehm, welche für einen solchen Estrich von 18 Zoll Dicke, 15 Fuß Breite und etwa 36 Fuß Länge erfoderlich sind, werden 4—5 Eimer der genannten Flüssigkeit gerechnet. Auf diese noch feuchte und zähe Flüssigkeit wird jetzt ein Karren voll Hammerschlag gestreut; dieser zuerst eingetreten und dann in den folgenden Tagen alle 24 Stunden, jedes Mal eine Stunde lang, mit Dreschflegeln festgeschlagen, bis Alles vollkommen hart ist, und nach etlichen Tagen auch nicht das geringste Rißchen mehr wahrgenommen wird. Andere Baumeister und Landwirthe verwerfen für Tennen diesen Gebrauch des Hammerschlages, sowie auch das Vermischen des Lehmes mit Haaren und Wolle, welches von Einigen empfohlen wird, und zwar, weil diese Theile sich beim Dreschen nach und nach von der Oberfläche ablösen und das Getreide verunreinigen.

Das Verfahren auf dem nassen Wege wird, wie folgt, gelehrt. Man grabe den Boden da, wo es nöthig ist, wo nämlich die Tenne mit der äußeren Bodenfläche wagerecht oder doch nur ein Wenig über derselben erhöht liegen soll, etwa 1 Fuß tief und darüber aus, ebene die Grundfläche und fülle das Ganze mit kleinen Kieseln, die eben gerechet und fest zusammengestoßen werden. Über diese Kiesellage bringe man eine etwa 4 Zoll dicke Lage trockenen, klein geschlagenen fetten Thones und stampfe auch diesen fest. Darauf schütte man nach und nach mit Wasser verdünnten Thon, so wird sich die Feuchtigkeit in die untere trockene Lage hineinziehen und die obere leicht erhärten. Hier aber entstehen Risse; diese schlägt man jetzt mit Pritschbläueln sorgfältigst zusammen, bis die Oberfläche vollkommen geebnet und der Estrich trocken ist. Nun nimmt man Rindsblut, zur Hälfte mit Wasser und mit dem feinsten Thone vermischt, und trägt diese Mischung mit einem Maurerpinsel auf. Wenn dieser Überzug trocken ist, wiederhole man ihn noch einige Male, und so lange, bis keine Risse mehr sichtbar werden.

Zum Schutze und zur Erhaltung der Estriche in den Scheunenfluren ist hauptsächlich nöthig, daß jährlich vor der Ernte alle etwa entstandenen Vertiefungen und Abbröckelungen mit Rindsblut oder Theergalle und fein geschlagenem Lehm wieder ausgeglichen, und daß jedes Mal beim Einführen der Wagen Breter dahin gelegt werden, wo die Räder längs über die Tenne laufen.

II. Estriche über Gebälken in den Geschossen.

Hier ist vor allen Dingen zu sorgen, daß die Balken die gehörige Stärke und eine so hinlängliche Unterstützung haben, oder auf irgend eine Weise erhalten, daß das Gebälke nicht nur den ihm durch den Gebrauch des Fußbodens bestimmten Lasten, sondern auch der Last des Estrichs einen solchen Widerstand leiste, der alle Senkung unmöglich macht. Auf das so beschaffene Gebälke wird nun, sowol zur Vertheilung der Last und der erschütternden Bewegungen, als auch zur sicheren Anfertigung des Estrichs und gegen das Durchfallen staubartiger Theile eine Bedielung, wol auch eine doppelte, angebracht, deren jede Lage, oder wenigstens die untere, aus gespundeten Bretern bestehen soll, auf welcher jedenfalls die obere so aufzuschlagen ist, daß sie die Fugen der unteren deckt.

Die Bedielung wird nun, nach der Lehre des Vitruvius, mit Farrenkraut oder, in dessen Ermangelung, mit Spreu bestreut, damit die, Estrichgemengen beigemischten, ätzenden Theile, wie Kalk, das Holz nicht unmittelbar berühren und stockend machen. Statt des Farrenkrautes wird heutzutage auch Häckerling, trockenes Laub und dergl. genommen, oder auch die Bedielung mit Lehm als Grundlage für den Estrich beschlagen. Darauf werden nun die verschiedenen Arten von Estrich geschlagen.

1) Der Estrich der alten Römer nach der Lehre des Vitruvius. Auf die ebenbezeichnete Unterstreuung werde zuerst die Steingrundlage, das statumen, und darüber entweder das frische Steingemenge oder das Schuttgemenge gegossen, man s. oben I, 1 und 2, und mit hölzernen Handrammen gehörig festgestampft und geebnet. Diese Lage soll nicht weniger als 9 Zoll in der Dicke haben. Auf sie folge das Ziegelgemenge, man s. oben I, 4, wenigstens 6 Zoll dick geschlagen, gehörig geebnet und abgeglichen, und dann ein Überzug, wie er sich für den bestimmten Gebrauch des Fußbodens schickt.

2) Nach ähnlichen Verfahren und Maßen, wie eben unter II. und II, 1 berührt wurden, können auch alle anderen oben unter I, 5. 7 und 8 beschriebenen Estriche, und in ihrer Einfachheit auch die Estriche I, 1. 2. 3 und 4 über Balkenlagen in den Geschossen geschlagen werden.

3) Der Gypsestrich. Wenn das Gebälke nach den oben unter II. angezeigten Rücksichten besteht und nach der dort gegebenen Anweisung die Bedielung gefertigt, ja bei ausgefüllten Balkenfächern auch ohne Bedielung, wenn nur über der Ausfüllung und den oberen Balkenflächen durch einen Lehmestrich eine mit Richtscheit und Setzwage abgeglichene Ebene hergestellt ist, so wird hierauf der Gypsestrich 1—2½ Zoll dick, je nachdem es die Bestimmung des Raumes oder seines Fußbodens fodert, auf folgende Weise gegossen und geschlagen: Zuvörderst wird in einer Entfernung von 3—3½ Fuß von einer der Zimmerwände und mit ihr gleichlaufend eine Latte, deren Höhe nach der bestimmten Dicke des Gypsbodens abgerichtet ist, mit ihrer Höhe senkrecht und mit ihrer schmalen Seite vollkommen wagerecht zwischen den beiden anderen gegen einander überstehenden Wänden befestigt, und dadurch ein so breites Feld abgetheilt, daß solches mit einem Streichholze bequem überfahren werden kann. Da sich nun der Gyps in einem solchen Raume in einer Zeit von 36—48 Stunden etwa um 1 Zoll nach allen Seiten ausdehnt, so muß auch an den Wänden herum durch Legung von Lehrlatten für ebenso viel Spielraum gesorgt werden; denn ohne diese Vorsicht würde sich der Gypsboden bei der Ausdehnung heben und seine Oberfläche uneben werden. Während der Anlage dieses Feldes wird der Gyps mit Wasser in Wannen vermittels Kalkhacken zu einem dünnen Brei gerührt. Der Gyps selbst muß aber gut gebrannt und darf nicht alt sein, auch weder Nässe an sich gezogen haben, noch lange eingewässert stehen bleiben, wenn der Guß nicht mislingen soll. Nun wird der Gyps mit Eimern ausgeschöpft, mit möglichster Geschwindigkeit hinter die Latten ausgegossen und mit dem Streichholze nach den Lehrlatten geebnet. Nach einer Viertelstunde nimmt man die Latten hinweg und ordnet das angrenzende Feld, welches dann ebenso wie das erste und sofort der ganze Boden behandelt wird. Etwa 24 Stunden nach dem Gusse hat der Estrich soviel Festigkeit erlangt, daß man Breter darüber legen und auf denselben gehen kann. Er wird nun mit sogenannten Gypshölzern, die wie halbe Walzen gestaltet und an einem Ende mit einem Stiele versehen sind, mit der geraden Fläche derselben überall sorgfältigst geschlagen, welches nach einem Zeitraume von 5—6 Stunden wiederholt wird. Zuletzt wird die Oberfläche mit kleinen eisernen Schlittschuhen oder Maurerkellen, man vergl. oben unter I, 7 am Ende, geglättet. Von den Vortheilen der Gypsboden bei Krünitz in Ökonom. Encyklopädie. II. Th. S. 658 und 659.

4) Der gemeine Lehmestrich über Gebälken ist nicht nur allein für die obersten Boden der landwirthschaftlichen Gebäude, als Viehställe, Schuppen u. s. w., und für die Wohnstuben der Bauernhäuser, sondern auch für alle Dachboden auf dem Lande und in der Stadt größerer Feuersicherheit und Wohlfeilheit wegen zu empfehlen. Auch dieser Estrich kann unmittelbar auf die Balken und die Ausfüllung der Balkenfächer, man vergl. oben unter II, 3, angelegt werden. Er muß aber tüchtig geschlagen und wenigstens 4 Zoll dick sein. Auch kann man ihm durch Zusätze und weitere Bearbeitung, man s. oben unter I, 11 gegen Ende, eine größere Festigkeit und bequemere Benutzung der Bodenfläche verschaffen.

III. Estriche im Freien.

a) Auf Erdwällen und in Höfen, unter welchen keine Raumabtheilungen zum wohnlichen Gebrauche angelegt sind.

Hier sind alle oben unter I, 1. 2. 3 und 4 angezeigten und andere einfachen Estriche, ein jeder für sich allein, hinlänglich, wenn nur neben der erfoderlichen Neigung der Fußbodenfläche gegen die Abzugsrinnen für einen Überzug gesorgt wird, der den brennenden Sonnenstrahlen sowol, als auch dem Winterfroste, überhaupt der Witterung, in dem Maße, als es die Bestimmung des Ortes oder der Wunsch des Bauherrn fodert, widersteht, und auch durch eine glatte Oberfläche den Abzug des Wassers und somit die Trockenheit des Fußbodens begünstigt.

b) Über Balkenlagen und über Gewölben, unter welchen Wohnungen oder andere zum häuslichen Gebrauche bestimmte Räume angelegt sind.

1) Der Estrich der alten Römer nach der Lehre des Vitruvius. Nachdem man auf die Dicke und Festigkeit der Gewölbe die geeigneten Rücksichten genommen und bei Balkenlagen die gehörige Vorsorge getroffen hat, auf welche oben unter II. hingewiesen wurde, so wird jedenfalls zuerst die doppelte Bedielung und auf derselben die Bestreuung angeordnet. Darauf erfolgt die

Steinunterlage, das statumen, und nach ihr das frische Steingemenge, welches aber hier für solchen Estrich im Freien aus 3 Theilen Bruchsteinen, 1 Theile zertrümmerter Ziegel und 2 Theilen Kalkmörtel bestehen muß. Es muß, wie oben unter I, 1 gelehrt ist, behandelt werden, und wenn es vorzüglich fest und wiederholt zusammengeschlagen ist, wenigstens noch 1 Fuß Dicke, von der Bedielung an gerechnet, behalten. Hierauf kommt der Ziegelestrich oder Kern, der oben unter I, 4 beschrieben ist, und zwar 6 Zoll stark, und auf diesen ein zweckmäßiger Überzug, von dem nachher.

Sollte man aber glauben, lehrt Vitruvius weiter, noch sorgfältiger dabei verfahren zu müssen, wie es wol in kalten Himmelsstrichen der Fall sein mag, so lege man gleich auf das wohl zusammengetriebene frische Steingemenge einen Boden von etwa 2 Fuß ins Gevierte großen und 3 Zoll dicken, gut gebrannten Ziegeln in Kalkmörtel. Diese Ziegel sollen ringsherum in ihren schmalen Seiten etwa fingerdick starke Kehlen haben, durch gegenseitiges Aneinanderreiben dieser Seiten genau zusammengefügt und die Kehlen mit Kalk, der in Öl angemacht ist, reichlich angefüllt werden. So wird der in den Kehlen erhärtete Kalk weder Wasser, noch sonst etwas durch die Fugen dringen lassen. Auf diese Lage gut verkitteter Ziegelplatten wird nun erst der oben erwähnte Kern geschlagen, dann der Überzug aus großen, viereckigen, 2 Zoll dicken Marmorplatten, oder aus dem ährenähnlichen Pflaster von gebrannten Ziegeln gebildet; man s. den Art. Fussboden.

Zum Abzuge des Wassers soll man einem solchen Fußboden je auf 10 Fuß 2 Zoll Fall geben, seine Fugen verkitten und ihn jährlich vor Winter mit Öldrüsen sättigen, damit Reif und Frost nicht eindringen und den Estrich schadhaft machen.

Die auf solche Weise ausgeführten Estrichboden sind so dauerhaft, daß man noch viele derselben sehr gut erhalten an verschiedenen Orten, besonders in Rom und seiner Umgegend, findet. In der Villa Hadriana bei Tivoli, sowie auch zu Pompeji, sieht man in den Mauerwinkeln noch Theile von Estrich, der auf die Bedielung geschlagen war, sich frei schwebend halten, da Dielen und Unterlagen, vom Zahne der Zeit zernagt, längst herabgefallen und zernichtet sind. Man kann alle oben beschriebene Schichten des Estrichs sehr deutlich unterscheiden, und darunter an dem Mauerwerke noch die Spuren von der Dicke der Dielen und die Löcher von den rostähnlich zusammengefügten Unterlagen wahrnehmen.

2) Der Estrich der Italiener. Unter Beobachtung der eben unter b 1 eingänglich anbefohlenen Vorsorge wird auch das Verfahren der Italiener ganz so, wie es unter I, 7 beschrieben wurde, für die Estriche im Freien über Geschossen mit Vorzug angewendet, wenn der dort beschriebene oder ein ähnlicher Überzug mit den geeigneten Ölen oder Ölmischungen gegen die Einwirkungen der Witterung getränkt und für die nöthige Neigung der Fußbodenfläche gesorgt wird.

3) Estrich der Neueren etwas verschiedener Art. Wenn die eben unter b 1 erwähnten Rücksichten genommen und die entsprechenden Vorkehrungen getroffen sind, so wird über das bestreute oder auf irgend eine Art bedeckte Holz der Bedielung eine Schicht irgend eines der unter I, 1. 2. 3 und 4 beschriebenen Kalkestriche, wovon freilich der unter 4 der trefflichste ist, wenigstens 1 Fuß dick nach bereits gegebener Vorschrift geschlagen. Auf ihre abgeglichene Oberfläche wird ein festes, möglichst undurchdringliches Fliesenpflaster, ähnlich dem eben hier unter b 1 beschriebenen, gelegt, zu dessen Verkittung die Neueren eine Mischung von Kalkmehl, Öl und Baumwolle empfehlen, um damit die hohlen Röhren auszustopfen, welche die in den Fugenseiten der Pflasterziegel angebrachten Kehlen nach der Zusammenfügung bilden. Darauf gießt man nun die schon von den Alten im griechischen Estriche, man s. oben unter I, 5, angewandte Mischung von Sand, Kalk und Asche, schlägt sie wenigstens ½ Fuß dick tüchtig zusammen, gleicht sie nach der erfoderlichen schiefen Ebene ab und belegt sie mit einem verkitteten Pflaster von Marmorplatten oder gut gebrannten Fliesen. Der Kitt hierzu besteht aus Kalk, der in altem Leinöle gelöscht und mit Quark, zerstoßenem Glase, klein zertrümmerten Kieselsteinen und gesiebtem Hammerschlage vermengt wird. Wenn nach dem Verkitten bei großer Sommerhitze die Ziegel oder Fliesen recht erwärmt sind, zerläßt man Harz, Terpentin und Wachs in einem Tiegel und bestreicht damit den ganzen Ziegelboden, und wenn nun diese Mischung zu kochen anfängt, fährt man mit dem Bestreichen so lange fort, als sich noch etwas von der Mischung in die Fliesen hineinzieht. Andere bedienen sich hierzu einer Mischung, deren Hauptbestandtheil Leinöl ist, dem sie nur etwas weniges Terpentin, Kolophonium und Harz zusetzen.

Fragt Jemand, ob diese mit so großer Sorgfalt gefertigten Fußboden auch die Mühe, die man darauf verwendete, durch ihre Dauer lohnen werden, so antworten wir mit Vitruvius und Milizia: „Sie werden sobald nicht verderben;" man vergl. oben unter III, b. 1 gegen Ende.

Bekommt aber ein solcher Fußboden Risse, so darf man diese mit keinem frischen Estriche herstellen: er würde sich mit dem alten nicht verbinden, und es würden abermals Risse entstehen. Ist der Riß nur klein, so streiche man Asche, die in Nußöl gesotten ist, hinein, doch putze man den Spalt zuvor sorgfältig aus und wähle zu dieser Arbeit trockenes Wetter. Wäre der Spalt aber groß, so menge man unter das genannte Öl etwas Grünspan. Wäre er gar 3—4 Zoll weit, so nehme man guten Kalkmörtel und vermenge ihn mit Eisenfeilstaub; wenn dieser rostet, so treibt er den Mörtel auf und macht, daß er sich genau an den alten anlegt.

IV. Der Überzug.

Die Oberfläche des Estrichs gehörig abgeglichen, abgeschliffen und geglättet bildet in den gewöhnlichen Fällen auch den Überzug oder den eigentlichen Fußboden. Oft wird sie auch mit Ölfarbe angestrichen, mit Ölen getränkt, und noch mit andern Mischungen, die oben bei mehren Estrichen schon beschrieben wurden, bezogen, um

ihre Dauerhaftigkeit zu vergrößern. In Fällen, wo eine bedeutendere Härte der Oberfläche, als der gewählten Estrichart eigen ist, oder ein weiterer Schutz derselben gegen äußere Einwirkungen gefodert wird, findet der Überzug mit Pflastersteinen, Fliesen, steinernen Platten u. s. w. und zur Pracht Marmor und Musivwerk statt; hiervon im Art. Fussboden. Man hat also hier nur noch jene Überzüge zur Verschönerung der Estrichoberflächen zu berücksichtigen, die ihrer Bereitung nach selbst Estriche sind, und diese lassen sich auf folgende zwei Hauptarten zurückführen:

1) Der bunte Estrich der Venetianer in Musivart, dessen Fertigung oben, unter I, 7 nach der Mitte bis zu Ende, beschrieben ist.

2) Der bunte Estrich der Italiener anderer Art. Man mengt ⅓ recht feinen und trockenen Cement, ⅓ Marmormehl und ⅓ gesiebten Kalk zu einem Teige, trägt diesen auf den fertigen Estrich auf, schlägt ihn so lange, bis keine Spur der Ramme mehr sichtbar wird, und glättet seine geebnete Oberfläche mit weißem Wachse. Auf diese kann man nun Felder und Verzierungen, sowie sie für den Fußboden passend sind, zeichnen, welche man sofort mit einem scharfen Meisel ½ Zoll tief eingräbt. Die Vertiefungen füllt man mit einem Kitte aus, der aus Kalk, gesiebtem Cement und einer beliebigen Erdfarbe, alle zu gleichen Theilen, bereitet wird, und dick und wenig weich sein muß. Es kann statt einer Erdfarbe auch grob gesiebter Hammerschlag genommen werden, welcher ein dem Marmor ähnliches Aussehen annimmt. Dieser Kitt wird nun stark eingestampft, wohl abgerieben und geglättet. (*Th. Alfr. Leger.*)

Esubii, s. Unelli.

Esula, s. Asola 2. Bd. S. 94.

Esula, s. Euphorbia.

Esur, s. Hesus.

ESZLÁR, auch Tisza-Eszlar, slaw. Esztarka, ein mehren adeligen Grundherren gehöriges, nach Tarda eingepfarrtes Dorf im dádaer Gerichtsstuhle (Bezirke, Processus) der szabolcser Gespanschaft, im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, in der großen ungarischen Ebene, am linken Ufer der Theiß, in sumpfiger Gegend gelegen, mit 283 Häusern, 2154 magyarischen Einwohnern, unter denen sich 19 Juden, 643 Katholiken und 1492 Evangelische helvetischer Confession befinden, mit einer eigenen Pfarre und Kirche der Reformirten, einer katholischen Filialkirche und einer Schule. Die Bewohner nähren sich vom Ackerbau und der Viehzucht. (*G. F. Schreiner.*)

ESZTERGÁLY, 1) ein dem Szalaflusse rechtsuferig zufließendes Gewässer im nagykapornoker Gerichtsstuhle (Bezirke, Processus) der szalader Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns. 2) Ein der hochw. Benedictinerabtei von Szala-Vár gehöriges, nach Szala-Apáthi eingepfarrtes Dorf an der Einmündung des gleichnamigen Gewässers in den Szalafluß gelegen, von der von Szala-Bér und Szent-Gróth nach Kanisa führenden Commercialstraße durchschnitten, 4¼ Meilen von Nagy-Kanisa entfernt, mit 49 Häusern, 406 teutschen Einwohnern, die sämmtlich Katholiken sind, einer katholischen Filialkirche und einem bemerkenswerthen Sauerbrunnen. 3) Alsó-Esztergály, slaw. Dolne-Strechary, ein den Grafen Zichy und Balassa gehöriges Dorf im lekóer Gerichtsstuhle der neograder Gespanschaft, im Kreise diesseit der Donau Niederungarns, im Gebirge gelegen, mit 77 Häusern, 697 slowakischen Einwohnern (90 Katholiken, 602 Lutheranern, 7 Juden), einer eigenen, im J. 1755 errichteten, katholischen Pfarre (vadkerter Vice-Archidiakonatsdistrict des graner Erzbisthums), einem Pastorate der Evangelischen augsburgischer Confession, einer katholischen Kirche, einem evangelischen Bethause und einer Schule. 4) Felsö-Esztergály, slaw. Horne-Strehari, ein denselben Grundobrigkeiten zinsbares Dorf, nach Alsó-Esztergály eingepfarrt, mit 127 Häusern, 729 Einwohnern, einem Bethause der Evangelischen augsburgischer Confession und einer Glashütte. (*G. F. Schreiner.*)

Esztergom, s. Gran.

ESZTERHÁS (Eszterháza). Einst ein prachtvolles, in ganz Europa berühmtes, von Hunderten alljährlich besuchtes und Tausenden Nahrung und Vergnügen gewährendes fürstlich Eßterházy'sches Lustschloß, in dem Dorfe gleiches Namens, im ödenburger Comitate Ungarns, mit unzähligen Sehenswürdigkeiten in seinem Innern, wie in seiner äußern Umgebung. Dort bot sich dem Auge fast in jedem der 162 Zimmer, die das Schloß in seinen drei Stockwerken enthält, nicht nur fürstliche Pracht, sondern auch besonders Seltenes dar, und ebenso viel des Überraschenden und Reizenden erblickte es von Außen. Des geschmackvollen Theaters, das Jedermann offen stand, des fürstlichen Marstalls mit mehr als hundert Pferden und anderer schönen Gebäude nicht zu gedenken, fesselte vorzüglich der große, herrliche Garten und Park, jener mit seinen Springbrunnen, Kaskaden und seltenen Pflanzen, dieser mit seinen Alleen, Tempeln, Spielplätzen, Statuen und vielen andern Ergötzlichkeiten. Von allen diesen Herrlichkeiten ist jetzt nichts mehr zu sehen, als die leeren Gebäude und der öde Park und Garten, die mit jedem Jahre immer mehr verfallen. Wer sie einst in ihrer Glorie gesehen und jetzt wieder sieht, kann es kaum glauben, wie in so kurzer Zeit ruhig und still soviel Schönes und Großes verschwinden konnte. Und ob er auch dem Eigenthümer nicht vorschreiben darf, wie er mit seinem Besitzthume schalten und walten soll, wird er sich doch des Wunsches nicht enthalten können, es möchte ihm gefallen haben, dies kostbare Denkmal der Kunst und des Geschmacks, das Millionen gekostet hat, nicht so ganz der Gewalt der Zeit zu überlassen, durch welche es bald, wenn kein Einhalt geschieht, zur völligen Ruine werden muß. — Es liegt dieser fürstliche Lustsitz hart am neusidler See, wenn man auch den Schilfboden desselben dazu rechnet, drei Stunden östlich von Ödenburg entfernt, in einer Ebene, welche freilich wenig Aussicht gewährt und Millionen von stechenden Mücken zu Plagegeistern hat; ein doppelter Umstand, weshalb man die Wahl der Lage zu so großer Herrlichkeit getadelt hat. Für den Mangel an Aussicht wurde man wol durch die mannichfaltige Ansicht, die sich da darbot, reichlich entschädigt; aber gegen

jene Plagegeister konnte man sich des Abends kaum anders schützen, als durch Tabakrauch, der nicht Jedermanns Sache ist. — Der Schöpfer aller dieser Herrlichkeiten war Fürst Niklas Eßterhásy, österreichischer Feldmarschall und Capitain der ungarischen Leibgarde zu Wien, in den Jahren 1766 — 1769. Schon in den ersten Tagen des September 1773 konnte er dieselben seiner gnädigen Monarchin Maria Theresia sehen lassen und sie daselbst bewirthen. Dasselbe Glück wurde ihm auch im J. 1775 zu Theil, und er genoß die Freude seiner Schöpfungen bis zum J. 1790, wo er starb. Sein Sohn und Nachfolger in der Obergespanswürde, Fürst Paul, gab daselbst in dem nämlichen Jahre ein großes Fest, welchem auch die kaiserlichen Prinzen beiwohnten. Es war das letzte. Dessen Sohn und Nachfolger, Fürst Niklas, gleichfalls Capitain der ungarischen Leibgarde in Wien, fand mehr Behagen an Eisenstadt und ließ darüber Eßterhás in Verfall gerathen. Was dessen Sohn und Nachfolger, der jetzige Majoratsfürst Paul, über Eßterhás verfügen wird, wird die Zeit lehren. — Eine ausführliche Beschreibung davon findet man in: Beschreibung des hochfürstlichen Schlosses Eßterhás, mit acht Kupfertafeln. (Presburg 1784. 4.) S. 57, und in Korabinsky's Lexikon von Ungarn. (Presburg 1786.) Noch verdient bemerkt zu werden, daß der alte Fürst Niklas in den Jahren von 1777—1780 von hier aus bis Pamaggen auch einen Damm über den Schilfboden des neusidler Sees anlegte, der eine Länge von 1300 Klastern hat, noch besteht, und eine bequeme Überfahrt in das wieselburger Comitat gewährt. (*Gamauf.*)

ESZTERHÁZY [1]). Die erste und ausgezeichnetste der magnatischen oder hochadeligen Familien Ungarns, die in fürstlicher und gräflicher Linie besteht, und durch die Höhe ihres Alters, den Ruhm ihrer Verdienste und den Reichthum ihres Besitzthums über alle im Vaterlande, vielleicht selbst in ganz Europa, emporragt. Keiner von diesen Vorzügen kann derselben streitig gemacht werden; nur den ersten, in wieweit er das Unglaubliche betrifft, ließ die diplomatische Kritik nicht unangefochten, und wer Wahrheit liebt, wird ihr seinen Dank dafür nicht verweigern. Die einst bis zur Wuth gesteigerte Begierde, die Ahnen jedes großen Mannes in das graueste Alterthum zu versetzen, führte auch den Ursprung dieser Familie bis dahin zurück, und leitete denselben nicht nur von einem unter dem Herzoge Geysa im J. 966 getauften Paul Eßteras her, und diesen wieder von Attila, und diesen wieder von Nimrod, und so bis zu Vater Noah und Adam hinauf; alles in gerader Linie, und mit namentlicher Aufzählung der sämmtlichen Zwischenglieder. Von den Schriften, in welchen dies geschehen ist, sind vorzüglich zwei bekannt. Die eine ist eine vorgebliche Urkunde, welche K. Andreas II. im J. 1225 einem Matthias Eßteras, der ein Sohn des mit dem Könige im J. 1218 in Palästina kämpfenden, und da gefallenen Emerich Eßteras war, und der ihm, dem Könige, ein schon schwer zu lesendes Verzeichniß seiner Vorfahren (vetustate aliquantum deletam seriem Majorum) vorwies, ausgefertigt, und in derselben die Abstammung der Familie, auf die gedachte Art bis zu Bendeguz, dem Vater Attila's, hinauf, bestätigt haben soll [2]). Es haben sich bereits die competentesten Richter über die Unechtheit dieser Urkunde ausgesprochen, und es läßt sich wol begreifen, wie und warum dieselbe, mit allen ihren diplomatischen Blößen konnte zusammengestoppelt worden sein. Aber fast unbegreiflich bleibt, wie all das Obige, und noch mehr, in einem völlig glaubwürdigen Diplome, welches K. Leopold I. im J. 1687 dem Palatin Paul Eßterhasy, über seine Erhebung zum Fürsten des heiligen römischen Reiches ausstellen ließ, konnte behauptet, in dasselbe nicht nur der ganze Inhalt der vorgeblichen Urkunde von 1225 aufgenommen, sondern auch alle Zwischenglieder, von Attila bis zu Nimrod, und von diesem bis zu Cham hinauf, dem Sohne Noah's, beigefügt werden [3]). Doch dies konnte ganz natürlich, ja sogar auf die ehrlichste Art geschehen sein. Zu Diplomen solcher Art wird das Formular, dem Haupttheil nach, von dem Sachwalter des Bittstellers selbst, eingesandt. Nun hatte dieser die Andreanische Urkunde vor sich, in welcher die Vorfahren des obigen Paul Eßteras, namentlich bis zu Bendeguz, dem Vater des von Nimrod abstammenden Attila, verzeichnet waren, und da um diese Zeit die erst durch Mabillon (gest. 1707) geschaffene Diplomatik noch eine gar junge Wissenschaft, und in Ungarn wenig bekannt war, fiel dem Manne gar nicht bei, daran zu denken, daß in der Urkunde etwas könnte ausgesagt werden, was sich nicht erweisen ließe. Er schrieb demnach nicht nur Alles getrost ab, was er darin fand, sondern ergänzte auch, wer weiß aus welchem Buche, das er für ebenso infallibel hielt, die Zwischenglieder bis zu Nimrod und Noah hinauf. So ward das Formular nach Wien geschickt, hier von der ungarischen Hofkanzlei in Ordnung gebracht und dann vom Kaiser unterschrieben.

Man wagte es lange nicht, mit der Behauptung hervorzutreten, daß sich ein so hohes Alter der erlauchten Familie unmöglich urkundlich erweisen lasse, wahrscheinlich weil man wußte, daß sie in früherer Zeit selbst ein großes Wohlgefallen an diesem hohen Alter hatte [4]). Doch da sich dies geändert, und da jetzt allgemein bekannt ist, daß sich keine ungarische Genealogie über das 10. Jahrh. hinaufführen lasse, darf man weiter kein Bedenken tragen, eine solche Behauptung zu äußern. Wahrscheinlich

1) Trophaeum nobiliss. ac antiquiss. Domus Estorasianae. (Viennae 1700.) 350 Bl. in Fol. mit 171 Bildnissen. *Eszterhasianae gentis illustres Heroes* in utraque republica sacra et profana clarissimae. (Tyrnaviae 1728.) 17½ Bl. in Fol.

2) Man findet diese Urkunde, in Trophaeo Domus Austriacae, in Lehoczky's Stemmatographie S. 19 und in *Georg. Fejér*, Cod. Dipl. T. III. Vol. II. p. 11. Letzterer sagt darüber: Impudicus Literarum harum Compilator inclytae familiae de Eszterhás tam temerarie hoc privilegium imposuit, ut nec stylum antiquorum Diplomatum sectari, nec anachronismos vitare etc. studuerit. 3) s. dies Diplom bei Lehoczky S. 32. 4) In dem Katalog der Széchenyi'schen Regnicolarbibliothek findet sich bei dem Buche: Trophaeum Domus Estorasianae, die Bemerkung: Librum hunc in unum collegit et composuit Princeps *Paul Eszterházy*, Palatinus.

war es der ebenso tief forschende, als anziehend schreibende Biograph des Palatins Stephan Illyésházi, von dem es zuerst geschah [5]). Durch ihn erfuhr man, daß die sicheren urkundlichen Nachrichten über das Geschlecht der Eßterházys nicht weiter, als bis zum J. 1238 reichen; was allerdings weit genug ist, und wahrscheinlich von keiner anderen ungarischen Familie gilt. In diesem Jahre theilten Peter und Elias, die Söhne Salomon's, von gleichnamiger Villa den Namen führend, das Erbe ihres Vaters in der Insel Schütt gelegen, und von dem Gebiete des Fleckens Botho rund herum umgeben. Der erste erhielt die Besitzung Zerház (Zerház), der zweite Illyésháza; es nannten sich beide nach den Besitzungen und wurden die Stammväter zweier ruhmvollen Geschlechter Ungarns, deren eins die Benennung von dem Stammorte Illyésháza immerfort beibehielt, das andere aber eine kleine Veränderung mit demselben traf. Die Nachkommen Peter's nannten sich nämlich nur bis zum J. 1584 Zerházy. Da verwandelten sie diese Benennung in Eßterházy, und der erste, der dies that, und der daher für den eigentlichen Stammvater dieser Familie anzusehen ist, war Franz, Vicegespan des presburger Comitats. Wahrscheinlich geschah es nach dem Tode seiner Mutter, die eine Bessenev von Galantha war, und durch welche er einen Antheil der Besitzung dieses Ortes erhielt. Als er in den Freiherrenstand mit dem Prädicat von Galantha erhoben wurde, geschah die Umwandlung des Namens Zerházy in Eßterházy.

Dieser Franz Eßterházy (geb. 1563, gest. 1595), Freiherr von Galantha, Vicegespan des presburger Comitats (1592) und hungarischer Hofrath (1595), verehelichte sich im J. 1582 mit Sophia Illyésházy, der Schwester des nachmaligen Palatins Stephan Illyésházy, und erzeugte mit ihr außer zwei Töchtern, Anna Magdalena, der Gattin Johann Kéry's von Ipollér, und Sophia, der Gattin Martin's von Révay, vier Söhne: Gabriel (gest. 1628), Daniel (gest. 1654, aet. 74), Paul III. (gest. 1641, aet. 60) und Nicolaus II. (gest. 1645, aet. 63), die noch alle Freiherren von Galantha waren, und eine ausgebreitete Nachkommenschaft hinterließen [6]). Des ersteren Stamm sank wol männlicher Seits schon mit seinem Sohne Wolfgang um, der Personal war und 1670 ohne Kinder starb, blüht aber weiblicher Seits durch seine Tochter Juditha (gest. 1676), welche die Gattin des Freiherrn Johann Amadé wurde, bis diese Stunde fort. Hingegen die drei übrigen Brüder wurden die Ahnherren des großen Hauses Eßterházy, nämlich der zu Csesznek, nicht Csetnek, wie man häufig findet, im weßprimer, der zu Altsol im soler, und der zu Fraknó oder Forchtenstein im ödenburger Comitate. Die beiden ersten Linien erlangten am 17. Nov. 1683 die gräfliche Würde und theilten sich jede wieder in mehre Nebenlinien. Von der letzten wurde bereits der Stifter derselben, Niklas II., nachdem er 1622 die ansehnliche Herrschaft Forchtenstein von K. Ferdinand II. zum Geschenke erhielt, am 10. Aug. 1626 unter dem Titel: „Erbgraf zu Forchtenstein," von demselben Könige in den Grafenstand erhoben. Von seinen Söhnen theilten Paul IV. (gest. 1713), der 1687 die fürstliche Würde erhielt, und Franz VI. (gest. 1683) diese Hauptlinie durch ihre Nachkommenschaft abermals in zwei Branchen. Jener gründete die fürstliche Linie von Forchtenstein, dieser die gräfliche Linie von Forchtenstein, und letztere spaltet sich von Neuem in die von Dotis oder Tata, und die zu Lanschitz. Von allen diesen Linien nun insbesondere.

Zuerst von der zu Csesznek als der älteren. Ihr Stifter Daniel I. wurde durch seine Gattin Juditha Rumy Vater von 20 Kindern, von welchen jedoch nur acht Söhne und eine Tochter, Maria Magdalena, die Gattin des Grafen von Serény, groß erwuchsen. Zwei Söhne, Thomas und Kaspar, kamen mit noch zwei anderen Eßterházys aus der altsoler und forchtensteiner Linie bei Vezekény um (1652, 26. Aug.); Georg wurde Domherr von Gran und Bischof von Semendria (gest. 1663 bei Párkány); Daniel II. starb als Rittmeister 1672 unvermählt. Die übrigen vier Söhne aber, Johann III. (gest. 1690), Vicegeneral diesseit der Donau, Sigismund II., Commandant von Verebély (gest. 1690), Michael II., General-Feldwachtmeister (gest. 1686 bei Ofen), und Emerich III. Husarenrittmeister (gest. 1669), pflanzten ihr Geschlecht fort; jedoch nur der dritte bis auf unsere Zeit, die anderen nicht weiter, als bis zur dritten Generation. Johann's III. Nachkommenschaft starb nämlich schon mit seinem Enkel Daniel V., k. k. Kämmerer im J. 1775 aus, der, obwol mit Elisabeth, Gräfin von Erdödy, vermählt, doch ohne Erben aus der Welt ging. Ebenso verdorrte auch der Stamm Sigismund II. mit seinen Enkeln, Stephan, Peter IV. und Emerich V., da die zwei ersteren unvermählt starben, der letztere aber sich dem geistlichen Stande widmete, und Bischof von Neitra wurde (gest. 1762). Doch in weiblicher Nachkommenschaft blühete dieser Stamm noch weiter fort, und zum Theil bis auf unsere Tage, da die fünf Schwestern dieser drei Brüder, fruchtbare Mütter der Familie Mednyánszky, Szunyogh, zweier Linien Eßterházy und Berény wurden. Emerich's III. Geschlecht verging gleichfalls mit dem Enkel Georg, der als General-Feldwachtmeister, Thürhüter und Obergespan des wieselburger Comitates im J. 1736 ohne Erben starb. Es lebte da wol noch ein Onkel dieses Georg, und zweiter Sohn jenes Emerich; aber es war dies der berühmte Frater Emerich, der als Erzbischof von Gran am 6. Dec. 1745 starb. Nur Daniel's I. dritter Sohn, Michael II., pflanzte sein Geschlecht bis auf unsere Tage fort. Mit seinen zwei Söhnen, Daniel III. und Ladislaus III., theilte sich dasselbe in zwei Nebenlinien, deren jede dem Staate und der Kirche verdienstvolle Männer

5) In der Freiherren von Hormayr und Mednyánszky Taschenb. für die vaterl. Gesch. Zweiter Jahrg. 1821. S. 288 fg.
6) Was aus dem Sohne von Franzen's bei Kereßted neben Erlau als Oberster 1596 gebliebenen Bruder Stephan, Namens Thomas, wurde, weiß man nicht. Er studirte zu Wittenberg und gab nach seiner Rückkehr ein dickes Buch in ungarischer Sprache unter dem Titel: „Fragen und Antworten über die auf Erden streitende Kirche Christi," zu Galantha im J. 1601 heraus.

gab. Die erste Linie spaltete sich wieder mit Daniel VI., k. k. Kämmerer und des Landcommissariats in Ungarn Oberdirector (gest. 1759) und Emerich VII., General der Cavalerie und Inhaber eines Husarenregimentes (gest. 1792), in zwei Äste, von welchen jeder wieder schöne Zweige trieb. Aus dem ersten Aste entsproß nämlich der k. k. Kämmerer Johann Nepomuk (gest. 1777), und dessen gleichnamiger Sohn, der gewesene Obergespan des weßprimer Comitats. Aus dem zweiten Äste entsprossen Joseph, Statthaltereirath und Obergespan des zempliner Comitats, und Emerich, Husarenmajor. Von jenem lebt noch ein gleichnamiger Sohn, mit Rosalia von Barthodeiszky vermählt; von diesem drei Söhne, Paul (geb. 1805), Alexander (geb. 1807) und Emerich (geb. 1810), die alle Militairchargen bekleiden. — Von der zweiten Nebenlinie stammen die zwei Enkel des Stifters, Franz und Paul, von welchen der Erstere mit Maria Anna, Gräfin Széchenyi, vermählt, sein Geschlecht fortpflanzte, der Letztere aber im J. 1781 Bischof von Fünfkirchen wurde.

Die zweite Hauptlinie des Eßterhasy'schen Geschlechtes führt von dem Schlosse Zolyom oder Altsol seinen Namen, das hart auf der Südseite der königlichen Freistadt gleichen Namens liegt, und 193 Jahre der Familie angehörte [7]). Es war dasselbe einst ein an die Familie Dersfy verpfändetes Besitzthum, das unter demselben Titel und durch das eheliche Recht an Franz Magocsi, den Gatten einer Ursula Dersfy, kam, und auf gleiche Art an Niklas Eßterhásy, den nachmaligen Palatin, der die Witwe Magocsi's im J. 1611 ehelichte, und durch sie der Erbe der ausgebreiteten Besitzungen sowol der Dersfy'schen, als auch der Magocsi'schen Familie wurde. Von seinem Sohne Paul Eßterhasy, dem nachmaligen Fürsten, kaufte es im J. 1648 die zweite Gattin des Stifters der altsoler Linie, Eva Maria, geborene Freiin von Viczay und hinterließ es ihren Söhnen. So verblieb diese Burg, mit dem, was dazu gehörte, unter wechselnden Schicksalen den Nachkommen derselben bis zum J. 1804, wo sie durch Tauschvertrag in den Besitz der ungarischen Hofkammer gelangte, welche dafür der Familie den Marktflecken Simontornya im tolner Comitate gab. — Der Stifter dieser Familie, Paul III. (gest. 1641, aet. 60), war General und Vicecapitain von Ujvár, und hinterließ von seiner ersten Gattin Susanna Freiin von Károly, einen Sohn Namens Franz, der Commandant von Gyarmath, und der dritte Eßterhásy war, der bei Vezekény umkam (1652, 26. Aug.), ohne Nachkommen zu hinterlassen. Von der zweiten Gattin aber, der vorhin gedachten Eva Maria Viczay, hatte Paul zwei Söhne, Nicolaus, Commandanten von Bujak (gest. 1669), und Alexander, der gleichfalls Militair war (1679). Die männlichen Nachkommen des Ersteren starben mit seinem Sohne Wolfgang 1690 aus; der Letztere aber wurde der Fortpflanzer der Familie. Mit den zwei Söhnen seines Sohnes Stephan V., ersten Grafen aus dieser Linie, und Obergespan des soler Comitats, Alexander, k. k. Obersten, und Johann, königl. ungarischem Rathe, theilte sich die Linie in zwei Nebenlinien, von welchen jedoch die ältere sogleich mit den zwei Töchtern des Stifters erlosch, und nur die jüngere sich fortpflanzte. Ihr Stifter Johann hatte den General-Feldwachtmeister Karl zum Sohne, der Gattendorf erhielt, und durch dessen drei Söhne Kasimir, Johann und Karl, der Stamm sich abermals in drei Äste theilte, welche noch fortblühen. Vom ersteren ist der Oberst Graf Nepomuk (gest. 1829), und dessen Sohn, Casimir, Oberlieutenant bei Auersperg's Cuirassieren (geb. 1805). Vom zweiten ist Graf Johann, k. k. Kämmerer (geb. 1775), mit seinem Sohne Albert (geb. 1813). Vom dritten, der Simontornya an den Baron Georg Sina, und seinen Antheil von Acs im komorner Comitate dem Fürsten Lichtenstein überließ, ist Graf Ludwig (geb. 1780), mit seinem Bruder, dem als General verstorbenen (1835) Grafen Vincenz, und vier Schwestern, Juliana Stahremberg, Anna Cavriani, Elisabeth Keglewich und Marie Bathyáni.

Das Schloß Forchtenstein oder Fraknó, von welchem die dritte Hauptlinie der Eßterházy'schen Familie den Namen führt, liegt im ödenburger Comitate, zwei Meilen westwärts von der königlichen Freistadt Ödenburg entfernt [8]). Es ist eins von den wenigen, durch Hinzuthun der späteren Hand noch erhaltenen Denkmale des grauen Alterthumes, und seit dem J. 1622 in dem Besitze der gedachten Linie. Der Stifter derselben, Nicolaus, ist der berühmte erste Graf aus dieser Familie und Palatin von Ungarn, der die letztere Würde fast volle 20 Jahre bekleidete, und sich um König und Vaterland die größesten Verdienste erwarb. Zu seinen großen Reichthümern und Besitzungen gelangte er durch seine erste Gattin, Ursula Dersfy, die, wie schon erwähnt wurde, ihm die sämmtliche Habe der Familie Dersfy und Magocsi zubrachte. Zu seinen Kindern aber — außer einem Sohne Stephan IV. (gest. 1641), den ihm diese Ursula gebar, und der mit seiner Gattin, Elisabeth Thurzo, eine Tochter, gleichfalls Ursula, erzeugte, welche die erste Gattin ihres Onkels Paul, des nachmaligen Palatins, wurde — gelangte Nicolaus durch seine zweite Gattin, Christina Nyári, die Witwe Emerich Thurzo's. Sie brachte ihm zwei Töchter und drei Söhne. Von jenen wurde Anna Juliana die Gattin des unglücklichen Grafen Franz Nádasdy, und Maria die Gattin des Joh. Georg Drugeth, Barons und zuletzt Grafen von Homonna. Von den Söhnen folgte ihm Ladislaus II. in der Obergespanswürde des ödenburger Comitats, und war der vierte Eßterhásy, der bei Vezekény umkam (1652), ohne Kinder zu hinterlassen. Die zwei anderen Söhne, Paul IV. (gest. 1713) und Franz V. (gest. 1683), wurden die Stifter der zwei bereits gedachten Nebenlinien, in welche

7) Eine schöne Beschreibung desselben findet sich in der Freiherren von Hormayr und Mednyánsky Taschenbuch für die vaterl. Gesch. Siebenter Jahrg. 1826. S. 180—197, mit einer Abbildung.

8) Eine Beschreibung desselben findet sich im Hesperus 1817. S. 210 und daraus im Topogr.-statistischen Archive des Königreichs Ungarn von Csaplovics. 2. Bd. S. 452.

sich die forchtensteiner Hauptlinie theilt, nämlich der fürstlichen und der gräflichen.

Paul war ein ebenso berühmter Palatin Ungarns, als sein Vater Nicolaus, und bekleidete diese Würde noch um zwölf Jahre länger, als jener (1681—1713). Er wurde auch zum Fürsten des heiligen römischen Reiches erhoben (1687, 6. Dec.) und war der Erbauer des Schlosses Eisenstadt. Mit seinen zwei Gattinnen, Ursula, einer Tochter seines Stiefbruders Stephan, und Eva, einer Gräfin Tököly, erzeugte er 25 Kinder, von welchen jedoch nur 10 zu höherem Alter gelangten, und auch von diesen bei seinem Tode nicht alle mehr vorhanden waren. Es sind davon zu bemerken eine Tochter Maria Anna, Gattin des Grafen Georg Erdödy, und drei Söhne, von welchen der erste, Michael, ihm im Fürstenthume und der Obergespanswürde folgte (1713—1721) und drei Töchter hinterließ (gest. 1721, 24. März), der zweite Gabriel, Obergespan des szalader und schümegher Comitats, ohne männliche Erben starb (1704) und Joseph Anton (gest. 1721, 7. Juni), der Oberster eines Husarenregimentes war und sein Geschlecht fortpflanzte. Er hinterließ eine Tochter, Maria Josepha, die Gattin von Franz Anton, Grafen von Lamberg-Springenstein, und zwei Söhne, Paul Anton (gest. 1762) und Niklas Joseph (gest. 1790), die beide nach einander die ödenburger Obergespanswürde bekleideten, und auch sonst fast derselben hohen Auszeichnung sich erfreuten. Beide wurden Ritter des goldenen Vließes, k. k. Kämmerer, geheime Räthe, Feldmarschälle, oberste Kämmerer des Königreiches Ungarn und Inhaber eines Husarenregimentes. Nur der Letztere war noch überdies Commandeur des Maria-Theresiaordens, Capitain der königlichen ungarischen Leibgarde, und erhielt auch die fürstliche Würde auf gesammte männliche und weibliche Descendenz (1783, 11. Juli). Er erbaute das Schloß Eßterház in den J. 1766—1669, und den Damm von da an in das wieselburger Comitat auf den Schilfgrund des neusidler Sees in den Jahren von 1777—1780. Er erreichte ein Alter von fast vollen 76 Jahren, und sah noch durch seinen Sohn Paul (gest. 1794), und dessen Sohn Niklas (gest. 1833), die gleichfalls ähnliche hohe Würden wie er bekleideten, den Urenkel Paul (geb. 1786, 11. Mai), den jetzigen Majoratsfürsten und Großbotschafter Österreichs zu London, und Vater des Erbfürsten Niklas (geb. 1817, 25. Juni). — Die Besitzungen dieser fürstlichen Linie sind von großem Umfange und von nicht minder großer Ergiebigkeit. Es gehören dazu in Ungarn folgende 29 Herrschaften: Forchtenau, Eisenstadt, Hornstein, Kobersdorf, Pötsching, Lackenbach, Lockenhaus, Kreuz, Günß, Kapuvar, Schütör, Kittsee, Frauenkirchen, Lendva, Nempthy, Ozora, Dombovar, Kaposvár, Szent-Lörinz, Csobáncz, Bujak, Pasztó, Leva, Sztretschen, Végles, Bitsche, Szadvár, Derecske, Kisch-Varda, in welchen sich 21 Schlösser, 60 Marktflecken, 414 Dörfer und 207 Prädien befinden. Außerhalb Ungarn besitzt dieselbe namentlich in Österreich: die zwei Herrschaften Pottendorf und Schwarzbach, jene gleichfalls mit mehren Ortschaften, diese nur mit dem einzigen Marktflecken gleiches Namens; in Steiermark: die Herrschaften Pfannberg, drei Stunden ober Gräz, und im Königreiche Baiern die gefürstete Grafschaft Edelstetten, in der Gegend von Augsburg und Gemsberg. Der jährliche Eintrag dieser Besitzungen wird auf 1,800,000 Silbergulden geschätzt.

Von der jüngeren oder gräflichen Linie von Forchtenstein war der bereits gedachte Franz VI., der jüngste Sohn des Palatins Nicolaus, und Herr zu Schempte, Dotis, Devecser, auch Obergespan des szalader und schümegher Comitates (gest. 1683). Von seinen drei Söhnen hielt es der ältere Anton mit der Partei Rakoczy's (1704—1711), und flüchtete sich nach Frankreich, wo seine Nachkommen gegen 100 Jahre lebten, aber in neuerer Zeit wieder nach Österreich zurückkamen [9]). Die zwei anderen Joseph (gest. 1748) und Franz VIII. (gest. 1758), schwangen sich zu hohen Militair- und Civilwürden empor. So wurde der Erstere Banus von Kroatien, Dalmatien und Slavonien (1733), Feldmarschall (1741) und Obergespan des komorner Comitats, der Letztere Ritter des goldenen Vließes, geheimer Rath, Feldmarschall, Inhaber eines Husarenregimentes, Obergespan des borschoder Comitats und Tavernicus. Als des ersteren Sohn, gleichfalls Joseph, der bereits Generalmajor war, 1759 ohne männliche Erben starb, fielen sämmtliche Besitzungen auf die drei Söhne des Letzteren, der um ein Jahr früher starb. Sie waren würdige Erben, und sowie ihre sechs Schwestern verehrte Gattinnen und Mütter ausgezeichneter Familien wurden, wetteiferten auch sie dem Vater nach im Verdienste um das Vaterland. Der ältere Sohn Niklas bekleidete die Würde eines ungarischen Kronhüters und eines Gesandten zu Petersburg (gest. 1764); der zweite, Karl, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde Bischof zu Erlau (1761) und der Erbauer der schönen Kirche zu Pápa (gest. 1799); der dritte, Franz VIII., war Obergespan des wieselburger Comitats, ungarischer Hofkanzler, und des Königreichs Ungarn Obersthofmeister (gest. 1785). Mit dem ersten und letzten dieser Söhne theilte sich der jüngere Ast des forchtensteiner Stammes in zwei Nebenzweige, den zu Dotis und den zu Lánschitz, von den zwei Hauptbesitzungen, welche ihnen angehören, so genannt.

Dotis oder Tata ist ein ansehnlicher Marktflecken des komorner Comitates, und wurde mit seinem ganzen Gebiete durch den Grafen Joseph den Älteren 1727 für 300,524 Gulden erkauft. Der Stifter der Linie, Niklas,

---

9) Graf Anton Eßterhásy verehelichte sich in Frankreich mit Anna Maria, Gräfin von Nigrelli, und erzeugte mit ihr Valentin Joseph, Inhaber eines französischen Husarenregimentes, verehelicht mit Philippine de la Rougarede de la Garde, und Vater des Valentin Niklas, der gleichfalls französischer Husarengeneral wurde, und von Maria Franziska, Gräfin von Hallweil, vier Kinder hinterließ, zwei Söhne: Valentin Philipp, k. k. Kämmerer (geb. 1786) und Ladislaus, Lieutenant bei Harbegg's Cuirassieren (geb. 1797), und zwei Töchter: Almeria (geb. 1789), vermählt an den Grafen Albrecht Murray, als pensionirter Feldmarschall-Lieutenant zu Ödenburg lebend, und Maria Anna (geb. 1791), an den Vicomte Karl Ludwig Friedberg verehelicht. Valentin Philipp's Sohn, Valentin Ladislaus (geb. 1814), ist k. k. Gesandtschaftsattache zu Rom.

(gest. 1764) hinterließ zwei Söhne: Franz und Johann Nepomuk, von welchen der erstere Botschafter in Venedig war, und ohne Erben starb, der Letztere aber der Vater des noch lebenden Grafen Niklas (geb. 1775) und der Großvater der sechs Kinder desselben wurde, unter welchen der ältere Sohn gleichfalls Niklas heißt (geb. 1804), und einen Sohn Namens Paul hat (geb. 1834).

Länschitz ist ein Dorf im presburger Comitate, mit einem schönen Schlosse, von dem eben gedachten Grafen Joseph von 1712—1722 erbaut. Der würdige Sohn des würdigen Stifters dieser Linie hieß gleichfalls Franz, war Obergespan des wieselburger Comitats, und Hofrath bei der ungarischen Hofkanzlei in Wien bis zum J. 1789 (gest. 1815), und wurde durch seine Gattin Elisabeth, geborene Fürstin Grassalkovics, Vater zweier Töchter, an die Grafen Karl Zichy und Joh. Ernst Wolkenstein verehelicht, und der noch lebenden drei Söhne Joseph, Michael und Karl, von welchen die zwei Ersteren bis jetzt keine ehelichen Nachkommen haben, der Letztere aber seit 1837 Obergespan des tolner Comitates, bereits Vater von vier Söhnen: Anton (geb. 1821), Karl (geb. 1822), Franz (geb. 1823) und Ernst (geb. 1826) ist.

Alle die Verdienste, welche sich so viele Mitglieder der erlauchten Familie Eszterhásy um Staat und Kirche erwarben, oder vollends die Merkwürdigkeiten aus dem Leben, auch nur der Verdientesten, aufzuzählen, würde ein eigenes Buch erfodern. Man muß sich daher in Hinsicht von Beidem nur auf das Vorzüglichste und die Vorzüglichsten beschränken. Zu Letzteren gehören zuvörderst die zwei Reichspalatine Nicolaus und Paul, deren jeder in den bedenklichsten Zeiten des Vaterlandes auf dem wichtigsten Posten desselben stand, und ihn mit Ehre und Ruhm, jener 20, dieser 32 Jahre lang, verwaltete.

Nicolaus zu Galantha, von protestantischen Ältern geboren (1582, 8. April) [10]) und zu Tyrnau, aber nicht auf der „hohen Schule," die erst 1635 ins Leben trat, sondern auf dem protestantischen Gymnasium daselbst gebildet, soll hier nach vollendeten Schulstudien zur katholischen Kirche übergetreten, darüber von den Ältern verstoßen und enterbt worden sein, hierauf zu seinem protestantischen Schwager, dem nachmaligen Palatin Stephan Illyésházy, der ihn vergeblich zur Rückkehr in die evangelische Kirche bestürmte, nach dem Tode desselben (1609) zu Franz Magocsi, Commandanten in Kaschau, seine Zuflucht genommen, und als auch dieser starb, dessen Witwe Ursula Dersffy im J. 1611 geheirathet, und hierdurch seiner bisher so traurigen Lage plötzlich eine günstigere Wendung gegeben haben. Kaum kann dies Alles auf solche Art geschehen sein. Niklas müßte dann, da sein Vater 1595 starb, entweder in seinem 13. Jahre, oder noch früher den Glaubenswechsel getroffen haben, folglich in einem Alter, in welchem man aus eigenem Triebe noch an keinen solchen Wechsel denkt. Es befand sich auch damals noch Niemand in Tyrnau, der dazu ermuntert hätte. Es kam Pázmán, dem die Herbeiführung jenes Wechsels allgemein zugeeignet wird, erst im J. 1607 aus Gräz nach Ungarn. Und wie sollte der Übertreter es gewagt haben, zu seinem protestantischen Schwager die Zuflucht zu nehmen! Weit wahrscheinlicher bleibt demnach, daß er dies darum that, weil ihm die Ältern starben, denn auch die Mutter folgte bald dem Vater (1599), und daß er demnach viel später, erst nach seiner ersten Verehelichung — denn auch Magocsi, wie seine Gattin bekannten sich zur protestantischen Kirche — ja vielleicht erst dann, als seine erste Gattin die Augen schloß (1619) die Kirche seiner Väter verließ [11]). Mit dem J. 1614 begann er seine öffentliche Laufbahn. Da wurde er von König Matthias II. zu dem Hauptcongresse, der im Juli zu Linz in Gegenwart der Stände aller Erblande über die Foderungen und Anmaßungen des siebenbürgischen Fürsten, Gabriel Bethlen, stattfand, zum Deputirten ernannt, und bald darauf zum Obergespan des beregher Comitats (1617), wie im folgenden Jahre des soler. Im J. 1620 erhielt er von K. Ferdinand II. die wichtige Sendung nach Böhmen, um mit Friedrich, Kurfürsten von der Pfalz, der von zwölf reformirten Predigern zum Könige von Böhmen gekrönt worden war, über die Beilegung der Religionszwiste zu unterhandeln. Im März 1621 ging er mit Friedensbedingungen zu Bethlen nach Haimburg, im October zum Friedenscongresse nach Nickolsburg, und am Abend des Neuenjahrtages 1622 traf er mit den Friedensartikeln in Wien ein. Er wurde hierfür zum Commandanten in Neuhäusel und zum Generalcommandanten der bergstädtischen Grenze ernannt. Auch erhielt er in demselben Jahre (1622) für Munkátsch und andere Ortschaften, die er gegen Bethlen verloren hatte, das Schloß Forchtenstein mit allem Zugehör zum Geschenk. Im J. 1623 befreite er bei Neuhäusel 1400 Christen, die daselbst als Türkensklaven vorüber getrieben wurden, glücklich aus den Händen der Peiniger, erfocht einen entschiedenen Sieg bei Tyrnau (27. Nov.) über Bethlen, der aufs Neue zu den Waffen griff, und wurde Juder Curiä, oder oberster Landesrichter. Hierauf erfolgte am 24. Oct. 1625 auf dem Reichstage zu Ödenburg seine Erwählung zum Reichspalatin, mit 150 Stimmen, gegen 60, und im folgenden Jahre seine Ernennung zum Erbgrafen von Forchtenstein und zum Erbobergespan des ödenburger Comitates. Was er während der 20 Jahre, als er die Palatinswürde bekleidete, that und wirkte, erzählt die allgemeine Geschichte Ungarns. Das Letzte davon war seine Mitwirkung zum Abschlusse des linzer Friedens, dessen völlige Vollziehung er jedoch nicht mehr erlebte. Er starb den 11. Sept. 1645 zu Großhöflein, unweit von Eisenstadt, sein Leichnam aber wurde nach Tyrnau gebracht, und daselbst in die Gruft

10) So das Trophäum. Wißgrill in s. Schauplatz des niederösterr. Adels hat dafür: 1587, 5. Dec. Auch läßt er ihn aet. 58 sterben. Czwittinger und Andere haben: 1583, 8. April.

11) Auf diese Vermuthung kann der Umstand führen, daß man für das Jahr seines durch den Erzbischof von Gran, Peter Pázmán, bewirkten Übertrittes auch das J. 1618 angegeben findet, und daß man die erste Gattin gleichfalls in diesem Jahre, was doch bestimmt erst im folgenden geschah, sterben läßt. Doch viel wahrscheinlicher bleibt, daß der Übertritt noch während der Verehelichung mit dieser ersten Gattin geschah.

der St. Johannis- oder Jesuitenkirche, welche er 1637 erbauen ließ, gebracht. Er trat von seiner hohen Würde mit eben dem Ruhme ins Grab hinab, mit welchem er dieselbe in einer höchst schwierigen Epoche angetreten und bekleidet hatte.

Sein Sohn Paul, der ihm zu Eisenstadt geboren (1635, 8. Sept.) und der zweite Palatin aus der Familie Eßterhásy wurde, verband nicht minder mit dem Talente des Feldherrn den Scharfblick des gewandten Staatsmannes, und leistete in beiden Sphären dem Könige und dem Vaterlande die ersprießlichsten Dienste. In allen Schlachten, die von 1663 an bis zur Eroberung von Ofen den 2. Sept. 1686 gekämpft wurden, kämpfte er wacker mit. So in der Schlacht bei St. Gotthard (1664), so bei der Entsetzung von Wien (1683), so bei der Rückeroberung von Ofen. Da hatte er eben das 51. Lebensjahr vollendet, und nun widmete er seine Zeit und Kräfte ausschließlich den friedlichen Bedürfnissen des Vaterlandes, wofür ihn auch die Palatinswürde, zu der er schon auf dem ödenburger Landtage (1681, 24. Mai) erhoben wurde, auf das Dringendste in Anspruch nahm. Schon auf diesem Landtage trug er das Meiste bei, daß sowol die Beschwerden des Landes, als die Klagen der Protestanten, nicht minder unberücksichtigt blieben. Auf dem presburger Landtage von 1687 forderte er aus allen Kräften die Annahme der erblichen Succession des Hauses Habsburg in Ungarn, und zwei Tage vor der Krönung des Prinzen Joseph zum ersten Erbkönige, ward ihm das Diplom über seine Erhebung zu einem Fürsten des heiligen römischen Reiches, mit dem Buchstaben L. in seinem Wappen ausgefertigt (7. Dec.). Sein hochherziges Manifest, das er bei dem Ausbruche der Rákoczy'schen Unruhen ergehen ließ (1701), hielt viele Gemüther von der Theilnahme an denselben zurück, und stimmte die, die schon Theil genommen hatten, zur Sehnsucht nach dem Abschlusse des szathmarer Friedens (1711). Den Landtag von 1712 trieb die Furcht vor der Pest aus einander, ohne daß es zur Abfassung seiner Beschlüsse hätte kommen können; gleichwol mußte er auch hier sich sehr thätig erwiesen haben, weil ihm hier K. Karl die fürstliche Würde als erblich und seinen Nachkommen auf ewige Zeiten ertheilte. Nun war er aber auch an der Grenze seiner Wirksamkeit. Nach abgebrochenem Landtage ging er nach seinem Schlosse Eisenstadt zurück, starb daselbst den 26. März 1713, im 78. Jahre seines Alters, und wurde auch allda in der Gruft der Franziskaner beigesetzt. Er war ein Freund der Künste und Wissenschaften, der Erbauer vieler Kirchen, und der Wohlthäter vieler Armen, bei welchen sein Gedächtniß lange im Segen blieb. Von seinen 25 Kindern widmeten sich sechs, drei Söhne und drei Töchter, dem geistlichen Stande; der übrigen wurde schon gedacht. Unter seinen Nachkommen zeichneten sich durch Würden und Verdienste vorzüglich aus: sein Enkel Niklas, der Eßterhás erbaute und die fürstliche Würde auf gesammte männliche und weibliche Descendenz erhielt; der Enkel von diesem, gleichfalls Niklas, der das Schloß zu Eisenstadt erneuerte, den großen englischen Garten daselbst anlegte, und zu Como in Italien (den 25. Nov. 1833) starb; und der Sohn von diesem, der gegenwärtige Majoratsfürst Paul, den als österreichischen Großbotschafter zu London ganz Europa kennt.

Ein anderer merkwürdiger und vielverdienter Mann der Familie Eßterhásy war Graf Joseph von der forchtensteiner gräflichen Linie, ein Sohn Franz's, des Stifters dieser Linie, ein Enkel des Palatins Nicolaus und ein Neveu des Palatins und Fürsten Paul. Er wurde zu Pápa, das seinem Vater gehörte, geboren (1682, 19. Juni) und sollte sich dem geistlichen Stande widmen. Er erhielt deshalb schon in seinem achten Jahre (1690) zu Ödenburg ein Beneficium, im eilften (1693) die Propstei Rátot, welche der Älteste der Familie zu vergeben hat, und im funfzehnten (1697) von Kaiser Leopold I. die Abtei der heiligen Jungfrau von Baska, am Draufluße. Dabei genoß er auch eine sorgfältige Erziehung, die er mit großem Fleiße benutzte, sodaß ihm die wiener Universität das Diplom eines Magisters der Philosophie ertheilte (1700), und er noch in demselben Jahre nach Italien ging, aber schon im April des folgenden, theils seiner Gesundheit, theils des Todes seiner Mutter wegen, zurückkehren mußte. Doch im J. 1705 zog er sein priesterliches Kleid aus, das er schon seit seinem siebenten Jahre trug, und widmete sich dem Militairstande, zu welchem es eben damals die ermunterndste Aufforderung gab. Er brachte es darin bis zu einem der vier Kreiscommandanten des Landes, ja selbst bis zum Feldmarschalle, und zeichnete sich in dem Rakoczy'schen Kriege (1705—1711), dem doppelt türkischen (1716—1718 und 1736—1739), und dem schlesischen (1740—1748) durch viele Großthaten aus; beim letzten vorzüglich durch die doppelte Insurrection, die er zusammenbrachte und leitete. Schon im J. 1708 ernannte ihn der Kaiser zum Obersten eines Husarenregimentes, 1721 zum General-Feldwachtmeister, 1733 zum Grenzcommandanten von Illyrien, und im Spätjahre zum Feldmarschall-Lieutenant, 1739 zum General der Cavalerie, 1741 zum Feldmarschall, und einige Wochen darauf zum Kreiscommandanten am rechten Donaukreise. — In den Zeiten, in welchen er lebte, gab es eines Theiles der ausgezeichneten Männer in Ungarn noch nicht Viele, und anderen Theiles wurden die höheren Ämter nur dem höheren Adel verliehen. Daher findet man ihn bei seinen hohen militairischen Würden auch hohe Civilwürden bekleiden. Schon im J. 1708 wurde er königlicher Rath, 1710 k. k. Kämmerer, 1711 Obergespan des komorner Comitates, 1723 Obersthofmeister, 1724 Septemviralrath, 1725 Statthaltereirath, welches Amt er jedoch 1730 niederlegte, 1733 Ban von Kroatien, Slavonien und Dalmatien, 1741 Judex Curiä, worüber er die Banuswürde niederlegte. — In den Jahren 1712—1722 erbaute er das Schloß Lánschitz; im J. 1727 erkaufte er die Herrschaft Dotis; im J. 1735 die Herrschaft Raszinya im kreuzer Comitate Slavoniens. — Am 10. Mai 1748 starb er von seinen zwei Gemahlinnen nur einen einzigen Sohn, Joseph, hinterlassend, der 1759 als Generalmajor ohne Erben starb. Über ihn ist eine eigene Monographie, unter dem Titel: *Posthuma Memoria Josephi Eszterhazii* de Galantha,

perpetui Comitis de Fraknó, Regnorum Dalm., Croatiae et Slav. Proregis, per Ungariam Curiae Regiae Judicis, S. C. R. M. Gen. Campi Maresch. et Act. Int. Consiliarii (Tyrnaviae 1754. 4.) S. 278, ohne das Register.

Dem geistlichen Stande widmeten sich von jeher nur Wenige der Eßterhásys. In der Schlacht von Vezekény allein kämpften acht derselben, und vier davon blieben auf dem Platze. Dagegen finden sich seit mehr als 300 Jahren nur vier, welche die Würde eines Diöcesanbischofs bekleideten. Der erste derselben war Frater Emerich (geb. 1665, gest. 1745) aus der csesznekter Linie, ein Enkel des Stifters derselben. Er wurde zuerst Pauliner zu Wandorf bei Ödenburg (1700) und General des Ordens (1702), dann Bischof von Waitzen (1706), Agram (1708) und Weßprim (1723); hierauf ungarischer Hofkanzler zu Wien (1723—1725), endlich Erzbischof von Gran (1725, 1. Sept.—1745, 6. Dec.). Er starb zu Presburg, kaum von seiner Wallfahrt nach Mariazell zurückgekehrt, im 81. Jahre seines Alters. Des Himmels Gnade, ein 50jähriges Jubiläum feiern zu können, das bisher unter allen hohen Prälaten Ungarns nur Georg Széchényi zu Theil ward, wurde auch ihm verliehen, und zu Presburg den 27. Juli 1738 mit großer Feierlichkeit begangen. Während seines 20jährigen Erzbisthums verwandte er zwei Millionen Gulden auf die Errichtung oder Beschenkung von Kirchen und Unterstützungen der Armen. In Hinsicht des ersteren wurde Presburg von ihm am Meisten bedacht, wo das wohlthätige Kloster der Elisabethinerinnen ganz auf seine Kosten ins Leben trat. Die drei anderen Prälaten waren: ein anderer Emerich, Bischof von Neitra (1740—1763), Paul, Bischof von Fünfkirchen (1781—1793), beide gleichfalls von der csesznekter Linie, und Karl von der gräflichen zu Forchtenstein, Bischof von Erlau (1761—1799), der die schöne Kirche zu Pápa, wie noch viele andere erbaute, der Gründer des Lyceums zu Erlau, wie der bischöflichen Bibliothek daselbst wurde, und über dessen Leben und Verdienste sich eine eigene Abhandlung in der ungarischen Zeitschrift: Tudom. Gyüjtem. 1819. 5. Heft. S. 1—32 findet. (*Gamauf.*)

ÉTABLES. 1) Gemeindedorf im französischen Aindepartement (Bugey), Canton Izernore, Bezirk Nantua, ist 2 Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 442 Einwohner. 2) Gemeindedorf im Ardèchedepartement (Vivarrais), Canton und Bezirk Tournon, von welcher Stadt es 5 Lieues entfernt ist, hat eine Succursalkirche und 714 Einwohner. 3) Gemeindedorf im Departement der Nordküsten (Bretagne), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke St. Brieuc, ist 3¾ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Pfarrkirche und 4104 Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten. Der Canton Etables enthält in sechs Gemeinden 10,645 Einwohner. 4) Gemeindedorf im Departement der Niederseine, Canton Longueville, Bezirk Dieppe, hat eine Succursalkirche und 145 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

ÉTAIN, lat. Stagnum (Br. 49° 15′, L. 23° 18′), kleine Stadt im französischen Departement der Maas, Hauptort des gleichnamigen Cantons, Bezirk Verdun, liegt, 4 Lieues von dieser Stadt, 76 Lieues östlich von Paris entfernt, in einer morastigen Ebene an der Orne, ist der Sitz eines Friedensgerichtes, einer Forstverwaltung, eines Einregistrirungs- und eines Etappenamtes, sowie einer Gendarmeriebrigade, und hat eine Brief- und Pferdepost, eine Pfarrkirche, Tuch-, Hut- und Ölfabriken, Färbereien, Kalk- und Töpferöfen, 601 Häuser und 3049 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte unterhalten und Handel mit Getreide, Kleesamen und Schinken treiben. — Etain ist eine alte, im 7. Jahrh. erbaute Stadt. Sie gehörte damals einem Privatmanne, von dem sie an seinen Sohn, Leodinus oder Lituivinus, kam, welcher Erzbischof von Trier war, und der sie im zwölften Regierungsjahre König Childebert's III. dem Kloster des heiligen Eucharius zu Trier schenkte durch eine noch vorhandene Urkunde vom J. 706. Im J. 1221 trat der Abt dieses Klosters, Jacob, Etain an das Maria-Magdalenencapitel zu Verdun ab, und erhielt dafür, mit Bewilligung des Erzbischofs von Trier, Theoderich von Wede, die Stadt Mackre. Die Canonici zu Verdun blieben jedoch nicht lange in ruhigem Besitze Etains, denn Heinrich, Graf von Bar, machte Ansprüche auf dasselbe, und schon 1224 sahen sie sich genöthigt, es ihm, mit Vorbehalt des Patronatrechts über die Kirchen, des Zehnten u. s. w., abzutreten. Von dieser Zeit an blieben die Grafen und Herzoge von Bar in ungestörtem Besitze der Stadt. Denn obgleich sich Ludwig XIV. ihrer und ihres Gebietes bemächtigte, so wurde er doch durch den Frieden von Ryswick 1697 gezwungen, sie dem Herzoge von Lothringen zurückzugeben. — Etain ist der Geburtsort Wilhelm Huin's, welcher wegen seiner großen Rechtsgelehrsamkeit und großen Bekanntschaft mit den schönen Wissenschaften bekannt ist. Er war Dechant des Capitels zu Metz und befand sich als Generalanwalt desselben auf dem Concil zu Basel, wo er zur Absetzung des Papstes Eugenius IV. beitrug. Dafür wurde er von dessen Nachfolger mit dem Cardinalshute beschenkt. Nicolaus V. erneuerte diese Schenkung und sandte ihn 1449 als Legaten nach Lothringen. Im J. 1456 überraschte ihn der Tod zu Rom; sein Leichnam wurde jedoch nach Etain geschafft und in der von ihm für die damalige Zeit prachtvoll aufgeführten Hauptkirche daselbst bestattet, in welcher man noch jetzt sein Grabmal sieht. Der Canton Etain enthält in 29 Gemeinden 11,730 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ETALLE, Dorf in dem niederländischen Großherzogthume Luxemburg, Bezirk Neufchâteau, ist Hauptort des gleichnamigen Cantons, liegt an der Semoy und hat 1336 Einwohner, welche zum Theil Nahrung in den nahe gelegenen Eisenwerken finden. (*Fischer.*)

ÉTAMPES, ESTAMPES, wurde, als ein altes Krongut, von der Königin Blanca, Mutter des Herzogs Ludwig, dann von dessen Witwe, der Königin Margaretha, zu Leibgeding besessen und von K. Philipp dem Schönen, April 1307; an den Grafen Ludwig von Evreux

gegeben. Ludwig's Sohn, Karl von Evreux, welchem in der Erbtheilung Estampes, Dourdan, Gien und Aubigny, ein Gesammteinkommen von 6000 Livres, zugefallen, erhielt für seine Baronie Estampes durch Urkunde vom September 1327 die Rechte und den Titel einer Grafschaft. Karl's Sohn, Ludwig von Evreux, vergabte die Grafschaft, vorbehaltlich der Nutznießung, an den Herzog Ludwig I. von Anjou, und starb den 6. Mai 1400, daß also der Herzog von Anjou niemals der Schenkung froh geworden. Vielmehr haben, nachdem derselbe 1384 das Zeitliche gesegnet, seine Witwe und Kinder ihr Anrecht an Estampes, tauschweise gegen das Fürstenthum Tarent, an den Herzog Johann von Berry überlassen. Dieser trat durch Urkunde vom 28. Jan. 1387 seine Anwartschaft an den Herzog von Burgund, Philipp den Kühnen, ab. Philipp, im Besitze der Grafschaft seit 1400, wurde von seinem Sohne Johann beerbt, gegen welchen jedoch ein Confiscationsurtheil erging. Das confiscirte Gut verlieh der Dauphin Karl 1421 an Richard von Bretagne. Als König bestätigte Karl diese Schenkung, wohingegen der Herzog von Burgund, Philipp der Gute, 1434 sein Recht auf seinen Vetter, den Grafen von Nevers, übertrug. Durch den Frieden von Arras (1435) wurde dieser in den Besitz von Estampes eingeführt. Nichtsdestoweniger erwirkte Richard's von Bretagne Witwe, Margaretha von Orléans, zu Gunsten ihres Sohnes, des Herzogs Franz II. von Bretagne, 1442 eine Bestätigung der frühern Schenkung; der Vollziehung dieser Bestätigung widersetzten sich jedoch der Herzog von Burgund und der königliche Procurator, dieser den Heimfall eines an den Grafen Ludwig I. von Evreux und dessen Nachkommenschaft vergebenen Krongutes ansprechend. Ein Rechtsstreit, der hiervon die Folge war, schwebte viele Jahre, kam aber mit Karl's des Kühnen Fall vor Nancy (den 5. Jan. 1477) plötzlich zur Entscheidung. Der Parlamentsspruch, durch welchen Estampes der Krone zuerkannt, ist vom 18. März 1477. Unmittelbar darauf, im April, gab Ludwig XI. die Grafschaft an den Vicomte von Narbonne, Johann von Foix. Dessen Sohn, der berühmte Gaston, blieb bei Ravenna in der Schlacht (1512). Hierauf gab Ludwig XII. (Mai 1513) Estampes an seine Königin, Anna von Bretagne. Sie starb den 9. Jan. 1514, und wurde von ihrer Tochter Claudia, der Gemahlin von Franz I., beerbt. Der König, der ehelichen Gemeinschaft sich bedienend, gab Estampes an seinen Grand-maître, Artur Gouffier, doch nur für dessen Lebtage. Gouffier starb 1518 und die Königin nahm ihr Eigenthum zurück, um dasselbe nicht eher, als mit ihrem Leben, den 20. Juli 1524, aufzugeben. Darauf verlieh der König, den 13. April 1526, die Grafschaft zu lebenslänglichem Genusse an Johann de la Barre, Vicomte von Bridiers. Als dieser im Januar 1533 verstarb, wurde Estampes weiter an Johann von Brosse, den Grafen von Penthièvre, und dessen Hausfrau, Anna von Pisseleu, vergeben (den 23. Juni 1534); auch im Januar 1536, sowie 1543, zu einem Herzogthume erhoben (vergl. den Art. Penthièvre). Aber das Herzogthum, obgleich von K. Heinrich II. am 14. Sept. 1547 der Anna bestätigt, wurde ihr 1553 genommen, damit die Diana von Poitiers zu beschenken. Karl IX. gab das Herzogthum 1562 an Johann von Brosse zurück, dessen Tod, Januar 1565, jedoch den baldigen Rückfall an die Krone zur Folge hatte. Heinrich III. verschenkte (den 18. Mai 1576) das Herzogthum an den Pfalzgrafen Johann Kasimir, der zwar schon am 8. März 1577 verzichtete, und hierdurch dem Könige Gelegenheit gab, Estampes der Herzogin von Montpensier, Katharina von Lothringen, gegen ein Darlehen von 100,000 Livres zu Pfand zu setzen (den 17. Jan. 1579), dann den 8. Juli 1582 darin seine Schwester, die Königin Margaretha von Navarra, einzuweisen. Margaretha sah sich genöthigt, das Herzogthum, durch Schenkung unter den Lebendigen, am 11. Nov. 1598 an Gabriele von Estrées abzutreten, und der Gabriele Nachkommen haben dasselbe bis zum Tode des Herzogs Ludwig Joseph von Vendôme (den 11. Juni 1712) besessen.

Von der Stadt Estampes, als dem Wohnorte seiner Voraltern, hatte ohne Zweifel Robert von Estampes den Namen entlehnt, den Herzog Johann von Berry an seinem Hofe erziehen ließ, dem er seine Schätze und die Hauptmannschaft der Burg zu Bourges anvertraute, den er jederzeit einer besondern Zuneigung würdigte und zuletzt zu einem seiner Testamentsexecutoren ernannte (1416). Des Wohlthäters verlustig fand Robert Gelegenheit, sich dem Könige selbst zu empfehlen, und ließ am 18. Juni 1423 K. Karl VII. seinem Rathe, Robinet von Estampes, 1000 Livres anweisen, „pour le recompenser d'une riche chambre de haute-lice de la valeur de 600 écus, qu'il lui bailla et delivra libéralement à sa première venue en la ville de Bourges," auch als einigen Ersatz des baaren Geldes und des Silberwerks, welches Robert für den Dienst des Monarchen dargeliehen hatte. Dem nämlichen ließ K. Karl am 8. Sept. 1423, in Betrachtung seiner angenehmen und nützlichen Dienste im Felde, auch als eine Beihilfe für den Ankauf eines tüchtigen Rosses, 120 goldene Schilde auszahlen. Robert, Besitzer der Güter Salbris, in Blésois, les Roches und Chaumasson, wird 1442 als ein Verstorbener angeführt. Von seinen fünf Söhnen starb der erstgeborene, Johann der Ältere, Dechant und Thesaurarius an St. Hilarienkirche zu Poitiers, conseiller-clerc bei dem Parlament, Maître-des-requêtes de l'hôtel, Général des finances, Bischof von Carcassonne (den 15. Jan. 1455) zu Nevers. Der zweite, Johann der Jüngere, Domthesaurarius, sodann Bischof zu Nevers, starb den 24. Dec. 1461. Der dritte, Wilhelm, Vicedechant zu Poitiers, besaß nach einander die Bisthümer Montauban und Condom. Der fünfte, Johann, auf St. Ciergues, les Roches, la Ferté-Nabert, begründete die am 24. April 1528 dem Mannesstamme nach erloschene Linie in les Roches. Der vierte endlich, Robert II. von Estampes, auf Salbris, la Ferté-Imbault, Valençay, le Tillay und Ardreloup, K. Karl's VII. Rath und Kammerherr, Marschalk und Seneschalk von Bourbonnais, Castellan von Roanne, von Girossains, Fiat und Flourentin, in Nieder-Albigeois, wurde in der Ehe mit

Margaretha Beauvillier, Frau auf Autry-les-Vierzon, ein Vater von sieben Kindern. Ein Sohn, Johann von Estampes, auf la Ferté-Imbault, war apostolischer Protonotarius, Großarchidiakon zu Nevers und Abt zu St. Aignan, in Berry; ein anderer, Robert III. auf Salbris, Ardreloup und le Tillay, Marschalk und Seneschalk von Bourbonnais, gest. zwischen 1487 und 1494, hinterließ die drei Söhne: Johann, Ludwig und Robert, als Stifter so vieler Linien. In der ältern Linie hat sich u. a. ausgezeichnet Johann's Enkel, Claudius von Estampes, auf la Ferté-Imbault, Salbris, Mont-St.-Sulpice, Villefargeau, Soesmes. Vermählt den 8. Mai 1579 mit des Marschalks von Fervaques Tochter, Johanna von Hautemer, der Erbin von Mauny, folgte er als Hauptmann von den Gardes-du-corps des Herzogs von Alençon seinem Gebieter in den niederländischen Zug. Sein Erstgeborener, Jacob von Estampes, Marquis von la Ferté-Imbault und Mauny, auf Salbris, le Mont-St.-Sulpice und Villefargeau, Marschall von Frankreich, Ritter des heiligen Geistordens, Lieutenant-général in dem Gouvernement von Orléanais, Vendômois und Dunois, diente zuerst als Cornet bei den Gendarmen von Monsieur (1610) in der Belagerung von Jülich, unter dem Marschall von la Châtre; Unterlieutenant bei demselben Regimente wohnte er der Belagerung von Soissons (1617) und dem Angriffe auf den Pont-de-Cé bei. Als Maréchal-de-camp, seit 1621, diente er in den Belagerungen von St. Jean-d'Angely, Clairac und Montauban, la Rochelle (1628), Privas (1629). In dem Gefechte bei Giaveno (1630) zeichnete er sich aus; in derselben Weise, wie die Franzosen des Ortes Namen in Veillane verstümmeln, scheinen sie Jacob's Thaten an diesem Tage zu behandeln. Sie lassen ihn mit seiner einzigen Compagnie 3000 Feinde bestreiten, 900 erlegen, 300 gefangen nehmen, 14 Fahnen erbeuten. Wiederum begegnet uns Jacob in der Schlacht von Avein (1635); zu der Belagerung von Corbie (1636) führte er 1000 Mann Infanterie und 3000 leichte Reiter. Ebenso diente er in den Belagerungen von Landrecies und la Capelle (1637), bei der Erstürmung von le Catelet (1638), bei der Vertheidigung von Mouzon und der Wegnahme von Ivry (1639). Schon vorher hatte er eins der neu geworbenen Cavaleriregimenter erhalten. Gesandter in England von 1641—1643, wußte er die Einschiffung von 14,000 Irländern, welche der spanische Hof zu dem Entsatze von Perpignan zu verwenden Willens war, zu hintertreiben, und dagegen für seines Königs Dienst gegen 6000 Engländer und Schotten anzuwerben. In Anerkenntniß dieser fruchtbaren Bemühung empfing Jacob, aus England wiederkehrend (1643), das Amt eines Colonel-général der Schotten. Wiederum diente er bei der Eroberung von Gravelines (1644), von Bourbourg, dem Fort Link und bei dem Übergange der Colme 1645. Zum Generallieutenant befördert wurde er in dieser Eigenschaft bei den Belagerungen von Courtray, Wynorbergen, Mardyk, Furnes, Dünkirchen (1646) und bei dem Übergange der Schelde (1649) verwendet, gleichwie er in der Schlacht bei Lens (1648) sich auszeichnete. Auf des Herzogs von Orléans Verwendung empfing er am 5. Jan. 1651 den Marschallsstab, und ist er in seinem Schlosse Mauny, drei Stunden von Rouen, in dem Alter von 78 Jahren den 28. Mai 1668 verstorben. Vermählt mit Katharina Blanka von Choiseul, einer Tochter des Marschalls von Praslin, hatte er neben vier Töchtern drei Söhne, deren ältester Franz von Estampes, Marquis von Mauny, in seiner Ehe mit Charlotte Brulart, des Marquis von Sillery Tochter, den Sohn Franz erzeugte, der Gardehauptmann der Herzoge von Orléans, Vater und Sohn, am 3. Dec. 1716 diese Zeitlichkeit verließ. Von dessen drei Söhnen fand der mittlere, Johann Baptist, Graf von Estampes, in seines ersten Feldzuges Lauf, bei Höchstädt, einen rühmlichen Tod, nachdem ihm drei Pferde unter dem Leibe erschossen worden. Des Heldenjünglings älterer Bruder, Roger, Marquis von Mauny, Capitainlieutenant bei Orléans Gendarmen, gerieth in preußische Gefangenschaft in der Schlacht bei Audenaërde (1708), wurde nach Huyssen im Clevischen gebracht, und freite sich dort des Dieter Heinrich Dirks van Augeren Tochter, Maria Elisabeth, welche ihm nachmals zu Avignon angetraut worden. Er starb den 27. Dec. 1718, sein Sohn Roger im September 1755. Dieser (geb. den 2. Nov. 1711) hinterließ aus seiner Ehe mit Lidia de Becdelievre zwei Söhne, Ludwig, Marquis de Mauny (geb. den 4. Dec. 1734) und Hector Joseph, Graf von Estampes (geb. den 13. Sept. 1736). Daß Ludwig sich am 11. Febr. 1755 mit Gottfrida Julia de Fouilleuse, des Marquis de Flavacourt Tochter, vermählte, ist Alles, was wir von ihm wissen. Des Marquis Roger jüngster Bruder, Philipp Karl, Graf von Estampes, Marquis von la Ferté-Imbault, folgte als des Herzogs von Orléans Gardehauptmann demselben in den letzten Feldzug nach Spanien, wurde als Oberst des Regimentes Chartres zum Brigadier ernannt (den 1. Febr. 1719), und erzeugte in seiner Ehe mit Johanna Maria de Plessis-Châtillon (gestorben als Witwe den 18. April 1763) zwei Kinder. Der Sohn, Ludwig August, Graf von Estampes, Oberstlieutenant des Regimentes Chartres, starb in dem 28. Jahre (den 14. Febr. 1742). — Robert's III. anderer Sohn, Ludwig, welcher mit der Herrschaft Valençay, in Berry, abgefunden worden, stand als minderjährig (1488) unter Vormundschaft seiner Mutter, wurde 1519 zum Gouverneur und Amtmann der Stadt Blois bestellt, und testirte am Dinstage nach Quasimodogeniti (1533). Sein Enkel, Johann von Estampes auf Valençay und Estiau, in Anjou, Staatsrath und Hauptmann über 50 Lanzen (geb. den 30. Mai 1548, gest. 1620), hatte in der Ehe mit Sara von Happlaincourt 14 Kinder, darunter die Söhne Jacob, Leonor, Ludwig, Achilles und Johann auszuzeichnen. Leonor (geb. den 6. Febr. 1589) wurde bereits 1606 zu den Abteien la Couture und la Cour-Dieu ernannt, fügte denselben 1620 die von Bourgueil, nachmals die von Champagne, la Pelice und l'Esau, endlich 1641 St. Martin zu Pontoise hinzu. Zum Bischof von Chartres geweiht (1621) trat er als Sprecher der 1625 einberufenen Versammlung der Geistlichkeit vor den König (den 13. Febr. 1626); er hat auch

großentheils die Protokolle dieser Versammlung entworfen, und die beiden sogenannten Schmähschriften: Admonitio ad regem und Mysteria politica censirt. Beide Schriften enthielten Sätze, welche man verächtlich für die Krone fand; die Censur, trotz des Widerspruches verschiedener Bischöfe beliebt, wurde auf Geheiß der Versammlung in drei Sprachen, lateinisch, französisch und italienisch, veröffentlicht, auch durch mehre Parlamentsschlüsse aufrecht erhalten. Wiederum figurirte der Bischof in der Versammlung der Notablen (1627), und in jener der Geistlichkeit, welche 1640 zu Mantes stattfand. Am 18. Nov. 1641 zum Erzbischof von Rheims ernannt, nahm er daselbst persönlich Besitz den 1. April 1643. Im Laufe einer Visitation des gesammten Sprengels zog er am 14. Aug. 1645 feierlich zu Sedan ein; 63 Jahre waren es eben, seit ein Erzbischof von Rheims es gewagt hatte, sich dort blicken zu lassen. Am anderen Morgen hielt er das Hochamt, dann nahm er den Inhabern die verschiedenen Pfründen, deren sie sich innerhalb der Grenzen des Fürstenthums Sedan, auch der Herrschaften Raucourt und St. Menge bemächtigt hatten. Zum Beschlusse wurden verschiedene Pfarrer in ihre Rechte wieder eingesetzt. Im J. 1650 wohnte der Erzbischof der in Paris abgehaltenen Versammlung der Geistlichkeit bei, und hatte er als einer ihrer Präsidenten wiederholt den König anzusprechen. Bevor aber die Versammlung sich aufgelöset, starb der Erzbischof, am Charsamstag (den 8. April 1651), und wurde sein Leichnam bei den unbeschuhten Karmeliten in einer der Familie zuständigen Kapelle, sein Herz aber in der Abtei Bourgueil beigesetzt. Die Geistlichkeit veranstaltete, seinem Gedächtnisse zu Ehren, in der Kirche der großen Augustiner eine Trauerfeier, wobei der Erzbischof von Embrun, Georg von Aubusson, die Leichenrede hielt. In der Gallia christiana hat St. Marthe des Erzbischofs von Rheims ehrende Erwähnung gethan, die Zeitgenossen rühmen besonders seine Gaben als Prediger. Er hat mehres geschrieben, in gebundener Rede, in laudes sanctissimae Virginis (Paris 1605), auch ein Ritual für den Sprengel von Chartres (ebend. 1627), die Synodalstatuten von Rheims (1645) und Ordinationes für diese Diöcese (1648); er hat zu Sedan sechs Missionare und die Fasten- und Adventspredigten gestiftet. Von seinen Brüdern ist Ludwig von Estampes, Marquis von Estiau, für die Generalstaaten von Holland streitend, 1632 vor Mastricht gefallen, während Achilles, geb. zu Tours den 23. Juli 1593 und am 13. Jan. 1606 in den Malteserorden aufgenommen, nach zurückgelegten Karavanen, in den Heeren Ludwig's XIII., namentlich bei den Belagerungen von Montauban und la Rochelle diente, und hierauf als Maréchal-de-camp dem Zuge über die Alpen beiwohnte. Den Frieden benutzend zu einer Fahrt nach Malta, erhielt er daselbst das Generalat der Galeeren, und mit solchem die Gelegenheit, bei dem Angriffe auf St. Maura die kühnsten Thaten zu vollführen. Der hohe Ruf, den er hierbei sich erworben, veranlaßte den Papst Urban VIII., sich seiner in dem Kriege um Castro zu bedienen; was er an der Spitze der päpstlichen Heere geleistet, das lohnte ihm (am 14. Dec. 1643) die Cardinalswürde, des Titels von St. Adriano. Vielen Dank wissen seine Landsleute ihm um die Lebhaftigkeit, mit welcher er in dem Streite des Condestable von Castilien (s. den Art. Enriquez) mit dem Cardinal von Este, dieses Partei in dem heiligen Collegium verfocht. Es hat aber der Cardinal von Valençay nicht lange des Purpurs sich erfreut, indem er zu Rom (am 7. Juli 1646) verschied. Nach seinem Willen wurde er in der Karmelitenkirche St. Maria della Vittoria beerdigt; jede Grabschrift hatte er verbeten. Von ihm schreibt du Châtelet: „le Cardinal de Valençay, qui dit tout, et qui fait tout hardiment." Ein vierter Bruder, Johann von Estampes (geb. den 7. Juli 1595), ward Parlamentsrath (1619), Maître-des requêtes (1626), Président au grand conseil, Conseiller d'état ordinaire, Gesandter in Graubündten (1637) und in Holland, und starb den 4. Febr. 1671, Vater von zwei Töchtern aus seiner Ehe mit Maria Gruel. Der älteste Bruder endlich, Jacob von Estampes auf Valençay, Happlaincourt u. s. w., Ritter des heiligen Geistordens (1619), Grand-maréchal des logis de la maison du roi, lieutenant-colonel de la cavalerie legère de France, Gouverneur von Calais, starb den 21. Nov. 1639, und überlebte mithin seinen ältesten Sohn, Johann, Baron von Bellebrune, Oberstlieutenant bei der Cavalerie, als welcher in der Belagerung von Privas (1629) getödtet worden. Es hinterließ dieser aber aus der Ehe mit Katharina von Elbene zwei Töchter, von denen die ältere, die Erbin von Bellebrune, an Anton Gouffier, Marquis von Thois, verheirathet wurde, die andere, Charlotte, dem Kloster Estival, in Maine, als Äbtissin vorstand. Dann waren dem Vater noch zwei Söhne geblieben. Der jüngste, Heinrich (geb. 1603), trat als Malteserritter in dem Alter von 15 Jahren seine Karavanen an, befehligte, als er kaum das 20. Jahr erreicht, eine Ordensgaleere, mit welcher er zu dem verunglückten Unternehmen auf Santa-Maura (1625) wirkte, und wurde einige Jahre später von Richelieu berufen, um die Blokade des Hafens von la Rochelle zu leiten. Die von ihm befehligte Flottille errang am 19. Mai 1628 einen bedeutenden Vortheil über die zum Entsatze herangekommene englische Seemacht, und nöthigte dieselbe, von ihrem Unternehmen abzulassen. Heinrich blieb bis 1632 an der Spitze der Flotte. Außerordentlicher Gesandter an dem römischen Hofe zeigte er sich daselbst, drei Jahre lang, bei allen Gelegenheiten in dem höchsten Glanze, der würdige Repräsentant einer großen Macht. Um ihn dafür zu belohnen, erhielt er von K. Ludwig XIII. die durch seines Oheims, des Cardinals von St. Adriano, Ableben erledigten Abteien Bourgueil und Champagne. In dem Orden war er Großprior von Champagne, als er 1670 zu dem wichtigeren Großpriorat von Frankreich erhoben wurde. Eine Partei hatte ihm auch, für den Fall des Ablebens des gichtbrüchigen Großmeisters Nicolaus Cottoner dessen Würde zugedacht, und ihn veranlaßt, in solcher Aussicht seinen Wohnsitz in Malta zu wählen, allein er starb, bevor der gute Wille seiner Anhänger sich hatte bethätigen können (zu Ende Aprils 1678). Sein Bru-

45 *

der, Dominic, Marquis von Valençay und Happlaincourt, vermählt seit 1641 mit Marie Louise von Montmorency, des Marschalls von Luxemburg Schwester, starb in dem Alter von 96 Jahren (den 11. Mai 1691) mit Hinterlassung einer zahlreichen Nachkommenschaft, die in das 18. Jahrh. zu verfolgen, uns überflüssig scheint. — Die Linie der Marquis von Autry stammt von Robert's III. jüngstem Sohne ab, von Robert von Estampes auf Autry, Ardreloup und le Tillay. Von dessen Enkeln fiel der eine, Robert, Malteserritter, im Streite gegen die Türken (den 26. Juni 1625); ein anderer, Philipp, Schiffscapitain, übte bei den königlichen Truppen, in der Schlacht von Castelnaudary, das Amt eines Aide-de camp, verließ aber unmittelbar darauf die Welt, um am 19. Dec. 1633 Profeß zu thun bei den unbeschuhten Augustinern der Provinz von Frankreich oder Paris. Am 17. Jan. 1641 beurlaubte sich Philipp, jetzt P. Archangelus de Sta. Maria Aegyptiaca, bei dem König, um eine Missionsreise nach der Berberei anzutreten; er ist aber in derselben Lauf, als Generalprocurator der Augustinermission, zu Bastion-de-France (den 25. Aug. 1642) gestorben. Sein Neffe, Johann Baptist von Estampes, Johann's des Marquis von Autry Sohn, Doctor der Sorbonne und Bischof von Perpignan, wurde zum Bischof von Marseille ernannt (im September 1680), empfing seine Bulle aber erst 1682, und starb plötzlich zu Paris (den 6. Jan. 1684), denselben Tag, als er die Reise nach seinem Sprengel antreten wollte. Des Bischofs Bruder, Franz, Marquis von Autry, Baron von Ardreloup und le Tillay, verm. 1658 mit Anna Acarie, hatte eine einzige Tochter, Blanca, welche 1682 an Alexandre German Courtin verheirathet worden ist. (*v. Stramberg.*)

ÉTAMPES, ESTAMPES, lat. Stampae (Br. 48° 25′, L. 19° 45′). Stadt im französischen Departement der Seine und Oise (Beauce), Hauptort des fünften Bezirks und eines Cantons gleiches Namens, ist gut gebaut, mit Promenaden umgeben, liegt an den Flüßchen Ouette und Chalouette, welche eine Menge Mühlen treiben, wegen ihrer Krebse berühmt sind und sich unterhalb der Stadt mit der Juine vereinigen, 13 Lieues südlich von Paris und Versailles entfernt. Es ist der Sitz einer Unterpräfectur, eines Friedensgerichtes, eines Tribunals erster Instanz, eines landwirthschaftlichen Vereins, eines Communalcollegiums, einer Hypothekenconservation, einer Steuerdirection, eines Einregistrirungs- und Etappenamtes, sowie einer Gendarmeriebrigade mit einem Lieutenant, und hat eine Brief- und Pferdepost, eine Pfarr- und eine Succursalkirche, Fabriken, welche Mützen und grüne Seife liefern, Wollspinnereien und Sandsteinbrüche, 982 Häuser und 7867 Einwohner, welche drei Jahrmärkte unterhalten, bedeutenden Handel mit Mehl, Schaffellen und Wolle treiben und Paris mit Küchenkräutern versorgen. Die Straße von Paris nach Orléans durchschneidet die Hauptstraße von Etampes. Zu seinen Merkwürdigkeiten gehört der Thurm, Guinette, der einzige Überrest einer unter Heinrich IV. zerstörten Citadelle. — Etampes war eine alte Krondomaine und die Könige von Frankreich hatten in demselben einen Palast. Philipp der Schöne gab die Stadt dem Grafen Ludwig von Evreux zur Appanage und Karl IV. erhob 1337 die Baronie Etampes zu einer Grafschaft. Karl VII. schenkte die Stadt Richarden von Bretagne und Ludwig XI. dem Grafen Johann von Foix. Als dessen Sohn, Gaston, in der Schlacht von Ravenna geblieben war, übergab sie Ludwig XII. seiner Gemahlin, Anna von Bretagne, im J. 1513, und durch deren Tochter, Claudia, kam sie an den Herzog von Valois, Franz von Orléans, der als Franz I. den Königsthron bestieg und nach dem Tode seiner Gemahlin die Grafschaft seinem ersten Kammerherrn, Johann von la Barre, übergab. Da dieser bald starb, so verwandelte Franz die Grafschaft in ein Herzogthum (1536) zu Gunsten Johann's von Brosse, welchen er mit seiner Geliebten, Anna von Pisseleu, verheirathete, die er auf der Rückkehr aus der spanischen Gefangenschaft unter den Ehrenfräulein seiner Mutter kennen gelernt hatte. Allein kaum hatte Heinrich II. den Thron bestiegen, so entriß er diesem das Herzogthum und schenkte es der berüchtigten Diana von Poitiers; doch Karl IX. gab es 1562 seinem vorigen Besitzer zurück. Da dieser ohne Nachkommen starb, so überließ Heinrich III. das oft genannte Herzogthum dem Herzoge Johann Kasimir von Zweibrücken (1576), der es jedoch schon im nächsten Jahre dem Könige zurückstellte. Nun verschenkte dieser es an die Herzogin von Montpensier, welcher er es aber bald darauf wieder abnahm, um mit demselben seine Schwester, Margaretha, welche er an Heinrich von Bourbon, König von Navarra, verheirathete (1582), auszustatten. Diese überließ das Herzogthum der Herzogin von Beaufort, Gabrielle d'Estrées (den 11. Nov. 1598), deren Nachkommen es bis zum Tode des Herzogs von Vendôme, welcher den 10. Juni 1712 zu Vinaroz in Spanien erfolgte, ununterbrochen besaßen, worauf es wieder an die Krone fiel.

Während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. wurde Etampes 1652 von der Armee der Prinzen eingenommen, und Turenne und Hocquincourt suchten vergeblich es diesen zu entreißen, obgleich sie sich schon der Vorstädte desselben bemächtigt hatten; denn die Ankunft des Herzogs von Lothringen mit 9000 Mann in der Gegend von Paris zwang sie, die Belagerung aufzugeben. Mehre Concilien wurden in den Jahren 1092, 1099, 1130 und 1147 in Etampes gehalten. Auf dem ersten 1092 wollte der Erzbischof von Sens, Richer, den Bischof von Chartres, Yves, absetzen, weil er sich zum Nachtheile der Rechte des Königs habe vom Papste ordiniren lassen; allein Yves machte durch eine Appellation an den Papst die Absichten des Erzbischofs zu nichte. Das dritte Concil (1130) berief Ludwig der Dicke, um die Frage zu entscheiden, ob Innocenz II. oder Anaklet II. rechtmäßiger Papst wäre. Da die versammelten Bischöfe nicht einig werden konnten, so wurde beschlossen, die Sache dem Ausspruche des heiligen Bernhard von Clairvaux (s. d. Art.) zu überlassen. Dieser, welcher die ganze Wichtigkeit desselben fühlte, ging zitternd an das Werk, und entschied sich erst, nachdem er die Art der Wahl und das Ansehen der Wähler auf das Genaueste untersucht

hatte, für Innocenz. Der König, sowie die ganze Versammlung, pflichteten ihm bei, und Bernhard gab sich nun alle Mühe und unternahm weite Reisen, um seinen Ausspruch geltend zu machen, was ihm auch endlich gelang. Im J. 1160 versammelte Ludwig der Jüngere eine große Anzahl von Prälaten in einer ähnlichen Absicht zu Etampes. Sie sollten erklären, ob er Alexander III. oder Victor IV. als Papst anzuerkennen habe. Sie entschieden sich für den Ersteren. — Wie vorsichtig Könige in ihren Versprechungen sein müssen, dafür liefert die Geschichte von Etampes ebenfalls ein Beispiel. König Philipp I. hatte eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe gelobt. Heu (Eude), Maire von Etampes, mit dem Beinamen Chalo oder Chaillon von St. Mars (St. Mard oder St. Médard), erbot sich, das Gelübde für den König zu erfüllen, und dieser befreite ihn und seine männlichen und weiblichen Nachkommen dafür von allen Steuern, Zöllen und Gaben zu Wasser und zu Lande, und diese Privilegien wurden von seinen Nachfolgern, zuletzt vom Könige Johann, 1360, in ihrem ganzen Umfange bestätigt. Nun hatte Heu einen Sohn, Karl von St. Mars, und fünf Töchter, und diese eine ungeheuere Nachkommenschaft — denn die Mädchen waren wegen der gedachten Privilegien selbst ohne Ausstattung sehr gesucht —, sodaß sich Franz I. genöthigt sah, die zu dieser Familie Gehörigen zur Entrichtung der Zölle zu verurtheilen, obgleich er die Abgabenfreiheit ihrer unmittelbaren Besitzungen bestehen ließ. Heinrich III. suchte 1583 diese Vorrechte noch mehr zu beschränken und Heinrich IV. hob sie ganz auf. — Ehemals befanden sich in Etampes zwei Domcapitel, mehre Klöster, sowie eine Commende der Malteserritter; in neueren Zeiten wurde hier der Botaniker Geoffroy (Gottfried) St. Hilaire geboren. — Der Bezirk Etampes besteht aus vier Cantonen: Etampes, La Ferté-Aleps, Méreville und Milly, welche in 68 Gemeinden 40,609 Einwohner enthalten. Der Canton Etampes hat 24 Gemeinden mit 14,720 Einwohnern. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ÉTANG. 1) Étang, Gemeindedorf im französischen Departement der Saône und Loire (Bourgogne), Canton St. Léger sous Beuvray, Bezirk Autun, von welcher Stadt es drei Lieues entfernt ist, liegt an dem Flusse Arrour, hat eine Succursalkirche und 1052 Einwohner. 2) Étang la Ville, Gemeindedorf im Moseldepartement (pays Messin), Canton Vigy, Bezirk Metz, hat eine Posthalterei, eine Succursalkirche und 386 Einwohner. 3) Étang (die), ein kleiner Fluß im Departement des Jura, welcher in die Loue fällt. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

ÉTANGS. Mit diesem Worte bezeichnet man im Französischen eine Anhäufung von Quell- oder Regenwasser, welche durch Dämme oder Schleusen bewirkt worden ist, und deren man sich bedient, um Fische darin zu halten. Ebendiesen Namen gibt man auch kleinen Seen, welche einen geringen Abfluß haben. Solcher Etangs gibt es vorzüglich in den südlichen Departementen Frankreichs sehr viele. Die bedeutendsten sind folgende: 1) Der Etang von Sigean oder Bages im Departement der Aude (Languedoc), welcher durch den Grau de la Nouvelle mit dem mittelländischen Meere in Verbindung steht. Seine Länge von Norden nach Süden beträgt ungefähr 3 Lieues, seine größte Breite 2 Lieues. Zuweilen wird er auch der Robineetang genannt, weil der Robinekanal, welcher die Aude mit dem mittelländischen Meere in Verbindung setzt, durch ihn hindurchgeht. 2) Der Etang von Berre oder Martigues im Departement der Rhonemündungen (Provence). Er ist 4 Lieues lang, 3 Lieues breit und überall schiffbar. Seine größte Tiefe beträgt 14, seine geringste 4 Klaftern. Er mündet bei Martigues und la Tour de Bouc in das mittelländische Meer. 3) Die Etangs von Entrecens und Galejon im Departement der Rhonemündungen bei Arles. 4) Der Etang von Leucate, dessen nördlicher Theil im Departement der Aude, der südliche aber im Departement der Ostpyrenäen (zwischen Nieder-Languedoc und Roussillon) bei den Städten Leucate und Salces liegt. Er hat 2 Lieues Breite und 1½ Lieue Länge und steht durch zwei kleine Kanäle mit dem mittelländischen Meere in Verbindung. 5) Der Etang Long Pendu im Departement der Saône und Loire (Bourgogne), bei der Stadt Montcenis. Er ist deshalb merkwürdig, weil aus ihm die Dehune und die Bourbince entspringen, welche sich in die Saône und Loire ergießen. 6) Der Etang von Maguelonne, Perault und Thau, in den Departementen des Hérault und Gard (Nieder-Languedoc). Er liegt ganz nahe am mittelländischen Meere und steht durch drei Ausflüsse mit demselben in Verbindung. Seine Länge von Aigues Mortes bis Agde beträgt gegen 12 Lieues, während seine Breite nur eine Lieue beträgt. Gewöhnlich wird dieser Etang in drei Etangs getheilt. Der mittlere heißt dann der Etang von Maguelonne *), nach der Stadt dieses Namens, welche sonst auf einer Insel dieses Etang lag, und von welcher nichts mehr übrig ist, als die alte Domkirche, in welcher man das Grab der schönen Maguelonne zeigt. Der bei Aigues Mortes gelegene Theil führt den Namen Etang von Perrault (Perols), und der westliche Theil bei der Stadt Agde wird der Etang von Thau genannt. Er ist unter den dreien der bedeutendste, indem seine Länge 7½ Lieues beträgt. Eine schmale Landzunge, welche sich am Grau de Palavas, zwischen den Etangs Perols und Maguelonne, öffnet, trennt ihn vom Meere. 7) Der Etang Vacares auf der Insel Camargue, welche die Rhonearme bilden, ehe sie den Meerbusen von Lyon erreichen. 8) Der Etang von Vendres im Departement des Hérault, welcher durch den Grau von Vendres in das Meer tritt. Kleinere Etangs dieses Departements sind die von Manguio, Bagnas, Luno und Capestang. (Nach Expilly.) (*Fischer.*)

ÉTANGS (der Kanal), geht mitten durch die an den Küsten des mittelländischen Meeres gelegenen Etangs. Seine Länge von Etang Manguio bis zum Etang de Thau beträgt 28,300 Metres. Die einzige Stadt, welche an demselben liegt, ist Frontignan. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

*) Bekannter ist dieser Etang unter dem Namen Etang von Frontignan, nach der an ihm gelegenen Stadt dieses Namens.

ÉTAPLES, lat. Stapulae (nördl. Br. 50° 31′ 44″, östl. L. 0° 41′ 44″ nach dem pariser Meridian), Stadt im französischen Departement Pas de Calais (Boulonais), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Montreuil, liegt auf dem rechten Ufer und an der Mündung der Canche, 3 Lieues von Montreuil und 6 Lieues von Boulogne entfernt, und hat eine Pfarrkirche, ein Etappenamt, Salzraffinerien, Bierbrauereien und 1675 Einwohner, welche zwei Jahr- und bedeutende Wochenmärkte unterhalten und Handel mit Wein, Branntwein, Häringen und Makrelen treiben, welche sie selbst fangen. Auch befindet sich hier eine Salzniederlage. — Ehemals war Etaples eine bedeutende Stadt, welche sich am rechten Ufer des Hafens hinzog und durch ein jetzt zerstörtes Schloß vertheidigt wurde. Im J. 918 landeten die Normänner hier und 1455 wurde der berüchtigte Theolog Jacob le Fevre in dieser Stadt geboren. Er studirte in Paris, wurde 1523 von dem Bischofe von Meaux, Wilhelm Briçonnet, zum Vicar erwählt, verließ diesen aber, weil er sich zu den Calvinisten neigte, und begab sich nach Strasburg. Hierauf wurde er vom Könige Franz I. zum Erzieher seines dritten Sohnes ernannt, und folgte darauf der Königin Marguerite von Valois, Gemahlin Heinrich's IV., nach Nérac, wo er nach einem Gastmahle im eigentlichen Sinne des Wortes entschlief. Nähere Nachrichten über ihn enthalten *Calomiès* mélanges historiques. Seine bedeutendsten Werke sind ein Commentar über die Psalmen, die Evangelien, die Briefe des Paulus und die kanonischen Briefe, eine Abhandlung über die drei Magdalenen, sowie eine Schrift gegen Erasmus. Auch verfertigte er eine jetzt sehr seltene Bibelübersetzung. Der Canton Etaples enthält in 19 Gemeinden 8581 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ETAWEH, in Hindostan, 1) Provinz in Agra zwischen den Flüssen Jumna und Ganges, gegen 27° nördl. Br. gelegen, bei gehörigem Regen sehr fruchtbar. Das Land erzeugt alle Arten von Getreide, mit Ausnahme von Reis, dagegen aber Zucker, Tabak und Baumwolle. Im J. 1801 trat der Nabob von Aude das Land den Engländern ab. 2) Stadt in dieser Provinz am östlichen Ufer des Jumna. Sie war ehedem die Residenz eines Rajah; jetzt treibt sie einen beträchtlichen Handel mit Getreide, Zucker und Baumwolle; ist der Sitz der Civilbehörden des Districts und das Cantonnement für ein Bataillon Infanterie, aus Eingebornen bestehend. (*H.*)

ETE, ein magyarischer Feldherr unter dem Herzoge Arpad. Er war der Erbauer der Burg von Csongrad (sprich Tschongrad). Im J. 896 schickte ihn Arpad, um die Burg Baranya zu belagern, und als er sie eingenommen hatte, schenkte Arpad die ganze baranyer Gespanschaft Ete's Sohne, Eudu, der die Burg Szekeső baute, in welcher er wohnte. (*Rumy.*)

ETEARCHOS, 1) König von Axos in Kreta, lebte etwa im 9. Jahrh. vor Chr. Geb. Er hatte eine Tochter, Namens Phronima, welche von ihrer Stiefmutter hart behandelt und von derselben bei ihrem Vater eines unkeuschen Lebenswandels verdächtigt wurde. Etearchos beschloß ihren Tod, zog einen Kaufmann aus Thera, Namens Themison, an sich, machte ihn zu seinem Gastfreunde, und nahm ihm das eidliche Versprechen ab, daß er ihm das leisten wolle, was er von ihm bitten werde. Als Themison diesen Eid geleistet hatte, verlangte Etearchos von ihm, daß er seine Tochter mit sich nehmen und ins Meer versenken solle. Entrüstet über diese Hinterlist, rächte sich Themison durch eine Gegenlist; er nahm das Mädchen mit sich, ließ sie an einem Seile ins Meer, zog sie aber sogleich wieder heraus und brachte sie nach Thera, wo sie die Beischläferin eines angesehenen Mannes, Namens Polymnestos, wurde. Sie gebar ihm einen Sohn, der den Namen Battos (der Stammelnde) erhielt, entweder weil er stammelte, denn eigentlich soll er Aristäos geheißen haben, oder weil er die Stadt Cyrene, in Afrika, gründete und beherrschte, denn in libyscher Sprache bedeutete „Battos“ König. (*Herodot.* IV, 154.)

2) Ein König der Ammonier in Afrika, war der Meinung, daß der Nil jenseit Libyen entspringe und seinen Lauf mitten durch dasselbe von Abend nach Morgen nehme, eine große Stadt im Lande der Nasomoner berührend. (*Herodot.* II, 32. 33.) (*A. Herrmann.*)

ETEOBUTADAE, ein berühmtes Priestergeschlecht in Attika, das seinen Namen und Ursprung von Butes, Bruder des Erechtheus und Sohn Pandion's I., ableitete. Dieser Butes war Priester des Neptun und der Minerva in dem berühmten Erechtheum. Nicht blos seine Nachkommen, sondern auch seine Nachfolger im Priesteramte nannten sich Butaden; um sich aber von den letztern zu unterscheiden, nahmen die erstern den Namen Ἐτεοβουτάδαι, die wahren Butaden, an. Harpokration in Βουτάδ und Ἐτεοβουτάδ und daselbst Gronov. S. 45. Auch Priesterinnen dieses Geschlechtes werden angeführt, die insbesondere den Dienst der Minerva Polias besorgten. An dem der Minerva geweihten Feste der Skirophorien in Athen hatten die Eteobutaden das Vorrecht, weiße Sonnenschirme (σκίρον) bei der Procession zu tragen, zum Zeichen, daß es nun wieder an der Zeit sei, Häuser zu bauen, d. h. daß der Mensch nun wieder in Sicherheit sich Wohnungen errichten könne. Wir wollen hierbei aus Ritter's Vorhalle der Gesch. S. 394 fg. die Bemerkungen anführen, durch die sich derselbe berechtigt glaubt, einen alten Buddhacultus in Griechenland anzunehmen, der in einer frühen Urzeit aus Oberasien dorthin verpflanzt worden sei. Er beruft sich dabei auf die vielfach vorkommenden Namen, welche an Buddha erinnern. So gibt es eine Minerva Budeia, die in Thessalien eine alte Verehrung genoß, und mehre Butes. Des Erechtheus Bruder hatte sogar seinen Altar zwischen dem des Poseidon und der Minerva Polias, ward also als Gott verehrt; ein anderer Butes aber ward von der Venus aus den Wassern gerettet, ihr Gemahl und Vater des Eryx, der den uralten Aphroditentempel auf Sicilien bauete. Dieser Butes heißt aber auch bei Andern ein alter einheimischer König. Auch gab es außer dem jüngern (obgleich auch sehr alten) Dodona in Epirus ein noch älteres Thessalisches, das auch Bodona genannt wird und von einem alten Heros, Bodonus, Bodo, erbaut sein sollte, wobei er bemerkt, daß ge-

wöhnlich in jüngerer Zeit, wenn eine neue Religion eine ältere verdrängt hat, die Götter der alten als Heroen betrachtet werden. Endlich macht er noch auf die Spuren einer ältesten Religion in Griechenland, sowie weiter im Westen und Norden Europa's, aufmerksam, welche keine blutigen Opfer ihrem Gotte darbrachte, sondern die Erstlinge der Früchte, auf den Glauben, daß man die Thiere nicht tödten und zur Speise gebrauchen dürfte, und zieht nun aus diesen und mehren andern Zusammenstellungen den Schluß, daß in der frühesten Urzeit, vor den Hellenen, der Cultus des alten Buddha, der ein Avatar des Wischnu ist, aus dem Osten über das kaspische und schwarze Meer her sich nach Nordgriechenland und von da weiter verbreitet habe, und daß der Gott selbst bald in männlicher, bald in weiblicher Gestalt (Minerva Budeia) von den alten Pelasgern verehrt und seine Priester Eteobutaden, wahre Butaden, wahre Priester des Buddha, genannt worden seien. Damit könnten füglich die Mysterien zu Eleusis zusammenhängen. Sie entstanden, als neue Religionscultus den alten einfachen verdrängt hatten, und sollten die Lehren desselben in den Herzen der Eingeweihten aufbewahren. (*Richter.*)

ETEOKLES, Ἐτεοκλῆς, 1) Sohn des Ödipus und der Jokaste, Zwillingsbruder des Polyneikes. Beide zwangen den Vater, nachdem dessen unglückliche Verbrechen entdeckt waren, dem Throne zu entsagen und aus Theben zu fliehen, weswegen er beide zu ewigem Hader verfluchte. *Apollod.* III, 5, 9. *Paus.* IX, 5. Dieser Fluch ging auch schnell in Erfüllung. Beide Brüder waren nämlich übereingekommen, ein Jahr um das andere zu regieren, Eteokles als der ältere zuerst; aber nach Ablauf des Jahres weigerte er sich, die Regierung abzutreten. (*Apollod.* III, 6, 1. *Eurip.* Phoeniss. et Septem ad Theb. *Aeschyl.*; Schol. *Eurip.* Phoen. 71. *Paus.* IX, 5.) Polyneikes reiste nun nach Argos, wo Adrast ihm seine Tochter Argeia vermählte und noch den Beistand von sechs andern Fürsten verschaffte. So kam es denn zu dem berühmten Kriege vor Theben. Eteokles und Polyneikes stießen in der Schlacht auf einander, durchbohrten sich zu gleicher Zeit, und selbst im Tode hatte ihr Haß so wenig aufgehört, daß, als man beider Leichname auf einen Scheiterhaufen legte, der von beiden aufsteigende Rauch sich noch theilte, ungeachtet ein heftiger Wind ihn zu vereinigen strebte. (*Diod. Sic.* IV, 6. 7. *Eurip.* Phoen. 55—80 et 1368—1433. *Hyg.* f. 63. 71. 72.) Zum Andenken wurde auf dem Kampfplatze der beiden Brüder eine Säule mit einem steinernen Schilde aufgerichtet. *Paus.* IX, 5. Dem Eteokles folgte in der Regierung sein Sohn Leodamas unter der Vormundschaft des Kreon. (*Paus.* l. c. *Ovid.* Trist. Ep. V, 35.)

2) Sohn des Andreus oder des Flußgottes Kephissos und der Evippe, Tochter des Leukon. Er regierte zu Orchomenos in Böotien und nannte einen Theil des von seinem Vater überkommenen Landes Kephesias und den andern nach sich selbst Eteoklea. Nach Pausanias (IX, 34. 35) war er der Erste, der den Grazien einen Altar zu Orchomenos errichtete, so ihre Verehrung stiftete und ihre Zahl von zwei auf drei erhöhte. (*Richter.*)

ETEOKLOS, Ἐτέοκλος, ein Sohn des Iphis (*Paus.* X, 10). Er befand sich mit unter den sieben vereinigten Fürsten, welche gegen Theben auszogen, und erhielt bei den dem Opheltes zu Ehren angestellten Leichenspielen den Preis im Wettlaufen (*Apollod.* III, 6, 4), ward aber vor Theben vom Leades getödtet (*Apollod.* III, 6, 8. *Heyne* ad *Apollod.* p. 247). Bei allen Diensten, die er seinem Vaterlande leistete, bewies er so große Uneigennützigkeit, daß er nicht einmal von seinen Freunden Geld nahm, ob er gleich keinen Reichthum besaß. (*Eurip.* in Supplic. Act. IV, 871.) (*Richter.*)

Eteokretes, s. Kreta.

ETEONOS, Ἐτεωνός, Nachkomme des Böotos und Vater des Eteon. Von ihm soll die Stadt Eteonos in Böotien den Namen haben. (*Eustath.* ad *Hom.* Il. II, 497.) (*Richter.*)

ETFIN, König von Schottland, Sohn Eugen's VII., Nachfolger Mordac's, regierte von 734 — 762. Er herrschte mit Milde und Gerechtigkeit, war der Hort der Redlichen, der Schrecken der Übelthäter. Von Altersschwäche und Kränklichkeit endlich gebeugt, suchte er sich der Regierungsgeschäfte zu entlasten und übertrug dieselben den vier Thans: Donald, Kullen, Murdac und Conrith. Doch Zwietracht und Eigennutz entzündeten verderbliche Fehden unter diesen Regenten; die öffentlichen Angelegenheiten geriethen ins Stocken, der allgemeine Wohlstand schwand unter Raub, Mord und Plünderung dahin. Der Kummer hierüber brach dem wohlmeinenden und doch machtlosen Etfin das Herz und legte ihn ins Grab 762. (*Guthrie*, Hist. of Scotland. T. I. Biographie universelle T. XIII. s. d. Art.) (*A. Herrmann.*)

ETFU, EDFU, ein ziemlich großes Dorf in Oberägypten an der linken Seite des Nil zwischen Syene (Assuan) und Esné; nach den neuesten astronomischen Beobachtungen 24° 58′ 43″ nördl. Br. und 30° 53′ 44″ östl. L. von Paris. Der größte Theil der Einwohner sind Mahumedaner, der übrige Kopten; sehr viele sind mit Fabrikation mehrerer Arten von Töpferwaare beschäftigt, hauptsächlich von Ballâs, einer Art Krüge, die in ganz Ägypten gebräuchlich sind, und wozu die Thonerde aus dem benachbarten Gebirge geholt wird; zu gewissen Gefäßen nimmt man einen feinern Thon, mit Schlamm und Asche gemischt, und diese Masse nimmt im Feuer eine schöne rothe Farbe an. Mit diesen Waaren wird ein starker Handel getrieben, der aber den Ort um nichts merkwürdiger machen würde, thäte dies nicht die Erinnerung an das Alterthum. An der Stätte, wo jetzt das Dorf Etfu liegt, stand einst eine blühende Stadt, und nach den griechischen Berichten zu schließen, war es Groß-Apollinopolis, so genannt zum Unterschiede von Klein-Apollinopolis unterhalb Theben. Den wahren alten Namen erfahren wir dadurch freilich ebenso wenig, als von anderen ägyptischen Städten, denn die Griechen paßten sie ihrer Mythologie an; mit Wahrscheinlichkeit ist Horus hier anzunehmen. Wie dem aber sei, das jetzige Dorf zeugt von der alten Herrlichkeit der Stadt durch zwei Tempel, die, wie Jomard sagt, so wohl erhalten sind, daß man eine ganz falsche Vorstellung davon erregen

würde, wenn man von Überresten spräche, denn es bedürfe nichts, als Wegräumung des Schuttes, um sie fast unversehrt zu erblicken. Beide liegen nicht weit von einander entfernt, im Nordwesten des Ortes, am Fuße einer Kette von kleinen Bergen, die sich aus den Trümmern der alten Stadt gebildet haben und mit Sand überdeckt sind. Der große Tempel beherrscht die ganze Gegend und die Einwohner nennen ihn daher Kala'h, Citadelle. Seine ganze Länge hat 424 Fuß, und dies ist das Doppelte seiner Breite, die größte Höhe hat an 107 Fuß. Kein anderer ägyptischer Tempel, sagt Jomard, gibt solche Veranlassung, sich eine Idee von der Harmonie und Regelmäßigkeit des Planes zu machen; man durchwandert alle Theile und erhält durch die Erkenntniß aller seiner so schön einander beigeordneten Details eine vollständige Idee des Ganzen. Merkwürdig ist bei dieser Anordnung des Ganzen die Einstimmung mit der Beschreibung, derjenigen, welche Strabo (17. B.) als der den ägyptischen Tempeln eigenthümlichen gegeben hat. Nicht weniger als Anordnung und Ausführung des Ganzen wird die der Verzierungen gerühmt, insbesondere auch der Skulpturen, mit denen der Tempel außen und innen bedeckt ist. Dabei fiel es auf, an dem Plafond nicht auch hier den Thierkreis zu finden; man entdeckte aber andere Spuren des astronomischen Kultus; namentlich zeichnet Jomard in dieser Beziehung die Hauptfiguren an dem großen Fries aus, in denen er alle Zeichen des Neumondes der Sommersonnenwende vereinigt findet, und daraus mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine Darstellung der Umstände bei derselben schließt. Es fragte sich nun aber noch nach der himmlischen Epoche für dieselbe, und auch diese fand er durch hieroglyphische Figuren angedeutet, namentlich durch den Vogel Phönix, das Symbol der Hundssternperiode von 1461 Jahren, nach welchem Zeitraume das tropische Jahr mit dem siderischen wieder zusammentrifft. Diese Darstellung veranlaßt ihn zu der Vermuthung, daß der Bau dieses Tempels in den Eintritt dieser Periode möge gefallen sein. — Den kleineren Tempel bezeichnen Denon und Jomard als Typhonium, weil sich das Bild Typhon's selbst und Typhonische Figuren fortwährend darin wiederholen. Obschon in Schutt und Sand fast schon vergraben, ist dieser Tempel in seinen Details doch noch sehr interessant, und seine Skulpturen sind von vorzüglicher Ausführung. In diesen Skulpturen erkannte Jomard ebenso, wie in dem großen Tempel, eine Darstellung der Ceremonien, die sich auf die Sommersonnenwende beziehen. (s. *Denon*, Voyage dans l'Égypte, p. 255 und die Kupfert. 56 — 58. Description de l'Égypte 1. Bd. Cap. 5. Description des Antiquités d'Edfou par *E. Jomard* p. 265 — 340 mit den dazu gehörigen vielen Kupfertafeln.) (*H.*)

ETH, ein König von Schottland, Sohn Kenneth's Mac-Alpin, folgte seinem Bruder Constantin II., welcher von den Dänen getödtet worden war, auf dem Thron, den er jedoch nur ein Jahr (von 874 — 875), inne hatte. Wegen seiner Behendigkeit nannte man ihn „Schnellfuß," und das scheint auch seine einzige namhafte Eigenschaft gewesen zu sein. Für das Wohl des Staates leistete er nichts, sondern überließ sich der Unthätigkeit und dem Wohlleben. Die feindlichen Dänen benutzten diese Schlaffheit des Regenten zu verwüstenden Einfällen; die Vornehmen, der Nichtigkeit ihres Königs müde, entsetzten ihn; nach Andern starb er 875 an einer Wunde, die er im Kampfe gegen Gregorius, der ihn vom Throne verdrängte, erhalten hatte. (*Guthrie*, Hist. of Scotland T. I. Biographie universelle s. d. Art. T. XIII.) (*A. Herrmann.*)

ETHALIDES, einer von den Tyrrhenern, welche den Bakchos entführen wollten und deswegen in Delphine verwandelt wurden (*Hyg.* f. 134). Andere nennen ihn Äthalion (*Ovid.* Met. III, 647). (*Richter.*)

ETHALION, einer von den Söhnen des Zeus und der Protogeneia, Deukalion's Tochter (*Hyg.* f. 155). (*Richter.*)

ETHAM, der Theil der großen Wüste Schur im peträischen Arabien, welcher zunächst an den arabischen Meerbusen stieß. Daselbst war bei dem Auszuge der Israeliten aus Ägypten der zweite Lagerplatz (2 Mos. 13, 20. 4 Mos. 33, 6). Nach 2 Mos. 13, 20 und 4 Mos. 33, 6 kann man vermuthen, Etham sei nicht der Name einer besonderen Wüste, sondern eines an die Wüste grenzenden Ortes gewesen. (*H.*)

ETHAN (איתן, griech. *αἰθάν*, *αἰθάμ* und *γαιθάν*), einer der von David angestellten Sänger zur Verherrlichung des religiösen Dienstes in der von ihm erbauten Hütte der Bundeslade. Die Bibelstellen, die von ihm reden, melden Alles, was wir mit Bestimmtheit von ihm wissen. Wir wollen sie der Reihe nach mit ihrem Inhalte angeben. Im vierten Capitel des ersten Buches der Könige heißt es im 31. Verse: Salomo war weiser, denn alle Menschen, auch weiser, denn die Dichter Ethan, der Esrahiter, Heman &c. — Nach 1 Chron. Cap. 2. V. 6 und 8 war er der zweite der fünf Söhne Serah's, und hatte einen einzigen Sohn, Asarja. — Nach dem 7. Cap. V. 42 und 44 des ersten Buches der Chronik gehörte er, was schon aus seiner Anstellung erhellet, zum Stamme Levi und stand mit den Seinen an der linken Seite der Bundeslade. Das 16. Cap. V. 17 desselben Buches nennt ihn einen Sohn Kusaja's, was überwiegend ist, und stellt ihn mit Heman und Assaph an die Spitze, denn sie waren Sänger mit ehernen Cymbeln helle zu klingen. — Der 89. Psalm hat folgende Überschrift: Eine Unterweisung Ethan, des Esrahiten. Der Psalm hat zwei verschiedene Theile. Der erste ist ein Loblied auf David, daß die gewaltige Hand des Herrn mit ihm ist und mit seinen Nachkommen ewiglich. Der zweite Theil ist eine Klage, daß der Herr von David sich gewandt und seines Schwertes Kraft stumpf gemacht. Die Erklärung gehört nicht hierher. — Nur verwechsele man Ethan nicht mit Jedithun, wie es zuweilen geschieht. Selbst die Buchstaben des Hebräischen sind so verschieden, daß die Annahme als eine falsche sich von selbst darthut. (*G. W. Fink.*)

Ethanim, s. Äthanim 2. Bd. S. 95.

Ethanium *Salisb.*, s. Alpinia.

ETHE, 1) ein auch Ette und Ete genanntes, der gräfl. Familie Zichy gehöriges großes Dorf im geßteser Bezirke (Gerichtsstuhle, Processus) der komorner Gespanschaft, im Kreise jenseit der Donau Niederungarns, an der von Tata (Dotis) nach Pápa über Kis-Bér führenden Seitenstraße, in hügeliger Gegend gelegen, nach Császár (Bisthum Raab) eingepfarrt, mit 194 Häusern, 1080 magyarischen Einwohnern, welche, bis auf 43 Katholiken und 6 Juden, sämmtlich Calviner sind, einer eigenen Pfarre und Kirche der Evangelischen helvetischer Confession, einer Schule, einer Mühle und einem Wirthshause. 2) Ete-Tóbór, eine in drei Theile: Bene-, Hegy- und Tóbór-Ethe, zerfallende Ortschaft im untern eyländer Bezirke der presburger Gespanschaft, auf der Insel Schütt gelegen, nach Szerdahely (Erzbisthum Gran) eingepfarrt, mit 29 Häusern, 218 magyarischen Einwohnern, die sich durch Ackerbau nähren.

(*G. F. Schreiner.*)

ETHELBALD, 1) König von Mercia, das beträchtlichste der Reiche der Heptarchie, dessen Hauptstadt Leicester, nördlich von London, war, folgte 716 dem kinderlos verstorbenen Könige Ceolred in der Regierung. Nicht mit Unrecht führt er den Beinamen des Stolzen, denn er rechtfertigte ihn durch seine maßlose Herrschbegierde, Eroberungs- und Kriegslust, seinen eisernen Willen, der als Gesetz galt, und seine ungezügelte Leidenschaftlichkeit. Die Vornehmen schmiegten sich unter seine Faust, unparteiisch wurde Jedem sein Recht, aber des Königs eigene Sittenlosigkeit verdarb auch die Sitten der Unterthanen durch Nachahmung. Zwei Mal griff er das Königreich Northumberland mit Tapferkeit an, blos um Beute zu machen; Gleiches dachte er Cuthred, dem Könige von Wessex, zu, fand aber in ihm einen tapfern, unbesiegbaren Gegner, darum verbündete er sich lieber mit ihm, und gemeinschaftlich griffen sie 744 die Briten in Wales an und verübten grauenvolle Verwüstungen. Nach einer zehnjährigen Waffenruhe versuchte Ethelbald aufs Neue den viel beneideten Cuthred zu überwältigen. Unversehens brach er in Wessex ein, erlitt aber 754 eine vollständige Niederlage. Nicht besser glückte ein zweiter Versuch 757. Trotz der großen Truppenzahl, die er zusammengebracht, und ihrer hartnäckigen Tapferkeit, unterlag er dennoch wiederum. Des end- und zwecklosen Krieges müde erhob sich einer der Befehlshaber, Namens Beornred, wider Ethelbald, schlug ihn in einem Treffen, wo er fiel, oder, nach Einigen, von seiner eigenen Leibwache getödtet ward; sein Gegner aber ließ sich zum Könige ausrufen. Ethelbald's Regierung hatte 41 Jahre, bis 757, gedauert.

2) König von England, der dritte aus der angelsächsischen Dynastie, der Sohn Ethelwolf's, maßte sich während der Abwesenheit seines Vaters in Rom den Thron an (856). Bei dessen Rückkehr erklärte sich ein Theil des Volkes wider den unnatürlichen Sohn und ein Bürgerkrieg schien unvermeidlich. Um diesen zu vermeiden, überließ Ethelwolf mit seltener Gutmüthigkeit dem aufrührischen Sohne die westlichen Provinzen des Königreichs, sich mit dem Reste begnügend, der nach seinem Tode gleichfalls an Ethelbald kam. Allen obwaltenden Gesetzen Hohn sprechend, vermählte er sich mit seiner Stiefmutter Judith, einer Tochter Karl's des Kahlen, Königs von Frankreich. Der Unwille über diese blutschänderische Verbindung sprach sich laut und allgemein aus, und auf die ernstlichen Anmahnungen Swithun's, des Bischofs von Winchester, löste sie Ethelbald wiederum auf. Judith kehrte nach Frankreich zurück, entfloh aus dem Kloster, wohin ihr Vater sie gebracht hatte, heirathete wider seinen Willen den Großmeister der Forsten, Baldwin, ihren Entführer, und gebar eine Tochter, Mathilde, welche nachmals die Gemahlin Wilhelm des Eroberers wurde. Ethelbald hatte, vor seiner Gelangung auf den Thron, vielfältige Proben persönlicher Tapferkeit abgelegt; als er König geworden, geschieht hiervon keine Erwähnung mehr. Nur die Jugend von Wessex beklagte seinen Tod (860) als ein Nationalunglück und als einen schwer zu ersetzenden Verlust. Er hinterließ keine Kinder, darum folgte ihm sein Bruder Ethelbert in der Regierung. (*Lingard*, History of England. Vol. I. *Hume*, Hist. of England. T. I. Biographie universelle. T. XIII. s. d. Art.)

(*A. Herrmann.*)

ETHELBERT, 1) König von Kent, regierte von 566—616. Sein Vater Hermanric nahm ihn zum Mitregenten an, um Wirren wegen der Nachfolge vorzubeugen, was das einzige Verdienstliche seiner 32jährigen, aber thatenlosen Regierung sein möchte. Ethelbert brachte fast alle Könige der Heptarchie unter seine Botmäßigkeit und begünstigte die Einführung des Christenthums auf Mitwirkung seiner christlichen Gemahlin, Bertha, Tochter Charibert's, Königs von Paris. Augustin, vom Papste Gregor dem Großen, nebst 40 Mönchen, nach Kent gesendet, bewirkte die Bekehrung des Königs selbst (597), und 10,000 seiner Unterthanen folgten sogleich seinem Beispiele. Durch diese Einführung des Christenthums entstand eine engere Verbindung mit Frankreich und Italien zur Förderung der Cultur unter den rohen Briten. Die Abfassung geschriebener Gesetze gehört ferner noch unter die Verdienste dieses Königs, dessen 50jährige Regierung für seine Unterthanen beglückend war.

2) König von England, der vierte aus der angelsächsischen Dynastie, der Sohn Ethelwolf's, regierte von 860—866. Er folgte seinem Bruder Ethelbald in der Regierung; man gab ihm den Beinamen des „unbezwinglichen Eroberers," und in der That bewährte er seine Tapferkeit gegen die einbrechenden Dänen oder Normänner, welche Winchester geplündert und in die Asche gelegt hatten (864). Er richtete eine solche Niederlage unter ihnen an, daß sie nicht sogleich wiederkehrten. Einen nochmaligen Kampf hatte er gegen einen Schwarm dieser Räuber zu bestehen, die von der Insel Thanet aus Kent verwüsteten, welcher gleichfalls zu ihrem Nachtheil endigte. Mitten unter diesen Stürmen starb Ethelbert (866), von seinen Unterthanen betrauert; sein Bruder Ethelred war sein Nachfolger. (*Lingard*, Hist. of England. Vol. I. *Hume*, Hist. of England. T. I. Biographie universelle. T. XIII. s. d. Art.) (*A. Herrmann.*)

ETHELFELEDA, Tochter Alfred's des Großen und Alswitha's, und Schwester Eduard's des Ältern, welcher seinem Vater in der Regierung folgte. Der Geist ihres Vaters ruhete auf ihr. Um die Dienste Ethelred's, des Grafen von Mercia, zu belohnen, gab er ihm Ethelfeleda zur Gemahlin (889). Dieser fuhr fort, ihm seinen tapfern Arm zu leihen, und schlug 894 die Dänen an den Ufern des Savern, wo sie sich gelagert und befestigt hatten. Nach dem Tode ihres Gemahls blieb Ethelfeleda im Besitze von Mercia, führte die Waffen wie ein Mann, wurde ihres Muthes wegen König genannt und stand ihrem Bruder bei in den weitern Kämpfen gegen die Dänen. Wales hatte sich empört (917); sie entsendete ein Heer dahin, rückte selbst gegen Derby, das die Dänen inne hatten, nahm es mit Sturm und zog triumphirend an der Spitze ihrer Krieger in die eroberte Stadt ein. Vier ihrer Officiere waren im Gefechte an ihrer Seite gefallen. Voll Schrecken unterwarfen sich die meisten Dänen, welche im Norden von Mercia und in York wohnten, freiwillig, und die übrigen bequemten sich zum Frieden. Nach dem Beispiele ihres Vaters und Bruders befestigte sie die wichtigsten Punkte des Landes, legte neue Städte an und ließ die verwüsteten wieder aufbauen. Im J. 920 starb sie zu Tamworth in Warwick-Shire und wurde zu Glocester in einem von ihr gestifteten Kloster begraben. Sie hinterließ eine einzige Tochter, Elfwina. Eduard, argwöhnend, daß sie sich einem dänischen Häuptlinge, Raynald, vermählen wolle, führte sie nach Wesser, wo sie ihre Tage wahrscheinlich in einem Kloster beschloß; Mercia aber fügte Eduard seinem Reiche bei. (*Lingard*, Hist. of England. T. I. Biographie universelle. T. XIII. s. d. Art.) (*A. Herrmann.*)

ETHELRED (Ethreda, Ailreda), 1) König von Mercia, folgte 674 seinem Bruder Wulfherr in der Regierung. Von Natur zwar friedliebend, gebrach es ihm dennoch nicht an kriegerischem Muthe, und er unternahm einen Zug gegen Kent, trieb den König Eyfried von Northumberland siegreich aus seinem Lande zurück und tödtete dabei dessen Bruder Elfwin in einem Treffen, sühnte aber den Tod desselben durch eine Geldsumme. Nach einer 30jährigen glücklichen Regierung entsagte er derselben zu Gunsten seines Bruders Kendred und zog sich 704 in das Kloster Bardney zurück. (*Hume* T. I.)

2) König von Northumberland, Sohn Ethelwald's Moll, regierte von 774—796 unglücklich, denn er vermochte nicht, die innern Wirren zu dämpfen. Ein Aufruhr zwang ihn, 779 zum Könige der Picten, Alfwald, zu flüchten, während die Vornehmen Northumberland zerrissen; im J. 790 gelang es dem vertriebenen Könige, wiederzukehren; mit Strenge und Grausamkeit suchte er sein Ansehen zu befestigen, was dem innern Verfalle des Reiches gleichwol nicht steuerte. Zum ersten Male landeten die Normannen 793, Ethelred aber fiel durch Meuchelmord bei einem abermaligen Aufstande der Vornehmen. (Lappenberg, Gesch. von England. 1. Bd.)

3) Aus der angelsächsischen Dynastie der fünfte König von England, der Sohn Ethelwolf's, regierte von 866—871. Seine fünfjährige Regierung war eine höchst unglückliche, denn die Dänen begannen, bei immer erneuten Angriffen, festen Fuß in England zu fassen. Unter ihren Anführern Inguer und Ubba durchzogen sie im Jahre 867 die einzelnen Provinzen verwüstend, erfuhren zwar bisweilen tapfern Widerstand, wie bei der Burg Reading, unweit der Themse; allein Übermacht und Ausdauer sicherten ihnen endlich den Vortheil, und Ethelred starb an einer im Treffen erhaltenen Wunde. (*Hume*, Hist. of England. T. I. Lappenberg, Geschichte von England. 1. Bd.) (*A. Herrmann.*)

ETHELRED II. (Aethelred), König der Angelsachsen von 979—1016, geb. 968, der Sohn des Königs Edgar (Eadgar) von dessen zweiter Gemahlin Elfride (Aelfthryde), Stiefbruder und Nachfolger des von Elfriden im J. 978 ermordeten Königs Eduard II. (Eadward) des Märtyrers [1]), war ein muth- und rathloser Fürst, der seiner Sorglosigkeit wegen in der Geschichte der Unbereitete (unready) oder der Unberathene, auch der Träge genannt wird. Unter ihm und durch ihn kam Unglück und Schmach über England. Seine Regierung war die Zeit der tiefsten Erniedrigung des Reiches Alfred's (Alfred) des Großen. Denn ohne Kraft das schon erschlaffte Nationalband wieder zu befestigen, Staat und Kirche zusammenzuhalten, die verschiedenen Volkstheile zu vereinigen, den Ehrgeiz der mächtigen Großen zu zügeln, die gelähmte Königsgewalt von äußeren Fesseln zu befreien und die verfallene Kriegszucht wieder herzustellen, vermochte Ethelred nicht, die Einfälle der Dänen (Normannen) abzuwehren. Anfangs kamen sie als Räuber, zuletzt als Eroberer. Nur ein Mal dachte der König, im Besitz einer Flotte von tausend kleinen Schiffen, mit welchen sein Vater Englands Küsten geschirmt hatte, an die Abwehr eines kühnen Feindes; er unternahm eine Landung zu Harfleur in der Normandie, um die Altdänen, welche von dort aus die Südküste seines Königreiches räuberisch heimsuchten, zu züchtigen. Seine Krieger sollten das Land verheeren und den Herzog Richard I. (sanspeur) mit auf den Rücken gebundenen Händen zu ihm führen; allein die Engländer drangen zu tief in das Land ein, sie wurden von allen Seiten angegriffen, umringt und vernichtet; nur ein Bote entrann und Ethelred zog mit der Flotte heim. Darauf vermittelte der Papst Johannes XVI. zwischen ihm und Richard den Frieden, welcher zu Rouen am 1. März 991 feierlich besiegelt wurde [2]).

Gegen die Einfälle der östlichen Normannen von den dänischen Inseln überließ der sorglose Fürst Anfangs jeder Grafschaft und deren Statthalter allein die Vertheidigung des Landes; aber die planlose, vereinzelte Abwehr zeigte dem Feinde die innere Zerrissenheit des Volkes und die Schwäche des Staates. Zu spät vereinigten sich um den König zum Schutze des Ganzen mehre Statthalter mit ihren Kriegsgefolgen; aber ohne eigenen Muth, ohne Geist und festen Willen konnte Ethelred ihnen kein Vertrauen einflößen. Nirgends erhob sich ein großer Mann,

1) Vgl. die Art. Edgar, Eduard der Märtyrer und Angelsachsen. 2) Vgl. Lappenberg, Geschichte von England I. S. 421 fg.

ein Held, dessen Persönlichkeit die Volkshaufen begeisterte. Nur einzelne Städte, vor allen Londons tapfere Bürger, widerstanden mit Erfolg. So wurde nach und nach, bis auf London, das ganze Land von den Dänen überzogen und die Streitkraft des Volkes zersplittert. Der von den Großen hier verlassene, dort verrathene König bot auf den Rath des reichen Klerus, welcher seinen Güterbesitz retten wollte, den Räubern statt Eisen, Gold, als ob jener Brand, der England verzehrte, mit Öl zu löschen sei! Die Sieger höhnten das Volk durch Übermuth und Wollust. Endlich sahen Ohnmacht und Verzweiflung in der allgemeinen Noth kein anderes Heil, als die Rache des Meuchelmordes.

Doch nicht Ethelred's Persönlichkeit allein trägt die Schuld des Unglücks. Die Gegenwart büßte schwer die Fehler der Vorfahren; große Gebrechen waren aus der Vergangenheit in seine Zeit hinein gewachsen.

Als der zehnjährige Knabe den Thron der Angelsachsen bestieg, waren schon längst die Grundfesten desselben unterwühlt. Getheilte Interessen und feindliche Elemente hatten Spaltungen im Volke und Parteiungen unter den mächtigen Geschlechtern der Ealdormanen erzeugt. Sein Vater Edgar war zu nachgiebig gegen die Dänen im Lande und andere fremde Ankömmlinge gewesen. Er ließ ihnen ihre alten Rechtsgewohnheiten, und gestattete der eigenen Einrichtung ihres Rechtszustandes eine zu große Ausdehnung. Dadurch ward der feste Halt des alten Nationalbandes gelöst. In das Gefüge des Staatskörpers aber, das der große Alfred eingerichtet, und in das ganze Volksleben war durch den Einfluß der Benedictiner und durch die Willenskraft des staatsklugen Dunstan (s. diesen Art.)[3] die Macht der römischen Kirche und des Mönchthumes fremdartig eingedrungen; sie hatte selbst die Familienverhältnisse der verheiratheten Geistlichen zerrüttet und aufgehoben. Denn um den Cölibat einzuführen, hatte der Primas die verheiratheten Weltgeistlichen verjagt und Mönche an ihre Stelle gesetzt.

Wenn so auf der einen Seite Dunstan, obwol in der löblichen Absicht, eine strengere Kirchenzucht einzuführen, durch die Vermehrung der Klöster die Streitkraft der Nation schwächte, so löste auf der andern Seite die fast erblich gewordene Macht der begüterten Eorle in den Shiren die Einheit der Volksregierung auf und lähmte die Königsgewalt[4]). Zwar hielt, während Ethelred's Unmündigkeit, der kräftige Verwalter des Reiches, der Erzbischof und Primas Dunstan, obwol vom Alter schon gebeugt, das Ganze bis an seinen Tod (988) noch zusammen; aber der gegenseitige Haß und Hader der Weltgeistlichen und der Mönche störten öfter den inneren Frieden durch Fehden, an denen die Bischöfe und die weltlichen Großen gegen Dunstan Theil nahmen. Dies gab den Normannen oder den dänischen Seeräubern, die auf den Hebriden einen Sammelplatz fanden, und den Altdänen in der Normandie, seit 980 Gelegenheit, die Küstenprovinzen Englands wiederholt zu plündern und zu verheeren. Ein Unglück war es für den Staat, daß Dunstan die Erziehung Ethelred's unzweckmäßig leitete und den schönen, freundlichen Knaben mehr zu einem Klosterbruder, als zu einem kriegerischen Fürsten bilden ließ, wahrscheinlich aus kirchlicher Politik und aus Haß gegen Elfriden, die mit dem Meuchelmorde Eduard's befleckte Mutter desselben, vielleicht auch aus Abneigung gegen Ethelred selbst, den er wider seinen Willen, von den Großen genöthigt, zum Könige hatte weihen müssen[5]). So mußte, als Ethelred die Regierung selbst übernahm, bei seiner Schwäche und Willenlosigkeit, die innere Auflösung in allen Elementen des Staats- und Volkslebens zunehmen und jede Anstrengung zum Schutze des Landes gegen den auswärtigen Feind vereiteln.

Der Gang der Ereignisse war folgender. Kaum war der Friede mit den Normannen zu Rouen 991 geschlossen, als die Normannen (Dänen) aus Norwegen in Ostangeln bei Ipswich einbrachen und den tapfern Ealdorman Brithnoth, der allein mit seiner kleinen Heldenschar ihnen zu widerstehen gewagt hatte, im Treffen bei Maldon (in Essex) erschlugen. Da nun Ethelred's Heer, wie oben erwähnt, in der Normandie vernichtet worden war, so ließ er sich durch die Vorstellungen des Erzbischofs von Canterbury, Siric, welcher die Besitzungen seiner Kirche schützen wollte, bewegen, auf den Rath des Ealdormans Äthelwerd und des Älfrik, des Ealdormans von Mercien, die ebenfalls für ihre erblichen Landestheile besorgt waren, dem Feinde den Frieden mit 10,000 Pfund Silber abzukaufen. Der norwegische König verschonte nun zwar jene Länder, hielt sie aber bis zur Erlegung der Summe besetzt und zog neue Scharen aus der Heimath an sich. Da er also dem Vertrage zuwider das Land nicht verließ, so bot Ethelred im J. 993 die großen Vasallen auf, und eine Flotte in der Themse sollte nach der Schlacht dem fliehenden Feinde den Rückzug zur See versperren; allein einer der Anführer des englischen Heeres, der Ealdorman Älfrik, verrieth den Dänen den Tag des Angriffes und entfloh mit ihnen. Die sie verfolgenden Schiffe kehrten mit geringer Beute zurück. Während jetzt eine Versammlung der Großen über den Verräther Älfrik die Acht aussprach, wandte sich der aus den südlichen Provinzen vertriebene Feind nach den nördlichen Küsten; aber auch hier (in Northumbrien) verriethen drei Anführer dänischer Abkunft die zum Widerstande vereinigten Engländer und altdänischen Ansiedler an die Dänen. Die Zeitbücher berichten von wiederholten Landungen der Dänen an mehren Punkten der englischen Küsten. Größere Gefahr drohte die Verbindung des Königs der Norweger, Olav, mit Suen, dem

3) Man vergl. auch Lappenberg's tiefbegründetes Urtheil über Dunstan a. a. O. I. Th. S. 416 fg. und 419. 4) Man vergl. über die Ursachen der Abnahme der Macht des Königthums in der angelsächsischen Periode John Millar's Historische Entwickelung der englischen Staatsverfassung. (Aus dem Engl. von Schmidt.) I, 197. 238 fg.

5) Die Erzählung späterer Schriftsteller von dem Fluche, den Dunstan bei der Weihe und Krönung des jungen Königs zu Kingston ausgesprochen haben soll, ist nicht bewiesen. Woltmann in seiner Geschichte Großbritanniens I, 119 hegt kein Mistrauen, Lappenberg a. a. O. S. 419 bezeichnet die Glaubwürdigkeit jener Erzählung mit einem einfachen „soll."

Könige der Dänen; ihr Angriff auf London wurde zwar durch die Bürger zurückgeschlagen (im September 994), allein die Küsten von Essex, Kent, Sussex und Hampshire litten furchtbar. Als hierauf auch das Innere barbarisch verheert wurde, bot ihnen Ethelred ein Abzugsgeld von 16,000 Pfund, wozu ganz England steuerte. So entstand die unter dem Namen Danengeld bekannte Auflage, welche aber auch mit zur Unterhaltung der Flotte erhoben wurde. Jeder Grundeigenthümer zahlte von der Ackerhufe (hide of land, oder mansus) Anfangs einen, dann zwei Schillinge; diese Steuer stieg nach und nach bis auf sieben Schillinge, denn unter Ethelred's Regierung ward das Danengeld im J. 1012 bis auf 48,000 Pfund erhöht [6]).

Das feindliche Heer blieb den Winter über in England. Jetzt arbeiteten Geistliche an der Auflösung des Bundes der beiden Könige. Elfey, Bischof von Winchester, bewog den König Olav zu einer Zusammenkunft mit Ethelred in Andover (Hampshire). Hier bewirkte der Bischof, daß der schon als Kind getaufte Olav sich von ihm aufs Neue als Christ einsegnen ließ, worauf ihn Ethelred als Sohn annahm. Olav versprach, als er im Sommer heimschiffte, England nicht wieder feindlich zu überziehen. Der größere Theil der normannisch-dänischen Scharen aber wandte sich zur See nach den südlichen und westlichen, bisher verschont gebliebenen, Küsten Englands, von wo sie fast ungehindert in den J. 996 und 997 tiefer in das Land und im J. 998 bis nach Rochester und Kent plündernd vordrangen. Nun beschloß Ethelred mit dem großen Rathe (Gemote) der Bischöfe und Ealdormanen neue Rüstungen zu Lande und zur See; aber die Sonderinteressen der Großen und ihre Zwistigkeiten störten den raschen Vollzug, und die fremden Räuber erreichten mit schwerer Beute die Buchten, wo ihre Schiffe lagen. Darauf wollte Ethelred mit dem mühsam zusammengebrachten Reichsheere die säumigen und ungehorsamen Großen in den nördlichen Landestheilen, wo die meisten Dänen heimisch geworden waren, züchtigen; allein während hier das angelsächsische Heer sich aus Rache der Zerstörungslust überließ, landeten abermals neue Scharen der Dänen an der Südküste und erschlugen die einzelnen Tapfern, welche ihnen Widerstand leisteten; in Devonshire kam ihnen der Ealdorman Paley, welcher dänischer Herkunft und mit einer Schwester des Königs Suen vermählt war, friedlich entgegen. Nur Exeter, von sächsischen Bürgern tapfer vertheidigt, schlug ihren Angriff zurück. Als der Feind auf der Insel Wight neue Kräfte zu neuen Raubzügen sammelte, erkaufte Ethelred, dessen Heer auseinandergegangen war, und den damals (im J. 1000) seine Vermählung mit der schönen Emma, Tochter Richard's I., Herzogs der Normandie, mehr beschäftigte, als die Sorge um des Landes Noth, durch den Ealdorman Leofsy den Frieden um den Preis von 24,000 Pfund. Dessenungeachtet blieben die Dänen im Lande und höhnten fortwährend das Unglück der Bewohner durch Übermuth und Frevel. Die Verbindung Ethelred's mit seinem Schwager Richard II., Herzog der Normandie, war ihnen ein Grund mehr, den Besitz des schönen Landes nicht aufzugeben. Als nun Ethelred die Kunde erhielt, daß der Feind den Plan entworfen habe, ihn und die Großen seines Reiches zu erschlagen, um sich in dem Besitze des ganzen Landes behaupten zu können [7]), da faßte er nebst seinen Räthen, unter welchen ein späterer Schriftsteller den Kriegsbefehlshaber Huna nennt, den Entschluß, alle Dänen, sowol die, welche in dem angelsächsischen Heere dienten und so oft durch Abfall oder Verrath sich strafbar gemacht hatten, als auch die, welche in England zerstreut wohnten, ermorden zu lassen.

Durch geheime Botschaften wurden die Städte in Kenntniß gesetzt, daß das den Dänen aus Noth gegebene, von diesen durch Frevel aller Art verwirkte sichere Geleite aufgehoben und daß des Königs Wille sei, die dort von den Heeren Olav's und Sven's im Lande zurückgebliebenen dänischen und norwegischen Räuber am St. Bricciustage unter dem Schutze Gottes und seiner Heiligen zu tödten. So geschah es, daß in der Nacht vom 13. Nov. 1002 die tief verhaltene Erbitterung der schmachvoll an Ehre und Gut beleidigten Angelsachsen sich an den verhaßten Fremden mit gräßlicher Wildheit rächte. Nach normannischen, hier freilich von dem Verdachte parteiischer Übertreibung nicht freien, Geschichtsschreibern wurde weder Alter, noch Geschlecht verschont. Säuglinge zerschmetterte man an den Thürpfosten, Weiber grub man bis an den Leib in die Erde, hetzte Hunde auf sie und ließ ihnen die Brüste zerfleischen [8]). Auch Gunhilde, des Königs Suen Schwester, die an den treulosen Dänen Palling vermählt war, wurde hingerichtet, nachdem man vor ihren Augen den Gemahl und den Sohn ermordet hatte.

Daß Ethelred ein solches Mittel der Verzweiflung ergriff, lag nicht allein in seiner persönlichen Unfähigkeit, sondern auch in den öffentlichen Verhältnissen, die bei der Schwäche des Königs, welcher sich von Günstlingen leiten ließ und Verräthern traute, zuletzt völlig zerrüttet wurden. Das Volk, vor allen die Bürger der Städte, war tapfer und zum Kampfe entschlossen, aber ohne Anführer. Die stolzen Ealdormanen trennte Habsucht, Ehrgeiz und Privatrache. Jeder suchte seine Macht auf Kosten der übrigen zu vergrößern, und jedes Mittel war

---

6) Diese Auflage dauerte u. d. N. fort bis in die Zeiten des Königs Stephan im Anfange des 12. Jahrh. Nach Macpherson's History of commerce I, 292 enthielt die Unze des angelsächsischen Pfundes Silbergewicht 450 Gran Troyesgewicht.

7) Vielleicht war die Kunde ein leeres Gerücht, das aber doch Verdacht erregte und den Dänenmord rechtfertigen sollte. Lappenberg (a. a. O. I, 433) nimmt an, daß die Dänen jenen Plan wirklich entworfen haben, nach einer Stelle des *Florent.* und *Simeon Dunelm.* ad a. 1002.

8) *Wilh. Gemetic.* De ducibus Normannorum. L. IV. c. 6 in *Camden*, Script. Angl. p. 635, und nach ihm *Joh. Wallingford*, Chron. ap. *Gale* I, 547. Die blutige Maßregel der Rache hat, nach aller Wahrscheinlichkeit, die von ältern dänischen Geschlechtern bewohnten Provinzen Northumberland und Ostanglien, auch die sieben Städte Merciens, welche im Besitze altdänischer Geschlechter blieben, nicht betroffen. Vergl. Lappenberg a. a. O. I, 434.

ihm dazu recht: Gewalt und List, Verrath und offene Fehde. Selbst der König ließ, wenn er strafen mußte, einen mächtigen Verbrecher meuchlings erschlagen, und Verräthern, wie Ädrik, schenkte er aufs Neue Vertrauen.

Dänemarks König gelobte seinem Volke blutige Rache und Englands Eroberung. Schon im Frühjahre 1003 landete Sven in Devonshire ohne Widerstand, und überwältigte Exeter durch Nachlässigkeit oder Verrätherei des Statthalters von Devonshire, Hugo, eines geborenen Normannen. Als er hierauf nach Wiltshire vordrang, scharten sich zwar zum Widerstande die Kriegsmannen der Angelsachsen zusammen; allein ihr Führer, der treulose Ealdorman Älfrik, erkrankte, wie er vorgab, plötzlich am Vorabende des Angriffes. Das Heer zog sich zurück, und Sven führte ungehindert die Beute aus den verbrannten Städten auf seine Schiffe. Auch Ethelred's Schwiegersöhne, Ulfkytel von dänischer Abkunft, Ealdorman von Ostanglien, und Eadrik, Statthalter von Mercia, betrieben die Vertheidigungsanstalten so lässig, daß man an ihrer Treue zweifelte. Sven griff daher im J. 1004 Ostanglien an, und verbrannte Norwich. Ulfkytel erkaufte Anfangs den Abzug des Feindes; erst als dieser nach einigen Wochen den Vertrag gebrochen, griff er ihn an und schlug ihn, konnte jedoch, weil ihn die übrigen Großen nicht unterstützten, seinen Sieg nicht verfolgen, und Sven überwinterte in England. Endlich nöthigte eine Hungersnoth, die in England das öffentliche Unglück auf das Höchste brachte, den Dänenkönig zur Heimfahrt. Doch im J. 1006 landete er wieder zu Sandwich, nahm dann eine sichere Stellung auf der Insel Wight, und verwüstete Kent, Sussex und einen Theil von Wessex so lange, bis Ethelred, unter Zustimmung der Großen, — zum vierten Male, seinen Rückzug mit 30,000 Pfund (nach einigen Nachrichten mit 36,000 Pfund) Silber erkaufte und dem Dänenheere bis zur Zahlung freie Verpflegung zusicherte.

Zwar ordnete nunmehr Ethelred eine große Landesbewaffnung an. Die Eigenthümer von je 310 Hiden sollten ein Schiff ausrüsten, und zehn Hiden einen bewaffneten Mann stellen. Nach diesem Maßstabe konnte eine Flotte von 800 Segeln und ein Heer von 30,000 Mann zusammenkommen; allein die Anführer der einzelnen Zuzüge bekriegten sich unter einander selbst; viele Schiffe wurden verbrannt, andere vom Sturme an den Strand geworfen; der Rest der Flotte zog sich nach London, und der König ging, wie seine Großen, nach Hause.

In den folgenden Jahren landeten fortwährend beutelustige dänische Scharen unter kühnen Anführern, bei Sandwich und a. a. O. Canterbury mußte eine Brandschatzung von 3000 Pfund bezahlen. Der verrätherische Ealdorman von Mercien, Ädrik, zögerte so lange mit dem Heere, die Feinde anzugreifen, daß sie, in kleinen Gefechten stets obsiegend, fast die Hälfte von England schon plündernd durchzogen hatten, als der rath- und hilflose Ethelred endlich im J. 1011 ihren Anführern für den Abzug 48,000 Pfund anbot. Das erschöpfte Land konnte aber diese Summe nicht sogleich aufbringen, daher dauerten die Verwüstungen am Uferlande der Themse fort. Nur die Bürger und Ritter des reichen, wohlbefestigten Londons schlugen wiederholte Angriffe zurück. Dagegen ward Cambridge in Asche gelegt, Canterbury, das der Verrath eines Abtes den Dänen überlieferte, geplündert, und der Erzbischof Älfeah, weil er das für ihn gefoderte Lösegeld von 3000 Pfund nicht zahlen wollte, von den berauschten Dänen mit Rindsknochen, Trinkhörnern, Steinen und Streitärten zu Tode geworfen. Dies geschah, nachdem 48,000 Pfund bereits zu Ostern 1012 entrichtet worden waren.

Der Friede war von keiner Dauer. Im Frühjahre 1013 landete Sven mit seinen Söhnen Knut und Olav bei Sandwich, und segelte die Küste hinauf in den Humber und Trent. Ohne Kampf unterwarfen sich der Graf von Northumbrien, die festen Städte der Altdänen in Mercien, das Volk und das Land, dann die südlichen und die westlichen Grafschaften. Das Schrecken lähmte jede Kraft des Widerstandes. Zuletzt mußte auch London sich dem Sieger ergeben. Von Allen verlassen entfloh Ethelred in die Normandie zu seinem Schwager, dem Herzoge Richard II., wohin seine Gemahlin Emma nebst ihren Söhnen Eadward [9]) und Älfred mit ihrem Erzieher, dem Bischofe von London, sich bereits begeben hatten.

So ward das Reich der Angelsachsen nach 200jährigem Kampfe, zuletzt mit Schmach bedeckt, die Beute der Dänen. Der Eroberer Sven ließ schon als König von England Münzen prägen, starb aber vor seiner Krönung zu Gainsborough den 2. Febr. 1014.

Die angelsächsischen Großen, Geistliche und Weltliche riefen jetzt ihren König Ethelred zurück. Er sandte sogleich seinen Sohn Eadweard und verhieß, Allen ein huldreicher Herr zu sein, er wolle verbessern, was sie Alle misbilligten, Alles, was gegen ihn gesagt oder gehandelt worden, solle vergeben sein, falls sie ohne Gefährde zu ihm sich kehrten. — Jeder dänische Krieger wurde aus England verbannt [10]). Bald darauf kehrte Ethelred nach England zurück. Von dem Volke freudig empfangen und von dem tapferen Thurkill, einem dänischen Heerführer, der sich schon im J. 1012 ihm unterworfen hatte, kräftig unterstützt, nöthigte er den König Knut, sich mit seinen Dänen einzuschiffen. Dieser zog sich nach Sandwich, wo er die seinem Vater gegebenen Geiseln mit abgeschnittenen Nasen, Ohren und Händen ans Land setzte, und kehrte, nachdem er noch 30,000 Pfund erpreßt hatte, mit 60 Schiffen nach Dänemark zurück.

England war, wie es schien, befreit, aber die tiefen Wunden des Volkslebens brachen wieder auf. Die Großen befehdeten einander. Die beiden ältesten Thane von Mercien wurden (1015) hinterlistig ermordet, um ihren Landbesitz als Königsgut einzuziehen. Des Königs Sohn, Eadmund Eisenseite, nahm wider den Willen seines Vaters die Witwe eines der beiden Erschlagenen, die schöne

9) In der Folge König von England (1042—1066) unter dem Namen Eduard der Bekenner. 10) s. Lappenberg a. a. O. I, 449, wo die Beweisstelle angeführt ist.

Aldgithe, zur Frau und bemächtigte sich der Güter von beiden. Endlich trat Thurkill auf die Seite der Dänen, und führte den König Knut mit einer großen Flotte Dänen und Norweger im J. 1016 nach England. Eadmund und Eadrik zogen gegen den gelandeten Feind; aber dieser, des schwachen Königs Günstling, gerieth mit dem Prinzen in Streit, und sein Plan, denselben zu ermorden, wurde entdeckt. Er verließ hierauf mit seinem Heerhaufen das königliche Heer, und trat mit 40 Schiffen, die größtentheils mit Ethelred's dänischen Söldlingen bemannt waren, auf die Seite des Feindes. Nun schifften Knut und Eadrik die Themse hinauf und verheerten das Land. König Ethelred war krank und verweilte in London; der angelsächsische Heerbann ging aus einander; ein neues Heer ward aufgeboten, und Ethelred begab sich zu demselben; aber aus Furcht vor einer Verschwörung suchte er aufs Neue Sicherheit in London. Nun rüstete Uthred, Graf von Northumbrien, für den alten Ethelred, und der tapfere Eadmund wollte mit ihm gemeinschaftlich handeln; allein rasch fiel Knut in Northumbrien ein, der Graf unterwarf sich, und Knut führte seine Flotte gegen London. Hier starb nach österem Siechthume der unglückliche Ethelred am 23. April 1016.

Die Bürger Londons und einige Getreue erkannten jetzt Ethelred's ältesten Sohn, Eadmund Eisenseite, als König der Angelsachsen an; allein die meisten weltlichen und geistlichen Großen huldigten zu Southhampton dem Könige Knut, worauf dieser die Hauptstadt zu Wasser und zu Lande hart bedrängte. Eadmund verließ daher mit seinem Bruder Äthelstan London, um in Wesser ein Heer zusammenzuziehen. Er entsetzte London; allein nach wenigen Monaten schon verlor der tapfere, bisher stets siegreiche Fürst die Schlacht bei Ashdown in Esser, und bald darauf durch Verrath und Mord das Leben am 30. Nov. 1016. So fiel das ganze angelsächsische Reich in Knut's Gewalt [11]).

Eadmund Eisenseite hinterließ zwei Söhne, Eadward und Eadmund, die Knut zu seinem Halbbruder, Olav dem Heiligen, Könige von Schweden, schickte; von hier entkamen sie endlich nach Ungarn, an den Hof des Königs Stephan des Heiligen. Edmund's Eisenseite Bruder, der Ätheling Eadwy, hatte Anhänger, vermochte aber nichts gegen Knut's Macht. Er wurde nebst seinen Brüdern geächtet und im J. 1017 verrätherisch ermordet.

Die Nachrichten der Zeitbücher stimmen in den einzelnen Angaben nicht überein, und den späteren normannischen Berichten kann man nicht unbedingt vertrauen, weil sie feindliche Ansichten, Deutungen und Sagen der Normannen über die Angelsachsen in ihre Geschichte hineintrugen [12]). Nur soviel ist von Ethelred's Stamme gewiß. Er hatte mit seiner ersten Gemahlin (985) Älflede, des Ealdormanes Thored Tochter, mehre Söhne, man sagt sechs, und mehre Töchter, man sagt vier, erzeugt. Von jenen war der älteste, Eadmund, sein Nachfolger (s. oben). Von seinen Töchtern war Eadgythe die Gemahlin Eadrik's Streona, Algise die Gemahlin Uchtred's von Northumberland, und Wulfhilde die Gemahlin Ulfkytel's, Ealdormanes von Ostanglien. Einige Schriftsteller nennen als zweite Gemahlin Ethelred's die Äthelgife, Egbert's Tochter. Auch soll er nebenbei noch Buhldirnen gehabt haben. Merkwürdiger ist seine dritte Gemahlin, die schöne und kluge Emma, auch Ymme und Alfgife genannt, die Tochter Richard's I., Herzogs der Normandie, und Schwester Richard's II., von den Schriftstellern als der Juwel der Normannen (gemma Normannorum) gepriesen. Mit ihr erzeugte er zwei Söhne, Älfred und Eadward, und zwei Töchter. Emma blieb nach Ethelred's Tode in London, und unterhandelte mit Knut, während ihr Stiefsohn, der oben genannte Eadmund, den Krieg fortsetzte. Nach Eadmund's Tode fand Knut es seiner Stellung angemessen, sich mit der einflußreichen Emma, welche sich in die Normandie zu ihrem Bruder geflüchtet hatte, zu vermählen. Die kluge und ehrgeizige Emma nahm Knut's Hand an (im Juli 1017), nachdem er ihren zu erwartenden gemeinschaftlichen Kindern die Thronfolge zugesichert hatte. Ihre und Ethelred's II. Söhne, Älfred und Eadward, blieben unter dem Schutze ihres Oheims Richard II. in der Normandie. Von hier aus versuchten sie in der Folge Landungen in England, wo sie, obwol durch die Versammlung der Großen (Gemote) auf Knut's Verlangen ihrer Ansprüche für verlustig erklärt, immer noch unter dem Volke Anhänger des alten angelsächsischen Königsstammes zählten.

Als Knut am 11. Nov. 1035 zu Shaftesbury gestorben war, sollte ihm sein und Emma's Sohn, Knut der Harte (Harthaknut) folgen; allein dieser befand sich damals in Dänemark; die dänischen Großen im nördlichen England wählten daher Harold den Hasenfüßigen, Knut's angeblichen Sohn, zum König. Indessen bildete sich unter den Angelsachsen im südlichen England eine Partei für Ethelred's Söhne, Eadward und Älfred, die jetzt Emma aus der Normandie herbeirief [13]). Sie landeten von Normannen begleitet. Da aber dieses Gefolge nach alter Sitte zu plündern begann, erlitten sie Unfälle; der muthlose Eadward kehrte bald in die Normandie zurück, und Älfred suchte in Flandern kriegerische Hilfe. Als er in Dover gelandet war, erklärten sich die Kenter für ihn; aber Godwine, der mächtige Earl von Wesser, bemächtigte sich durch Hinterlist seiner Person und überlieferte ihn dem Könige Harold. Dieser ließ den unglücklichen Älfred blenden, wobei das Gehirn so verletzt wurde, daß er starb [14]). Die verwitwete Königin Emma entfloh zu ihren Verwandten in Flandern. Nach König Harold's Tode (den 17. März 1039) wurde der schon früher als

11) Vergl. den Art. Edmund Eisenseite und Lappenberg a. a. O. I, 453 fg. Die Sage von der Art, wie Edmund ermordet wurde, hat Woltmann (a. a. O. S. 474) erwähnt. 12) s. Lappenberg a. a. O. I, 432.

13) Der Verfasser des Encomium Emmae behauptet, Harold habe den Brief geschrieben, um die beiden Brüder in seine Gewalt zu locken. In der That scheint Emma mehr für Harthaknut, als für ihre und Ethelred's Söhne thätig gewesen zu sein. 14) Vgl. die Beweisstellen bei Lappenberg a. a. O. I, 487. Unerwiesen ist die Sage über Älfred's Ermordung, welche Woltmann (a. a. O. S. 475) erwähnt.

König anerkannte Harthaknut nebst seiner Mutter von der Witenagemote nach England zurückgerufen. Beide landeten mit einer Flotte, welche Harthaknut, nachdem er in Dänemark seine Macht befestigt glaubte, zum Kriege gegen Harold gesammelt hatte. Um seine dänischen Krieger zu belohnen, foderte er aufs Neue das Danegeld und ließ es mit Härte eintreiben; der Widerstand des Volkes wurde streng bestraft, und der Übermuth der Dänen erlaubte sich jeden Frevel [15]). Dies war das letzte Unheil, welches Ethelred's Regierung über das Land der Angelsachsen gebracht hatte. Auf Emma's Fürwort rief Harthaknut seinen Halbbruder Eadward, dessen furchtsamer Charakter und klösterlich-frommer Sinn ihm keine Besorgniß einflößte, aus der Normandie zurück, und nahm ihn an seinem Hofe auf (1041). Dadurch ward dem einzig noch lebenden Sohne des Ethelred der Weg zu dem gefahrvollen Throne gebahnt, den er, der letzte angelsächsische König aus dem Stamme Cerdik's, nach des kinderlosen Harthaknut's Tode (im Juni 1042) mit Godwine's mächtigem Beistande bestieg. (*Hasse.*)

Ethelstan, s. Adelstan.

ETHELWALD, Sohn des Königs Ethelbert, des ältesten Bruders Alfred's und Vetter Eduard's, welcher seinem Vater Alfred in der Regierung folgte (901), machte diesem den Thron streitig, indem er nähere Ansprüche auf selbigen zu haben behauptet. Er fand und sammelte einen Anhang, besetzte einige feste Schlösser und bereitete sich zu einem hartnäckigen Widerstande. Bei der Annäherung Eduard's verließ er jedoch seine Stellung, floh nach Northumberland, fand daselbst Aufnahme und Unterstützung, verbündete sich noch überdies mit dänischen Freibeutern, besetzte Essex und nahm den Königstitel an. Im nächsten Jahre zog er verwüstend durch Mercia, überschritt die Themse, das Land nach allen Seiten hin plündernd. Eduard folgte ihm mit einem Heere bis jenseit des Flusses, beschloß aber hier der Verfolgung ein Ziel zu setzen und seine Truppen zurückzuführen. Doch die in seinen Reihen kämpfenden Kenter blieben, trotz des erhaltenen Befehls, allein zurück; die Dänen gewahrten es, warfen sich auf sie und brachten ihnen eine gänzliche Niederlage bei. Nichtsdestoweniger hatte dieses für Eduard glückliche Folgen, denn Ethelwald fiel im Gefechte, was dem verheerenden Kriege ein Ende machte. (*Hume*, Hist. of England. Tom. I. *Lingard*, Hist. of England. Tom. I.) (*A. Herrmann.*)

ETHELWOLF, der zweite König aus der angelsächsischen Dynastie, folgte seinem Vater Egbert 836 auf den Thron; Alfred der Große war sein Sohn. Die Dänen belästigten Britannien durch fortwährende Einfälle und Raubzüge; mit ihren kleinen Fahrzeugen umschwärmten sie die Küsten, bald hier, bald dort einbrechend und der Wachsamkeit des Königs spottend. Im J. 839 fanden drei blutige Schlachten, bei Rochester, Canterbury und London, statt, und Ethelwolf kämpfte mit Nachtheil gegen die kühnen Räuber in einem Seetreffen bei Yarmouth. Gleichwol ließen sie, auf anderweitige Abenteuer ausgehend, die britischen Küsten zehn Jahre lang unangefochten; aber 851 kehrten sie in stärkeren Schwärmen wieder, überwinterten auf der kleinen Insel Thanet, segelten im nächsten Frühlinge die Themse aufwärts, zerstörten London und Canterbury, und wendeten sich dann nach Surrey, wo sie aber Ethelwolf erwartete und ihnen eine blutige Niederlage bereitete; Ähnliches widerfuhr ihnen noch auf andern Punkten, sodaß man dieses Jahr das glückliche nannte, und während der Regierung Ethelwolf's mieden die Dänen Britanniens Küsten. Dem Könige Burrhed von Mercia leistete er nachdrückliche Hilfe gegen die wilden Walliser und vermählte demselben seine Tochter Ethelswitha. Der Geistlichkeit bewies er sich sehr freigebig und unternahm 855 eine Reise nach Rom zum Papste Leo IV. mit seinem Lieblingssohne Alfred, und überhäufte den heiligen Vater, sowie den Klerus, mit reichen Geschenken. Auf seiner Rückreise vermählte er sich mit der ganz jugendlichen Tochter Karl's des Kahlen, Judith; der Erzbischof Hinkmar von Rheims vollzog die Vermählung. Bei seiner Heimkehr fand er das Land in Aufruhr, denn sein Sohn, der ehrgeizige Ethelbald, hatte sich der Regierung bemächtigt. Ein Bürgerkrieg schien unvermeidlich; Ethelwolf beugte ihm vor, indem er Wessex an Ethelbald überließ und sich mit dem übrigen kleineren Theile begnügte. Vor seinem Tode verordnete er, daß Wessex, im Sterbefall, von Ethelbald auf dessen Bruder Ethelred, und nach diesem auf Alfred übergehen solle, Kent aber vermachte er seinem zweiten Sohne Ethelbert. Verordnungen der Wohlthätigkeit gegen die Armen, der Freigebigkeit gegen den Papst und die Geistlichkeit betrafen sein Privatvermögen, das er übrigens unter seine Kinder gleich vertheilte. Er starb 858 nach einer 22jährigen, nicht unrühmlichen Regierung. (*Lingard*, Hist. of England. T. I.) (*A. Herrmann.*)

ETHEMEA, eine reizende Nymphe und Gemahlin des Königs Merops von der Insel Kos. Sie verachtete die Diana, welche dafür mit ihren Pfeilen nach ihr schoß; doch Proserpina rettete sie noch lebendig zu sich in die Unterwelt. Sie gebar dem Merops eine Tochter, nach der er die Insel benannte, während die Einwohner sich von ihm die Meroper nannten. Merops grämte sich über den Verlust der geliebten Gattin so sehr, daß er sich tödten wollte; doch Juno verwandelte ihn aus Mitleiden in einen Adler und setzte ihn unter die Sterne. (*Hyg.* Astron. Poet. II, 16.) (*Richter.*)

ETHEMON, ein Freund und Gefährte des Phineus, der bei dem Kampfe um Andromeda mit Perseus von diesem in Stein verwandelt wurde. (*Ovid.* Met. V, 163.) (*Richter.*)

ETHER (Athar), in Palästina, eine von den in der Ebene gelegenen Städten, zuerst dem Stamme Juda zugetheilt (Jos. 15, 42), dann dem Stamme Simeon, der sie den Priestern abtreten mußte (21, 14). (*H.*)

ETHERIA, eine von Lamarck zuerst aufgestellte, von ihm zu den Chamaceen gezogene Gattung der Muscheln (Cormopoda s. Acephala, s. diese Art.), welche durch die unregelmäßige Form ihrer Schale, die Lage des wenigstens zum Theil äußeren Bandes und die Form

15) s. Lappenberg a. a. O. S. 491.

der Schließmuskeln allerdings eine große Ähnlichkeit mit den Gliedern der genannten Familie besitzt; allein schon durch das äußere Ansehen, die zarter gebaute, außen von einer gefärbten Oberhaut bekleidete Schale sehr von ihr abweicht. Eine genauere Untersuchung, und besonders die Beobachtung des Thieres einer im oberen Nil aufgefundenen Art (E. Caillaudi *Feruss.*), hat nun gezeigt, daß die Abweichungen von den Chamaceen zu groß sind, um Etheria in dieser Familie zu lassen; daß letztere Gattung vielmehr in die Nähe der Najaden oder Mytilaceen gestellt werden müsse und in manchen Beziehungen auch mit den Aviculaceen verwandt zu sein scheint, obwol ihr Fuß verhältnißmäßig viel größer ist und keinen Byssusapparat enthält. Dennoch sitzen die Thiere truppenweise neben einander auf dem Boden der Gewässer fest, mit der einen Schale angeheftet, was um so auffallender ist, da ihr Fuß mehr den Bau wie bei den Najaden hat. Der Mantel ist ganz offen, an die Schale geheftet und hat hinten zwei Ausschnitte, statt der kurzen Röhren, die den Najaden und Mytilaceen zukommen. Der untere oder Kiemenausschnitt liegt nach Hinten, der kleinere Afterausschnitt mehr nach Oben gegen den Rücken des Thieres hin; eine schmale Scheidewand trennt sie und die Kiemenhöhle von der Afterhöhle. Die Kiemen sind halbmondförmige, stark gestreifte Blätter und die Mundlappen haben eine beträchtliche Größe; der Fuß ist stark entwickelt, länglich zungenförmig. Die Schale hat eine obere, mehr gewölbte und eine untere, flache oder selbst hohle Seite, die beide aus zahlreichen Cirkelschichten bestehen und von einer gefärbten Oberhaut überzogen sind; mit der untern Hälfte pflegt die Schale nach Art der Austern angeheftet zu sein. Das Schloß ist ohne Zähne, aber öfters wellenförmig gewunden. Das dicke, kurze Band steckt in einem Ausschnitt, und ist eigentlich ein inneres, dessen äußerer abgestorbener Theil aber an den über dem Schlosse aufsteigenden hohen Schalenrändern sichtbar bleibt. An seinem hinteren Ende dehnt es sich jederseits in einen Querast aus, welcher nach beiden Seiten in die Schale eindringt. Die Schließmuskeln sind ziemlich groß, der vordere über dem Maule besonders länglich, steigt am ganzen vordern Schalenrande bis zur Mitte hinab; der hintere ist eiförmig und relativ nicht so groß, wie der vordere; über ihm bemerkt man am Mantelrande den Asterausschnitt, unter ihm den für die Kiemen. Die bekannten Arten finden sich in den größeren Flüssen der Tropenzone und gehören zu den seltneren Muscheln. Lamarck, welcher die Gattung zuerst monographisch bearbeitete (Annal. du Mus. d'hist. natur. T. X.), stellte bereits vier Arten auf, ohne die aus dem Nil, welche er noch nicht kannte; später hat Ferussac in seinem großen Werke die vier Arten Lamarck's auf zwei reducirt: 1) E. Lamarckii (E. elliptica und E. trigonula *Lam.*) aus Ostindien, 2) E. plumbea (E. semilunata und E. transversa *Lam.*) von Madagascar, zu welchen noch 3) E. Caillaudi *Fer.* (E. tubifera *Sowerb.*) aus dem oberen Nil kommt, die später Rang genau anatomisch untersuchte und ausführlich beschrieb. (Nouv. anal. du Mus. d'hist. nat. T. III.) Alle drei haben außen eine grünlich gelbgraue, innen perlmutterartige Färbung, gleichen also darin schon den Najaden, und unterscheiden sich von einander nach den Umrissen und der Form des Schloßrandes, welcher bei E. Caillaudi am meisten wellenförmig ist. E. Lamarckii hat eine starke Schwiele am Schalengrunde, welche bei E. plumbea fehlt. (*Burmeister.*)

ETHFRED (Ethelfrid oder Adelfrid), König von Northumberland, regierte von 593—617. Er vermählte sich mit Acca, der Tochter Ălla's, Königs von Deïri, vertrieb ihren unmündigen Bruder Edwin, verschmolz alle nördlich vom Humber gelegene Grafschaften mit seinem Reiche und gelangte zu einer bedeutenden Macht in der Heptarchie. Wegen seines Ehrgeizes und seiner Eroberungssucht gab man ihm den Beinamen des Stolzen. Er warf sich auf die Briten und verjagte die einen aus ihren Wohnsitzen und zwang die andern zur Unterwerfung. Dies weckte die Eifersucht der Schotten; sie griffen ihn an 603 bei Dangstane und erlitten eine gänzliche Niederlage, sodaß sie auf lange den Krieg nicht wieder erneuerten. Vier Jahre darauf brach er wiederum gegen die Briten los. Er schickte sich eben zur Belagerung von Chester an und stieß auf 1250 Mönche aus dem benachbarten Kloster Bangor, welche in der Nähe des Kampfplatzes für die Waffen der Briten beten wollten. Sobald Ethfred dieses ihr Vorhaben vernommen, befahl er seinen Soldaten, sie niederzumetzeln. Nur 50 entrannen dem Mordgewühle. Hierauf zerstörte er das weitläufige Kloster Bangor, trug einen abermaligen Sieg über die Briten davon und verheerte Wales. Keiner der benachbarten Könige wagte es, sich zu regen; doch beunruhigte ihn die Erinnerung an Edwin, dem er Unrecht gethan und für welchen sich zu Deïri Stimmen erhoben. Dieser hatte bei Ethelfrid, dem Könige von Ostangeln, Zuflucht gesucht und gefunden. Ethfred verlangte dessen Auslieferung oder Hinwegräumung. Im Fall der Willfahr bot er große Geschenke; bei der Weigerung drohete er mit Krieg. Schon wankte Ethelfried, da rief ihm seine Gemahlin die Ehrlosigkeit des Verraths vor die Seele, und er widerstand der Versuchung. Ja er ging jetzt mit einer Armee auf Ethfred los; es kam zu einer blutigen Schlacht am Idle, unweit Northumberland; Ethfred unterlag und verlor das Leben; Edwin aber gelangte zum Besitze der Krone von Northumberland. (*Hume*. Hist. of England. T. I. Biographie universelle. T. XIII.) (*A. Herrmann.*)

Ethik, s. Moralphilosophie.

Ethikotheologie, s. Moraltheologie.

Ethmoideum, Riechbein, s. Geruchsinn.

Ethnographie, s. Völkerkunde.

ETHODAIA, Ἐθοδαΐα, eine von den Töchtern des Amphion und der Niobe. *Apollod.* III, 56. Sie starb nebst den übrigen von Dianen's Pfeilen. (*Richter.*)

ETHOS (ἦθος). Wenn wir hier zunächst diejenige Bedeutung des Wortes ins Auge fassen, die es, als ein gewissermaßen technischer Ausdruck, in dem Gebiete der bildenden, wie der redenden Kunst angenommen hat, so werden wir ebendarum genöthigt sein, auf die Grundbe-

deutung des Wortes zurückzugehen, für welches selbst ein Quintilian in der römischen Sprache kein entsprechendes anzugeben wußte, so richtig und wahr er auch sonst Wesen und Begriff desselben aufgefaßt und uns darüber eine umfassende Erörterung in demjenigen Abschnitte seiner Institutio hinterlassen hat, wo er von den Affecten und der nothwendigen Berücksichtigung derselben durch den Redner spricht (VI, 2. §. 8 fg.). Nach früheren griechischen Technikern richtig zwischen *πάθος*, das sich ganz gut durch das lateinische affectus wiedergeben lasse, und *ἦθος* unterscheidend, will ihm, und mit Recht, wie wir glauben, der lateinische (weit engere) Ausdruck mores dafür nicht genügen; „ipsam rei naturam,“ fährt er dann fort, „spectanti mihi non tam *mores* significari videntur, quam *morum quaedam proprietas:* nam ipsis quidem *omnes habitus mentis* continentur. Cautiores voluntatem complecti quam nomina interpretari maluerunt. Affectus igitur hos concitatos *πάθος*, illos mites atque compositos *ἦθος* esse dixerunt [1]): in altero vehementer commotos, in altero lenes; denique hos imperare, illos persuadere, hos ad perturbationem, illos ad benevolentiam praevalere. Adjiciunt quidam peritorum, *πάθος* temporale esse etc. etc.,“ und nach einigen weitern Erörterungen darüber heißt es dann (§. 12): „Quin illud adhuc adjicio, *πάθος* atque *ἦθος* esse interim ex eadem natura, ita ut illud majus sit, hoc minus, ut amor, *πάθος*, caritas *ἦθος:* interdum diversa inter se, sicut in epilogis; namque *πάθος* concitat, *ἦθος* solet mitigare. Proprie tamen mihi hujus nominis exprimenda natura est, quatenus appellatione ipsa non satis significari videtur. *Ἦθος* quod intelligimus, quodque a dicentibus desideramus, id erit, quod ante omnia bonitate commendabitur; non solum mite ac placidum, sed plerumque blandum et humanum, et audientibus amabile atque jucundum: in quo exprimendo summa virtus ea est, ut fluere omnia ex natura rerum hominumque videantur, quo mores dicentis ex oratione pelluceant et quodammodo agnoscantur.“ Wir haben diese längere Stelle absichtlich mitgetheilt, weil sie am besten und deutlichsten erkennen läßt, was die alte Welt zunächst unter dem Worte *ἦθος*, zumal in der Anwendung auf technische Begriffe, verstanden wissen wollte. Beachten wir nun weiter die zahlreichen Stellen der Alten, in welchen dieses Wort vorkommt (cf. *Henr. Stephani* Thesaur. T. IV. p. 115. ed. Paris.), und die besonderen Erörterungen, welche verschiedene Gelehrte, namentlich Wyttenbach (Biblioth. Critic. Vol. III. P. I. p. 16 sq. Animadverss. in *Plutarch.* Moral1. I. p. 80. 139. 455. 578) und G. J. Bekker (Specimen varr. lectt. et observatt. in *Philostrati* Vit. Apollon. p. 11 sq., nebst den weitern Nachweisungen p. 13 sq.) gegeben haben, so werden wir, wenn wir einen ähnlichen teutschen Ausdruck dafür setzen wollten, in eine ähnliche Verlegenheit gerathen, wie Quintilian mit einem römischen; wir werden uns kaum anders helfen können, als wenn wir einen zwar ursprünglich auch griechischen, aber bei uns jetzt ziemlich eingebürgerten Ausdruck anwenden und unter *ἦθος* etwa das verstehen, was gewöhnlich mit dem Ausdruck Charakter gemeint wird, wenn man anders denselben in einem ziemlich allgemeinen und abstracten Sinne nimmt, als einen habituellen Grundzug unseres Innern, als den Ausdruck unserer Sinn- und Gemüthsart, und damit zugleich unserer ganzen inneren moralischen und sittlichen Stimmung, welche sich ebenso von dem *πάθος*, dem leidenden Zustande des Gemüthes, wie von dem *ἔθος*, womit etwas rein Äußerliches, von Außen blos Angenommenes — Gebrauch, Gewohnheit und Sitte — bezeichnet wird [2]), unterscheidet, und, wenn auch äußerem Einflusse bedingt und ihm unterworfen, doch von Innen aus dem Menschen hervorgegangen und daraus sich entwickelt hat. Daher selbst die etymologische Verbindung, in welche *ἦθος* und *ἔθος* schon von Aristoteles [3]) gebracht wird, welcher die Tugend zwiefach unterscheidend in (*ἀρετὴ*) *διανοητικὴ* und *ἠθική*, von der letztern sagt: *ἡ δ' ἠθικὴ ἐξ ἔθους περιγίνεται· ὅθεν καὶ τοὔνομα ἔσχηκε μικρὸν παρεκκλῖνον ἀπὸ τοῦ ἔθους κ. τ. λ.* Und nicht anders in den Mag. Mor. I, 6. p. 200: *τὸ γὰρ ἦθος ἀπὸ τοῦ ἔθους ἔχει τὴν ἐπωνυμίαν· ἠθικὴ γὰρ καλεῖται διὰ τὸ ἐθίζεσθαι;* wie auch in den Eth. Eudem. II, 1. p. 271. Weiter ausgeführt ist diese Idee in den Worten Plutarch's (De virtute moral. p. 443 C): *καλῶς ὠνόμασται τὸ ἦθος· ἔστι μὲν γάρ, ὡς τύπῳ εἰπεῖν, ποιότης τοῦ ἀλόγου τὸ ἦθος· ὠνόμασται δέ, ὅτι τὴν ποιότητα ταύτην καὶ τὴν διαφορὰν ἔθει λαμβάνει τὸ ἄλογον ὑπὸ τοῦ λόγου πλαττόμενον*, sowie in den Worten eines Peripatetikers bei Stobäus (Ethicc. Eclogg. p. 184): *τὸ μὲν οὖν ἦθος τοὔνομα λαβεῖν φησιν ἀπὸ τοῦ ἔθους· ὧν γὰρ ἐκ φύσεως τὰς ἀρχὰς ἔχομεν, καὶ σπέρματα, τούτων τὰς τελειότητας περιποιεῖσθαι τοῖς ἔθεσι καὶ ταῖς ὀρθαῖς ἀγωγαῖς* [4]). Hier ist zugleich die Beziehung des *ἦθος* auf das moralische Element, auf Sittlichkeit und dergl. [5]), in sofern es den

1) Daher z. B. der Gegensatz bei *Dionys. Halic.* De composit. verbb. §. 22. p. 296. *Schaef.*: *φύσει τ' ἐοικέναι μᾶλλον αὐτὰ βούλεται ἢ τέχνῃ, καὶ κατὰ πάθος λέγεσθαι μᾶλλον ἢ κατ' ἦθος.*

2) s. die Erörterung von *G. J. Bekker*, Specim. in Philostrat. Vit. Apoll. p. 11, und vergl. die Stellen in *H. Stephani* Thes. Ling. Graec. III. p. 183 seq. ed. Paris. Recht bezeichnend sagt Plato (Republ. III. p. 395 D.): *οὐκ ᾔσθησαι, ὅτι αἱ μιμήσεις, ἐὰν ἐκ νέων πόῤῥω διατελέσωσιν, ἐς ἔθη τε καὶ φύσιν καθίστανται καὶ κατὰ σῶμα καὶ φωνὰς καὶ κατὰ τὴν διάνοιαν;* dagegen ibid. p. 400 D.: *τὸ τῆς ψυχῆς ἦθος.* 3) Ethic. Nicomach. II, 1 zu Anfang. Daher bei Plato (De Legg. VII. p. 792 E): *Κυριώτατον γὰρ οὖν ἐμφύεται πᾶσι τότε τὸ πᾶν ἦθος διὰ ἔθος.* 4) Wyttenbach zu der Stelle Plutarch's (De educat. puer. p. 2 F. [Animadverss. p. 80]): *καὶ γὰρ τὸ ἦθός ἐστι πολυχρόνιον καὶ τὰς ἠθικὰς ἀρετὰς ἐθικὰς ἄν τις λέγῃ, οὐκ ἄν τι πλημμελεῖν δόξειεν.* Auch die von ihm angezogene Stelle Plato's (De Legg. VII, 10. p. 792 E.) ist bezeichnend: *κυριώτατον γὰρ οὖν ἐμφύεται πᾶσι τότε τὸ πᾶν ἦθος διὰ ἔθος.* 5) s. *Cicero*, De Fato in den verstümmelten Anfangsworten: „— — — quia pertinet ad *mores*, quod *ἦθος* illi vocant, nos eam partem philosophiae de *moribus* appellare solemus, sed decet augentem linguam latinam, nominare *moralem.*“

Grundzug unserer Seele bilden, diesen bestimmen soll, überall hervortretend, wie dies auch schon oben in der zum Theil mitgetheilten Stelle Quintilian's der Fall ist; und dann werden wir es auch wol verstehen, wie die Stoiker, zunächst Zeno, dazu kamen, ἦθος als die Quelle des menschlichen Lebens zu definiren [6]), aus welcher theilweise die Handlungen des Menschen fließen, mithin als das, was als bestimmte Beschaffenheit dem Menschen zukommt und in sofern seine Handlungen und Entschlüsse bestimmt; eine Ansicht, die übrigens auch mit der des Aristoteles [7]) übereinstimmt, der sich in ähnlicher Weise ausspricht, und in dieser Hinsicht die ἤθη und die πράξεις selbst in eine Art von Gegensatz zu einander stellt, wenn er z. B. sagt: *εἰσὶ δὲ κατὰ μὲν τὰ ἤθη ποιοί τινες, κατὰ δὲ τὰς πράξεις εὐδαίμονες ἢ τοὐναντίον· οὔκουν ὅπως τὰ ἤθη μιμήσωνται πράττουσιν, ἀλλὰ τὰ ἤθη συμπεριλαμβάνουσι διὰ τὰς πράξεις κ. τ. λ.* [8]). Aus dem Allen geht hervor, daß, sobald man angefangen hatte, die Beredsamkeit theoretisch zu behandeln und als eine Kunst und Wissenschaft zu pflegen, die Lehre vom ἦθος hier eine bedeutende Stelle einnehmen, und dem, der sich zum Redner bilden wollte, als ein ganz besonders zu beachtender Gegenstand empfohlen werden mußte.

Die Ethopoiia (ἠθοποιΐα — Ethopoeia) erscheint als eine besondere rednerische Figur, über welche die Rhetoren oder Techniker sorgfältig Definition und Regel anzugeben und diese mit Beispielen und Musterstellen aus den besten Rednern zu belegen suchten [9]), oder sie versuchten sich selbst in solchen Darstellungen, die sie als Muster solcher Ethopöen verfertigten und ihren Schülern vorlegten, wovon sich selbst noch Mehres aus späterer Zeit erhalten hat, das freilich von keinem besonderen Werthe ist [10]). Hat doch selbst Cicero [11]) in einer schönen Stelle dem Redner die Beachtung des ἦθος empfohlen, auch ohne das fremde Wort zu gebrauchen, und den Begriff desselben gut in den Worten niedergelegt: **Omnis enim motus animi suum quendam a natura habet vultum et sonum et gestum totumque corpus hominis et ejus omnis vultus omnesque voces, ut nervi in fidibus, ita sonant, ut a motu animi quoque sunt pulsae.**

Gehen wir nun zu der Bedeutung über, in welcher dieses Wort im Bereiche der bildenden Kunst gebraucht wird, so ist das Ethos (ἦθος) hier zunächst in dem zu erkennen, was man den Ausdruck zu nennen pflegt, d. h. den Ausdruck des innern, im Menschen liegenden Charakters, des Grundtons seiner Seele, der innern habituellen Seelenstimmung, die sich zunächst in den Gesichtszügen, in Mienen und Geberden und dergl. darstellen und erkennen läßt [12]). Hier ist das Wort Ausdruck allerdings in engerem Sinne genommen, während es im weiteren Sinne auch von dem Ausdrucke des leidenden Zustandes unserer Seele (des πάθος), mithin von der Darstellung der Leidenschaften und Affecte gesagt werden kann, und dann selbst die Action in sich schließt, welche in der durch dieses Pathos hervorgerufenen Bewegung des Körpers und der einzelnen Glieder desselben besteht. Diese ist aber von dem ἦθος völlig ausgeschlossen, womit zunächst nur der in die Mienen, Geberden, Gesichtszüge und dergl. gelegte Ausdruck des Charakters, des inneren Grundzuges unserer Seele und Gemüthes und unserer ganzen Seelenstimmung gemeint sein kann. Dies fühlte Plinius offenbar, als er von Aristides, einem ausgezeichneten Maler aus Theben, dem Schüler des Eurenidas und Zeitgenossen des Apelles schreibt (**H. N. XXXV, 10. s. 36. §. 19**): **Is omnium primus *animum* pinxit et sensus hominum expressit, quae vocant Graeci *ethe:* item *perturbationes;*** mit welchem Worte er sichtbar im Gegensatze zu den vorher genannten ἤθη eben die πάθη bezeichnen und damit den Unterschied zwischen ἦθος und πάθος kenntlich machen wollte. Und in keinem andern Sinne wird es wol auch zu fassen sein, wenn Aristoteles nach den über ἦθος gegebenen Erörterungen am oben angeführten Orte, dann als Beispiel den Polygnot hervorhebt, wegen seiner Darstellung des ἦθος, dagegen in den Gemälden des Zeuxis das Ethos vermißt: *ὁ μὲν γὰρ Πολύγνωτος ἀγαθὸς ἠθογράφος, ἡ δὲ Ζεύξιδος γραφὴ οὐδὲν ἔχει ἦθος;* eine Stelle, die zu sehr verschiedenen Deutungen Veranlassung gegeben hat [13]), und selbst auf den Mangel an Action und Handlung bezogen worden ist, welche Begriffe doch dem wahren Sinne des Wortes, wie wir ihn im Vorhergehenden erörtert haben, gänzlich fremd, ja vielmehr ihm entgegengesetzt sind. Es vermißte vielmehr Aristoteles an den Portraitgemälden des Zeuxis das Ausdrucksvolle des Charakters, der sich zunächst im Gesicht, in den Mienen und dergl. [14]) zu erkennen gibt, und mehr angedeutet als scharf markirt sein will; und er konnte wol in dieser Beziehung den Polygnot über ihn stellen, der seine große Kunst grade in

---

6) s. *Stobaei* Eclog. Ethicc. p. 36. *Heer.* (p. 159. *Cant.*): *οἱ δὲ κατὰ Ζήνωνα τὸν Στωϊκὸν τροπικῶς (ὁρίζονται), ἦθός ἐστι πηγὴ βίου, ἀφ' ἧς αἱ κατὰ μέρος πράξεις ῥέουσι.* Wie diesen bildlichen Ausdruck Philo (De propaed. p. 431 E.) und Plutarch (II. p. 56 B. p. 100 C. p. 477 A.) nachgeahmt haben, hat Wyttenbach (Animadvers. in *Plut.* Moral. I. p. 455) gezeigt. Vergl. auch *Plut.* Mor. II. p. 79 A. 7) Poet. VI. §. 17: *ἔστι δὲ ἦθος μὲν τὸ τοιοῦτον ὃ δηλοῖ τὴν προαίρεσιν ὁποία τις· διόπερ οὐκ ἔχουσιν ἦθος τῶν λόγων, ἐν οἷς μηδ' ὅλως ἐστὶν ὅ τι προαιρεῖται ἢ φεύγει ὁ λέγων*, und kurz zuvor §. 5: *πέφυκεν αἴτια δύο τῶν πράξεων εἶναι, διάνοια καὶ ἦθος κ. τ. λ.* — *Demophil.* in Sentent. Pythag.: *οἷον γὰρ τὸ ἦθος ἑκάστου, τοῖος δε ὁ βίος καὶ αἱ πράξεις* etc., bei *Davis.* ad *Cicer.* Tuscull. V, 16. 8) Poet. VI. §. 10, wie denn überhaupt das ganze Cap. VI, sowie Cap. XV hierher gehört. 9) So z. B. *Rutil. Lup.* De fig. sent. et elocut. I. §. 21. *Aquil. Roman.* De fig. sent. et eloc. §. 4. *Rufin.* De schematt. §. 13. Noch mehr bei Westermann, Gesch. der Beredsamkeit in Griechenl. §. 106. Not. 2. XI. S. 266. Vergl. auch *Ernesti* Lex. Technol. p. 203. 10) Vergl. Gale in Walz, Rhett. Graecc. I. p. 534 sq. Westermann a. a. O. 11) De orat. III, 57; vergl. *Quintil.* Inst. Or. VI, 2. §. 17 sq.

12) s. Winckelmann, Geschichte der Kunst; Werke IV. S. 136 fg. 363. VI, 1. S. 89 fg. VI, 2. S. 175 fg. 13) s. bei Winckelmann a. a. O. VI, 1. S. 89 fg. VI, 2. S. 176 fg. VII. S. 99 fg. 14) Vergl. die Stellen bei *Casaubon.* ad *Theophrast.* Charact. VIII. p. 106. *Jacobs* ad *Philostrat.* Imagg. II. p. 592, und insbesondere Visconti's Note zu Philostrat. Heroicc. p. 427 der Ausgabe von Boissonade.

der scharfen Charakterisirung der von ihm dargestellten Personen besonders bewährt hatte; vgl. K. O. Müller, Handb. der Archäolog. §. 134, 2. (*Baehr.*)

ETHULIA. Mit diesem ursprünglich arabischen Namen belegte Linné eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Eupatorinen (Vernonieae Euvernonieae Ethulieae *Cand.*) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch drehrund: die zugespitzten, fast blattartigen Schuppen stehen in mehren Reihen; der gemeinschaftliche Fruchtboden ist nackt; die Achenien sind umgekehrt-pyramidalisch, vierkantig, vierrippig, unbehaart, drüsig, an der Spitze abgestutzt, mit einer sehr kleinen, fleischigen, ganzrandigen Krone versehen. Die fünf bekannten Arten, von denen die beiden letzten noch zweifelhaft sind, sind exotische, ästige, aufrechte Kräuter mit abwechselnden, ablangen, an beiden Enden verschmälerten, durchscheinend-punktirten Blättern, rispenförmigen Blüthen und rothen Blumen. 1) Eth. conyzoides *L.* (Kahiria *Forskål*, Pirarda *Adanson*, Leighia *Scopoli*), in Ägypten, Senegambien und Südafrika. 2) Eth. gracilis *Delile* (*Cailliaud*, Voy. t. 64, pl. de *Caill.* p. 44. t. 3. f. 5), in Sennaar; 3) Eth. angustifolia *Bojer* (Ms. *Cand.* Prodr. V. p. 12), auf Madagascar. 4) Eth. gariepina *Cand.* (l. c. p. 13. *Drège*, Pl. exs. n. 2721), am Gariepflusse im südlichen Afrika; 5) Eth. brasiliensis *Link* (Enum. II. p. 310), in Brasilien. — Eth. ageratoides *Spreng.* ist Alomia (s. Piqueria); Eth. divaricata *L.* = Epaltes; Eth. sparganophora *L.* und Struchium *Swartz* = Sparganophorus; Eth. uniflora *Michaux* = Sclerolepis. — Sehr nahe mit Ethulia verwandt sind die Gattungen Herderia und Oiospermum. Herderia *Cassini* (Dict. des sc. nat. 60. p. 586. 599) hat folgenden Charakter: Der glockenförmige, gemeinschaftliche Kelch besteht aus zwei Reihen ablanger, blattartiger Schuppen; der gemeinschaftliche Fruchtboden ist flach und nackt; die Achenien sind drei- oder vierkantig, prismatisch, unbehaart, mit einem becherförmigen Ringe gekrönt; außerdem ist eine Samenkrone vorhanden, welche aus 8—10 dicken, ablangen, zuletzt sternförmig-offenstehenden Spreublättchen und zwei oder drei langen, steifen, scharfen Borsten besteht. Die einzige Art, H. truncata *Cass.* (l. c.) findet sich als ein ästiges Kraut mit abwechselnden, umgekehrt-eiförmigen, stumpfen, an der Spitze etwas gezähnelten Blättern, endständigen Blüthenknöpfen und violetten Blumen an den Ufern des Senegal. Der Charakter von Oiospermum *Lessing* (Linnaea 1829. p. 339. f. 69. 71. 72. 78. Syn. p. 148) ist folgender: Der gemeinschaftliche Kelch drehrund, offenstehend, besteht aus dachziegelförmig über einander liegenden, unbehaarten, zugespitzten, trockenhäutigen Schuppen, und ist an der Basis mit einigen langen, ungleichen Hüllblättchen besetzt; der gemeinschaftliche Fruchtboden nackt; die Achenien sind an der Spitze abgerundet, drüsig, vielrippig, mit einem kleinen Scheibchen gekrönt. Es sind zwei Arten bekannt, ästige Kräuter mit abwechselnden, gestielten, ei-lanzettförmigen, an beiden Enden verschmälerten, gesägten Blättern, den Blättern gegenüberstehenden, langgestielten Blüthenknöpfen und weißlichen Blumen. 1) Oiosp. involucratum *Less.* (l. c. Calydermos repens *Spreng.* Neue Entd. I. S. 278. Ethulia involucrata *Nees* et *Martius*, Nov. act. nat. cur. XII. p. 3. Amphirephis psilocarpa *Nees* et *Mart.* l. c. p. 4.), in Brasilien; 2) Oiosp.? Wightianum *Candolle* (Prodr. V. p. 11. Amphirephis Wightiana *Wallich.* Cat. herb. n. 68), in Ostindien. (*A. Sprengel.*)

ETIAS, Ἐτιάς, eine Tochter des Äneas. Als dieser auf seiner Fahrt nach Italien nach dem boiatischen Meerbusen an der Küste Lakoniens verschlagen wurde, bauete er daselbst zwei Städte, von denen er die eine nach der Etias, die andere Aphrodisias nannte. (*Paus.* III, 22.) (*Richter.*)

ETICHO, EUTHICUS, EUTYCHES, Sohn Rudolf's von Hohenwart und Bruder des heiligen Konrad, Bischofs von Constanz, aus dem gräflichen Hause der Welfen, wurde als Domcapitular durch K. Otto im J. 982 zum Bischofe von Augsburg gewählt. Im J. 986 schloß er mit dem Bischofe Albuin von Seben, unter Einwilligung seines Domcapitels, einen Gütertausch ab, welcher für beide Theile wegen der Entlegenheit der Gegenstände sehr vortheilhaft war. Von seinen übrigen Handlungen ist der Nachwelt nichts bekannt geworden. Er starb 988 *). (*Jaeck.*)

Etienne, s. Stephan.

ÉTIENNE (St.). 1) Étienne (St.), Gemeindedorf im französischen Departement der niedern Alpen (Provence), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Forcalquier, ist der Sitz eines Friedensgerichtes, sowie eines Einregistrirungsamtes, und hat eine Pfarrkirche und 1083 Einwohner, welche drei Jahrmärkte unterhalten. Der Canton St. Étienne enthält in acht Gemeinden 3633 Einwohner. 2) Étienne (St.), Gemeindedorf im Cantaldepartement (Auvergne), Canton Riom, Bezirk Mauriac, hat eine Succursalkirche und 1077 Einwohner. 3) Étienne (St.), Gemeindedorf im Indre- und Loiredepartement (Touraine), Canton und Bezirk Tours, hat 405 Einwohner. 4) Étienne (St.), große Manufactur- und Handelsstadt im Loiredepartement (Forez), Hauptort des dritten Bezirkes und zweier Cantone gleiches Namens, sowie eines Wahlbezirkes, liegt, 13 Lieues von Lyon, 8 Lieues von Monbrison, 18½ Lieues von Puy und 118 Lieues von Paris entfernt, am Furens. Es ist der Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichtes, einer Berathungskammer der Manufacturen, eines Raths der Werkverständigen, eines Communalcollegiums, einer Hypotheken- und einer Forstconservation, einer Direction der indirecten Steuern, eines Sicherheitsamtes für Gold- und Silberwaaren, eines Einregistrirungs- und Etappenamtes, eines besonderen Steuereinnehmers, sowie einer Gendarmeriebrigade und hat eine Bergwerksschule, eine öffentliche Bibliothek, ein Naturaliencabinet, eine Brief- und Pferdepost, zwei Pfarr-

*) *Neugart*, Episc. Const. 281. *Stengel*, Comm. rer. August. 114. Braun, Geschichte der Bischöfe von Augsburg I, 316

und sieben andere Kirchen, ein Hospital für 300 Arme, ein Krankenhaus, eine Börse und 37,031 Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten. Die Stadt hat in neueren Zeiten viele schöne öffentliche und Privatgebäude erhalten; ihre Straßen sind breit und gerade, die öffentlichen Plätze groß und mit Springbrunnen geziert, doch gibt ihr der Steinkohlengebrauch ein düsteres Ansehen. Ihre Lage am Furens, welcher sich vorzüglich zur Härtung von Stahl und Eisen eignet, die Nähe der Bergwerke und Steinkohlengruben, die Steinbrüche, welche die schönsten Schleifsteine liefern, sowie die Verbindung mit Lyon durch eine Eisenbahn hat in ihr eine Menge Fabriken und Manufacturen entstehen lassen, sodaß sie mit Recht Frankreichs Birmingham genannt zu werden verdient. Die hier befindliche königliche Gewehrfabrik beschäftigt gegen 1000 Arbeiter und setzt 11 Hochöfen, 26 Eisenhämmer, 47 Bohr-, 247 Spitz- und 104 Polirmühlen in Bewegung und verbraucht jährlich mehr als 1,200,000 Ctnr. Steinkohlen. Sie liefert außer Musketen (1787: 37,450 Stück), Pistolen und blanken Waffen auch andere Eisen- und Stahlwaaren. Ein Artillerieoberst führt die Aufsicht über sie. Außer ihr befinden sich noch mehren Privatpersonen gehörige Gewehr- und Eisenwaarenfabriken hier, welche Jagdflinten, Schlosserarbeiten, kurze Waaren, Tischgeräthe von Eisenblech, Messer, Sägeklingen, Rappiere, Feilen, Hämmer, Schraubstöcke, Amboße, Anker u. s. w. liefern. Dabei ist die Stadt der Hauptsitz für die Fabrication von seidenen Bändern, deren Vertrieb 1789 gegen 10,000,000 Franken einbrachte, von Florettbändern, Sammet, Schnuren, gestickten Musselinen, Tuls, cölnischem Wasser und Harzruß. Ferner befinden sich hier Baumwollenspinnereien, Leinwandbleichen, Lohgärbereien, Glashütten und Papiermühlen. In der Umgegend sind Eisen-, Stahl- und Messinghämmer und Steinkohlengruben. Der Bezirk St. Etienne enthält neun Cantone: Bourg, Argental, Chambon, St. Chamond, Ost- und Westetienne, St. Genest-Malifaux, St. Héand, Pélussin und Rive de Gier mit 76 Gemeinden und 142,483 Einwohnern. Die beiden Cantone St. Etienne enthalten sechs Gemeinden mit 50,260 Einwohnern. 5) Étienne (St.), im Oisedepartement (Picardie), Canton Attichy, Bezirk Compiègne, enthält 354 Einwohner. 6) Étienne (St.), im Departement Pas de Calais (Boulonnois), Canton Samer, Bezirk Boulogne, hat eine Succursalkirche und 569 Einwohner. 7) Étienne (St.), im Vogesendepartement (Lorraine), Canton und Bezirk Remiremont, hat eine Succursalkirche und 1346 Einwohner. 8) Étienne à Arnes (St.), im Ardennendepartement (Champagne), Canton Machault, Bezirk Vouziers, hat eine Succursalkirche und 725 Einwohner. 9) Étienne au Clos (St.), im Corrèzedepartement (Limousin), Canton und Bezirk Ussel, hat eine Succursalkirche und 873 Einwohner. 10) Étienne au Temple (St.), im Marnedepartement (Champagne), Canton und Bezirk Châlons, hat 287 Einwohner. 11) Étienne d'Albagnan (St.), im Departement des Hérault (Languedoc), Canton Olargues, Bezirk St. Pons, hat eine Succursalkirche und 611 Einwohner. 12) Étienne de Baigorry (St.), Marktflecken im Departement der Niederpyrenäen (Gascogne), Hauptort des gleichnamigen Cantons, Bezirk Mauléon, liegt 12½ Lieues von dieser Stadt entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichtes, sowie einer Gendarmeriebrigade und hat eine Pfarrkirche und 2876 Einwohner. In der Umgegend finden sich Eisen-, Blei- und Kupferbergwerke, Eisenhämmer und Marmorbrüche. Der Canton St. Etienne de Baigorry enthält in neun Gemeinden 12,137 Einwohner. 13) Étienne de Boulogne (St.), Gemeindedorf im Ardèchedepartement (Languedoc), Canton Aubenas, Bezirk Privas, hat eine Succursalkirche und 839 Einwohner. 14) Étienne de Brillouet (St.), Gemeindedorf im Vendéedepartement (Poitou), Canton Ste. Hermite, Bezirk Fontenay, hat 526 Einwohner. 15) Étienne de Chalobronne (St.), Gemeindedorf im Aindepartement (Dombes), Canton Thoissey, Bezirk Trévoux, hat eine Succursalkirche und 1294 Einwohner. 16) Étienne de Chigny (St.), Gemeindedorf im Indre- und Loiredepartement (Touraine), Canton und Bezirk Tours, hat 921 Einwohner. 17) Étienne de Corcoué (St.), Gemeindedorf im Departement der niedern Loire (Bretagne), Canton Legé, Bezirk Nantes, hat eine Succursalkirche und 1108 Einwohner. 18) Étienne de Crossey (St.), Gemeindedorf im Isèredepartement (Dauphiné), Canton Voiron, Bezirk Grenoble, hat eine Succursalkirche und 1320 Einwohner. 19) Étienne de Font-Bellon (St.), im Ardèchedepartement (Languedoc), Canton Aubenas, Bezirk Privas, hat eine Succursalkirche und 1076 Einwohner. 20) Étienne de Fougères (St.), Gemeindedorf im Lot- und Garonnedepartement (Agénois), Canton Monclar, Bezirk Villeneuve, hat eine Succursalkirche und 600 Einwohner. 21) Étienne de Fursac und Pauliat (St.), Gemeindedorf im Creusedepartement (Marche), Canton Grand-Bourg, Bezirk Guéret, hat eine Succursalkirche und 1647 Einwohner. 22) Étienne de Gourgas (St.), Gemeindedorf im Héraultdepartement (Languedoc), Canton und Bezirk Lodève, hat eine Succursalkirche und 427 Einwohner. 23) Étienne de Lisse (St.), Gemeindedorf im Girondedepartement, Canton Castillon, Bezirk Libourne, hat eine Succursalkirche und 437 Einwohner. 24) Étienne de Lugdarès (St.), Marktflecken im französischen Ardèchedepartement (Languedoc), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Argentière, liegt, acht Lieues von dieser Stadt entfernt, am Mamejan, ist der Sitz eines Friedensgerichtes und hat eine Pfarrkirche und 1707 Einwohner. In der Nähe wird Porzellanerde gegraben. Der Canton St. Etienne de Lugdarès enthält in sieben Gemeinden 5778 Einwohner. 25) Étienne de Maurs (St.), Gemeindedorf im Cantaldepartement, Canton Maurs, Bezirk Aurillac, hat eine Succursalkirche und 884 Einwohner. 26) Étienne de Mermotte (St.), Gemeindedorf im Departement der niedern Loire (Bretagne), Canton Machecoul, Bezirk Nantes, hat eine Succursalkirche und 600 Einwohner. 27) Étienne de Montluc (St.), Marktflecken im Departement der niedern Loire (Bretagne), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Savenay,

ist der Sitz eines Friedensgerichtes und eines Einregistrirungsamtes und hat eine Pfarrkirche und 4388 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte unterhalten. Der Canton Etienne de Montluc enthält in fünf Gemeinden 14,135 Einwohner. 28) Étienne de Serres (St.), Gemeindedorf im Ardèchedepartement (Languedoc), Canton Pierreville, Bezirk Privas, hat 856 Einwohner. 29) Étienne de St. Geoirs (St.), Flecken im Isèredepartement (Dauphiné), Hauptort des gleichnamigen Cantons, Bezirk St. Marcellin, liegt 7 Lieues von dieser Stadt entfernt, ist der Sitz eines Friedensgerichtes, eines Einregistrirungsamtes, sowie einer Gendarmeriebrigade und hat eine Pfarrkirche und 1885 Einwohner. Der Canton Etienne de St. Giors enthält in 13 Gemeinden 11,755 Einwohner. 30) Étienne de Sors, im Garddepartement (Languedoc), Canton Bagnoles, Bezirk Uzès, hat eine Succursalkirche und 581 Einwohner. 31) Étienne de Tulmont (St.), Gemeindedorf im Tarn- und Garonnedepartement (Languedoc), Canton Negrepelisse, Bezirk Montauban, hat eine Succursalkirche und 865 Einwohner. 32) Étienne de Vicq (St.), Gemeindedorf im Allierdepartement (Bourbonnais), Canton und Bezirk la Palisse, hat eine Succursalkirche und 661 Einwohner. 33) Étienne d'Orthe (St.), Gemeindedorf im Departement der Heiden (Gascogne), Canton Peyrehorade, Bezirk Dax, hat eine Succursalkirche und 791 Einwohner. 34) Étienne du Bas (St.), Gemeindedorf im Allierdepartement (Bourbonnais), Canton Varennes, Bezirk la Palisse, hat 557 Einwohner. 35) Étienne du Bois (St.), Gemeindedorf im Aindepartement (Bourgogne), Canton Treffort, Bezirk Bourg, liegt 2 Lieues von dieser Stadt entfernt, und hat eine Posthalterei, eine Succursalkirche und 1558 Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten. 36) Étienne du Bois (St.), Gemeindedorf im Vendéedepartement (Poitou), Canton Palluau, Bezirk Sables d'Olonne, hat eine Succursalkirche und 2000 Einwohner. 37) Étienne du Gué de l'Ile (St.), Gemeindedorf im Departement der Nordküsten (Bretagne), Canton la Chèze, Bezirk Loudeac, hat 625 Einwohner. 38) Étienne du Bouvray (St.), Gemeindedorf im Departement der niedern Seine (Normandie), Canton Grand Couronne, Bezirk Rouen, hat eine Succursalkirche und 1491 Einwohner. 39) Étienne du Valdonnez (St.), Gemeindedorf im Lozèredepartement (Languedoc), Canton und Bezirk Mende, liegt 2¼ Meilen von dieser Stadt entfernt, hat eine Succursalkirche, Fabriken, welche Sarsch und Unterfutterzeuch liefern und 1129 Einwohner. 40) Étienne du Vauvray (St.), Gemeindedorf im Euredepartement (Normandie), Canton und Bezirk Louviers, hat 484 Einwohner. 41) Étienne du Vigan, im Departement der obern Loire (Languedoc), Canton Pradelles, Bezirk Puy, hat eine Succursalkirche und 420 Einwohner. 42) Étienne en Blesse (St.), Gemeindedorf im Departement der Saône und Loire (Bourgogne), Canton Montret, Bezirk Louhans, hat eine Succursalkirche und 902 Einwohner. 43) Étienne en Cogles (St.), Gemeindedorf im Departement der Ille und Vilaine (Bretagne), Canton St. Brice, Bezirk Fougères, hat eine Succursalkirche und 1833 Einwohner. 44) Étienne en Devolui (St.), Marktflecken im Departement der obern Alpen (Dauphiné), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Gap, ist der Sitz eines Friedensgerichtes, hat eine Pfarrkirche und 841 Einwohner, welche einen Jahrmarkt unterhalten. Der Canton Etienne en Devolui enthält in vier Gemeinden 2294 Einwohner. 45) Étienne Lallier (St.), Gemeindedorf im Euredepartement (Normandie), Canton St. Georges du Vièvre, Bezirk Pont Audemer, hat eine Succursalkirche und 1135 Einwohner. 46) Étienne Lardeyrol (St.), Gemeindedorf im Departement der obern Loire (Velay), Canton St. Julien Chapteuil, Bezirk Puy, hat 1108 Einwohner. 47) Étienne la Thillaye (St.), Gemeindedorf im Calvadosdepartement (Normandie), Canton und Bezirk Pont l'Eveque, hat eine Succursalkirche und 536 Einwohner. 48) Étienne la Varenne (St.), Gemeindedorf im Departement des Rhône (Beaujolais), Canton Belleville, Bezirk Villefranche, hat eine Succursalkirche und 1452 Einwohner. 49) Étienne le Molard (St.), Gemeindedorf im Loiredepartement (Forez), Canton Boën, Bezirk Montbrison, hat eine Succursalkirche und 591 Einwohner. 50) Étienne sur Reyssouze (St.), Gemeindedorf im Aindepartement (Bourgogne), Canton Pont de Vaux, Bezirk Bourg, hat eine Succursalkirche und 882 Einwohner. 51) Étienne sur Usson (St.), Gemeindedorf im Departement des Puy de Dôme (Auvergne), Canton Laurillanges, Bezirk Issoire, hat eine Succursalkirche und 977 Einwohner. 52) Étienne Vallée Française (St.), Gemeindedorf im Lozèredepartement, Canton St. Germain de Calberte, Bezirk Florac, hat eine Succursalkirche und 1911 Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten. (*Fischer.*)

ÉTIVAL. 1) Étival, Gemeindedorf im französischen Juradepartement (Franche Comté), Canton Moirans, Bezirk St. Claude, ist 4¾ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche und 214 Einwohner, welche viel Hausgeräthe aus Tannenholz verfertigen. 2) Étival, Gemeindedorf im Vogesendepartement (Lorraine), Canton Raon l'Etape, Bezirk St. Dié, hat eine Succursalkirche, Papiermühlen und 1655 Einwohner. 3) Étival les Lemans, Flecken im Sarthedepartement (Maine), Canton La Suze, Bezirk Mans, hat eine Succursalkirche und 146 Einwohner. Ehemals befand sich hier eine im J. 1109 von Raoul de Beaumont, Vicomte von Lude und Herrn von Montrevau, auf Bitten des Eremiten Aleaume gestiftete Benedictinernonnenabtei, welche 8000 Livres Einkünfte hatte. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ETLINGERA. So nannte Linné zu Ehren des Verfassers einer Monographie der Salbeigattung (Commentatio qua Salviae species 49 descripsit. [Erlang. 1777. 4.]), Andreas Ernst Etlinger, eine Pflanzengattung, welche inzwischen von Amomum nicht wesentlich verschieden ist. (*A. Sprengel.*)

ETOCETUM, Stadt in Britannia Romana, wird für Lichfield die Hauptstadt von Staffordshire gehalten, indem man die Entfernung Uracona's 11 Milliarien von Uriconium (Wroxeter), Pennocruciums 12 Milliarien von

Uracona, und Etocetums 12 Milliarien von Pennocrucium zusammenrechnet, und die ganze Summe von 12 Milliarien ziemlich genau nach Lichfield reicht. Da nun zugleich etwas südlich von dieser Stadt vieles Mauerwerk von römischer Abstammung und die unverkennbaren Überbleibsel der alten Straße gefunden werden, so glaubt man, mit vieler Zuverlässigkeit Lichfield für Etocetum annehmen zu dürfen *). (*Ferdinand Wachter.*)

ÉTOGES, Gemeindedorf im französischen Marnedepartement (Champagne), Canton Montmort, Bezirk Epernay, hat eine Succursalkirche, eine Posthalterei und eine Gendarmeriebrigade. Die Zahl der Einwohner beträgt 460. Ehemals war Etoges eine Baronie, die nach dem Aussterben der Barone von Etoges an den Marschall von Bouflers kam. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ÉTOILE. 1) Étoile, Gemeindedorf im französischen Departement der Oberalpen (Franche-Comté), Canton Orpierre, Bezirk Gap, hat 176 Einwohner. 2) Étoile, Gemeindedorf im Drômedepartement (Dauphiné), Canton und Bezirk Valence, hat eine Pfarrkirche und 2872 Einwohner, welche drei Jahrmärkte unterhalten. 3) Étoile (l'), Gemeindedorf im Sommedepartement, Canton Picquigny, Bezirk Abbeville, liegt 5½ Lieues von dieser Stadt und 5 Lieues von Amiens entfernt, auf dem rechten Ufer der Somme, und hat ein Etappenamt und 733 Einwohner, welche viel Weizen, Hafer, Flachs und Hanf bauen. In der Nähe dieses Ortes findet sich ein römisches Lager von ovaler Form. Seine Länge beträgt 1300, seine Breite 800 Fuß, und entspricht so den Anfoderungen des Vegetius, welcher sagt, daß ein Lager ein Drittel länger als breit sein müsse. 4) Étoile (l'), Gemeindedorf im Juradepartement (Franche-Comté), Canton und Bezirk Lons le Saulnier, hat eine Succursalkirche und 651 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ETON, Kirchspiel und Flecken in dem Hundred von Stoke und der Grafschaft Buckingham, an den Ufern der Themse, Windsor gegenüber gelegen und durch eine Brücke damit verbunden, hat etwa 2500 Einwohner, die großentheils in der einen Hauptstraße wohnen, ist aber berühmt wegen der gelehrten Schule, welche Heinrich VI. hier im J. 1440 für einen Provost, 10 Priester, 4 Clerks, 6 Chorsänger, 25 arme Schüler und 25 arme Männer stiftete. Später trat eine Veränderung in dieser Einrichtung ein, und die Anstalt erhielt einen Provost, einen Viceprovost, 7 Fellows, 2 Schullehrer, 2 Führer (conducts), 7 Clerks, 10 Chorsänger und 70 Schüler, mit Ausnahme der niedern Beamten und der Diener. Außer den Schülern, für welche die Anstalt bestimmt ist, und die in ihr bedeutende Beneficien genießen, gibt es aber noch eine große, in der neuesten Zeit besonders sehr bedeutend gewordene Zahl von solchen Schülern, die auf ihre eigenen Kosten leben, und, weil sie in der Stadt wohnen, gewöhnlich Stadtschüler (Oppidans) genannt werden. Das Gebäude der Anstalt besteht aus zwei Vierecken, wovon das eine die Schulzimmer, die Wohnungen der Schüler und Lehrer und eine Kapelle, das andere die Zimmer für die Provosts und die Fellows enthält. Die Bibliothek des Collegiums ist eine der schönsten in England, und besitzt nicht nur eine Menge trefflicher Werke, sondern auch sehr viele Zeichnungen römischer und griechischer Alterthümer. In einem der Höfe befindet sich eine schöne Bildsäule des Gründers. — Eine merkwürdige Sitte hat sich von Alters her unter den Schülern von Eton erhalten. Man nennt sie Montem oder Ad montem. Sie besteht aber in einer Wallfahrt, welche die Schüler jedes dritte Jahr nach einem Hügel unternehmen, der deshalb Salzhügel genannt worden ist, weil der Hauptzweck der Ceremonie in der Einsammlung von Geld zu Salz besteht, wie man sich auszudrücken pflegt. Alle anwesenden Personen, und selbst die vorbeireisenden Fremden, werden um eine Beisteuer angegangen, und da sich bisweilen sehr bedeutende Zuschauer einstellen, so ist der Ertrag der Sammlung, welche von einigen Schülern in einem reichen seidenen Anzuge geschieht, mitunter sehr beträchtlich. Das Geld, was auf diese Weise zusammenkommt, erhält der älteste Schüler als eine Unterstützung auf der Universität Cambridge; denn Eton besitzt mehre Stellen in dem Kings College dieser Hochschule, für welche jährlich unter den zwölf ältesten Schülern so viele ausgewählt werden, als Vacanzen entstanden sind. Unter den berühmten Männern Englands haben sehr viele ihre Bildung in Eton erhalten. (*Eiselen.*)

Etorpu, s. Kurilen.

ETOVISSA, eine Stadt in Hispanien, von welcher Livius (Lib. XXI. Cap. 22) bemerkt, Hannibal sei von Gades nach Carthago (Neu-Carthago, Cartagena in Spanien) zum Winterlager des Heeres zurückgekehrt, und habe es von da, indem er vor der Stadt [1] Etovissa vorübergezogen, an den Iberus (Ebro) und die Meeresküste geführt. Nach Mannert ist wahrscheinlich Etovissa des Livius Etobema des Ptolemäus, und dieses nach der Angabe der Zahlen der Ortsbestimmung bei demselben die Stadt Segorbe in Valencia [2]). (*Ferdinand Wachter.*)

ÉTRÉCHY. 1) Flecken im französischen Departement des Cher (Berri), Canton Sancergues, Bezirk Sancerre, ist 4½ Lieues von dieser Stadt entfernt und hat eine Succursalkirche, 116 Häuser und 799 Einwohner, welche viel Getreide bauen und starke Vieh- und Pferdezucht treiben, da sie Überfluß an vortrefflichen Weiden haben. In der Nähe dieses Ortes befindet sich ein Grabhügel, in welchem die Sage einen Unterfeldherrn des Vercingetorix begraben liegen läßt. 2) Gemeindedorf im Marnedepartement, Canton Vertus, Bezirk Châlons, hat 40 Häuser und 158 Einwohner. 3) Gemeindedorf im Departement der Seine und Oise (Gâtinais), Canton und Bezirk Etampes, liegt 2 Lieues von dieser Stadt und 12 Lieues südlich von Paris entfernt, am

*) Mannert, Geogr. der Griechen und Römer. 2. Th. 2. H. Britannien. S. 158.

1) urbs. 2) Geographie der Griechen und Römer. 1. Th. S. 396.

rechten Ufer der Juine, und hat eine Brief- und Pferdepost, 125 Häuser und 1038 Einwohner, welche Pferdehandel treiben. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ÉTREHAM, Flecken im französischen Departement des Calvados, Canton Trévières, Bezirk Bayeux, liegt, 2⅓ Lieues von dieser Stadt entfernt, auf dem linken Ufer der Orne bei ihrer Ausmündung in das Meer und in einer an Getreide, Obst und Triften reichen Gegend. Es hat eine Succursalkirche und 270 Einwohner, welche sich mit Fischfang und Ackerbau beschäftigen. Ehemals war es der Sitz einer Admiralschaft und gehörte mit dem Titel einer Baronie der Dreieinigkeitsabtei zu Caen. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ÉTRÉPAGNY, ESTRÉPAGNY, Marktflecken im französischen Departement der Eure (Normandie), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Andelys, liegt 3 Lieues von dieser Stadt entfernt an der Bonde und hat ein Friedensgericht, eine Posthalterei, eine Pfarrkirche, Baumwollenspinnereien und Fabriken, in welchen wollene Strümpfe verfertigt werden, 261 Häuser und 1250 Einwohner, welche zwei Jahrmärkte unterhalten und bedeutenden Handel mit Getreide, Hanf und Spitzen treiben. Letztere werden theils in der Stadt selbst, theils von der Umgegend in zahlreichen Fabriken verfertigt. Der Canton Etrepagny enthält in 24 Gemeinden 10,098 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ÉTRETAT, Gemeindedorf im französischen Departement der Niederseine (Normandie), Canton Criquetot l'Esneval, Bezirk Havre, ist 5¼ Lieues von dieser Stadt entfernt, hat eine Succursalkirche, 117 Häuser und 1424 Einwohner. Bei diesem Orte, welcher an dem gleichnamigen Meerbusen liegt, findet sich eine sehr schöne Austernbank. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ÉTRUN, ESTRUN. 1) Gemeindedorf im französischen Departement des Nordens (Flandern), Canton und Bezirk Cambrai, liegt, 3¾ Lieues von dieser Stadt entfernt, auf dem linken Ufer der Schelde und hat eine Succursalkirche und 539 Einwohner. Im J. 881 lieferte hier König Ludwig III. von Frankreich den Normännern eine blutige Schlacht und überwand sie. 2) Gemeindedorf im Departement Pas de Calais (Artois), Canton und Bezirk Arras, hat eine Succursalkirche und 219 Einwohner. Bei beiden Orten sieht man römische Lager, welche man die Lager des Cäsar nennt. Das erstere liegt zwischen der Schelde und dem Sansat, am Zusammenflusse derselben, und besteht aus einer Reihe von Verschanzungen, welche sich längs diesen Flüssen hinziehen. Das zweite liegt eine Lieue von Arras in einem Winkel, welchen die obere und niedere Scarpe bilden. Beide waren 1711 noch fast vollständig erhalten. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ETRURIA, Fabrikort in der englischen Grafschaft Stafford, 1½ englische Meile von Newcastle under Line und 150 nordnordwestlich von London, an zwei Nebenkanälen des Great Trunk. Hundert Häuser in einer langen Reihe bilden den Ort, der seine Wichtigkeit dem J. Wedgewood (gest. 1793) verdankt, dessen Name noch in gewissen irdenen Geschirren fortlebt. Die von ihm errichteten Fabriken liefern vorzüglich feines Steingut, Medaillons, Basreliefs, Büsten, Bildsäulen, Kameen, schwarze Waare, Biscuit, Terra cotta, Urnen u. s. w. jährlich zu einem sehr großen Werthe und beschäftigen viele Menschen. (*Eiselen.*)

Etruria, s. Hetrurien.

ETSAUT, Gemeindedorf im französischen Departement der Niederpyrenäen (Béarn), Canton Accous, Bezirk Oloron, liegt nicht weit von der spanischen Grenze an dem Gavesflusse, hat eine Succursalkirche und 396 Einwohner, welche starke Viehzucht treiben und in Marmorbrüchen arbeiten. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ETSCH (die), oder Adige, wie die Italiener ihn nennen, ist nicht nur wegen der Länge seines Laufes, sondern auch wegen seiner Wassermasse der bedeutendste Fluß in Italien nach dem Po. Die Römer nannten ihn Athesis, auf der Peutinger'schen Karte heißt er Athesia und im Mittelalter bezeichnete man ihn mit dem Namen Athica [1]). Seine Ufer sind seit Jahrhunderten der Schauplatz der italienischen Kriege gewesen. Er entspringt in Tyrol [2]), läuft erst nach Osten unter dem Namen Etsch bis Botzen, wo er die Eisack aufnimmt, wendet sich dann gegen Süden bis vier Miglien unterhalb Verona und nimmt endlich wieder seine erste Richtung nach Osten an. Er mündet in mehren Armen in das adriatische Meer bei Fossona dell' Adige [3]), nachdem er einen Theil von Tyrol und die Provinzen Verona, Padua und Rovigo bewässert hat. Vor dem J. 589 hatte die Etsch in Oberitalien theils einen andern Lauf, theils eine andere Ausmündung als heutzutage. Damals strömte sie mehr nach Norden. Sie durchschnitt die Umgegend von Montagnana und von Este, um bei Brondolo, dem alten Brinthesium, sich mit dem adriatischen Meere zu vereinigen. Als sie nun mitten durch das Land sich ein neues Bett bahnte und dadurch ein Netz von Inseln entstand, da nannte man diese Gegend Polesine, von πολὺς, viel, ζώνη,

1) s. Memorie storiche de' Veneti primi e secondi, del Conte *Giacomo Filiasi* (Venezia 1796—1798) und in Daru's Histoire de la république de Venise dem Filiasi nachgebildeten Carte des Lagunes au moyen age comprenant depuis l'embouchure de la Piave jusqu'à celle de l'Adige und Carte de l'ancienne Venetie. 2) Mein verstorbener Freund, der Graf Ignaz von Bevilacqua-Lazisa, sagt in einem mir vorliegenden handschriftlichen Aufsatze über die Etsch, aus welchem ich sämmtliche in diesem Artikel erwähnten Zahlenverhältnisse entnommen habe: „ses sources sont dans le Lac de Reschen dans les Grisons." Dagegen behauptet Stein (im Handbuche der Geographie und Statistik. Fünfte Auflage. [Leipzig 1825.] 2. Th. S. 18), die Etsch „entspringt in einem Sumpfgrunde an dem Grenzgebirge von Graubündten." Cannabich (Lehrbuch der Geographie. 14. Aufl. [Weimar 1836.] S. 260) läßt die Etsch in Tyrol auf der malser Heide aus dem Reschersee entstehen, und Friedrich von Rougemont (in seiner Géographie topique. Seconde édition. [Neuchâtel 1837.] p. 87) bezeichnet den Ursprung mit nachstehenden Worten: *Adige*, „Sources près de l'Ortlès dans le val de Munster." 3) s. die Küste von Venedig und Triest, nach Zach, Valle und Liechtenstern, entworfen und gezeichnet von Christian von Martens. 1824.

Band. Die Länge des Laufes der Etsch wird auf 317,849 Mètres berechnet; nämlich von ihrer Quelle bis an den Eintritt in die Provinz Verona 200,000, von der Grenze dieser Provinz bis an die Hauptstadt 50,688, in der Stadt Verona 3798, von der Stadt bis an die südliche Grenze der Provinz 68,363 und von da bis an das Meer 95,000 Mètres. — Die Breite des Stromes ist sehr verschieden. Im Durchschnitt nimmt man sie, vor der Vereinigung mit der Eisack, auf 10 Mètres an. In der Stadt Trient unter der San-Lorenzobrücke erweitert sich das Bett auf 95 und in der Stadt Verona auf 112,350 Mètres. Wo der Fluß in mehre Arme sich theilt, beläuft sich die Breite auf 200 und bei dem Eintritte in das Meer wol auf 600 Mètres. — Bis zwölf Miglien von Verona ist das Bett der Etsch entweder zwischen Felsen oder steilen Bergabhängen eingeengt. Nachher läuft sie durch Ebenen, die nur wenig sich über die Ufer erheben. Einige Miglien von Verona sind sie von Kunststraßen und Dämmen eingefaßt, die bis 8 Mètres über den Erdboden hervorragen. Der Strom führt in Tyrol Felsenbruchstücke, Kiesel und Grant oder Kies, während 40 Miglien Sand, und dann beginnt der Schlamm. Diese fremden Stoffe beengen und erhöhen das Bett auf mannichfaltige Weise von Jahr zu Jahr. Man hat berechnet, daß diese Erhöhung in der Provinz Rovigo 342 Millimetres in einem Jahrhundert beträgt. Durch die Wellen des adriatischen Meeres und durch die Winde, namentlich den Sirocco, wird das Wasser der Etsch dergestalt zurückgestauet, daß bei Fossone sich eine Sandbank von wenigstens 1000 Mètres angesetzt hat. Durch die allmälige Ausbildung dieser Sandbank sind 26 Miglien Landes gewonnen und trocken gelegt worden. Die Etsch bildet, wie v. Martens (in seiner Reise nach Venedig. [Ulm 1824.] II. S. 351) bemerkt, den einzigen Abfluß aller Gewässer des mittlern Tyrols. Sie nimmt eine Menge kleiner Flüsse, Kanäle und Bäche auf, wie z. B. den Ros, il Mezzane und den Illasi[4]). Dafür gibt sie selbst andern Gewässern ihren Ursprung. Als solche Hauptarme oder Ausflüsse derselben lassen sich unter Andern die Adigette und der Castagnaro betrachten. Die Adigette trennt die Stadt Rovigo in zwei Theile und fließt durch den Marktflecken Lendinara. Der Castagnaro durchströmt die auch vom Pó bewässerte Provinz Rovigo, und nachdem er seinen Namen in Canal bianco und Pó di Levante verändert und die Adigette aufgenommen hat, fließt er ebenfalls in das adriatische Meer. Am Canal bianco liegt die Stadt Adria. Das nach ihr genannte adriatische Meer bespülte ehemals die Stadtmauern; jetzt ist es durch Sümpfe zwei Miglien davon entfernt. — Anlangend die Geschwindigkeit des Laufes, so beträgt sie in der Provinz Verona bei mittlerer Höhe 3124 Mètres in einer Stunde und 4686 Mètres beim Steigen und Wachsen des Wassers. Die Tiefe ist äußerst verschieden. Man schätzt sie im Durchschnitt auf 1,200 in Verona, 2,400 oder 2,700 in der Provinz Rovigo und auf 2 oder 2,400 Mètres beim Ausflusse. Die mittlere Höhe wird auf dem in der Stadt Verona an der Ecke der Straße Vo di San Salvar befindlichen marmornen Wassermesser durch die eingegrabene Rinne Nr. IV. bezeichnet. Wenn das Wasser dieses Zeichen berührt, steht es 3,591 Mètres unter der mittlern Höhe des Lago di Garda und 67,070 Mètres über der Oberfläche des adriatischen Meeres. Das Wasser sinkt niemals tiefer als 2,057 unter das ebenerwähnte Zeichen und steigt niemals höher als 4,728 Mètres über dasselbe. Die Höhe des Wassers verändert sich mithin in Verona um 6,785 Mètres. — Fischreich ist die Etsch nicht. Die gewöhnlichsten Arten sind: **Muraena Anguilla, Blennius vulgaris, Salmo Trutta, Salmo Thymallus, Cyprinus alburnus, Cyprinus barbus, Cyprinus Tinca, Cyprinus Phoxinus, Cyprinus rutilus, Cyprinus Idus, Cobitis barbatula, Esox Lucius, Pleuronectes Flesus, Gobrius Aphya, Sparus aurata**, ein Lieblingsfisch der alten Römer, und **Perca fluviatilis**. Seltener sind **Petromyzon branchialis** *L.* oder **Ammocoetes branchialis** *Duméril* und **Acipenser Sturio**. — Die Gewässer dieses Flusses sind nicht selten verheerend für die von ihnen durchströmten Ländereien. Man erinnert sich noch mit Schrecken seiner Anschwellungen im J. 1721[5]) und der Durchbrüche im J. 1774[6]). Es ist nichts Ungewöhnliches, daß die Fluthen oft 14 Tage andauernd steigen. Alsdann überschwemmen sie große Ackerflächen und zwingen die einmündenden Gewässer zum Rückstau. Dadurch werden namentlich die sehr bedeutenden veronesischen Sümpfe (valli grandi veronesi) gebildet, deren Eindämmung und Austrocknung für die Landwirthschaft ein offenbarer Gewinn wäre. Auf der andern Seite werden die erwähnten Übelstände durch den Nutzen reichlich aufgewogen, den die Etsch gewährt. So z. B. werden durch sie zahlreiche gewerbliche Maschinen, als Mühlen aller Art u. dgl. m., in Bewegung gesetzt; sie bewässert eine Menge Wiesen und insbesondere bei Legnago ausgedehnte Reisfelder. Ihr Lauf unterhält einen für die Gesundheit unentbehrlichen Luftzug; endlich dient sie mit ihren Nebenflüssen zum Handel mit den venetianischen Provinzen unter sich und den überseeischen Ländern, Teutschland und Süditalien. Der Waarentransport beginnt bei Brannzoll, einem Orte, den v. Martens (a. a. O. II, 355) gewissermaßen den Hafen des nur eine Poststation entfernten Botzen nennt, und kann auf Schiffen bis in die See betrieben werden. Man kann auf diese Schiffe von Brannzoll bis Verona 200—260 Kubikcentner (Quintaux métriques) und von Verona bis an die See 300—390 solcher Centner laden. Die Tragbarkeit der Flöße

4) Vergl. Della nuova inalveazione dei torrenti di Mezzane e d'Illasi. Memoria di *Giuseppe Rensi* ingegnere civile (Verona 1818) und Memorie storiche dello stato antico e moderno delle Lagune di Venezia e di que' fiumi, che restarono divertiti per la conservazione delle medesime, di *Bernardino Zendrini*, matematico della Republica di Venezia. (Padova 1811.) Zwei Quartbände.

5) Saggio sull' Acque correnti del conte senatore *Francesco Mengotti*. (Milano MDCCCXII.) III, 20. 6) Mengotti a. a. O. I, 97 und *Lorgna*, Memorie intorno alle acque correnti. Mem. 4. No. 5.

ist während der ersten Strecke 300—340 und während der zweiten 450—510 Centner. Die Schiffahrt dauert 24—36 Stunden von Trient bis Verona und 2—3 Tage von Verona bis Venedig. Rückwärts sind 8—16 Tage von Venedig bis Verona und 5—7 Tage von Verona bis Trient erfoderlich, wegen der Untiefen, und weil man sich dabei der thierischen Hilfe bedienen muß. Die Flöße brauchen nicht soviel Zeit, als die Schiffe.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

ETSCHEGHE, Oberhaupt der abyssinischen Geistlichkeit, hat das Haupt turbanartig mit einem weißen Shawl umwunden, in der einen Hand den Rosenkranz, in der andern ein silbernes Kruzifix, welches er den Fremden zum Küssen darreichte. Rüppel's Reise in Abyssinien. 2. Bd. (*H.*)

ETSCHMIADZIN. Das älteste und berühmteste armenische und der Sage nach auch das erste christliche Kloster, welches drei Stunden westlich von Eriwan an einem Nebenflusse des Araxes liegt und sich schon von Weitem durch drei hervorragende Kirchen ankündigt; weshalb auch dieser Ort von den Türken Utsch Kilisse, d. h. drei Kirchen, genannt wird. Die Geschichte dieses Klosters hängt mit der von der Einführung des Christenthums in Armenien eng zusammen. Nach Moses von Chorene und andern armenischen Nachrichten (vergl. *St. Martin*, Mémoires historiques et géographiques sur l'Arménie. [Paris 1818.] 2 Theile), sowie nach der Georgischen Chronik des Königs Wachtang) wurde hier schon 600 Jahre vor Chr. Geb. durch den König Erovant I. eine Stadt erbaut, welche späterhin von einem Könige Vagarch befestigt und nach ihm Vagarchabad genannt, mehren Fürsten von Armenien zur Residenz diente. Gegen das Ende des 3. Jahrh. nach Chr. Geb., als der Arsacide Khosrow, dessen Geschlecht über Persien und Armenien regierte, nach dem Ausgange der persischen Linie, von einem Usurpator Ardechir vertrieben und auf dessen Anstiftung durch einen andern Arsaciden, Anag, ermordet wurde, entstand ein Erbfolgekrieg, in Folge dessen endlich Tiridat, der Sohn Khosrow's, mit Hilfe römischer Truppen und des damals noch heidnischen Kaisers Constantin wieder eingesetzt wurde. Während seiner 56jährigen Regierung fand die Einführung des Christenthums in den Mauern von Vagarchabad statt. Den ersten Versuch, welchen der heilige Gregor, ein zu Cäsarea in Kappadocien erzogener Sohn jenes Mörders Anag, zur Ausrottung des armenischen Heidenthums machte, bezahlte dieser Märtyrer durch eine 13jährige Gefangenschaft. Aber zur selbigen Zeit flüchtete eine im römischen Reiche verfolgte vornehme Christin, Ripsime, mit ihrer Amme Gajane und mit der heiligen Ninon nach Vagarchabad. Tiridat, von ihrer Schönheit geblendet, wollte sie zur Heirath zwingen; als sie Widerstand leistete und zuerst seine Bekehrung zum Christenthume verlangte, ließ er sie, sowie ihre Amme, auf einem öffentlichen Platze zu Vagarchabad zu Tode steinigen. Aber bald nachher (312 nach Chr. Geb.) geschah die Bekehrung Constantin's des Großen, welche einen so großen Einfluß auf Tiridat hatte, daß er den heiligen Gregor aus seinem Gefängnisse zog, sich nebst seinem Adel und seinem Volke von ihm, als erstem armenischen Patriarchen, taufen ließ, und zur Fortsetzung dieses heiligen Werkes und zur Errichtung von Kirchen und Klöstern eine Menge Priester aus Kleinasien kommen ließ. An der Stelle eines Tempels der Venus (Anahid oder Anaitis) wurde zu Vagarchabad die Patriarchalkirche Etschmiadzin, das heißt „zur Herabsteigung des einzigen Gottes Sohnes," und dann wurden noch zwei andere christliche Kirchen ebendaselbst errichtet, wo Ripsime und Gajane den Märtyrertod erlitten hatten. Im J. 524, unter dem armenischen Patriarchen Narses II., erfolgte der Bau des Klosters, welches bis auf die jetzige Zeit der Sitz des armenischen (nicht unirten) Patriarchen geblieben ist, während die Stadt Vagarchabad selbst von den Königen verlassen, schon längst in Ruinen zerfiel. Sowol das Kloster, als die drei Hauptkirchen von Etschmiadzin, unter denen die Patriarchalkirche für den ersten christlichen Dom angesehen wird (der Hauptaltar daselbst bezeichnet den Ort, wo Christus dem heiligen Gregor erschien), Denkmäler des ältesten griechischen und armenischen Baustyls, geziert durch uralte Glocken, Inschriften und Altargemälde (die neuesten der Hauptkirche sind das Werk eines Armeniers, Jonathan, der zur Zeit Schah-Nadir's lebte), sind von mehren europäischen Reisenden beschrieben worden *), zuletzt von Dubois de Montpereux (Voyage autour du Caucase. 1839. T. III.), welcher im J. 1834 hier zwei Patriarchen (den 82jährigen Ephraim und dessen 60jährigen Nachfolger Johannes), 13 Bischöfe und 50 Mönche fand. Das Kloster, der Sitz der armenischen Synode, besitzt eine Schriftgießerei mit zwei Pressen und eine Bibliothek und Handschriftensammlung, deren Katalog selbst der russischen Regierung, nach der Eroberung der ganzen Provinz Eriwan, geheim gehalten wurde (der englische Reisende Morier fand hier, außer alten Liturgien, eine Pope'sche Übersetzung des Homer). Auch haben die fleißigen Mönche von Etschmiadzin seit langer Zeit zum Behufe der Abschriften ihrer heiligen Bücher die rothe Farbe der armenischen Cochenille benutzt, wenn sie gleich noch nicht die Kunst verstehen, das animalische Öl von dieser grellen Farbe zu sondern (s. S. Hamel, Über Cochenille am Ararat, in den Mémoires de l'Académie de St. Petersbourg. 1834, und Dubois a. a. O. S. 461. 462). Zu Etschmiadzin wird auch das heilige Öl zur Firmelung und letzten Ölung verfertigt und alle sieben Jahre ausgetheilt; eine Haupteinnahme der sonst armen und außerdem nur durch Kirchenalmosen, Taufgebühren und eine Abgabe vom Weizen unterhaltenen Geistlichkeit.

Der Patriarch zu Etschmiadzin, das Haupt aller nicht unirten oder monophysitischen Armenier (welche nur eine Natur, nämlich die göttliche, in Christo anerkennen, vergl. den Artikel Armenien), ernennt alle Erzbischöfe

*) Vergl. auch: Das russische Armenien, von armenischen Schriftstellern geschildert, von Herrmann (Berlin 1835), und den Bericht des Professors Koch in Bran's Miscellen. 1837. 7. und 11. Heft.

und Bischöfe seiner Diöcese, und wird jetzt auch von den armenischen Patriarchen zu Wan und Constantinopel anerkannt. In den letzten zwei Jahrhunderten geschahen wiederholte Verfolgungen der in Constantinopel unter einem Bischofe stehenden katholischen oder unirten Armenier (wenngleich die Pforte sich nie um den Grund des Schisma bekümmerte und nur den Patriarchen als Oberhaupt verantwortlich machte), zuletzt unter dem Sultan Mahmud, weil demselben der Verdacht beigebracht wurde, daß die katholischen Armenier Anhänger der Janitscharen seien. Jetzt sehen fast alle schismatische Armenier des Orients den russischen Kaiser als ihren Souverain an, weil er im Besitze des heiligen Klosters Etschmiadzin ist, und hoffen von der russischen Regierung, welche alle Armenier gleiche politische Rechte mit den übrigen Unterthanen genießen läßt, Wiederherstellung ihrer Nationalität und ihres früheren Glanzes. Der jetzige Patriarch von Etschmiadzin, Johannes, nennt sich: Diener Jesu Christi, Katholikos aller Armenier und Patriarch der apostolischen und von Christo selbst geweihten Kirche, sowie des ersten heiligen Klosters zu Etschmiadzin. (*v. Rommel.*)

ETTAL, ein katholisches Pfarrdorf im Gebirge, an der Straße von Schongau nach Innsbruck, im bairischen Landgerichte Werdenfels, mit 23 Häusern, 126 Einwohnern, einer schönen Pfarr- (ehemaligen Kloster-) Kirche, welche einige vorzügliche Gemälde, eine sehenswerthe Statue der heiligen Jungfrau und mehre Marmorsäulen enthält, und wohin häufig gewallfahrtet wird, bedeutender Viehzucht und ansehnlichen, reichhaltigen Marmorbrüchen, vier Stunden von Murnau und eine Stunde von Schongau entfernt. Vom Kaiser Ludwig dem Baier wurde hier im J. 1332 ein Kloster gestiftet, und in dessen Stiftungsbriefe verordnet, daß nicht nur 20 Benedictinermönche, sondern auch 13 Ritter mit ihren Ehefrauen daselbst wohnen, und jeder von diesen letztern einen Knecht, eine Dirne und einen Heizer, zur Ordensfarbe blau und grau, und dieselben unter sich einen Meister haben sollen, welchem erlaubt war, vier Pferde, einen berittenen Jäger mit zwölf Hunden und einen berittenen Falkner mit zwei laufenden Knechten zu seiner adeligen und standesmäßigen Ergötzung zu halten. Gleiche Bedingungen und Privilegien hatten auch die Rittersfrauen und ihre Meisterin. Diese kostbare Verpflegung adeliger Familien und Witwen bestand nur bis zum Tode des Stifters. Die Söhne des Kaisers zogen den größten Theil der Güter, welche Ludwig seiner Stiftung zugewandt hatte, zu ihrer Kammer ein, und Ettal mußte, von den Rittern verlassen, selbst der Unterhalt der Mönche fünf Jahre hindurch von einer Administration nur zur höchsten Noth besorgt werden, bis endlich durch eine neue landesfürstliche Dotation, eigentlich durch die im J. 1356 geschehene Restitution der, für die Mönche bestimmten, Güter das klösterliche Institut wieder zur Aufnahme gelangte. Dasselbe zeichnete sich später durch jenes adelige Bildungs- und Unterrichtsinstitut vorzüglich aus, welches der lebhafte Eifer des Abtes Placidus II. im 17. Jahrh. mit großen Kosten zu Stande gebracht und zu einem so ausgebreiteten Ruhme erhoben hat, daß adelige Jünglinge beinahe aus ganz Teutschland nach Ettal kamen, um daselbst in den Wissenschaften und freien Künsten Unterricht und eine edle Erziehung zu erhalten. Im J. 1744 wurde dieses Kloster mit seiner reichen Bibliothek, nur mit Ausnahme eines Flügels, in welchem man noch in neuerer Zeit die Zimmer des Kaisers Ludwig zeigte, durch einen Brand zerstört. Das Kloster, nicht aber jenes adelige Erziehungsinstitut, erhob sich nachher wieder glücklich aus seiner Asche. In Folge der Säcularisation wurde dasselbe aufgehoben. (*Eisenmann.*)

ETTAL. Von dem Ursprunge der Ammer eine halbe Stunde entfernt, zwischen Partenkirch und Schongau, in einem hohen Gebirgsthale, von noch höher ansteigenden Bergkegeln umgeben, liegt das vormalige Kloster Ettal, einst des bairischen Pfaffenwinkels besondere Zier. „Der Stüffter ware Kayser Ludovicus IV., ein Sohn Ludovici Severi, Hertzogs in Bayrn; der erste Stein zum Closter Gebäu wurde Anno 1330 gelegt, nachdeme nemblich erstgedachter Kayser zu Rom, vermuthlich auß seiner Mißgüner Verlaytung, wegen verweilter Crönung und anderen Gemüths Anligen einstens sehr betrübt, einen vnbekanndten Menschen in Gestalt eines Benedictiner Münchs bei verschloßner Thür zu sich kommen gesehen: Der ihne Trostreich eines glücklichen Außgang seiner Reichs Geschäfften versicheret, und anbey ein Mutter Gottes Bild von unbekandten weissen Stein, Wunderschön gestaltet, eingehändiget, mit Bedeuten, daß er bey seiner Anheimbskunft an das Orth Ammerang oder Ammergau gelangen werde, alldort solle er ein Closter vnder St. Benedicts Regl erbauen, vnnd daselbst dises H. Bild mit dem Titl S t ü f f t e r i n hinterlassen. Da nun Ludovicus anheimbskommen, vnnd von seinem Ober-Jäger Heinrich Bendt an das Orth Ammerang hingelaytet worden, ist Anfangs ein Gottshauß von Holtz, hernach aber eine schöne Kirch und Closter allda gestüfftet worden, worinn 20 Münch, darauß 14 Priester leben solten. Höchstgedachter Kayser vnnd Stüffter hat dieses Ettal nit nur sehr hoch geschätzt, und mit dem Wunder-Bild Maria, gleich als einem Erbtheil beschencket, sonder auch die Graffschaft Möhring, Wildenberg, Pittingau, und andere Herrschafften selbigem zugeaygnet, wiewol ein- und anders mit der Zeit weckkommen." In einer Urkunde vom 23. April 1330 thut der Stifter der Bauerschaft gemeinlich zu Ober-Ammergau die Gnad, daß sie Erb- und Baurecht haben soll auf den Höfen und Huben in dem Ammergau, welche er mit Eigenschaft der Voigtei zu seinem neuen Kloster Ettal (vallis legis) gegeben und geordnet hat. Mit Unrecht wird demnach der Stiftungsbrief dem J. 1332 zugeschrieben; die Urkunde vom 17. Aug. 1332 ist vielmehr eine Ordnung für die allerdings ganz ungewöhnlichen Zustände in dem Kloster. Vermöge derselben sollen, außer den 20 Mönchen, 13 Ritter sammt deren Ehefrauen zu Ettal wohnen. „Jeder Ritter soll haben einen Knecht, ein Diern und ein Haitzer. Der Ritter Farb soll seyn blau und grau, vnder ihnen soll einer Maister seyn, dieser soll vier Pferdt, Item einen berittenen Jäger mit 12 Hunden, vnd einen berittenen Falckner mit zwey lauffenden Knechten haben. Under denen Ritters Frauen solle auch eine Maisterin seyn. Es seynd

aber diese Ritter nach Absterben Ludovici auß Abgang deß Underhalts allgemach abkommen, und nit mehr ersetzt worden." Durch Urkunde vom 1. Mai 1332 hatte der Kaiser die, wegen Misbrauchs, denen von Seefeld entzogene Voigtei des Frauenklosters Heggbach in Schwaben dem Rittermeister zu Ettal, unter genauer Bestimmung von dessen Rechten, verliehen. Neben Ammergau schenkte der kaiserliche Stifter ein zweites gefreites Gericht, Murnau, welches er 1332 von dem Bischofe zu Augsburg, Ullrichen von Schöneck, erkauft, sammt Burg und Dorf Eschenloch und dem Staffelsee. Es zogen aber nach des Stifters Tode die Söhne die meisten dem Kloster zugewendeten Güter wieder an sich, die Ritter mußten auswandern und die Mönche empfingen von der angeordneten Administration während eines Zeitraums von fünf Jahren kaum den nothdürftigen Unterhalt, bis im J. 1356 die Restitution der für die Mönche bestimmten Güter bewilligt und hiermit das klösterliche Institut von dem Untergange gerettet wurde. Papst Urban bestätigte die Stiftung 1358, und 1363, Sonntag nach Kreuzerfindung, wurde die Kirche zu Ehren der Mutter Gottes geweihet. Es diente dieselbe den Rittern Kumerspruck, den Jägermeistern der Baierfürsten zum Erbbegräbniß. Im schmalkaldischen Kriege hatte das Kloster, wegen der tyrolischen Grenze, von dem Bundesheere viel zu leiden; noch viel größeres Ungemach, unsäglichen Verlust an Kirchenornat, Gebäuden, Fahrniß, Getreide, Wein, Rossen und Vieh brachte der 30jährige Krieg. Abt Placidus II. begründete, in desselben Jahrhunderts Verlauf, mit schweren, großentheils durch Privatmittel bestrittenen, Kosten das adelige Bildungs- und Schulinstitut, welches sofort eine große Anzahl von Schülern aus allen Gegenden von Teutschland heranzog und zu Berühmtheit und Wichtigkeit gelangte. Aber der Brand von 1744 vernichtete die sämmtlichen Klostergebäude, bis auf einen Flügel, in welchem man noch in neuerer Zeit des Kaisers Ludwig Zimmer zeigte, und die Ritterakademie gelangte nicht mehr zur Thätigkeit, obgleich das Kloster schöner denn vorher aus der Asche erstand. Alles aber in dem neuen Bauwerke wird, dieses schreibt v. Obernberg, „von dem herrlichen Gotteshause übertroffen, das eine Rotunda und mit vielem Geschmack angelegt ist. Joh. Jacob Zeiler von Reiti hat im J. 1752 das Schiff derselben gemalt und der berühmte Martin Knoller schmückte mit seinem Pinsel späterhin den Chor. Dieses Gemälde und sein Altarblatt (die Himmelfahrt Mariä), nebst der Fortsetzung desselben in das Gewölbe des Chores, sind wahre Meisterstücke, die seinen Namen allein schon verewigen. Außerdem hat Knoller zwei Seitenaltäre mit Blättern geziert, deren eins die heilige Katharina, das andere den heiligen Sebastian darstellt. Die übrigen vier sind von verschiedenen Meistern; nämlich St. Thomas von Hermann, Hofmaler zu Kempten, Corbinian von dem schon genannten Zeiler, die Familie Christi von Wink, Hofmaler zu München, und der heilige Benedict von Scheffler, Maler zu Augsburg. Die Wände der Kirche sind mit Marmor bekleidet, der selbst innerhalb des klösterlichen Gerichtsbezirkes sich fand; nur ward er mit gefleckten, grünem Marmor gemischt, der von der ehemaligen Kirche noch vorhanden war, und ursprünglich fremd ist. Groß ist die Pracht im Innern dieses herrlichen Tempels; echter Kunstgeschmack hat sie angeordnet; darum wirkt dieselbe mächtig auf jeden unbefangenen Menschen, und stimmt bei dem geistreichen Halbdunkel, welches ihn erfüllt, zur innigsten Andacht die entzückte Seele. Dazu hat den Eintretenden schon die Ansicht des Tempels von Außen vorbereitet, und ihm das Erhabenste, was sich denken läßt, angekündiget. Die Säulenstellung aus (eigenem) weißen, unpolirten Marmor an der Pforte; der prächtige Dom, die im Golde schimmernde Kaiserkrone, welche ihn umgittert, geben dem Ganzen ein majestätisches Ansehen, und imponiren um so mächtiger, je außerordentlicher der Contrast dieses so wohl gelungenen italienischen Baues mit der stillen Einsamkeit des hohen, unbevölkerten Alpenthales ist. Wahrlich es bedurfte keines Wunders, um eine Wallfahrt nach einem Orte zu gründen, der Geist und Seele so unwiderstehlich anzieht und nachher für immer festhält." Vom Ausgange des 17. bis in die Mitte des 18. Jahrh. wußten die Klosterherren dem Andrange der Wallfahrer „mit tiefster Demuth und reichem Opfer," in dem ermüdendsten Dienste kaum zu genügen. Die Andacht verehrte in Ettal, als ein Geschenk von einem der heiligen drei Könige dem Jesukindlein dargebracht, „einen güldenen Ring mit eines alten haydnischen Kaysers Ebenbild auf einem weissen Stein gar zierlich geschnitten. Dieses rare Stuck hat nachgehends das Hauß Österreich bekommen, und pflegten selbige Fürsten auß der Farb des Steins im Ring, hell oder dunkel, das Glück oder Unglück ihrer vorhabenden Geschäfften einiger Weiß abzunemmen. Nachdem aber Kayser Ludwig in der Schlacht bei Ampfing Fridericum von Österreich besiget und zum Kriegsgefangenen gemacht, ist ihme auch dieser Ring, als die beste Beuth, zu theil worden, den er dann der ersten rechten Besitzerin vollends widerumb zugestellt. Neben diesem köstlichen Schatz seynd in dem Gottshauß allhier eine feine Anzahl von den Haaren unserer lieben Frauen und etliche gantze Leiber oder Heiligen, mit Kunstreicher Hand zierlich gefasset, zu sehen, deren immerdar einer gegen den andern über in absonderlichen Altären zur Verehrung vorgestellt seynd." Als Kunstwerk verdiente die höchste Aufmerksamkeit das aus milchfarbenem Stein gehauene Bildniß der heiligen Jungfrau, welches der Klosterstiftung Anlaß geworden. „Lange war man ungewiß über die Materie dieses himmlisch schönen Bildes, das Aller Aufmerksamkeit und Bewunderung von jeher an sich zog. Unser verehrter Naturforscher v. Schranck bestimmte diese Steinart, die man für Alabaster hielt, etwas näher durch die Meinung, es sei Ferber's weißer, undurchsichtiger, milchfarbiger, orientalischer Alabaster; denn, sagt er, für Marmor ist der Stein wol zu wenig kalt, und für das Gefühl zu wenig fett. Die Statue hat eine Schwere, die man, bei ihrer geringen Größe, nicht vermuthet; ihr Gewicht soll 24 Pfund betragen. Daher wird nicht leicht Jemandem erlaubt, sie zu heben, und geschieht dieses, so wird man zuvor hievon unterrichtet, um dieses Meisterstück der Kunst nicht unvorsichtig fallen zu lassen. Da-

her entstand jene, mit Unrecht den Mönchen aufgebürdete, Volkssage, daß die Statue ein Gewissensmesser sei; woran wol in ganz Ettal keine Seele jemals gedacht hat." Es ist das gleichsam die Erwiederung auf eine von Hazzi in die „Statistischen Aufschlüsse über das Herzogthum Baiern," 2. Bandes 1. Abtheil. S. 98, aufgenommene Albernheit: „Die Hauptsache ist hier die kleine Mutter Gottes von Ettal, eins von den Geschenken Kaiser Ludwig's. Sie sitzt im Tabernakel und kann von da mittels einer Maschine bis zum Altar herabgelassen werden. Man schreibt ihr eine Herzen und Nieren erforschende Kraft zu, äußert, daß dieses Bild nur der aufheben kann, der keine Sünde auf sich hat; allein einleuchtend darf man deswegen nicht furchtsam sein; unterdessen werden den vielen Wallfahrern große Wunder davon ausgekramt. Ein Seminarium, an 100 Jünglinge stark, wird hier immer unterhalten; sonst war es blos eine Erziehungsschule von Adeligen, auch vielen Österreichern. Man sieht in den Gängen noch eine Menge solcher Grafen und Barone, alle in Jagduniform gekleidet; vielleicht war auch der Charakter des wilden Jägers und Bigotten der einzige Erwerb ihrer Bildung. Gegenwärtig sind unter andern auch Söhne aus Tyrol und Graubündten anwesend, wahrscheinlich weil es ihren Ältern zu Hause zu aufgeklärt zugeht. Wenn man nun den Ort und diese Zeloten betrachtet, erregt sich das Trauergefühl, junge Leute, wie in einem Erziehungsmagazin anzutreffen, da es ohnehin bekannt ist, daß solche Erziehungshäuser und Casernen als widernatürlich die ersten Lasterschulen darbieten. Diese Benedictinerherren scheinen auch dem Menschengeschlechte so abgeneigt zu sein, daß sie kein einziges Haus, keine einzige Familie in diesem Gebirgskessel aufkommen lassen; sie sind also ganz isolirt, ganz der heiligen Schwermuth oder dem Bier- und Weinkrug geweiht. Auch die Pflugschar ist hier nicht bekannt; man findet nur einige Garten- und Wiesenanlagen. Die Unterthanen müssen durch grundherrliche Dienste und Scharwerk, wie gewöhnlich Alles ersetzen. Übrigens gehört das Kloster unter die reichern. Der schlechten Bibliothek wird jetzt auch ein Saal gebaut." Hazzi, der entschiedene Feind der Klöster, hat die bairischen eins nach dem andern fallen gesehen. Die Klosterherrschaft, oder das Gericht Murnau und Oberammergau, enthielt 1802 auf beinahe sechs □Meilen 3433 männliche, 3681 weibliche Individuen in 110 benannten Ortschaften, meist Einöden; als bedeutendere Ortschaften sind der Markt Murnau, die Dörfer Ober- und Unterammergau, Huglfing, Eschenlohe, Sojen, Baiersojen u. s. w. zu nennen. Eigentlich sind nur das Loisach- und Amperthal, der Sumpf um den Staffel- und Ringsee und die Vorberge, oder die Straße der Ammer zu bewohnt. Rauhe und wilde Gebirge erfüllen den beiweitem größern Theil des Gebiets, während ihr Fuß von Sumpf und Fils begleitet ist. Kaum der vierte Theil der Oberfläche kann als cultivirter Boden gelten, das übrige ist Wasser, Fils, Moos und Wald. Die Ammertrift wurde ganz aus des Klosters Waldungen bestritten, noch mehr Holz ging durch eine Seitenkluft, auf dem Fischbache, dem Inn zu, nach Hall, in Tyrol. Neben der bedeutenden Hornvieh- und Schweinezucht unterhielt das Kloster schöne Gestüte, sowie, um den Marmor zu benutzen, eine Schneidemühle bestand. Zu Murnau wohnte der herrschaftliche Pfleger und zu Ammergau ein Unterrichter; das Kammergericht hatte im Kloster seinen Sitz. Außerhalb der Grenzen der Herrschaft, in dem Gerichte Dachau, besaß das Kloster die Hofmark Aubing. (*v. Stramberg.*)

ETTALER MANNDL, ETTALER MÄNNEL, ein hoher Berg nordöstlich von Ettal im bairischen Landgerichte Werdenfels, dessen Spitze von einem Felsen gebildet wird, welcher wie eine Säule aufrecht steht, sehr weit gesehen wird und in der Ferne das undeutliche Bild eines Mannes vorstellt. (*Eisenmann.*)

ETTENHEIM, 1) Bezirksamt im Oberrheinkreise des Großherzogthums Baden, das in der hier unten geschilderten Stadt den Sitz seiner Verwaltungsbehörden und von ihr den Namen hat. Es wird von den Bezirksämtern Lahr, Haslach und Kenzingen und gegen Westen vom Rheinstrome eingeschlossen, und auf einem Flächenraume von 2⅔ □Meilen von 19,034 Menschen bewohnt, wovon 15,706 katholisch, 2158 evangelisch und 1170 Israeliten sind. Die Bevölkerung bildet 16 Gemeinden; diese sind: die Städte und Pfarreien Ettenheim und Mahlberg; die Marktflecken und Pfarreien Kippenheim und Rust; die Pfarrdörfer Altdorf, Gravenhausen, Cappel am Rheine, Münchweyer, das Münsterthal mit St. Landelin, Ettenheimmünster und dem übrigen Zugehör, Ringsheim, Schmieheim, und Schweighausen mit seinen Zinken; die Dörfer Dörlinbach mit seinen Zinken, Kippenheimweiler, Orschweyer und Wallburg.

2) Stadt und Sitz der Verwaltungsbehörden des gleichnamigen Bezirkamtes im Oberrheinkreise des Großherzogthums Baden, vier teutsche Meilen gegen Norden von Freiburg, dem Sitze des Hofgerichtes und der Kreisregierung, und fast 1¼ Meile vom Rheinstrome, im Eingange eines lieblichen Thales am mitternächtigen Abhange des Kalenberges, theils auf der Höhe, theils in der Ebene an der linken Seite der alten Undiz, die hier seit ihrer im 15. Jahrh. ausgeführten Abgrabung Ettenbach heißt, hat eine Bevölkerung von 3057 Bewohnern, wovon 2567 katholische, 43 evangelische und 47 Israeliten in 581 Familien und 421 Häusern in der Stadt selbst und 400 katholische in 83 Familien und 61 Häusern in dem der hiesigen Bürgerschaft und Pfarrgemeinde einverleibten, ¼ Meile gegen Süden in einem kleinen Thale an der Ostseite des Kahlenberges liegenden, Kirchdorfe Ettenheimweiler wohnen. Schöne städtische Einkünfte, eine fruchtbare Gemarkung, Feldbau und Viehzucht, Handel mit Felderzeugnissen, vorzüglich mit Hanf und Garn, viele Mühlen und sehr viele Gewerbe und Handwerke aller Art begründen den Wohlstand der Einwohner. Am zahlreichsten ist die Leineweberei, womit sich über 50 Meister beschäftigen. Auch werden hier Hecheln und Hechelzähne verfertigt und jährlich viele Centner derselben ausgeführt. Überdies hält die Stadt, die schon seit dem Anfange des 13. Jahrh. das Marktrecht hat, vier Jahrmärkte und jeden Mittwoch einen bedeutenden Wochenmarkt.

Ettenheim verdankt Ursprung und Namen dem Herzoge Etiho dem Jüngern, Grafen des Nordgaues, dem Stammvater des Hauses Lotharingen, Etiho's des Alten, Herzogs des Elsasses, der Häuser Habsburg, Baden und Lotharingen gemeinschaftlichen Stammvaters jüngstem Sohne, welcher es in dem ihm nach des Vaters Tode zugefallenen Landestheile, und zwar in der Ortenau, um das J. 690 erbaut hat. Es erhob sich bald zu einer ansehnlichen Niederlassung. Schon ein Sohn Herzogs Etiho des Jüngern, Eddo, auch Hetto, Bischof zu Strasburg, gedenkt der großen Pfarrkirche von Ettenheim in seinem Testamente, das er im eilften Regierungsjahre Pipin's, Königs der Franken, im J. 763, errichtet hat, und nennt sie basilica S. Mariae. Sie nahm den Ort ein, wo sich jetzt die ehemaligen Schaffneregebäude des Klosters Ettenheimmünster verbreiten, und noch im Anfange des 18. Jahrh. stand im Hofe dieser Schaffnerei eine Kapelle der seligsten Jungfrau, welche zum Andenken an diese erste Pfarrkirche daselbst erbauet war. Denn die zweite Pfarrkirche, dem heiligen Bartholomäus geweiht, wurde auf dem Berge erbaut, auf der Stelle, wo sich einst Etiho's Schloß erhob, und wo auch heute die neuerbaute schöne Pfarrkirche mit ihrem hohen und niedlichen Thurme und mit ihrer kostbaren Orgel bewundert wird. Die Abtei Ettenheimmünster, welche den hiesigen Zehnten bezog, ernannte und besoldete den Pfarrer, baute und unterhielt den Thurm, den Chor und die Sacristei der Kirche, und besetzte die hiesige Kapellanei, was nun alles an die Landesherrschaft übergegangen ist. Außer dieser Kirche befinden sich hier noch mehre Kapellen und noch viele merkwürdige und des Anschauens werthe Gebäude; die ausgezeichnetsten sind: die obengenannte ehemalige Schaffnerei, das ehemalige Amtshaus, nachmaliger fürstbischöflicher Hofsitz, der kaiserliche Freihof, das reiche Bürgerhospital, das von Ichtrazheim'sche und das von Türckheim'sche Wohnhaus.

In seiner schönsten Blüthe stand Ettenheim im 15. Jahrh. Schon im J. 1418 erkaufte die Stadt ¼ des großen Pfarrdorfes Ringsheim von den Herren dieses Ortes mit lehensherrlicher Bewilligung um 118 Gulden, und im J. 1465 wird sie im Besitze von ¾ desselben Dorfes erblickt, welche indessen nach Erlöschung des Geschlechts der Herren von Ringsheim im Anfange des 16. Jahrh. der Lehensherr, Bischof Albrecht von Strasburg, ein geborener Pfalzgraf bei Rhein, wieder einlöste.

Vom J. 1790 bis ins J. 1803 war Ettenheim das Hoflager des römischen Hauptpriesters und letzten Fürstbischofs zu Strasburg, Ludwig Renat Eduard's, Fürsten von Rohan-Guemene, welcher die oben gerühmte Pfarrkirche erbauen ließ, und, als er hier am 16. Februar des J. 1803 starb, auch in derselben, neben dem schönen Choraltare auf der Evangelienseite, die Ruhestätte seiner Gebeine empfing.

Auch das noch macht Ettenheim im Buche der Zeiten merkwürdig, daß der letzte Sprößling des Hauses Bourbon-Condé, Ludwig Anton Heinrich, Herzog von Enghien, der seit dem J. 1802 hier wohnte, auf Napoleon's Befehl durch den General Ordoner an der Spitze von 400 Bewaffneten in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai des J. 1804 von hier entführt und am 22. desselben Monates zu Vincennes bei Paris erschossen wurde.

3) Die Mark, von dem eben geschilderten Hauptorte benannt, entstand dem Namen nach in der Zeit, als nach der blutigen Schlacht vom J. 712, wo Pipin von Heristall durch seinen Feldherrn und Enkel Arnulf die Alemannen unter ihrem Herzoge Wilchar, Arnulf's Brudersohne, auf das Haupt schlug, die Ortenau von Alemannien abgerissen und mit dem Herzogthume der Franken am Rheine vereinigt wurde. Der Sache nach war sie das Stammgut eines alemannischen Herrengeschlechtes, das auf der Eisenburg über Ettenheimmünster, welche die ältesten Schriftsteller des Klosters Wisenburg nennen, wohnte. Wiesegarde, die letzte dieses Geschlechtes und Herrin der Mark, brachte sie ihrem Gemahle, dem fränkischen Grafen Ruthard, Arnulf's Sohne, zu, welcher sie mit der Gemahlin Bewilligung seinem Vetter Eddo, Bischofe zu Strasburg, theils für dessen bischöfliche Kirche, theils für das Kloster Ettenheimmünster schenkte. In dem letzten Willen dieses Bischofs, den er am 13. Mai im J. 763 errichtete, hört man sie zum ersten Male urkundlich genannt. Sie war in die morgenländische und abendländische Mark eingetheilt; aber von ihren Grenzen und Bestandtheilen verlautet in dieser ältesten Urkunde nichts Genügendes. Nach Briefen aus den nächsten Jahrhunderten und nach ihrem Bestande als Patrimonium der bischöflichen Kirche zu Strasburg und des Gotteshauses Ettenheimmünster ergeben sich folgende Bestandtheile: Ettenheim, die Stadt mit Zugehör, als Hauptort; gegen Nordwest, West und Südwest von derselben: Orschweyer, Gravenhausen, Cappel am Rheine, Rust und Ringsheim; gegen Nord, Nordost, Ost und Südost: Altdorf, Wallburg, Münchweyer, Ettenheimmünster und St. Landelin, Dörlinbach, Schweighausen und ihre Zugehörungen.

Gegen Südost von Ettenheim auf dem Hessenberge und Breitebenet findet man, nach Kolb, noch zwei, eine Stunde von einander entfernt stehende, alterthümliche Grenzsteine, deren der obere das Confinium Alemannorum, der untere das Commarchium Alemannorum, von welchen beiden eine Urkunde vom J. 926 spricht, bedenkmalen. Sie beziehen sich auf die oben angezeigte, nach der Schlacht vom J. 712 vorgenommene, Grenzveränderung, bezeichnen die Grenze zwischen der dem Herzogthume Franken einverleibten Ortenau und zwischen Alemannien und zugleich die Grenze der Mark Ettenheim, sammt der des ehemaligen Gebietes der Abtei Ettenheimmünster von dieser Seite.

Diese Mark oder Grenzherrschaft blieb bei dem Hochstifte Strasburg und bei der Abtei Ettenheimmünster bis zu den großen Staatsumwälzungen unserer Zeit, wo sie in Folge des lüneviller Friedens durch den Entschädigungsvergleich der teutschen Reichsabgeordneten vom J. 1802 bis 1803, damals mit einer Bevölkerung von 5544 Einwohnern auf 0,82 Geviertmeilen, dem hochfürst-

lichen Hause Baden zugetheilt wurde. Ihretwegen führt der Großherzog im großen Staatswappen in des Hauptschildes achtem Felde einen silbernen rechten Schrägbalken auf Roth, d. i. das alte Wappzeichen des Fürstbisthums Strasburg. *(Thomas Alfried Leger.)*

ETTENHEIMMÜNSTER, ehemalige berühmte Benedictinerabtei, jetzt freiherrliches von Türckheim'sches Schloß und Hof in der Gemeinde und Pfarrei Münsterthal zu St. Landelin im großherzoglich badischen Bezirksamte Ettenheim, ¾ teutsche Meile gegen Südost von Ettenheim, im Hintergrunde des dichterisch schönen und fruchtbaren Münsterthales. Der Anfang des Klosters wurde durch die Verehrung des heiligen Landelin, eines edeln Schotten, veranlaßt, welcher um das J. 640 christlichen Bekehrungswerkes wegen nach Teutschland kam und sich zur Vorbereitung als Einsiedler in diesem Thale niederließ, hier aber auf Befehl Gisock's, des Grundherrn der Gegend, an der Stelle, wo jetzt St. Landelin's Brunnen in der Vorhalle seiner Kirche quillt, ermordet (s. St. Landelin, Pfarr- und Badeort), von seinen Freunden aber ¼ Meile weiter gegen Nordost an der Stelle begraben wurde, wo heute noch sein Grab hinter dem Hochaltare der Pfarrkirche zu Münchweyer gezeigt wird. Bald siedelten sich Mönche und Wunder um das Grab, fromme Pilger wallfahrteten dahin, viele baueten sich an, und so entstand nach und nach das Dorf Münchweyer. Herzog Eticho der Jüngere (man s. oben im Art. Ettenheim, Stadt) ließ über dem Grabe eine Kirche, und nicht weit davon auf einer Anhöhe eine Wohnung für die Mönche erbauen, welche den Gottesdienst an dem Wallfahrtsorte zu besorgen hatten und das Kloster Mönchscelle nahm seinen Anfang. Da aber der Lebensunterhalt der Mönche auf ihrer Hände Arbeit und auf die Gaben der Pilger beschränkt war, so mußten die damaligen häufigen Kriegszüge der Franken gegen die unruhigen Herzoge der Alemannen dem armen Klösterlein alle Mittel rauben und seine baldige Auflösung herbeiführen. Indessen wurde ein Mönch dieses Klosters, Widegern, auch Wiggerin genannt, ein edler und reicher Breisgauer, im J. 720 auf den bischöflichen Stuhl zu Strasburg erhoben. Der sammelte die zerstreuten Mönche von Mönchscelle, ließ ihnen ein neues Haus aus seinem eigenen Vermögen erbauen und fügte zur Aussteuer noch vom strasburger Kirchengute hinzu. Allein Widegern's Nachfolger vernachlässigten die junge Stiftung, und die unter dem Frankenfürsten Karl dem Hammer wiederholten Kriegszüge gegen die Alemannen richteten Mönchscelle abermals zu Grunde. In diesen Zeiten war Eddo, auch Hetto genannt, ein Sohn Herzog Eticho's des Jüngeren, Abt zu Münster im Gregorienthale und ein großer Freund des reichenauer Abtes Pirmin. Als daher Pirmin von den alemannischen Fürsten Landfried und Theutebald gequält fliehen mußte, ernannte er im J. 727 Eddo zu seinem Nachfolger. Allein auch Eddo wurde von ihnen verfolgt, ja sogar gefangen nach Uri in der Schweiz gebracht. Er beschloß daher, sich auf seine Güter, die er im Breisgaue und in der Ortenau hatte, zurückzuziehen. Er wählte seine väterliche Burg Ettenheim zur Wohnung, versammelte daselbst die zerstreuten Schafe von Mönchscelle und verpflegte sie von dem Seinigen.

Im J. 732 war die Ruhe in Alemannien hergestellt und Eddo in seine Abtei Reichenau wieder eingesetzt; und als im J. 734 Aylidolf, Bischof zu Strasburg, starb, wurde Eddo von dem Frankenfürsten Karl zum Bischofe von Strasburg ernannt. Gleich im ersten Jahre seines bischöflichen Wirkens erschien er an der Spitze vieler reichenauer Mönche im Thale der Gisenburg, um die Wiederherstellung von Mönchscelle anzuordnen und das Kloster aus den Cellen Reichenau's zu bevölkern. Er verlegte es tiefer in das Thal hinein, unfern der Wunderquelle des heiligen Landelin, zunächst unter der Gisenburg, ließ es in diesem einsameren und schöneren Wiesengrunde, wo sich seine Überbleibsel heute noch an fruchtbare Hügel lehnen, weit größer und herrlicher erbauen, und begabte es reichlich aus dem Seinigen. Er selbst verwaltete das Amt des Abtes, bis es ihm überhäufte Geschäfte und das nahende Alter verboten. Während dieser Zeit, es war im J. 748, schenkte der fränkische Graf Ruthard, welchem seine Gemahlin Wisegarde die Mark Ettenheim zugebracht hatte (man vergleiche oben Ettenheim, die Mark), den abendländischen Theil dieser Mark seinem Vetter Eddo und der bischöflichen Kirche zu Strasburg. Eddo verwendete alsbald viele Einkünfte aus dieser Mark zur Ausstattung seiner neuen Stiftung, und als er im J. 763 am 13. Mai die letzte Hand durch Errichtung seines Testamentes an das Werk legte, fügte Ruthard mit Bewilligung seiner Gemahlin auch den morgenländischen Theil dieser Mark dem Vermächtnisse Eddo's bei und unterzeichnete die feierliche Urkunde. Hierin hat Eddo für 30 Mönche, die dienenden nicht mit gerechnet, großmüthig und reichlich gesorgt, und den hochehrwürdigen, virum reverendissimum, Hildulf, zu seinem Nachfolger in der äbtlichen Würde ernannt. Nicht nur seine eigenen Güter im nahen und ferneren Elsasse und im helvetischen Aargaue, und was ihm vom Herzoge Ernst in der Ortenau und im Breisgaue zufiel, mußten den Reichthum von Mönchscelle mehren helfen, sondern auch seine bischöfliche Kirche mußte für seine Stiftung steuern. Den Grund und Boden hatten Ruthard und Wisegarde gegeben; auch der Zehnte in der ganzen Mark Ettenheim, wol eins der ersten Beispiele dieser Abgabe, wurde dem Kloster durch dieses Vermächtniß zu Theil; und in dem altberühmten lotharingischen Marsel hat es ihm eine halbe Salzpfanne gestiftet. Das dankbare Mönchscelle nannte sich von nun an seinem erhabenen Stifter zu Ehren Ettonis monasterium, Etton's Münster, was die spätere Zeit in Ettenheimmünster veränderte, und übertrug ihm und seinen Nachfolgern im Bisthume Strasburg das Schutz- und Schirmrecht, die sogenannte Kastenvoigtei. Diese wurde aber bald nach Eddo's im J. 773 erfolgtem Tode an das Herrenhaus Geroldseck verliehen, bei dem sie bis zu dessen Erlöschen, 1634, blieb.

Von Eddo, dem geborenen Grafen von Windisch und Altenburg, Bischofe zu Strasburg, den Ettenheimmünster als seinen Stifter und ersten Abt verehrte, bis zu Arbogast Häusler, dem letzten Abte, der in Offenburg

geboren war, haben 52 Äbte, deren vier Bischöfe zu Strasburg waren, das Kloster in wechselndem Glücke und Unglücke beherrscht. Schon im Anfange des 9. Jahrh. verminderte sich die ursprünglich reiche Stiftung, indem viele von den aargauischen Gütern, welche wild und rauh durch den Fleiß der Mönche urbar gemacht waren, von der Habsucht der Stammgenossen Eddo's dem Kloster wieder entzogen wurden; und im letzten Viertel des 11. Jahrh. verarmte das Kloster fast in den Drangsalen, die es von Kaiser Heinrich dem IV. zu leiden hatte. Auch die Herren von Geroldseck, die es schützen sollten, standen ihm immer wie Feinde gegenüber und wucherten unersättlich mit seiner Habe. Und obwol nach ihnen die Kastenvoigtei wegen begangener Felonie dem Hochstifte Strasburg wieder heimfiel, so wurde das Kloster jetzt in immerwährende Verdrießlichkeiten mit der fürstbischöflichen Regierung wegen der Landeshoheit, die diese ansprach, verwickelt, bis endlich Hochstift und Kloster in Folge des lüneviller Friedens aufgehoben wurden.

Das Kloster hatte zwar das Meiste von seinen Stiftungsgütern verloren; doch bezog es noch schöne Einkünfte, sowol in seinen eigenen Stäben, als auch in fremden Orten, und zwar in der ehemals ihm ganz angehörigen Stadt Endingen und dem Marktflecken Riegel, in den bedeutenden bischöflich-strasburgischen Orten Ettenheim, Gravenhausen und Ringsheim, in dem mehrherrischen großen Pfarrdorfe Altdorf, in den Geroldseck'schen Marktflecken Kippenheim und Pfarrdorf Schmieheim, und in dem nassau-usingischen Dorfe Wallburg. Seine eigenen Stäbe waren damals noch: St. Landelin oder Münsterthal mit Kecherhof, Eisenburgerhof, Sennhof, Geigerhöfle und dem Weiler Bürgenberg; die Gemeinde Dörlinbach mit den Zinken Durenbach, Prinzbach, Hüb und Höfen; Pfarrdorf und Gemeinde Schweighausen mit den Zinken Harmersbach, Hintergeisberg, Vordergeisberg, Halle, Loch, Steig und Streitberg, endlich das Pfarrdorf Münchweyer als von Strasburg rührendes Lehen. Allein des Klosters Gastfreundschaft, welche wegen der nachbarlichen Wallfahrt zum heiligen Landelin und wegen des Bades daselbst sehr in Anspruch genommen wurde, verursachte fast unerschwingliche Ausgaben.

Ettenheimmünster besaß auch eine an vortrefflichen Werken reiche Bibliothek, und zog in seinen Hallen auch manchen Schriftsteller. Der älteste bekannte ist der Mönch Berthold, welcher im 11. Jahrh. Leben der Heiligen schrieb; dann der Prior Martin Stephan, welcher nebst der Lebensgeschichte des heiligen Landelin mehre gelehrte Werke zusammentrug. Bernhard Muggius, welcher zu Anfange des 17. Jahrh. lebte, schrieb mehre geschichtliche Bücher, wovon seine elsaß'schen und breysgauischen Anmerkungen in lateinischer Sprache, noch als vorhandene Handschriften bekannt sind; Abt Maurus Geiger ließ noch als Prior das Leben des heiligen Landelin drucken. Im 18. Jahrh. gaben die Theologen des Klosters unter der Leitung Pater Germanus Cartier die Ettenheimmünster'sche Bibel heraus; Pater Gallus Cartier schrieb: Tractat. de auctoritate et infallibilitate summorum pontificum (August. Vind. 1727); Tractat. theol. de S. Scriptura, 1736; Series sublimium disciplinarum et sacrarum scientiarum viris ecclesiae ministerio deputatis utilium et necessar. (Aug. 1756. 4.) Theologia universalis etc. etc. (Aug. 1757. 4.) 4 Tomi. Gervasius Pulver, Predigtsätze ꝛc. ꝛc., Pater Anselm Sartori eine Kirchengeschichte.

Im großen Keller des Klosters, in welchem noch der Unterbau des einst so hohen, ganz von behauenen Werkstücken erbauten Thurmes sehenswerth ist, befand sich auch ein großes Faß, welches 3000 Ohm faßte, und oben mit einem Boden und umgebendem Brustgeländer versehen war. Der letzte Abt ließ es aus unbekannter Ursache zerstören. Nachdem das Kloster aufgelöst war, verkaufte der Staat die Gebäude an einen Fabrikanten, Namens Helbing. Dieser ließ Thurm und Kirche, welche bis hierher die Pfarrkirche des Münsterthales war, sowie einen Theil des Klosters abbrechen, und errichtete hier eine Cichorien- und eine Tabakfabrik. Die jetzt noch bestehenden schönen Gebäude, welche nun dem ehemaligen großherzoglichen Staatsminister Freiherrn Johann von Türckheim gehören, wurden im Anfange des 18. Jahrh. von dem Abte Joh. Bapt. Eck neu erbaut.

(*Thomas Alfried Leger.*)

ETTERBEEK, Flecken in der belgischen Provinz Brabant, Bezirk Brüssel, hat 300 Einwohner, welche Brauereien, Lohgärbereien und Potaschesiedereien unterhalten und Handschuhe und Fortepianos fabrikmäßig verfertigen. (*Fischer.*)

ETTERLIN (Petermann), ist als Verfasser einer für die Geschichte des Krieges der Eidgenossen gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund und des spätern vom J. 1499 gegen Maximilian I. und den schwäbischen Bund wichtigen Chronik zu bemerken. Er lebte in der letztern Hälfte des 15. und im Anfange des 16. Jahrh. zu Luzern, und war wahrscheinlich der Sohn Egloff's Etterlin, der von Brugg im Aargau gebürtig war, nach Luzern zog und 1427 dort Stadtschreiber wurde. Dieser sammelte mit vielem Fleiße Urkunden, welche Luzern betrafen, und verfaßte eine Sammlung der wichtigsten Rechte und Ereignisse, welche Luzern berührten, die im Archive niedergelegt und wegen der silbernen Verzierungen des Einbandes das silberne Buch genannt wurde. Egloff legte 1442 seine Stelle nieder und soll ums J. 1463 gestorben sein. Da angenommen werden darf, daß Petermann sein Sohn war, so wird seine Neigung für geschichtliche Studien begreiflich. Von des Letztern Lebensumständen ist wenig Anderes bekannt, als was auf seine Theilnahme am burgundischen und Schwabenkriege Bezug hat, wo er oft als Augenzeuge spricht, sowie, daß er Gerichtsschreiber zu Luzern war. So erscheint er 1475, nachdem Iverdün sich an die Eidgenossen ergeben hatte, als Hauptmann der in diese Stadt gelegten Besatzung, wurde dann aber, wie er selbst erzählt, nach einiger Zeit durch einen andern Luzerner abgelöst. Daß er daher derjenige Luzerner gewesen, welcher nach Hafner's solothurner Chronik, als Iverdün durch die Einwohner den 12. Jan. 1476 an die Burgunder verrathen wurde, mit so ausgezeichneter Tapferkeit gegen die letztern kämpfte (s.

Müller, Schw. Gesch. 5. Bd. S. 6), ist nicht wahrscheinlich. Die Chronik von Etterlin geht bis in die frühere Sagengeschichte der Völkerwanderung zurück, und hat für die Zeiten vor der Entstehung des eidgenössischen Bundes in historisch-kritischer Beziehung wenig Werth. Für die Geschichte der Eidgenossen seit Rudolf von Habsburg verdient sie Berücksichtigung, obgleich er meistens nur seine Vorgänger abschreibt. Wichtiger aber ist sie für die vier letzten Decennien des 15. Jahrh. und die drei ersten Jahre des 16., wo Etterlin theils als mithandelnder Zeuge, theils wenigstens als Zeitgenosse erzählt. Die Chronik geht bis zum J. 1503. Sie wurde zuerst abgedruckt: Basel 1507. 124 Blätter Fol.: „Kronica von der löblichen Eydtgnoßschaft, ir Harkommen und sust seltzam Stritten und Geschichten, colligirt und in Geschrift verfaßt von Petermann Etterlin, Gerichtschreiber zuo Luzern und Houptman in den Kriegen wider Hertzog Karly von Burgund." Eine neue Ausgabe wurde 1752 von Joh. Jac. Spreng ebenfalls zu Basel besorgt, 268 Seiten Fol., mit Erklärung der veralteten Wörter. Eine unveränderte dritte Ausgabe ist vom J. 1764. Haller führt in der Bibliothek der Schweizergeschichte (4. Bd. S. 171) eine Nachricht an, daß Etterlin nicht der Verfasser dieser Chronik sei, sondern nur das ihm von St. Gallen zugesandte Manuscript überarbeitet habe. In sofern dies begründet ist, so bezieht es sich wahrscheinlich auf die frühern Abschnitte, während die Geschichte des burgundischen und des Schwabenkrieges ihm selbst anzugehören scheint. (*Escher.*)

Ettersberg, s. Weimar.

ETTERZHAUSEN, eine Hofmark an der nürnberger Straße, eine Meile von Regensburg an dem nördlichen, stark mit Holz bewachsenen Gebirge, an dem rechten Ufer der Naab, eines aus der Oberpfalz kommenden schiffbaren Flusses, der eine halbe Stunde von hier bei dem Dorfe Ort sich in die Donau ergießt, gelegen, erregt ein vorzügliches Interesse durch ihre merkwürdige Höhle. Diese macht ein großes, im Mittelpunkte eines ungeheuern Felsens von der Natur hervorgebrachtes, Gewölbe, das fast 40 Fuß in seiner Höhe und in einer beinahe cirkelförmigen Rundung 50 Fuß im Durchschnitt enthält. Auf dem Gewölbe ruht eine ungeheure Felsenlast, deren Oberfläche noch überdies mit vielem Erdreiche beladen und mit einer Menge hochstämmiger Bäume von Laub- und Nadelholz bewachsen, die erstaunenswürdige Festigkeit desselben seit so manchem Jahrhundert sattsam beweist. Auf der Spitze dieses die Höhle überdeckenden Felsens, von wo man eine entzückende Aussicht in ein zwar beschränktes, aber doch fruchtbares Thal hat, welches die Naab sanft durchströmt, entdeckt man noch die Spuren von der Mauer eines runden Thurmes. Die Berghöhle wird noch heutzutage von den Einwohnern der Hofmark Etterzhausen und von andern benachbarten Dörfern das alte Haus genannt. Die Herren vom alten Haus sollen ehemals hier eine Burg gehabt haben, aber zu der Zeit, als das Faustrecht aufhörte, vertrieben worden sein, bei welchem Anlasse denn auch ihre Burg zerstört wurde. Einige glauben, daß diese Höhle ehemals als ein Burgverließ gebraucht worden sei; Andere halten sie für einen Ort, wo in dem mittleren Zeitalter Vehmgerichte wären gehalten worden; die gemeine Meinung geht jedoch dahin, daß sie ein bequemer und sicherer Aufenthalt für Räuber gewesen sein könne.

Mag es nun aber mit der Bestimmung und dem Zwecke dieser Höhle eine Bewandtniß haben, welche es wolle, so verdient sie als eine seltene Naturerscheinung unstreitig bekannter zu werden.

Ein sehr angenehmer Fußsteig, auf dem man von der Hofmark Etterzhausen zur Höhle kommt, führt durchaus durch Gehölz; nur an einzelnen Stellen sieht man durch belaubte Äste hochstämmiger Bäume in den Rinnsal des friedlichen Flusses und auf die an dem Ufer angrenzenden Felder, Wiesen, Mühlen und einzelne Wohnungen benachbarter Höfe. Ehemals ward indessen dieser romantische Weg selten betreten, weil Vorurtheile und Gespensterhistörchen die abergläubischen Nachbarn abschreckten; der Fremde fand ihn noch weniger, wenn ihn nicht der Zufall dahin führte. In neuern Zeiten ward er jedoch beiweitem bekannter, und besonders von den benachbarten Regensburgern und Stadtamhofern besucht, weil die Ortsherrschaft diesen von Natur schon reizenden Weg auf ihre Kosten ungemein verschönert hat. Hin und wieder laden gemächliche Ruhebänke zum Verweilen ein; besonders lockt den Wanderer der freundliche Sitz um eine schlanke Buche herum, von wo aus er zugleich eine liebliche Aussicht in das Thal genießt; gegen einen Regenschauer schützt ihn eine, erst im J. 1805 aus Holz und Baumrinden erbaute, einladende Hütte. Immer höher und höher erhebt sich der Fußsteig; 14 steinerne Stufen erleichtern an der steilsten Stelle den Weg, allmälig senkt er sich wieder — nur eine kleine Beugung noch und man steht vor dem Eingange der Höhle, in die jedoch nur, wenn man sich zuvor abgekühlt hat, hinabzusteigen räthlich ist, weil eine starke Zugluft aus der gegenüber sich befindenden Öffnung die Höhle durchstreicht, steigt auf einer schönen steinernen Treppe hinab, welche sich in der Höhle selbst zur größern Bequemlichkeit links und rechts theilt, und tritt nun in das majestätische Gewölbe, das an der nördlichen Seite eine — wahrscheinlich von der Natur selbst gemachte Öffnung hat, welche hinlängliches Licht in die Höhle bringt, um sie in allen ihren Theilen durchaus betrachten zu können. Die Beleuchtung der Höhle wird aber dann erst malerisch schön, wenn die Abendsonne durch die Öffnung hereintritt; ein vortrefflicher Anblick, der durch das schauerlich Einsame des Ortes nicht wenig erhöht wird. Außerhalb jener Öffnung ist von dem Felsen herauf eine Mauer gezogen, um ohne Gefahr in das Freie treten und sich an dem wahrhaft romantischen Blicke in das tiefe Naabthal weiden zu können, das die nah gelegenen Dörfer Deckelstein und Benk lebhaft machen. Links von der Öffnung führt ein sehr schmaler, jedoch nur kurzer Steig in einen engen Schutzfelsen, der von den Einwohnern der Gegend die alte Küche genannt wird, übrigens aber unbedeutend ist. Diese nördliche Öffnung der Höhle ist wenigstens 200 Fuß über dem Bette des Flusses erhaben; es ist eine Felsenwand, nur

da und dort sparsam mit Bäumen bewachsen; von hier aus bis auf die höchste Spitze des über die Höhle hervorragenden Felsens dürfte es leicht noch höher sein. Noch ist zu bemerken, daß selbst für diejenigen, welche diesen, leicht 30 Minuten langen, Fußpfad nicht gehen wollen, an dem Fuße des Berges ein bequemer Fahrweg bis in die Gegend der Höhle herläuft, von wo aus man nur wenig zu steigen hat, sodaß also auch ungeübte Fußgänger mit geringem Aufwand von Kräften sich den Genuß dieser Naturseltenheit verschaffen können. Von der Höhe dieser Berghöhle führt gegen Westen ein angenehmer Waldweg in einer kleinen halben Stunde auf einen Hügel, der mit seinem Bezirke der Teufelsplan genannt wird. Der Aussage alter Einwohner der umliegenden Dorfschaften gemäß hat hier eine Burg, das Löweneck genannt, gestanden, wo die Herren von Löweneck ihren Wohnsitz gehabt haben sollen *). Alles ist zwar zerstört; doch beweisen die noch daselbst befindlichen wenigen steinernen Stufen, ein Thürgestell und die gemauerte Ründung eines unterirdischen Gewölbes, sowie die großen Steinhaufen, hinlänglich, daß ehemals diese Gegend bewohnt gewesen sein müsse. Der Platz selbst, von welchem man eine schöne Aussicht auf das eine Stunde davon entlegene Kloster Pillenhofen mit seinen Thürmen hat, ist zwar öde, gleich dabei entdeckt man aber einen seit wenigen Jahren erst gepflanzten vortrefflichen Anflug von Lärchen- und andern Bäumen; der Pfad führt von hier auf der südlichen Seite nach Etterzhausen zurück. (*Ried.*)

ETTINGER (Aloys [a Sancta Catharina]), Priester des Ordens der frommen Schulen und Architekt des Cardinals und Erzbischofs Migazzi, war zu Pesth im J. 1745 geboren. Nach absolvirten Humanioren trat er im J. 1764 zu Prividia in den Orden der frommen Schulen. Nach absolvirtem philosophischen und theologischen Cursus unterrichtete er Anfangs in mehren Grammatikalclassen der Piaristengymnasien, bis er zum Professor der Architektur in der Theresianischen Ritterakademie zu Waizen ernannt wurde. Diese trug er mit so vielem Nutzen und Beifall theoretisch und praktisch vor, daß ihn der waizner Bischof und wiener Erzbischof Migazzi zu seinem Hofarchitekten ernannte. Als solcher führte er viele prächtige und geschmackvolle Kirchen und andre große Gebäude auf und bildete viele geschickte Baumeister. Er starb im J. 1804 an einem Fieber im Piaristencollegium zu Pesth und hinterließ viele architektonische und andere Zeichnungen und Gemälde. (*Rumy*).

ETTLINGEN, 1) Bezirksamt im Großherzogthume Baden, von der im nachfolgenden Artikel geschilderten Stadt, wo die Verwaltungsbehörden ihren Sitz haben, benannt. Es gehört in den Mittelrheinkreis und berührt gegen Norden das Landamt Karlsruhe, gegen Osten die Oberämter Durlach und Pforzheim, gegen Süden die Grenze von Würtemberg, sowie das Bezirksamt Gernsbach und Oberamt Rastatt, und im Westen die Rheingrenze. Auf seinem Flächenraume von 3¾ □Meilen wohnen 15,754 Menschen, von denen 15,128 Katholiken, 426 Evangelische, 8 Menoniten und 192 Israeliten sind. Die Bevölkerung bildet 19 Gemeinden, welche in folgenden Orten bestehen: Ettlingen, die Stadt und Pfarrei, mit den Höfen Watthalden und Hellberg; die Pfarrdörfer: Burbach mit dem Hofe Metzlinschwamm und der Weimarsmühle; Busenbach, Ettlingenweiler, Malsch mit der Zinke Neumalsch, Mörsch, Oberweyer, Schöllbrunnen mit dem Hofe Rimmelsbach, Spessart, Völkersbach; die Dörfer: Bruchhausen, Etzenroth, Forchheim, Neuburgweyer, Pfaffenroth mit dem Gertrudenhof, Reichenbach, Schillberg mit dem ehemaligen Kloster Frauenalb, mit den Höfen Steinhäusle und Schlotterhof und den zerstreuten Häusern und Kirche Marcell, Schluttenbach, Sulzbach.

2) Stadt und Amtssitz der Verwaltungsbehörden des gleichnamigen Bezirksamtes im Mittelrheinkreise des Großherzogthums Baden, eine teutsche Meile von Karlsruhe gegen Süden, ebenso weit von Durlach gegen Südwest, drei Meilen von Pforzheim gegen Nordwest und 2⅓ Meilen von Rastatt, dem Sitze des Hofgerichtes und der Kreisregierung, gegen Nordost entfernt, und von schönen und stark bereisten Post- und Landstraßen nach allen diesen Städten durchzogen. Die Stadt liegt am Eingange des romantischen Albthales am Fuße des Rollberges, eines Vorsprunges vom Schwarzwalde, unfern des 1029 Fuß hohen Wattkopfes, 496 Fuß hoch über dem Meere, vor dem Posthause gemessen, und wird von der Alb durchströmt, welche in Teutschlands alter Zeit dieser Gegend umher, dem rheinfränkschen Albgaue den Namen gegeben hat; man s. in unserer Encyklop. 2. Th. S. 331. 332. Sie ist in einem länglichen Vierecke gebaut, von krummen, meistens engen Straßen und einer Hauptstraße durchschnitten, mit tiefen Gräben und hohen Mauern umfangen, an welchen noch

*) Daß diese Sage allerdings Grund habe, bestätigt nachstehende, aus dem Archive des St. Katharinenspitals zu Regensburg entnommene, Urkunde vom J. 1277. In nomine ste et individue trinitatis. Ego Hugo dictus de *Leonekke*. A generacione in generacionem universa transitoria transeunt, quocirca scripto cuplo perennare, qualiter divina compunctus inspiracione et de communi consensu uxoris mee Perhte, necnon filiorum meorum Chunradi et Ekkardi, VI agros in *Oethausen*, quos aput ipsos Oethausenses omni titulo proprietatis emeram, horum agrorum V. siti sunt tangentes viam dicte ville, et VItus ex opposito quinti et ultimi agri, et II. areas in *Penche* sitas ad sinistram in exitu ipsius ville, necnon silvam sitam penes viam dictam Hindernbuh, cuius silve latitudo extenditur de via precedente de nemore dicto Mantel usque ad viam ascendentem de Laimgrube, et feudum in *Schretenstain*, ac pratum situm in villa dicta *Gogel*. Hec predicta bona III. solidos annuatim solvencia, in remedium anime mee, necnon omnium meorum parentum degentibus in hospitali beate Katarine Ratispone in pede pontis tradidi viva voce tali condicione subscripta, ut hospitalarii dictum censum singulis annis recipientes, me et uxore mea superstitibus secundum nostrum consilium, ad quemcunque locum nobis placuerit, omni contradictione postposita impendant, et post obitum meum et predicte uxoris mee Perhte pretaxate bona dictis pauperibus in perpetuum remanebunt. Ut autem hec donacio rata et inviolabilis permaneat, presentem cedulam Sigilli mei munimine roboravi anno dni 1277. *Sigillum cum leone in scuto integrum adpendet, cum hac circumscriptione:* ✝ *S. Hugonis de Leonekke.*

drei Thore und mehre Wartthürme erhalten sind. Einschließlich des in der Nähe liegenden freiherrlichen von Berstett'schen Lustschlosses und Hofes Watthalden, das mit schönen Gartenanlagen umgeben ist, sowie des Hofes Hellberg, zählt Ettlingen in 500 Häusern 4200 Einwohner, von denen 3822 Katholiken, 346 Evangelische und 32 Israeliten sind.

Die Einwohner nähren sich hauptsächlich von dem Baue ihrer fruchtbaren und großen Gemarkung, welche 152 Morgen Gärten, 1873 Morgen Äcker, 1278 Morgen Wiesen und 135 Morgen Weinberge umfaßt. Besonders einträglich ist wegen des nachbarlichen Hoflagers Karlsruhe ihr Feld- und Gartenbau, und ihr Viehstand bedeutend. Auch besitzt die Stadt viele Waldung, und in ihrer Gemarkung werden beträchtliche Steinbrüche betrieben. Dabei findet man hier alle ländliche und städtische Gewerbe reichlich besetzt, und viele ansehnliche Fabriken und Manufacturen, als: eine Pulvermühle, welche jährlich 400 Centner Schießstaub liefert; eine Baumwollenspinnerei, durch kostbare Maschinen vom Wasser der Alb getrieben; eine Spinnerei und Weberei, welche 1500 Arbeiter beschäftigt; zwei Papiermanufacturen, welche vorzügliches Maschinenpapier fertigen und 65 Arbeiter in Anspruch nehmen; eine Chlorbleiche mit 18 Arbeitern, eine Zuckerfabrik mit 45 Arbeitern, eine Stärkefabrik mit 6 Arbeitern und eine Tabaksfabrik; auch 6 Getreidemühlen, 3 Ölmühlen, 2 Sägemühlen, eine Gypsmühle und eine Steinschleiferei. Monatliche Viehmärkte, zwei Wochenmärkte und vier Jahrmärkte sind dieser bedeutenden Gewerbthätigkeit keineswegs ungünstig.

Die merkwürdigen Gebäude der Stadt sind: Das alte fürstliche Schloß mit schönen Gärten und vorzüglichen Obstpflanzungen umgeben; es steht auf den Grundfesten eines römischen Castells, wurde im J. 1548 neu erbaut, im J. 1689 von den Franzosen niedergebrannt, und, wie es jetzt steht, von des großen teutschen Reichsfeldmarschalls, Markgrafen Ludwig's zu Baden, hinterlassener Witwe und vormundschaftlichen Landesbeherrscherin Franziska Sibylle Auguste, einer gebornen Herzogin von Sachsen-Lauenburg, im Anfange des 18. Jahrh. neu aufgeführt; die Sadtpfarrkirche, ein altes Werk in gothischer Bauart, von dem doch nur Thurm und Chor aus dem Brande des J. 1689 gerettet sind, das Übrige ließ die eben gedachte Frau Markgräfin in neuer Art wieder aufbauen; das ehemalige Jesuitencollegium, in welchem sich jetzt das katholische Dekanat, die lateinische Schule und das katholische Schullehrerseminarium befinden; das Rathhaus, ein großes Gebäude an der Brücke über die Alb, nach Zerstörung des alten im J. 1737 aufgeführt; das Hospitalgebäude, welches seit Auflösung des Hospitales im J. 1782 zum Amtshause bestimmt ist.

An römischen Alterthümern hat Ettlingen solche Stücke aufzuweisen, die zu den Beweisen der römischen Niederlassungen auf dem rechten Rheinufer keine unwichtigen Beiträge liefern. Des römischen Castells an der Stelle des jetzigen fürstlichen Schlosses in der Stadt selbst wurde oben schon gedacht. Nur 125 Schritte vor der Stadt, unfern den Trümmern des Schlosses Fürstenzell, die auf dem steilen Vorsprunge eines mit Buchen bewachsenen Berges das Albthal und die Ebene beherrschen, wurde im J. 1480 das Bild des Neptun, nebst noch einigen andern Bildwerken, ausgegraben. Neptun ist in erhabener Arbeit, in nicht verächtlicher Kunst, mit einem Delphine in der linken, dem Dreizacke in der rechten Hand, zu seinen Füßen ein Seedrache abgebildet, und zur linken Seite des Bildes folgende Inschrift ausgehauen [1]):

IN.H.D.D.
D.NEPTVNO
CONTVBERNIO
NAVTARVM
CORNELIVS
ALIQVANDVS
D.S.D.

Nicht minder merkwürdig sind die Schicksale dieses Steines. Die Bürger von Ettlingen ließen ihn bald nach dem Funde auf Empfehlung ihres Mitbürgers Kaspar's Hedio an der Brücke unter dem Thurme, welcher die Vorstadt von der Stadt scheidet, einmauern. Hier sah ihn Kaiser Maximilian I., als er im J. 1511 durch Ettlingen kam. Er ließ ihn sogleich abzeichnen, befahl aber bald hernach, ihm den Stein selbst zu übersenden. Allein des Markgrafen Pfleger zu Ettlingen und die Bürgerschaft widersetzten sich, und des Reiches Oberhaupt war genöthigt, den Markgrafen Christoph um diesen merkwürdigen Stein zu bitten. Er schrieb und erhielt ihn. Der Stein wurde nun auf des Kaisers Kosten nach Weißenburg gebracht, und in dessen Namen dem Teutschordensmeister, Walter von Kronberg, einem Freunde des Kaisers und der Geschichten, zum Geschenke übergeben, der ihn sofort in seinem Schlosse Horneck aufstellen ließ. Walter's Nachfolger, der Teutschmeister Wolfgang Schutzbar, genannt Milchling, gab ihn im J. 1550 den Ettlingern zurück. Diese erhoben ihn wieder an seine frühere Stelle und neben ihm eine von Kaspar Hedio verfaßte und nach dessen Tod im J. 1554 vollendete Steinschrift, welche die Schicksale des Denkmales erzählt. Als aber nach dem Tode des Markgrafen Philibert, 1569, dessen Hinterlassene unter die Vormundschaft Herzog Albrecht's V. zu Baiern kamen, ließ der vormundschaftliche Statthalter des Herzogs, Georg von Schwarzenberg, den alten Stein wieder herausnehmen und schickte ihn seinem Fürsten, dem rühmlich bekannten großen Freunde der freien Künste. Die Ettlinger baten jetzt wiederholt um die Rückgabe ihres Abgottes, so nannten sie ihren alten Stein, aber vergeblich, bis Philibert's Sohn, Markgraf Philipp II., zur Selbstherrschaft kam. Auf seine Bitte wurde Neptun der Haft zu München entlassen und nach Ettlingen gebracht, wo ihn Rath und Bürgerschaft mit großer Freude em-

1) Die Abbildung des Steines und eine gründliche Erklärung der Inschrift findet man vorzüglich bei Schöpflin in Alsatiae illustratae Tom. I. p. 489 et 494. Die Inscription haben, außer Kaspar Hedio und Petrus Apianus, Gruter, Montfaucon, Boissard, Muratorius, in ihren bekannten großen Werken, und noch mehre Andere ältere und neuere, zum Theil aber unrichtig gegeben, auch Manche Aliquantus und Alienanus statt des richtigen Aliquandus gesetzt.

pfingen und wieder an seine alte Stelle setzen ließen, die er seither nie wieder verlassen hat. — Im J. 1748 wurde ein gleicher dem Neptun und von demselben Cornelius Aliquandus geweihter Stein, ganz mit derselben Inschrift und mit demselben Bilde, nur daß das Seeungeheuer zu den Füßen etwas verschieden gestaltet ist, drei Meilen weiter gegen Süden von Ettlingen, in der Aurelischen Bäderstadt am Fuße des Schloßberges in einem alten Keller gefunden [2]).

Der Ort, wo der ettlinger Abgott zum Vorschein kam, ist noch weiter merkwürdig; denn in seiner Nähe, unten am Wasser der Alb, fängt der Römerweg an, der bergaufwärts zieht und seine Richtung gegen Südost nach Busenbach nimmt [3]), und ¼ Meile gegen Norden, zwischen Ettlingen und Wolfartsweyer, wurden im J. 1802 Trümmer einer bedeutenden Villa mit Badegemach u. s. w. ausgegraben, dabei Öfen von Backsteinen und Ziegeln, viele zertrümmerte Gefäße, mitunter Stücke von schöner rother Erde mit erhobener Bildnerei, sogenannte terra sigillata, auch eine erzene Lampe und acht römische Münzen gefunden, welche jetzt in der großherzoglichen Alterthümerhalle zu Karlsruhe aufbewahrt werden. Die Münzen sind: Ein Agrippa von Kupfer; Germanicus von Kupfer; Trajanus von Silber; Hadrianus von Kupfer; Antoninus von Silber; Faustina, die Ältere von Silber; Eleagabalus von Silber; Alexander Severus von Kupfer [4]). Auch wurde bei Ebenmachung des Bodens zur Erbauung der ettlinger Spinnerei eine römische Ara mit vier ziemlich gut erhaltenen Bildwerken ausgegraben [5]).

Übrigens kommt Ettlingen urkundlich erst im J. 1111 und als Stadt im J. 1227 vor, wo sie Herrmann V., Markgraf von Baden, von Kaiser Friedrich II. als Lehen und anderes eigenthümlich und pfandweise zur Entschädigung für Abtretung der ihm wegen seiner Gemahlin erblich zugefallenen Hälfte der Stadt Braunschweig empfing [6]). Im orleans-pfälzischen Erbfolgekriege wurde Ettlingen am 14. Aug. 1689 von den Franzosen geplündert und jämmerlich verbrannt.

Ettlingen ist der Geburtsort zwei achtungswürdiger teutscher Gelehrten, welche in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. blüheten, gegenseitig verbundene Freunde und Förderer der Lutherischen Lehre waren, nämlich, des als Gottesgelehrten, Geschichtenschreiber und Humanist berühmten Doctors Kaspar Hedio und des Magisters Franz Friedlieb, der unter dem Namen Irenicus Ettlingiacensis als Geschichtschreiber von Teutschland rühmlich bekannt ist, auch eine Zeit lang im Rathe der philosophischen Facultät zu Heidelberg nützlich wirkte. — Auch hat in Ettlingen der großherzoglich badische landwirthschaftliche Verein, der jetzt durch das ganze Land in Abtheilungen verzweigt seine wohlthätigen Einflüsse reichlich ausspendet, am 4. Juni im J. 1819, durch den Zusammentritt einer Anzahl von Freunden des Vaterlands und der Landwirthschaft, meistens theils dortiger großherzoglicher Verwaltungsbeamten, theils Bürger und Gutsbesitzer, seinen Anfang genommen, und nach der unterm 1. Aug. erfolgten landesherrlichen Bestätigung sich in der Versammlung vom 4. Aug. als gestiftet erklärt, sofort den Regierungsrath und Oberamtmann, Dr. Franz Xaver Ackermann, die Haupttriebfeder dieses Werkes, zu seinem ersten Director erwählt und von Ettlingen aus mehre Jahre lang das Ganze geleitet, bis die oberste Leitung unter dem Vorsitze Seiner Hoheit des großherzoglichen Fürsten und Markgrafen Wilhelm im J. 1824 nach Karlsruhe verlegt wurde. (*Thomas Alfried Leger.*)

ETTLINGENWEILER, ETTLINGENWEYER, katholisches Pfarrdorf im großherzogl. badischen Bezirksamte Ettlingen, ½ teutsche Meile gegen Südwest von der Amtsstadt, am westlichen Fuße des Schwarzwaldes, mit 79 Häusern und in 103 Hausgenossenschaften 439 Einwohner, deren 7 evangelisch sind, Feldbau, Weinbau, Wiesenbau und guter Viehzucht. Die Pfarrkirche ist ein schönes Gebäude, und die Pfarrei hat mehre Töchter, sie sind: die Dörfer: Bruchhausen mit 375, Oberweyer mit 281, Schluttenbach mit 175, Sulzbach mit 293, und Hof Rimmelsbach mit 38 Einwohnern, zusammen 1594 katholische Pfarrkinder. (*Thomas Alfried Leger.*)

ETTMÜLLER, 1) Michael, ein berühmter theoretischer Arzt des 17. Jahrh., geboren zu Leipzig am 26. Mai 1644, und ebendaselbst gestorben am 9. März 1683. Nachdem er seine philosophischen und medicinischen Studien in Wittenberg und Leipzig vollendet hatte, unternahm er zunächst eine medicinische Reise nach jenen Ländern, welche damals von jungen Ärzten besucht zu werden pflegten. Zuerst begab er sich nach Italien, und besuchte hier alle berühmten Städte von Turin bis nach Neapel; weiterhin besuchte er Paris, England, Holland, namentlich Leyden. Erst nachdem er diese Reisen vollendet hatte, wurde er 1668 Doctor. Er trat bald als Lehrer in Leipzig auf, erhielt 1681 die Professur der Botanik, bald auch das Fach der Chirurgie, wurde aber binnen kurzer Zeit durch den Tod aus einer glänzenden Laufbahn herausgerissen. Eine wahrscheinlich nicht mit aller nöthigen Vorsicht ausgeführte chemische Operation soll seinen frühen Tod herbeigeführt haben. Ettmüller war ein gewandter Vertheidiger des chemiatrischen Systems von Sylvius, gleich dem berühmten gleichzeitig in Jena lehrenden Wedel; doch führte er nicht Alles auf Säure und Laugensalz zurück, sondern er nahm auch auf die Cartesischen Elemente Rücksicht. Er nahm eine dreifache Wirkungsweise der Arzneimittel an: sie sollten entweder die ätherischen Theile der thierischen Geister angreifen, oder eine Gährung in den Säften hervorbringen, oder die festen Theile reizen. Obwol Ettmüller bei Lebzeiten außer einer Reihe von Dissertationen kein größeres Werk herausgegeben hat, so erlangte er doch nicht nur in Teutschland, sondern in ganz Europa einen ausgebreiteten Ruf, den er vielleicht mehr noch seiner gewandten Feder, als seiner Genialität verdankte. Daher erschienen nach seinem Tode

2) Wielandt in Beiträgen zur ältesten Geschichte des Landstrichs am rechten Rheinufer von Basel bis Bruchsal rc. 1811. a. D. S. 169. 3) Wielandt im angeführten Buche S. 216 fg. 4) Wielandt S. 196 fg. Fecht in Geschichte der badischen Landschaften. 2. Heft vom J. 1813. S. 37. 38. 5) Huhn, Großherzogthum Baden, Spalte 366. 6) Man s. im Artikel Durlach, Encyklop. 28. Th. S. 415.

theils noch nicht herausgegebene Sachen, theils Sammlungen einzelner Abtheilungen, sowie aller Werke, die vielfache Auflagen erlebten *).

2) Michael Ernst, der Sohn des berühmten Arztes Michael Ettmüller, und ebenfalls Arzt, wurde am 26. Aug. 1673 in Leipzig geboren und starb ebendaselbst am 25. Sept. 1732. Nachdem er seine Studien in Wittenberg und Leipzig beendigt hatte, bereiste er Holland, England und Teutschland, und erlangte dann in Leipzig den Doctorgrad. Der Ruhm seines Vaters nicht minder, als seine großen Kenntnisse, begünstigten ihn in seiner akademischen Carriere in Leipzig. Im J. 1730 wurde er Präsident der Academia Naturae Curiosorum. Gleichwol hat er, außer einer ziemlichen Anzahl von Dissertationen über die verschiedenartigsten medicinischen Gegenstände und einigen Abhandlungen in literarischen Sammlungen, keine besondern Schriften hinterlassen. Nur besorgte er noch eine Ausgabe der Werke seines Vaters. (*Fr. Wilh. Theile.*)

ETTRAN, ein ansehnlicher Fluß des westlichen Schwedens, der auch den Namen Falkenbergså führt. Derselbe entspringt aus dem hochgelegenen Årabruche, ½ Meile südlich von der Kirche Hößna, bei Redvägs Härad, Elfsborgs Län, in Westgothland, drei Meilen von der Stadt Jönköping (in Småland), in zwei Armen, deren einer durch Gullereds Kirchspiel, Filial von Hößna, und zwei kleine Seen fließt und sich dann mit dem andern Arme vereinigt. Der vereinigte, nordwärts strömende, Fluß wendet sich, an der Grenze von Skaraborgs Län, bald südlich und westlich, durchzieht den See Åsundea bei Ulrikhamm, setzt dann seinen Lauf durch Elfsborgs Län südwestlich fort, bis er in Halland eintritt und hier bei der Stadt Falkenberg in die Nordsee sich ergießt. (*v. Schubert.*)

ETU, einer der sieben kumanischen Anführer, die bei Kiow in Rußland sich mit dem magyarischen Herzog Almus (Álmos) vereinigten und mit ihm nach Ungarn zogen. (*Rumy.*)

ETUDEN und Studien sind sprachlich völlig eins. Es hat sich aber im Gebrauche dieser Fremdwörter, namentlich unter den Teutschen, ein Unterschied geltend gemacht, nach welchem Studien etwas Allgemeineres bedeuten als Etuden. Von Studien wird sowol in Wissenschaften, als in Künsten gesprochen; dagegen bedient man sich des Ausdrucks Etude unter uns nie, wenn von wissenschaftlichen Gegenständen irgend einer Art die Rede ist, sondern bezieht ihn allein auf die ausübende Kunst, und auch selbst in dieser nicht allgemein auf alle Künste, sondern vorzüglich auf die Musik. Maler und Bildhauer reden in der Regel von Studien, während Musiker von Etuden sprechen, wenn sie ihre praktischen Bildungsarbeiten bezeichnen. In beiden Fällen wird kein näher bezeichnendes Beiwort hinzugesetzt, sodaß der allgemeine Ausdruck beider Künste in seiner besondern Beziehung aus dem Zusammenhange errathen werden muß. Da aber diese besondere Beziehung nicht im Sinne der Wörter, nicht im gegebenen Begriffe, sondern nur in einer zur Sitte gewordenen Annahme liegt, so kann auch das Willkürliche der hineingelegten Bedeutung und somit das Schwankende und Unbestimmte nicht davon genommen werden. Warum sollten auch wol Musiker nicht dasselbe Recht haben, so gut wie die Maler, von Studien zu reden, und zwar in einer und derselben Ausdehnung? Die Sache hat sich auch bereits, nicht eben zu selten, durch die That bestätigt. Mehre Componisten haben die Sitte der Maler, ihre Übungs- und Musterbilder Studien zu nennen, ohne näher bestimmenden Zusatz sich angeeignet und ihre Etuden gleichfalls Studien genannt, was sie freilich auch sind, nicht minder als die Studien der Maler. Dennoch ist dieser allgemeinere Ausdruck unter den Musikern noch der seltenere, wenn auch der Gebrauch desselben in den letzten zehn Jahren häufiger geworden ist. Mag auch der Grund dieser Erscheinung nicht eben tief, vielleicht hauptsächlich nur in dem Umstande liegen, daß man bei der ungeheuern Vermehrung der Etudenhefte in der neuesten Zeit einen andern, noch etwas ungewöhnlichen Namen für sein Werk haben wollte, so muß doch auch das Recht der Annahme dieser Benennung den Musikern so sicher zugestanden werden, als den Malern. In dieser Hinsicht sind also in den Künsten, ohne daß eine oder die andere mit Fug ausgeschlossen werden kann, beide Ausdrücke, Studien und Etuden, gleichbedeutend. Weil hingegen das Wort Etude nie von eigentlich wissenschaftlichen Erstrebungen, immer nur von praktisch bildenden Leistungen gebraucht wird, so könnte der auf Künste sowol, als auf Wissenschaften bezügliche Ausdruck „Studien" auch in den Künsten mehr, oder doch mindestens zunächst auf Förderung der Einsicht, Etude dagegen mehr auf Förderung der Gewandtheit bezogen werden, immer dabei so, daß im Ausdrucke „Etude" Einsicht und Geschmack von der technischen Fertigkeit nicht gesondert, vielmehr als vereinigt angesehen würden. Das Wort „Studien" hätte dann eine vorherrschende Beziehung auf das Wissenschaftliche, Etude dagegen auf das Praktische der Kunst. Bis heute ist jedoch dieser an sich triftige Unterschied nicht klar ausgesprochen, nicht zum Bewußtsein, vielweniger zur allgemeinen Annahme gekommen, ist mehr gefühlt, als erkannt, weshalb auch nothwendig das Schwankende in diesen Benennungen nicht aufgehoben worden sein kann. Die Unterscheidung liegt aber so nahe und ist in dem anderweitigen Sprachgebrauche so begründet, daß die Verbreitung dieses genannten Unterschiedes zur Beseitigung des Schwankenden sehr wünschenswerth wäre.

*) Chymia rationalis ac experimentalis curiosa etc. Cura *Joann. Christoph. Aussfeld.* (Lugd. Bat. 1684. 1689.) Medicus theoria et praxi instructus, hoc est Fundamenta medicinae verae. (Francof., Lips. et Dresd. 1685, und noch in einigen Auflagen.) (Dieses Werk gilt für untergeschoben, und ist deshalb, gleich dem zuerst genannten, in manchen Ausgaben der Gesammtwerke weggelassen worden.) Opera omnia theoretico-practica, morborum omnium dilucida descriptio et curatio perselectissima. (Lond. 1683, dann noch in mehren Ausgaben in Lyon, in Leyden.) Opera pharmaceutico-chymica. (Lugd. Bat. 1684, und noch mehrmals.) Opera omnia, Cur. *Frank de Frankenau.* (Francof. 1688.) Opera omnia in compendium redacta. (Lond. 1701, und noch in mehren Ausgaben.) Opera medica theoretico-practica. Es erschienen Ausgaben von Westphal, vom Sohne Michael Ernst Ettmüller, von Cirillo (Neapol. 1728. Venet. 1734), von Mangetus (Genevae 1736).

— Alles Unbestimmte in der Ansicht einer Sache bringt Nachtheil, wie die Unordnung, die viel Zeit kostet und jede Beseitigung eines Geschäftes weitläufig und breit macht. So ist es auch hier. Eine Unbestimmtheit im Ausdrucke zieht immer andere nach sich. Bei Besprechung unseres Gegenstandes ist es nicht selten geschehen, daß man, im Widerspruche mit dem Leben und mit sich selbst, dem allgemeineren Ausdrucke „Studium," welcher für Wissenschaft und Kunst zugleich dient, die geistige Beziehung desselben, welche die vorherrschende sein sollte, viel zu sehr in den Hintergrund gestellt hat. Man hat Studium und Erlernung einer Sache nicht blos für völlig gleichbedeutend erklärt, sondern hat auch sogar noch, namentlich in den Künsten, die mechanische Erlernung besonders hervorgehoben, als das Wichtigste angesehen, wodurch natürlich die ganze Sache verflacht, ins Einseitige und Kleinliche geschoben werden mußte. Hätte man die wissenschaftliche Erkenntniß in dem, was Studium ist, beibehalten, und, wie man sollte, sie für ein unerläßlich Nothwendiges angesehen, so hätte man sich nicht bis zur Frage vergessen können: „Ist denn Erlernung nicht auch bei jedem Mechanischen nothwendig? Muß nicht Übung oder Studium (?) bei Allem, auch sogar bei jedem Handwerksmäßigen sein, dem man sich hingibt und worin man etwas leisten will?" — Studium ist aber nicht Erlernung allein, sondern Erlernung, Aneignung mit Nachdenken, mit Einsicht in die Sache, schlechthin keine einseitige Erlangung blos mechanischer Fertigkeit. — Wie man nun von dieser Seite her übertrieb und den Begriff des Studiums verflachte durch zu weite Verallgemeinerung, so würde man es ebenso stark im entgegengesetzten Falle thun, wenn man nur die geistige Rücksicht ohne die nothwendig technische in den Künsten geltend machen wollte. Die Erlangung mechanischer Fertigkeit soll also mit dem eben Gesagten von uns nicht im Geringsten herabgesetzt werden, was auch in der That gewöhnlich nur von denen geschieht, die keine Geduld und Ausdauer für Erlangung äußerer mechanischer Gewandtheiten, am allerwenigsten bis zur Auszeichnung, bis zur Virtuosität besitzen. Man pflegt das gering zu machen, was man nicht besitzt, um einen Mangel, der sich kaum verdecken läßt, zu entschuldigen. Dafür wird das Geistige, was nicht leicht Jedem erkennbar, noch meßbar ist, hinter welches man sich noch zur Noth verbergen, womit man prunken kann, selbst wenn es nicht im bedeutenden Grade vorhanden sein sollte, hervorgehoben. — Man übersieht es daher wol oft aus guten Gründen, daß technische Fertigkeit in allem Können ein unumgängliches Hauptstück ist, das gar nicht fehlen darf, ja in einem ansehnlichen Maße vorhanden sein muß, wenn in irgend einer Kunst etwas ins Leben gerufen oder in sinnliche Erscheinung gesetzt werden soll. Sogar im Wissenschaftlichen ist dies nicht anders. Was hilft Erkenntniß ohne Anwendung derselben? Man muß das im Geist Erkannte aussprechen, austönen, vorstellbar machen können durch irgend ein äußeres Mittel, damit Andere Vortheil ziehen können von dem, was verborgen im Geiste lebt. Was sich nicht mittheilen, nicht auf irgend eine Weise verwirklichen läßt, ist so gut wie todt; hat nur ein Scheinleben der Einbildung, mehr Traum und Täuschung als Wahrheit und Selbständigkeit. Ist irgendwo das Leben im Innern echt und kräftig, so drängt es zur Mittheilung, zur Entäußerung; es muß sich offenbaren, etwas schaffen, damit es segne, sowol sich selbst als Andere. Muß folglich ein wahrhaft lebendiger Geist das Schaffen, das Sichselbstoffenbaren lieben, so muß er auch unausbleiblich die Sinne, das Äußere oder die Verkörperung der Idee und des Gefühls als etwas Wesentliches hochachten, was zur Krafterweisung inneren Lebens unbedingt erfodert wird. Und so gehört demnach überall, selbst im Wissenschaftlichen, der Sinn zum Geiste, das Denken zum Empfinden, das Können zum Verstehen und umgekehrt. Wo Eins von dem Andern getrennt ist, ist das Leben aufgehoben, weil ohne solche Verknüpfung keine Gestaltung möglich ist. Dasselbe hat auch die Geschichte hinlänglich erhärtet. Wo nur irgend der Geist vom Sinn, oder der Sinn vom Geiste sich emancipiren wollte, da waren Lächerlichkeiten und Unheil die unausbleiblichen Folgen. Eins darf also das Andere nicht vernachlässigen, nicht verkleinern, weil Beide zu gegenseitiger Belebung schlechthin gehören. Das Glück Beider besteht in gegenseitiger Durchdringung. — War es also ein Fehler, das Studium für bloße Erlernung bis zur mechanischen Einübung herab zu erniedrigen, so ist es auf der entgegengesetzten Seite kein geringerer, den Begriff der Etude, welche die Übung nicht los werden kann, noch soll, zu sehr zu vergeistigen, und den Gedanken, den Ausdruck des inneren Gefühls, so sehr er auch der letzte Zweck ist, für das Einzige zu halten, was die Etude zur Etude macht oder fälschlich machen soll. Eins ist so schädlich wie das Andere. Wir haben folglich in der Etude das Innere und das Äußere gleich hoch zu halten, sowol den Gedanken, d. i. irgend eine innere Empfindung, die in Tönen versinnlicht oder zum Tonbilde gemacht werden soll, als auch die Gestaltung, Ausprägung jenes Inneren zu einem Äußeren. Beide sollen mit einander so innig verbunden sein, wie Leib und Seele, ohne welche Verbindung keine eigentliche Kunst sein kann. — Die Etude muß also nothwendig irgend einen Hauptgedanken oder irgend ein bestimmtes Empfindungsbild, so gut als jedes andere echte Tonstück aussprechen, ihren inneren Gehalt nach den Gesetzen der Kunst klar und geschickt abrunden, folglich durchaus nichts vernachlässigen, was die beabsichtigte Tonerscheinung frisch, lebendig, organisch gesund gegliedert und sinnreich macht. Sie muß folglich nicht blos harmonisch rein, rhythmisch genau und fest, symmetrisch in einander greifend und durch dies Alles dem gewählten oder beabsichtigten Gegenstande, der ins Leben gestellt werden soll, völlig angemessen und entsprechend, sondern auch bei aller objectiven Wahrheit selbständig und subjectiv geschmackvoll sein. Alles dies sind jedoch Eigenschaften, Erfodernisse, die jedem andern Tonbilde gleichfalls zugehören. Die Etude unterscheidet sich also dadurch keineswegs von jedem andern Gebilde der Tonkunst, soll es auch nicht, weil diese angeführten Eigenschaften ein Tonwerk erst zum Kunstwerke im Allgemeinen

machen. Um deswillen ist auch der Gedanke oder das Empfindungsbild, was dargestellt werden soll, in der Etude so frei, wie in jedem andern Tonbilde, d. h. der Componist kann in seinen Etuden so gut wie in seinen übrigen Tonschöpfungen einen Gegenstand wählen, welchen er will, ernster oder scherzhafter, erhabener, sentimentaler oder tändelnder Art. Es ist daher, sind anders diese Aussprüche wahr (und die Verschiedenheit der vorhandenen und meisterlichen Etuden bestätigt sie vollkommen), nichts als zu einseitige, also falsche, Auffassung, wenn man verlangte, eine Etude solle immer höchst edel (?) sein. Wahrscheinlich hat man unter diesem Worte nichts mehr und nichts weniger verstanden wissen wollen, als die Etude muß wahr, ihrem Gegenstande entsprechend, ihn durchdringend, kurz alles das sein, was wir so eben als Allgemeinerfodernisse eines jeden Kunstwerkes, möge es einen Namen haben, welchen es wolle, angaben. Jener Ausdruck, die Etude soll edel sein, sagt also entweder nichts, oder etwas Falsches, nicht minder als eine andere Anfoderung: „Die Etude muß interessant sein" (?). Es sind leere Worte, sobald nicht vom Kunstwerke überhaupt, sondern von der Etude die Rede ist. Man sieht sogleich, daß es ebenso unhaltbar ist, wenn man von der Etude verlangte, sie müsse vorzüglich gut harmonisch, modulatorisch und contrapunktisch gehalten und in jeder Hinsicht kunstreich sein. — Wäre dies Alles eine Etude auf einmal, ohne Berücksichtigung des Gegenstandes, des besondern Gefühls, das sie darstellen will, so wäre sie ganz gewiß ein Monstrum, ein überladenes Zerrbild u. s. w. Alles dies darf sie, grade wie jedes andere Tonstück, nicht mehr und nicht weniger sein, als es die Wahrheit und Rundheit des darzustellenden Gegenstandes mit sich bringt. Alles dies sind allgemeine Foderungen, welche allen Kunsterzeugnissen ohne Unterschied, aber nicht der Etude im Besondern gemacht werden müssen. — Es ist hinlänglich, wenn von der Etude gesagt wird, sie muß ein abgerundetes Kunstwerk für sich sein, also irgend einen geistigen Inhalt haben, der nach allen Gesetzen der Kunst, seiner innern Natur gemäß, sich rein und ganz in Tönen ausspricht. Sie unterscheidet sich dagegen von andern Kunstwerken der Tonkunst nur dadurch, daß ihr geistiger Inhalt den Spielern zugleich zur Erreichung irgend einer besondern, der Kunstfertigkeit nothwendigen Vervollkommnung dient. Diese besondere technische Vervollkommnung des Spiels für irgend eine namhafte und wichtige Fertigkeitserhöhung ist und bleibt demnach die Hauptsache, die eine Etude erst zu einer Etude macht. Ohne diese Hauptsache wäre sie, ist auch ihr innerer Gehalt noch so schön, wol ein vortrefflicher Tonsatz, aber keine Etude. Es muß folglich jeder wahren Etude irgend eine dem Spieler wichtige Tonfigur, irgend ein Erfoderniß, das von einem zu vervollkommnenden Meisterspiele bedingt wird, neben dem allgemeinen Gehalte des Tonstücks augenscheinlich zum Grunde liegen, als z. B. Stärkung des vierten oder fünften Fingers bald in der einen, bald in der andern Hand, bald in beiden Händen, bald in dieser, bald in einer andern schwierigeren Lage; gleichmäßiger Anschlag in schnell auf einander folgenden Accorden; markige Betonung, flüchtige Leichtigkeit, perlende Rouladen, Ineinandergreifen und Ablösen der Hände, Bindungen, Abstoßungen, genaues Treffen weiter Sprünge u. v. a. m. Dies Alles sind Erfodernisse, die ein Künstler sich bis zur Meisterschaft anzueignen hat, damit er jedes Einzelne in allen ihm vorkommenden Tonsätzen rund und schön, ohne Hinderung irgend einer äußern Vernachlässigung vorzutragen vermag. Ohne diese und viele andere besondere Übungen in Überwindung technischer Fertigkeiten namhafter, für einen bestimmten Zweck ausgewählter, Art hört eine Etude auf das zu sein, was sie sein soll, selbst dann, wenn sie ein im Allgemeinen gut oder vortrefflich durchgeführtes Musikstück wäre, das alsdann, an sich gut, nur einen Namen führen würde, der ihm nicht zukäme. Die Etude muß folglich schlechterdings ein für einen besondern und dazu wichtigen Fall erfahren berechnetes, dafür geschickt angelegtes und gehalten durchgeführtes Vervollkommnungsstück für aufstrebende Künstler sein, und zwar so, daß der besondere Vervollkommnungspunkt oder einige derselben, mit einander in Verbindung gebracht, klar in die Augen springen und jedem Einsichtsvollen einleuchten. Die Nützlichkeit für einen namhaften, genau begrenzten oder bevorzugten Ausbildungszweck muß in der Etude Hauptsache sein; die besondere Fertigkeitsbildung irgend einer Wesenheit des Spiels muß so offen vorliegen, daß der Künstler bald zur Verbesserung des Staccato, bald des Trillers rc. eine und die andere wählen kann, immer diejenige, die ihm grade einen noch obwaltenden Mangel des Vortrags durch fleißiges Studium derselben beseitigen hilft. Je mehr eine Etude dies thut, desto mehr erfüllt sie ihren besondern Zweck. Da sie aber bei dieser schlechthin nothwendigen, auf keinen Fall erläßlichen Zweckerfüllung in Hinsicht auf Vervollkommnung des Spiels dessen, der sie übt, und noch dazu in einer bestimmten Einzelrichtung irgend einer aus dem Ganzen besonders hervorgehobenen Fertigkeitsverbesserung — auch zugleich ein Kunstwerk, folglich ein abgerundetes und geistvoll gehaltenes Ganze, oder mit einem Worte eine wahre Tondichtung sein soll, die nicht blos der Fertigkeit und dem Vortrage des einübenden Spielers, sondern auch seiner Innerlichkeit nützlich, ja selbst für den Hörer wirksam und erfassend sein soll, so folgt daraus für den Etudencomponisten von selbst, daß die Erfindung und Ausführung eines solchen Tonsatzes einen innerlich und äußerlich vollgebildeten Tondichter voraussetzt, dem nicht blos geistige Schöpferkraft allgemein kunstentsprechender Art beiwohnt und der im Vollbesitze einer echten und meisterlichen Schulbildung ist, sondern der es auch soweit gebracht hat, daß die innere geistige Erregung oder die Begeisterung der Erfindung und Ausführung des Tonbildes und seines wesentlichen Kunstgehaltes die besonnene Rücksicht auf die äußern Erfodernisse der Schule nicht hemmt. Beides muß in dem Schöpfer einer echten Etude dergestalt vereinigt sein, daß weder der beabsichtigte, immerhin äußerliche Zweck einer in irgend einem nothwendigen Punkte zu vervollkommnenden Fertigkeitsbildung das Unabsichtliche, vielmehr aus innerer Nothwendigkeit Entsprungene freigeistiger Darstellung eines wesenhaft Schö-

nen, noch umgekehrt das Letzte jenes Erste verletzt oder beschränkt. Diese Gleichstellung lebendig begeisterter Innerlichkeit und besonnen klarer Äußerlichkeit zum Besten einer erhöheten, rein verständig gehaltenen Schulvervollkommnung hat bekanntlich ihre nicht geringen Schwierigkeiten, die kaum von Allen, selbst unter den Meistern, zu überwinden sind, woraus sich von selbst ergibt, daß wahrhafte Musterbilder von beiden Seiten vollendeter Etuden gar nicht überhäuft vorhanden sein werden. — Von der andern Seite folgt ebenso nothwendig, daß ein Spieler, der ein Tonstück, das mit Recht eine Musteretude genannt werden kann, vortragen lernen will, da er nicht allein äußerliche Fingerfertigkeit irgend einer namhaft bestimmten Art dadurch zu vervollkommnen, sondern auch zugleich, versteht sich nach gehöriger Überwindung der äußern Schwierigkeiten, ein inhaltvolles, kunstgerechtes Ganze darzulegen oder in die Erscheinung zu stellen hat, seinen ersten Schulcursus in allen seinen Theilen bereits völlig zurückgelegt, also eine im Ganzen schon genügende Fingerbildung, ja eine gesunde Kunstverstandansicht sich zu eigen gemacht haben muß, bevor er mit Erfolg zu solchen echten Musterwerken vorschreiten darf. Es ist immerhin ein großer Fehler der Lehrer, wenn sie zu früh, d. i. vor Durchnahme aller zur ersten Schule nothwendig gehörenden Arbeiten, welche auf Besiegung aller äußern Hindernisse, auf Erlangung aller der ausübenden Kunst nöthigen Mittel sehen, ihre Zöglinge echte Etuden spielen lassen. Der Nachtheil ist viel bedeutender, als man oft genug meint. Es ist jedoch klar, daß, wer gleich Anfangs Zweierlei auf ein Mal gewinnen will, in der Regel keins von Beiden recht erhält. Wo noch auf zweckmäßige Fingerhaltung, auf Geschmeidigkeit und Unabhängigkeit derselben, auf Gewandtheit in erster oder unterster Potenz Rücksicht genommen werden muß, wo diese äußerlich technische Bildung alle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, da wird nur mit Schaden ein Höheres schon ins Spiel gezogen, das erst später mit Glück hinzugethan werden muß. Im Laufe des ersten Schulcursus hat man sich füglich gar nicht an echte Etuden zu halten, sondern allein an äußere Bildung der Finger u. s. w. Dafür gibt es aber Mittel genug, die viel zuträglicher sind, weil sie nicht zu viel auf einmal verlangen. Tonsätze oder Tonsätzchen nämlich, welche nicht auf charakteristische Darstellung, nicht auf Ausprägung eines rein geistigen Inhaltes, sondern einzig oder doch vorzüglich auf vorherrschend äußerliche Gewandtheit sehen, sind keine Etuden, ob sie gleich zuweilen großsprecherisch mit diesem Namen belegt werden, sondern schlechthin Übungen oder Exercices, denn der Teutsche beliebt nun einmal, sich statt der eigenen der Fremdwörter zu bedienen. In diesen ist Schönheit und geistiger Gehalt völlig untergeordnet, ohne daß sie gradehin ausgeschlossen sein müßten. Gefälligkeit und eine gewisse sinnenlustige Ergötzlichkeit, eine nur oberflächliche, blos an der Form haftende Nettigkeit oder auch Schönheit mögen dabei sein, ja es ist wünschenswerth, wenn sie vorhanden sind; immer aber bleibt auf diesem Standpunkte die äußere Bildung, ohne welche später ein Inneres gar nicht zur Erscheinung gebracht werden kann, die Hauptsache. Allerdings ist diese Bildung von untergeordneter und, gegen das Geistige gehalten, von geringerer Art, als das, was zu einer Etude erfodert wird; allein niedrig und gar verächtlich ist sie darum keineswegs; im Gegentheil ist sie der Grund, der Unterbau, auf welchem das Folgende erst fest aufgesetzt werden kann. Sie ist unentbehrlich. Wie könnte ein Unentbehrliches, ohne welches das Höhere gar nicht folgen kann, verächtlich sein? Der Keim ist nicht der Baum, aber er wird aus ihm. Es ist daher augenscheinlich eine ungerechte Übertreibung gänzlicher Erfahrungslosigkeit, wenn einige, in anderer Hinsicht nicht unbedeutende, Schriftsteller unserer Zeit den gedruckten Exercices allen Werth abgesprochen und sie für so dürftig und nichtig erklärt haben, daß sie des Druckes gar nicht werth wären. Es ist ein Irrthum seltsamer Art, wenn man keinen Anstand nahm, es für Zeit- und Papierverschwendung auszugeben, würden von tüchtigen Musikkennern solche Übungsbeispiele in ganzen Heften der Welt übergeben. Man meinte, sie könnten einem jeden, auch dem geringsten Lehrer der Musik überlassen bleiben, der sie jedes Mal nach dem Bedürfnisse seiner Zöglinge erfinden und aufschreiben könnte, da nichts weiter als blos mechanische Fingerbildung damit gewonnen werden solle. Solche Rathgeber sind immer nur Männer, die vom Lehrfache gar nichts verstehen, sich nicht einmal in der musikalischen Erziehung ihrer eigenen Kinder darum bekümmert, viel weniger jemals Andere unterrichtet haben: sie würden sonst wissen, daß nicht geringe Erfahrung und gute Umsicht dazu gehört, diese ersten Schulübungen so nützlich und heilsam für die gesammte Kunstbildung einzurichten, daß ein gesegneter Erfolg möglich wird; sie würden sonst wissen, daß nicht nur ein schmiegsamer Sinn und ein treffend verständiger Lebenstakt, sondern auch viel Aufopferung dazu gehört, dergleichen Übungen zu entwerfen, die wirklich von Stufe zu Stufe aufwärts führen. Überläßt man sie den Nichtkundigen, so wird nichts daraus, und die Fortschritte können nur elend sein. Muß man aber im Allgemeinen allen Ältern, denen die Erziehung ihrer Kinder am Herzen liegt, rathen, gleich Anfangs tüchtige, durchgebildete Lehrer und keine Schächer zu nehmen, weil sie dadurch für ihre Kinder an Zeit und Gediegenheit der Bildung, für sich aber an Geld gewinnen, obgleich gute Lehrer theurer sind als schlechte, so wird dies auch auf unsern Gegenstand angewendet werden müssen, und fast noch mehr, als auf andere Gegenstände, weil sich grade hierin Vernachlässigungen und Verwöhnungen so stark rächen, daß die ganze Kunst dabei gefährdet ist. Umsichtige Übungsbeispiele, und zwar von der ersten Fingerhaltung an, sind daher von weit größerer Bedeutung, als Viele wähnen, wenn sie auch keine eigentlichen Etuden sind, noch sein sollen. Ja es wäre nicht einmal gut, wenn die Anfangs blos äußerlichen Fertigkeitsbildungen zu viel Inhalt, Charakter oder deß Etwas beanspruchen wollten; es würde dabei Eins mit dem Andern zu Grunde gehen. Die Übungen müssen getheilt und verständig in naturgemäßer Stufenfolge geordnet werden, wenn nicht zu viel und immer das Rechte gefodert werden soll. Sind die äußern

Fertigkeiten, in welche kaum etwas mehr als das dynamisch-rhythmische Element gezogen werden darf, sicher gewonnen, so entwickelt sich dann das Geistige, wenn anders Anlage vorhanden ist, fast von selbst, sodaß oft nur Andeutungen und einige Nachhilfe nöthig sind. Diese Angelegenheit ist in der That zu wichtig, als daß sie nicht einer sorgfältigen Auseinandersetzung bedürfte. Dabei soll jedoch das Wesen der Übungen, die zweckmäßigste Aufeinanderfolge, nicht beachtet werden, was unter den Artikel Kunstschule oder Pianoforteschule gehört. Hier nur das Allgemeine, theils zur nähern Erörterung des Unterschiedes zwischen Etude und Exercice, theils zur Beseitigung der nachtheiligen Ungerechtigkeit, die in Exercices nichts weiter als „Fingerübungen ohne Geist" sehen will, was unwahr ist. Sind die Übungen irgend einer Art ohne Geist angeordnet, und werden sie ohne Geist gelenkt, so taugen sie nichts. Es gehört ein ganz eigenthümlicher Geist dazu, wenn auch nicht der Geist, der in den Etuden sich aussprechen soll. — Wenn man aber vollends noch behauptet hat, unsere Vorfahren hätten das Bedürfniß technischer Fertigkeit so gut als wir gefühlt, wären aber musikalisch und harmonisch (?) zu tief gebildet gewesen, um sich im bloßen Trommelwerk (wer sagt denn, daß Übungen bloßes Trommelwerk sein sollen?) zu gefallen; sie hätten daher edle Gedanken, harmonischen und contrapunktischen Werth neben Passagewerk aller Art verlangt, so ist dies nichts weiter, als eine geschichtliche Verdrehung, ein Fantasieausspruch, der völlig unwahr ist, ohne Grund und Boden. Unsere Vorfahren waren im Gegentheil in ihren Schulübungen ungleich strenger, ja weit pedantischer, als es jetzt irgend ein Lehrer, der nicht alle Schüler verlieren will, sein darf. Wie lange mußte Einer z. B. Skalen singen und spielen, ehe er davon los kam? u. s. f. Es würde wahrer sein, wenn man behaupten wollte, wir wären seit mehren Jahrzehnten in unsern Kunstschulübungen viel zu oberflächlich, zu leichtfertig geworden, hätten an Geduld und Ausdauer viel zu sehr, gegen unsere Vorfahren gehalten, verloren, weshalb auch solide Bildung in den Künsten weit seltener sei, als vordem. — Endlich würde es sich auch durch Vergleichung der frühesten und unserer jetzigen Kunstschulen geschichtlich genau nachweisen lassen, daß unsere jetzigen Exercices zweckmäßiger, umsichtiger und progressiv geordneter sind, als die früheren. Und so haben denn unsere Übungsbeispiele an Werth und Zweckmäßigkeit, welche ihr innerer Gehalt ist, weit mehr gewonnen. Nur in Einem haben wir verloren, an Ausdauer. Man will die ersten Anfänge zu schnell abmachen; es soll Alles mit Dampf gehen. Das ist der Grund, warum auch die besten Übungsbeispiele nicht wirken, was sie sollen und können. — Wenn man als Beweis für den geistvollen Werth der Übungen unserer Vorfahren Joh. Seb. Bach's herrliche Präludien, Scarlatti's höchst schätzbare Toccaten &c. genannt hat, so ist dies ein Misgriff von allen Seiten. Erstlich sind sie nicht eben alle ohne Unterschied geistvoll, es gibt auch solche, die es nicht sind; zweitens sind und waren es keine Exercices, sondern wirkliche Tonsätze, die etwas Inneres aussagen sollen. In sofern man sich freilich an jedem Tonsatze üben kann, in soweit kann man es allerdings auch an diesen, wie an allen andern; allein es sind keine eigentlichen Schulübungen, was Exercices sein sollen. In ihnen und durch sie soll irgend eine namhafte technische Fertigkeit in die Finger gebracht oder mechanisch vervollkommnet werden. Spricht man nun diesen technischen Fertigkeitsübungen allen Werth ab, wie es geschehen ist, so thut man damit nichts Geringeres, als daß man alle Kunst gradehin aufhebt, weil sie sich ohne diese Fertigkeiten nicht mehr in sinnlich schöne Erscheinung setzen kann, was sie doch muß. Je mehr und je besser diese technischen Fertigkeiten da sind, desto reiner und tiefer kann sich der Geist in ihnen und durch sie offenbaren. Sind sie nicht vorhanden, gehen die schönsten und tiefsten Gefühle verloren der äußeren Hinderungen wegen, welche die plumpe Äußerlichkeit jenen entgegensetzt. Ist nun auch freilich die Äußerlichkeit ohne die Innerlichkeit nichts oder doch nicht viel, so ist uns Menschen doch auch die letzte ohne die erste gar nichts, weil sie sich ohne jene nicht verwirklichen, nicht offenbaren kann. Und so bleibt es denn bei dem früher Ausgesprochenen, daß Geist und Sinn, Leib und Seele gleich nothwendig sind und zusammen gehören. Zuvörderst muß aber für einen gesunden Leib gesorgt werden, welcher auch im spätern Leben jeder Art, auch in der Kunst, nach Möglichkeit gesund erhalten werden muß. Um deswillen hätte demnach auch ein schon weiter geförderter Künstler immer noch von Zeit zu Zeit rein technische Übungen zu wiederholen, damit die äußere Gewandtheit sich nicht verringere. Ein solcher wird stets nur diejenige Übung wählen, die ihm für seine Person nothwendig scheint; er wird sie nicht alle wieder durchnehmen, wie ein Anfänger. Aber auch er wird wohlthun, wenn er bei Erhöhung der technischen Fertigkeit den geistigen Inhalt davon einstweilen trennt. So wenig er in diese äußere Gewandtheit die ganze Kunst setzt, ebenso sehr hat er sich auch zu hüten, gar keinen Werth in sie zu setzen; er weiß, daß er weder das Eine, noch das Andere entbehren kann, daß also für Beides zur rechten Zeit und auf die rechte Art gesorgt werden muß.

Darum besitzen wir auch Übungen und Etuden nach dem Sinne unserer Auseinandersetzung für alle Instrumente, sind auch gewiß, daß beide bleiben werden, so lange die Kunst selbst besteht. Beide werden sich aber nach der verschiedenen Richtung jeder Zeit verschiedentlich verändern. Am meisten sind die Etuden einer solchen Veränderung unterworfen, weil sich in ihnen mehr die Richtung des Zeitgeschmacks kund gibt, als in den Übungen, wenigstens soweit sie Grundlagen der Kunst sind, ohne welche sie nicht sein kann. Beide haben jedoch wieder einen Punkt, wo sie in einander übergehen. Stets müssen jedoch Übungen mehr das Äußere als das Innere beachten, während Etuden Beides mit einander verschmelzen. — Am meisten sind Etuden für das Pianoforte geschrieben und gedruckt worden, nicht blos, weil dieses Instrument eine volle Harmonie zuläßt und sogar nothwendig verlangt, sondern auch, weil es das verbreitetste unter allen ist. Dennoch gibt es auch für andere In-

strumente nicht blos Exercices, sondern auch Etudes genug, nur daß sie nicht immer diesen Namen führen. So können die Solostücke, welche Joh. Seb. Bach für die Violine schrieb, ganz gut zu den Etuden gerechnet werden; nicht minder C. Lipinski's Capricen. Beider Männer angezeigte Werke werden jedoch nur Meistern in der Kunst vortheilhaft sein, die das Schwierigste nicht allein rund, sondern auch geistreich vortragen lernen wollen und können. Haben solche ausübende Künstler dergleichen Werke vollkommen in ihrer Gewalt, so werden sie diese auch vor einem gebildeten Publicum als Concertsätze vortragen können, weil nicht blos äußerer Glanz hoher und höchster Fertigkeitsvollendung, sondern auch Geist und Charakter sich darin ausspricht. Dafür hat man sie auch benutzt. Dasselbe hat man besonders häufig, namentlich in der neuesten Zeit, mit Etuden für das Pianoforte gethan, was einen solchen Reichthum der mannichfachsten Art besitzt, daß eine geschichtliche Besprechung der Pianoforte-Etuden von Wichtigkeit sein würde. Wir wollen diese unter einem eigenen Artikel liefern. Dieser Gebrauch der Etuden in öffentlichen Concerten, der freilich endlich nur zu sehr um sich griff, hat unsere heutigen Componisten auf den Gedanken gebracht, eigene Solo- und Concert-Etuden zu verfassen. Diese Unterabtheilung hat es also mehr mit Glanz, mit überraschender oder doch lebhaft in die Sinne fallender Bravourdarlegung zu thun, mit Gefälligkeits- und Bewunderungseffect. Dieser letzte herrscht darin so vor, daß die Charaktertiefe und selbst die innere Wahrheit dabei gelitten hat. Es sind daher öfter keine wahrhaften Etuden mehr, die irgend eine besondere Form der Übung bevorzugen und festhalten, sondern eben Concertsätze und Bravourgefälligkeiten. Ginge man darin zu weit, so würde der Vortheil der Etuden dadurch sogar verringert. Das Nähere darüber und über den geschichtlichen Gang unter dem Artikel Pianoforte-Etuden. (*G. W. Fink.*)

ETYMOLOGICUM, gewöhnlich aber, zum Unterschiede von andern ähnlichen Schriften, wie sie zum Theil noch handschriftlich in manchen Bibliotheken Europa's vorliegen[1]), Etymologicum magnum genannt, führt in den ersten gedruckten venetianer Ausgaben (s. unten) die Aufschrift: *Ἐτυμολογικὸν μέγα κατ' ἀλφάβητον, πάνυ ὠφέλιμον*, wofür Sylburg setzte: *Ἐτυμολογικὸν μέγα, ἤγουν ἡ μεγάλη γραμματική*, während aus Handschriften auch der Titel: *Ἐτυμολογικὸν τοῦ μεγάλου γραμματικοῦ* (und dann am Anfange des Werkes selbst: *Ἀρχὴ τῆς μεγάλης γραμματικῆς*) angeführt wird, der zu der irrigen Vermuthung Goldast's Veranlassung gab, als sei ein Grammatiker Megalus oder Megales für den wahren Verfasser des unter diesem Titel auf uns gekommenen Werkes anzusehen[2]). Es ist dasselbe ein ziemlich umfangreiches, alphabetisch geordnetes, griechisches Wörterbuch, das aber keineswegs blos die etymologische Erörterung und die Angabe der Ableitung und Abkunft der einzelnen griechischen Wörter zu seinem Gegenstande hat, sondern einen mehr allgemeinen lexikalischen Charakter, gleich den ähnlichen Werken eines Suidas, Hesychius u. A., angenommen und mit Worterklärungen jeder Art, mit einer Masse von grammatischen Bemerkungen, an welche sich dann weitere, geschichtliche, antiquarische, mythologische u. a. Bemerkungen anknüpfen, reichlich ausgestattet ist, die, wenn sie auch gleich keinen festen Plan in der Anlage und Ausführung des großen, mannichfach zusammengesetzten Ganzen erkennen lassen, auf der andern Seite für uns von um so größerer Wichtigkeit sind, als wir dadurch von so vielen Forschungen der gelehrten Grammatiker Griechenlands, deren Werke verloren gegangen, von dem Verfasser oder Ordner des Etymologicums aber wol benutzt wurden, nähere Kunde erhalten, über so viele Punkte der griechischen Grammatik, Etymologie, insbesondere auch der einzelnen griechischen Dialekte und ihrer Verschiedenheiten reichhaltige Aufschlüsse darin finden, welche durch so viele, meist als Beleg mitgetheilte, Stellen verlorener Schriftsteller der besten Zeit für uns noch besonderen Werth gewinnen. Denn es ist der Inhalt des Ganzen, von einzelnen Interpolationen, Zusätzen und Veränderungen späterer Zeit und dem sichtbaren Mangel einer bestimmten Ordnung und eines bestimmten, der Ausführung zu Grunde liegenden Planes abgesehen, offenbar aus den Werken der angesehensten Grammatiker Griechenlands, der älteren Alexandrinischen Periode, wie der späteren geschöpft, und es muß uns so dasselbe gewissermaßen einen Ersatz für den Verlust dieser Werke bieten, die uns, zum Theil doch wenigstens, in den Resultaten ihrer Forschungen einigermaßen bekannt werden. Es gehören hierher insbesondere die Werke eines Aristarchus, Apollonius, Herodianus, Dionysius Thrax und Anderer; staunen wird man, wenn man das zahlreiche Verzeichniß der Schriftsteller zur Hand nimmt, welche in diesem Wörterbuche theils als Quelle und Autorität, theils auch als Beleg und Beispiel angeführt werden, wie es in Sylburg's Ausgabe und daraus, zum Theil berichtigt und vervollständigt, bei Fabricius (Bibl. Graec. T. VI. p. 607 sq. ed. *Harl.*) jetzt uns vorliegt, und damit zugleich eine reiche Fundgrube für die Sammler von Fragmenten verlorener Schriftsteller jeder Art bietet. In dieser Masse von grammatikalischen, etymologischen, lexikalischen und andern, aus den verschiedensten Orten her zusammengetragenen und nach einer gewissen alphabetischen Ordnung zusammengestellten Bemerkungen und Notizen nehmen insbesondere auch die Glossen, welche auf Dialektsverschiedenheiten, oder auf Ausdrücke, die bei einzelnen Völkern, Stämmen und dergl. in besonderem Gebrauche sind, sich beziehen, eine besondere Stelle ein; es werden an 30 solcher Völkerstämme genannt[3]), von welchen eigenthümliche und besondere Ausdrücke in dieses Werk aufgenommen und erörtert sind. Hier so wenig, wie bei andern etymologischen oder grammatikalischen Bemerkungen gibt der Verfasser seine Ansicht, sondern er theilt in der Regel das mit, was er darüber von Andern bemerkt fand, of-

1) s. *Fabricius*, Biblioth. Graeca. T. VI. p. 601 sq. 2) s. *Fabricius* l. c. p. 596. 3) s. bei Fabricius a. a. O. S. 598. Larcher in den Mém. de l'Acad. des Inscriptt. et Bell. Lett. T. XLVII. p. 106.

ters mit Anführung dieser seiner Quelle. Ebendieser Umstand erschwert aber auch die Frage nach der Person des uns gänzlich unbekannten Verfassers, oder Ordners, oder Sammlers dieses Werkes, zumal da das Werk in einer vielfach entstellten und von einzelnen Interpolationen oder Zusätzen späterer Zeit keineswegs freien Gestalt auf uns gekommen ist, auch hier und dort Mangel an Genauigkeit und selbst Nachlässigkeit hervortritt, bei der wir nicht wissen, ob wir sie dem Verfasser des Ganzen, oder späterer Verderbniß zuschreiben sollen, da der Verfasser in einer merkwürdigen Stelle versichert, keine Mühe und Arbeit gescheut zu haben, um ein wahrhaft nützliches und tüchtiges Werk zu liefern, wie er sich streng an die Überlieferung dabei gehalten und, obwol mit Mangel und Armuth kämpfend, in dieser Hinsicht sein Möglichstes zu thun gesucht habe [4]). Dieser Umstand war es auch wol, welcher Harleß [5]) auf die Vermuthung brachte, es sei die erste Anlage des Werkes wol von geringerem Umfange gewesen, und erst nach und nach durch einzelne Zusätze dasselbe zu dem vorhandenen Ganzen angewachsen, ebendadurch aber auch hinwiederum manchen Verstümmelungen und Verderbnissen unterlegen. Auffallend freilich bleibt in dieser Hinsicht die Verschiedenheit des Textes, insbesondere in der wolfenbütteler Handschrift, wovon alsbald unten bei den Ausgaben die Rede sein wird. Daß der Verfasser ein Christ war, zeigen mehre Stellen [6]), falls diese nicht, was wir jedoch nicht zu glauben vermögen, Zusätze einer späteren Hand sind; daß er Megas oder Megales geheißen, ist eine ebenso willkürliche Annahme, wie die, welche, nach Politianus' Vorgang, einen Grammatiker Nicas zum Verfasser machen wollte [7]); ebenso wenig können die Namen eines Andromachus oder Demarchus hier in Betracht kommen [8]). Ebenso wenig wird sich erweisen lassen, daß der Lexikograph Suidas [9]), wie Einige vermutheten, der Verfasser dieses Werkes gewesen, da vielmehr, anderer Gründe zu geschweigen, welche gegen diese Ansicht sprechen, Eustathius [10]) beide Werke in der Weise anführt, daß er beide jedenfalls von einander unterscheiden will; mithin kein gemeinsamer Verfasser für das Wörterbuch des Suidas und für dieses Etymologicum anzunehmen ist. Der Verfasser des letztern scheint vielmehr jünger als Suidas zu sein, wie Warton [11]) und Saxe [12]) nicht ohne Grund annehmen; Saxe glaubt ihn um 990 p. Chr. setzen zu können; auch Sylburg [13]) war der Meinung, daß er bald nach Photius (gest. 892), um 900 p. Chr., gelebt habe, womit in sofern auch Villoison's [14]) Ansicht zusammentrifft, welcher, weil Theognostus, ein Gelehrter des 9. Jahrh., citirt wird, den Verfasser nach diesem ansetzt, sodaß wir immerhin auf einen im 10. Jahrh. nach Christus lebenden Gelehrten hingewiesen sind, dem wir die Compilation in der Gestalt, in der sie jetzt vorliegt, zu verdanken haben. Ob dieselbe ganz als sein eigenes Werk anzusehen ist, oder ob er auf der Grundlage eines älteren arbeitete und dieses nur in einer erweiterten und umfangreicheren Gestalt gegeben hat, wird sich freilich schwer entscheiden lassen; vielfache Übereinstimmung, und zwar oft ganz wörtliche, mit andern in andern lexikalischen und grammatischen Werken vorkommenden Glossen und Notizen läßt den Charakter der ganzen Compilation schon erkennen, welche übrigens Eustathius in seinen Commentaren zur Ilias und Odyssee vor sich hatte und sogar einige Male anführt [15]): sodaß wol anzunehmen ist, daß im 12. Jahrh., als Eustathius schrieb, das Etymologicum nicht blos verbreitet war, sondern auch in einigem Ansehen stand. Die erste, durch zwei gebildete Griechen aus Creta, Marcus Musurus, der eine Vorrede in griechischer Sprache vorsetzte, und Zacharias Callierqus, besorgte Ausgabe erschien zu Venedig 1499. Fol.; eine zweite, mit einigen durch Zeichen jedoch geschiedenen Zusätzen anderer Scholiasten versehene Ausgabe von F. Turrisanus ebendaselbst 1549. Fol. Die dritte gab Friedr. Sylburg, mit Noten und sorgfältigem Index, zu Heidelberg ex Typograph. Hieron. Commelini 1594. fol. heraus, wovon, ihrer Seltenheit wegen, ein genauer Abdruck zu Leipzig 1816. 4. veranstaltet ward. Geringeren Werth besitzt die von Panagiotes von Sinope zu Venedig 1710. Fol. veranstaltete Ausgabe, der die meisten der in Sylburg's Noten angedeuteten Verbesserungen geradezu in den Text nahm, die Zusätze der Ausgabe des Turrisanus gleichfalls, aber ohne die Unterscheidungszeichen beizufügen, aufnahm, aber Sylburg's Register wegließ [16]). Viele schätzbare Verbesserungen des Textes, die sich über den Buchstaben *Y* und die folgenden bis zu Ende des *Ω* verbreiten, gab Larcher in einer Abhandlung in den Mém. de l'Académie des Inscriptt. et des bell. lett. Band XLVII. S. 109—208. Verschieden von der Handschrift, welche diesen Ausgaben zu Grunde liegt und von Callierqus benutzt ward, ist eine andere, früher in dem Besitze von Marquard Gude (daher Codex Gudianus), jetzt in der wolfenbütteler Bibliothek befindliche Handschrift, welche dieses Wörterbuch in einer bald sehr abgekürzten, bald aber auch in Einzelnem ergänzten, jedenfalls mehrfach abweichenden und theilweise

4) Sub voce ἤτοι p. 417. ed. *Sylb.*, wo er, nachdem er des Widerspruchs verschiedener, entgegenstehender Ansichten erwähnt, dann die Worte folgen läßt: *δίκαιον ἥγημαι πάντας παραιτούμενος τῇ παραδόσει μόνῃ ἕπεσθαι, καὶ μὴ διακενῆς γράφειν ἃ χρεία οὐκ ἔστι καὶ μάλιστα πολλαῖς καὶ ἀνεικάστοις συμφοραῖς καὶ τῇ τῶν ἀναγκαίων πιεζόμενος σπάνει· ἀλλὰ τῷ τῶν λόγων ἀνθελκόμενος ἔρωτι οὐδ' ὅλως τοῖς ὀφθαλμοῖς ὕπνον δέδωκα, ὥστε καὶ αὐτὸς ὠφεληθῆναι τὰ μέγιστα καὶ τοῖς μετ' ἐμὲ καταλιπεῖν μνήμης ἄξιον.* 5) s. die Note o bei Fabricius a. a. O. S. 597. 6) s. *Maussac.* Diss. critic. ad *Harpocrat.* p. 385. ed. Leyd. 7) s. Fabricius a. a. O. mit den Zusätzen von Harleß S. 596. 8) Vergl. darüber Harleß in der Note c a. a. O. S. 595. 9) Vergl. Fabricius a. a. O. S. 597. 10) ad Iliad. XI. p. 768. lin. 27—30. ed. Bas. 11) Praefat. ad *Theocrit.* p. XV. not. 1. 12) Onomastic. liter. II. p. 159.

13) In der Praefatio seiner Ausgabe, S. IX des leipziger Abdrucks. 14) Anecdd. Graec. p. 127. not. 1; vergl. im Index p. 285. 15) ad Iliad. II. p. 203. XI. p. 768. Odyss. I. p. 29. II. p. 93. ed. Bas. Auch die Stelle ad Iliad. II. p. 230, wo blos *κατὰ τὸν Ἐτυμολόγον* citirt wird, sowie ad Iliad. XII. p. 835, wo es heißt: *οἱ ἐτυμολόγοι*, lassen sich hierher beziehen. 16) s. über diese Ausgaben: Fabricius und Harleß a. a. O. S. 599 fg. und Larcher a. a. O. S. 106 fg.

selbst hier und dort berichtigenden Gestalt liefert, und dadurch mit Recht die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich zog, wie dies aus der Schrift von L. Kulencamp, die zugleich als Vorläufer einer Ausgabe dieses Etymologicums dienen sollte, hervorgeht: Specimen emendatt. et observatt. in Etymologic. (Goetting. 1765. 4.)[17]). Indessen dauerte es doch noch längere Zeit, bis F. W. Sturz einen Abdruck dieses Wörterbuchs, dem er noch mehre andere Inedita ähnlichen Inhalts beifügte, veranstaltete, unter dem Titel: Etymologicum Graecae linguae Gudianum et alia grammaticorum scripta, e codd. mss. nunc primum edita. Accedunt notae ad Etymol. magn. ineditae *F. H. Barkeri*, *J. Bekkeri*, *L. Kulenkampii*, *Th. Peyroni* aliorumque etc. (Lips. 1818. 4.), wozu noch eine später erschienene Abhandlung desselben Herausgebers, eine Gratulationsschrift an Ch. D. Beck, gehört: Novae Annotationes ad Etymologicum magnum Lipsiae editum, scriptae a *F. Guil. Sturzio*. (Lips. 1828. 4.) Andere Handschriften des Etymologicum magnum sind noch in andern Bibliotheken vorhanden, wie die bei Fabricius (a. a. O. S. 598) mitgetheilte Notiz ersehen läßt; eine genaue, von Bast gemachte Collation einer pariser Handschrift, aus der Bibliothek der Sorbonne Nr. 1846, welche unter Bast's Papieren sich befand, soll nach England durch Kauf gekommen sein. Vergl. Schöll, Gesch. der griech. Literat. III. S. 202 der teutschen Übersetzung. Jedenfalls wird eine neue Bearbeitung des Etymologicum magnum sehr zu wünschen sein, theils um das noch immer sehr verdorbene und entstellte Werk in einer reineren und der ursprünglichen Form näher kommenden Gestalt zu gewinnen, theils auch, um dann das wahre Verhältniß dieses Werkes zu den ähnlichen lexikographisch-grammatischen Werken, die wir aus der späteren griechischen Literatur noch besitzen, richtig zu bestimmen und das Ganze nach seiner Entstehung und wahren Beschaffenheit gehörig zu würdigen. (*Baehr.*)

ETYMOLOGIE, dem Gebrauche nach älter als alle Schriftstellerei, und als besondere Wissenschaft schon von den Griechen bearbeitet, welchen sie auch ihre Benennung verdankt, ist doch selbst durch die großen Fortschritte, zu deren Förderung viele teutsche Gelehrte der neuesten Zeit rühmlich beigetragen haben, noch nicht auf einem so sichern Grunde aufgebaut, daß nicht noch vielfach darin gefehlt würde. Zum Theil zwar auf ebenso sichere Grundsätze zurückgeführt, wie die Wissenschaft der Physik, ist doch deren Anwendung im Ganzen noch ebenso schwankend, als die Lehren der Meteorologie, sodaß sich unsere Etymologen von dem Ausspruche der Musen bei *Hesiod.* Theog. 27:

Ἴδμεν ψεύδεα πολλὰ λέγειν ἐτύμοισιν ὁμοῖα·
Ἴδμεν δ', εὖτ' ἐθέλωμεν, ἀληθέα μυθήσασθαι.

meistens nur den ersten Vers aneignen dürfen, und die Etymologie nicht, wie es sein sollte, als die Lehre von den wahren, sondern nur als die Lehre von den wahrgeglaubten Verhältnissen in der Sprache erklärt werden kann. So unpassend daher Cicero (Top. 8) die wörtliche Übersetzung der Etymologie veriloquium fand, so wenig angemessen erschien Anderen sein Vorschlag notatio, welchem man nach Quintilian (1, 6, 28) originatio vorzog, dem entsprechend Cassiodorus in seinem Buche de grammatica, ed. *Putsch.* p. 2323 schrieb: „*Etymologia* est aut vera aut verisimilis demonstratio, declarans, ex qua origine verba descendant." Unsern neuesten Schriftstellern gefällt der Ausdruck Wortbildung, mit welchem Dr. Becker das vierte Stück der Abhandlungen des frankfurtischen Gelehrtenvereines für teutsche Sprache die teutsche Wortbildung, oder die organische Entwickelung der teutschen Sprache in der Ableitung, betitelte. So wissenschaftlich dieses Werk die Wortbildungsgesetze der teutschen Sprache lehrt, welche man in Heyse's ausführlichem Lehrbuche der teutschen Sprache I. S. 308—413 auf eine rühmliche Weise ausgeführt findet, so müßte eigentlich die Etymologie jeder besondern Sprache bekannt sein, ehe man eine allgemeine Etymologie auf sichern Grundlagen aufzuführen hoffen dürfte. Indessen enthält schon die Einleitung des großartigen Werkes von Wilh. v. Humboldt über die Kawisprache auf der Insel Java äußerst schätzbare Bemerkungen über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts. Bei der Seltenheit solcher Sprachgenies, welche mit umfassender Sprachenkunde zugleich eine verständige Einsicht in den Geist der Sprache überhaupt verbinden, verdienen schon diejenigen Werke großes Lob, welche sich auf einen besondern Sprachenkreis beschränken, zumal die, welche, wie Pott's etymologische Forschungen, oder Bopp's vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Lithauischen, Altslawischen, Gothischen und Teutschen, die ihrer Ausbildung nach wichtigsten Sprachen umfassen.

Zur Geschichte der Etymologie hat Dr. Lersch im dritten Theile seiner Sprachphilosophie der Alten einen schönen Grund gelegt, und dabei nicht nur des Menschen natürliche Hinneigung zur Etymologie durch deren häufigen Gebrauch in allen Arten von Schriften von den ältesten Zeiten an nachgewiesen, sondern auch gezeigt, wie sich deren Grundsätze bei den griechischen Philosophen aus ihrer verschiedenen Ansicht der Sprachbildung entwickelten. Wer mit dem Dr. Lersch die hohe Wichtigkeit der Etymologie für die Orthographie und Synonymik nicht nur, sondern auch für die Mythologie und Jurisprudenz der Alten anerkennt, wird ihm auch Recht geben, daß es ebenso wichtig sei, die falschen Grundsätze der Etymologie zu kennen, welche man mehr oder weniger anwenden zu müssen geglaubt hat, als die allein richtigen, nach welchen man hätte verfahren sollen. So nothwendig nach Isidorus (Origg. I, 28) die Etymologie zu richtiger Auslegung ist, so nothwendig ist es zum Verständnisse der Schriftsteller, zu wissen, welchen Gebrauch sie von der Etymologie machen zu müssen geglaubt haben. Wenn man nun sieht, wie reich nicht nur die biblischen Schriften, in deren Genesis allein sich über 50 Etymologien nachweisen lassen, sondern auch fast alle Werke der Grie-

17) s. Fabricius a. a. O. S. 600 fg.

chen und Römer, poetische sowol als prosaische, und tragische oder lyrische nicht minder als epische oder dialektische, an Etymologien sind, so muß man sich wundern, wie man an so manchen Etymologien bei Homer und Virgil Anstoß nehmen und sie für Einschaltungen deutelnder Grammatiker halten konnte, während man dem gedrängte Kürze liebenden Horatius zumuthete, die den ersten Vers einer Ode (III, 17) nur mit überfließendem Wortschwalle ausmalenden vier folgenden Verse selbst gedichtet zu haben. Ungeachtet Homer nicht selten den Wörtern, besonders wenn sie eine verschiedenartige Deutung zuließen, die richtige Deutung unmittelbar hinzufügte, wie Il. XI, 847: *ῥίζαν ὀδυνήφατον, ἥ οἱ ἁπάσας ἔσχ' ὀδύνας*, so sollte doch nach *κύνας Κηρεσσιφορήτους* Il. VIII, 527 der diesen Ausdruck erklärende Vers eingeschoben sein, und selbst Wolf deutete noch den *ἄνδρα πολύτροπον* zu Anfange der Odyssee als einen listigen, ungeachtet ihn Homer durch den Zusatz *ὃς μάλα πολλὰ πλάγχθη* als einen vielgewanderten erklärte. Wenn man dergleichen offenbare Erklärungen misverstand, so waren die versteckteren Erläuterungen durch anderweitigen Zusatz noch mehr der Misdeutung ausgesetzt. So hielt man *πηρὸν θέσαν* (Il. II, 599), des erläuternden Zusatzes: *αὐτὰρ ἀοιδὴν θεσπεσίην ἀφέλοντο καὶ ἐκλέλαθον κιθαριστύν*, ungeachtet, für gleichbedeutend mit *τυφλὸν ἔθηκαν* (Il. VI, 139) oder *ὀφθαλμῶν ἀλάωσεν* (Od. I, 69), wenngleich Homer nicht so gefühllos war, einen Sterblichen zugleich des Gesichts der Augen und des Verstandes zu berauben (Od. X, 493), sondern den Verlust der Augen (Od. VIII, 64) durch die Gabe des Gesanges versüßte. Wenn man auch die auf falscher Etymologie beruhenden Wortspiele, wie die von der hornenen und elfenbeinenen Pforte der Träume (Od. XIX, 563), seltener übersah, so achtete man doch weniger auf die ähnlichen Anklänge bei manchen Bestimmungen, wie Odyss. V, 262: *τέτρατον-τετέλεστο* und *πέμπτῳ πέμπε*. Mochte bei solchen Anklängen auch oft nur der Zufall walten, so ist es doch ausgemacht, daß ein großer Theil der Sagen dem erst klar wird, welcher die Anklänge zu finden weiß, aus welchen sie hervorgingen. Wer z. B. die ähnlichen Bezeichnungen eines Steines und Sohnes in den Semitischen Sprachen kennt, wird sich leicht daraus den Ursprung der Sage bei Apollodor (I, 1, 3) erklären, daß Rhea dem Kronos einen Stein an Sohnes Statt gab, den man mit einem phönikischen Namen Abadir benannte. In der Sage von der Menschenschöpfung (I, 7, 2) ahmte man sogar das phönikische Wortspiel dadurch nach, daß man die *λᾶας* zu *λαούς* werden ließ; aber wie viele dergleichen Wortspiele mögen verloren gegangen sein!

Sowie sich unter den griechischen Dichtern besonders Hesiodos in seiner Theogonie auf Erklärung der Götternamen einließ, so gefiel es unter den römischen Dichtern vorzüglich dem Ovidius in seinen Fasten, das Erzählte etymologisch zu erläutern, welches er ein nomen ex vero positum (Fast. II, 859) nannte. Wenn dieser jedoch (Fast. III, 339) selbst den blitzenden Jupiter durch wiederholte Wortspiele des Numa zum Lächeln gebracht dichtete, so darf man nicht übersehen, daß viele Religionsgebräuche der Alten auf dergleichen Wortspielen beruhten; vorzüglich wollen jedoch die Schildwappen, Münztypen und Siegelbilder als Wortspiele gedeutet sein. Der uralte Glaube, daß die nomina zugleich omina seien, veranlaßte auch die Tragiker, sowie die Theogoniendichter der Götter Thun durch etymologische Deutung ihrer Namen erfanden und ausmalten, ebenso der Heroen Schicksale auszuspinnen, und verleitete sie sogar, die Helden der Trauerspiele ihre Klagen in allerlei Etymologien und Wortspielen aussprechen zu lassen. Weder Äschylos, noch Sophokles sind frei von diesem etymologischen Spiele; Euripides trieb es aber so weit, daß Aristophanes nicht nur spottend darauf anspielte, sondern auch nach dem Etymol. Magn. s. v. *Ἀμφίων* dem Euripides seine falsche Art zu etymologisiren vorwarf. Obgleich eine verständige Etymologie, welche zugleich Rücksicht nimmt auf die Veränderungen durch den Sprachgebrauch, die beste Führerin zur Rechtschreibung ist, so hat man sie dazu doch viel später benutzt, als zur Erläuterung der üblichen Benennungen der Gegenstände, und darum haben sich auch die Philosophen viel eher, als die Grammatiker, bemüht, die Gesetze einer wahren Etymologie wissenschaftlich zu ordnen. Allgemein bekannt ist der Platonische Kratylos als einer der ersten Versuche, die Etymologie wissenschaftlich zu bearbeiten. Ob ihm in diesem Versuche die ältern Pythagoreer vorangingen, ist weniger gewiß, als daß er unter den Stoikern, unter welchen Chrysippus besondere Werke *περὶ τῶν ἐτυμολογικῶν* geschrieben zu haben scheint, mehre Nachfolger fand. Wer die ähnlichen Werke der spätern griechischen Grammatiker kennen zu lernen wünscht, findet sie im dritten Theile der Sprachphilosophie von Lersch S. 61 gesammelt; uns genüge hier die Bemerkung, daß man die Wörter in der Sprache vorzüglich auf viererlei Weise entstanden glaubte, *κατὰ μίμησιν*, durch Nachahmung des Lautes, *καθ' ὁμοιότητα* oder *μεταφοράν*, durch Vergleichung oder Übertragung des Begriffs, *κατὰ κατάχρησιν*, durch uneigentlichen Gebrauch des Wortes und *κατ' ἀντίφρασιν*, durch ironischen Gegensatz, oder auch *κατ' εὐφημισμόν* durch Beschönigung des Widrigen. So wenig man nun auch den Euphemismus gänzlich verwerfen darf, nach dem z. B. bei den Athenern die Erinnyen *Σεμναὶ θεαί* und *Εὐμενίδες* hießen, so hat man doch mit der Antiphrasis besonders bei den Römern einen solchen Misbrauch getrieben, daß schon Quinctilian (I, 6, 34) darüber spottete.

Nicht minder tadelte jedoch Quinctilian das willkürliche Verfahren römischer Etymologen und Geschichtschreiber, welche den Ursprung einer Benennung durch beliebige Annahme hinzugefügter oder weggeworfener, irgendwie veränderter oder umgestellter Buchstaben und Sylben erklären zu dürfen vermeinten. Wie schon die Dichter Ennius und Nävius einander sich entgegenstanden, sofern jener dem griechischen, dieser dem heimischen Ursprunge römischer Benennungen den Vorzug gab, so standen sich auch zu Cicero's Zeit dessen Lehrer in der Rhetorik, L. Älius Stilo und der Polyhistor M. Terentius Varro, welcher von seinen Büchern de lingua latina die noch

vorhandenen dem Cicero widmete, einander in sofern entgegen, als dieser jenen deshalb tadelte, daß er zu sehr den griechischen Ursprung römischer Wörter verkenne. Sowie jedoch Varro dem Älius verschiedentlich vorwarf, er erkläre die Benennung des Hasen als levipes, wie des Fuchses als volipes, quod volet pedibus, da doch die Boiotischen Äolier den Hasen λέποριν, wie andere Griechen λαγωόν, genannt hätten, so verargte es Quinctilian dem Varro, daß er ein offenbar griechisches Wort ager (l. l. V, 6. §. 34), quod in eo agatur aliquid erkläre, und die vom Geschrei benannten graculos, quia gregatim volent (l. l. V, 11. §. 76), wie die merula quasi mera h. e. sola volans. Wie willkürlich man in der Erklärung römischer Namen verfuhr, worauf man doch ein großes Gewicht legte, kann uns Verrius Flaccus lehren, dessen Etymologien wir in der kleinen Schrift de praenomine unverfälschter, bei S. Pompejus Festus aber ausführlicher lesen. Mochte man die Namen troischen oder latinischen, tuskischen oder sabinischen, äquischen oder volskischen Ursprunges glauben, immer verfuhr man dabei mit solcher Willkür, daß Virgilius in seiner Äneide (V, 117 und 568) die Memmier, weil *μνῆστις* bei Homer (Od. XIII, 180) der memoria entsprach, von einem Troer Mnestheus, von Gyas vermuthlich die Geganier, von Sergestus die Sergier, von Cloanthus die Cluentier, von Atys die Atier, wie von Julus die Julier ableiten konnte. Über die sonderbaren Erklärungen der Götternamen spottete schon Cicero (N. D. II. und III, 24 sq.), ohne jedoch etwas Besseres an die Stelle zu setzen; denn wenn er an seinen Bruder schrieb: „Quoniam *Neptunum* a *nando* appellatum putas, nullum erit nomen, quod non possis una litera explicare, unde ductum sit: in quo quidem magis tu mihi natare visus es, quam ipse Neptunus," so bedachte er nicht, daß sich Neptunus ebenso wol als *νηχόμενος* deuten lasse, wie die *Νῆστις* des Empedokles als *νῆσσα* oder *νέουσα*. Auf grammatische Wortbildung achtete man aber so wenig, daß man ganz gewöhnliche Endungssylben beliebig für besondere Wörter nahm, und, sowie Älius Stilo nach Quinctilian pituitam, quia petat vitam, erklärte, so die Juristen kein Bedenken trugen, testamentum als testationem mentis zu deuten.

Daß in fremden Sprachen die Namen und Wörter auf eine andere Weise gebildet würden, als in der griechischen und lateinischen, verkannte man nicht. Wenn aber gleich Virgilius (A. I, 740) einen punischen Citherspieler statt Jubal (Genes. IV, 20) Jopas oder Juba, wie einen numidischen König (A. IV, 196) Jarbas statt Jerubaal nannte, so erlaubte er sich doch (A. I, 367) die Burg Karthago's Bosra als Byrsa griechisch zu deuten, um dadurch eine Sage zu begründen, dergleichen die Griechen gar viele erfanden. In der Grammatik begann man zwar schon früh auf alten Sprachgebrauch zu achten; aber die Sucht, Alles, soviel nur möglich, auf einen griechischen Ursprung zurückzuführen, wirkte sehr nachtheilig auf die Orthographie ein. Nicht nur übertrieb man den Gebrauch der Aspiration, worüber schon Cicero (Orat. 48) klagte und Catullus (84) spottete, sodaß man sepulchra ebenso, wie pulchra für *πολύχροα* schrieb, sondern man führte auch in vielen ursprünglich lateinischen Wörtern ein y ein, weil man in ihnen einen griechischen Ursprung ahnte, wie in satyra statt satura (Miscelle), weil man dabei an die Satyre des griechischen Drama's dachte, ohne zu bedenken, daß die satira ursprünglich, wie die lanx satura, nur ein Quodlibet von allerlei Erstlingsfrüchten war. Inchoare glaubte man mit einem Hauchlaute schreiben zu müssen, weil die Griechen den Anfang aller Dinge Chaos benannten. Wenngleich nach Diomedes (p. 361) Verrius Flaccus dieser Behauptung des Julius Modestus durch die Versicherung widersprach, welche man auch bei Festus s. v. cohum liest, daß bei den Alten die Welt cohum genannt sei, so war doch damit wenig verbessert, weil Varro (l. l. V, 3. §. 19) auch cohum oder choum vom Chaos ableitete, Ennius aber (Annal. I, 159) coum schrieb, wie man auch cors für cohors aus *χόρτος* bildete. Statt daß Suetonius Tranquillus, wie das Monumentum Ancyranum, incohare schrieb, welches Valerius Probus (p. 1486) für allein richtig erkannte, scheint A. Gellius (N. A. II, 3) incoare als ursprüngliche Schreibung anzuerkennen; aber die richtige Schreibung eines Wortes vermittels des Sprachgebrauches und der Analogie zu ermitteln, konnte denen nicht beifallen, die sich auch misi neben missus und accuso neben caussa zu schreiben gestatteten. Befragt man den Sprachgebrauch, so unterscheiden sich inchoare und incipere, wie die Gegensätze perficere und finire; inchoata und perfecta opera stehen einander entgegen, wie inceptae und finitae actiones. Inchoat, sagt Fronto (p. 2202), qui incertum facit, oder besser, wer etwas anspinnt und anzettelt; incipit, cujus exitum sperat, oder was er zu endigen hofft. Wie man anfängt, soll man enden, und vollenden, was man begann; aber zum Beginne des Werkes oder zur ersten Grundlage desselben bedarf es des Anfanges der That. Wenn hiernach inchoare soviel als exordiri bedeutete, so entsprach auch cohum dem exordium oder dem Zettel in der Weberei, oder Ennius gebrauchte cous, wie Herodot *χόος* für *χῶμα*, und incoo bedeutete ursprünglich soviel als *ἐγχόω* (einbrocken, einschütten).

Nur dann, wenn man also des Wortes Ursprung durch den Sprachgebrauch zu ermitteln im Stande ist, darf der Etymolog zu überzeugen hoffen; aber wenn er seine Behauptung durch unleugbare Fälle ähnlicher Art als glaubhaft darzustellen weiß, wird er sich Beifall erzwingen, wenngleich das verglichene Wort mit dem zu erklärenden auch nicht einen Buchstaben gemein hat. Allgemein bekannt ist das französische Wort jour für das lateinische dies, dessen Gleichheit Niemand verkennt, welcher weiß, daß der Franzose, um die Wörter mit ihrem Tone zu schließen, die darauf folgenden Sylben abzuwerfen pflegte, aber, um nicht auf diese Weise zu viel gleichlautende Wörter zu erhalten, den einfachen Substantiven verlängerte Adjectivformen vorzog, und daher zwar midi für medius dies, wie Lundi, Mardi, Mercredi, Jeudi, Vendredi, Samedi, aber jour für diurnum tempus,

wie matin für matutinum tempus, oder mane neben demain und soir für serum diei sagte. Wer möchte im lateinischen ut das griechische ὅπως wieder erkennen, wenn er nicht ut aus utei oder uti für ὅπῃ, wie uter für ὁπότερος, verkürzt wüßte? Sehr oft greift man aber nach dem ersten besten ähnlich klingenden Worte, und ohne zu bedenken, daß sich θεῖος zu divus wie θεός zu deus verhalte, meint man das von Ζεύς stammende Adjectiv δῖος um so mehr durch divus erklären zu dürfen, weil man auch Ζεύς nicht sowol mit Jovis oder Diespiter, als mit Deus übereinstimmend glaubt. Lesen wir gleich bei Horatius (C. III, 2, 5) ebenso wol sub divo als (C. I, 1, 25) sub Jove, so beweist doch die dea dia in den Act. frat. Arval., wie der Ausdruck dia dearum bei Ennius für δῖα θεάων bei Homer, daß Varro (l. l. V, 10. §. 66) das Adjectiv dius ἀπὸ τοῦ Διὸς nach Paul. Diac. irrig für gleichbedeutend mit divus ἀπὸ τοῦ θεοῦ hielt. Δῖος oder διογενής und διοτρεφής heißt bei Homer jeder, welcher als Herr über andere zu befehlen hat, daher des Odysseus Sauhirt Eumaios (Od. XVI, init.) ebenso wol δῖος genannt wird, als Odysseus selbst; wer aber den Eumaios auch θεῖος nennen wollte, würde ihn einem gottentsprossenen Heros gleichstellen. Wie wenig aber selbst die alten Griechen in ihren Worterklärungen den Sprachgebrauch beachteten, beweist ihre Verwechselung des Adjectives θεουδής (gottesfürchtig), welches, wie ἀδδεής für ἀδεής, eigentlich θεοδδεής zu schreiben war, mit θεοειδής (gottähnlich), dessen Zusammenziehung θεώδης lauten würde. So leicht jedoch jeder das Ungeschlachte vom Ungeschlachteten zu unterscheiden weiß, und so leicht man auch im Geschlechte oder Menschenschlage ein intransitives Schlagen für Schlingen oder Ranken, im Schlachten aber ein transitives Schlagen mit heftiger Bewegung erkennt, so wenig hat man doch noch beachtet, daß, wenn sich auch auf diese Weise die mannichfaltigen Schläge erklären lassen, ohne welche wir fast nichts auszuführen vermögen, doch noch eine Versetzung des Schalls und der Schale angenommen werden muß, um einen Nachtigallenschlag vom Taubenschlage oder einen Glockenschlag vom Kutschenschlage zu unterscheiden, und das Verschlagen aus Verschalen oder das Beschlagen aus Beschälen zu erklären.

Ist uns ein Wort nach seinem Ursprunge zu deuten gegeben, der nicht sogleich klar vor Augen liegt, so erforsche man zuvörderst dessen Gebrauch durch alle Zeitalter hindurch, und ordne die verschiedenen Bedeutungen, welche sich dabei herausstellen, historisch. Auf diese Weise erkennt man mit Dionysius Halic. (IV, 18) leicht, daß classis oder nach alter Schreibung auf der columna rostrata clasis, wodurch unter der Kaiserherrschaft jede Abtheilung, während des Freistaates aber besonders eine Heeresabtheilung zu Lande oder zur See, und unter dem Könige Servius Tullius eine Abtheilung des zusammenberufenen Volkes bezeichnet wurde, dem griechischen Worte κλᾶσις oder κλῆσις entsprach, und demnach, wie ἐκκλησία, von καλεῖν oder calare stammte, mithin auch das Mustergültige als vorzüglich berufungswürdig classisch genannt wurde. Ist man aber auch im Stande, die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes historisch zu ordnen, so ist damit doch nicht eher dessen wahrer Ursprung gegeben, als bis man seine Entstehung durch unleugbare ähnliche Fälle zu erläutern weiß. So reicht es zur Erklärung des Ausdrucks secularisiren noch nicht hin, zu wissen, daß der kirchliche Gebrauch des Wortes seculum für alles Weltliche aus der Bedeutung des Weltsinnes und Zeitgeistes bei Tacitus (G. 19) hervorging, und daß seculum ursprünglich nicht sowol des Menschen längste Lebenszeit oder ein Jahrhundert, als die Zeit eines Geschlechtes vom Vater auf den Sohn bezeichnete, weshalb der alte Nestor, welchen Ovid (M. XII, 188) das dritte Jahrhundert erleben ließ, schon als 70jähriger Greis ein triseclisenex genannt werden konnte, sondern man muß auch überzeugend darthun können, warum Lucretius immer nur seclum schrieb, und dieses Wort nur in der Bedeutung eines Geschlechtes gebrauchte. Allerdings konnte der herametrische Rhythmus allein den Lucretius veranlassen, seculum in seclum zusammenzuziehen, falls das e der ersten Sylbe von Natur lang war; aber weder zwang ihn die Versnoth, beständig secla für secula zu schreiben, noch kann seculum als Verkleinerungsform für secus gelten, wie templum in extemplo mit tempus verwandt scheint; denn das für sexus gebräuchliche secus hat, wie das griechische τέκος, ein kurzes e. Überdies müßte die Verkleinerungsform von secus eigentlich secusculum lauten, wie pecusculum von pecus. Es scheint daher seclum oder seculum ebenso wol als secus oder sexus von sēco für τίκτω, woher auch sēges stammt, abgeleitet zu sein, wie speculum von specio für σκέπτομαι, oder periclum vom einfachen perio für πειράω, und das e ebenso verlängt zu haben, wie sēmen von sēro oder rēgula von rēgo; für den Übergang des Verbums τέκω in seco zeugen σύ für τύ und sonus für tonus.

Je weniger die Regeln bestritten werden können, nach welchen man ein Wort vom andern ableitet, desto kühner darf man auch in der Ableitung sein. Wer möchte bezweifeln, daß die lateinischen Pronomina vos und voster oder vester aus den griechischen Dualformen σφώ und σφώτερος hervorgingen, wenn er ebenso nos und noster aus νώ und νώτερος hervorgegangen sieht, und der Wechsel des σφ mit ν nicht nur durch vespa für σφήξ, sondern auch durch σφέ für Ϝέ oder ἕ gegeben ist. Daß der männliche σφήξ nicht von der weiblichen vespa verschieden sei, leuchtet jedem ein, welcher die sehr gewöhnliche Vertauschung der ersten und dritten Declination kennt, wie panthera für πάνθηρ, cratera oder creterra für κρατήρ oder κρητήρ, vespera für vesper und aura für aër, und dagegen adeps für ἀλοιφή, worin d mit l wechselte, wie in lacryma für δάκρυμα und levir für δαήρ. Wenn auch θώρηξ zu lorica ward, wie μύρμηξ zu formica, so kann doch der Übergang des σφήξ in vespa den nicht befremden, welchem der gegenseitige Consonantenwechsel, wie in forma für μορφή, ebenso bekannt ist, als die Versetzung der Buchstaben, wie in abdomen von adeps. Mag auch σαφής in sapiens

übergegangen sein, so zeigt doch liquor für λίβος, wie liquidus für limpidus, daß ταφρής für τραφής von τρέφω ebenso wol in frequens übergehen konnte, als θρασύς in fretus. Wer dagegen die Schreibung lympha einführte, weil er das Wort mit Priscian aus nympha entstanden glaubte, bedachte nicht, daß sich limpa zu λιμήν und λίμνη ebenso verhalte, wie tempus mit der Verkleinerungsform templum in extemplo und Tempe zu τέμενος und τεμένη, oder umgekehrt νάπος zu nemus, und daß nicht auf gleiche Weise νύμφη von nubo in lympha übergehen konnte, wie μίν in νίν, μή in ne und μῶν in num. Um zu lernen, welche große Veränderungen ein Laut im Munde der Menschen erfahren konnte, vergleiche man die Zahlwörter verschiedener Sprachen, besonders die Bezeichnungen der Zahlen vier und fünf, und erforsche in Bopp's vergleichender Grammatik nicht nur die verschiedenartigen Ausbildungen derselben Wörter, wie Vater, Mutter, Bruder, Schwester, sondern auch die ähnlichen Abwandlungen der Nominal- und Verbalformen. Nur hüte man sich, solche Vermuthungen als erwiesen anzunehmen, welchen andere Wahrnehmungen widersprechen, wie wenn das griechische Augment als aus dem privativen α entstanden gedeutet wird, da doch das plattteutsche e des passiven Participe im Hochteutschen ge lautet, welches eine Verstärkung des Begriffs bezeichnet, wie ε in ἐμοῦ und e in equidem, oder ο in ὄβριμος, und mithin das Augment ein schon früheres Dasein bezeichnet, wie sich die Reduplication des Präteritums γέγονα oder steti mit e von der Reduplication des Präsens γίγνω oder sisto mit i unterscheidet.

Wie einerlei Wort zur Bezeichnung verwandter Begriffe verschiedenartig ausgebildet werden könne, beweist das aus ἴω oder eo, erro, hervorgegangene Verbum ἕρπω, woraus im Lateinischen sowol repo mit umgestelltem r zur Bezeichnung des Kriechens einer Raupe auf kurzen Füßen, als serpo mit vorgesetztem s zur Bezeichnung des Windens eines fußlosen Wurmes oder des Schleichens einer Schlange auf dem Bauche entstammt. Zwar könnte man glauben, das lateinische repo mit langem e sei zur Bezeichnung des langsamen Kriechens aus repo mit kurzem e gebildet, wovon rĕpente für plötzlich stamme; allein repente (tempore) entspricht der griechischen ῥοπῇ τοῦ χρόνου von ῥέπω, welches in das lateinische vergo überging, wie aus rēpo oder dem plattteutschen krupen von Rupe für Raupe oder eruca das hochteutsche kriechen ward. Daß serpens, wie ἑρπύλη oder serpula, von ἕρπω stamme, liegt offen am Tage; aber ἕλμινς scheint, wie des Wurmes lateinische Benennung vermis von εἰλύω oder volvo gebildet zu sein, wie Schlange oder Schleiche von schlüpfen, schleichen, schlingen. Wie einerlei Thiernamen in verschiedenen Sprachen oft nur ähnliche Thiere bezeichnen, hat A. W. v. Schlegel in der indischen Bibliothek I. S. 239 fg. nachgewiesen. Sowie aber das Kameel im Gothischen des Elephanten Namen ulbandus (angelsächsisch olfend), das Pferd im Lateinischen des Kameeles Namen caballus (teutsch Gaul), der Bär im Lateinischen des Rosses Namen ursus (englisch horse), der Fuchs im Lateinischen des Wolfes Namen vulpes u. s. w. führte, so ist auch die lateinische Benennung des Erzes aes um so mehr mit der Sanskritbenennung des Eisens ayas oder ayasa zu vergleichen, da der Plural aera lautet, wie der Engländer iron für Eisen sagt. Wie jedoch dieselbe Benennung auch in verschiedenen Sprachen mannichfaltig verdreht ward, mag des Pferdes Name im Sanskrit açva, im Zend açpa, im Persischen asp, im Afghanischen as, im Kurdischen hasp, im Dänischen hest, im Schwedischen haest, im Saterländischen hangst, im Griechischen ἵππος, im Lateinischen equus, im Gallischen epo, und des Bleies Benennung im Griechischen μόλυβδος, im Lateinischen plumbum, im Kymrischen plwmm, im Baskischen beruna, im Böhmischen wolowo, bei Kero pliwe, im Schwedischen bly beweisen. Dergleichen Veränderungen fremder Wörter haben gar oft zu falschen Etymologien verleitet, wie man aus dem Ausdrucke der 70 Dolmetscher ἀμνάς für das koptische αμνα oder εμνα statt des phönikischen מנה (μνᾶ, mina) um so mehr schloß, die hebräische Münze Kesitah habe das Zeichen eines Lammes getragen, weil auch bei den Römern das Geld nicht darum, weil es in der sogenannten multa statt der Schafe gebüßt ward, sondern von dem darauf geprägten Viehe pecunia genannt sein sollte, so schwer es auch werden möchte, dergleichen Gepräge nachzuweisen.

Nicht selten spaltete sich schon in derselben Sprache ein Wurzelwort in verschiedene Zweige, wie ἔχω in ἕξω und σχήσω, wodurch ἕξις und σχέσις, wie repo und serpo von ἕρπω, Stämme sehr verschiedener Wörter wurden. Ebenso oft gingen aus derselben Sprache verschiedene Wortformen in eine andere über, wie das französische chose und cause aus dem lateinischen causa, und das teutsche prüfen, probiren und proben aus dem lateinischen probare. Sowie diese Wörter mit der Zeit, in welcher sie aufgenommen wurden, eine etwas verschiedene Form und Bedeutung erhielten, so geschah dasselbe zuweilen in den Zusammensetzungen aus verschiedener Zeit. So wurden aus λέγω, welches im Griechischen aus der Urbedeutung legen nach und nach die Bedeutungen des Sammelns, Zählens, Erzählens, Redens und Denkens entwickelte, im Lateinischen dreierlei Zusammensetzungen gebildet, deren älteste, wie colligo und eligo, mit geringer Veränderung der Urbedeutung auf lĭgo, lēgi, die spätern mit der aus der Überlegung des Geistes abgeleiteten Bedeutung achten, wie intelligo (beachten), diligo (hochachten), negligo (nicht achten), auf lĭgo, lexi, die letzten aber mit der Bedeutung des Lesens einer Schrift, wie perlĕgo und relĕgo auf lĕgo, lēgi ausgingen. Weil man nun von diesem erst spät aufgekommenen relĕgo das sehr alte Wort religio nicht abzuleiten vermochte, so verfiel man auf die seltsame Ableitung dieses Wortes aus religo, religavi, ohne zu bedenken, daß die Bezeichnung einer Bedenklichkeit oder Rückachtung auf eine nicht mehr vorhandene Zusammensetzung relĭgo, relexi führe, von welcher Cicero noch das Particip religens kannte. Daß rigeo und frigeo derselben Wurzel φρίσσω entstammen, da nur zur Erleichterung der Aussprache von zwei Consonanten einer abgeworfen ward,

wie in ἄγνυμι oder Fάγνυμι für ῥήγνυμι oder Fρήγνυμι (frango, breche), zeigt der Gebrauch des Verbums frigeo für ῥιγέω, während rigeo dem φρίσσω näher kommt. Wie die Römer griechische Wörter in verschiedenen Zeiten verschieden formten, mögen Achilles und Ulixes neben Perseus und Orpheus, oder historia neben theoria und tragoedia, comoedia neben prosodia, melodia, bezeugen. Gleichwol verdienen immer diejenigen Ableitungen den Vorzug, welche man durch Fälle ähnlicher Art zu erläutern vermag. So kann sincerus nicht aus sine cera erwachsen sein, um lautern Honig zu bezeichnen, weil sonst keine Zusammensetzung mit sine bekannt ist, sondern, sowie simplex für semel plicatus gesagt ward und procerus von procresco (nach der Analogie von Cerus manus für creator bonus) einen Schlankgewachsenen bezeichnete, so muß auch sincerus ursprünglich Einfachgewachsenes, welchem nichts Fremdartiges beigemischt ward, bedeutet haben, demgemäß auch Tacitus die Germanen propriam et sinceram et tantum sui similem gentem nannte.

Man darf aber auch nicht alle Wörter als zusammengesetzt betrachten, welche mehr als einen Bestandtheil haben, sondern oft ist ein scheinbar zusammengesetztes Wort nur von einer Zusammensetzung abgeleitet, wie die von den zusammengesetzten Verben applico, complico, explico, verschieden abgewandelten duplico und supplico von duplex und supplex. Sowie sich daher examen (der Bienenschwarm) als Zusammensetzung aus ex und agmen, und examen (die Prüfung) als Ableitung von exigo unterscheiden, so noch mehr das zusammengesetzte Verbum comparo (herbeischaffen) und die Ableitung vom compar (vergleichen). Ließe sich zwar die letzte Bedeutung auch herausbringen, wenn man comparo als eine Zusammensetzung, wie confero oder compono, behandelte, und findet man auch zuweilen abgeleitete Formen, wie mando für manui oder ad manum do, welche wegen des Mangels des nächsten Stammwortes als eine Zusammensetzung erklärt werden müssen, so muß man indico doch erst auf index zurückführen, ehe man die Zusammensetzung indico erläutert. Hieraus fließt die Regel, daß man stufenweise vom nächsten Stamme bis zur ersten Wurzel aufsteigen, und, um jeden Sprung, soviel nur möglich, zu vermeiden, lieber nicht vorhandene Formen, auf welche die Analogie führt, zwischenschieben muß, ehe man von der ersten Wurzel wieder heruntersteigend die Bedeutungen der ausgefundenen Wortformen entwickelt. So darf man von eduresco nicht auf die Zusammensetzung eduro übergehen, sondern muß das einfache duresco vermittels eines eingeschobenen dureo von durus ableiten; denn daß die Mittelglieder bei der Wortbildung oft nur gedacht wurden, oder auch außer Gebrauch kamen, beweisen die Habseligkeiten statt der Habe, von welchen sämmtliche Mittelglieder Habsal, habselig und Habseligkeit fehlen. Hätte man sich aber früher an ein regelrechtes Verfahren in der Etymologie gewöhnt, so würde man weder die Seligkeit von der Seele, noch trepidatio, wie tremor, von τρέω abgeleitet haben, da man durch die Mittelglieder trepido und trepidus, welche, wie tepidus von tepeo, ein Verbum trepeo voraussetzen, zur Wurzel τρέπω gelangt, welche nicht, wie terreo, ein Scheuchen, sondern, wie torqueo, ein Drehen und Wenden oder in die Flucht Schlagen bezeichnete, sodaß trepidus den Zustand eines Fliehenden und trepido dessen Benehmen andeutet.

Jedermann begreift nun leicht, wie eine so durch Analogie begründete Etymologie zur Hauptstütze der Synonymik werde, wovon nur ein Paar Beispiele anzuführen genügen mag. So unterscheidet sich monstro, vermittels monstrum von moneo (μένω, mahne) abgeleitet, von ostendo für obstendo, wie unser Hinweisen auf etwas vom Vorzeigen einer Sache, und ausculto, von auscula für auricula abgeleitet, von audio, zusammengezogen aus audiao, welches sich zum griechischen αὐδάω, wie umgekehrt γεγωνέω zu γέγωνα für γέγνωα von γιγνώσκω, verhielt wie unser Ohrenspitzen oder Horchen vom Schallvernehmen oder Hören. Man muß sich aber vor falschen Analogien hüten, daß man nicht ein zusammengesetztes perdo, welches sich zu pereo wie vendo zu veneo verhält, mit dem einfachen πέρθω, oder das einfache divido für δαΐζω mit dem zusammengesetzten diffindo vergleiche, und einen consul, der von des censeo Stammworte conso oder consulo benannt ward, wie einen exsul oder praesul erkläre. Wer die Wörter nur nach dem Gleichklange vergleichen wollte, würde fastigo wie vestigo beurtheilen, da doch fastigo nur von fastus abgeleitet scheint, wie castigo von castus, vestigo dagegen zusammengesetzt, wie instigo, sofern vestigium, mit vestibulum (viae stabulum oder Vorhalle) verglichen, eine Wegpunktirung von στίζω oder Fußspur bezeichnet. Daß auch fatigo und defatigo mit dem Passiv defetigor für defetiscor, wie das griechische μαστιγῶ für μαστίζω, eine bloße Ableitung von fatis (Erschöpfung) sei, wovon fastidium ein verstärktes taedium bezeichnet, und nicht, wie jurgo für jure ago oder purgo für purefacio oder purifico, als Zusammensetzung für affatim ago (bis zur Erschöpfung jagen) gedeutet werden dürfe, beweist die Länge des i, da litigo für litem ago und fumigo für fumifico ein kurzes i haben. Wer blos nach verwandten Bedeutungen urtheilte, könnte das griechische δαΐφρων, slawische dobry und teutsche tapfer mit einander verwandt glauben; aber dobry bedeutet eigentlich gut, und während tapfer als nicht vom Platze weichend von der Fuß-tapfe abgeleitet scheint, ist das Homerische δαΐφρων als kampflustig eine Zusammensetzung mit δαΐς, und bedeutet daher auch in der Odyssee soviel als περίφρων (sinnig). Wie sehr man oft die wahre Bedeutung eines Wortes wegen falscher Ableitung desselben verfehlt, mag ferox beweisen, welches nur, wie celox von cello (schnellen) und velox vom verlorenen Stamme des Verbums volo (fliegen), woher auch veles stammt, ein Verbale sein kann, und daher mit fortis oder qui fert impetum, wie ferax mit fertilis, verwandt ist, mit dem einzigen Unterschiede, daß ferox, welches man irrig mit ferus verwandt glaubt, den zum Angriffe hitzigen, fortis den beim Angriffe vor Andern kalten bezeichnet; denn daß es Denominativa die-

ser Art gebe, kann weder durch ätrox, als von äter stammend, noch durch verax, welches wie veratrix vom Verbum vero abgeleitet werden muß, erwiesen werden.

Nicht zu leugnen ist, daß die ersten Spracherfinder mit den Endungen eines Wortes gewisse Begriffe verbanden, und die Personalendungen der Griechen, μι, σι, τι und μαι, σαι, ται, sogar Pronomina waren; aber man muß sich doch sehr hüten, bloße Endungen als ursprüngliche Wörter zu misdeuten, wie man aus dem Reginolt einen Reinhold und aus dem Wagolt einen Wagehals schuf. Wie es in veles und superstes bloße Endung ist, so auch in miles und coeles; denn wenn pedes als Fußgänger mit ire zusammengesetzt wäre, müßte man für eques die Zusammensetzung equovehes erwarten. Dagegen zeigt sich mes in comes von commeo nach seiner Urbedeutung und in trames von trameo als Stammwort von mitto, dem zufolge fomes als funkensprühend gedeutet werden kann. Sind gleich manche abgeleitete Wörter kürzer als das Stammwort, wie ars für ἀρετή und arx für ἀκρὴ πόλις, so heißt es doch die Sache umkehren, wenn man den Namen Roma von Romulus ableitet; und so wenig βροτός von mortalis stammt, so wenig kann die Pforte von porto benannt sein, sondern sowie jene Wörter von μόρος stammen, so muß porta von πόρος, porto aber von πορεῖν abgeleitet werden. Wie die fast nur den Ton beachtenden Franzosen die Wörter verkürzten und dabei auch zwei Wörter zu Einem verbanden, wie wenn man Levkoje für λευκὸν ἴον sagt, ist oben schon erwähnt; doch darf man nicht behaupten, daß in einigen Wörtern, wie in oncle von avunculus und Août von Augustus, nur die Endung übriggeblieben sei, da av und au nur mit dem folgenden Vocale in Einen Laut verschmolzen. Wie aber die Franzosen, um die verkürzten Wörter wieder zu verlängern, Adjectivformen an die Stelle der Substantive setzten, so liebten sie auch so sehr die Verkleinerungsformen, daß sie nicht nur oreille für auris einführten, sondern auch oeil und yeux für oculus und ocelli vom griechischen ὄσσε, und sogar oiseau für avis, als hätte man für avicula auch avicellus gesagt. Aber auch Vorsätze findet man, wie mon und ma in Monseigneur, Monsieur, Madame und Mademoiselle für mea dominicella (mein Jüngferchen oder junges Fräulein von Frau für domina), woraus man im Teutschen eine neue Verkleinerungsform Mamsellchen gebildet hat; denn daß auch den Teutschen der Gebrauch der Verkleinerungsformen nicht ganz fremd geblieben ist, beweist nicht nur die Wurzel für Wurz oder ῥίζα, sondern noch mehr das Veilchen von viola für ἴον.

(*G. F. Grotefend.*)

ETZÄRI, eine Kapellgemeinde des Pastorats Ruovesi, Tammerfors Propstei, in der finnischen Landschaft Satakunda, oberen Häreds, Län Wasa, Erzstift Åbo, im J. 1820 mit 1205 Einwohnern. In der Nähe der Kirche Etzäri trifft man einen gleichnamigen See (Etzarinselkä), der mit dem See Tarjannes zusammenhängt und endlich in den Kumofluß eintritt, der sich in den bothnischen Meerbusen ergießt. (*v. Schubert.*)

ETZDORF, EZILSDORF, ETZELINDORF. Ein Pfarrdorf im saal-eisenbergischen Kreise des Herzogthums Sachsen-Altenburg, liegt ¼ Meile von Eisenberg entfernt und zählt 330 Einwohner. In den frühesten Zeiten war hier ein Hammerwerk, da man auf Eisen und Kupfer baute; jetzt aber treiben die Einwohner einen starken Obsthandel. Das Dorf hat eine der schönsten Kirchen in dem Herzogthume und gehörte nebst dem Dorfe Randau bis vor einigen Jahren der freiherrlichen und gräflichen Familie derer von Etzdorf. Dieses Geschlecht war eins der angesehensten und ältesten des Saalstromes, und hatte bedeutende Besitzungen in Groß- und Kleinaga, Drasdorf, Droschwitz, Etzdorf, Eisenberg, Geusnitz, Grobengereuth, Hohenborn, Herschdorf, Limbach, Leimnitz, Lausdorf, Nimritz, Neuenhofen, Reichenbach, Ratelsdorf, Rauda, Reuden, Römen, Silbitz, Sifriedsdorf und Treilitz.

Gehen wir nun zu der Genealogie dieses Geschlechtes über. Georg von Etzilsdorf, der 1225 noch lebte, übergibt dem Kloster in Eisenberg ein Gut in Rauda 1210. Ob Heinrich und Hermann, welche das Dorf Reichenbach dem cistercienser Frauenkloster Lausnitz schenken, nachdem sie vom Lehnsherrn Markgrafen Heinrich von Meißen die Einwilligung erhalten hatten (1262), seine Söhne waren, ist nicht zu bestimmen. Derselbe Heinrich von Etzdorf, Ritter, kommt mit Hermann's Sohne, Diedrich, 1270 als Zeuge vor, wie der Bischof Theoderich von Naumburg einen Gütertausch zwischen dem Frauenkloster zu St. Stephan in Zeitz und Konrad Hebenstreit bestätigt. Auch macht er seine Höfe zu Eisenberg, die der Landgraf Albrecht von Thüringen dem Kloster daselbst schenken wollte, zu Gunsten dieses Klosters frei. Konrad von Etzdorf, wahrscheinlich Heinrich's Sohn, finden wir als Zeugen in Urkunden Landgrafen Albrecht's von Thüringen und des Bischofs Ulrich von Naumburg in den Jahren 1301—1308. Schon wenige Jahre nachher mag er verstorben sein, da 1317 Abt Johann zu Bosau verordnet, daß in seinem Kloster ein Aniversarium für das Seelenheil Konrad's gehalten werden sollte. Sein Sohn Rudgerus begegnet uns schon ein Jahr später (1318), als er dem Kloster zu Eisenberg 4½ Hufe bei Thiemdorf schenkt. Auch tritt er, Ritter und Castellan des Schlosses Crossen 1324 als Schiedsrichter in einer Streitsache zwischen dem Kloster zu Eisenberg und denen de Predelar auf, und einige Jahre nachher vergab er mit seiner Frau Sophia von Rode und seinem ältesten Sohn Heinrich II. von Etzdorf zu des Klosters Lausnitz Nutzen seine Rechte auf die Dörfer Sifridisdorf, Ratolfsdorf und Hohenborn. Als Töchter dieses Heinrich II. dürften wol Elisabethe von Etzdorf, die als Abatissin des Klosters zu St. Petersberg starb, und Elsa, die als Klosterfrau desselben Klosters 1393 vorkommt, gelten. Von Heinrich II. verschwindet dieser Name in den Urkunden, bis auf einmal hundert Jahre später (1434) Ulrich von Etzdorf auftaucht. Dieser erscheint als Zeuge bei einer Pfandverschreibung des Klosters St. Petersberg und 1445 in gleicher Eigenschaft mit seinem Bruder Konrad bei dem Vergleiche zwischen dem Kurfürsten Friedrich II. und seinem Bruder

Wilhelm, Herzog von Sachsen. Auch finden wir 1458 in einem päpstlichen Indulgenzbriefe für das Kloster Eisenberg, Margretha, Elisabeth, Gertrud und Gutta von Etzdorf unter den Klosterfrauen. Heinrich III. von Etzdorf quittirt 1464, daß er für das, was er im sächsischen Bruderkriege verloren habe, hinlänglich schadlos gehalten worden, und sein Sohn Volrad, Domdechant zu Zeitz, stiftete 1499 ein Familienstipendium von sechs Beneficien für diejenigen seines Geschlechts, welche sich den Wissenschaften widmen wollten, und dehnte diese Beneficien, wenn keine aus seinem Geschlechte sie genießen würden, auf andere mit ihnen durch den nächsten Verwandtschaftsgrad verbundene Geschlechter aus.

Mit Albrecht von Etzdorf, Besitzer der Rittergüter Etzdorf, Groß- und Kleinaga, beginnen erst die genealogischen Nachrichten in Valentin König's sächsischer Adelshistorie 1450 über dies Geschlecht, und auch diese sind so mangelhaft und dürftig, daß sie nur spärliche Auskunft ertheilen. Als Albrecht's Ehefrau wird Gertrude von Stensch aus dem Hause Aulick genannt, die einen Sohn, Hans, und vier Töchter gebar. Von diesen war Agnese mit Heinrich von Licht zum Langenberg und nach dessen Ableben mit Georg Winkler auf Wucher, Anna mit Christoph von Drachsdorf, Eva mit Daniel von und auf Rothenburg und Magdalena mit Lutz von Uttenhofen, vermählt. Hans I. zu Etzdorf und Agau war mit Katharina von Schönfels aus dem Hause Ruppertsgrün vermählt, die ihm vier Söhne: I. Balthasar, II. Georg, III. Christoph und IV. Meinhard I. gebar.

I. Balthasar, Stifter der Linie zu Römen und Hersdorf, hinterließ drei Söhne: 1) Hans, 2) Heinrich IV. und 3) Melchior, die sich am 24. März 1547 in ihre Güter theilen. Jeder dieser drei Brüder erzielte Nachkommenschaft.

1) Hans II., Sohn Heinrich's V., erhielt von seinem Vater Römen (Rehmen) und ließ sich bei der am 24. März 1591 vorgenommenen Theilung von seinem Vetter, Hans Otto von Etzdorf, wegen Herschdorf, welches zu 3116 Fl. angeschlagen war, mit Geld abfinden. Seine Tochter Anna war mit Sigismund von Eichenberg zu Langenorla 1583 vermählt, und von seinen Söhnen Georg, Friedrich und Kaspar verheirathete sich Ersterer am 28. Aug. 1645 mit Christiane von Hayn, aus welcher Ehe ein Sohn, Kaspar Gottfried, und eine Tochter, Katharine Maria, hervorgingen. Diese war mit Hans Christoph von Eichenberg verehelicht. Eine Schwester Georg Friedrich's, verehelichte von Hayn, kommt 1649 als Hofmeisterin zu Greiz vor.

2) Heinrich erhielt 1547 zur Hälfte Rehmen und hinterließ folgende männliche Nachkommen: a) Joachim, der 1575, 1584, 1586, bis 1594 in Urkunden vorkommt; b) Hans Otto, welcher 1610 mit Ursula Dürlingel aus dem Hause Ringelstein vermählt. Sein Sohn Veit Heinrich Werner hatte 1627 Eva Sabina von der Pforten zur Ehefrau, die ihm Hans Wilhelm, Hans Christoph und Hans Ottomar gebar (1668).

3) Melchior erhielt 1547 einen Antheil an Rehmen und Herschdorf, und hatte zwei Söhne, Wilibald und Kaspar Heinrich, von denen der Erstere mit seinem Vetter Joachim 1575 und 1590 ihrer Güter wegen Verträge abschließt, Letzterer aber in einem Zweikampfe getödtet wurde. Er hinterließ Hans Friedrich und Heinrich Jost von Etzdorf. Hans Friedrich, der 1632 im Kriege blieb, hinterließ eine Witwe, Veronica, von Thüna aus dem Hause Schlottwein, die, da sie keine Nachkommenschaft mit ihm erzielt hatte, ihre Güter bei Altenburg und Zeitz an den Lehnsvetter Hans Wilhelm und dessen Brüder gegen eine gewisse Summe Geldes herausgab, welcher Vertrag auch von den Regierungen zu Altenburg und Zeitz bestätigt wurde. Heinrich Jost besaß Neuhofen und starb 1633 ebenfalls ohne Nachkommen.

II. Die Hauptlinie zu Etzdorf und Groß- und Kleinagau stiftete Georg von Etzdorf, welcher 1520 in Wittenberg studirt hatte. Er ist Stammvater sowol der jetzt noch blühenden Linie in Etzdorf, als auch der gräflichen Linie zu Weihenstephan im Königreiche Baiern geworden, indem er zwei Söhne: α) Mainhard s. w. u. und β) Christoph hinterließ. Von diesen besaß der Letztere Groß- und Kleinagau, und gründete mit Katharina von Ende aus dem Hause Kayna eine besondere, aber jetzt erloschene, Seitenlinie. Er hatte zwei Söhne: 1) Johann Christoph und 2) Jacob, erzielt, von denen der Letztere als Besitzer der Rittergüter Geisnitz und Reuda mit Maria von Bünau aus dem Hause Elsterburg, die ihm nur eine Tochter, Anna, hinterließ, vermählt war. Diese einzige Tochter war mit Melchior von Breitenbauch zu Stobritz und darauf mit Friedrich von Etzdorf in die Ehe getreten und starb 1649. Johann Christoph zu Grobengereuth erzeugte mit Magdalena von Zettwitz aus dem Hause Ullersdorf einen Sohn, Wolf Schweibold, und Sabina, die die Ehefrau von Hans von Kannewurf auf Gleina wurde. Wolf Schweibold erbte Hausdorf und Nimritz, und verband sich ehelich mit Dorothea von Brandenstein, aus welcher Ehe Heinrich und Christina, welche mit Isaak von Brandenstein zu Wolfsdorf und Rahnis verheirathet, hervorging. Heinrich I., Rentmeister bei Herzog Johann Wilhelm von Sachsen, unterschreibt den Kaufbrief über die Erbgerichte zu Weimar an den Stadtrath daselbst (1569), und mag in großem Ansehen bei dem Herzoge gestanden haben, da dieser ihn zu einem seiner Testamentsexecutoren (1571) ernannte. Er war mit Elisabeth Schneen von Liesburg und Künsburg vermählt gewesen, und hatte einen Sohn, Hans Friedrich (1624), erzielt, der durch seine Gemahlin, Clara von Stein aus dem Hause Lausnitz, zweier Söhne, Heinrich II. und Konrad, und einer Tochter, Anna, die mit Hans Ernst von Stein zu Neuhofen verheirathet, Vater wurde. Heinrich erhielt Grobengereuth, nahm an dem Begräbniß des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar 1668 Theil und hinterließ mit Anna Sophia von Vippach eine Tochter, Anna Magdalena, die nachherige Ehefrau Georg Heinrich's Münch von München-Gosserstedt. Konrad erhielt in der brüderlichen Theilung Nimritz, erzeugte ebenfalls mit Anne Margrethe von Raschau aus dem Hause Friesnitz nur eine Tochter, Agnes, die sich 1648 mit Christian Freiherrn von Meußbach auf Braunsdorf, einem sehr reichen und angesehenen Manne, verband. α) Meinhard I., geb. 1550, Erbherr zu Etzdorf, Reuda, Lemnitz, Silbitz, Agau und Rehmen, Hofmarschall und Hofmeister zu Altenburg, war mit Elisabetha von Einsiedel aus dem Hause Gnandstein

vermählt, die ihm neben einer Tochter Katharine, der nachmaligen Ehefrau Schweibold's von Brandenstein, noch drei Söhne: 1) Friedrich, 2) Christoph Haubold und 3) Georg, gebar.

1) Friedrich, Amtshauptmann zu Jena, Eisenberg und Bürgel (1588), erhielt Etzdorf, Selbitz und Leimnitz und verheirathete sich mit Sophia von Udern aus dem Hause Lennbach, die Mutter eines Sohnes, Ludwig, und dreier Töchter wurde. Von diesen war Magdalena an Daniel de Cachedenier, Herrn der Herrschaft Riccy im Herzogthume Bar, Sophia an Hans Georg von Kessel und Barbara an Dietrich von Creutzen vermählt. Der einzige Sohn, Ludwig, pflanzte seine Linie durch Magdalena von Wöllnitz mit einem Sohne, Friedrich (geb. 1602), fort. Dieser war Hofgerichtsassessor in Jena und wurde am 14. März 1634 in seinem Hause zu Etzdorf von den Kroaten erschossen. Von seiner Frau, Anna Katharine von Etzdorf aus dem Hause Geisnitz, hinterließ er drei Söhne: Friedrich, Sigismund, Johann Friedrich und einen Posthumus und eine Tochter, Maria Katharina, die mit Friedrich von Friesen zu Kauern verheirathet. Mit diesen Kindern erlosch 1654 diese Linie.

2) Christoph Haubold, Amtmann zu Römhild (1588), erhielt Geusnitz und Drasdorf bei Naumburg. Mit seiner Ehefrau, Susanne von Weischlitz, erzeugte er eine Tochter, Susanne, die an Hans Georg von Gleisenthal sich verehelicht, und drei Söhne: Ehrenfried, Siegmund Meinhard II., welche 1611 im Gesammtlehnbriefe vorkommen. Siegmund, der die Rittergüter zu Geusnitz und Drasdorf besaß, hinterließ eine Tochter Anne Katharine von Etzdorf, welche an Friedrich von Etzdorf zu Groß-Agau vermählt war.

3) Georg I. erhielt Reuden und Troglitz, verheirathete sich mit Ursula von Hochberg und erzielte mit dieser eine Tochter, Anna, die nachherige Ehefrau Hansen von und zu Zeschau, und nach dessen Sterben die des Melchior von Breitenbauch, und einen Sohn, Meinhard III., welcher mit Katharina von Lichtenhayn aus dem Hause Crolzhayn einen Sohn, Georg II., erzeugte, der mit Katharina von Kayn das Ehebündniß schloß, aus dem drei Söhne entsprossen: 1) Gottfried, königlich sächsischer Rittmeister; 2) Georg Kaspar, gleichfalls Rittmeister in königlich schwedischen Diensten, und 3) Georg Ehrenfried. Diese drei Brüder erbten von ihrem Vetter, Friedrich von Etzdorf, das Stammhaus Etzdorf. Aus der Ehe Georg Ehrenfried's mit Regina Sabina von Helldorf aus dem Hause Kyritz, war Maria, die den kursächsischen Oberhofmeister, Obersteuereinnehmer und Viceoberhofrichter zu Leipzig, Wolf Rex auf Poblitz, zum Mann hatte, und Gottfried II. entsprossen. Dieser heirathete Regina Sophia von Schauroth, welche ihm einen Sohn, Georg Friedrich, gebar, der als fürstlich sachsen-gothaischer Oberst, Obersteuereinnehmer, Oberkriegscommissarius und als Senior der Familie 1733 starb und von Agnese Elisabethe von Kayn aus dem Hause Wutschau zwei Söhne, Karl Friedrich und Friedrich August, hinterließ, von denen Ersterer würtembergischer Oberst und Chef eines Dragonerregiments (1770) mit N. von Rudolff Nachkommen hinterließ, die wir später in würtembergischen Diensten antreffen; Letzterer aber fürstlich sachsen-merseburgischer Kammerjunker und Schloßhauptmann war und eine zahlreiche Nachkommenschaft mit N. von Reitzenstein erzielte, von denen wir jedoch nur Moritz Heinrich Otto (geb. 1726), Heinrich August Adam (1731) und Friedrich Ludwig Otto (geb. 1736) hier bemerken wollen. Der Letztere war fürstlich sachsen-gothaischer Kammerjunker und lebte 1784 noch. Ein Sohn desselben, Ernst Wilhelm, hinterließ gleichfalls Söhne, von denen der älteste als königlich preußischer Hauptmann 1813 blieb, der zweite als königlich preußischer Major 1821 aus dem Dienste schied, und der dritte, Ludwig Erasmus, königlich sächsischer Rittmeister a. D., das Stammschloß Etzdorf mit Reuda 1839 an den Prinzen Georg von Sachsen-Altenburg verkauft hat. Er ist verheirathet und hat auch Nachkommenschaft.

Der Stammvater der jetzt noch in Baiern blühenden gräflichen Linie, welche daselbst die Rittergüter Weyhenstephan, Stammrieth, Essenbach, Kolmstein, Pfetrach und Tangernbach besitzt, war Karl von Etzdorf, der von Barbara Hund zu Lauterbach einen Sohn, Georg Karl, hinterließ. Dieser war Vicedom und Landschaftspräsident zu Landshut und wurde 1682 von Kaiser Leopold in Freiherrnstand erhoben. Er war mit Margretha Christine Freiin von Neuhauß vermählt, die ihm Franz Xavier gebar, welcher königlich bairischer Kammerherr, geheimer Rath und Vicedom zu Landshut war, und sich die Güter Weyhenstephan, Stammrieth und Essenbach erwarb. Aus seiner Ehe mit Maria Theresia, Gräfin von Lamberg, waren ihm drei Söhne und zwei Töchter. Von den Töchtern war Maria Johanne Domicellarin im Reichsstifte Obermünster zu Regensburg, und Maria Franziska Capitularin im Reichsstifte Niedermünster zu Regensburg. Die drei Söhne hießen: 1) Franz Gottlieb, s. w. u., 2) Maria Joseph Johann Nepomuk Xavier Adam Graf von Etzdorf. Letzterer, geb. 1733, war kurbairischer Kämmerer, geheimer Rath, Hauptpfleger zu Kirchberg und Landstand, Großkreuz des St. Michaelsordens. Er besaß die Rittergüter Kolmstein, Pfetrach und Tangersbach, und starb 1792 unverheirathet.

3) Ludwig Adam Graf von Etzdorf (geb. 9. März 1739), Domherr zu Regensburg und Freisingen, wurde Senior und Jubilarius und zum kurbairischen geheimen Rath und Großkreuz des St. Michaelsordens ernannt. Franz Gottlieb Graf von Etzdorf, geb. 1730, Herr zu Weyhenstephan und Essenbach, war kurbairisch-mainzischer und fürstlich-ellwangischer geheimer Rath und Vicedom zu Ellwangen, auch Großkreuz des St. Michaelsordens, wurde während des Reichsvicariats am 19. April 1792 mit seinen Brüdern in den Reichsgrafenstand erhoben, auch als Personalist bei der schwäbischen Reichsritterschaft aufgenommen. Von seiner Gemahlin, N. Freiinn von Kaßler von Weidenburg, Sternkreuzordensdame, hinterließ er fünf Söhne und eine Tochter, welche als letzte Stiftsdame zu St. Anna in München lebt. Die Söhne waren: 1) Joseph Maria Franz, geb. den 2. Dec. 1763, Herr zu Gerartspoint, königlich bairischer Kämmerer und Regierungsrath in Landshut, auch Comthur des St. Georgenordens, lebte noch 1840.

2) Karl Wilhelm Xavier, geb. den 24. Oct. 1766, Herr zu Kolmstein, königlich bairischer Kammerherr, Hauptmann à la suite, des Malteserordens und des St. Michaelsordens Ritter, lebte gleichfalls 1840 noch. 3) Joseph Anselm Ignaz, geb. den 3. Dec. 1775, war königlich bairischer Kammerherr und starb 1829. 4) Maria Sigismund, geb. den 31. Dec. 1779, und 5) Franz Wilhem, geb. am 23. Juni 1782.

Das Wappen: Im silbernen Felde einen mit den Hinterläufen auf einem dreihügeligen grünen Berge stehenden, mit den Vorderläufen im Sprunge begriffenen Hirsch. Auf dem Helme ruht ein roth und silberner Wulst, der mit einem von Schwarz und Silber gevierteten Streitkolbenknopfe besetzt ist. Helmdecken silbern und roth. — Auch findet man das Wappen mit der Verschiedenheit, daß darin der Berg fehlt. Der Hirsch ist gleichfalls im Sprunge begriffen, hat die Zunge ausgeschlagen und ein Geweihe von acht Enden. Auf dem Helme ist eine silberne ungarische Mütze, roth aufgeschlagen, und mit einem von Silber und Schwarz quer getheilten Streitkolbenknopfe besetzt.

Das gräfliche Wappen besteht in einem vierfach getheilten, mit einem Herzschilde versehenen und drei Helmen bedeckten, Schilde. Im ersten und vierten silbernen Felde ein mit den Hinterläufen auf einem dreihügeligen grünen Berge stehender, nach dem Innern hin im Sprunge begriffener Hirsch, im zweiten und dritten rothen Felde eine Lanze, woran der Stab Silber und Schwarz, und die Spitze vierfach Silber und Schwarz getheilt ist. Im goldenen Mittelschilde erblickt man einen einköpfigen schwarzen und rechts gekehrten Adler mit ausgebreiteten Flügeln und Klauen. Auf dem mittelsten gekrönten Helme ein wachsender schwarzer, rechts gekehrter Adler, wie im Mittelschilde, auf dem rechten gekrönten ein wachsender, links gekehrter Hirsch, und auf dem linken eine wachsende Lanze, wie im Wappen, Helmdecke rechts, Silber und Roth, links Silber und Schwarz.

(*Albert Freih. von Boineburg-Lengsfeld.*)

ETZEL, der berühmte heldensagliche König; sein Name ist Zusammenziehung mit Umlaut aus Attila, und dieses bedeutet im Gothischen Väterchen, nämlich wenn wir es als Verkleinerungsform von Atta, Vater, nehmen. Auf den ersten Blick hat es etwas Befremdendes, daß der Name eines Hunnenkönigs gothisch sein soll. Doch fassen wir ihn als Würdennamen auf, der zugleich als Eigenname gebraucht ward [1]), so läßt sich die Sache dadurch erklären, daß die Gothen, durch welche Attila den Römern am wahrscheinlichsten zuerst bekannt ward, den hunnischen Würdennamen in gothischer Übersetzung brauchten. Im Angelsächsischen heißt er Aetla, denn in dem Liede von dem reisenden Sänger [2]) in der Stelle, wo die heldensaglichen und andere berühmte Herrscher aufgeführt werden, wird gesagt: Aetla vëold Hûnum, Ätla waltete (herrschte) über die Hunen (Hunnen). In den beiden Eddas und in der Wäsunga-Saga wird er Atli genannt; es ist aber dieser ein so gewöhnlicher und bei so vielen saglichen und geschichtlichen Personen vorkommender Name, daß Atli ein eigenthümlicher nordischer Name gewesen sein muß, und nicht erst als von Attila entlehnt anzunehmen, sondern vielmehr die Sache so zu fassen ist, daß man für Attila, welcher überhaupt den Skandinaviern ferner, als den übrigen Germanen war, einen gangbaren nordischen Namen substituirte. Der nordische Name Atli hat aller Wahrscheinlichkeit nach eine andere Wurzel gehabt, denn in der Helga-Quida Haddingia-Skata St. 15 sagt Atli Ithmundarson zu Hrimgerdur: Atli ek heiti, *atall* skal ek ther wera; Atli heiße ich, atall (scharf) soll (werde) ich dir sein (werden). Atall bedeutet acer, promptus, strenuus, sa ötuli, jener Tapfere, sodaß aller Wahrscheinlichkeit nach daraus der Eigenname Atli gebildet ist [3]). Der Verfasser der Wilkina-ok Niflûnga-Saga, welcher dieses Werk aus teutschen Liedern und Sagen zusammensetzte, braucht, ungeachtet er sich der altnordischen Sprache bediente, nicht die Namensform Atli für Etzel, sondern Attila. Nach Erasmus Müller's [4]) Vermuthung sollen die Sagen von

1) Wie bei Herrschern der Würdenname zugleich als Eigenname galt, hiervon findet sich ein Beispiel von Gregor von Tours (Hist. Lib. IV, 29 ap. *Freher.* Corp. Histor. Franc. p. 82), welcher, in Beziehung auf den Hunnen- oder Avarenkönig, mit welchem der Frankenkönig Sigbert I. zu kämpfen hatte und dann ein Bündniß schloß, sagt: „Sed et rex Chunorum multa munera regi Sygiberto dedit; vocabatur autem *Gaganus*; omnes enim Reges gentis illius hoc appellantur nomine.“ Es ward also derselbe den Franken nur unter seinem Würdennamen Chan bekannt. Ähnlich muß man auch annehmen, daß jener große Hunnenfürst von den Gothen und andern Teutschen nur mit seinem Würdennamen Attila, Väterchen, genannt ward, welches in Beziehung auf die Völker, welche er sich unterwürfig machte, allerdings am schmeichelhaftesten ang. Nach W. Grimm (Altteutsche Wälder. 1. Bd. S. 203 fg.) ist Atta, Atti, Ätti V(ate)r, fast in allen, besonders auch den asiatischen, Sprachen noch lebendig (s. Kanne, Panth. 75. Note), oder da gewesen, und Attila, Ethele, sagt nichts Anderes aus. Die Begriffe von Vater, Richter, Oberhaupt, König, dann davon abgezogen: Adeliger, Edeler, Gewaltiger, Göttlicher, sind nah verwandt und gehen wie in sich, so auch in ihren Formen mannichfach in einander über. So ist Attila auch der Richter (Attha heißt er noch jetzt bei den Friesen; Wiarda, Friesisches Wörterbuch), Ahnherr (wie der Wölfinge Attenus heißt), König (es ist ein häufig vorkommender Königsname: der markomannische König Attalus, der maurische Attala bei *Paul. Diac.* c. 25, für den ganz gleichbedeutend Attila geschrieben ist u. s. w.). Im 3. Bde. der Altteutschen Wälder sagt W. Grimm, daß er Attila durch Vater, Richter, Ataman (Hetmann) erklärt habe, was für einen König die natürlichste und würdigste Benennung scheine. Attila ist ebenso aus Atta gebildet, wie Rugila bei Prosper Tiro aus Rova, bei Priscus aus Roas, bei Jornandes Vatersbruder des Attila, und wie Swintila aus Swind und Chintila aus Kind, westgothische Königsnamen. Nach der Meinung Otrokocsi's (Origines Hungaricae. P. II. p. 39) habe Attila in der hunnischen Sprache Athila geheißen, welches Wort soviel als magnus bedeute, und der Name sei noch bei den Ungarn gebräuchlich, werde aber anstatt Athel Atzel ausgesprochen. Simon Keza sagt Chron. Hung. Cap. 13 ap. *Thworiz*, ap. *Schwandtner*, Rer. Hung. Script. P. I. p. 75: „Athyla, qui Hungarico idiomate *Ethele* dictus est.“

2) Bei Leo, Altsächsische und angelsächsische Sprachproben S. 77, bei Ettmüller, Scôpes vîdhsîth p. 2. 12. 3) Vergl. große Ausgabe der Edda Sämundar 2. Bd. S. 28. 569. 4) In der Sagabibliothek und darnach in der Einleitung zum 2. Bde. der großen Ausgabe der Edda Sämundar S. VI. VII. Doch wird hier die Erklärung Attila's durch Atel nicht fest gehalten, sondern S. VII. VIII und XXII. XXIII und S. 949—956 das zusam-

Sigurd, Brynhildur, Gudrun und Atli älter, als die Einwanderung der Asen in den Norden sein, und von **Atel**, wie die Wolga in den Gegenden, durch welche sie fließt, und bei den arabischen Geographen genannt wird, habe die Benennung **Attila**, das sei, der Wolga König, durch die gothischen Nationen ausgehen können. Wilhelm Grimm[5]), welcher sich auf den richtigen Standpunkt gestellt hat und die einzig wahre Ansicht festhält, daß das Wesentliche der Heldensage nicht geschichtlich sei, geht doch zu weit, wenn er für Atli die Beziehung auf den historischen Attila, den König der Hunnen, in der Edda Sämundar unbedenklich ableugnet, indem er dazu bemerkt, der Name, althochteutsch Azilo, Ezilo, sei freilich derselbe, aber sonst stimme nichts, ja es bleibe noch ungewiß, ob wir Hunni und Hûnar für ein und dasselbe Wort zu halten haben; seiner ursprünglichen Bedeutung nach sei es dunkel. Hûnaland bezeichne in der Edda ein im Süden von Teutschland gelegenes Land, das dem Könige Atli gar nicht zugeschrieben werde. Allerdings waren im Norden die Begriffe von Hûnaland dunkler als in Teutschland die von den Sitzen der Heunen. Die teutsche Heldensage setzt sie bestimmt nach Ungarn, und redet von ihnen mit einer Sicherheit, als wenn sie von dem Könige der Ungarn spreche. Dieser ist es auch eigentlich, wie wir weiter unten sehen werden, welcher namentlich dem Verfasser des Nibelungenliedes in Beziehung auf die geographischen Verhältnisse und Umgebungen vorgeschwebt hat. Bei der Unsicherheit, mit welcher die nordischen Lieder von Hûnaland und den Hûnar reden, wäre auf den Umstand, daß in der **Atla-Quida in Graenlenzka** Atli's Leute Hûnar sind, für den Zusammenhang des Atli der nordischen Sage mit dem geschichtlichen Attila weniger Gewicht zu legen, wenn nicht auch in der nordischen Sage eine der Hauptrollen Gunnar spielte, welches unleugbar der Günther der teutschen Heldensage, welcher über die Burgunden herrscht, ist. Der geschichtliche Gundicar steht mit den Hunnen in folgender Verbindung. Prosper Aquitanus[6]) sagt zum J. 435: In derselben Zeit überwand Ätius den innerhalb Galliens wohnenden König der Burgunden, Gundicar, im Kriege, und gab ihm, der darum flehte, Frieden; aber er genoß ihn nicht lange, denn ihn vertilgten die Hunnen mit seinem Volke und mit seinem Stamme (Geschlechte) [cum populo et stirpe sua]. Cassiodorus[7]) bemerkt auch zum J. 435: Gundicar'n, den König der Burgunden, bezwang Ätius im Kriege und gab ihm, der darum flehte, Frieden; ihn tödteten nicht lange darauf die Hunnen. Für unsere saglichen Untersuchungen ist es wichtig, daß Paulus Diaconus[8]) sagt: Attila warf auf den ersten Angriff, sobald er nach Gallien hineinging, Gundicar'n, den König der Burgunden, der sich ihm entgegenstellte, zu Boden. Hier ist Gundicar's Fall durch die Hunnen bestimmt an Attila'n geknüpft, und zwar mit dessen berühmtem Zuge nach Gallien im J. 451[9]) in Verbindung gebracht, und unmittelbar vor die große Schlacht bei Chalons gesetzt. So viel ist also gewiß, daß zur Zeit des Paulus Diaconus sich die Sage gebildet hatte, daß Gundicar durch Attila gefallen sei. Daß der geschichtliche Gundicar, der Günther der teutschen Heldensage und der nordische Gunnar, einen gleichen oder ähnlichen Namen nicht zufällig haben, zeigt auch der Umstand, daß Gunnar Giuki's Sohn genannt wird. Gibich findet sich aber auch als Günther's und Chriemhild's Vater in der teutschen Heldensage, und in dem geschichtlichen **Gibica**, der als einer der Vorfahren Gundahar's in der **Lex Burgundionum**[10]) aufge-

mengestellt, was die Sage von Atli und die Geschichte und Sagen von Attila mit einander Ähnliches haben, weil die Vermuthung P. E. Müller's, daß der König Atli und der Fluß Rhein, welcher ursprünglich nicht, sondern unter dem eigentlich die Rha, wie die Wolga hieß, gemeint sein soll, nicht der Etzel und der Rhein der teutschen Sage sein, sondern unabhängig davon auf Erinnerungen aus dem asiatischen Stammlande der Skandinavier stammen soll, Finn Magnusen zwar nicht ausdrücklich verwirft, aber doch eifrig das aufsucht, was der geschichtliche und sagliche Attila der Atli-Saga geliehen haben kann (s. auch Finn Magnusen, Den äldere Edda — oversat og forklaret. 3. Bd. S. 237. *Sk. Theod. Thorlacius*, Antiq. boreal. spec. I. p. 37). Bei Attila und Etzel hat man nicht nur an den Namen der Wolga, Athel, Idel, Edel, Etil (tatarisch Etzel), gedacht und ihn durch Wolgafürst (wie der Fürst vom Gebirge und die Rheingrafen) übersetzt (s. Zeune, Das Nibelungenlied. Die Urschrift. [Berlin 1815.] S. XI), sondern auch an den hohen und wilden Berg Etzel in der Landschaft Einsideln in der Schweiz erinnert. Hier zeigt sich nach W. Grimm (Altteutsche Wälder. I. Bd. S. 205) mehr als im bloßen Namen eine Verwandtschaft mit dem Atlas der griechischen Mythe (s. auch Fr. H. v. d. Hagen, Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. S. 94—96). Da in den Namen von Etzel's Kindern, bemerkt Mone, immer der Gedanke von scharf, spitzig, brennend u. s. w. vorkommt, wie denn Ortlieb von Ort (Spitze) abzuleiten ist, so erklärt Grimm folgerichtig Etzel's Namen durch: Eit, Flamme, also Feuergott, sodaß in Etzel'n die allwaltende Naturkraft in Luft, Erde, Wasser und Feuer vereint bezeichnet würde. Und so erklärt auch Görres das Wort Attila durch Isa-Ila, d. i. Gott der Erde, und Etzelburg durch As-il-purg oder Isa-Ila-pura, d. i. die Erdenstadt der Götter, welches im Wesen der Sage wohlbegründeter ist und weiter führt, als alle geschichtlichen Nachforschungen. So nach Mone (Einleitung in das Nibelungenlied S. 54), welcher die Heldensage als Göttersage deutet. Dagegen gibt der Verfasser der handschriftlich zu Halberstadt befindlichen sächsischen Chronik die am wenigsten ehrenvolle Erklärung von Etzel's Namen, indem er bemerkt: „Athala. Konigk to Hungaryen, wegen Sines Esels Levens Ezzelo benomet u. s. w." s. Abel, Teutsche und sächsische Alterthümer I. S. 506. W. Grimm, Altteutsche Wälder. 3. Bd. S. 259. Teutsche Heldensage 285.

5) Wilh. Grimm, Die teutsche Heldensage S. 9. 345.

6) Bei Rösler, Chronica medii aevi p. 277. 7) Bei Demselben S. 279. 8) Hist. Miscell. Lib. XV. ap. *Muratori*, Rer. Ital. Script. T. I. P. I. p. 97. Gesta Episcop. Mettensium ap. *Pertz*. Monum. Germ. Hist. Script. T. II. p. 262. 9) Wenn Tiro zum J. 436 sagt: gegen die Völkerschaft der Burgunden entbrannte ein merkwürdiger Krieg, durch welchen beinahe die ganze Völkerschaft nebst dem Könige vertilgt ward, so ist die Vermuthung (vergl. Rösler S. 286) nicht unwahrscheinlich, daß Ätius mittels der Hunnen die Sache ausgeführt, und Pagius hat wol Recht, wenn er Gundicar's Fall ins J. 436 setzt, wiewol ihn Mascov (Gesch. der Teutschen. I. Th. S. 432) bestreitet, und mit Paulus Diaconus jene große Niederlage der Burgunden ins J. 451, wo Attila's Zug mit fürchterlicher Heeresmacht nach Gallien statthatte, stellt. Uns scheint der Geist der Sage dabei zu walten. Für sie war es nicht so bedeutend, wenn Gundicar fast mit seinem ganzen Volke durch Hunnen im J. 436 fiel. Weit gewaltiger machte sich diese Niederlage als unmittelbares Vorspiel vor der großen Völkerschlacht bei Chalons im J. 451. 10) Tit. III. bei Georgisch S. 343.

führt wird. Sowie aber von der Geschichte in der Heldensage fast nichts als die Namen und unwesentlichen Beziehungen verbleiben, so leidet auch die Heldensage, so lange in ihr fortgedichtet wird, wesentliche Veränderungen, und die Frage ist wichtig: Welche Denkmäler enthalten die ältere Gestaltung? Die Hauptverschiedenheit zwischen der teutschen und nordischen Heldensage besteht darin, daß in dieser Gudrun nicht Sigurd, sondern im Gegentheil ihre von Atli wider Gudrun's Willen herbeigelockten und von Atli getödteten Brüder an Atli, und zwar auf das Grausamste, rächt. Dies ist, wie Wilh. Grimm [11]) richtig bemerkt, der Ansicht des Alterthums viel angemessener, als die Darstellung in dem Nibelungenliede, denn Gudrun war wegen Sigurd's Ermordung mit ihren Brüdern versöhnt und hatte den Becher der Vergessenheit getrunken. An Rache durfte sie hier nicht weiter denken; dagegen war sie verpflichtet, diese an Atli zu üben; der ihre Familie vernichtet hatte, und dieses Gefühl wird in der Edda so sehr hervorgehoben, daß sie Gunnar's Tod in dem Schlangenhofe den grimmigsten Schmerz nennt, den sie noch empfunden, und davon angetrieben, die eigenen mit Atli erzeugten Kinder nicht verschont. Es ist kein Zweifel, die Ansicht des Nibelungenliedes, wornach die Schwester, obgleich mit den Brüdern versöhnt, durch ihr ganzes Leben nur auf Rache für den ermordeten Gemahl sinnt, ist später entstanden, und in soweit widerwärtiger, als diese Rache durch keine Sitte geboten, im Gegentheil unrechtlich war. Zu dem, was Wilh. Grimm hier sehr richtig bemerkt, kommt noch, daß Etzel in der teutschen Heldensage eine viel unbedeutendere Rolle spielt, als in der nordischen, sowol im Betreff des Untergangs der Nibelungen, als in Beziehung auf seinen eigenen Tod, wie wir weiter unten sehen werden. Daß aber in der früheren teutschen Sage Etzel's Tod viel bedeutender hervortrat, läßt sich aus dem schließen, was von dieser Sage in die Geschichtswerke aufgenommen worden ist. Wir betrachten daher diese zuerst, gehen dann auf das über, was die beiden Eddas und die Wolsunga-Saga von Atli enthalten, zeigen dann, wie die Sage in der Wilkina-ok Niflunga-Saga gestaltet ist, vergleichen damit, welche unthätige Rolle Etzel in dem Nibelungenliede spielt, und bemerken endlich die Ungewißheit, in welcher der Verfasser der Klage im Betreff des Todes Etzel's war. Attila's geschichtlicher Tod, wie ihn Priscus [12]) überliefert hat, konnte dem dichterischen Geiste der Sage unmöglich genügen. Attila hatte nämlich gewöhnlich Nasenbluten. Nach der ausgelassenen Heiterkeit jedoch, mit welcher er die Hochzeit mit Ildico'n feierte, lag er, vom Wein und Schlaf belastet, auf dem Rücken. Das austretende Blut, welches ihm gewöhnlich aus den Nasenlöchern floß, fiel, während es jetzt an den gewohnten Ausgängen verhindert ward, todbringenden Weg nehmend, in die Kehle hinein und brachte ihn um das Leben. Als die königlichen Diener den Tag darauf, nachdem ein großer Theil desselben vergangen war, in der Ahnung von etwas Traurigem nach dem stärksten Rufen die Thüre aufbrechen, finden sie Attila's Tod ohne Wunde durch Ausfluß des Blutes vollbracht, und das Mädchen mit niedergeschlagenem Gesicht unter dem Schleier weinend. Diese Scene der Brautnacht hat allerdings etwas Tragisches, und daß ein so großer Krieger auf diese Weise umkommen sollte, macht eine eigenthümliche Wirkung. Aber daß der Zufall dabei sein Spiel treiben und nicht das Mädchen des Kriegshelden Tod bewirkt haben sollte, konnte dem dichterischen Geiste der Sage unmöglich gnügen. Auch konnte es kaum anders geschehen, als daß nicht auf das Mädchen Verdacht fiel. Daher sagt das Chronicon Alexandrinum p. 318: Attila verlor, indem Blut aus seinen Naslöchern hervorbrach, das Leben, während er des Nachts bei einem hunnischen Kebsweibe [13]) schlief, welches Mädchen verdächtig war, ihn getödtet zu haben. Marcellinus [14]) sagt: Attila, der König der Hunnen, ward auf Ermahnung des Ätius des Nachts durch die Hand und durch das Messer eines Weibes des Landes durchbohrt. Andere aber erzählen, daß er durch Zurückwerfung des Blutes [15]) (Blutspeien, Blutsturz) getödtet worden sei. Die Sage hat hier schon soviel Einfluß, daß Marcellinus den gewaltsamen Tod Attila's durch die Hand eines Weibes als das Wahrere angiebt; aber die Sage ist noch politischer Natur. Ätius ist es, welcher das Weib zu jenem Morde anreizt. Agnellus [16]) bemerkt, nachdem er erzählt hat, wie Attila durch den ihm entgegengehenden Bischof Johann von Ravenna besänftigt worden: Seit jenem Tage beharrte er nicht mehr in so großer Grausamkeit, und ging, ohne eine Schlacht geschlagen zu haben, in sein eignes Reich zurück, und war nicht nur an Macht der Stärkere, sondern lieferte auch die Treffen erfinderisch [17]) (mit Genie); daher wird von ihm in Sprüchwörtern [18]) gesagt: Attila, bevor er die Waffen ergriff, kämpfte mit List [19]), und starb nach allem diesen von einem so gemeinen [20]) Weibe mit dem Messer durchbohrt. Der Sinn dieser Sprüchwörter von Attila war wol kein anderer, als: Attila's listiges Verfahren ward ihm endlich von einem ihn überlistenden Weibe vergolten. Aus diesen Sprüchwörtern geht zugleich hervor, daß die Weise, wie Atli in der nordischen Sage mit seinen Schwägern verfährt, und von ihrer Schwester dafür auf das Grausamste gestraft wird, wenigstens zum Theil schon zur Zeit, als Agnellus schrieb, in der Sage gebildet war. In dieser Sage, auf welche jene Sprüchwörter sich gründeten, lebte aller Wahrscheinlichkeit nach die Erinnerung an die Weise fort, wie Attila mit seinem Bruder verfahren war. Prosper [21]) bemerkt zum J. 444: Attila, König der Hunnen, tödtet Bleda'n, seinen Bruder und Genossen am Reiche, und zwingt dessen Völker, ihm zu gehorchen. Marcellinus [22]) sagt zum J. 445: Bleda, König der Hun-

11) Teutsche Heldensage S. 7. 8. 12) Bei *Jordanes*, De reb. Get. Cap. 48 ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. I. P. 1. p. 215.

13) cum pellice Hunnica dormiens. 14) Aetio et Studio coss. (453), Ausgabe von Sirmondus S. 32. 15) sanguinis rejectione. 16) Lib. Pontif. Par. I. ap. *Muratori*, Rer. Ital. Scriptt. T. II. p. 68. 17) oder scharfsinnig; Agnellus sagt nämlich: ingeniose proeliabat. 18) unde de eo in *proverbiis* dicitur. 19) *arte* pugnabat. 20) a vilissima muliere. 21) Bei Rösler S. 300. 301. 22) Bei Demselben S. 304.

nen, wird durch die hinterlistigen Nachstellungen seines Bruders getödtet. Tiro [23]) schreibt zum J. 446: Bleda, der König der Hunnen, wird durch den Trug seines Bruders Attila erschlagen, und dieser folgt ihm nach. Der Brudermord, den der berühmte Attila geübt, kann der Sage unmöglich entgangen sein. Aber sie liebt, besonders, je mehr sie sich von der Zeit entfernt, in welcher die Personen, welche sie zum Gegenstande ihrer Darstellung nimmt, Zusammenschmelzungen, und trägt auf eine Person über, was eigentlich zwei betraf. Sollte sie nicht in Beziehung auf Bleda's Ermordung auch so verfahren sein? Sollte sie nicht, was sie früher von Bleda's Untergange durch dessen arglistigen Bruder Attila erzählte, später auf Gundicar, den nach der Geschichte die Hunnen, und nach der Sage dieselben unter Attila's Anführung in der Schlacht des Lebens beraubt hatten, übertragen haben? Eine solche Zusammenschmelzung ist ganz dem Geiste der Sage gemäß. Nach dem, was in den von Agnellus angeführten Sprüchwörtern über Attila'n dargeboten wird, ist zunächst zu bemerken, was der Poeta Saxo [24]) über Attila's Ermordung angibt. Nachdem er von Karl's des Großen Angriff auf die Hunnen (Avaren), in Pannonien, um an ihnen, was sie, als diese Völkerschaft blühte, gegen die Franken gethan, gehandelt, fährt er fort: endlich bekämpften die Hunnen so die Franken mehre Jahre hindurch, bis der König derselben (der Hunnen), Attila, der so oftmalige Besieger vieler Völker, durch weibliche rechte Hand, in den Tartarus hinabgestoßen, umkam; denn man erzählt, daß ihn, der von Wein und Schlaf belastet, während die tiefe Nacht den Lebenden aller Art Ruhe gab, die, zu grausamen Unternehmungen wilde Gemahlin, welche wegen des stachelnden Hasses die Schatten (d. h. die Nacht) schlaflos zubrachte, die Königin den König durch schauderhaftes Erkühnen tödtete. Sie rächte jedoch die Tödtung ihres Vaters durch dieses Verbrechen. Eine ähnliche Sage kannte der Verfasser des Chron. Quedlinburg. [25]), welcher bemerkt: Attila, der König der Hunnen und das Schrecken von ganz Europa, kam von einem Mädchen, welches er, nachdem er ihren Vater erschlagen, mit Gewalt geraubt, mit dem Messer durchbohrt um. Wie aus dem Poeta Saxo und dem Verfasser des Chron. Quedlinburg. hervorgeht, hatte sich also an Attila's Tod eine ähnliche Sage geknüpft, wie Alboin auf Veranstaltung seiner Gemahlin Rosimund, deren Vater er erschlagen hatte, ermordet worden sein soll. Daß man Attila's sagliche Todesart durch die Hand eines Weibes auf diese Weise gestaltete, lag so nahe, daß es fast nothwendig geschehen mußte. Aber es ist dem Geiste der Heldensage zuwider, daß sie die einzelnen Sagen vereinzelt dastehen läßt. Die Sagen von Gundicar's Fall durch Attila's Hand und von Attila's Tod durch Weibeshand mußten nicht nur unter sich, sondern auch mit der Sage von Siegfried oder Sigurd und Brunhild oder Brynhildur zu einem großen Ganzen verbunden werden. Hierdurch mußte die Sage von der Veranlassung, warum das Weib Attila'n umgebracht, nämlich wie sie bei dem Poeta Saxo und im Chron. Quedlinburg. erscheint, wieder abgeändert werden. Das Weib konnte nunmehr nicht ihren Vater, sondern mußte ihre Brüder an dem Mörder derselben rächen, wie die Eddalieder die Sage darstellen. Die Todesart Attila's im Bette durch Weibeshand brauchte dabei zunächst noch nicht eine Umwandlung zu erleiden. Daß diese Art des Todes des Attila auch im Norden bekannt war, lehrt die Sigurdar-Quida Fáfnisbana III., wenn Brynhildur Gunnar'n weissagt Str. 56. 57 [26]): Dich wird Atli mit Bösem beißen (strafen), du wirst in einen engen Schlangenhof [27]) gelegt. Das wird auch werden nicht lange darauf, daß Atli wird den Odem (das Leben) verlieren, sein Glück, und das Leben enden, denn ihm ist Gudrun grimm auf (in) dem Bette mit scharfen Schneiden (des Schwertes) aus verkehrtem Muthe (Erbitterung). Auch in anderen Stellen ist die genannte Sigurdar-Quida für die Sage von Atli sehr wichtig, nämlich, weil sie die Art der Verbindung der Sage von Atli mit der von Brynhildur und Sigurd zeigt. Bevor wir jedoch diese Stellen betrachten, gehen wir zu der Atla-Quida in Graenlenzka über; denn es ist zweifelhaft, ob der Verfasser dieses Liedes die Verbindung der Atlisage mit der Sigurds- und Brynhildssage bereits gekannt habe, oder als allbekannt voraussetzte. Nach Wilh. Grimm [28]) ist die Ursache von Atli's Einladung, Rache für seiner Schwester Tod zu nehmen, in der Atla-Quida in Graenlenzka, die frühere, und in diesem Liede nicht mehr angegeben. Er nimmt nämlich die Atla-Quida en Graenlenzka als später verfaßt, als die Atla-mál en Graenlenzka, an, weil in der Atla-Quida die Húnar häufig und vorzugsweise die Unterthanen Atli's genannt werden. Aber man kann aus diesem Umstande noch eher auf das frühere Alter der Atla-Quida vor der Atla-mál schließen, wenn man den Standpunkt so nimmt, daß man festhält, daß Atli in der nordischen Sage mit der Zeit immer mehr seine Bedeutung als Hunnenherrscher verlor, und nur überhaupt für einen mächtigen König galt. Der Inhalt der Atla-Quida in Graenlenzka ist dieser, Str. 1 wird gesagt: Atli sandte einst zu Gunnar einen zu reiten kundigen Mann; Knefudr war der geheißen. Er kam zu dem Gehöfe Giuki's und zu Gunnar's Halle, zu den Bänken an dem Herde, und zu dem süßen (angenehmen) Biere (Trank). Str. 2: Es tranken dort die Männer der Leibwache (aber die Verhehlenden [29]) schwiegen) Wein in der Wal-haull [30]). Sie besorgten den Zorn der Hunar [31]). Dann rief Knefudr mit kalter Rede, der südliche

23) Bei Rössler S. 305. 24) Bei Pertz, Monum. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 247. 25) Bei Leibnitz, Scriptt. Rer. Brunsvic. T. II. p. 274.

26) Große Ausgabe der Edda Sämundar. 2. Bd. S. 237. 238. 27) ormgard, mit dem Zeichen des Nominativs ormgardr; gardr bedeutet Zaun, Wall, umzäunter Platz, Hof, Garten. 28) Teutsche Heldensage S. 11. 12. 29) Atli's Gesandte, welche den arglistigen Auftrag von ihrem Herrn hatten. 30) d. h. in der Halle, wo es so herrlich herging, als in der himmlischen Wal-haull bei Odin. 31) Man nimmt an, daß Atli und die Seinen wegen des Todes Brynhild's, welcher durch den Betrug der Giukungen herbeigeführt ward, diesen zürnten. Je-

Mann saß auf hoher Bank (Str. 3): Atli sandte mich hierher, eine Botschaft zu reiten auf dem das Gebiß ergreifenden Rosse durch den unbekannten Myrkwid [32]), zu bitten euch, Gunnar, daß ihr auf die Bank kommt mit den Herd umgebenden Helmen (d. h. friedlichen Kopfbedeckungen), Atli's Wohnung zu besuchen. Schilde könnt ihr dort wählen, und geschabte Eschen, goldrothe Helme und eine Menge der Húnar, mit Silber vergoldete Sattelbekleidung, schlachtrothe Hemden [33]), die Hemmnisse des Spießes, gebißgreifende [34]) Rosse. Er äußerte, er werde euch auch geben das Gefild der weiten Gnita-heithi [35]) von [36]) klingendem Speere, und von den vergoldeten Steven (mit Golde gezierten Schiffen), große Kostbarkeiten, und Städte Danp's [37]), das berühmte Reis (Gebüsch, Gehölz), das die Menschen Myrkwid [38]) nennen. (Str. 6). Das Haupt wendete da Gunnar, und sagte zu Hugni: Was räthst du uns, junger Mann! da wir solches hören, Gold wüßte ich nicht auf der Gnita-

---

doch ist nicht gewiß, daß der Verfasser der Atla-Quida die Verbindung der Sigurds- und Brynhilldsage mit der Atlissage bereits gekannt habe. War sie ihm unbekannt, so waren es, wie sich aus Str. 5. 6 schließen läßt, Grenzstreitigkeiten, wegen welcher die Giukungen den Zorn Atli's fürchteten. Da die Vermuthung alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß die Geschichte und Sage von dem durch seinen Bruder Atli mittels Arglist umgebrachten Bleda und des nach der Geschichte von den Hunnen überhaupt und nach der Sage durch dieselben unter Attila im Kriege vertilgten Gundikar in eine zusammengeschmolzen, und was Bleda'n betraf, an Gundikar geknüpft worden ist, so läßt sich leicht erklären, wie in die Sage von Gunnar und Atli die Rede von Gebietsabtretungen gekommen ist. Die Brüder Bleda und Attila konnten auch leicht zugleich wegen Theilung des Schatzes in Zwistigkeiten gerathen sein, und Attila sich hierin beeinträchtigt glauben. Da nun Bleda und Gundikar aller Wahrscheinlichkeit nach in eine Person verschmolzen sind, so erklärt sich auch von dieser Seite, wie die Giukungen nach der Atla-Quida den Zorn der Hunnen Atli's fürchteten. Nach dem Geiste der Heldensage durfte dieser Schatz kein gewöhnlicher, sondern mußte der berühmte Schatz der Nibelungen sein. Der heldensagliche Atli der Atla-Quida macht aller Wahrscheinlichkeit nach Ansprüche auf einen Theil des Schatzes, weil seine Frau Gudrun die Schwester der Giukungen ist. Dieses kann statthaben, auch wenn der Verfasser des genannten Liedes die Verbindung der Gunnars- und Atlissage mit der von Sigurd und Brynhilldur noch nicht gekannt haben sollte.

32) Myrkwid, mit dem Zeichen des Nominativs Myrkwidr, bedeutet Schwarzwald, wird hier als Eigenname gebraucht, wie aus Str. 5 hervorgeht. Myrkwidr kommt auch anderwärts vor. So z. B. heißt es in der Aegisdrecka Str. 42: „Aber wenn Muspell's Söhne über den Myrkwid (Schwarzwald) reiten." In der Wölundar-Quida Str. 1: „Mädchen (nämlich Walkyrien) folgen von Süden durch den Myrkwyd hin." In der großen Olafs Saga Helga Cap. 61 und 62, in den Fornmanna-Sögur 1. Bd. S. 111. 113 kommt der Wald Myrkwidr in Holstein vor (vergl. Geografisk Register zu den Oldnordiske Sagaer. 12. Bd. S. 241). Der Thàttr Styrbjarnar Svía kappa Cap. 2 in den Fornmanna-Sögur hat auch den Wald, der Myrkwidr heißt. Er lag zwischen dem Meere und Fyriswellir (s. d. Art.) in Schweden. Die Wälder des genannten Namens, welche an den angeführten Stellen erscheinen, kommen alle bei saglichen Gelegenheiten vor, und haben zwar die Geltung von Eigennamen, aber man weiß nicht, ob die Dichter der Sagen dabei jedes Mal an einen bestimmten wirklichen Wald dieses Namens gedacht, oder überhaupt Myrkwidr für einen großen Schwarzwald, der von seiner Eigenschaft so geheißen gewesen, gebraucht haben. Rein mythisch ist auf jeden Fall der Myrkwidr in der Aegisdrecka und der in der Wölundar-Quida. Daß aber die Sagen diesen Namen besonders liebten, kommt wol auch daher, daß es wirkliche oder geschichtliche Wälder dieses Namens gab, und die Sage, wenn sie den bekannten Namen nannte, sich dadurch einen rechten Anstrich als Wirkliches erzählend verleihen wollte. Ein geschichtlicher, von den Teutschen Mirik-widui genannter, Wald, zwischen dem meißner Land und Böhmen befindlich, kommt zum J. 1004 wirklich vor (s. F. Wachter, Thür. und obersächs. Gesch. 1. Bd. S. 197. 3. Bd. S. 337). Jener große Wald war also damals von den ihm nahe wohnenden Teutschen vorzugsweise Mirik-widui, d. h. Schwarzwald, genannt. Wenn auch die Atlissage nicht diesen Wald meint, so geht doch daraus hervor, daß der Name auch in Teutschland, wohin man Húnaland setzte, vorkam.

33) Panzer. 34) Das Gebiß mit den Zähnen fassende. 35) waull (Feld) withrar Gnita-heithar (der weiten Gnita-heithi) kann hier dichterisch für Gold stehen, nämlich für das, was die Gnita-heithi bedeckt oder enthält, ähnlich wie in den Skaldskaparmál Cap. 40. S. 139 unter den Umschreibungen des Goldes málmr Gnita-heithar, Metall der Gnita-heithi, aufgeführt wird. Das Gefild der weiten Gnita-heithi scheint aber hier für die Gnita-heithi selbst genommen zu sein, um deren Besitz sich Atli und Gunnar stritten. Daraus nämlich, daß die Gnita-heithi hier genannt wird, ist noch nicht mit Sicherheit zu schließen, daß der Verfasser der Atla-Quida die Verbindung der Sage von Sigurd, welcher den auf dem Golde auf der Gnita-heithi liegenden Fafnir erschlug, mit der Atlissage kannte. Zwar sind auch nach der Atla-Quida die Giukungen im Besitze des Schatzes der Niflungen (Nibelungen), und Högni hat ihn nach Str. 27. 28 in den Rhein gesenkt. Aber wie sie in den Besitz gekommen, wird im Liede selbst nicht gesagt. Entweder setzt es der Verfasser als bekannt voraus, oder aber er kannte die Verbindung der Sigurdssage mit der Atlissage noch nicht. 36) Das af (von, aus) finden die Ausleger hier dunkel, und meinen, es stehe für at oder um, und fassen die Stelle so auf: Atli wolle den Giukungen das Feld der Gnita-heithi zu oder außer der klingenden Lanze und zu oder außer den vergoldeten Steven (Schiffen) geben. Aber nach unserer Meinung gibt das af einen weit bessern Sinn, wenn wir es in seiner wirklichen Bedeutung nehmen, und von der klingenden Lanze und von den vergoldeten Steven (Schiffen) bedeutet dann: in einer Seeschlacht oder in Seeschlachten erobert. Nimmt man das waull Gnita-heithi als Umschreibung des Goldes, so meint Atli das Gold, das er überhaupt in Kriegs- und Raubzügen zu Schiffe, denn das Land des nordischen Atli lag an der See, erbeutet hat; oder fassen wir waull Gnita-heithar als die Gnita-heithi selbst und diese mit Goldgruben begabt auf, so ist der Sinn der Stelle: Atli habe die Gnita-heithi zu Folge eines durch eine Seeschlacht errungenen Sieges erobert. 37) Danp's Städte kann entweder sprüchwörtlich für prächtige Städte gebraucht worden sein, denn es sagt in den Rigsmál Str. 60 (in der großen Ausgabe der Edda Sámundar S. 199) zu Konr: „Es hat Danr und Danpr theure Hallen, vorzüglichere Odale (Erbbesitzungen) als ihr habt." Die stadir Danpar, welche Atli den Giukungen geben will, können aber auch: die Städte Danp's bedeuten, und Atli wird dann als ihr Eroberer gedacht. In der Ynglinga-Saga Cap. 20 (in Snorri Sturluson's Weltkreis, übersetzt von F. Wachter 1. Bd. S. 51) wird gesagt: „Dyggwi's (nämlich des Königs zu Upsala Mutter) war Drott, Tochter des Königs Danp, des Sohnes Rig's. Die Königin Drott war Schwester des Königs Dan des Großlassers, nach welchem Danmörk (Dan-Wald, jetzt Dänemark) genannt ist. 38) Vermuthlich machten Gunnar und sein Bruder Högni auf die goldreiche Gnita-heithi, auf Danp's Städte und auf den Myrkwith Ansprüche, und Atli erbietet sich, um sie zu sich zu locken, sie ihnen zu geben. Denken wir uns die Gunnarssage dadurch erweitert, daß Gundakar und Bleda zusammengeschmolzen wurden, so wird der Inhalt der Atla-Quida viel klarer, als er an sich scheint. Für die Besitzungen, welche zwischen Bleda und seinem Bruder Atli streitig waren, sind natürlich in dem spätern Liede sagliche Namen gesetzt, welche für die Nordmannen Interesse hatten.

heithi, dem andres Gleiches wir nicht hätten. Sieben Saal-Häuser besitzen wir voll Schwerter, jedem derselben ist der Griff aus Golde. Mein Roß kenn' ich als das beste, aber mein Schwert als das schärfste, den Bogen als der Bank[39]) ziemend, den Helm und den Schild als den weißesten (glänzendsten) gekommen aus der Halle Kiar's[40]), meiner allein ist besser, als der aller Hunnen sei. (Str. 8.) Was glaubst du, daß die Braut (das Weib) andeute, da, als sie uns den Ring sandte, verwahrt in den Gewanden der Sprößlinge der Heide[41]); ich glaube, daß sie Vorsicht gebiete. Haar der Sprößlinge der Heide[42]) fand ich in rothen Ring geknüpft, der wölfigste ist unser Weg, der Botschaft wegen zu reiten. (Str. 9.) Die Stammverwandten trieben Gunnar'n nicht an, noch ein anderer Verwandter, noch ein Runenüber, noch ein Rathgeber, noch die, welche mächtig[43]) waren. Da sprach Gunnar, wie ein König sollte, der berühmte in dem Meth-Hause[44]), aus großer Muthsbewegung. (Str. 10.) Steh nun auf, Fiörnir! laß auf den Sitzen herumgehen der Helden Goldschalen[45]) mit der Menschen Händen. (Str. 11.) Der Wolf[46]) wird herrschen, über das Erbe der Niflungen barthaarwürdige Alte, wenn es Gunnar'n verliere; die braunfelligen Bären beißen die Saaten[47]) mit den Zähnen, ergötzen[48]) die Hunde-Gesellschaft, wenn Gunnar nicht kommt[49]). (Str. 12.) Es leiteten (begleiteten) den Land-Beherrscher untadelige Menschen, weinende[50]), den Schlacht-Anreger aus dem Hofe der Hûnar[51]). Da sprach das der junge Wärter des Erbes Högni's[52]): Fahret nun wohlbehalten und klug, wohin euch der Geist lockt. (Str. 13.) Es ließen die Tapferen über das Gebirg fliegen die gebiß-greifenden Rosse den unbekannten Myrwid (Schwarzwald). Es ward erschüttert die ganze Hûnmörk (Hunnenwald) dort, wo die hartmuthigen zogen. Sie verfolgten ruthen-fliehende[53]) allgrüne[54]) Gefilde. (Str. 14.) Sie sahen das Land Atli's, und die tiefen[55]) Lith-Skiáfar[56]). Die Helden stehen[57]) auf Bicki's[58]) Burg, der hohen, um den Saal für die Süd-Völker, beschlagen (umgeben) mit Sitzbäumen[59]) (Bänken), gebundenen Rändern[60]), bleichen[61]) Schilden, den Hemmnissen des Spießes. Aber dort trank Atli Wein in der Walhaull, Wärter (Wächter) saßen draußen auf Gunnar und die Seinen zu warten, wenn sie zu besuchen herkämen mit klingendem Speere, zu wecken dem König die Hildur (Schlacht). (Str. 15.) Die Schwester merkte sie am frühesten, als sie in den Saal kamen ihre beiden Brüder, von Biere sie wenig trunken: „Verrathen bist du nun, Gunnar! was wirst du, Mächtiger, ausrichten wider die Harm-Listen[62]) der Hunnen, geh du schnell aus der Halle!" (Str. 16.) Besser

39) Die Bogen wurden nämlich über dem Sitz aufgehängt. 40) Kiar ist nach dem Formáli zur Wölundar-Quida S. 4 ein König von Walland (Wälschland, d. h. hier Gallien). Die wälschen (aus Frankreich kommenden) Waffen waren im Norden berühmt. s. das Lied von Hornklofi in Snorri Sturluson's Weltkreis, übersetzt von F. Wachter. 1. Bd. S. 190. 41) d. h. gehüllt in Wolfshaar. 42) d. h. der Wölfe. 43) d. h. die, welche wegen ihrer Macht im Königsrathe etwas zu sagen hatten. 44) dem Hause des Trinkgelags. 45) nämlich zum Abschiedstrunke; es ward dieses den Trank der Abreise (brottfardar öl, Fortfahrtsbier) trinken genannt. s. Snorri Sturluson's Weltkreis, übersetzt von F. Wachter. 2. Bd. S. 140. 46) Man versteht unter dem Wolfe hier Atli'n. Johnson will für ulfr (Wolf) elfr (Fluß) lesen, und unter arfi Niflûnga (Erbe der Nibelungen) auch hier speciell den Schatz der Nibelungen verstanden und die Stelle auf seine Versenkung in den Rhein, welche Str. 28 erwähnt, bezogen wissen. Da aber hier Str. 11 nach dem Wolfe Bären genannt werden, so ist die Stelle aller Wahrscheinlichkeit nach so zu verstehen: das Erbe der Nibelungen wird veröden, wilde Thiere werden auf ihm hausen, wenn es Gunnar'n verliert. 47) Der Bär frißt im Frühjahre zuerst junges Gras, Klee und dergleichen, wird dann zwar raubgieriger nach Thieren, genießt aber auch Getreidekörner. 48) d. h. die Hunde finden es ergötzlich oder lächerlich, daß die Bären so dreist sind und die Feldfrüchte verzehren, und doch nicht gejagt werden. 49) zurückkehrt. 50) Sie waren nämlich durch das, was sie gehört hatten, überzeugt, daß Gunnar von Atli werde umgebracht werden. 51) Olaffen in der großen Ausgabe der Edda Sämundar 2. Bd. S. 375 bemerkt: „Alle wissen, daß die Hunnen eine Nation in Teutschland gewesen sind, und zwar speciell diejenige, über welche Atli herrschte; hier aber werden sie mittels dichterischer Freiheit für Teutsche im Allgemeinen gesetzt." Finn Magnusen (a. a. O. S. 947) sagt auch in Beziehung auf dieselbe Benennung: „sie bestätige seine Vermuthung, daß die Giukungen zum Theil aus hunnischem Geschlechte entsprossen gewesen und den hunnischen Vasallen beizuzählen seien," und bezieht sich auf Jornandes (Cap. 9. S. 169), und legt die Stelle so aus, als wenn Jornandes sage, daß die Gothen meistentheils den Namen der Hunnen borgen, aber Jornandes redet nicht von Volksnamen, sondern persönlichen Eigennamen. Ihm, der die Geten zu Gothen zu stempeln sucht, macht zu schaffen, daß der Name Telephus nicht gothisch ist, und bemerkt daher: „nemo est, qui nesciat, animadverti usu pleraque nomina gentes amplecti, ut Romani Macedonum, Graeci Romanorum, Gothi plerumque mutuantur Hunnorum." Finn Magnusen (S. 947) sagt, Jornandes schreibe: „Gothi plerumque nomen Hunnorum mutuantur." Aber wie der Zusammenhang lehrt, ist nicht nomen, sondern nomina zu suppliren. Die Römer haben sich bekanntlich nie Macedonier genannt, wol aber war Philippus ein Familienname mehrer Römer aus der gens Marcia. Aus der Stelle des Jornandes läßt sich also keineswegs beweisen, daß die Gothen sich Hunnen genannt, sondern nur, daß Gothen hunnische Personennamen angenommen, was sich aus der innigen Verbindung beider Völker leicht erklären läßt. Daß Gunnar, der Günther der teutschen Heldensage, in welcher er König der Burgunden (nach dem lateinisch verfaßten Walthersliede der Franken, welche Benennung in den andern Denkmälern nur ausnahmsweise für die Nibelungen gebraucht wird), in der Atla-Quida Hunnen zu Unterthanen hat, läßt sich wol am besten aus der Annahme einer Verschmelzung der Sage von Bleda mit der von Gundikar erklären.

52) Der Arfi-wörthr Haugna (Erbwärter Högni's) ist dessen Sohn. Diese dichterische Umschreibung für Sohn wird auch in den Gudrunar-hwaut St. 13. S. 581 gebraucht. 53) d. h. von Ruthen leere; nachdem sie nämlich aus der Hûnmörk (dem Hunnenwald) gekommen, gelangten sie auf waldfreie Gefilde. 54) al-graena ist vielleicht Anspielung auf Graenland (Grünland), von welchem Atli der Grönländische benannt ist. Woraus zu schließen, daß er die Bezeichnungsnamen hatte, und wo dieses Grünland zu suchen, hiervon handeln wir weiter unten in diesem Artikel. 55) d. h. hier hohen. 56) Einzahl Hlithskialf heißt bekanntlich Odin's Sitz, von welchem er alle Welten überschaut, und wird hier dichterisch in der Mehrzahl für Atli's hohe Wartthürme gebraucht, ähnlich wie der Dichter in der nämlichen Strophe (14) Atli's herrliche Trinkhalle Walhaul nennt. 57) sind angelangt. 58) Bicki hieß der treulose Rathgeber des Königs Jörmunrekr, und wird hier dichterisch für einen Treulosen überhaupt gebraucht und damit Atli bezeichnet. 59) Der Saal oder die Wohnung war inwendig umgeben mit Bänken und angebundenen Schilden. 60) Schilden. 61) weißlichen. 62) harmbringender Betrügereien.

thätest du, Bruder! daß du im Panzer gingest, als in den Herd umgebenden Helmen (friedlichen Kopfbedeckungen), zu sehen Atli's Wohnung. Säßest du in Sätteln die sonneheiteren[63]) Tage, ließest die Nornen[64]) die nothfahlen[65]) Leichen beweinen[66]); (Str. 17) die Schildmädchen[67]) der Hunnen Heer-Erschlagung[68]) mustern, aber Atli'n selbst ließest du in den Schlangenhof kommen; nun ist dieser Schlangenhof für euch aufbewahrt. (Str. 18.) Zu spät ist es nun, Schwester! die Niflungen zu sammeln. Weit ist es, die Hilfe der Leute dazu zu suchen, der untadeligen Recken über das mit unruhigem Wetter umzogene[69]) Gebirge des Rheins. (Str. 19.) Sie, die Freunde[70]) der Borgundar (Burgunder), fingen Gunnar'n und setzten ihn in Fesseln, und banden ihn fest. (Str. 20.) Sieben erhieb Haugni mit scharfem Schwerte, aber den achten stieß er ins heiße Feuer. So soll ein Tapferer sich vor den Feinden wehren. (Str. 21.) Haugni wehrte von Gunnar'n die Hunde ab. Sie fragten den Tapferen[71]), ob das Leben wollte der Gotnar[72]) Herrscher mit Golde (oder mit dem[73]) Golde) erkaufen? (Str. 22.) Högni's Herz soll mir[74]) in der Hand liegen blutig aus der Brust geschnitten dem kühnen Reiter, dem Königssohne mit langsam schneidendem Messer. (Str. 23.) Sie schnitten das Herz Hialli'n aus der Brust blutig, und legten es auf eine Schüssel, und brachten es vor Gunnar. (Str. 24.) Da sprach das Gunnar, der Menschen Herr: Hier hab' ich das Herz Hialli's des Zagen, ungleich dem Herzen Högni's des Muthigen, da es sehr bebt, da es auf der Schüssel liegt. Es bebt um die Hälfte mehr, als es in der Brust lag. (Str. 25.) Da lachte[75]) Högni, als sie zum Herzen schnitten dem lebenden Hügel-Schmid[76]) (Hügel-Bewirker). An das Weinen dachte er durchaus nicht. Blutig legten sie es auf die Schüssel, und brachten es vor Gunnar. (Str. 26.) Der berühmte Gunnar, der Speer-Niflunge[77]), sprach das: Hier habe ich das Herz Högni's, des Muthigen, ungleich dem Herzen Hialli's des Zagen, da es wenig bebt, da es auf der Schüssel liegt. Es bebte nicht so sehr, als es in der Brust lag. (Str. 27.) So sollst du, Atli! den Augen fern sein, wie du wirst den Halsbändern (Schätzen) werden. Mir allein ist vergönnt aller verborgener Ring (Schatz) der Niflungen. Es lebt nun Högni nicht. (Str. 28.) Immer war mir Zweifel, so lange wir zwei[78]) lebten. Nun ist mir keiner, da ich allein lebe. Der Rhein soll herrschen über das Metall des Zwistes der Menschen, der weise[79]), der den Göttern

63) d. h. am hellen Tage; unter den Regeln, welche Hnikarr (Odin) Sigurden (in der Sigurdar-Quida Fafnisbana II, α. Str. 23. S. 164) gibt, ist: „Keiner der Menschen soll gegen (einen andern) kämpfen (eine Schlacht schlagen) bei spät-scheinender Schwester des Mondes (d. h. wenn die Sonne dem Untergange nahe ist); die haben den Sieg, welche sehen können u. s. w." 64) Die Nornen sind hier die Fylgior (Einzahl Fylgia, s. d. Art.), die Schutzgeister, welche weinen, wenn ihre Schützlinge fallen. 65) Die durch den Tod in der Schlacht bleichen. 66) d. h. schlägest eine Schlacht. 67) d. h. Walkyrien. 68) Da in herwi kanna das erstere sonst unerhörtes Wort ist, so lesen wir herwig kanna, und nehmen an, daß bei dem Aufschreiben des Liedes das g wegen des nachfolgenden k ausgefallen ist. Es war nämlich das Amt der Walkyrien, die zu erwählen, welche in der Schlacht fallen sollten, und dagegen ihre Schützlinge zu beschirmen; man kann in Húna skiald-meyiar herwig kanna auch Húna zu herwig ziehen, und die Stelle bedeutet dann: ließest du die Schildmädchen (Walkyrien) die Erschlagung des Heeres der Hunnen mustern, d. h. schlügest du eine Schlacht. 69) In dem dunkeln rósmo-fiaul nehmen wir rósmo als aus rosi tempestas turbulenta, unruhiges Wetter, und aus móa, mit Lehm überstrichen, gebildet an, indem die Redensart: nú móar i fiallit, nun kann man den Berg mit Noth und kaum sehen, gebraucht ward, wenn Schnee oder Nebel das Gesicht so verdunkeln, daß ferne Gegenden eine gleichsam lehmige Farbe annehmen. 70) winir Borgunda können hier die Húnar Atli's ironisch genannt sein; aber der Sinn ist wol dieser: obgleich sie Freunde der Burgunden waren, fingen sie doch Gunnar'n; es war nämlich kein offener Bruch vorhergegangen, und Atli war mit der Schwester des Königs der Burgunden vermählt. 71) Wie aus dem Folgenden zu schließen, ist Gunnar damit gemeint. 72) Gothen kann entweder dichterisch für Teutsche überhaupt stehen, wird aber dichterisch für Menschen überhaupt gebraucht. 73) Wenn, wie aus Str. 27. 28 zu schließen, der Schatz der Nibelungen gemeint ist. 74) Nach Finn Magnusen (Contextus Carminum in der großen Ausgabe der Edda Sæmundar. 2. Bd. S. 948) ist Gunnar's Antwort wahrscheinlich einst aus dem Gedichte ausgefallen, und die folgende (22.) Strophe, in welcher die Ausschneidung des Herzens Högni's befohlen wird, scheint Atli'n zugeschrieben werden zu müssen. Aber der Verfasser der Wölușpá Cap. 37 (in den Fornaldar Sögur Nordrlanda 1. Bd. S. 218. 219) hat wol richtiger die Stelle der Atla-Quida Str. 21. 22 so aufgefaßt: „Nun werden beide in Fesseln gesetzt, Gunnar und Högni. Da sprach König Atli zu König Gunnar, daß er von dem Golde sagen sollte, wenn er das Leben erhalten wolle. Er antwortet: „Eher soll ich das Herz meines Bruders blutig sehen!"

75) Zum Zeichen der Verachtung des Schmerzes und Todes. Man vergleiche damit, daß Ragnar Lodbrok in den Krakumál (Str. 29 in den Fornaldar Sögur Nordrlanda 1. Bd. S. 310) sagt: „Lachend werde ich sterben." 76) d. h. dem tapfern Kämpfer, der durch das Fällen der Feinde Grabhügel bewirkte. Nehmen wir in kumbla-smid das kumbla (Genitiv der Mehrzahl von Kumbl) nicht in der Bedeutung von: der Hügel, sondern: der Helmbüsche, der Helmzierden, dann hat der Ausdruck Schmied der Helmzierden wol den bildlichen Sinn: der Held, der im Kampfe auf die Helme schlägt, wie ein Schmied hämmert. Nehmen wir es nicht in dieser bildlichen Bedeutung, dann soll kumbla-smidr (ohne Zeichen des Nominativs kumbla-smid) wol Umschreibung eines Heerführers sein, der anordnet, was seine Krieger für Helmzeichen tragen sollen. Dabei ist noch zu bemerken, daß das smidr nicht blos unser Schmied, sondern Künstler überhaupt bedeutet. s. Snorri Sturluson's Weltkreis, übersetzt von F. Wachter. 1. Bd. S. 25. 77) Der Nibelunge, der den Speer geführt hatte, ein Kriegsheld war. 78) Es wäre nach dieser Äußerung möglich, daß der Verfasser der Atla-Quida habe darstellen wollen, daß Högni'n das Herz nicht auf Atli's Veranstaltung ausgeschnitten worden, sondern auf Befehl seines Bruders Gunnar, weil dieser durchaus nicht Atli'n den Schatz habe wollen zukommen lassen. Gunnar habe nämlich gefürchtet, Högni werde sich doch vielleicht das Leben von Atli durch den Schatz erkaufen wollen, und Gunnar habe zugleich, indem er seinem Bruder das Herz habe ausschneiden lassen, ihn vor dieser Schande, das Leben durch Überlieferung des Schatzes zu erhalten, bewahren wollen. Hat Atli nach dem Dichter der Atla-Quida seinen Schwager zu sich gelockt, um von ihm den Schatz zu erpressen, so wäre er sehr unklug verfahren, wenn er Högni'n, der das Geheimniß des Schatzes kannte, so schnell hätte umbringen wollen. Doch kann der Dichter auch angenommen haben, Atli habe durch Ausschneidung des Herzens Högni's dessen Bruder Gunnar schrecken wollen. 79) oder wissende, kann entweder blos speciell genommen werden, und bezieht sich darauf, daß der Rhein nur allein weiß, wo der Hort der Nibelungen ist, oder auch zugleich im Allgemeinen, da jeder heilig gehaltene, zur Weissage benutzte, Fluß swinn, weise, genannt werden konnte.

bekannte[80]), über das Erbe der Niflungen. (Str. 29.) In wälzendem Wasser werden die Wahl-Ringe[81]) erleuchtet eher als in den Händen das Gold scheine der Hûnar Kindern. Weichet[82]) ihr mit den Rad-Wagen[83]). Der Gefangene ist nun in Banden. (Str. 30.) Atli der Mächtige[84]) ritt auf Schall-Rossen[85]), umringt von Streit-Dornen[86]), der Schwager derselben[87]). Gudrun wehrte den Thränen, gegangen in die tosende Halle. (Str. 31.) So gehe es dir, Atli! wie du mit Gunnar hattest Eide, oft geschworene, und einst genannte bei nach Süden sich neigender Sonne, und Sigtyr's[88]) Bergfelsen, der Heimlichkeit des Ruhebettes und bei dem Ringe Ullr's, und darauf von da zog der Schüttler des Gebisses[89]) den Halsschmuck-Wärter[90]), den Schlacht-Herrscher zum Tode. (Str. 32.) Den lebenden König legte der Männer Menge in den Hof, der innen von Schlangen durchkrochen ward. Aber Gunnar allein zornmüthig die Harfe mit dem Fuße[91]) schlug. (Str. 33.) Die Stränge (Saiten) tönten. So soll der tapfere Ring-Vertheiler[92]) an dem Golde wider die Menschen[93]) halten. (Str. 34.) Atli ließ zum Besuche seines Landes[94]) das den Sand schneidende Roß von dem Morde[95]) zurückgehen. Geräusch war in dem Hofe von dem Gedränge der Rosse, und Waffen-Gesang[96]) der Männer. Sie waren von der Heide[97]) gekommen. (Str. 35.) Hinaus ging da Gudrun, Atli'n entgegen mit vergoldetem Kelche, das Bußgeld des Herrschers zu erheben. „Empfangen kannst du, König! fröhlich bei Gudrun die Spieße[98]) der nach Nifl[99]) Gefahrenen." (Str. 36.) Es tönten die wein-schweren Trinkschalen Atli's da, als in die Halle die Hûnar sich zusammenzählten. Die Männer mit herunterhängendem Barte gingen hinein alle. Da flog die mit heiterem[1]) Antlitz, Getränke ihnen zu bringen, die lieblose Dis[2]) vor den Fürsten[3]), und wählte wider Willen dem Nasenfahlen[4]) Trinkgelags-Speisen, sagte aber Atli'n Schmähung: (Str. 38.) Du hast, Austheiler der Schwerter! die leichnam-blutigen Herzen deiner Söhne mit Honig gekaut. Ich sagte, man konnte Beute des Raubvogels, wenn er Menschen verzehrt, als Trinkgelags-Speisen essen, und auf den Hochsitz[5]) senden. (Str. 39.) Du rufst nicht seitdem mehr zu deinen Knieen, Erp'en doch Eitil'n, die zwei getränk-fröhlichen, du siehst seitdem nicht mehr in der Mitte des Sitzes die Gold-Vertheilenden Spieße schäften, Mähnen verschneiden, noch Rosse antreiben. (Str. 40.) Geräusch ward auf den Bänken, unlieblicher Gesang[6]) der Menschen, Lärm unter den köstlichen Geweben, sie beweinten die Kinder der Hunar, außer Gudrun allein, denn sie beweinte niemals ihre bärenharten Brüder und süßen Söhne, die jungen Unklugen, welche sie mit Atli'n zeugte. (Str. 41.) Gold

---

80) d. h. göttlich verehrte. 81) ausgewählten, auserlesenen, ausgezeichneten Ringe. 82) lenkt die Radwagen fort. Der Verfasser der Wolsunga-Saga Cap. 37. S. 219 gibt diese Stelle der Atla-Quida durch: König Atli sprach: „Geht fort mit dem Gefangenen!" und so ward gethan. Doch kann, wie Ettmüller (Die Lieder der Edda von den Nibelungen S. 69) vermuthet, der Dichter der Atla-Quida auch die zwei Zeilen der 29. Str. Gunnar'n zutheilen. Er ist dann so muthig gedacht, daß er selbst befiehlt, man möge nun nicht weiter zögern und ihn in den Schlangenhof bringen. 83) Wie im Commentar zur großen Ausgabe der Edda Sämundar S. 391 bemerkt ist, gibt es im Norden auch Wagen ohne Räder. 84) inn riki. 85) Nämlich er und seine Begleiter reiten auf Schall erweckenden Rossen als Bedeckung, als Gunnar und seine Begleiter auf Wagen in den Schlangenhof gebracht werden. 86) Speeren. 87) Nämlich Gunnar's und Högni's. 88) Odin's. 89) d. h. das Pferd. 90) d. h. den Besitzer des Schatzes, den reichen König. 91) Mit den Zehen schlug er die Harfe, weil ihm die Hände gebunden waren. 92) freigebige König. 93) die es ihm mit Gewalt nehmen wollen. 94) Die Ausleger verstehen darunter Atli's Landgut; aber wahrscheinlicher will der Dichter sagen, Atli komme in sein Land zurück, nachdem er nach Ermordung der Giukungen eine Heerfahrt in ihr Land gethan, um sich dasselbe zu unterwerfen und nach dem Schatze der Niflungen zu forschen. 95) Man kann dieses auf die Hinrichtung der Giukungen, der Atli beiwohnte, beziehen; aber morth wird von den Skalden nicht selten dichterisch für Schlacht gebraucht (s. z. B. die Liederstellen in Snorri Sturluson's Weltkreis, übersetzt von F. Wachter. 2. Bd. S. 221. 236). Der Verfasser der Atla-Quida versteht aller Wahrscheinlichkeit nach Str. 34 eine Schlacht darunter. Da er aber sehr gedrängt darstellt, läßt er die Hörer errathen, daß Atli, nachdem er Högni'n und Gunnar'n ermordet, einen Feldzug in das Reich der Giukungen gethan, um sich dasselbe zu unterwerfen. Bei der höchst wahrscheinlichen Annahme der Verschmelzung der Sagen von Bleda und Gundikar zu der einen Gunnarssage wird Alles deutlicher. Daß der geschichtliche Attila, nachdem er seinen Bruder Bleda ermordet, eine Heerfahrt in die Theile des Hunnenreiches, welche Bleda beherrscht hatte, that, um sich dieselben zu unterwerfen, läßt sich aus der Natur der Verhältnisse mit Sicherheit schließen. In der Sage von Atli mußte diese Heerfahrt immer mehr in den Hintergrund treten, je mehr sie zu reiner Heldensage ward. Der Zweck derselben ist tragische Wirkung, und behält die politischen Verhältnisse der von ihr behandelten Personen nur als Nebenwerk bei, soweit sie nicht zur Darstellung der tragischen Verwickelung nöthig sind. Daß Atli nach Ermordung der Giukungen eine Heerfahrt gethan, deutet deshalb der Dichter wol blos darum an, daß Gudrun unterdessen Zeit gewinnt, ihre mit Atli erzeugten Söhne zu ermorden, um dem heimkehrenden Vater ihr Blut als Trank und ihr Fleisch als Speise zu geben.

96) Waffengeräusch. 97) Entweder versteht der Verfasser der Atla-Quida unter giöld raugnis (Bußgeld des Herrschers) das Strafgeld, das für den ermordeten Gunnar Atli schuldig war, oder die Vergeltung, die Gudrun an Atli für jenen Mord nahm; im ersten Falle ist raugnis auf Gunnar zu beziehen, im zweiten auf Atli. 98) Gudrun hatte nämlich nach dem Tode ihrer Brüder ihre Waffen geerbt, und stellt sich, daß sie dieselben an Atli'n herausgeben und so der Blutrache entsagen will. 99) in die Unterwelt; in nifl-farna steht nämlich wol nifl für Niflhel oder Niflheimr; da Gunnar und Högni einen gewaltsamen Tod durch Atli erlitten, so hätten sie eigentlich nach Walhall kommen sollen, aber hierauf nehmen die Dichter bei ihren in Beziehung auf den Tod gebrauchten Redensarten nicht immer Rücksicht (s. Allgem. Encykl. I. Sect. 28. Th. S. 104). Auch kann nifl in nifl-farna blos Nebel bedeuten, und in den Nebel Gefahrene werden die Todten hier genannt, weil man ihre Gestalten besonders im Nebel zu erblicken glaubte.

1) Die sich heiter stellende Gudrun. 2) Göttin, besonders Walkyrie und Norne, wird Gudrun hier wegen ihrer unmenschlichen Gesinnung genannt. 3) Atli'n und seinen Großen. 4) Dem mit blassem Antlitz. Die Ausleger beziehen das bleiche Gesicht Atli's auf dessen nahen Tod; der Dichter läßt ihn aber wol wegen der Wirkung der unnatürlichen Speise, nämlich des Menschenfleisches, bleich werden. Atli weiß es zwar nicht, aber dichterisch schön ist es, daß er auch unbewußt eine üble Wirkung von der widernatürlichen Kost empfindet. 5) d. h. dem Könige geben. 6) Geschrei.

52 *

säete die wie ein Schwan Lichte. Rothe Ringe reichte sie den Hausdienern. Das Schicksal ließ sie wachsen [7]), aber das glänzende Metall umhergehen. Niemals nahm das Weib Rücksicht auf die Schatzhäuser [8]). (Str. 42.) Der unvorsichtige Atli hatte sich müde getrunken. Keine Waffe hatte er, er verhinderte Gudrun nicht. Oft war das Spiel besser, da als sie sanft sollten sich öfters umarmen vor den Edelingen. (Str. 43.) Sie gab mittels der Spitze dem Bette Blut zu trinken mit nach Tödtung begieriger Hand, und löste die Hunde, es stieß (warf) vor die Thüre der Halle (und weckte die Hausdiener) heißen Brand die Braut (das Weib). Diese Rächung der Brüder übte sie. (Str. 44.) Dem Feuer gab sie die alle, welche drinnen waren, und von dem Morde Gunnar's und der Seinigen gekommen waren aus Myrkheimr [9]). Die alten Zimmerwerke fielen, die Schatzhäuser rauchten, das Gehöfe der Budlungar [10]). Es verbrannten auch die alter-steifen Schildmädchen drinen, sie sanken in das heiße Feuer. Str. 45 besagt, daß kein Weib im Panzer künftig die Brüder so rächen könne; sie habe drei [11]) mächtigen Königen den Tod bereitet. Dieses ist die Darstellung der Atli-Sage in der Atla-quida. Die Atla-mál enthalten Folgendes: Atli und seine Leute haben geheime Berathungen, und er faßt einen Rath, der ihm selbst zum Verderben wird, Botschaft zu seinen Schwägern, Giuki's Söhnen zu senden, und dieselben zu sich einzuladen. Die kluge Hausfrau hört Atli's und seiner Leute geheime Reden, kann aber selbst nicht zu ihren Brüdern kommen und ihnen helfen, denn man mußte durch die See segeln. Sie schneidet Runen. Aber Wingi verdreht sie, bevor er sie übergibt. Atli's Gesandte reisen durch einen armreichen Sund [12]) dahin, wo die Kühnen (Gunnar und Högni) wohnen. Diese ahnen keinen Trug, und nehmen die ihnen von Atli gesandten Geschenke an. Kostbera, Högni's Weib, und Glaumwör, Gunnar's Frau, sorgen für die Bedürfnisse der Gäste. Diese laden Högni'n zu ihnen zu kommen, ein. Gunnar verheißt es, wenn Högni wolle, aber Högni verneint das, was der andere darum redet. Nach dem Trinkgelag sucht Kostbera, Haugni's Gemahlin, die Runen beim lichten Feuer zu lesen, aber es ist schwer, weil sie verdreht waren. Hierauf zu Bette gegangen träumt Kostbera'n, und sie sagt es erwacht Högni'n, und bemerkt, daß seine Schwester ihn dieses Mal keineswegs eingeladen habe, sondern soviel sie aus den verderbten Runen habe ersehen können, sei der ursprüngliche Inhalt derselben gewesen, daß er und sein Bruder würden getödtet werden, wenn sie dahin kämen. Högni geht in den Argwohn nicht ein. Kostbera erzählt zum Beweise, daß ihm und seinem Bruder die Reise werde zum Unglück werden, die Träume, die sie gehabt. Högni legt sie anders aus. Glaumwör sagt zu ihrem Gemahle Gunnar, daß es ihr im Traume gewesen, als wenn er zum Gehängt-Werden ginge, und ihn lebendig Schlangen fräßen, und erzählt noch andere Unheil verkündende Träume, welche sie gehabt. Gunnar widerspricht, und erklärt endlich, daß die Reise beschlossen sei, obgleich vieles dahindeute, daß ihr Leben kurz sein werde. Er und Högni nebst dessen Söhnen Snävar und Solar und Orkning, dem Bruder Kostbera's, treten die Reise an. Glaumwör und Kostbera begleiten ihre Gatten bis zu einem Sunde. Glaumwör sagt zu Wingi, daß seine Ankunft schuld sei, wenn sich etwas zutrüge. Wingi schwört, daß die Jötnar (Riesen) und der Galgen ihn haben sollen, wenn er löge oder gegen den Frieden dächte. Kostbera wünscht den Giukungar'n eine gute Fahrt. Högni spricht den Frauen Trost zu. Sie scheiden. Die Fortschiffenden zerbrechen im heftigen Rudern den Kiel halb. Die Ruder brechen. Als sie zum Gehöfe, das Budli hatte, gekommen sind, erklärt Wingi, daß er sie betrogen habe, und wird von ihnen erschlagen. Atli und die Seinigen ordnen sich zum Kampf, äußern ihre Feindseligkeit erst in Worten, dann schießen sie auf die Angekommenen. Gudrun, darüber aufgebracht, eilt hinaus und grüßt die Niflungar, und sagt weiter, sie habe gesucht, sie abzuhalten, von Hause hinweg zu reisen, aber sie seien doch hier, und sie will einen Vergleich stiften. Aber vergebens. Sie ficht nun selbst mit dem Schwerte tapfer, um ihre Verwandten zu vertheidigen, und erschlägt namentlich Atli's Bruder. Die Schlacht, in welcher die Niflungar auf das Tapferste kämpfen, währet bis Mittag. Das Gefild fließt von Blut, bis achtzehn fallen. Kostbera's zwei Söhne und ihr Bruder behalten die Oberhand. Atli klagt: Wir waren dreißig zum Kampfe taugliche Männer, und leben noch eilf, wir waren fünf Brüder, als wir Budli'n verloren, jetzt hat Hel [13]) die Hälfte, aber zwei liegen erschlagen [14]). Besonders hebt er hervor, daß die Hinkungar seine Schwester zu Hel gesendet, erhält dagegen vorgeworfen, er habe ihre Mutter

---

7) Das durch das Schicksal Bestimmte ließ sie reifen. 8) Schonte den Inhalt der Schatzkammern nicht. 9) Nach den Auslegern bedeutet Myrkheimr düsteres, dunkles Haus oder düsteren, dunklen Ort, und bezeichnet hier den Ort, wo Gunnar in das Wurmverließ gelegt ward. Unter Myrkheimr ist aber wol wahrscheinlicher hier ein Land zu verstehen, denn heimr bedeutet nicht blos Haus, sondern auch Welt, und ist in Zusammensetzungen beliebt, wie in Alfheimr, Mannheimr, Muspellsheimr, Jötunheimr u. s. w., und das Land Myrkheimr hat den Namen in Beziehung auf den Myrkwidr, welcher die Grenze zwischen Gunnar's und Atli's Reichen machte. Wenn es Str. 34 heißt, daß Atli und seine Leute zurück vom Morde von der Heide gekommen, und hier dafür steht, daß sie aus Myrkheimer gekommen, so kann man annehmen, der Schlangenhof, die Umzäunung, wo die Schlangen gehalten worden, sei auf der Heide gewesen und habe Myrkheimr geheißen. Aber wahrscheinlicher ist Myrkheimr als der Name von Gunnar's Reich anzunehmen, und die Worte: frá morthi theirra Gunnars, von dem Morde derer (und) Gunnar's, beziehen sich wol auf eine Schlacht, welche Atli, nachdem er Högni'n und Gunnar'n ermordet, in dessen Reiche gegen dessen Unterthanen schlug. 10) oder der Könige, denn dichterisch wird Budlungar für Könige überhaupt gebraucht. 11) Die drei Könige sind Atli und seine beiden Söhne Erpr und Eitill. 12) fiördr lima bedeutet buchstäblich Meerenge oder Sund der Zweige oder der Glieder. Berühmt ist der jütländische Limafiödr, jetzt Limfiord. Möglich wäre, daß der Dichter der Atlamál diesen meinte, da Atli in demselben gar nicht als Beherrscher der Hünen erscheint, und Sigurdr Str. 98 inn Húnski (der Hunische) genannt wird.

13) Die Todesgöttin. 14) Atli ist also nur allein noch übrig.

gefangen und wegen ihrer Schätze ermordet, die kluge Schwestertochter [15]) in einer Felsenhöhle durch Hunger getödtet. Um Gudrun Harm zu bereiten besiehlt Atli seinen Leuten, Högni'n zu ergreifen, und ihm das Herz auszuschneiden, und Gunnar'n an den Galgen zu befestigen, und Schlangen dahin zu locken. Beiti, Atli's Küchenmeister, will Högni'n am Leben erhalten, und dem Kesselhüter Hialli das Herz ausschneiden lassen; aber dieser schreit kläglich. Högni schlägt sich, damit der Knecht entkomme, für ihn ins Mittel, und sagt, sie sollen dies Spiel an ihm ausüben. Lachend erträgt er die Qual, indem ihm das Herz ausgeschnitten wird. Gunnar schlägt mit den Fußzehen die Harfe, daß die Frauen weinen. Die beiden Helden sterben. Atli dünkt sich groß, schreitet über beide, und bringt Gudrun die Nachricht. Die erzürnte Gattin droht ihm. Atli sucht sie zu besänftigen. Aber sie schlägt seine Anerbietungen aus und zeigt ihre Liebe gegen ihre Brüder, und den unersetzlichen Verlust, den sie durch ihre Tödtung erlitten. Doch stellt sie sich hierauf heiter, spricht anders, als sie gesinnt ist, und Atli glaubt ihr. Sie stellt ein Trinkgelag an, um die Todtenfeier ihrer Brüder zu halten. Auch Atli erklärt sich bereit, ihnen diese Ehre zu erzeigen. Gudrun schlachtet ihre und Atli's beide Söhne. Als Atli nach ihnen fragt, erinnert sie ihn daran, daß er ihre Brüder umgebracht, und erzählt ihm, daß sie die Schädel seiner Söhne als Trinkschalen gebraucht, und ihm den Trank mit ihrem Blute gemischt, und ihre gebratenen Herzen ihm zu essen gegeben. Atli schilt über ihre Verbrechen, und sagt, daß sie gesteinigt und verbrannt werde werden. Der Hniflungr, Högni's Sohn, sagt zu Gudrun, daß er auf Atli ergrimmt sei. Gudrun vereint sich mit ihm, Högni's Ermordung an Atli zu rächen; Högni's Sohn und Gudrun verwunden ihn tödtlich im Schlafe. Als er erwacht, fragt er, wer es gethan, und Gudrun antwortet, daß sie und Högni's Sohn es gewesen. Atli erzählt, wie er sich um sie beworben, und welche Brautgeschenke er ihr gegeben, und wirft ihr Undankbarkeit vor. Gudrun sagt, er lüge, und bemerkt weiter: ihr jungen Brüder habt euch oft geschlagen, und Zwiste haben geherrscht, die Hälfte aus deinem Hause ist zu Hel gegangen [16]), und erzählt darauf, daß sie mit Sigurd siegreiche Heerfahrten gemacht; mit seinem Tode habe sich ihr glückliches Loos geändert, und es sei ihre Qual gewesen, in Atli's Haus zu kommen. Dieser habe nie Rache errungen, noch die Macht anderer geschwächt, sondern immer weichen und niemals Stand halten wollen. Atli sagt, sie lüge, und bittet sie, nach ihrer Güte ihn ehrenvoll zu bestatten. Sie antwortet: „Ich werde ein Schiff kaufen, und eine bemalte [17]) Kiste, ein Tuch wol wichsen, deine Leiche einzuwickeln." Atli stirbt, und Gudrun hält, was sie versprochen. Dieses ist die Atlisage nach der Atlamál. Diese und die Atlaquida sind unter den Eddaliedern die Hauptquellen für dieselben. Doch enthalten auch andere Eddalieder merkwürdige Stellen für dieselben. In der Sigurdar-Quida Fasnisbana III. antwortet auf Gunnar's Rede Str. 30, daß Brynhilldur werth sei, daß sie vor ihren Augen ihren Bruder Atli erhieben, Brynhilldur Str. 31, daß Atli wenig seinen Zorn fürchte, und er sie (Gunnar'n und seinen Bruder) überleben, und immer an Macht der größere sein werde [18]). Die sterbende Brynhilldur weissaget Str. 53, daß Atli Gudrun heirathen werde, Str. 55, daß Gunnar Oddrun [19]) werde haben wollen, aber Atli sie ihm nicht lassen werde, Str. 55, daß Atli ihn in den Schlangenhof legen, und selbst kurz darauf das Leben verlieren werde, denn Gudrun werde ihn im Bette mit dem Schwerte umbringen. In dem Brot af Brynhildur-Quido Str. 11 weissagt ein Rabe nach Sigurd's Fall, daß Atli an den Mördern die Schwertschneiden röthen werde, weil sie die Eide gebrochen. In der Quida Guthrúnar Giúkadottr II. Str. 31 [20]), sowie im Oddrúnar-Grátr Str. 26 [21]) wird des Ausschneidens des Herzens Högni gedacht, und in dem ersteren Liede gesagt, Atli werde Gunnar'n Schaden zufügen, und in dem zweiten, Gunnar werde in den Schlangenhof gelegt werden. In der Hamdis-mál Str. 8. S. 493 wird der Gudrun vorgeworfen, daß sie, um mit Atli zu streiten, Erp'en und Eitil'n ermordet. In den Gudrunar-Hvant sagt Gudrun Str. 11 [22]), daß sie an Atli vermählt worden, und sie keine Genugthuung für die erlittenen Übel erlangen können, bevor sie das Haupt von Niflungar'n [23]) geschnitten. Das Dráp Niflúnga, ein Stück in ungebundener Rede in der Lieder-Edda [24]) enthält dieses. Gunnar und Högni nahmen alles Gold, Fafnir's Erbe. Unfriede war damals zwischen den Giukungarn und Atli'n. Er gab ihnen Schuld, daß sie die Urheber des Todes Brynhilldur's gewesen. Das ward zum Vergleiche, daß sie an ihn Gudrun'en verheirathen sollten, und sie gaben ihr den Trank der Vergessenheit zu trinken, bevor sie einwilligte, an Atli'n verhei-

---

15) Nach den Auslegern in der großen Ausgabe der Edda Sämundar 2. Th. S. 450 scheint sie die Tochter Godny's, der Schwester Högni's, gewesen zu sein, deren die Zugabe zu Olafs Saga Tryggwasonar in der skalkolter Ausgabe gedenkt. Wilh. Grimm (Teutsche Heldensage S. 354) bemerkt: Bezieht sich der Ausdruck systrúnga (Schwestertochter) gleichfalls auf die Chriemhild, Gudrun's Mutter, so hat Atli sie bei dem Nibelungenhorte eingesperrt und Hungers sterben lassen, wie sie nach der hwenischen Chronik bei Nögling's Schatz eingeschlossen verschmachtet. 16) Diese Stelle der Atlamál ist merkwürdig, weil sie eine Erinnerung an die geschichtliche Ermordung Bleda's durch seinen Bruder Attila enthalten kann.

17) Kisto steinda, steindr bedeutet nämlich mit färbenden Steinen bemalt. Ein Theil der Ausleger der Atlamál haben bei dieser Stelle an eine Kiste von Stein gedacht und deshalb das hohe Alter der Atlamál in Zweifel gezogen. Auch läßt der Verfasser der Wolsunga-Saga Cap. 38. S. 223 Gudrunen wirklich sagen: „Das werde ich thun, daß ich dir werde eine ehrenvolle Gruft und eine würdigliche Steinthrue machen und dich in schöne Tücher wickeln lassen." Aber in den Atlamál bemerkt Gudrun ausdrücklich, sie werde ein Schiff kaufen. Sie will also, wie der Gott Balldur und Helden bestattet worden, Atli's Leiche auf dem Schiffe verbrennen und dieselbe zuvor in eine bemalte Kiste legen. Zu dem Verbrennen würde eine steinerne Kiste nicht passen. 18) Große Ausgabe der Edda Sämundar. 2. Th. S. 225. 226. 237. 238. 19) Ebendas. S. 250. 20) Ebendas. S. 314. 315. 21) a. a. O. S. 356. 22) a. a. O. S. 530. 23) Nämlich ihren Söhnen. 24) S. 286—288.

rathet zu werden. Atli's Söhne waren Erpr und Eitill. König Atli lud zu sich Gunnar'n und Högni'n, und sandte Wingi'n oder Knefrauthr. Gudrun wußte die Arglist, und sandte mit Runen Botschaft, daß sie nicht kommen sollten, und zum Wahrzeichen sandte sie Högni'n den Ring Andwara-naut, und knüpfte Wolfhaar hinein. Gunnar hatte um Oddrun, die Schwester Atli's, gebeten, und sie nicht erhalten. Da nahm er Glaumwör'n. Als die Giukungar zu Atli kamen, bat Gudrun ihre Söhne, daß sie den Giukungar'n das Leben erbitten möchten, aber sie wollten nicht. Das Herz ward Högni'n ausgeschnitten, aber Gunnar in den Schlangenhof gesetzt. Er schlug die Harfe, und schläferte die Schlangen ein, aber eine Natter stach ihn in die Leber. So auch gab nach Snorri Sturluson in der Skaldskaparmál Cap. 42. S. 112, und nach dem Verfasser der Wolsúnga-Saga Cap. 37. S. 220, während Gunnar durch sein Harfenspiel mit den Zehen in Schlaf gesenkt hat, die Natter ihm den Tod. Nach dem Oddrúnar-Grátr Str. 30. S. 358 grub Atli's verabscheuungswürdige Mutter Gunnar'n ins Herz. Sie hatte also, muß man schließen, durch Zauberei Nattergestalt angenommen. Snorri Sturluson folgt bei seiner gedrängten Darstellung der Atlisage der Atlaquida und der Atlamál, die Angaben beider verschmelzend, so z. B. darin, daß Gudrun und Högni's Sohn Atli'n im Schlafe erschlagen, und dann das Volk in der Halle verbrennen [25]). Auch die Wolsunga-Saga hat bei ihrer umständlicheren Darstellung den Inhalt der Eddalieder, und unter ihnen besonders den der Atlamal zur Grundlage [26]). Zwar läßt sie, denselben folgend, Gudrun zu Atli'n Cap. 38. S. 223 sagen: und niemals kamest du so aus der Schlacht, daß du nicht den minderen Theil davon getragen (d. h. den kürzeren gezogen hättest). Doch Cap. 25. S. 178 schildert sie ihn: Atli war ein grimmiger Mann, groß und schwarz und doch stattlich, und der größte Heermann, und Cap. 33. S. 209: Atli war ein großer König und mächtig, einsichtsvoll, und hatte viele Mannschaft. Der geschichtliche Attila war nach der Schilderung bei Jornandes (35) sehr stark an Rathschluß, klein von Gestalt, mit breiter Brust, sehr großem Haupt, kleinen Augen, dünnem Bart, platter Nase, häßlicher Farbe, die Abzeichen seines Ursprungs wiedergebend. Die Wilkina-ok Niflunga-Saga ist nach der Erzählung teutscher Männer, und zum Theil nach den Liedern derselben zusammengesetzt. Doch ist auf den Verfasser die nordische Gestaltung der Atli-Sage entweder nicht ohne Einfluß geblieben, oder er folgte einer Darstellung der teutschen Sage, welche noch mehr von der früheren Sage bewahrt hatte, als der Verfasser des Nibelungenliedes aufgenommen hatte. Grimhild, wie Gudrun (Chriemhild) in der Wilkina-ok Niflunga-Saga heißt, sagt zu ihrem Gemahle Attila: „Das ist mir ein großer Harm, daß ich in diesen sieben Wintern (Jahren) meine Brüder nicht gesehen habe: willst du, Herr, sie nicht hierher laden? Ich kann dir eine Mähre sagen, und mag sein, daß du sie auch schon weißt, nämlich, daß Sigfrid der schnelle mein Mann, so viel Gold hatte, daß kein König in der Welt ebenso reich war. Dieses große Gut aber haben nun meine Brüder, und nicht wollen sie eines Pfennigs werth davon gönnen; und doch deucht mir das ziemlicher, Herr! daß ich über dieses Gut schaltete; und das sollst du für wahr wissen, wenn ich dieses Gold erhalte, daß du Alles mit mir zu eigen haben sollst." Und als König Attila diese Worte hörte, da bedachte er ernstlich, was sie sagte, und wußte, daß es wahr wäre. König Attila war aber der habsüchtigste aller Menschen, und es deuchte ihm übel, wenn er nicht der Nibelungen Schatz erhalten sollte; und er antwortete auf diese Weise: „Ich weiß, Frau, daß Sigfrid der schnelle viel Gold besaß: das zuförderst, was er dem großen Drachen nahm, den er erschlagen hatte, demnächst das, was er auf Heerfahrten gewann, und dazu auch das, was König Siegmund besaß! Dieses Alles aber missen wir, und dennoch ist König Günther unser liebster Freund. Nun will ich, Frau, daß du deine Brüder hierher ladest, wenn du willst, und nicht will ich daran sparen, dieses Fest auf das Herrlichste zuzurüsten" [27]). Die Nibelungen folgen der Einladung ihrer Schwester Chriemhild, und werden von Attila herrlich empfangen. Chriemhild, welche ihren größten Harm, daß Siegfried der schnelle erschlagen worden, an Hagen und Günthern und ihren anderen Brüdern rächen will, bittet den König Dietrich um Hilfe, aber vergebens, dann den Herzog Blödelin, aber auch erfolglos, und hierauf begibt sie sich zu Attila, und sagt zu ihm: „Wo ist das Gold, oder wo ist das Silber, das meine Brüder dir gebracht haben?" König Attila sagte, daß sie ihm weder Gold, noch Silber gebracht haben: dennoch wolle er die wohl aufnehmen, die ihn daheim besucht hätten. Da sprach die Königin: „Herr! wer soll meine Schmach rächen, wenn du nicht willst? Das ist nun noch mein größter Harm, daß Sigfrid der schnelle ermordet ward; thu nun so wohl, Herr! und räche mich: und so magst du auch der Nibelungen Schatz und ganz Nibelungenland gewinnen." Da sprach der König: „Frau! versuche und rede dieses nicht öfter: wie möchte ich meine Schwäger verrathen, da sie auf meine Treue hierher gekommen sind? und nicht sollst du, noch sonst jemand es ihnen misbieten" [28]). Attila geht in den Baumgarten, wo das Gastmahl gehalten werden soll. Chriemhild sucht die Nibelungen zur Ablegung der Waffen, welche sie aufbewahren will, zu bewegen. Da dieses mislingt, gewinnt sie Iring mit hundert Rittern, daß er die Knechte der Nibelungen erschlägt. Während dessen reizt sie Hagen dadurch, daß sie ihr Söhnchen Aldrian ihn an das Kinn zu schlagen [29]) bere-

---

25) Snorri Sturluson, Skáldskaparmál Cap. 41. 42 bei Rask, Snorra-Edda S. 139. 141. 142. 26) Wolsunga-Saga Cap. 25 in den Fornaldar Sögur Nordrlanda 1. Bd. S. 178. Cap. 27. S. 187. Cap. 30. S. 201. Cap. 31. S. 203. Cap. 32. S. 207. Cap. 33—38. S. 211—222.

27) Wilkina- und Niflunga-Saga, übersetzt durch Fr. H. v. d. Hagen. 3. Bdchn. S. 41—59. 28) Dieselbe a. a. O. S. 78—81. 29) Nach dem Nibelungenliede reizt Chriemhild ihr und Etzel's Söhnchen, Ortlieb, bekanntlich hierzu nicht, und Hagen erschlägt Ortlieben, weil Chriemhild das Ingesinde der Ni-

det, zu Zorn, und Hagen haut ihm das Haupt dafür ab. Attila heißt nun den Hunen, daß sie sich wappnen und die Nibelungen erschlagen sollen. Während der Schlacht steht Attila auf einem Thurme, und spornt von da herab alle seine Mannen zum Angriffe gegen die Nibelungen an. Nach langem Kampfe wird der ermattete König Günther gefangen, und gefesselt dem Könige Attila gebracht. Da ließ dieser ihn in seinen Schlangenthurm werfen, und darin verlor Günther sein Leben, und derselbe Thurm, bemerkt der Verfasser der Wilkina-ok Niflunga-Saga, steht mitten in Susat. Chriemhild geht mit einem großen Brand zu ihrem Bruder Gernot, und stößt ihm den lodernden Brand in den Mund, zu sehen, ob ihr von Dietrich von Bern gefällter Bruder todt wäre, oder noch lebe. Gernot war aber wirklich todt. Nun geht sie zu ihrem Bruder Giselher, welcher von Hildebrand gefällt war, und stieß ihm den Feuerbrand in den Mund. Giselher war noch nicht todt, aber hiervon stirbt er. Nun sprach Dietrich von Bern zu König Attila: „Siehe, wie der Teufel Chriemhild, dein Weib, ihre Brüder quält, die guten Helden, und wie mancher Mann ihretwegen sein Leben gelassen hat, und wie manchen guten Mann sie verderbt hat, Hunen und Amelungen und Nibelungen, und gleicher Weise würde sie auch dich zum Tode bringen und mich, wenn sie es vermöchte." Da sprach König Attila: „Wahrlich sie ist ein Teufel, und erschlage du sie; und es wäre ein gutes Werk gewesen, wenn du es schon vor sieben Nächten gethan hättest; da wäre mancher theuerliche Degen noch gesund, der nun todt ist." Nun sprang König Dietrich zu Chriemhilden und hieb sie mitten entzwei. Dem verwundeten Hagen, welcher von Dietrich gefangen ist, läßt dieser die Wunden verbinden. Hagen erbittet sich von ihm am Abend ein Weib. Am Morgen spricht Hagen zu dieser Frau: „Nun kann geschehen, wenn einige Zeit hienach vergangen ist, daß du einen Sohn von mir gebären wirst; dieser Knabe soll Aldrian heißen, und hier sind Schlüssel, die du bewahren sollst, und gib sie dem Knaben, wenn er erwachsen ist: die Schlüssel führen zu Sigfrid's Keller, und darin ist der Nibelungen Hort." Und hierauf starb Hagen. Und so hatten die Nibelungen da ihr Leben beschlossen, und auch alle die mächtigsten Männer in Hunenland, ausgenommen König Attila, und König Dietrich und Meister Hildebrand. Nach diesem Streite war Hunenland so verödet an edlen Männern, daß bei König Attila's Tagen nicht mehr so auserwählte Männer in Hunenland waren, als bevor dieser Krieg sich erhob. Dietrich will nun nicht länger in Hunenland verweilen, nimmt von Attila Abschied, und begibt sich mit Hildebrand hinweg. Aldrian, Hagen's Sohn, wird bei dem Könige Attila erzogen. Als er erwachsen ist, reizt er den König nach dem Besitze des Nibelungenhortes, und verspricht ihm zu sagen, wo er verborgen ist, wenn sie beide zusammen reiten, ohne daß noch ein dritter ihnen folgen dürfe. Sie thun es. Aldrian schließt mit den Schlüsseln die Thüre des Berges auf, geht hinein in den Berg, und Attila folgt ihm und freut sich über die Schätze. Als er von Aldrian tief in den Berg gelockt ist, geht dieser wieder zur Thüre, und davor hinaus, und schlägt die Thüre hinter sich zu; Attila bittet ihn vergebens wieder zu ihm zu kommen, Aldrian schließt auch die andere Thüre wieder zu, und auch die dritte, und trägt Steine und Rasen darüber. Drei Tage darnach kommt er wieder zu dem Berge. Da hatte König Attila eine Thüre aufgehauen, und bittet Aldrian'en, den Berg aufzuthun, und macht ihm die glänzendsten Anerbietungen, und namentlich auch die, daß er für die Tödtung seines Vaters und seiner Blutsfreunde Bußgeld geben wolle. Aldrian schlägt sie aus, und sagt zu Attila, der gern Brod essen und Wasser trinken will: Trink nun Gold und Silber, wornach dich lange gedurstet hat. Da nahm Aldrian Steine und Rasen, und trug sie vor die Thüren, und legte soviel darauf, daß König Attila nimmer mit dem Leben davon käme. Dieser verliert auch auf diese Weise das Leben [30]. So nach der Wilkina-ok Niflunga-Saga. Nach dem Nibelungenliede hat Etzel gar kein Gelüste nach dem Horte der Nibelungen. Auch hat er nach der teutschen Sage nicht, wie in der nordischen, an ihnen den Tod seiner Schwester zu rächen, denn Brunhild ist seine Schwester nicht, auch hat sie hier kein tragisches Ende. Nach der nordischen Sage ladet Atli die Nibelungen zu sich, nach der teutschen betreibt Chriemhild die Einladung. Ja! sie hat die Bewerbung des mächtigen Etzel um ihre Hand nur in der Hoffnung angenommen, daß sie vielleicht noch den Tod ihres lieben Mannes besonders an dessen Mörder Hagen, welcher nach dem Nibelungenliede auch nicht Chriemhild's und Günther's Bruder ist, rächen könne. Sie veranlaßt, nachdem sie Etzeln sieben Jahre gehabt, diesen zur Einladung ihrer Brüder Boten an den Rhein zu senden, und trägt ihnen auf, auch Hagen nicht daheim zu lassen, weil ihm von Kindesalter an die Wege zu den Hunen wohl bekannt seien. Hagen widerräth die Reise in Etzel's Land, weil Chriemhild die Rache lange nachtrage, und soll nach Giselher's Geheiß zurückbleiben, will aber nicht. Etzel, den seine zurückkommenden Boten Wärbelin und Swemmelin in der Stadt Gran treffen, wird aus Liebe vor Freuden roth, als er hört, daß seine Schwäger die Einladung angenommen. Als sie mit Hagen in Etzelnburg ankommen, wird dieser von Dietrich von Bern vor Chriemhild gewarnt, weil sie Siegfrieden noch sehr beweine. Chriemhild fragt Hagen, wohin er den Hort der Nibelungen gethan; er sei doch ihr eigen gewesen, den sollte er ihr in das Etzelnland führen. Hagen antwortet, er habe ihn seit vielen Tagen auf das Geheiß seiner Her-

belungen hat niedermachen lassen. Aber jener Zug der Wilkina-ok Niflunga-Saga ist echt, denn auch nach der alten Übersicht des Heldenbuchs (frankfurter Ausgabe von 1560. 185 Bl. S. 1. Sp. 2) heißt Chriemhild ihren zehnjährigen Sohn Hagen an den Backen schlagen. Das Opfern ihrer Söhne zur Befriedigung ihrer Rache, wie sie die nordische Sage, welche aller Wahrscheinlichkeit nach die frühere Gestaltung enthielt, ward später nicht aufgegeben, sondern auf diese Weise umgestaltet, daß sie ihren mit Etzel gezeugten Sohn dadurch opfert, daß sie durch ihn Hagen zum Zorne reizen läßt.

30) Wilkina- und Niflunga-Saga, übersetzt durch Fr. H. v. d. Hagen. 3. Bdchn. S. 33—128. 163—170.

ren in den Rhein gesenkt. Vergebens heißt Chriemhild den Nibelungen, daß sie ihre Waffen abgeben sollen. Etzel bewillkommnet Günther'n, Gernot'en, Giselher'n, und auch Hagen auf das Freundlichste. Volker bewacht des Nachts die schlafenden Nibelungen vor Chriemhild's Mannen. Als die Nibelungen den andern Tag gewaffnet zur Kirche gehen, ist es Etzeln leid, und er erbietet sich, wenn Jemand ihnen etwas gethan, so wolle er es ihnen vergüten. Hagen antwortet, es habe ihnen Niemand etwas gethan, es sei so Sitte seiner Herren, daß sie zu allen Hochzeiten (Hochfesten) drei volle Tage gewaffnet gehen. Hätte Jemand Etzeln die rechte Wahrheit von Chriemhild's Feindschaft gegen die Nibelungen gesagt, er hätte das, was nachmals vorging, gehindert. Aber wegen ihres starken Übermuthes sagte keiner von den Nibelungen Etzel'n den rechten Zusammenhang. Im Buhurt sticht Volker einem mächtigen Hunen, einem Markgrafen, den Speer durch den Leib. Seine Verwandten wollen Volker'n dafür erschlagen. Etzel, um dieses zu wehren, reißt einem Verwandten des erschlagenen Hunen das Schwert aus der Hand, und schlägt auf die andern, und sagt, daß seine Gäste Frieden haben sollen, der Spielmann (Volker) habe es ohne seine Schuld gethan, indem er gestrauchelt. Während die Herren zu Tische sitzen, wird Etzel's einziger Sohn Ortlieb herzugetragen. Etzel äußert seine Freude über den Besitz desselben, und sagt, daß er ihn den Verwandten seiner Mutter mit an den Rhein zur Erziehung geben werde; er werde, zum Mann erwachsen, ihnen kämpfen helfen. Hagen antwortet, der junge König sei so feiglich gethan, man werde ihn (Hagen) selten zu Hofe nach Ortlieben gehen sehen. Etzel betrübt sich über Hagen's Rede. Als Hagen's Bruder Dankwart die Nachricht bringt, daß Blödelin, Etzel's Bruder, von Chriemhilden veranlaßt, die Knechte der Nibelungen in der Herberge erschlagen hat, schlägt Hagen mit dem Schwerte dem Kind Ortlieb das Haupt ab, daß es Chriemhilden in den Schooß fliegt. Aus dem Gemetzel, welches die Nibelungen, welche die Thüre des Saales besetzt halten, nun unter den Hünen anrichten, werden Etzel und Chriemhild von Dietrich von Bern geführt. Als die Nibelungen oder Burgunden sieben tausend Todte aus dem Saal herab werfen, sagt Hagen zu Etzel, es zieme sich, daß die Herren zu aller voderst föchten, wie jeder von seinen Herren hier thue. Etzel ist so kühn, er faßt seinen Schild. Chriemhild sagt zu Etzel, er solle behutsam gehen, denn erreiche ihn Hagen, habe er den Tod an der Hand. Der kühne Etzel, von Hagen verhöhnt, will jedoch vom Kampfe nicht abstehen, und man muß ihn mit der Schildsessel zurückziehen. Als die drei Könige Günther, Gernot und Giselher mit Etzel und ihrer Schwester um die Sühne reden, antwortet Etzel, Friede und Sühne solle ihnen versagt sein, weil sie ihnen so großen Schaden gethan, und seinen Sohn und viel Verwandte erschlagen haben. Rüdiger, welcher die Burgunden zu diesem Feste hierher gebracht hat, will mit ihnen nicht kämpfen, bis Etzel und Chriemhild ihn fußfällig darum anflehen. Als Rüdiger und nach dessen Falle Dietrich's Recken von den Burgunden erschlagen sind, bezwingt Dietrich Hagen und dann Günther'n. Chriemhild läßt diesem das Haupt abschlagen, und trägt es bei dem Haare vor den Helden von Tronege. Hagen sagt: Nun ist der edle König von Burgonden todt, und Giselher der junge und auch Herr Gernot; den Schatz, den weiß nun Niemand, als Gott, ohne mich, der soll dir, Teufelin! nun immer verborgen sein. Chriemhild schlägt mit Siegfried's Schwerte Hagen das Haupt ab. Etzel'n, ungeachtet er diesem sehr feind war, ist es doch leid, daß der allerbeste Degen, der je Schild trug, von der Hand eines Weibes todt liegt. Der alte Hildebrand schlägt, um des kühnen Tronegers Tod zu rächen, Chriemhild das Haupt ab, ohne daß es ihm jedoch nach dem Nibelungenliede von Etzel'n, welcher es nach der **Wilkina-ok Niflunga-Saga** Dietrich'en heißt, geheißen wird. Auch klagt nach dem Liede der Klage, dem Widerhalle des Nibelungenliedes Etzel: „Wie habe ich armer Mann verloren mein Kind und auch mein Weib, und manchen hohen, werthen Leib aus meiner edeln Verwandtschaft und meiner Augen Wonne an meiner Frau Verwandten." Über die Ungewißheit und Verschiedenheit der Sagen von der Art des Endes Etzel's sagt die Klage Folgendes: Wie es Etzeln nachher erging und wie er sein Ding anfing, als Herr Dietrich von ihm ritt, dessen kann weder ich, noch jemand euch die Wahrheit sagen; ein Theil sagen, er wurde erschlagen, so sprechen andere nein! Unter diesen zwei Dingen kann ich über die Lüge nicht stillschweigen, noch die Wahrheit sagen, denn dabei hängt Zweifel, des Wunders (von der Verwunderung) werde ich nimmer frei, ob er sich entweder verging (verirrte) oder ihn die Luft empfing, oder ob er lebendig wurde begraben, oder zum Himmel auferhaben, oder ob er aus der Haut troff, oder ob er sich verschlupfte im Loch der Steinwand, oder mit welchem Ende er von dem Leibe (Leben) kam, oder was ihn zu ihm (zu sich) nahm, ob er fuhr in den Abgrund, oder ob ihn der Teufel verschlang, oder ob er so verschwand, das hat noch Niemand erfunden (durch Finden ausgemacht). Uns sagt der Dichter, der dieses Mähre dichtete, es wäre von ihm so nicht geblieben, er hätte es gern geschrieben, daß man die rechten Mähre wüßte, wie es ihm (Etzel'n) ergangen wäre; wäre es ihm (dem Dichter) irgend zugekommen, oder hätte er es so vernommen in Weise der Erzählung. Davon weiß noch Niemand, wohin der König Etzel je kam. So der Verfasser der Sage. Doch sieht man, daß er eine Sage kannte, nach welcher Etzel erschlagen ward, welchen Tod auch der Atli der nordischen Sage erlitt, und zweitens, daß ihm noch eine Sage bekannt, nach welcher Etzel sich in der Höhlung einer Steinwand verschlüpfte (oder verschlief). Daß der Attila der **Wilkina-ok Niflunga-Saga** in den hohlen Berg gelockt ward, ist also nicht eigenthümliche Erfindung des Verfassers derselben. Nach der alten Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuches nimmt Chriemhild den reichsten und gewaltigsten König Etzel, in der Hoffnung, daß er den Wolfingen widerstehen möchte; denn Dietrich von Bern hat ihren ersten Mann, den hörnen Siegfried, im Rosengarten erschlagen. Auf den in alle Lande ausgerufenen großen Hof in der Stadt Ofen in Ungarland, welches Land dem Könige Etzel ge-

hört, kommen alle Helden. Chriemhild, welche wegen Erschlagung des hörnen Siegfried im Rosengarten durch die Wolfingen aus Heunenland großen Haß gegen dieselben trägt, bittet Hagen, daß er einen Hader anfangen möchte, sodaß alle hünischen Helden erschlagen würden. Hagen antwortet, das könne er mit keinen Ehren anfangen, wäre es aber, daß Jemand den Streit anfinge, so wolle er sein Bestes thun. Chriemhild reizt nun Hagen dadurch zum Zorn, daß sie durch ihren jungen Sohn von zehn Jahren ihn zwei Mal an den Backen schlagen läßt. Hagen schlägt nun dem Knaben das Haupt ab. Hierdurch wird ein allgemeines Gemetzel veranlaßt, und jeder schlägt den anderen zu Tode, ausgenommen Hildebrand, der verwundet sich doch rettet. Der Berner (Dietrich von Bern), welcher unterdessen in einem anderen Hause war, fängt nun zwei Brüder Chriemhild's, und diese haut den Gebundenen die Häupter mit dem Schwerte ab, und wird dafür von dem Berner (Dietrich von Bern) entzwei gehauen. Der Berner und Hildebrand reiten hinweg. Darnach ward aber ein Streit verabredet, der geschah vor Bern, da ward der alte Hildebrand erschlagen von dem Könige Günther, dem Bruder Chriemhild's, und da kam je einer an den andern, bis Alle erschlagen wurden, alle die Helden, die in der Welt waren, wurden dazumal abgethan, ausgenommen der Berner. So nach dem Verfasser der alten Übersicht des Heldenbuches. Er faßt dabei Etzel'n nicht näher ins Auge. Darf man aus seinen allgemeinen Ausdrücken einen Schluß zu ziehen wagen, so wäre Etzel entweder in jenem großen Gemetzel in Ofen umgekommen, oder wäre in dem Streit vor Bern gefallen.

Nachdem wir die teutsche Etzelsage soweit betrachtet haben, als sie Vergleichungspunkte mit der nordischen Atlisage darbietet, wenden wir uns zur Andeutung dessen, was sie noch außerdem enthält. Nach einer der Gestaltungen der Rosengartensage in dem Liede in der frankfurter Handschrift begibt sich Dietrich zu Etzel und Herche, und erbittet sich ihren Beistand, und Etzel zieht mit an den Rhein [31]). Nach der Gestaltung der Rosengartensage in dem Liede in der heidelberger und strasburger Handschrift wird König Etzel von dem König Gibich aufgefodert, mit zwölf Helden in den Rosengarten zu Worms zu kommen, zieht nun zu Dietrich von Bern, und mit diesem an den Rhein. Da Gibich's Helden von Dietrich's Recken und namentlich auch Gibich selbst von Hildebrand besiegt werden, gibt Gibich die Krone auf. Etzel gibt sie ihm zwar zurück, aber Gibich muß ihm und dem Berner dienen [32]). Nach dem Biterolfsliede gibt König Etzel Biterolf'en und dessen Sohne Dietlieb sein Heer, damit diese ihre von den Burgunden Günther, Gernot und Hagen erlittenen Unbillen rächen können [33]). Berühmt ist in der Heldensage der Beistand, den Etzel durch sein Heer Dietrich'en von Bern gegen den Kaiser Ermereich leistet, wie die Lieder von Dietrich's Ahnen und Flucht zu den Heunen, von der Ravennaschlacht, die alte Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuches und die Wilkina-Saga darstellen [34]). Dagegen erfocht auch Etzel Siege durch den Beistand Dietrich's von Bern namentlich gegen Osantrix, gegen Waldemar und dessen Sohn Dietrich, wie die Wilkina-Saga erzählt [35]).

Nach der Wilkina-Saga war Attila nicht sogleich König von Hunenland, sondern über dieses herrschte König Melias, der reichste, mildeste und dabei stolzeste aller Menschen. Attila war der jüngere Sohn des Königs Osid von Friesland, ritt oftmals aus mit seinem Heere in das Reich des Königs Melias; und da dieser kraftlos vor Alter war, und keinen Sohn hatte, sein Reich zu wehren, so that Attila großen Schaden in seinem Lande, und nahm manche Burg hinweg. Als Attila die Nachricht von dem Tode des Königs Melias vernahm, hielt er eine zahlreiche Versammlung seiner Freunde, und schwor, daß er nimmer in seines Vaters Reich heimkommen wolle, bevor er nicht ganz Hunenland gewonnen habe. Alle lobten ihn wegen seiner Milde und Kühnheit, und dieses, daß er viel mächtiger geworden, als zuvor einer seines Stammes gewesen war. Attila ließ sich zum Könige über ganz Hunenland annehmen. König Melias hatte seine Hauptstadt in Walzburg gehabt; als aber Attila sich das ganze Reich unterwarf, da verlegte er seine Hauptstadt nach Susat; und lange hatte er seitdem seinen Sitz hier, weil er zuerst diese Stadt erbaute und bewohnte, und auch noch heutiges Tages bemerkt der Verfasser der Wilkina-Saga, ist sie ansehnlich und mächtig [36]). Susat ist Soest in Westfalen, und der Verfasser der Wilkina-Saga kann Attila's Hauptstadt nur darum dahin setzen, weil er oder sein Gewährsmann Engern, dessen Hauptstadt Soest ist, mit Ungarn verwechselte. Der entfernte nordische Standpunkt erklärt diese Unkunde hinlänglich. Ungeachtet er Etzel's Sitz in Soest sein läßt, so sagt er doch Cap. 337 in Beziehung auf den Zug der Nibelungen nach Hunenland: Die Nibelungen fuhren nun alle ihre Straße, bis daß sie an den Rhein kamen, da wo die Donau und der Rhein zusammen kommt, und da war das Wasser breit, wo die Ströme sich vereinten. Die Erwähnung der Donau erklärt sich dadurch, daß nach dem Nibelungenliede die Reise nach Hunenland an der Donau hingeht. Aus dem Nibelungenliede und dem Biterolfsliede geht hervor, daß man sich Etzelburg die Hauptstadt in Hunenland in Ungarn dachte. Den Dichtern der teutschen Heldensage schwebte Etzel als König von Ungarn vor. Nach dem Biterolfsliede begleitet Etzel sein Heer, das er an den Rhein sendet, bis zu der „Lyta" [37]), welche die zwischen Ungarn und Österreich fließende Leitha ist. Deshalb nennt auch der Verfasser der Übersicht des alten Sagenkreises des Heldenbuchs Ungarland des Königs Etzel's eigenes Land, und Ofen des

31) Vergl. Wilh. Grimm S. 249. 251. 32) Der große Rosengarten. Aus der heidelberger und strasburger Handschrift bei Fr. H. v. d. Hagen und Ant. Primisser, Der Helden Buch in der Ursprache. S. 1 fg. 27. 33) s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 2. Sect. 5. Th. S. 60. 61. 34) s. dieselbe 1. Sect. 25. Th. S. 89. 98. 35) s. dieselbe ebendaselbst S. 99. 100. 3. Sect. 6. Th. S. 240. 241. 36) Wilkina-Saga Cap. 63, übersetzt durch Fr. H. v. d. Hagen. 1. Bdchn. S. 242. 37) Biterolfslied S. 55.

König Etzel's Stadt. Auch nach Heinrich von München, welcher im Anfange des 14. Jahrh. Rudolf's Weltchronik fortsetzte, werden Günther, Giselher, Gernot und Hagen zu Ofen auf der Hochzeit, die Chriemhild mit König Etzel hat, erschlagen[38]). Ungeachtet Etzel als König von Ungarn gedacht ward, so beschränkte man doch seine Macht nicht auf dieses Land, sondern stellte ihn als den mächtigsten Herrscher seiner Zeit dar. Er ist nach dem Nibelungenlied der große Voigt, und von dem Rhodanus bis zum Rheine, von der Elbe bis an das Meer, ist kein König so gewaltig. Der Brautwerber Rüdiger sagt zu Chriemhilden: Zwölf[39]) viel (sehr) reicher Kronen sollt ihr gewaltig sein, dazu gibt euch mein Here wol dreißig Fürstenländer[40]), welche alle seine starke Hand bezwungen hat. An Etzel's Hofe sind Degen von sehr mannichfaltiger Sprache, Heiden und auch viel Christen. Sein Ingesinde besteht aus wol 24 Fürstenreichen und Heeren, namentlich führt das Nibelungenlied Russen und Griechen, Polen und Walachen, Degen aus dem Lande zu Kiew und die wilden Petschener auf, welche an Etzel's Hofe sind. Nach dem Biterolfsliede bedrängte der mächtige Etzel den König Wislan von Böhmen besonders hart. Keinem Könige wohnten mehr Recken bei, als dem Könige Etzel. Seine Macht reichte bis an den Rhodanus. Der König von Preußen und der Herzog von Polen dienten ihm. Er erfocht Pommern. Wenn er zu Tische ging, trugen bei ihm ihre Krone dreizehn Könige. Sowie auch nach dem Nibelungenliede und nach der Klage Etzel's Herrschaft seinen Boten überall auf den Wegen Frieden schafft:, so auch nach dem Biterolfsliede[41]). Nach der Wilkina-Saga, welche das Hunenland nicht nach Ungarn, sondern nach Engern setzt, waltet Attila besonders auf dieser Seite. So setzt er des verstorbenen Königs Artus Sohn, Iron, welcher von König Isung vertrieben zu König Attila nach Susat gekommen war, zum Jarl über Brandenburg, und das Land, das dazu gehört, und des Artus jüngeren Sohn Apollonius zum Jarl über Tyra[42]), nahe am Rhein, und gibt ihm dort Länder. Besonders merkwürdig sind in den beiden von Atli's Arglist und Tod handelnden Eddaliedern die Bezeichnungen Atla-Quida in Graenlenzka, das gränländische Lied Atli's (d. h. von Atli handelnd), und Atla-Mal in Graenlenzko (die gränländischen Reden [Sangreden] Atli's, d. h. von Atli handelnd). Man erklärt sich diese Bezeichnung so. Gränland[43]) hießen zwei Gegenden in Norwegen, eine in Upplönd, wo der davon genannte Haralldr Graenski, der Vater Olaf's des Heiligen, aufgezogen ward, die andere in der Wik. Hier in diesem Graenland wurden die Atla-Quida in Graenlenzka und die Atla-Mál in Graenlenzko entweder aufgefunden oder verfaßt[44]). Aber es muß bei dieser Annahme befremden, daß grade die beiden Atli'n gewidmeten Lieder gränländisch genannt sein sollen, besonders bei der Muthmaßung, daß sie hier verfaßt sein sollen, und doch offenbar von zwei verschiedenen Verfassern sind, die also beide in Gränland gelebt hätten. Es ist daher eine andere Vermuthung erlaubt, nämlich die, daß die Lieder ursprünglich nicht selbst, sondern Atli gränländisch hießen, nämlich Atla-Quida ens Graenlenzka, Lied Atli's des Gränländischen (von Atli dem Gränländischen) und Atla-Mál ens Graenlenzka, Reden Atli's des Gränländischen (von Atli dem Gränländischen handelnde Sangreden). Wo lag aber dieses Gränland, nach welchem Atli genannt war? Die nordische Sage denkt es sich im Süden und am Meere gelegen, und setzt es nach Teutschland. Nach Suhme's Muthmaßung galt der Hunsingow[45]) dem Nordmann für Húnaland. Der Hunsingow lag im Gröningischen. Dieses mußte den Seeraub treibenden Nordmannen sehr wohl bekannt sein,

38) s. die Stellen Heinrich's von München bei Wilh. Grimm S. 205. 206. Nach Simon Keza (Cap. 17. S. 86) hatte Athyla bei seinem Zuge aus Pannonien gegen Gallien befohlen, daß die Stadt Sicambria urbs Athylae genannt werde. Sein Bruder Buda nannte sie jedoch nach seinem Namen Budawara. Als Athyla zurückkam, fing er seinen Bruder durch List, erschlug ihn eigenhändig und warf seinen Leichnam in die Donau. Athyla setzte nun durch ein neues Edict fest, daß die Stadt Sicambria nicht anders als urbs Athylae geheißen werden solle. Aber die Hunnen oder Ungarn beobachteten dieses Verbot nicht, nannten sie Budawara, und nennen sie Obuda bis auf diesen Tag. Die Teutschen aber, welche sich den Befehl des Königs zu übertreten scheuten, nannten die Stadt sowie damals aus Furcht vor ihm Eczelburg, das ist, urbs Athylae, sowie sie sie auch jetzt mit demselben Namen nennen. So Simon Keza, welcher in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. schrieb. Buda ist der ungarische Name für Ofen, und da Neu-Ofen erst von Bela IV. angelegt ward, so nannten die Teutschen des 13. Jahrh. Alt-Ofen, das jetzt nur ein geringer Marktflecken ist, dessen wüste Steinhaufen und Überbleibsel aber von der vormaligen Größe der alten Stadt zeugen, Etzelburg. 39) Auch nach der Klage hat König Etzel zwölf Könige unter sich, die ihm mit Ehren dienen. Das „Etzel's Hofhaltung“ betitelte Lied beginnt: „Es saß in Ungerlande ein König so wohl bekannt, der war Etzel genannt, seines Gleichen man nirgends fand, an Reichthum und an Milde war ihm kein König gleich, zwölf königliche Kronen und Schilde dienten dem reichen König. Er hatte zwölf freie Königreiche, die waren ihm unterthan, zwölf Herzoge auch dabei, dreißig wohlgethane Grafen, manchen Ritter und auch Knechte, dazu manchen Edelmann, der König war mild und gerecht, seines Gleichen man nirgends fand. König Artus war auch reich (mächtig), wol zu derselben Zeit, er war Etzel'n nicht gleich; auf der ganzen weiten Erde durfte niemand wider ihn thun, er hätte sein Leben verloren, der König hielt Frieden, schönes Geleite, was seiner Lande da waren.“ Über das Lied „Etzel's Hofhaltung“ s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 2. Sect. 5. Th. S. 62. 40) So z. B. belehnt nach Biterolfsliede S. 135 mit dem Lande Steier. Nach der alten Übersicht des Heldenbuchs sagt Etzel's Gemahlin Herke zu dem Berner: „Nun hat er (Etzel) viel Königreiche und Lande, auch sind ihm viel Herren und Ritter und Knechte zu dienen verbunden, so will ich achten, daß dir drei Königreiche werden, nämlich wenn Dietrich von Bern Etzel's Schwestertochter Herrat heirathe.“ Nach dem Nibelungenliede sagt Etzel zu seinen Schwägern: „Leb' ich eine Weile, ich gebe ihm (Ortlieben) zwölf Länder, so mag euch wol dienen des edlen Ortlieb's Hand.“ Nach der Überarbeitung des Nibelungenliedes dreißig Land. Ein Rosengartenlied sagt: „Der König (Etzel) sich dessen erfreute, daß ihm dreißig Länder dienten.“

41) Biterolfslied S. 34. 41. 47. Vergl. Wilh. Grimm S. 137 und 139. 42) Nach Fr. H. v. d. Hagen, Wilkina- und Niflunga-Saga. 2. Bdchn. S. 195, ist hier wohl Thüringen gemeint. 43) über Gränland in Norwegen s. das Geografisk Register zu den Oldnordiske Sagaer. 12. Bd. S. 128. 129. 44) Finn Magnusen in der großen Ausgabe der Edda Sämundar. 2. Bd. S. 363, und darnach Ettmüller, Die Lieder der Edda von den Nibelungen. S. 62. 45) s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 2. Sect. 12. Bd. S. 117. 118.

und sie konnten Gröningen sehr leicht Gränland nennen, und da sie durch den darin liegenden Hunsingow sich an die Húnar erinnert glaubten, Atli'n, den Beherrscher derselben, den Grånländischen nennen. Später aber, als durch den Einfluß des Christenthums die Seeräuberzüge der Nordmannen seltner wurden, und endlich ganz aufhörten, mußte Gröningen und der Hunsingow wieder aus dem Gedächtnisse der Nordmannen entschwinden. Man wußte sich nun nicht mehr zu erklären, warum Atli der Grånländische genannt worden war. Man verwandelte also das ens in in, und betitelte die Atla-Quida in Graenlenzka und die Atla-Mál in Graenlenzko, und nahm an, die Lieder seien nach Gränland, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach einem Graenland in Norwegen genannt, ohne sich genaue Rechenschaft zu geben, warum, indem soviel gewiß ist, daß sie, in der Gestalt, wie wir sie jetzt haben, von den übrigen Eddaliedern nicht mundartlich verschieden sind. Auf das Versmaß kann man die Bezeichnung der beiden Lieder durch: „die Grönländischen" auch nicht wohl beziehen, wenigstens wäre diese Beziehung ganz dunkel, denn das Metrum der beiden Lieder ist dasselbe, in welchem auch die übrigen Eddalieder gesungen sind, nämlich das Fornyrdalag (s. d. Art.), und unter den Unterarten desselben, welche in den Bragarlaettir Cap. 16. S. 268 fg. aufgeführt werden, findet sich keine, welche grånländisch genannt wird. Zwar wird Cap. 146. S. 260 ein graenlenzki háttr (grånländische Weise) aufgeführt, aber in diesem Versmaße sind die beiden von Atli handelnden Eddalieder nicht gesungen. Wir finden es daher am wahrscheinlichsten, daß Atli selbst der Grånländische von Gröningen in Beziehung auf den Hunsingow genannt war. Einen Bezeichnungsnamen bedurfte aber Atli allerdings, da es so viele andere Atli in den nordischen Sagen und Geschichten gab, und so gut die Bezeichnungsnamen von den Helgis und von Sigurd in die Titel der von ihnen handelnden Lieder aufgenommen werden mußten, ebenso mußte dieses mit dem Bezeichnungsnamen Atli's geschehen, um ihn sogleich von den übrigen Atlis zu unterscheiden. Der Verfasser der Wilkina-ok Niflunga-Saga, welcher aus teutschen Liedern und Sagen schöpfte, setzte jedoch nicht, wie die teutsche Heldensage, nach welcher die Etzelsburg in Ungarn ist, den Sitz Attila's nach Susat [46]) (Soest), dennoch erwähnt er bei dem Zug der Niflungar dahin die Donau. Der Verfasser verwechselte also offenbar Ungaria (Ungarn) mit Angaria (Engern), dessen Hauptstadt Susat war. Bei dieser Angabe konnte er bei seinen nordischen Landsleuten nicht anstoßen, weil nach der nordischen Sage Húnaland zwar im Süden angegeben, aber seine Lage nicht genau bestimmt wird, sodaß früher der Hunsingow, Hunesga im Gröningischen, später Engern für Húnaland genommen werden konnte. Dieses dachte man sich überhaupt von großer Ausdehnung, indem man es mit Saxland oder Teutschland gleich oder als einen Theil davon oder wenigstens als Grenzland nahm. In dem I. Sögubrot Cap. 11 [47]): Windland (Wendenland) ist westlich zunächst Danmörk (Dänemark). Aber östlich [48]) von Polen ist Reidhgotaland, und dann Húnaland, Saxonia oder Germania, das wird nun Saxland genannt. Der große Fluß Danubius fällt (fließt) zwischen Saxland und Grikland [49]). Thracia das ist alles eins und Grikland. Bei Thracia steht (liegt) Ungaraland und Bolgaraland. Auch hier wird also Húnaland und Ungarn nicht für ein und dasselbe genommen. Sehr in der Nähe des Nordens muß sich der Verfasser des Oddrúnar-Gratr Húnaland gedacht haben. Oddrún hört von Hles-ey aus, Gunnar's Harfenschlag, mit welchem er sie zu Hilfe ruft, und sie eilt nun zu Atli's Gehöfe. Die Ausleger [50]) meinen, daß bei Hlesey an die dänische Insel Hlesey (jetzt Läſsö) im Kattegat nicht zu denken, und es sei ein anderes Eiland, da Hlesey Meereiland bedeutet, gemeint. Dagegen findet man eingewendet, wenn Gunnar harfe, daß die Balken brechen, so könne er wol auch harfen, daß man es in Läſsö höre. Allerdings soll Gunnar's Harfenschlag ein wunderbarer sein. Aber zu weit kann doch Hlesey von Atli's Sitz nicht gedacht werden, weil Oddrun ihrem geliebten Gunnar zu Hilfe eilen soll, und auch wirklich eilt, wiewol sie zu spät ankommt. Wenn nach der 23. Strophe des Oddrúnargratr der Myrkwidr als zwischen Gunnar's Aufenthaltsort und Atli's Reich liegend gedacht wird, so könnte immer der Myrkwidr darunter verstanden werden, der nach der großen Olafs Saga Tryggwasonar [51]) in Holstein sich befand.

Wenn in der nordischen Sage Atli's Reich und Schauplatz seiner Thaten viel entfernter von dem geschichtlichen Sitze Attila's gedacht wird, als in der teutschen Heldensage, so hat doch die nordische Sage den Charakter des geschichtlichen Attila treuer bewahrt, nämlich daß dieser und der heldensagliche Atli stark im Truge und in Arglist waren. Wenn Jordanes sagt, daß Attila zwar Kriege geliebt, aber sich des persönlichen Kampfes enthalten [52]), so mußte dieses den damaligen Teutschen, denen Heldenmuth über alles galt, höchst auffällig sein, und sie mußten das, was Attila vielleicht aus Feldherrenklugheit that, ihm als Feigheit auslegen, und dieses konnte sehr leicht in die Heldensage übergehen. In den Atlamál Str. 99 wirft Gudrun Atli'n vor, daß er habe immer weichen,

46) In einer Urkunde von 962 (bei Falke, Tradit. Corb.) heißt Soest Suosaz.

47) In den Fornmanna-Sögur 9. Bd. S. 414. 48) austr frá Polena; man sollte eher erwarten westr frá; aber der Verfasser vermischt die Zeiten zu sehr. Denkt man sich, daß er unter Reidhgotaland die Sitze der Gothen, bevor sie die Völkerwanderung weiter nach Westen brachte, verstehe, so hat er Recht; sagt er aber dann weiter: und dann weiter Húnaland, Saxónia oder Germania, so nimmt er offenbar wieder die westliche Richtung. Klarer würde Alles sein, wenn für die Zeit, wo er von Reidhgotaland redet, Polen gar nicht genannt hätte. Daß er unter Reidhgotaland die Ostseeprovinzen nicht verstanden wissen will, lehrt dieses, daß er vorher Kúrland und Kirjálaland (Karelen), Sámland, Ermland aufführt. s. I. Sögubrot a. a. O. S. 414. 49) Griechenland. 50) In der großen Ausgabe der Edda Sämundar. 2. Bd. S. 352. 51) In den Fornmanna-Sögur. 1. Bd. S. 111 und 113. 52) Jordanes (35) sagt von Attila: „Bellorum quidem amator, sed ipse manu temperans, consilio validissimus."

und niemals Stand halten wollen. Auch nach dem Nibelungenliede macht sich Etzel im Vergleich zu den burgundischen Königen eines gewissen unritterlichen Betragens schuldig, und läßt sich von Dietrich aus dem Saale, wo der Streit wüthet, führen. Zwar faßt er nachher, als ihn Hagen höhnt, den Schild, läßt es aber doch geschehen, daß die Seinigen ihn an der Schildfessel zurückziehen. In der Wilkina-Saga Cap. 286 sagt Hildebrand zu Dietrich: Du hast mir oft gesagt, daß König Attila ein heldenmüthiger und kühner Mann im Streite und Sturme sei; aber mir däucht, als wenn er kein Held oder streitbarer Mann ist; und in Wahrheit ist er beides, verzagt und fluchtfertig; denn sobald wir nach Rußland kamen und gegen König Waldemar stritten, und der Sturm am härtesten war, und wir dachten und wir wähnten, daß wir große Ehre einlegen müßten und sollten, da begab er (Attila) sich auf die Flucht, wie ein verzagter heulender Hund, und ließ sein Banner fallen, und nahm das ganze Hunenheer mit sich. In dem Etzel's Hofhaltung betitelten Liede sagt Etzel zu der Hilfe suchenden Jungfrau, er wolle ihr einen Kämpfer geben, Str. 45. 46: „So wiss' du, König! fürwahr, daß du so zaghaft bist, daß unter deiner Schar kaum ein so verzagter ist, aber du bist so mild, ich fand nie deines Gleichen, du wirbst nach Gottes Bilde, du bist den Armen weich. Darum wußte ich es wohl, daß du nicht föchtest für mich, laß mich einen Kämpfer holen, dort innen aus dem Saal u. s. w." Nach dem Nibelungenliede ist Etzel ein Heide[53]), doch sind viele christliche Helden bei ihm, und Chriemhild darf ihren Sohn Ortlieb taufen lassen. Der Zweck, warum der Dichter des Nibelungenliedes ihn einen Heiden sein läßt, ist wol kein anderer, als um Chriemhild's Aufopferung hervorzuheben, daß sie, um sich Macht zu verschaffen, ihren ermordeten Mann zu rächen, selbst einen Heiden heirathet. Nach der Klage und der Überarbeitung des Nibelungenliedes ist Etzel sieben Jahre ein Christ gewesen, aber wieder abtrünnig geworden, und klagt nun, daß ihn Gott nicht wolle. Die Absicht des Dichters ist wol keine andere, als die tragische Lage Etzel's recht hervorzuheben. Wäre er ein Christ, so könnte er, nachdem er seine Helden verloren, sich in ein Kloster zurückziehen. Aber so bieten ihm die heidnischen Götter nach Zertrümmerung seiner Macht diesen Trost nicht dar.

Der aus edlem Stamme entsprossene Vater des geschichtlichen Attila hieß nach Priscus Mundiuch oder nach anderer Lesart Mundioch, nach Jordanes Mundzucc[54]), nach Theophanes[55]) Omund, nach Cälius Calanus Dalmaticus Madluch, nach anderer Lesart Mandluch und Maduluch, in der teutschen[56]) Heldensage nach dem Nibelungenliede, der Klage und dem Biterolfsliede Botelung, in der nordischen Heldensage in der Lieder-Edda[57]), den Skaldskaparmál und der Wolsungasaga Budli, in der Wilkina-Saga Osid, bei Heinrich von München Wallerades, in der bis zum J. 1452 reichenden Chronik (Cod. Pal. 525. f. 38ᵛ): Fallades. Der Bruder des geschichtlichen Attila heißt bei Priscus, bei Prosper Tiro und bei Jordanes Bleda, in der Heldensage, in dem Nibelungenliede und dem Biterolfsliede Bledel und Blödelin[58]). Wie wir oben sahen, sprechen die Atla-mál von mehren Brüdern, ohne sie jedoch namhaft zu machen. Als Mundzucc's Brüder werden von Jornandes Cap. 35 Octar und Roas genannt, welcher Letztere der Rugila (nach Priscus Rova) ist, nach dessen Tode Bleda als König der Hunen folgt. Die Heldensage hat keine Vaterbrüder Etzel's und Blödelin's.

Der geschichtliche Attila hatte, wie Jornandes sagt, unzählige Weiber. Zur Zeit, als Priscus als Gesandter bei Attila sich befand, war Kerka, wie aus der Beschreibung ihres Hofstaates hervorgeht, die Hauptgemahlin. Eine andere wird Recca genannt. Sie besorgte das Hauswesen und lud auch die Gesandten zur Tafel ein. Zwar ist nicht ganz ausgemacht, ob Priscus unter Kerka und Recca zwei verschiedene Gemahlinnen versteht, oder die beiden Namen durch Buchstabenversetzung entstanden sind, und nur eine und dieselbe Frau Attila's bezeichnen[59]), doch ist Ersteres wahrscheinlicher. Außer Ker-

53) Auch das Biterolfslied S. 4. 5 handelt hiervon. 54) *Jordanes* (vulgo *Jornandes*), De reb. Get. Cap. 36. *Callimachus Experiens* (*Buonaccorsi*), Vita Attilae p. 855 sagt, Attila's Vater habe Munruth oder Maxuch, und Bonfinius (Res Hungar. ed. *Sambuci* p. 48), er habe Mundizik geheißen. Mundruch im Chron. Magn. Belg. ap. *Pistorium*, Rer. Germanic. Scriptt. ed. *Struve*. T. III. p. 17 scheint, wie Wilh. Grimm (Altteutsche Wälder. 1. Th. S. 206) bemerkt, bloßer Schreibfehler zu sein. 55) Chronographia p. 8.

56) Ungeachtet aus der teutschen Heldensage die ungarische Sagengeschichte von Ethele (Attila) viel aufgenommen hat, so ist sie doch in Beziehung auf die Abstammung desselben eigenthümlich; Ethele's (Attila's), Kewe's und Buda's Vater ist Bebeguck aus dem Geschlechte des Kadar. *Simon Késa*, Chronica Hungarorum ap. *Thurocz* Cap. 10. Ausgabe bei Schwandtner, Scriptt. Rer. Hungar. P. I. p. 69. Nach Cap. 13. S. 76 soll Attila's Titel gewesen sein: Athyla filius Bendekucz, nepos magni Nemroth, nutritus in Engadi, Dei gratia Rex Hunnorum, Medorum, Gothorum, Danorum, metus orbis et flagellum Dei. 57) Cap. 42. S. 141. Nach den saglichen Genealogien des Nordens wird Atli nicht als aus einem fremden Volke entsprossen betrachtet. Cap. 64 der Skaldskaparmál werden die Geschlechter aufgeführt, welche von Hálfdan Gamli's (des Alten) neun Söhnen gekommen sein sollen; hier heißt es: „Der siebente Budli, von dem Budlungargeschlechte sind Atli und Brynhilldur gekommen." Es ist also ein älterer Budli als Budli's, des Vaters von Atli, angenommen. Nach der Schrift Frá Fornjóti ok hans Aettmönnum Cap. 2 (in den Fornaldar Sögur Nordrlanda. 2. Bd. S. 10. 11) unterwarfen sich die Seekönige Audi und Budli Saxland und Walland (Wälschland, Frankreich). Audi bekam Walland, Budli Saxland. Er war der Vater Attil's, des Vaters Wisil's, des Vaters Lensi's, des Vaters Budli's, des Vaters Sörli's oder Serli's und Atli's und Brynhilldur's, der Mutter Aslaug's; und dieses Geschlecht Harald's des Haarschönen wird Budlungar genannt. 58) In dem Liede von Dietrich's Flucht wird Blödelin niemals als Etzel's Bruder aufgeführt, sondern blos als dessen Mann. Auch in der Wilkina-Saga spielt Herzog Blödelin eine Rolle, ist jedoch nicht Attila's Bruder. Osid, König von Friesland, hat zwei Söhne, Ortnit und Attila'n. Dieser erobert Hunnenland. Nach Osid's Tode übernimmt Ortnit dessen Reich und ist nun König von Friesland. 59) Von den Namen, welche von Attila's sehr vielen Weibern noch übrig sind, nämlich Ceka, Rekka, Kreka, Mykolltha und Hildico, hält man die drei ersten sprachlich für eine und die beiden letzten sprachlich für eine. Man vermuthet, daß Reka

ka'n und Recca'n erwähnt Priscus einer Hochzeit mit Eska'n. Ildico oder Hildiko, in deren Brautnacht Attila starb, war die letzte, die er nahm. Die Honoria, die Schwester des Kaisers Valentinian III., welche ihm ihre Hand und ihr Erbe angeboten hatte, hatte er vergebens gefodert. In der Heldensage sind Kerka, Recca und Eska in eine einzige zusammengeschmolzen, welche nach der Wilkina-Saga Erka, in dem Rosengartenliede in der frankfurter Handschrift Herche, in dem Rosengartenliede der pfälzer Handschrift Herke, Herch, in dem Rosengartenliede der strasburger Handschrift Hariche, und in der alten Übersicht des Sagenkreises des Heldenbuches Herche und Herriche, und in dem Nibelungenliede, der Klage und dem Biterolfsliede, und im alten Drucke von Ecken Ausfahrt 174 Helche heißt. Herke oder Helche ist Etzel's erste Gemahlin, nach deren Tod er Chriemhilden heirathet. Nach dem Eddaliede Gudrúnar Quida en Thridia ist Herkia eine Magd Atli's, und ist Geliebte (Beischläferin) desselben gewesen. Sie sagt Atli'n, daß sie Gudrun'en und Thiodrek'en Beide zusammen gesehen habe. Gudrun muß nun die Kesselprobe bestehen, und sie besteht sie glücklich. Herkia verbrennt dagegen dabei die Hände und Arme und wird in einen Sumpf gesenkt[60]). Das Waltersslied[61]) nennt Attila's Gemahlin Ospirn. Bei dem Gastmahle, welchem Priscus beiwohnte, saß auf dem etwas erhabenen Sessel zur Rechten des königlichen Thrones Onesegius, und in gerader Linie mit dem Onesegius zwei von den Söhnen Attila's, denn der ältere saß auf demselben Thron, wie der Vater, jedoch nicht nahe, sondern viel niedriger, und schlug aus Scheu wegen der Gegenwart des Vaters die Augen zu Boden. An einer anderen Stelle sagt Priscus, Attila habe von seiner Gemahlin Kreka drei Kinder. Der Älteste habe schon damals das Reich der Acatirer und der übrigen Völkerschaften da, wo sich Scythien an den Pontus erstrecke, gehabt. Dieses ist wol derselbe, der mit dem Vater auf dem Throne saß. Nicht weiß man jedoch, von welcher Mutter der jüngste von Attila's Söhnen, nämlich Irnach, welchem Attila allein seine Aufmerksamkeit schenkte, während er seine übrigen Kinder gering achtete. Während Jedermann bei dem Gastmahle sehr fröhlich war, blieb Attila ernst, nur einmal sah man Änderung seiner Mienen, als der jüngste Sohn Irnach hereinkam, den er mit freundlichen Blicken ansah, und dessen Wange er streichelte. Der Grund dieser Auszeichnung war, daß Attila'n seine Weissager geweissagt hatten, daß sein Geschlecht, das außerdem untergehen werde, durch diesen Knaben werde erhalten werden. Durch Attila's Vielweiberei geschah es, daß er soviel Söhne hinterließ, daß sie, wie Jordanes sich ausdrückt, beinahe ein Volk waren. Sie wollten nach Attila's Tode die Völkerschaften durch das Loos in gleiche Theile unter sich theilen. Dagegen erhob sich zuerst Ardarich, der König der Gepiden, und machte auch den anderen Völkerschaften den Abfall möglich. In der großen Völkerschlacht am Flusse Netad, welche nebst der Völkerschlacht bei Chalons sur Marne das Vorbild zu dem gräßlichen Kampfe in der Nibelungennoth, wie man vermuthet, gegeben haben mag, fielen gegen 30,000 Hunnen und Bundesgenossen derselben. In dieser Schlacht focht der älteste Sohn Attila's, Namens Ellac[62]), mit beneidenswerther Tapferkeit und starb den Heldentod. Die übrigen Brüder desselben wurden nach dessen Falle in die Flucht an die Küste des Pontus getrieben, wo früher die Gothen gesessen hatten. Der jüngste Sohn Attila's Hernac (der Irnach des Priscus) wählte mit den Seinigen in dem äußersten Theile von Klein-Scythien Sitze, und seine Blutsfreunde Emnedzar und Uzindar in Dacia Ripensi. Attila's Söhne, namentlich Hernac und Dinzio, hatten nun Kämpfe mit den Ostgothen. Dinzio[63]) fiel 469 gegen die kaiserlichen Truppen in Thracien. Da der Zweck der Heldensage tragische Wirkung ist, so konnte die Zertrümmerung der Macht Attila's nicht nach des heldensaglichen Etzel's Tode stattfinden, sondern er mußte den Fall seiner Söhne und seiner Leute überleben. Seine und Helke's Söhne, Ortwin und Scharfe, werden nach dem Liede von der Ravenna-Schlacht bei dieser Gelegenheit erschlagen. Auch nach der Wilkina-Saga finden Attila's und Erka's Söhne in dem Kriege gegen Ermerich den Tod[64]). Atli's und Gudrun's Söhne Erpr und Eitil, werden von ihrer eigenen Mutter geschlachtet, und dem Vater zur Kost gegeben. Etzel's und Chriemhild's Sohn Ortlieb wird vor den Augen der Ältern von Hagen erschlagen[65]). Nach Simon Keza, bei welchem die Darstellung[66]) von Attila's Thaten und Verhältnissen ein

wahrscheinlich der Name aller hunnischen Königinnen gewesen. s. hierüber Göttling, über das Geschichtliche im Nibelungenliede. S. 12. 13.

60) Gudrúnar Quida en Thridia, große Ausgabe der Edda Sämundar. 2. Bd. S. 326—334. 61) Im Eingange desselben wird erzählt, wie König Attila sich den König der Franken, Gibicho, und den König Herricus von Burgund dienstbar macht. s. *Waltharii* poesis bei Molten, Beiträge zur Geschichte und Literatur. S. 212—215.

62) Attila scheint den Ellac zum Oberkönige bestimmt zu haben. Jordanes (Cap. 50) sagt: „In quo proelio filius Attilae major natu, nomine Ellac occiditur, quem tantum pater super caeteros amasse perhibebatur, ut eum cunctis, diversisque suis filiis in regno praeferret: sed non fuit voto patris fortuna consentiens. Nam post multas hostium caedes sic viriliter eum constat peremtum, ut tam gloriosum superstes pater optasset interitum." Dieses widerspricht dem, was Priscus von Irnach als Lieblingssohne sagt. Doch läßt sich beides dahin vereinigen, daß Attila seinen ältesten Sohn wegen dessen ausgezeichneter Tapferkeit besonders liebte, und ihn deshalb zu dem ihm im Hunnenreiche nachfolgenden Oberhaupte wünschte, und der jüngste Sohn, Irnach, war ihm besonders werth wegen der Weissagung, daß er der Erhalter seines Geschlechtes, das außerdem untergehen werde, sein werde. 63) s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 1. Sect. 25. Th. S. 273. 274. 64) über die tragischen Momente der Sage vom Falle der Söhne Atli's s. Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. 6. Th. S. 212. 213. 65) s. dieselbe 3. Sect. 6. Th. S. 200. 201. 66) Eine Angabe des Inhalts dieser umfangreichen Darstellung gestattet der Raum hier nicht. Nur dieses bemerken wir daraus, daß Attila, nachdem er Gallien und Flandern verwüstet, von da nach Thüringen kommt und daselbst in der Stadt Eisenach einen feierlichen Hof hält. Diese Ehre hat Eisenach aller Wahrscheinlichkeit nach dem Umstande zu verdanken, daß es den Ungarn durch die heilige Elisabeth merkwürdig geworden war. Dem Verfasser einer thüringischen Chronik ist Keza's Angabe nicht entgangen. Er läßt

seltsames Gemisch von Benutzung wirklicher, von eigenen Zuthaten und von ungarischer Sage und von teutscher Heldensage ist, zeichneten sich von Attila's Söhnen zwei als zur Nachfolge tauglich aus, der eine, Chaba genannt, mit der Tochter des Honorius, des Kaisers der Griechen, der andere Aladarius [67]) mit der aus erlauchtem Geschlechte der Herzoge Teutschlands, Frau Kremheylch (Chriemhild) gezeugt [68]). Olahus (geb. 1493, gest. 1568), welcher meistens dem Simon Keza folgt, aber auch Eigenthümliches hat, sagt: Nachdem Attila gestorben, stritten die beiden ehelichen Söhne, welche an Muth und Tapferkeit die unehelichen übertrafen, der mit Herriche, der Tochter des Kaisers der Griechen, gezeugte Chaba, und der von der Mutter Kreinheiltz (Chriemhild) der Tochter des Herzogs von Baiern geborene Aladaricus sich um das Reich [69]).

Da Atli nach der nordischen Heldensage durch Arglist, und nach der teutschen durch seine Helden kämpft, so kann das Schwert, welches von einem Kuhhirten in der Erde gefunden, dem geschichtlichen Attila gebracht und für das Schwert des Mars, das von den Königen der Scythen immer heilig gehalten worden, erachtet ward, und Attila'n Vertrauen zur Eroberung der ganzen Welt einflößte [70]), in der Heldensage keine Rolle spielen. Aber ein für das kriegerische Mittelalter so merkwürdiger Umstand konnte nicht bleiben, ohne daß weitere Sagen sich daran knüpften. Man glaubte das Schwert nicht verloren, sondern im Besitze des ungarischen Königshauses. Die Königin der Ungarn, die Mutter des Königs Salomo, schenkte es dem Herzog Otto von Baiern, als auf dessen Betrieb König Heinrich IV. im J. 1063 Salomon, den Sohn des Königs Andreas, auf den Thron des Vaters eingesetzt hatte. Herzog Otto gab das Schwert Dedi'n dem Jüngeren, dem Sohne des Markgrafen Dedi von der Lausitz, zum Beweise und Pfande seiner Liebe auf eine Zeit lang. Als Dedi der Jüngere im J. 1069 sein Leben durch einen Meuchelmörder verloren, kam das Schwert an den König, und durch denselben an dessen Liebling Rathgeber Lupold von Mersburg. Bei einem Sturz vom Pferde ward Lupold im J. 1071 von der Spitze des eigenen Schwertes tödtlich durchbohrt. Die meisten Anhänger des Herzogs Otto legten dieses als Gottes Urtheil aus, daß Lupold durch das Schwert Otto's, zu dessen Verfolgung und Vertreibung aus dem Palaste Lupold den König am meisten angetrieben haben sollte, getödtet ward [71]). Dieses Schwert ward auch später nicht vergessen. Joh. Fischart [72]) sagt: „Koenigs Etzels aus Ungarn hochgeadlet unglückschwerd, dessen genealogy und Vraene die Manssfeldisch Chronic beschreibt biss auf Graff Lupold, dem es, als er im Schlaff reutend vom Gaul fiel, das saechlin machet: und welches zu unserer Zeit der Duc Dalba nach der Schlacht bei Mülberg [73]) seltsam soll aussgegraben haben: und niemand weiss, wo er mit hinkommen.“ Unter den Abbildungen von Kriegsruth in einer tyrolischen Handschrift aus der 2. Hälfte des 14. Jahrh. findet sich auch ei. Karren:

> der charr ist gehaissen der scharpfe precher
> und den fand Attila der Chuenig von Vngern
> do er twang hispanien und schottenland [74]).

(*Ferdinand Wachter.*)

EU, lat. Augum, Auga, Aucum [1]) (Br. 50° 2′ 52″, L. 19° 5′ 3″), kleine und gut gebaute Stadt im französischen Departement der niedern Seine (Normandie), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Dieppe, liegt 7 Lieues von dieser Stadt und 46 Lieues von Paris entfernt an der Bresle, welche sich eine Lieue von Eu in den Hafen von Treport ergießt. Es ist der Sitz eines Friedensgerichtes, eines Etappenamtes, und ist daselbst eine Brief- und Pferdepost, eine Gendarmeriebrigade, eine Pfarr- und mehre Succursalkirchen, eine Vorstadt, ein altes Schloß, 750 Häuser und 3466 Einwohner, welche 14 Jahrmärkte unterhalten, Handel mit Getreide, Holz, Hanf und Seilerwaaren treiben und Schleierleinwand, Serge, Spitzen, Leinöl, grüne Seife, Schlosserarbeiten, Glas und Papier verfertigen, auch viel Baumwolle spinnen. Eu ist eine sehr alte Stadt und sie soll schon zur Zeit der Römer bedeutend gewesen sein. Mehre Denkmäler haben sich aus derselben erhalten. Eine römische Militairstraße, welche in gerader Richtung von Amiens nach Eu führt, endigt sich bei der Porte d'Empire, welchen Namen man einem jetzt zugemauerten römischen Thore mit zwei dicken Thürmen in der gleichnamigen Straße gibt. In der Nähe dieses Thores hat man mehre römische Gräber gefunden; auch hat sich noch ein

daher Attila'n seine Hochzeit mit Chriemhilden zu Eisenach feiern. s. die Stelle der handschriftlichen thüringischen Chronik, welche aus Sagittarius Falckenstein (Thüring. Chr. 1. Th. S. 227. 228) mittheilt. Sagittarius (Antiquitates Regni Thuringici) untersucht 2. Buch. Cap. V. S. 167—183: „Ob und wenn Attila, der Hunnenkönig, in Thüringen kommen, und was er darin möchte gemacht haben.“ Einen Auszug aus Keza gibt Wilh. Grimm, Altteutsche Wälder. 1. Bd. S. 254—261. Daselbst S. 220. 222 führt er auch Mehres aus Attila's Leben von Calius Calanus Dalmaticus aus dem 13. Jahrh. an, und hebt S. 212. 213 die eigenthümlichen mythischen Züge aus, welche der im 15. Jahrh. Attila's Leben verfassende Italiener Callimachus Experiens hat. Seltsame Gemische von Geschichte und Sage finden sich auch in den Chroniken. So z. B. heißt es in der handschriftlich zu Halberstadt befindlichen sächsischen Chronik, ausgezogen bei Abel, Teutsche und sächsische Alterth. I. S. 262: „Als Attila, von dem Papste zurückgewiesen, aus Italien kam, fing er an aus der Nase zu bluten, daß er aus Tollheit in die Donau lief und sich gar verloren hat.“

67) Wahrscheinlich ist aus dem Gepidenkönig Ardaricus, dem Zertrümmerer der Macht der Hunnen, ein Sohn Attila's, Aladarius, gemacht. 68) Simon Keza Cap. 23. S. 94. 69) *Nicolaus Olahus Metropolita Strigoniensis*, Historia Attilae Cap. 17 ap. *Bonfinium*, Rer. Hungaric. Dec. 1606. p. 889. 70) *Jordanes*, De reb. Get. Cap. 35.

71) Lambert von Hersfeld (gewöhnlich von Aschaffenburg), Ausgabe von Krause S. 74. 75. 72) Gargantua 1594. S. 118. Vergl. Wilh. Grimm, Teutsche Heldensage S. 311. 73) Der Herzog von Alba nahm im J. 1547 an dem Feldzuge des Kaisers Karl V. gegen den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmüthigen Theil. 74) Vergl. Wilh. Grimm a. a. O. S. 283.

1) Huet sagt, Eu verdanke seinen Namen dem teutschen Worte Aue, weil es zwischen Wiesen läge. Die Engländer hätten daraus Ou, die Franzosen aber Eu gemacht.

alter römischer Tempel erhalten. Im J. 881 fiel in der Nähe von Eu bei Saucourt eine Schlacht zwischen den Normannen und den Franzosen vor, welche letzteren der angreifende Theil waren. Noch jetzt wird der Wahlplatz Franleu, d. i. Francorum locus, genannt. Im J. 912 trat Karl der Einfältige Neustrien an den Herzog der Normandie, Raoul, ab, und die bei Eu vorbeifließende Bresle[2]) wurde als Grenzfluß angenommen. Wilhelm, Graf von Eu, Bruder des Herzogs Richard von der Normandie, stiftete hier eine reiche Augustinerabtei, in deren 1119 erbauter Kirche am 14. Nov. 1181 der heilige Laurentius beigesetzt wurde. Außer dieser Abtei befanden sich hier noch ein Priorat, zwei Klöster und ein Jesuitencollegium. In der bei diesem befindlichen Kirche liegt Heinrich I., Herzog von Guise (gest. 1588) und seine Gemahlin, Katharina von Cleve, begraben. Unter König Ludwig XI. war Eu selbst zur See mächtig. Im J. 1470 nahm, wie Philipp von Comines in seinen Memoiren (I, 7) erzählt, einer ihrer Kaper ein den Flamländern gehöriges Schiff weg, woraus sich fünf Jahre nachher zwischen dem Herzoge von Bourgogne, als Herrn der Flamländer, und Ludwig XI. ein Krieg entspann. Bald wagten sie sich selbst an die Engländer und nahmen diesen mehre ihrer mit Truppen nach Calais segelnden Transportschiffe weg. Dies bewog, nach Comines' Bericht, den König von England, das Gerücht zu verbreiten, er werde in die Normandie einfallen, sich der Stadt Eu bemächtigen und daselbst seine Winterquartiere aufschlagen. Ludwig glaubte dem Gerüchte, und beschloß, durch Niederbrennung der genannten Stadt den Plan seines Gegners zu vernichten. Am 18. Juli 1475 erschien deshalb Joachim Rohaut, Herr von Gamaches und Connétable von Frankreich, mit 400 Lanzenknechten, die früh um 9 Uhr das Werk der Zerstörung begannen. Bald standen Schloß und Stadt in Flammen, und nur die Kirchen, welche absichtlich geschont wurden, und einige Privatgebäude entgingen durch Zufall ihrer Wuth. — Die Städte Dieppe, St. Valery und Abbeville benutzten Eu's Unglück zu ihrem Vortheil, und dieses hat sich nur allmälig seiner frühern Blüthe wieder genähert, ohne sie ganz zu erreichen. Zu Eu wurden der heilige Laurentius und der Bischof von Amiens, Geoffroy (Gottfried) II., geboren. Sein eigentlicher Name war le Valet oder le Varlet, wie aus dem Todtenbuche der Kirche Notre-Dame d'Amiens hervorgeht, wo sein Bruder Walterius le Valet de Augo genannt wird. Nach der damaligen Sitte nahm er den Namen seiner Vaterstadt an, welches mehre Gelehrte, wie z. B. Molière'n in seinen „Alterthümern von Amiens," verleitet hat, ihn von den Grafen von Eu abstammen zu lassen, da doch sein Vater nur ein ehrlicher Bürger war. Du Boulay nennt ihn nur Doctor insignis. Er begab sich nach Paris und wurde hier Doctor der Theologie und bald darauf auch Doctor der Medicin[3]), 1223 zum Bischof von Amiens erwählt. Er liegt in der ehemaligen Kathedralkirche dieser Stadt, wo er 1238 starb, und welche er bis zum Gewölbe vollendete, begraben. Sechs kleine bronzene Löwen tragen sein Grabmal aus demselben Metall. Die lateinische Umschrift, welche des Reimes wegen merkwürdig ist, den man damals selbst in lateinischen Versen zu lieben begann, lautet so:

> Ecce premunt hum*ile* Gaufridi membra cu*bile*,
> Seu minus aut sim*ile* nobis parat omnibus i*lle*,
> Quem laurus gemin*a* decoraverat, in medicin*a*
> Legeque divin*a*, docuerunt cornua bin*a*
> Clare Vir Aug*ensis*, quo sedes Ambian*ensis*
> Crevit in imm*ensis*, in coelis auctus, *amen*, *sis*.

Die Grafschaft Eu bestand noch 1788 aus ungefähr 50 Dörfern, welche um Eu herumlagen und deren Hauptstadt sie war. Viele ältere französische Schriftsteller, wie Pontus Heuterus von Delft (gest. 1602) im Lib. 11. Cap. 8 seines Werkes, Divaus in den Antiq. Belgicis Cap. 11, Peter Heins in seinem Weltspiegel, Charles Etienne in seinem historisch-geographischen Lexikon, und Thouanus versetzen hierher die von Cäsar erwähnten Essui; ja der Erste behauptet sogar, man müsse bei Ptolemäus, Mela, Plinius u. A. statt „Gessoriacum navale" Essuoriacum navale lesen, und dieses sei das jetzige Treport. Ebendahin müsse man auch, behauptet dieser, den ulteriorem portum des Cäsar versetzen, aus welchem er seine Reiterei nach England übersetzen ließ. Samson sucht dies vorzüglich aus den römischen Militairstraßen zu beweisen, welche, wie nach Boulogne, so auch nach Treport führten. Dennoch suchen Andere wol richtiger den genannten Hafen bei Calais. Der erste Graf von Eu soll Wilhelm, der zweitgeborene oder ein natürlicher Sohn des Herzogs Richard I. von der Normandie gewesen sein, welcher im J. 1089 starb. Als Raoul, der siebente Graf von Eu aus diesem Hause, 1222 ohne Kinder starb, brachte seine Schwester und Erbin, Alix, die Grafschaft ihrem Gemahle, Raoul von Luzignan, genannt Issoudun, zu. Raoul, beider Sohn, überließ die Grafschaft seiner Tochter Marie, durch welche sie an Alphons von Brienne kam, mit welchem sie sich vermählte. Einer ihrer Nachkommen, Raoul von Brienne, 14. Graf von Eu, Connétable von Frankreich, wurde 1351 enthauptet, und der König schenkte die Grafschaft an Johann von Artois, welcher 1387 starb, und da sein ältester Sohn, Robert, ihm in demselben Jahre nachfolgte, so wurde sein zweiter Sohn, der Connétable Philipp von Artois, welcher den 16. Juni 1397 in türkischer Gefangenschaft starb[4]), Graf von Eu. Zu Gunsten sei-

---

2) Dieses Flüßchen soll früher Essua, Essia, Ancia oder Auva geheißen haben, von der oben angegebenen Zeit aber Brisella (Bresle), d. i. die Trennende, Scheidende (Brisante, Séparante), genannt worden sein. Wenigstens behauptet dies Valois bei dem Worte Carnetes.

3) In den frühern Zeiten waren die Geistlichen zugleich die Ärzte in Frankreich, und vor 1452 soll es keine oder doch nur wenige verheirathete Ärzte in Frankreich gegeben haben. 4) Für Freunde alter Grabmäler aus der Ritterzeit mag hier folgende Bemerkung stehen: Die alten Künstler suchten oft auf allegorische Weise die Todesart der Verstorbenen darzustellen. Olivier de la Marche behauptet, wie Guy Coquille in seiner Geschichte des ehemaligen französischen Gouvernements Nivernois bemerkt, daß kleine, zu

nes Sohnes, Karl's I., erhob König Karl VII. 1458 die Grafschaft zu einer Pairie. Von der Familie Artois kam die Grafschaft, nach deren Aussterben, an die Grafen von Cleve und Herzoge von Nevres, und von diesen durch Katharina von Cleve an Heinrich I., Herzog von Lothringen und Guise. Heinrich II. aus diesem Hause verkaufte 1660 die Grafschaft für 2,500,000 Livres an Marie Louise von Orleans, welche sie 1682 dem Herzoge von Maine, Ludwig August, schenkte. Ludwig XIV., sein Vater, erneuerte die Pairie der Grafschaft, und Ludwig August erschien als Graf von Eu 1694 in dem Parlamente und nahm seinen Platz unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt und vor allen geistlichen und weltlichen Pairs, welche in großer Anzahl gegenwärtig waren. Durch die Vermählung der einzigen Tochter des Herzogs von Penthièvre mit dem Herzoge von Orleans (dem Regenten) kam die Grafschaft wieder an die Familie Orleans, und Louis Philipp besitzt daher die von ihr herrührenden Grundstücke als persönliches Eigenthum. Der jetzige Canton Eu enthält in 27 Gemeinden 14,467 Einwohner.

Zu den Naturmerkwürdigkeiten dieser Grafschaft gehört 1) eine Quelle, welche dicht am Meere aus einem Felsen durch drei Öffnungen soviel Wasser auswirft, daß sie bei einer andern Lage gleich einen kleinen Fluß bilden würde. Dabei hat sie das Eigene, daß sie immer vollkommen süß bleibt, obgleich sie täglich zwei Mal vom Meere bedeckt wird. Sie liegt bei dem Dörfchen Monival, eine Lieue von Eu entfernt. 2) Ein Theil des euer Waldes bei den Dörfern Beauvaicourt und Beauchamp, aus welchem jedes Mal nach einem starken Regenwetter an drei bis vier Orten ein starker Rauch wie aus einem Kalkofen aufsteigt, woraus man schließt, daß sich hier Stoffe in der Erde befinden müssen, welche durch das eingedrungene Wasser in Gährung gerathen. 3) Der ehemalige Galgenberg bei Eu ist reich an merkwürdigen Versteinerungen aller Art. Vorzüglich zeichnen sich darunter völlig versteinerte Champignons, welche man vesses de loup (Bofiste) benennt, Adlersteine, Glossopetren und Meernesseln aus. Auch findet sich auf diesem Berge ein unreifes Eisen, welches die Einwohner Ferou (Ocker?) nennen. Im J. 1726 entzündete sich im Monat September das Gebüsch auf diesem Berge von selbst. — Zu den merkwürdigen, in dieser Grafschaft geborenen, Männern gehört 1) Johann von Bethencourt, Baron von St. Martin le Gaillard in der Grafschaft Eu. Sein Vetter, Robert von Bracquemont, war der Erste, welcher den Plan faßte, sich der canarischen Inseln zu bemächtigen. Er erhielt 1401 die Erlaubniß dazu von dem Könige von Castilien, Johann II. Allein bald verlor er die Lust zu diesem Unternehmen; er suchte sein Glück in Frankreich zu machen, wo er es auch bis zum Admiral brachte, und überließ dem genannten Joh. von Bethencourt den Ruhm, die Inseln der Seligen zu entdecken und in Besitz zu nehmen. Johann's II. Witwe, Katharina, gab ihre Zustimmung, und so ging Bethencourt 1402 unter Segel. Er landete glücklich bei den canarischen Inseln, eroberte einige derselben, kehrte aber, da er sich zu schwach fühlte, auch die übrigen zu unterwerfen, nach Spanien zurück. Heinrich III. von Castilien unterstützte ihn mit Geschütz und Geld, und verlieh ihm die Herrschaft über alle Inseln, die er erobern würde, indem er sich nichts als die Belehnung vorbehielt. Bethencourt kehrte jetzt nach den Canarien zurück, eroberte noch einige derselben, gründete auf Lancerote ein Fort und starb kurz darauf, nachdem er eine Zeit lang den König gespielt hatte. Sein Neffe Ménaut folgte ihm nach. 2) Johann von Blangy, welcher den letztern Namen von seinem Geburtsorte, dem Flecken Blangy in der Grafschaft Eu, führte. Im J. 1338 wurde er Bischof von Auxerre und zeichnete sich als Theolog ebenso, wie als Geschäftsmann aus. Kurze Zeit vor seinem Tode wurde ihm die Bürde seines Amtes zu schwer; er legte sie mit Bewilligung des Papstes ab und zog sich nach Paris zurück, wo er den 15. März 1344 starb. 3) Anna Marquet, Dominikanernonne im Kloster Boissy. Sie war gleichfalls in der Grafschaft Eu geboren, verstand Griechisch und Lateinisch, und hinterließ in beiden Sprachen prosaische und poetische Werke. La Croix du Maine, Ludwig Jacob und Augustin de la Chieza haben sie ehrenvoll erwähnt; auch Dorat und Ronsart schätzten ihre Gedichte hoch. Einige derselben erschienen mit einer von Maria de Fortia, Nonne desselben Ordens, verfaßten Vorrede 1561. Anna Marquet starb den 11. Mai 1588. 4) Abraham Duquesne, Vater des großen Duquesne. Er war ebenfalls in dem Flecken Blangy von armen reformirten Ältern geboren, ging nach Dieppe, um die Steuerkunst zu lernen, und trat als Steuermann in schwedische Dienste. Die Königin Christine schickte ihn mit einigen Schiffen nach Frankreich, welche sie dem Könige Ludwig XIII. zum Geschenke machte. Bei dieser Gelegenheit zeichnete er sich so aus, daß ihn Ludwig in seine Dienste nahm, zum Schiffscapitain ernannte und ihn mit einer Escadre nach Schweden zurückschickte, um daselbst einige die Schiffahrt betreffende Angelegenheiten ins Reine zu bringen. Auf der Rückkehr wurde er von einer viel stärkern spanischen Flotte angegriffen, und trotz den Wundern der Tapferkeit, welche er verrichtete, schwer verwundet, gefangen und nach Dün-

---

den Füßen der Statuen auf Grabmälern angebrachte Hunde andeuteten, daß der Verstorbene eines natürlichen Todes im Bette verstorben sei. Starb ein Ritter in der Schlacht, so wurde er gänzlich gerüstet dargestellt und ohne Hunde. Starb er dagegen an Wunden, Krankheiten oder anderen Folgen des Krieges, so wurde er zwar mit dem Harnisch, aber ohne Helm und Panzerhandschuhe und mit Hunden abgebildet. Nun starb Philipp nach der unglücklichen Schlacht bei Nikopolis 1396 in türkischer Gefangenschaft. Der Künstler hat ihn daher — sein Grabmal befindet sich in der Kirche Notre-Dame zu Eu, die Figur ist in Lebensgröße aus weißem Marmor gehauen und ruht auf einer schwarzen Marmortafel — ganz auf die letztere Art dargestellt, und das Ganze mit einem doppelten eisernen Gitter, wie mit einem Vogelbauer, so eng umschlossen, daß man die Statue überall berühren kann. Da nun durch solche Gitter sonst die Denkmäler vor Beschädigung gesichert werden sollten, dieser Zweck aber durch die Art, wie das Gitter angebracht ist, hier nicht erreicht werden würde, so glaubt man, daß der Künstler durch dasselbe Philipp's Tod in der Gefangenschaft habe andeuten wollen. Nach der Rechnung Roger's von Malderée, welcher damals Steuereinnehmer der Grafschaft Eu war, kostete dies ganze Denkmal nicht mehr als 100 Livres, so selten und im hohen Werthe war das Geld.

kirchen gebracht, wo er 1635 an seinen Wunden starb. 5) Jacob Sore, ein berühmter Korsar, wurde in dem Dorfe Floques geboren. Er war äußerst muthvoll und kühn. Während des Krieges zwischen Frankreich und England 1563 rüstete er eine Fregatte aus und machte bedeutende Prisen. Der geschlossene Friede raubte ihm diesen Erwerb; allein nicht lange blieb er unthätig. Da er Calvinist war, so gab ihm der Admiral von Châtillon eine Pension, und bewirkte es, daß ihn die Königin von Navarra, Johanna d'Albert, zum Admiral von Navarra ernannte, wodurch er zum Kampfe mit den Spaniern berechtigt wurde. Jetzt verband er sich mit einem andern Korsaren, Didacus von Andrada, und eine Menge spanische Schiffe fielen in ihre Hände. Unter Andern bemächtigte er sich im J. 1570 eines Schiffes, auf welchem sich 12 oder nach Andern 38 oder 40 Jesuiten befanden, welche in Brasilien das Christenthum verbreiten wollten. Er ließ sie ermorden und in das Meer werfen. Endlich zog er sich in sein Vaterland zurück, wo er, wie man versichert, Katholik wurde und als solcher starb. Er liegt in der Kirche zu Floques begraben. Man vgl. über ihn Brantome in dem Leben des Herrn von Montluc und Florimont de Raymond, Hist. Lib. VI. (*G. M. S. Fischer.*)

EU (Robert und Wilhelm, Grafen von). Robert, des Grafen Wilhelm ältester Sohn, folgte dem Vater in dem Besitze der Grafschaft Eu, genoß auch als einer der größten Barone der Normandie besondern Vertrauens von Seiten des Herzogs Wilhelm. Er befehligte 1054 das dem Einfalle der Franzosen wehrende Heer und siegte vollständig in der Schlacht von Mortemer sur Eaune, in dem Ländchen Caux. In dem Hoftage zu Lillebonne für den Angriff auf England stimmend, wirkte er zu dem entscheidenden Siege von Hastings, und diese Theilnahme wurde ihm von dem Eroberer durch die Verleihung von 119 Ritterlehen vergolten. Da in der Schenkung Hastings selbst, mit dem Schlachtfelde und dem ganzen Rape von Hastings, in Sussex, obenan steht, so wird es wahrscheinlich, daß Graf Robert Entscheidendes zu dem Siege beigetragen habe. Um den großen Aufruhr von 1069 zu unterstützen, hatte eine gewaltige dänische Flotte sich eingefunden und ein bedeutendes Landungsheer ausgesetzt; davon wurde eine Abtheilung, indem sie die wohlhabige Landschaft Lindesse am Humber überzog, von dem Grafen von Eu, welchem Graf Robert von Mortain sich angeschlossen, überfallen und nach Erleidung eines schweren Verlustes auf ihre Schiffe gejagt. Der Graf von Eu, nachdem er längere Zeit des Herzogs Robert Partei gehalten und denselben in Trägheit und Hang zu Ausschweifungen unverbesserlich gefunden hatte, erkannte mit anderen Baronen den König Wilhelm II. als seinen Herrn (1089), starb aber kurz nach diesem Übertritte. Er hatte 1056 zu Tréport, unweit Eu, eine Abtei gegründet, wesentlich seine Mutter in der Stiftung von St. Pierre sur Dive unterstützt, und den Forst Espinay an die Abtei St. Catherine zu Rouen vergabt. In der Grafschaft folgte ihm sein Sohn, Graf Wilhelm II., welcher, durch Geschenke und Verheißungen gewonnen, sich ebenfalls 1093 für König Wilhelm II. erklärte. Von der Burg Eu aus leitete der König die Intriguen der seinem Bruder abholden Barone der Normandie. Bald scheint aber der Monarch der gegen den Grafen von Eu eingegangenen Verpflichtungen vergessen zu haben, und dieser, in seinem Unmuthe, verschwor sich mit Robert von Mowbray, dem Grafen von Northumberland, gegen des Königs Leben (1095), sodaß auf den erledigten Thron Graf Stephan von Aumale erhoben werden sollte. Des Rothkopfs Thätigkeit und Härte wurden der Verschwörung bald Meister; jegliche Theilnahme an der verlorenen Sache leugnete der Graf von Eu, als Gottfried Bainard ihn darum anklagte, und Kläger und Angeschuldigter wurden auf ein Gottesgericht verwiesen. Sie kämpften im Angesichte des Hofes zu Winchester, und besiegt, wurde der Graf zu Blendung und Entmannung verurtheilt, ein Spruch, der in der Octave von Dreikönigen 1096 (1097?) seine Vollstreckung fand. Großentheils soll des Grafen Schwager, Graf Hugo von Chester, den König zu dieser gegen Vornehme ganz ungewöhnlichen Härte verleitet haben, in dem Zorne um die unwürdige Behandlung, welche seine Schwester Helisendis, des Grafen von Eu Gemahlin, von diesem sich hatte müssen gefallen lassen. Wilhelm unterhielt nämlich öffentlich mehre Kebsweiber und hatte davon eine zahlreiche Nachkommenschaft, von der Helisendis aber zwei Söhne, Heinrich I. und Wilhelm. Dieser, als der jüngere, war mit der Herrschaft Grandcourt abgefunden. An der Seite seines Vetters, des Grafen Ranulf von Chester, 1124 bei Bourgtheroude die Anhänger des Prätendenten, des Prinzen Wilhelm Clinton, bestreitend, machte er den Vornehmsten derselben, Amalrich von Montfort, den Grafen von Evreux, zum Gefangenen. Einen Gefangenen von solcher Wichtigkeit dem Könige darbringend, konnte Wilhelm auf unbegrenzte Dankbarkeit zählen, mehr vermochte aber auf sein Gemüth die Gewißheit, daß Montfort, einmal in des Königs Gewalt, nimmer mehr das Tageslicht erblicken würde, und er brachte seinen Gefangenen nach Beaumont, um ihm dort die Freiheit zu schenken, auf alles Gut, das er in König Heinrich's Gebiete besaß, zu verzichten, und für seine Person sich den Anhängern des rechten Erben der Normandie zu gesellen. (*v. Stramberg.*)

EU (Philipp Graf von). Philipp von Artois, Graf von Eu, Sohn des 1387 verstorbenen Johann von Artois und der Isabella von Melun, nachdem er in der Eroberung von Bourbourg (1383) hohen Ruhm geerntet, begleitete 1390 den Herzog Ludwig II. von Bourbon in die auf der Genueser Bitte unternommene afrikanische Heerfahrt, und es haben vornehmlich in der Belagerung von Tunis die beiden Prinzen in Ausdauer und Heldenthaten gewetteifert. Von jener Unternehmung kaum heimgekehrt, pilgerte der Graf von Eu nach dem heiligen Lande; viele Gefahren hatte er zu bestehen und eine lange Gefangenschaft unter den Türken auszuhalten, bis die Sorgfalt eines Reisegefährten, des Marschalks von Boucicault, ihn befreiete. Er kam zurück nach Frankreich, strahlend in dem Rufe eines irrenden Ritters, und wurde darum als der einzige, würdig, in dem Amte eines Connétable den von Clisson abzulösen, bezeichnet. In solch hohem Amte wurde Eu den 31. Dec. 1392 ver-

pflichtet, ohne in den Zeiten eines zweifelhaften Friedens viel Beschäftigung finden zu können. Der ruhmlosen Unthätigkeit überdrüssig, verabredete er mit König Siegmund von Ungarn einen Zug gegen die Türken. Mit 500—600 Reisigen traf er bei dem Heere Siegmund's ein, welcher eben, Frühling 1395, nach einer hartnäckigen Belagerung Klein-Nikopel eingenommen hatte, jedoch, unmittelbar nach Ankunft der willkommenen Verstärkung durch Bewegungen in Ungarn selbst genöthigt wurde, den Rückzug anzutreten. Um diesen zu verhindern, hatte der Woiwode der Walachei, der treulose Myrtsche, die Bergpässe stark besetzt; allein der Connétable von Frankreich, Peter Perény und Nicolaus de Gara führten ihr Volk zum Sturme gegen die steilen Pässe, und die Walachen stäubten aus einander. In den letzten Julitagen 1395 befand sich König Siegmund bereits in Ofen. Allein der Graf von Eu fühlte sich mit solchem Resultate wenig befriedigt. Seinen Unwillen, seine Begeisterung wußte er der gesammten Ritterschaft von Frankreich mitzutheilen, und ein Heer von 1000 Rittern und ebenso vielen Wäpelingen, neben 12,000 Söldnern, machte sich bereit, an den Ufern des Isters den uralten Ruhm gallischer Waffen zu erneuern. Geführt von dem Erben von Burgund, dem unerschrockenen Johann, von dem Grafen von Eu und von dem Marschalk von Boucicault, brach das Heer im April 1396 auf, um in kurzen Tagereisen Teutschland von einem zum anderen Ende zu durchwandern und unterwegs noch manche theuere Ritter, auch den Pfalzgrafen, den Großmeister von Rhodus, Philibert von Naillac, und den Grafen von Mömpelgard in seine Reihen aufzunehmen. Nach der Vereinigung mit dem ungarischen Heere, in der Nähe von Ofen bewerkstelligt, konnte König Siegmund von seiner Streitmacht rühmen, „daß er, von ihr umgeben, Niemanden fürchten dürfe: des einbrechenden Himmels Fall sogar würde das Aufrichten der zahllosen Spieße verhindern." Der König selbst holte die französischen Befehlshaber ein, bewirthete sie in Ofen auf das Prächtigste, und gestattete ihnen, in der dasigen St. Nicolasenkirche ihre Wappen als Ehrendenkmale aufzuhängen. Demnächst wurde der Marsch stromabwärts angetreten, bei Orsova, wie es scheint, die Donau überschritten, ein großer Theil von Servien verheert, Widin durch Capitulation genommen, Raco berennt. Überall bildeten die Franzosen den Vortrab, überall genossen sie der Ehre des ersten Angriffs, und reichlich daneben des alten Nationalherkommens, über die ungarischen und teutschen Waffenbrüder sich lustig zu machen. Auch Raco ward durch der Franzosen raschen Angriff, welchem eine Bewegung der christlichen Einwohner zu statten kam, zur Capitulation gezwungen, den Türken der Besatzung zwar nicht zu Vortheil, denn Boucicault „tous les fit mourir." Am 15. Sept. wurde der Marsch nach Nikopel fortgesetzt, und die aus der Heimath mitgebrachten Erfahrungen von dem Belagerungskriege verschafften abermals den Franzosen das entschiedenste Übergewicht für die Anordnung und den Gang der Belagerung dieser wichtigen Festung. Aber die kunstgerechten Arbeiten entbehrten des Beistandes der Geschütze, welche in der Eile nicht angefertigt werden konnten, und verschiedene Stürme, von den Franzosen versucht, wurden von Dogan Bey, einem alten erfahrenen Türken, abgeschlagen. Da fingen die Ritter an sich zu langweilen, und suchten in Spiel und Ausschweifungen aller Art eine Zeitverkürzung. In den Ausschweifungen wetteiferten aber mit ihnen Ungarn und Teutsche, daß die christlichen Bulgaren, von ihren Mitchristen mehr leidend als von den Türken, diese sich zurückwünschten. Kundschaft von dem, was im Hämus vorging, fehlte daher gänzlich dem Belagerungsheere vor Nikopel. So sorglos lebte man dort, so verächtlich hielt man schon die Türken, daß Boucicault den Streifern, welche die Annäherung der türkischen Armee berichteten, um ihre eitle Schreckniß und Feigheit zu bestrafen, die Ohren abschneiden ließ. Bald häuften sich jedoch die Meldungen dergestalt, daß nicht weiter das bevorstehende Zusammentreffen mit der türkischen Hauptmacht zu bezweifeln, und der 27. Sept. vereinigte die sämmtlichen Führer des christlichen Heeres zu einem Kriegsrathe. König Siegmund hatte eine passende Schlachtordnung ersonnen. In die erste Linie wollte er die Walachen stellen, als des Gesindels in der Fronte eines türkischen Heeres geborene Gegner; die Franzosen sollten als Corps de bataille die Janitscharen bestreiten, und die Teutschen und Ungarn des Hintertreffens den Franzosen als Reserve dienen, und zugleich die Spahis in Ehrfurcht halten. Da aber das Herkommen in Frankreich foderte, daß der Connétable mit seinem Volke jederzeit in dem vordersten Treffen zu stehen komme, fiel die von Siegmund vorgeschlagene Ordnung dem jüngeren französischen Heere besonders schwer auf das Herz. Sie fürchteten, auf den Ehrenposten verzichtend, das Verbrechen der beleidigten Nation zu begehen, und wenn auch Coucy, Boucicault, der Admiral von Vienne, die Zweckmäßigkeit der von dem Könige ausgehenden Vorschläge erkannten, so bestand um so hartnäckiger und ungestümer der Graf von Eu auf den Vorrechten seines Amtes und Volkes, und es wich am Ende der gesammte Kriegsrath der Meinung oder den Vorurtheilen des viel geprüften Ritters. Sofort ordnete der Connétable die Schlacht. Sich selbst mit einer Vorhut von Franzosen in die äußerste Front werfend, überließ er eine zweite Brigade, ebenfalls nur Franzosen, den Befehlen des Grafen von Nevers und Ingelrams von Coucy. Das Hauptpanier, die heilige Jungfrau mit dem Jesuskindlein, entfaltete der Admiral von Vienne, im Centrum hielt der Großmeister von Rhodus mit seinen Rittern. Im Rücken der Franzosen, durch einen Raum von 1000 Schritten von ihnen geschieden, breitete sich das ungarische Heer aus mit den teutschen Söldnern und den Walachen. In einem Augenblicke, Donnerstag den 28. Sept. 1396, trieben die Franzosen die Vorhut der Türken aus einander, aber hinter spanischen Reitern verschanzt, unbeweglich erwartete sie eine zweite Linie, der Janitscharen ganze Macht. Unbekümmert, ob das übrige Heer ihrer Bewegung folge, saßen die Franzosen ab; sie stürmten die Verschanzungen, rissen die spanischen Reiter aus und trennten die Glieder der Janitscharen, doch nicht ohne eigenen, schweren Verlust. Es sammelte sich auch schnell genug hinter den unübersehbaren Linien der Spahis die geschlagene Infanterie, während die Spahis,

30,000 sollen ihrer gewesen sein, sich anschickten, angriffsweise gegen die Franzosen zu verfahren. Die Gefahr einsehend, von dem wenigstens um das Doppelte überlegenen Feinde überflügelt zu werden, faßte der Connétable den verzweifelten Entschluß, seine Front über alle Gebühr zu verlängern, und die aus einander gezerrte, aller Unterstützung von Reiterei entbehrende Linie den Spahis entgegenzuführen. Der verwegene Anschlag schien zu glücken, die Heftigkeit, mit welcher die abgesessenen Ritter in das Dickicht des Cavaleriesturmes einbrachen, spaltete den unbehilflichen Klumpen, aber in dem Augenblicke führte Bajazeth in Person eine Reserve herbei, deren Flügeln sich sofort die aus einander gerissenen Massen der Spahis anschlossen; ein Halbmond von unübersehbarer Ausdehnung schien seine Hörner um die Franzosen schlingen zu wollen, und ein so unerwarteter Anblick brachte die Ritter selbst in Verwirrung, während die Söldner in grenzenlose Unordnung und wilde Flucht sich auflöseten. Jetzt endlich kam das Hintertreffen den Franzosen zum Beistand angerückt, doch nur mehr um Zeuge und Mitschuldiger ihrer Niederlage zu werden. Niemals ist ein Sieg vollständiger als jener der Türken bei Nikopel gewesen: von den Franzosen entkamen insbesondere nur wenige. Der Graf von Nevers, la Tremouille, Coucy, der Kurfürst von der Pfalz, der Prinz von Bar, der Graf von Eu, in allen 25 Herren vom ersten Range, wurden gefangen und in Betracht des von ihnen zu hoffenden Lösegeldes verschont; 10,000 andere Gefangene, darunter 600 Ritter, ließ Bajazeth am folgenden Morgen niedersäbeln. Um des Grafen von Eu Erlösung aus der Gefangenschaft wurden, wie zu erwarten stand, Unterhandlungen angeknüpft; bevor aber ein entscheidendes Resultat erreicht war, starb er den 16. Juni 1397 zu Mehullitsch, an dem Rhyndacus, der alten Grenzscheide zwischen Mysien und Bithynien. Ob die ganze für seine Freiheit bedungene Summe oder nur ein Theil derselben erlegt wurde, vermögen wir nicht zu sagen, gewiß aber ist, daß der Leichnam von den Türken verabfolgt und in der Ahnen Gruft zu Eu, in der Kirche der Abtei zu U. L. Frauen, beigesetzt wurde. Da zeigte man auch des Grafen Grabmal, das zum Unterschiede von allen übrigen Monumenten der Kirche, von einem eisernen Gitter, Käfig vielmehr, umschlossen, so dicht jedoch, daß man jede Einzelheit des Bauwerks berühren konnte. Des Grafen Bild, von weißem Marmor, war in voller Rüstung, doch ohne Helm und Handschuhe, dargestellt, ausgestreckt über eine schwere Marmortafel, hatte er zwei Hündchen zu seinen Füßen, ohne Zweifel um anzudeuten, daß er auf dem Bette den Tod gefunden, gleichwie der eiserne Käfig ein Symbol der Gefangenschaft sein sollte, in welcher er sein Leben beschloß. Das ganze Monument hat nach der Rechnung von Robert de Malderée, dem Rentmeister der Grafschaft Eu, nicht über 100 Livres gekostet. Der Connétable hatte sich, laut Eheberedung vom 27. Jan. 1392 (1393), mit des Herzogs Johann von Berry Tochter Maria verheirathet, auch mit ihr einen Brautschatz von 80,000 Goldfranken empfangen. Maria war des Grafen von Dunois, Ludwig von Châtillon, Witwe, heirathete, zum andern Male Witwe, den Herzog Johann I. von Bourbon, und starb im Juni 1434. Dem Grafen von Eu hatte sie vier Kinder geboren. Die eine Tochter, Bona, heirathete den 20. Juni 1413 den Prinzen Philipp von Burgund, Grafen von Nevers, wurde Witwe den 25. Oct. 1415, und ging hierauf, den 30. Nov. 1424, die zweite Ehe ein mit Herzog Philipp dem Guten von Burgund. Sie ist aber den 17. Sept. 1425 zu Dijon gestorben, einzig aus der ersten Ehe Kinder hinterlassend. Ihr Bruder, Karl von Artois, Graf von Eu, Herr von St. Valery und Houdain, zählte kaum 22 Jahre, als er in der Schlacht bei Azincourt in der Engländer Gefangenschaft gerieth. Nach 23 langen Jahren wurde er gegen den Grafen von Somerset ausgewechselt, 1438. Er folgte dem Könige Karl VII. zu verschiedenen Kriegszügen gegen die Engländer in der Normandie und in Guyenne, bekleidete in beiden Provinzen das Amt eines königlichen Statthalters, und versöhnte 1441 den Monarchen mit dem Dauphin, welcher den Hof in Unwillen verlassen hatte. Im Aug. 1458 wurde er mit den Rechten einer Pairie für seine Grafschaft Eu begnadigt, schon vorher hatte der König ihm die Stadt und Vicomté Neufchâtel, in der Normandie, zu lebenslänglichem Genusse verliehen. Auch bei dem Nachfolger, bei König Ludwig XI., fand der Graf von Eu ungewöhnliche Gunst und ungewöhnliches Zutrauen. In der Instruction, Aug. 1463 an Maistre Estienne Chevalier gegeben, welchem die zum Ablösen der Städte an der Somme erfoderlichen 200,000 Schilde anvertraut, heißt es: „Item. Et luy arrivé au dit lieu de Beauvais, il trouvera autres 50 lances et 100 archers de la compagnie de M. le Mareschal de Gamache; et d'illec tirera avec les dites 100 lances et 200 archers à tout le dit argent en la ville d'Eu, et illec presentera à Mr. d'Eu les lettres que le roy luy escript, portant créance sur le dit Maistre Estienne Chevalier, en laquelle créance luy dira, que le roy, pour la grande et bonne confiance qu'il a en luy, a ordonné que la dite somme de 200,000 escus soit portée au dit lieu d'Eu, et illec mise et laissée en garde jusqu'à le que le dit Maistre Estienne Chevalier soit retourné de devers Mr. le Bourgogne, où le roy l'a chargé d'aller, tant pour sçavoir à quels gens il luy plaira que le dit argent soit baillé, comme pour recouvrer la quittance du dit argent." Im Aug. 1465 wurde der Graf von Eu, an des Karl von Melun Stelle, zum Gouverneur der Stadt Paris ernannt, um sie in den Stürmen des Kriegs für das gemeine Wohl in des Königs Gehorsam zu erhalten; 1469 verhandelte er den Vertrag von Saumur, wodurch der Herzog von Bretagne mit Ludwig XI. ausgesöhnt wurde, und auf dem Reichs- oder Herrentage zu Tours, 1470 trat er, ohne Zweifel in Folge einer von dem König empfangenen Weisung, als Kläger gegen den Herzog von Burgund auf, welcher ihm St. Valéry und andere, von Abbeville und der Grafschaft Ponthieu abhängige Lehen vorenthalte. Das thue der Herzog, hieß es in der Klage, weil ein kleines Kriegsfahrzeug, der Stadt Eu angehörig, ein flamändisches

Schiff genommen habe, wofür von ihm Grafen eine ehrliche Entschädigung geboten worden sei. Außerdem wolle der Herzog mit Gewalt durchsetzen, daß der Graf ihm Treue schwöre, entgegen und wider Alle; eine Zumuthung, welche dieser um keinen Preis sich könnte gefallen lassen, indem sie des Königs Machtvollkommenheit verletze. Ludwig XI. fand diese Anklage von solcher Wichtigkeit, daß er sofort einen Huissier des Parlaments nach Gent entsandte, um den Herzog vorzuladen. Der Graf von Eu überlebte aber diesen Hergang nur kurze Zeit*). (*v. Stramberg.*)

EUA — ἡ *Εὔα*. — Pausanias führt (II, 38) einen Flecken dieses Namens im Gebiete von Thyrea, welches ursprünglich zu der Landschaft Argolis gehört hatte, von den Spartanern aber erobert wurde, wie Herodotos (I, 74) erzählt, am Fuße des Gebirges Parnon an. Der Ort war berühmt durch einen Tempel des Polemokrates, eines der Söhne des Machaon, und bei demselben soll eine Heilanstalt gewesen sein. Stephanos Byzantinos führt unter diesem Namen aus dem Theopompos einen Ort in Arkadien an, der aber sonst nicht bekannt ist, sodaß der Verdacht entsteht, darin eine Ungenauigkeit entweder des Theopompos, oder des Stephanos erkennen zu müssen. (*L. Zander.*)

EUA oder EUAS, wird auch von Polybios (II, 65) ein Berg in Lakonien genannt. Es lag nämlich auf der großen Straße von Tegea nach Sparta das Städtchen Sellasia. Bei demselben bildeten der Berg Eua und Olympos am Flüßchen Önos einen Engpaß, welcher bei einer einigermaßen guten Vertheidigung schwer zu nehmen war. Dennoch verlor der spartanische König Kleomenes das dort gelieferte Treffen gegen den makedonischen König Antigonos und die Achäer im J. 222 vor Chr. Geb. — Ein zweiter Berg dieses Namens wird von Pausanias (IV, 31) in Messenien genannt. Nach dem Siege bei Leuktra sammelte Epaminondas die von den Spartanern in den Messenischen Kriegen aus ihrem Vaterlande vertriebenen Messenier und siedelte sie wieder in ihrem alten Vaterlande an. Zugleich gründete er, eifrig unterstützt von den Arkadern, die Stadt Messene, nach Pausanias 40 Stadien, nach Strabo 50, von den Quellen des Flusses Pamisos am Fuße des Berges Ithome, den er zur Burg der neuen Stadt benutzte, und welcher ihr im Nordwesten lag. Auf der entgegengesetzten Seite, nach dem Pamisos zu, wurde die Stadt vom Berge Euan gedeckt, der auch vielleicht in ihre Festungswerke hineingezogen wurde. (*L. Zander.*)

EUADNE, *Εὐάδνη*, 1) Tochter des Flußgottes Strymon und der Neära, die Gemahlin des Argolischen Königs Argos und Mutter des Jasos, Peiranthos, Epidauros und Kriasos. (*Apollod.* II, 1, 2; dazu Heyne S. 98.) — 2) Die Mutter des berühmten Jamos, Tochter des Neptun und der Leda oder Pitane. (*Hyg.* f. 157, ib. *Munk.*) Ihr Pflegevater war Äpytos, des Elealos Sohn und König zu Phäsane am Alpheos in Arkadien (*Pind.* Olymp. VI, 54) und ihr Geliebter Apollo. — 3) Des Pelias Tochter, welche vom Jason an Kanas, König in Phokis vermählt wurde. *Diod.* IV, 54. — 4) Eine Tochter des Philax oder Iphis und Gemahlin des Kapaneus. *Apollod.* III, 7, 2. *Hyg.* f. 243. 256. Anfangs hieß sie Janeira, bekam aber den Namen von den schönen Brautgeschenken, welche sie bei der Vermählung erhielt. Schol. *Pind.* ap. *Munk.* ad *Hyg.* f. 143. Ihren Gemahl liebte sie so sehr, daß sie, als er vor Theben fiel, sich selbst in den brennenden Scheiterhaufen stürzte und mit ihm verbrannte. *Eurip.* Suppll. 934. 990 sq. *Apollod.* l. c. *Serv.* ad *Virg.* Aen. VI, 447. *Heyne* ad *Apollod.* p. 254. 5) Eine Tochter des Flusses Asopos und Geliebte des Nilos. *Ovid.* Amorr. III, 6, 41. (*Richter.*)

EUAECHME, *Εὐαίχμη*, 1) Tochter des Herakliden Hyllos, Gemahlin des Polykaon, des Leler Sohn. (*Paus.* V, 1.) — 2) Tochter des Megareus und der Iphinoe, welche dem Alkathoos, um ihn für die Erlegung des kithäronischen Löwen zu belohnen, vermählt wurde. Diesem gebar sie die Periböa, Gemahlin des Königs Telamon, und die Automedusa, Gattin des Iphiklos und Mutter des Jolaos. (*Paus.* I, 43.) (*Richter.*)

EUAEMON, *Εὐαίμων*, 1) ein Sohn des Ormenos, der Ormenon erbauete und Bruder des durch seinen Helm berühmt gewordenen Amyntor (s. d. Art.); Andere machen diesen Euämon zum Sohne des Amyntor's selbst. 2) Einer von Lykaon's Söhnen, welche Jupiter tödtete. (*Apollod.* III, 3. 1. 3) Der Vater des Eurypylos, eines Freiers der Helena. (*Apollod.* III, 9, 8.) (*Richter.*)

EUAGORAS, *Εὐαγόρας*, 1) ein Sohn des Neleus und der Chloris, nebst seinen Brüdern, den Nestor ausgenommen, vom Herkules getödtet. (*Apollod.* I, 9, 9.) — 2) Einer von den natürlichen Söhnen des Priamos. (*Hyg.* f. 90.) (*Richter.*)

EUAGORE, *Εὐαγόρη*, eine der Nereiden (*Apollod.* I, 2, 7), wol einerlei mit Euagoreis, Tochter des Pontos. (*Hyg.* Praef. und das. Munker.) (*Richter.*)

EUAGRIOS, mit dem Beinamen Ponticus, Sohn eines Presbyters aus einer Stadt Iberiens am Pontus Euxinus[1]), wurde von Basilius zum Lector ordinirt und nach dessen Tode von Gregor aus Nyssa zum Diakonus erwählt. Er lebte ums J. 380. Gregor von Nazianz unterrichtete ihn und beförderte ihn später zum Archidiakonat in Constantinopel. Aber ein Vornehmer, der ihn in dem Verdachte einer heimlichen Vertrautheit mit seiner Gemahlin hatte, wurde die Veranlassung, daß er Constantinopel verließ, um sich dem Argwohn, auch einer Lebensgefahr zu entziehen. Er begab sich 385 nach Jerusalem, wo er Zuflucht und freundliche Aufnahme fand. Hier beschloß er, sich dem Mönchsleben zu widmen, reiste des-

*) In der Chronique scandaleuse ist zu lesen: „Au mois de juillet 1471 mourut Mgr. le Comte d'Eu, qui fut moult grand dommage: car c'estoit un notable, sage et bon Seigneur, et qui de tout son pouvoir avoit bien et loyaument servy le Roy, et fort aimé le bien et utilité du Roy et de son Royaume." So heißt es auch in der burgundischen Chronik von 1400—1477: „Le 30. août 1471 le Duc fit faire dans l'Eglise de S. Wulfrang d'Abbeville les obseques du Prince de Piemont, et le lendemain celles du Comte d'Eu, auxquelles il assista." Nach diesem zwiefachen Zeugnisse ist die allgemein wiederholte Angabe, daß der Graf von Eu am 25. Juli 1472 gestorben sei, nothwendig irrig. Es gilt vielmehr dieser Todestag seiner zweiten Gemahlin, Helena von Melun, Johann's von Epinay Tochter.

1) s. *Sozomenus*, Hist. eccl. VI, 30. *Palladius*, Hist. Lausiaca c. 86. Von Hieronymus wird er deshalb auch (*Hieron.* ad *Ctesiph.* Adversus Pelag. p. 252) Hyperborita genannt; coll. *Nicephor.* XI, 42.

halb nach Ägypten, hielt sich im Kloster zu Nitria [2]) 15 Jahre auf, und wurde hier ein eifriger Schüler und Nachahmer der beiden Macarius. Den Lasten des Bischofthums, die ihm Theophilus Alexandrinus auf jede Weise aufzubürden suchte, entzog er sich durch List. Ausgezeichnet hat er sich aber durch seine feste Vertheidigung der Origenischen Partei, weshalb ihn auch Hieronymus „den Origenisten" nennt. Er starb im hohen Alter, doch ist das Jahr seines Todes unbekannt.

Nach dem Berichte des Sozomenus (IV, 30) war er ebenso gelehrt als scharfsinnig und im Reden geübt, einfach in seinen Sitten (obgleich er viel auf Eleganz des Äußern hielt und dies auch in seiner stets sehr gewählten Kleidung zeigte) und fern von Hochmuth oder Selbstverblendung). Von aller Anmaßlichkeit, heißt es, war er so frei, daß er weder stolz ward, wenn er mit Recht gelobt, noch daß er ärgerlich ward, wenn er mit Unrecht getadelt wurde. Auch ging nicht weniger, als seinen Lehrern, ihm der Ruf einer wunderthätigen Kraft voraus (coll. *Socr.* l. l. IV, 23) und der großer Enthaltsamkeit bei seiner mönchischen Zurückgezogenheit. — Über seinen Styl sagt Nicephorus (l. l.): seine Schriften verdienen Bewunderung; Gedanken und Ausdruck sind völlig überzeugend und einnehmend; wer sie liest, wird am besten sehen, welcher Mann er gewesen. — Rufinus übersetzte die meisten seiner Schriften ins Lateinische, doch sind diese Übersetzungen nicht mehr vorhanden. Es werden ihm folgende zugeschrieben:

100 orationes s. preces. Epistola ad Melaniam. Liber et sententiae *περὶ ἀπαθείας* s. de impassibilitate. Liber C sententiarum in Anachoretarum usum [3]) sive elementarium libri II, alter ad monachos in coenobiis degentes, alter ad virgines Deo sacras. Monachicum (*μόναχος*) seu *περὶ τῆς πρακτικῆς*, bestehend aus 100 Capiteln. Sokrates (l. l. III, 7) gibt aus ihm ein Fragment, ein größeres l. IV, 23. Die ganze Abhandlung gab griechisch und lateinisch mit Noten Coteler. heraus (Monum. eccl. Graec. T. III. p. 68—102), mit vorangeschicktem griechischen und lateinischen Text des Briefes an Anatolius, der zugleich als Vorrede sowol zu dem Practicum, als zu dem Gnosticum dient. Dies Gnosticum, seu de iis, qui cognitionis munere donati sunt, in 50 Capitel getheilt, hat Gennadius, wie er selbst bezeugt, ins Lateinische übersetzt. Ein Fragment daraus findet sich ebenfalls bei Sokrates (IV, 23). Cave (l. l.) führt noch besonders DC Gnostica problemata an als eine eigene Schrift des Euagrios. Ohne Zweifel ist hiermit ein Theil einer andern Schrift gemeint, des *ἀντιῤῥητικοῦ* (nach Musculus' Übersetzung S. 356: contradictorii libri) contra tentatores daemones s. de octo vitiosis cogitationibus (Gr. et lat. cura *Em. Bigotii*, und mit *Palladius*, De vita Chrysostomi. [Paris 1680. 4.] p. 349 seq. herausgekommen. Lateinisch auch in Biblioth. Patrum Max. Lugdun. T. V. und XXVII., ebenfalls übersetzt von Gennadius und dem Anatolius gewidmet), die in acht Theile zerfällt nach den acht sündhaften Gedanken, und diese 600 gnostische Probleme enthält (nach *Socrates* l. l. IV, 23. *Maximus* ad Dionys. Areop. De cael. Hierarchia c. VII.) Andere haben diese Schrift dem Nilus beigelegt, der um 440 im Kloster Nitria lebte und mehre gleichbenannte Schriften verfaßte. Ferner liber de rerum Monachalium rationibus, earumque iuxta quietem appositione, das Euagrios aus den Vitis Patrum excerpirte, griechisch und lateinisch mit Anmerkungen herausgegeben von Coteler., Monum. Eccles. Graecae. T. III. p 103 seq. Auch gab Coteler. des Euagrios Schrift: Fragmentum seu scholion in nomen Dei tetragrammatum *ΠιΠι* (PIPI), heraus, griechisch und lateinisch in dem angeführten Werke S. 116 fg. Beide zusammen auch bei *Gallandi* T. VII. p. 551—581.

Einzelnes über das Leben des Euagrios findet sich beiläufig bei Cave unter den Namen seiner Schüler, z. B. Palladius, Cave (p. 158 seq.).

2) E., Presbyter von Antiochia, wurde ums Jahr 388 von Paulinus, der unter dem heftigsten Widerspruche der Meletianischen und Flavianischen Partei sich zum Kirchenoberhaupt in Antiochien emporgeschwungen hatte, ordinirt und nach Paulinus' bald darauf erfolgtem Tode zu seinem Nachfolger erwählt. Hatte man aber schon bei der Wahl des Paulinus sich stark dagegen gesträubt, daß ein Gegner des Meletius in dessen Amt als Nachfolger eintrete, so entbrannte der Kampf der Parteien jetzt um so heftiger, da Paulinus kurz vor seinem Tode eigenmächtig und wider alles Recht und Herkommen den Euagrios, seinen Anhänger, zum Bischofe wählte; denn das Gesetz verlangte, daß jeder Bischof, der einen andern an seine Stelle setzen wolle, dies nur in Gegenwart sämmtlicher Provinzialbischöfe thue, und betrachtete jede Ordination, selbst die von einem sterbenden Bischof ausgegangene, als ungültig [4]), wenn nicht wenigstens drei

2) Viel Erläuterndes über dieses Kloster, sowie über die Flucht des Euagrios findet man in *Socrates*, Hist. eccl. IV, 23. *Sozomenus* l. l. IV, 22. 23. coll. *Gennadius*, De script. c. XI. 3) Cave (Hist. literar. [Genevae 1693.] I, 158 sq.) hält dies Werk für gleich mit den sententiolis paucis valde obscuris, die Gennadius ins Lateinische übertrug (cf. De script. c. XI: *στιχηρῶν*, wofür Palladius *ἱερῶν* schreibt), oder als: *στιχηρὰ* seu sententiarum ll. II. ad monachos synoditas et ad virgines. Die Übersetzung des Gennadius ist (nach Gräffe, Handb. der Liter. Gesch. I, 2, 1056) vorhanden in *Holsten.* App. Regul. Monach. (Rom. 1661. 4.) p. 34 sq.; ferner in Biblioth. Patrum Lugdun. T. XXVII. p. 469—471. Hier wird aber nicht Euagrios, sondern ein Unbekannter als Verfasser genannt. Sokrates (l. c. IV, 23) nennt auch: duo versuum volumina, unum ad coenobitas vel conventuales monachos, alterum ad virgines (nach Musculus' Übersetzung) p. 356.

4) cf. *Theodorit.* ep. Cyri Eccl. hist. V, 23. ed. *Valesii.* p. 224: *μόνος γὰρ αὐτὸν ὁ Παυλῖνος προυβάλετο, πολλοὺς κανόνας κατὰ ταυτὸν παραβάς· οὔτε γὰρ ἀνθ' ἑαυτοῦ τῷ τελευτῶντι χειροτονεῖν ἐπιτρέπουσι, καὶ πάντας συγκαλεῖσθαι τῆς ἐπαρχίας τοὺς ἐπισκόπους κελεύουσι· καὶ αὖ πάλιν δίχα τριῶν ἐπισκόπων ἐπισκόπῳ χειροτονίαν ἀπαγορεύουσι γίνεσθαι*, wozu Valesius bemerkt: Beveregius existimat Theodoritum hic respicere ad canonem Apostolicum 76, quo cautum est ne quis alium sui loco ordinaret. Etiamsi enim ipse canon *cognatorum* solummodo mentionem faciat, et Euagrium Paulini cognatum fuisse non constet, canon tamen violatus est eo, quod Paulinus decessurus alium sui loco constituerit: de alienis enim ac-

andere Bischöfe bei ihr zugegen gewesen. Doch endete der Streit bald mit dem Tode des Euagrios, der seine Ordination nicht lange überlebte, aber kurz vor seinem Tode noch den Presbyter Johannes einweihete (*Socrat.* Hist. eccl. VI, 3). Seine Stelle blieb lange unbesetzt (*Sozomenus*, Hist. eccl. VII, 15) und sein Tod wurde Veranlassung zur Beendigung des antiochenischen Schisma.

Cave (Hist. liter. eccl. I. p. 164) nennt ihn einen scharfsinnigen und feurigen Kopf, und bekannt ist, daß er mit Hieronymus sehr vertraut war. Er ist Übersetzer der von Athanasius verfaßten Lebensbeschreibung des Antonius, welche unter dem Titel: „Versio vitae S. Antonii," ex Graeco *Athanasii*, in den Werken des Letzteren T. II. p. 544 seq. zu finden ist. s. auch Rosweyd in Vitis Patrum. T. I. Ob sie aber echt sei, ist vielfach bestritten worden. Cf. *Hieronymus*, De viris illustr. c. 125. *Du Pin* II. p. 198 seq. *Tillemont.* T. XII. p. 14 seq.

3) E., lebte um 420 und war ein Freund des heiligen Martin von Tours. Sonst ist von ihm nichts weiter bekannt. Er wird als Verfasser der noch vorhandenen Altercatio inter Judaeum Simonem et Theophilum Christianum angegeben, die zur Zeit des Gennadius (De script. c. 50) sehr bekannt und gebraucht war. Sie findet sich in *Martene*, Thes. nov. Anecd. T. V. und *Gallandi*, Biblioth. Patrum. T. IX. p. 250 seq. Eine zweite Schrift, die ihm aber nur von Wenigen zugeschrieben wird, ist Consultationum Zachaei Christiani et Apollonii philosophi libri III. Als ihr Verfasser wird von Andern Zachäus selbst genannt. Vergl. Gräße, Liter. Gesch. 1. Bd. 2. Abth. S. 977.

4) E., Scholasticus zubenannt, ward im J. 536 (nach Andern 537) in Epiphania, einer Stadt Cölesyriens, geboren. Schon in frühester Jugend besuchte er die Schulen der Grammatiker, nebenbei bemühten sich aber auch seine Ältern, ihn zu einem guten Orthodoxen heranzubilden. Sie nahmen ihn zeitig genug mit zu Wallfahrten und kirchlichen Prachtaufzügen, wie nach Apamea, um dort das vom Bischofe Thomas im Pomp herumgetragene Holz des heiligen Kreuzes zu sehen, und die Eindrücke der Jugend blieben auch bei ihm bis in sein spätestes Alter. Nachdem er die Grammatiker verlassen, ging er zu den Schulen der Rhetoren über, und ließ sich, vollkommen ausgebildet, zum Advocaten ernennen, fing auch seine öffentliche Wirksamkeit gleich in Antiochien an, wo er mit Gregor von Antiochien sehr genau bekannt ward und ihm gleichsam als Secretair bei seinen Verhandlungen und Rechtshändeln wesentliche Dienste leistete. Von seiner grammatisch-rhetorischen Bildung bekam er den Beinamen Scholasticus. In Antiochien scheint er in großem Ansehen gestanden zu haben, denn als er im J. 592 sich zum zweiten Male verheirathete, feierte die ganze Bürgerschaft bei öffentlichen Spielen in einigen Feiertagen dieses Fest mit ihm. Kaiser Tiberius Constantinus machte ihn zum Quästor und dessen Nachfolger Mauricius zum Präfect. Seine Dankbarkeit und Anhänglichkeit an Gregor von Antiochien bewies er, als dieser als Angeklagter nach Constantinopel berufen wurde. Dorthin begleitete er ihn, und stand ihm als Anwalt und Vertheidiger hilfreich zur Seite. Das Jahr seines Todes ist nicht bekannt.

Über sich selbst und seine Familie handelt er an mehren Stellen seines Hauptwerkes: Ecclesiasticae historiae libri VI. Da erzählt er, wie er von der Pest viel habe leiden müssen, als er noch als Schüler die Schulen der Grammatiker besuchte (a. 540), daß er später, wo die Pest in verschiedenen Gestalten auftrat, sein Weib und mehre Verwandte verloren, endlich auch, als er 56 Jahre alt war, seine Tochter und Enkelin, grade zu der Zeit, wo die Pest Antiochien zum vierten Male verheerte (cf. l. l. IV, 29). Seine Kirchengeschichte beendete er im J. 594, im zwölften der Regierung des Kaisers Mauricius, mit der Erzählung vom Tode seines Gönners und Freundes Gregor (l. l. VI, 24).

Dies Werk, aus sechs Büchern bestehend, ist eine orthodoxe Fortsetzung der heterodoxen Kirchengeschichte des gelehrten Theodoret. Es beginnt mit der Erzählung vom Nestorianischen Streit und der Synode zu Ephesus 431, und gibt bis zu Ende in gedrängter, aber fließender Sprache [5]) sehr schätzbare Mittheilungen, sowol aus der Kirchen- als aus der Profangeschichte [6]), zu welcher er hauptsächlich die Schriften ausgezeichneter Rhetoren seiner Zeit, als des Syrers Eustathius, Zosimus, Johannes, Priscus, Zacharias, Procopius aus Cäsarea und Agathias als Quellen benutzte. Oft verweist er auch, um kurz zu sein, auf seine Hilfsquellen (s. I, 20), oder auf die besten Hilfsmittel. Besonders zeichnet er sich durch Geschicklichkeit in der Auswahl des zu seinem Zweck Gehörigen und der besonnenen Scheidung von allem Fremdartigen und Ungehörigen aus (s. Beispiele in ed. *Vales.* 298 seq. 302. 305. 307. 338. 342. 413. 419), durch redliches Streben nach möglichster Genauigkeit (s. III, 18 etc.) und Sorge für Anschaulichkeit und Behaltbarkeit (III, 23. p. 358), durch Gewandtheit im Einschalten merkwürdiger Nebensachen (IV, 29. p. 409), durch Ungezwungenheit seiner einfachen Darstellungsweise (wovon ein eigenthümliches Beispiel I, 21. p. 277) und durch das Bewußtsein strengster Gewissenhaftigkeit (III, 9. p. 343), die mehr wahrheitsliebend und unparteiisch als Andere zu Werke geht (III, 7. p. 341), und sich jeder Ver-

---

que ac cognatis illum intelligendum esse, recte observat Balsamon. (*Bevereg.* annot. in dictum canonem.) Ferner sagt er p. 225: Intelligit (Theodorit.) canonem IV concilii Nicaeni, in quo diserte cavetur, ne nisi sub trium episcoporum praesentia ordinatio ullius episcopi celebretur, ita tamen, ut reliqui provinciales episcopi per literas ordinationi consentiant.

5) Photius sagt (cod. 29) ganz richtig: *ἐστι τὴν φράσιν οὐκ ἄχαρις, εἰ καὶ πως περιττεύεσθαι ἐνίοτε δοκεῖ.* 6) Niceph. Callisti sagte sogar in Prooem. hist. eccles., daß Euagrios mehr von bürgerlichen als von kirchlichen Verhältnissen rede, und Valesius in praefat. ad Theodoretum macht ihm denselben Vorwurf: — illud in eo (Euagrio) reprehensionem meretur, quod non tantam diligentiam adhibuit in conquirendis antiquitatis *Ecclesiasticae* monumentis, quam in legendis profanis scriptoribus. So beschäftigt sich fast das ganze sechste Buch mit der Erzählung vom persischen Kriege.

muthung bei unerforschten Dingen gern enthält (IV, 32. p. 412). Doch enthält seine Kirchengeschichte leider auch eine tüchtige Beimischung von seiner Leichtgläubigkeit. Mosheim nennt sie deshalb: historiam, sed fabulis inquinatam (Hist. eccl. saec. VI. p. II. XI. §. 9); Casaubonus sagt (Exercit. XIII. p. 31): Euagrius est scriptor a fabulosis narrationibus, ut res arguit, non nimis alienus; Cave (Hist. liter. eccl. I, 305 seq.) nennt ihn in pluribus factis recensendis nimis credulum et in fabulas proniorem. (Man sehe die auffallendsten Beispiele I, 10. p. 262. II, 3. p. 285 seq. IV, 32. p. 413. 416, vor Allem IV, 34. p. 414 und die Erzählung über den Säulenheiligen Simeon, I, 13. p. 265 seq., in welcher er die ungereimtesten Dinge vorbringt, für deren Wahrheit er sich aber als Augenzeuge verbürgt.) Zur Charakterisirung seines dogmatischen Standpunktes kann uns dienen I, 11. p. 263 seq. und zur Annahme einer Neigung zu religiös-asketischer Schwärmerei die oben genannte Stelle über Simeon, den er aus voller Überzeugung einen *ἐπὶ γῆς ἔνσαρκον ἄγγελον* nennt (p. 268).

Ein anderes Werk des Euagrios wurde, nach seiner eigenen Angabe (VI, 24), meistens auf Geheiß des Gregor von Antiochien von ihm verfaßt. Es bestand aus zwei Büchern und enthielt Briefe, Relationen, Decrete, Reden, Disputationen. Er schrieb es unter Tiberius Constantinus. Jetzt ist es nicht mehr vorhanden.

Endlich findet sich noch eine Lobrede auf den Kaiser Mauricius erwähnt, eigentlich ein Glückwunschschreiben an ihn wegen der Geburt seines Sohnes Theodosius. Ihm, sagt er selbst, verdanke er seine Präfectur. Auch sie ging verloren.

Die Kirchengeschichte des Euagrios gab zuerst griechisch heraus *Robertus Stephanus*, ex unico MS. bibliothecae regiae. (Paris. 1544. fol.) Griechisch und lateinisch zu Genf 1612. Dann zusammen mit der des *Theodoret H. Valesius* a. 1673. fol. mit Anmerkungen und Textberichtigungen; wieder herausgegeben von W. Reading. (Canterbury 1720.) — Von lateinischen Übersetzungen ohne griechischen Originaltext verdient die von Wolfgang Musculus (Basel 1557) hauptsächlich Erwähnung, in der sich aber doch manche Unrichtigkeiten finden (s. *Vales.* ed. p. 304. 359 in not.). Als Erklärer finden sich *Prunaeus*, Jac. Bill. in libr. I. observat. sacr. c. 38. Auch werden bei Valesius außer dem hier und da getadelten und verbesserten Christophorsonus (cf. *Vales.* ed. p. 304) noch Lange und Savilius aufgeführt.

Im Allgemeinen sehe man *Vossius* II. de histor. Graec. c. XXIII. p. 217 seq. *Conringius*, Comm. de scriptor. XVI. p. Ch. n. saecul. (Vratisl. 1727. 4.) in saec. VI. c. I. p. 96. *Pagii* Crit. Baron. 594. VII. VIII. p. 574. 575. T. X. *Pope-Blount*, Cens. celebrior. auct. p. 333. *Fabricii* Bibl. Gr. V, 4. p. 126—128. Vol. VI. *Jo. Fabricii* Histor. Bibl. Part. II. p. 408 seq. Von Neueren: Schöll, Geschichte der griech. Liter. Ausgabe von Pinder. 3. Bd. S. 321 und über das Hauptwerk des Euagrios besonders *G. Dangers*, De fontibus, indole et dignitate librorum, quos de historia ecclesiastica scripserunt *Theod. Lector* et *Euagrios*, Comment. histor. praemio ornata .... (Goetting. 1841). (*O. Gruber.*)

EUAGROS, ein Lapithe, den der Kentaur Rhötos erlegte, indem er ihm einen glühenden Feuerbrand in den Mund stieß. (*Ovid.* Met. XII, 290.) (*Richter.*)

EUAMERION, *Εὐαμερίων*, Gott der Genesung, ein Beiname des Äskulap, oder auch Personification der mit dem Äskulap verbundenen Idee des Genesungbringenden. Man verehrte ihn zu Sikyon und wahrscheinlich ist er mit dem zu Pergamos verehrten Telesphoros und mit dem Akesios zu Epidauros einerlei. (*Paus.* II, 11, 7.) Der Name bedeutet der gute Tag; er war also der Patron desselben, der die Gesundheit vollendende Gott (*τελεσφόρος*); ebendaher seine Verbindung mit Hygieia, der Gesundheitsgöttin, mit Alexanor, dem das Übel abwehrenden und mit Äskulap selbst, also eine besonders personificirte Eigenschaft des Grundwesens Äskulap's. s. Creuzer's Symb. II, 396 fg. Vergleiche auch Telesphoros. (*Richter.*)

EUAN, Beiname des Bakchos vom Evoerufen der Bakchanten. (*Ovid.* Met. IV, 15.) *Richter.*)

EUANDROS, *Εὔανδρος*, EVANDER, 1) ein uralter Heros der Lateiner, aber kein einheimischer, sondern ein Arkadier, der eine Colonie nach Italien führte. Dies mag in dem Mythos von ihm wirklich geschichtlich sein. Nach Servius (ad *Virg.* Aen. VIII, 51, 139) war er der Sohn eines Arkadischen Königs Echemos und der Nikostrata, aus Pelasgischem Stamme; gewöhnlich aber wird er ein Sohn des Hermes und der Nymphe Karmenta oder Themis, einer Tochter des Flusses Ladon, genannt. (*Dionys.* I, 3. *Paus.* VIII, 43.) Der Culturstifter in Mittelitalien mußte wol der Sohn eines Gottes sein, und zwar des Culturgottes selbst, des Hermes. Denn er war in den Sagen der Lateiner, wie Kadmos in der Thebanischen, der Entwilderer ihrer rohen Vorfahren, der Erfinder der Buchstabenschrift, der Musik, der Baukunst u. s. w. (*Liv.* I, 7. *Dionys.* I, 33.) Damit stimmt freilich schlecht, wenn Einige erzählen, er habe auf Anstiften seiner Mutter den Vater erschlagen und deswegen flüchten müssen; doch lassen ihn Andere lieber durch eine Empörung zur Flucht gezwungen werden. (*Serv.* ad Aen. VIII, 51. *Ovid.* Fast. I, 47. Cfr. *Paus.* VIII, 43. *Dionys.* I, 31. *Strabo* V. p. 352.) Die kleine Colonie, welche Evander anführte, landete am Ausflusse der Tiber; hier bauete er auf dem Palatinischen Berge, wie er später genannt wurde, die Stadt Palantium, Palanteum, oder Palatium (*Dionys.* I, 3. *Virg.* VIII, 53. *Aurel. Vict.* de Orig. G. R. c. 5) und diese war bekanntlich die Vorläuferin des nachherigen Rom. Er nannte sie so, weil er selbst aus dem arkadischen Städtchen Pallantium gebürtig war (*Dionys.* I, 31). Diese Meinung wurde bei den Römern die herrschende; sie war der Grund, daß der Kaiser Antoninus Pius jenen Arkadischen Flecken zu einer Stadt erhob, und derselben große Freiheiten bewilligte (*Paus.* VIII, 43). Man setzt seine Ankunft in Italien 40 bis 60 Jahre vor dem trojanischen Kriege,

und so ist es dem Virgil möglich geworden, den in derselben Gegend landenden Äneas mit ihm in Verbindung zu bringen. Als Evander ankam, soll der König Faunus in Latium geherrscht haben, der ihm ein Stück Landes zum Anbau schenkte (*Aurel. Vict.* de O. G. R. c. 5). Nach Servius (l. c.) aber nöthigte er die Einwohner, es ihm abzutreten. Wie Livius I, 5 und Dionysius I, 33 berichten, führte er auch geordneten religiösen Cultus bei den Latinern ein, insbesondere den Dienst des Pan und das Fest der Luperkalien. Auch Herkules kam mit Evander zusammen, als er seine Rinder durch Italien trieb. Die Mutter Karmenta hatte die Besiegung des Kakus von ihm geweissagt, und als nun die rohen Hirten der Gegend den Tod desselben an dem Heros rächen wollten, nahm sich Evander seiner an, und erbauete ihm zu Ehren die **Ara maxima**, die noch in Rom dem Dienste desselben geweihet war. Dem Äneas schickte er seinen eigenen Sohn Pallas mit einem Haufen Krieger gegen den Turnus zu Hilfe, hatte aber den Schmerz, ihn im Kriege einzubüßen; s. Pallas. Die Römer verehrten den Evander als Heros, und Dionysius versichert I, 32, noch seinen Altar am Fuße des Aventinischen Berges gesehen zu haben. Aber noch berühmter war der Dienst seiner Mutter Karmenta, welche als Wahrsagerin ausgezeichnet war, und ebendarum auch Carmenta (von carmen, i. e. vaticinium) genannt worden sein soll. Man gesellte ihr zwei Gefährten, die Porrima und Postvorta, zu, weil ein Wahrsager sowol die Vergangenheit als die Zukunft kennen muß (*Serv.* ad Aen. VIII, 336, s. Carmenta).

2) Ein Sohn des lykischen Königs Sarpedon I., der mit Bellerophon's Tochter Deidameia den Sarpedon II. zeugte, der vor Troja das Leben verlor (*Diod.* V, 80). (*Richter.*)

EUANEMOS, *Εὐάνεμος*, der Spender günstigen Windes, ein Beiname des Zeus bei den Spartanern (*Paus.* III, 5). (*Richter.*)

EUANGELIA, von Euangelion, gute Botschaft, auch der Lohn für den, der eine solche bringt, für den Euangelos oder Euangelistes. Feierlichkeiten, die wegen einer solchen Botschaft veranstaltet, und Opfer, die deswegen gebracht wurden, hießen Euangelia (*Εὐαγγέλια θύειν*, solche Opfer bringen). Vitruvius (X, 7) erzählt von dem Hirten Piroboros Folgendes: Als die Epheser den Tempel der Artemis aus Marmor erbauen wollten und eben darüber sich beratheten, welchen Marmor sie nehmen wollten, ob Parischen, Prokonnesischen, Herakleischen oder Thasischen, trieb jener Hirte seine Heerde aus. Zwei Widder kämpften gegen einander, und der eine nahm einen so gewaltigen Anlauf gegen den andern, daß er, da sein Stoß diesen verfehlte, mit den Hörnern dermaßen gegen einen Felsen stieß, daß ein Stück davon absprang. Dies war weißer Marmor. Mit diesem eilte der Hirte zu den noch Rathschlagenden, die sogleich Ehrenbezeigungen für ihn beschlossen. Sein bisheriger Name wurde in den Namen E u a n g e l o s verwandelt, und alle Monate mußte eine obrigkeitliche Person an jenem Felsen, wo der Marmor entdeckt worden war, ihm ein Opfer bringen. — In welcher Bedeutung jene Ausdrücke von den Christen genommen werden, darüber s. Evangelium. (*H.*)

EUANTHES, der Schönblühende, ein Sohn des Bakchos und der Ariadne (*Apollon.* III, 996), Personification der Weinblüthe und des üppigen Wuchses dieser Pflanze. (*Richter.*)

EUARETE, nach *Hyg.* f. 84 Tochter des Akrisios, Gemahlin des Önomaos und Mutter der Hippodameia. (*Richter.*)

EUARISTUS oder EUARESTUS [1]), war nach dem bekannten liber pontificalis, mit Einschluß des Apostels Petrus, der sechste römische Bischof, stammte von einem griechischen Juden mit Namen Judas her, der sich in Bethlehem niedergelassen hatte, regierte 13 Jahre sechs Monate und zwei Tage, und starb als Märtyrer unter dem Consulate des Gallus und Bradua, das ist im Jahre 108 nach Chr. Geb. Die übrigen Nachrichten, welche dieser liber pontificalis über die kirchliche Wirksamkeit des Euaristus beibringt, sind unbedeutend, sodaß wir sie hier auf sich beruhen lassen müssen. Ebenso müssen wir es hier ununtersucht lassen, welche Glaubwürdigkeit den obigen Nachrichten eigentlich zuzuschreiben sei. Es hängt dies von den noch immer unbekannten Quellen und von dem noch immer unenträthselten Ursprunge dieses liber pontificalis selbst ab; Fragen, die wir hier am wenigsten erörtern können. Dagegen ist nicht nur etwas näher anzugeben, in wieweit die uns sonst über den Euaristus vorliegenden Mittheilungen mit jenen obigen Nachrichten übereinstimmen, oder sich von ihnen entfernen, sondern auch Einiges über die schriftlichen Productionen beizufügen, welche ihm zugeschrieben worden sind.

In e r s t e r R ü c k s i c h t ist es zwar zunächst an sich unwesentlich, jedoch für die Bestimmung der Zeitverhältnisse des Euaristus nicht ohne Bedeutung, daß unsere sonstigen alten und in ihrer Glaubwürdigkeit den liber pontificalis jedenfalls weit hinter sich lassenden Quellennachrichten über ihn, nämlich die des Irenäus [2]), welche Eusebius [3]) wiederholt, des Augustinus [4]) und des Optatus [5]) von Mileve, ihn mit Einschluß des Petrus nicht sowol als den sechsten, als vielmehr als den fünften römischen Bischof namhaft machen, indem sie den von dem liber pontificalis als den dritten Bischof genannten Cletus hinweglassen.

Demnächst ist zu bemerken, daß Eusebius in seiner Chronik den Euaristus blos neun Jahre [6]), der sogenannte Eutychius aber, dessen eigentlicher Name Said Ibn Batrik war, ein Patriarch von Alexandrien und Ver-

1) *Εὐάρεστος* nennt ihn E u s e b i u s Hist. eccles. III, 34. V, 6 und S y n c e l l. in seiner Chronik S. 344 A. 2) Adversus haereses III, 3. (edit. Paris. 1639. f.) p. 233. 3) Histor. eccles. V, 6. So auch E u s e b i u s selbst in seiner Chronik; siehe Note 6. 4) Epistol. 53 (all. 165). §. 2 (ed. Antverp. 1700. Vol. II. p. 91): Petro enim successit Linus, Lino Clemens, Clementi Anacletus, Anacleto *Euaristus* etc. 5) Lib. II. p. 48. (edit. Par. 1631. fol.) 6) Chronic. Lib. II. p. 382 (Scriptt. vett. nov. collect. ab *Ang. Majo.* T. VIII. [Rom. 1832]) beim Jahre 100 nach Christus, wo es heißt: Romanae ecclesiae episcopatum quartus (ohne Petrus) suscepit Euaristus annis novem. Vergl. mit *Syncell.* l. c.

fasser einer arabischen Chronik im 10. Jahrh. ihn blos acht Jahre im Besitze des römischen Bisthums verbleiben läßt [7]). Es kann hierbei kaum zweifelhaft sein, daß unter diesen verschiedenen Angaben die des Eusebius verhältnißmäßig den meisten Glauben verdienen, was auch die späteren Abschreiber des liber pontificalis anerkannt zu haben scheinen, indem sie die annos 13 in annos 9 umwandelten [8]).

Von wann aber endlich diese neun Jahre eigentlich zu rechnen seien, ist eine Frage, welche nach den verschiedenen Ansichten der Chronologen über die älteste Papstgeschichte sehr verschieden beantwortet worden ist, und welche sich auch mit vollkommener Sicherheit nicht erledigen läßt. Wir begnügen uns deshalb hier die wichtigsten verschiedenen Ansichten namhaft zu machen. Unter diesen rückt die oben erwähnte Chronik des Eutychius, welcher Pearson folgt, den Euaristus am Höchsten hinauf, indem sie ihn während der Jahre 83 bis 91 n. Chr. Geb. Bischof von Rom sein läßt [9]). Am spätesten dagegen setzen ihn die chronologischen Tafeln der römischen Kirche selbst an und mit ihnen die meisten katholischen Theologen, indem sie die Erhebung des Euaristus auf den 26. Juli des Jahres 112 und seinen Märtyrertod auf den 26. Oct. 121 feststellen [10]). Zwischen diesen beiden verschiedenen Angaben liegt die des Eusebius, welcher in seiner Chronik das Bisthum des Euaristus in die Jahre 100 bis 109 verlegt [11]). Auch sie ruht allerdings auf keinen zweifellosen Unterlagen, indessen ist sie doch schon durch das Ansehen des Eusebius selbst besser beglaubigt, als die vorhergehenden, und in den neuern Zeiten ziemlich allgemein angenommen worden [12]).

Was nun aber die schriftlichen Productionen anlangt, welche man dem Euaristus zugeschrieben hat, so sind die hauptsächlichsten derselben zwei Sendschreiben, welche Pseudo-Isidor in seinem berüchtigten Werke mittheilt, und die aus diesem in mehre kirchliche und namentlich kirchenrechtliche Sammlungen übergegangen sind [13]). Das erste angeblich im Jahr 96 verfaßte führt die Überschrift: ad omnes episcopos Africanos, und handelt de ordine diaconorum et legitimo conjugio atque de fide et non injuriandis episcopis aut lacerandis. Das andere angeblich im J. 108 verfaßte Sendschreiben dagegen ist bestimmt omnibus per Aegyptum domino conglutinatis fratribus, und handelt de episcopis ejectis et aliis loco eorum substitutis. Wie aber die meisten der vom Pseudo-Isidor uns mitgetheilten älteren päpstlichen Decrete, so tragen auch diese den Stempel der Unechtheit so unverkennbar und allseitig, daß eine weitere Untersuchung hierüber unnütz ist, besonders nachdem Blondel diese Mühe bereits übernommen hat [14]); und zahlreiche Citate aus spätern Vätern und Conciliensacten lassen sie schon auf den ersten Blick erkennen.

Außer diesen Sendschreiben kommen endlich auch noch in den spätern Decretalsammlungen zwei oder drei [15]) Decrete vor, welche dem Euaristus zugeschrieben werden [16]), ohne daß man aber auch bei ihnen nur daran zweifeln könnte, oder gegenwärtig selbst von dem Standpunkte katholischer Wissenschaft aus daran zweifelte, sie seien von ungleich späterer Hand und nur dem Euaristus zugeschrieben worden, um ihnen hierdurch ein höheres Alter größeres Ansehen und allgemeinere Geltung zu verschaffen. (*F. Dähne.*)

EUATHLOS, ein Schüler des Sophisten Protagoras [1]). Er ist durch einen merkwürdigen, bei Gellius (noct. att. V, 10) überlieferten Rechtsfall bekannt, welcher zeigt, daß er würdig in die Fußtapfen seines Meisters trat, und nicht umsonst bei ihm die Kunst einer täuschenden und intriguanten Rhetorik gelernt hatte. Als er sich bei Protagoras in die Lehre begab, hatte er ihm ein sehr ansehnliches Honorar versprochen, unter der Bedingung, daß er die eine Hälfte desselben sogleich, die andere Hälfte aber erst dann bezahlte, wenn er den ersten Proceß würde gewonnen haben. Aber lange Zeit verging, und Euathlos, wiewol er hinlänglich in der Rhetorik ausgebildet war, nahm immer noch keine Processe an; da fing Protagoras an zu fürchten, daß er ihn um die bedungene Hälfte des Honorars bringen wolle, und klagte die rückständige Summe von ihm ein. Vor den Richtern stellte nun Protagoras dem Angeklagten folgendes Dilemma: entweder gewinnst du diesen Proceß, und dann mußt du mir das Honorar nach dem Vertrage bezahlen,

7) *Pearson*, De serie et successione primorum Romae episcoporum dissertat. 2. Cap. VII. (in *ejusd.* Operr. posthumis. [Lond. 1688.]) p. 224, wo Pearson die arabischen Texteswortе der Chronik so überträgt: „Anno imperii ipsius (Domitiani) secundo constitutus est Euaristus, Patriarcha Romae, ubi cum octo annis sedisset, mortuus est.“ 8) Auch hat Mansi (s. Concil. nova et amplissima collectio I. p. 622) letztere Lesart sogar in den Text aufgenommen. Jedenfalls aber mit Unrecht, wie schon daraus erhellt, daß mit dieser Veränderung die folgenden chronologischen Angaben des liber pontificalis nicht stimmen würden: Fuit autem, fährt dieser nämlich fort, temporibus Domitiani, Nervae et Trajani a Consulatu Valentis et Veteris (im J. 96) usque ad Gallum et Braduam (im J. 108). Und übereinkommend mit letzteren Angaben, hat auch Pseudo-Isidor den angeblich ersten Brief des Euaristus unter das Consulat des Valens und Vetus und den angeblich zweiten Brief desselben unter das Consulat des Gallus und Bradua verlegt. 9) s. *Pearson* l. l. p. 172. cf. p. 224. 10) s. *Baronius*, Annal. ad a. 112. num. 4 und ad a. 121. num. 1. Auch Blondel in seinem Pseudo-Isidor. et Turrianus vapulantes (Genev. 1708) p. 151 ad marg. stimmt der römischen Angabe zweifellos bei. 11) l. l. ad a. 100 und 110; vergl. mit seiner Kirchengeschichte V, 6. 12) So von den Verfassern der l'art de vérifier les dates etc. T. III. (Par. 1818.) p. 248; ferner von (Desportes), dem Verfasser des Art. Euaristus in der Biographie universelle u. a. m. Ähnlich auch Petavius in seinem Rationar. tempor. III. p. 131, nur daß dieser dem Euaristus 13 Jahre zuschreibt und diese vom Jahre 95—108 zählt, und Gieseler, Kirchengeschichte. 1. Aufl. 1. Bd. S. 113, der ihn vom Jahre 102—110 regieren läßt.

13) z. B. in die Sammlung der Concilien von Mansi. 1. Th. S. 623 fg. 14) s. a. a. O. S. 147 fg. 15) Über diese verschiedene Zahl s. Mansi a. a. O. S. 631. Note 1. 16) s. dieselben a. a. O. S. 631.

1) *Diog. Laert.* IX, 55. 56 und die Anmerkungen von Menage. Cf. *J. L. Alefeld*, Mutua Protagorae et Euathli sophismata, quibus olim in judicio certarunt. (Giess. 1730.) Diogenes erwähnt auch einer Angabe des Aristoteles, wornach Euathlos in der bekannten Staatsanklage wegen Atheismus als Kläger gegen seinen Meister aufgetreten sein soll; ein würdiger Sophistenschüler!

oder du verlierst ihn, und dann mußt du es in Folge des Erkenntnisses bezahlen. Aber in dieser Schlinge fing er sich selbst, denn Euathlos antwortete ihm: in beiden Fällen werde ich vielmehr nichts bezahlen, denn wenn ich verliere, so bekommst du nichts, weil die Bedingung des Vertrags nicht erfüllt worden ist, wenn ich gewinne, so habe ich dir in Folge des Erkenntnisses nichts zu bezahlen. Die Richter sahen diesen Fall für so schwierig und unauflöslich an, daß sie gar nicht zu erkennen wagten. Gellius führt den Fall als Beispiel jener fehlerhaften Beweisführung an, die von dem Gegner mit gleichem Rechte umgewendet werden konnte, und deshalb die sich in sich verkehrende (*ἔλεγχος ἀντιστρέφων*, argumentum reciprocum) genannt wurde; ein bei den Sophisten und Eristikern sehr beliebtes Kunststück. Obgleich nun auch Apulejus denselben Fall ganz ähnlich erzählt [2]), so scheint doch die ganze Anekdote in der Schule irgend eines Rhetors gemacht zu sein, der seinen Schülern etwa ein recht verwickeltes Pensum aufgeben wollte; wenigstens ist es seltsam genug, daß grade dasselbe nach Andern [3]) auch zwischen dem syrakusischen Rhetor Korar und einem seiner Schüler vorgefallen sein soll. (*Steinhart.*)

Eubages, s. Druiden 1. Sect. 27. Bd. S. 488.

Eubigheim, s. Eibigheim.

EUBIOTIK, der Wortbildung nach (von *εὖ*, gut, und *βίος*, Leben) die Anweisung, wohl zu leben, ist synonym mit Diätetik oder Gesundheitspflege, d. h. der Lehre von der gesundheitsgemäßen Benutzung der verschiedenen, theils nothwendigen, theils zufälligen (nichtpharmaceutischen) Einflüsse, denen der Mensch ausgesetzt ist, und die je nach den besonderen Umständen zuträglich oder nachtheilig auf die Gesundheit einwirken können. Nimmt der Lebensproceß unter Befolgung der diätetischen Regeln einen gesundheitsgemäßen Verlauf, so ist damit auch die Eubiotik erreicht; ein richtiger, gesunder Lebensverlauf muß auch ein angenehmer sein, in sofern wenigstens dabei der Gegensatz des Angenehmen ausgeschlossen ist. Diätetik bezieht sich also auf die Mittel, Eubiotik auf das durch jene Mittel zu erreichende Resultat. Die zur Eubiotik beitragenden Momente sind aber theils physische, theils psychische. — Über die Stellung der Diätetik oder Eubiotik zur sogenannten Hygieine (Gesundheitslehre) sind die Schriftsteller über Diätetik nicht gleicher Meinung, weil die Grenze der Diätetik bald weiter, bald enger gezogen wird. Nimmt man drei Seiten der Diätetik an, je nachdem a) der gesunde Mensch die nichtpharmaceutischen Einflüsse auf eine der Gesundheit entsprechende Weise benutzt (Diaetetica conservatoria s. synteretica), oder b) der gesunde Mensch eine ganz specielle Art von zufälligen Einflüssen, nämlich contagiöse Krankheitsprocesse an Menschen oder Thieren, oder die äußeren Bedingungen bestimmter Krankheitsprocesse an der Einwirkung hindert (Diaetetica praeservatoria, Prophylaxis), oder c) der kranke Mensch die nichtpharmaceutischen Potenzen zum Zwecke der Genesung passend anordnet (Diaetetica curatoria, Diaetotherapia), so ist die Hygieine oder Hygiastik ein Theil der Diätetik. Rechnet man dagegen die Prophylaktik und die Diätotherapie zur Therapie (wohin sie vom praktischen Standpunkte aus gewiß gehören), dann kann man die Diätetik für Gesunde als einen Abschnitt der Hygieine ansehen; denn letztere entwickelt einestheils die Zeichen der Gesundheit (physiologische Semiotik), anderntheils gibt sie die Mittel zur Sicherung der Gesundheit an (Diätetik). (*Fr. Wilh. Theile.*)

EUBOEA — *ἡ Εὔβοια* — wurde die von Nordwest nach Südost, und zwar vom malischen Meerbusen, dem südlichsten Theile Thessaliens, vor Lokris, Böotien und Attika hingestreckte Insel von den Hellenen genannt, welche jetzt bald Negroponte, bald Egribos heißt. Diese ihre Länge gibt Strabo (X. p. 444) auf 1200 Stadien, ihm entsprechend Plinius (H. N. IV, 21) auf 150 Millien oder 30 geographische Meilen an; ein Maß, welches wenigstens mit den neueren Karten nicht übereinstimmt, auf welchen sich höchstens 24 Meilen ergeben. Um so weniger kann man dem Agathemeros (I, 5), welcher die Länge der Insel auf 1700 Stadien (eine Zahl, welche Berkelius [*Steph. Byz.* p. 358] nicht ohne Grund für verdorben hält), oder dem Skylax (p. 22), welcher 1350 Stadien hat, beitreten. Daß die Breite der Insel sehr verschieden sei, erkannten schon die Alten; daher sind auch ihre Angaben in dieser Beziehung sehr widersprechend. Strabo sagt die Breite sei ungleich und komme höchstens auf 150 Stadien; Plinius behauptet, sie übersteige nirgends 40 Millien, betrage aber in der kleinsten Ausdehnung 2 Millien, der Umfang belaufe sich auf 360 Millien. Dieser Unterschied ist so bedeutend, daß bei Plinius unstreitig ein Irrthum obwalten muß, welchen Mannert dadurch zu erklären sucht, daß er annimmt, Plinius habe die größte Breite, welche sich auf der Nordseite der Insel befindet, längs der Küste gemessen. Ptolemäos ist wenig zu berücksichtigen, denn er scheint sich ein ganz falsches Bild von der Insel gemacht zu haben. Auch die neueren Karten bieten bedeutende Abweichungen in den Umrissen dieser Insel dar, sodaß man sich genöthigt sieht, zur genaueren Bestimmung ihrer Länge- und Breitemaße eine richtigere Vermessung abzuwarten. Den Flächeninhalt bestimmen neuere Geographen auf 60 bis 70 □Meilen. Daß aber die Insel von einer fortlaufenden Gebirgskette ihrer Länge nach durchzogen ist, kann nicht bezweifelt werden. Dieses Gebirge zieht sich nahe der östlichen Küste der Insel hin, und fällt dort schroff ab zum Meere, sodaß die ganze Ostküste voll Klippen ist, welche von den Alten gefürchtet wurden, und eine Art Ruhm erhielten durch den Schiffbruch einer Abtheilung der Flotte des Xerxes, welche Euböa umschiffen und die Hellenen umgehen sollte; denn dahin sind unstreitig die *κοῖλα Εὐβοίας* zu setzen (*Herodot.* VIII, 13; vergl. VI, 100). Kiosbergen versichert (S. 55 der Sprengel'schen Übersetzung), daß man an der ganzen Nordostküste durchaus

2) *Apulejus Florida* p. 31. (ed. Altenburg.) Besonders präcis werden hier die Schlußworte des Euathlos berichtet: ita me omni modo liberat, si vinco, conditio, si vincor, sententia. 3) *Sext. Empir.* adv. mathem. II, 97—99. Die Richter sollen, unwillig über die Unlösbarkeit des Falles, da beider Argumentationen sich so völlig das Gleichgewicht hielten, beide mit den Worten fortgewiesen haben: *ἐκ κακοῦ κόρακος κακὸν ᾠόν.* Quintilian (Inst. III, 1) folgt der Tradition, welche Euathlos und Protagoras zu Parteien machte, und gibt 10,000 Denare als Betrag des bedungenen Honorars an.

nicht anlanden könne, daß es selbst mit Gefahr verbunden sei, sich ihr nur zu nähern; dagegen seien die Ufer auf der Westseite schön und zum Anlanden an vielen Stellen bequem. Nach der Westseite nämlich verflachen sich die Berge und bilden fruchtbare Thäler und Ebenen; unter den letzteren ist die berühmteste die Ebene Lelanton (*Strab.* p. 447). Durch die despotische Regierung der Türken, sagt Kiosbergen, ist das fruchtbare Land mit dem fettesten Wiesewachs, unter dem gesegnetsten Himmelsstriche, fast öde und wüst geworden; mit ungemein geringer Mühe erntet man viel Korn, Wein und Öl; die Berge sind überall mit Wäldern bedeckt und liefern eine Menge Zimmerholz. In dem Gebirge Euböa's werden als einzelne Theile namhaft gemacht: Der Telethrios im Norden (*Strab.* X init. *Theophr.* hist. pl. IX, 15. *Plin.* H. N. 28, 8 [53]); das Kotyläongebirge, ungefähr in der Mitte der Insel, in der Nähe der Stadt Tamynä (*Aeschin.* adv. Ctesiph. 26. *Harpocrat.*, *Steph. Byz.*, *Aesch.* de falsa leg. 49); im Süden der Berg Oche, welcher von Strabo (X. p. 446) der höchste Berg der Insel genannt wird.

Herodotos (V, 31) nennt daher Euböa eine große und reiche Insel, nicht kleiner als Kypros, worin freilich eine Überschätzung ihrer Größe erkennbar ist, denn die neueren Geographen wenigstens geben den Flächeninhalt von Kypros auf 300 □Meilen und sogar noch darüber an. Die Insel diente daher durch ihren Reichthum an Getreide und Vieh besonders den Athenäern zu ihrer Verproviantirung in der Zeit, da ihre Stadt, vermöge der vielen Manufacturen und Fabriken, eine Übervölkerung zählte. Auch die Gebirge Euböa's waren reich an Kupfer und Eisen, welche Metalle die Einwohner selbst geschickt zu bearbeiten verstanden (*Eustath.* ad *Dionys.* 764. *Steph. Byz.* s. v. *Αἴδηψος*). Auch wird der Überfluß der Insel an Salz gepriesen, dessen reinen Geschmack Plinius rühmt und es dem Attischen vergleicht.

Überhaupt aber trägt der Boden der Insel vulkanische Spuren. Strabo (p. 58 und 447; vergl. *Thuc.* III, 87. *Aristot.* meteorolog. II, 8) versichert, daß dieselbe häufig von Erdbeben zu leiden habe, und erzählt, daß sich die sprudelnde Quelle Arethusa bei Chalkis plötzlich verstopfte, bald nachher aber durch eine andere Mündung wieder hervorbrach. Nach seinen Worten scheint die Insel zu der Zeit in längeren Zeiträumen theilweise erschüttert worden zu sein, bis sich ein Erdschlund in der Ebene Lelanton öffnete, aus dem glühend heißer Schlamm hervorgetrieben wurde. Durch ein solches Erdbeben soll einst die der Insel gleichnamige Stadt Euböa verschwunden sein (*Strab.* p. 447); auch die Trennung der Insel von Böotien und die Entstehung des Euripos (vergl. diesen Art.) wird von den Alten einem Erdbeben zugeschrieben (*Strab.* I. p. 60. *Plin.* II, 90). Ebenso litt die Stadt Oreos durch ein Erdbeben, wobei 700 Häuser einstürzten (*Strab.* I. p. 60); sowie die Stadt Orobia im J. 425 ein ähnliches Unglück traf (*Thuc.* III, 89). Daher mögen denn die warmen Bäder der Insel erklärt werden, von denen die berühmtesten sich bei Ädepsos (jetzt Aidipso) befanden, und dem Herakles geweiht waren (*Strab.* l. l. und p. 425. *Plin.* IV, 12. *Steph. Byz.* s. v. *Plut.* de fratern. amore c. 17. Symposiac. IV. quaest. 4; vit. Sullae c. 26). Plutarchos nennt diesen Badeort einen allgemeinen Vergnügungsort für ganz Hellas, wo man sich am Ende des Frühlings versammelte, und wo für leibliche und geistige Genüsse auf gleiche Weise gesorgt war. Sulla bediente sich dieser Bäder mit Nutzen, als er aus Asien im J. 83 v. Chr. Geb. zurückkehrte und in Athen vom Podagra befallen wurde. Auch jetzt existiren diese heißen Quellen, und sind neuerdings von dem Hofapotheker des Königs von Griechenland, Landerer (vergl. dessen Heilquellen in Griechenland [Bamberg 1837]) untersucht und beschrieben worden, dem zufolge die Temperatur einiger dieser Quellen auf 68°, ja sogar auf 72° Reaumur steigt. Phylarchos (*Athen.* III, 3) erzählt, daß in der Nähe der warmen Quellen zu Ädepsos auch eine kalte Quelle einmal ausgebrochen sei, welche den Trinkenden sehr heilsam gewesen und von weither besucht worden sei. Deshalb habe Antigonos Gonnatas eine Steuer von den Badegästen erhoben, allein darauf sei diese Quelle plötzlich wieder verschwunden.

Flüsse werden auf Euböa folgende namhaft gemacht: der Kallas bei der Stadt Oreos, der Budoros unweit Kerinthos, der Kereus und der Neleus, mit der Bemerkung, daß die Schafe, welche aus jenem tranken, weiß, die, welche aus diesem tranken, schwarz wurden (*Strab.* p. 445. 446. 449). Plinius (l. l.) nennt noch einen Fluß Lelantus.

Namen der Insel. Plinius sagt, die Insel sei früher (soll wol heißen, ehe der Name Euböa in allgemeinen Gebrauch kam) 1) Chalkodontis genannt; 2) Makris, wie Dionysius und Ephorus behaupteten; 3) Makra, wie Aristides; 4) Chalkis, wie Kallidemus; 5) Abantias, wie Menächmos; 6) Asopis, wie die Dichter. — Von diesen Namen ist der erste auf den einheimischen Heroen Chalkodon zu beziehen, welcher in einer Schlacht zwischen den Thebanern und Euböern vom Amphitryon erschlagen sein soll (*Pausan.* IX, 19). — Makris und Makra (*Dionys.* 520. *Priscian.* 544) mag die Insel nur ihrer langgestreckten Gestalt wegen genannt worden sein, wie Strabo annimmt (vergl. *Agath.* I, 5. *Eustath.* ad *Dionys.* 520. Schol. *Apollon.* Arg. II, 392). Indessen bildete sich auch eine Sage, daß die Insel diesen Namen von der Makris, einer Tochter des Aristäos, erhielt, welche auf Zeus' Befehl den jungen Bakchos mit Honig nährte, von der Here aber aus Euböa vertrieben wurde (Schol. *Apollon.* IV, 1131). — Daß der Name Chalkis von den Euböischen Erzgruben entlehnt worden ist, kann keinem Zweifel unterliegen. So erklärten denn auch viele der Alten den Namen (*Eustath.* ad Iliad. II, 537. *Steph. Byz.* s. v. *Αἴδηψος*). Daß es jedoch auch hier nicht an einer mythologischen Ableitung des Namens fehlte, bezeugt Eustathios (l. l.); man führte ihn nämlich zurück auf die Tochter des Asopos, Komba, welche auch Chalkis genannt wurde. — Abantias oder Abantis (*Steph.*). Homeros (Il. II, 536 seq.) kennt auf Euböa nur Abanten als Bewohner. Diese Abanten wohnten in der Urzeit Griechenlands von Thessalien bis nach

Phokis hinab, und gingen daher auch nach Euböa über. Sie waren Begleiter der Pelasger, und wenn sie auch Thraker genannt wurden, so sind sie nicht mit den späteren Thrakern zu vermischen. Für ihr hohes Alter spricht ein Citat bei Stephanos (s. v. *Ἀβαντίς*), angeblich aus Hesiodos, worin es heißt, daß die Götter diesen Volksstamm Abanten genannt hätten (vergl. auch *Herodot.* I, 146). Die Insel wird daher auch Makris Abantias genannt (*Callim.* in Delum 20. *Dionys.* 520). — Den Namen Asopis führt Plinius als bei den Dichtern gebräuchlich an (cf. *Scymn.* Chius. v. 568); doch scheint sich derselbe nur auf eine ursprünglich Pelasgische Bevölkerung zu beziehen (*Diod.* IV, 72).

Den Namen Euböa kennt schon Homeros. Es wird nicht bezweifelt werden dürfen, daß die Insel wegen ihrer fruchtbaren Rinderweiden so genannt wurde (Etym. magn., auch *Steph.* l. l. — Zeus habe sie genannt *τὴν ἐπώνυμον Εὔβοιαν βοός*). Jedoch wurde auch dieser Name auf eine Heroine bezogen, wie Strabo meldet. Eustathios führt die Sage mit bestimmteren Zügen aus, indem er sagt, die Insel sei so genannt von der Euböa, der Tochter des Asopos. Andere aber machten die Euböa zu einer Amme der Here oder des Zeus (Schol. *Hesiod.* op. et dies 649 p. 142. 143. ed. *Dan. Heinsii*). Strabo vermuthet, daß, wie eine Grotte, welche an der Küste des Ägeischen Meeres lag, *βοὸς αὐλή* heiße, worin Io den Epaphos geboren haben sollte, diese Veranlassung der Insel den Namen gegeben habe.

Auch noch andere Namen werden angeführt. So sagt Strabo, die Insel sei auch Oche genannt worden, wie der größte ihrer Berge hieß (*Eustath.* Il. l. l.). Ferner Ellopia (*Strab.*) von Ellops, des Jon Sohn, woraus sich auf Jonische Bevölkerung schließen läßt. Auch Bomo (*Hesych.*) und Doliche (Etymol. magn.), welches neben Makris genannt und dadurch erklärt wird. Endlich Euripos (*Steph. Byz.* s. v. *Ὠρεός*).

Vorgebirge. Strabo macht nur drei Vorgebirge namhaft, nämlich im Norden das Kenäon, Thermopylä gegenüber, im Süden Geraestos und Petalia gegen Sunion (*Strab.* X. l. l.). Dagegen nennt er (IX. p. 399) die südliche Spitze von Euböa Leuke Akte, welches entweder mit Petalia oder dem von ihm nicht genannten Kaphareus identisch sein mag. Plinius gibt Kaphareus in der Richtung gegen den Hellespont an. Ptolemäos (III, 15) führt dagegen noch folgende Vorgebirge auf: Leon, Chersonesos, Phalasia, Dion; allein nach seiner Angabe ist ihre Lage auf keine Weise zu bestimmen. Das durch das Seetreffen zwischen den Hellenen und Persern berühmt gewordene Artemision wird vom Harpokration ein Vorgebirge Euböa's genannt, und nach ihm von Suidas. Herodotos (VII, 176) nennt es eine Küste, wo ein Heiligthum der Artemis war; nach ihm Plutarchos (Them. 8). Stephanos und Plinius geben auch eine Stadt dieses Namens auf der Insel an; vielleicht entstand sie neben dem Tempel. Die Lage dieser Küste auf der Nordseite der Insel wird vom Herodotos beschrieben.

Städte auf Euböa. Skylax (§. 59) behauptet, die Insel Euböa habe vier Städte: Karystos, Eretria, Chalkis und Hestiäa. Andere Schriftsteller des Alterthums nennen eine große Anzahl von Städten auf der Insel, weshalb man annehmen möchte, daß Skylax nur vier herrschende Städte verstanden haben will, denn die von ihm genannten Städte waren allerdings die Hauptorte auf Euböa. Die erste Stadt der ganzen Insel war unstreitig Chalkis, am Euripos gelegen. Sowol sie, als Eretria sollen nach Strabo's Bemerkung (p. 447) schon vor dem troischen Kriege von Athenern gegründet sein, nach der troischen Zeit soll aber Kothos eine zweite Athenische Colonie dahin geführt haben. Wir finden bei Skymnos Chios (v. 570), es sei des Erechtheus Sohn, Pandaros, von Attika nach Euböa übergegangen und habe Chalkis gegründet; dagegen soll Kothos, oder, wie er bei Skymnos heißt, Kothon Kerinthos angesiedelt haben. Indessen kennt Homeros nur Abanten auf der Insel, und es hat daher das Ansehen, als ob die späteren Athenischen Colonisten diese Sage von einer so frühen Ansiedelung auf Euböa erfanden. Daß Jonier während der Stürme der Dorischen Wanderung von Attika nach Euböa übergingen, hat nicht blos an sich eine hohe Wahrscheinlichkeit, sondern wird dadurch bestätigt, daß die Namen der Colonienanführer von Chalkis und Eretria genannt werden. Was nun die Stadt Chalkis anbetrifft, so finden wir bei Dikäarchos (p. 133. ed. *Gail.*) eine Beschreibung derselben. Zuvörderst gibt er ihren Umfang auf 70 Stadien an; denselben wird sie wahrscheinlich zur Zeit Alexandros' erhalten haben, denn Strabo behauptet, zur Zeit Alexandros' hätten die Chalkidier den Umfang ihrer Stadt erweitert, indem sie den Hügel Kanethos und den Euripos, der deshalb mit Thürmen und Mauern versehen wurde, hineinzogen. Außerdem war sie hügelig, hatte reichen Baumwuchs, und die Quelle Arethusa (*Athen.* VIII, 3) versorgte sie reichlich mit kühlem und gesundem Wasser. Sie war geschmückt mit Gymnasien, Stoen, Theatern, Tempeln, Gemälden und Statuen. Schon früh soll sie Kupfer- und Eisenarbeiter gehabt haben. Daher blühete ihr Handel theils mit ihren Kupfer- und Eisenwaaren, theils mit den Producten des Landes, wie denn besonders die Gegend um Chalkis reich an Ölbäumen war. Von den Einwohnern wird gerühmt, daß sie die Wissenschaften liebten, und gebildet und reiselustig waren (*Dicaearch.* und *Strab.*). Aus dieser Neigung mögen die häufigen Colonieaussendungen zu erklären sein. Strabo versichert, daß von Chalkis und Eretria beträchtliche Colonien nach der makedonischen Küste ausgeführt seien. Diese Küste war die nachherige Halbinsel Chalkidike, wo Chalkis die Städte um Olynthos, Eretria die bei Potidäa und am Athos gründete. Eine der ältesten und bedeutendsten Colonien von Chalkis war aber Cumä in Unteritalien, dann Rhegion, und eine große Menge auf Sikelien, wie Naxos, Leontini, Catana. Wie weit überhaupt die Chalkidier schon in früher Zeit ihre Handelsspeculationen mögen ausgedehnt haben, kann man aus Herodotos' Erzählung (V, 99; dazu *Thuc.* I, 15) von einem Kriege zwischen Chalkis und Eretria schließen, bei welchem Miletos auf Seiten Eretria's stand, Samos bei Chalkis. In welcher Zeit dieser Krieg aber geführt wurde,

läßt sich nicht bestimmen, allein es scheint derselbe gewesen zu sein, von dem Strabo spricht (p. 448), und welcher sich aus einem Streit über die fruchtbare lelantische Ebene entspann. Denn Strabo behauptet, die beiden Städte hätten meistentheils in Eintracht gelebt und sogar, als sie über die lelantische Ebene in Streit geriethen, hätten sie sich im Kriege nicht alles nach Willkür erlaubt.

Die Verfassung von Chalkis war unstreitig ursprünglich oligarchisch, denn die Hippoboten, d. h. die Bürger, welche Pferde zum Kriegsdienst unterhielten, also die Ritter, hatten die Verwaltung der Staatsämter in Händen (*Herod.* V, 77. VI, 100. *Aristot.* polit. IV, 3. *Str.* l. l.). Während dieser Zeit scheint die Stadt in hoher Blüthe gestanden zu haben, denn in diesem Zeitraume gingen von ihr alle jene Colonien aus. Allein Chalkis kam schon früh unter Athens Botmäßigkeit. Als nämlich der spartanische König Kleomenes sich in die Athenischen Staatsparteiungen und Umwälzungen mischte und die Alkmäoniden vertreiben wollte, so griff er zum zweiten Mal im J. 506 v. Chr. Geb. Attika an, und wurde dabei unterstützt von den Böotiern und Chalkidiern. Kleomenes' Feldzug schlug gänzlich fehl. Darauf griffen die Athener ihrerseits die Böotier und Chalkidier an, und errangen über sie einen großen Sieg, gingen in Folge dessen nach Euböa über, und überwältigten die Chalkidier völlig. Darnach siedelten sie 4000 Kleruchen auf den Besitzungen der Hippoboten an. Als aber nach den persischen Kriegen die Athenische Seemacht sich zu einer unvergleichlichen Höhe emporschwang, und jene große Bundesgenossenschaft erzwang, so ging Euböa fast ganz und gar in Athens Oberherrschaft über (Schol. *Aristoph.* nub. 314. *Demosth.* Leptin. 95. *Aeschin.* de falsa legat. c. 51). Genauer ist Andokides, welcher (de pace p. 137. ed. *Bekker.*) berichtet, die Athener hätten mehr als zwei Drittheile von Euböa besessen (cf. *Thuc.* VI, 76. 80. VII, 57). Wenigstens waren die fünf Städte, Chalkis, Eretria, Karystos, Styra und Histiäa von Athen abhängig. Daß sich diese Städte ihrer Abhängigkeit zu entziehen strebten, erkennt man aus den mehrfachen Kriegen, welche Athen auf der Insel geführt hat, um dieselbe, welche sie für ihre Verproviantirung nicht mehr entbehren konnte, in Botmäßigkeit zu erhalten. Der erste dieser Kriege fällt ins Jahr 445, als sich Euböa nach der Niederlage, welche die Athener bei Koroneia durch die Böotier im J. 447 erlitten, ebenfalls frei zu machen suchte. Allein Perikles unterwarf die Insel wieder, wobei die Einwohner von Histiäa vertrieben, und die Stadt, seitdem Oreos genannt, mit Athenischen Colonisten besetzt wurde (*Thuc.* I, 114. *Diod.* XII, 22. *Plut.* Pericl. 23). Plutarchos versichert zugleich, auch die Hippoboten von Chalkis wären damals vertrieben worden. Ein zweiter Krieg auf Euböa fällt ins Jahr 358 (*Diod.* XVI, 7); er wurde vom Timotheos geleitet, und in 30 Tagen vollendet (*Demosth.* Andr. p. 536. *Bekker* Megalop. p. 185. *Aeschin.* Ctesiph. c. 26). Der dritte Feldzug gegen Euböa kommt im J. 341 vor. Es hatten sich nämlich auf der Insel Tyrannen erhoben, die es zum Theil mit dem makedonischen Könige Philippos hielten, in Oreos Philisteides, in Eretria Kleitarchos, in Chalkis Kallias, der sich jedoch zu Athen hielt (*Aeschin.* Ctesiph. c. 26. 28); aber auch dies Mal behauptete Phokion den Besitz der Insel. (*Diod.* XVI, 74.)

Chalkis blieb immer ein wichtiger militairischer Punkt für die Behauptung und das Übergewicht in Hellas. Daher nannte es auch der Makedonier Philippos III. eine der Fußfesseln von Hellas (*Polyb.* XVII, 11). Den Athenern hatte es stets den Besitz von Euböa gesichert, und ebenso war es in den Kriegen der Römer mit dem syrischen Könige Antiochos und dem Könige Mithridates von großer Bedeutung. Das mag auch der Kaiser Justinianus bedacht haben, als er die Befestigungen der Stadt verstärkte (*Procop.* de aedif. IV, 3). Über den Euripos, welcher für die Stadt von großer Wichtigkeit war, vergl. diesen Artikel.

Die zweite Stadt der Insel war Eretria, deren Beschreibung und Geschichte hier übergangen werden kann, da sie im 36. Bande der Encyklopädie geliefert worden sind.

Als die dritte Stadt muß Karystos genannt werden. Ihr hohes Alter wird durch die Ilias bezeugt. Ihr Ursprung wird an des Herakles Zug gegen die Dryoper geknüpft, welche von ihm vertrieben auf der Insel Euböa einen Zufluchtsort suchten, und Karystos erbaueten (*Diod.* IV, 37). Die Dryoper waren aber wahrscheinlich Pelasgischen Stammes und von den Doriern vertrieben, welches aus Thukydides (VII, 57) hervorzugehen scheint; dahin kann auch Stephanos Byzantinos erklärt werden, der den Karystos, des Cheiron Sohn, als Erbauer angibt. Strabo will die Bevölkerung der Stadt aus Athen kommen lassen, was vielleicht auf spätere Athenische Kleruchen schließen läßt. Übrigens scheint sie nicht unmittelbar am Meere gelegen zu haben, wie die Reichard'sche Karte sie ansetzt, weil von einem Hafen nirgends die Rede ist. Nach Strabo lag sie am Fuße des Berges Oche. In ihrer Nähe waren die Steinbrüche des bekannten Karystischen Marmors (*Strab. Plin.*), sowie dort der Amianth oder Asbest gefunden wurde, welchen man zu Geweben gebrauchte, die durchs Feuer gereinigt werden konnten (*Strab.*). In Plutarch's Zeit fand man aber dieses Mineral nicht mehr (*Plut.* de defect. orac. 43). Auch der Weinbau dieses Ortes wird gerühmt (*Athen.* I, 24).

Styra, welches ebenfalls schon in der Ilias genannt wird, lag nach Strabo nahe bei Karystos; er läßt dahin Attische Ansiedler aus der Gegend von Marathon kommen. Wir wissen aber von Pausanias (IV, 34), daß die Styräer von den Dryopern abstammten, jedoch diese Abstammung verschmähten. Deshalb mögen sie von Attika gekommen zu sein vorgegeben haben. Im Lamischen Kriege wurde die Stadt von dem Athenischen Heerführer Phädros zerstört, allein völlig untergegangen muß sie nicht sein, da Pausanias und Strabo sie noch nennen.

Im nördlichen Theile der Insel lag die Stadt Histiäa. Nach Strabo (IX. p. 437) verdrängten die Perrhäber die Histiäer aus Euböa nach Thessalien; weshalb

er den Namen Histiäotis von der Insel nach Thessalien übergehen läßt. Allein nach Herodotos (I, 56) scheint es vielmehr, als wenn die Histiäer, durch das Vordrängen der Dorier, aus Thessalien nach der Insel Euböa hinübergetrieben wurden. Strabo führt aber auch noch das Zeugniß Anderer an, Histiäa sei von Attika her aus dem Demos der Histiäer als Colonie hervorgegangen; mithin läßt er im X. Buche jene Sage, die er im IX. Buche anführt, fallen. Er gibt aber zugleich an, daß die Ellopier sich in dem Euböischen Distrikt Histiäotis am Berge Telethrion ansiedelten und mehre Orte dort gründeten. Sie sollen von Ellops, Ion's Sohn, ihren Namen empfangen haben. Dies gibt uns Licht über die Histiäer. Die Ellopier waren also Pelasger so gut, wie die Histiäer; denn Ellopia findet sich auch bei dem durchaus Pelasgischen Dodona (vergl. diesen Artikel). Sie waren also, bei dem Vordringen der Dorier, diesem Stoße nach der Insel Euböa ausgewichen. In ebendiese Gegend mögen aber auch leicht Ionier aus Attika gerathen sein, als die Dorier von Megara aus, die Athener bedrängten. Daher denn die zwiefache Sage.

Als aber die Athener von Chalkis aus ihre Herrschaft über die Insel auszubreiten strebten, kamen sie auch mit den Bewohnern der nördlichen Hälfte der Insel in feindselige Berührung. Die Histiäer gehörten zu den widerspänstigsten Euböern. Daher vertrieb Perikles im J. 445 die Einwohner der Stadt Histiäa von der Insel, welche, wie es scheint, nach der makedonischen Küste übergingen (*Strabo* nach Theopompos). Die Stadt wurde aber seitdem Oreos genannt und 2000 Athener darin angesiedelt. Den Namen Oreos aber bekam die Stadt, weil sie am Fuße des Berges Telethrion im sogenannten Drymos am Flusse Kallas auf einem hohen Felsen lag. Zur Zeit des Philippos von Makedonien warf sich, von diesem unterstützt, in Oreos der Tyrann Philisteides auf (*Strab.*); Stephanos führt aber nach dem Charax an, daß die Athener in Verbindung mit den Chalkidiern und Megareern den Philisteides angegriffen, getödtet und Oreos wieder freigemacht hätten. Die Stadt scheint durch ihre feste Lage auch noch später von Wichtigkeit gewesen zu sein, denn sie kommt im Kriege des Kassandros im J. 312 gegen den Ptolemäos vor (*Diodor.* XVI, 77), und dann wieder im ersten makedonischen Kriege. (*Liv.* XXXI, 46.)

In der Nähe von Histiäa waren die kleinen Orte Perias, Kerinthos am Meere und in der Nähe des Flusses Budoros (*Scym.* Chios. 575), Ädepsos, Orobiä, wo ein Orakel war, sowie Dion am Vorgebirge Kenäon, welches vielleicht identisch ist mit dem Athenä Diodes, welches Stephanos nennt (s. v. Ἀθῆναι). Auch ein Ägä, mit einem Tempel des Poseidon, nennt Strabo (VIII. p. 386), welches wol an der Westküste der Insel gesucht werden muß. Sehr nahe bei Eretria lag der Flecken Amarynthos (*Strab.* p. 448) mit einem Tempel der Artemis (*Paus.* I, 31. *Liv.* XXXV, 38). In demselben Gebiete lag auch das Städtchen Tamynä mit einem Tempel des Apollon, den Admetos (*Strab.*) erbauet haben sollte. Ferner gehört hierher Öchalia, welches Herakles nach der Sage zerstörte (*Strab.*). Vergl. darüber diesen Artikel im zweiten Bande der dritten Section der Encyklopädie. — An der Südspitze der Insel wird noch Gerästos genannt mit einem Tempel des Poseidon (*Scyl.* p. 28. Odyss. III, 177). Die Stadt entstand erst neben dem vielbesuchten Tempel, welche ihre spätere Bedeutung einem in der Nähe befindlichen trefflichen Hafen verdankte *). (*L. Zander.*)

EUBÖA, Εὔβοια, 1) eine von den Nymphen, den Töchtern des Flusses Asterion, welche die Juno erzogen. (*Paus.* II, 17.) 2) Des Larymnos Tochter, welche mit des Hermes Sohn, Polybos, den Wassergott Glaukos zeugte. (*Athen.* VII, 12.) Nach Einigen ist sie des Hermes Geliebte und Mutter des Polybos. 3) Des Asopos Tochter, von der die Insel Euböa den Namen haben soll; eigentlich also diese Insel selbst, die vielleicht von ihren schönen Rinderheerden den Namen erhielt. 4) Eine der Thespiaden, von Herkules Mutter des Olympos. (*Apollod.* II, 7. 8.) (*Richter.*)

EUBOTE, eine der Thespiaden und vom Herkules Mutter des Eurypylos. (*Apollod.* II, 7. 8.) (*Richter.*)

EUBRIA. Name einer Käfergattung, von Dejean gewählt und von Latreille aufgenommen, von Cyphon (s. Encykl. 1. Sect. 20. Th. S. 427) fast nur durch fadenförmige Tarsen und sehr kleine Enddornen der Schienen unterschieden. Die einzige bekannte Art, E. palustris, kommt in Teutschland auf sumpfigen Wiesen vor. (*Germar.*)

EUBULE, Εὐβούλη, 1) eine von den Danaiden, Braut und Mörderin des Demarchos. (*Hyg.* f. 170.) 2) Eine Tochter des Leos, eines Attischen Heros. Der Vater opferte sie nebst ihren beiden Schwestern, Praxithea und Theopa, für das Wohl der Stadt den Göttern. Auf dem Markte zu Athen war ihnen eine Kapelle, Leokorion, gewidmet. (*Suid.* s. v. *Aelian.* V. H. XII, 28.) (*Richter.*)

EUBULEUS, Εὐβουλεύς, der Wohlwollende, der gute Berather, 1) einer drei der ältesten Dioskuren nach *Cic.* De N. D. III, 21; s. unter Tritopatores. 2) Beiname des Bakchos, als der wohlthätige Erfinder des Wein- und Ackerbaues. (*Orph.* Hym. 51, 4.) 3) Beiname des Hades oder unterirdischen Dionysos, als Gemahl der Proserpina, weil er ebenso wie diese die Nahrungskraft der Erde verschließt und heraussendet. (*Nicand.* Alexipharm. 14. Scholiast. p. 31. ed. *Schneid.* s. Welcker's Zeitschrift 1, 1. S. 24.) 4) Bruder des Triptolem, Sohn des Trochilos (oder Dysaules) und der Eleusine. Beiden Brüdern lehrte Ceres den Getreidebau, weil sie ihr Nachricht von der verlorenen Tochter gaben. (s. *Paus.* 1, 14.) (*Richter.*)

EUBULIDES von Milet, der zweite bedeutende Megariker. Er lehrte wahrscheinlich, als unmittelbarer

*) Euböa war unter der türkischen Herrschaft ein Sandschakat der Provinz Rumelien, und bildet jetzt nebst einigen kleinen Inseln das neunte Departement des Königreichs Griechenland. Eine Beschreibung davon s. in Bronzetti's Erinnerung aus Griechenland.

Schüler und Nachfolger des Eukleides [1]), zu Megara, doch würde die freilich nur schwach verbürgte Überlieferung, daß Demosthenes ihn gehört habe [2]), wäre sie gegründet, auf einen längeren Aufenthalt in Athen schließen lassen [3]). Er verhält sich zu Eukleides etwa, wie Zenon der Eleat zum Parmenides; denn wie Parmenides in dem reinen, ewigen Sein alle Wahrheit gefunden hatte, so stellte Eukleides als das eine Wahre die Idee des Guten auf (s. d. Art. **Eukleides**), die er wol mit verschiedenen Namen bezeichnete, sie aber doch ebenfalls als eine unbewegte Substanz den Dingen entgegenstellte, und wie Zenon dem positiven Satze des Parmenides eine negative, fast sophistische Dialektik gegenüberstellte, um das Sein des Einen durch das Nichtsein des Vielen zu beweisen, so erfand Eubulides eine Menge von Schlüssen und Beweisen, durch die er die Einheit und Unbeweglichkeit der Ideen sicher stellen und das Schwankende und Nichtige der Empirie und alles empirischen Wissens darthun wollte. Er war der eigentliche Eristiker der Schule, der ihr bis zu ihrem Erlöschen jenen streitsüchtigen, übertrieben dialektischen Charakter gab, der oft als trugvolle Agonistik und als leeres Spiel mit Worten und logischen Formeln erschien [4]). Wie nun Eukleides in einigen wesentlichen Punkten, namentlich in der Ideenlehre, dem Platon entgegengetreten war, so trat Eubulides gegen Aristoteles auf [5]), und gab ihm wahrscheinlich zunächst Veranlassung zu der scharfsinnigen und an vielfacher Belehrung reichen Schrift über die Widerlegungen der Sophisten; denn wir dürfen annehmen, daß Aristoteles in dieser Schrift am meisten die Argumentationen und Paralogismen des Eubulides im Sinne hat, da er vorzugsweise mit den Eristikern eine Lanze brechen wollte [6]); wirklich geht er eine Menge von Trugschlüssen durch, von denen einige entschieden, viele andere sehr wahrscheinlich dem Eubulides angehören, beleuchtet sie mit dem Lichte einer gründlichen Logik, bringt sie auf bestimmte Rubriken zurück und lehrt sie widerlegen und ihren täuschenden Schein nach festen Grundsätzen erkennen. Diogenes schreibt dem Eubulides namentlich sieben Paralogismen zu, an deren Lösung und immer neuer Variirung sich das unfruchtbare Denken dieser Schule und später noch der Stoiker vergeblich abgemartert hat. Dahin gehört zuerst der Lügner, über den Chrysippos ein Werk in sechs Büchern geschrieben hat [7]). Es lautet: Wer da sagt, er lüge, und redet wahr, der lügt, da er doch die Wahrheit redet [8]). Drei andere Trugschlüsse sind nur Variationen eines gleichen Thema, der Verhüllte, der Verborgene, Elektra [9]); Elektra kannte ihren Bruder Orestes, den vor ihr stehenden verkleideten Orestes aber kannte sie nicht, also kannte sie den Orestes zugleich und kannte ihn nicht; oder: du kennst deinen Vater, diesen aber, der verhüllt vor dir steht, kennst du nicht, der Verhüllte aber ist dein Vater, also kennst du deinen Vater und kennst ihn nicht. Nur Anfänger im Denken konnten sich durch so grobe Paralogismen täuschen lassen, deren Trügliches lediglich darin besteht, daß zwei ganz verschiedene Urtheile mit einander vermischt und in einen Satz zusammengeworfen werden; denn wer sagt, er lüge, und redet wahr daran, der spricht über ein bereits früher ausgesprochenes falsches Urtheil nun das wahre Urtheil aus, daß es falsch gewesen sei, also ist das zweite Urtheil, um das es sich allein bei dem Satze handelt, nicht ein falsches, sondern ein wahres; wer aber eine gewisse Person kennt, und dieselbe, wenn sie verhüllt vor ihm steht, nicht wieder erkennt, der fällt ebenfalls in beiden Fällen ein verschiedenes Urtheil; sein Object ist ihm das eine Mal ein Bleibendes, Festes, und das kennt er, das andere Mal ein Einzelnes, in einer ihm unbekannten Modalität ihm Erscheinendes, und das kennt er nicht. Ohne Zweifel wollte Eubulides durch diese Schlüsse seine Zuhörer nicht blos verwirren und aufregen, sondern er wollte sie auch darauf hinführen, daß man ein sinnliches Object zugleich wissen und nicht wissen könne, also überhaupt von demselben kein festes, sondern ein immer schwankendes Bewußtsein habe; er wollte das momentane Anschauen des Einzelnen von dem Wissen des Allgemeinen unterscheiden, aber er vergaß, daß jedes, auch das einzelne, sinnliche Objekt zwei verschiedene Seiten hat, eine, durch die es mit dem Allgemeinen zusammenhängt und einen Begriff von sich zuläßt, eine andere, wornach es ein unbestimmtes und ein unbestimmbares Dieses ist und der schnell vorüberrauschenden Erscheinung angehört. Ebenso mochte er bei dem Lügner zugleich die Absicht haben, zu zeigen, daß oft in unsern Urtheilen über einzelne Dinge Irrthum und Wahrheit unzertrennlich und unentwirrbar mit einander verflochten seien. Bemerkenswerth aber ist, daß alle diese Paralogismen auf die täuschende Identität entgegengesetzter Urtheile auslaufen, was wir ebenso im Platonischen Parmenides wiederfinden, der wahrscheinlich die eleatisch-megarische Weise des Disputirens copirt [10]).

1) *D. L.* II, 108 sagt blos: *τῆς Εὐκλείδου διαδοχῆς ἐστι*, doch nennt er zwischen Eukleides und Eubulides keinen dritten, dessen Schüler Eubulides gewesen sein könnte. 2) Vorsichtig sagt Diogenes: *ἐῴκει αὐτοῦ καὶ Δημοσθένης ἀκηκοέναι*, entschiedener Apulejus (Orat. de magia [ed. Altenburg.] Vol. I. p. 263): illo summus orator, quum a Platone philosopho facundiam hausisset, ab Eubulide dialectico argumentationes edidicisset. Plutarch weiß davon nichts, und die ganze Sage scheint aus dem bei Diogenes überlieferten Spotte eines Komikers herzurühren, der dem Eubulides die *ῥωβοστομυλήθρα* (Andere *ῥωποπερπερήθρα*) des Demosthenes, d. h. die fehlerhafte Aussprache des *ρ*, zuschrieb. — Wenn irgend ein Redner frei war von jener oft ins Kindische übergehenden trugvollen Dialektik, so war es wol Demosthenes. 3) Nach Megara wenigstens wäre Demosthenes wol schwerlich auf längere Zeit gegangen; auch wissen seine Biographen nichts davon. 4) *Arist.* De soph. el. c. 11 (vergl. den Art. Eukleides). 5) *D. L.* II, 109 (*πρὸς Ἀριστοτέλην διεφέρετο, καὶ πολλὰ αὐτὸν διαβέβληκε*). Diese Spaltung zwischen Aristoteles und den Megarikern erbte sich auch auf Stilpon fort, der dem Theophrastos (nach *D. L.* II, 113) Schüler abspenstig machte und auch einen Dialog: *Ἀριστοτέλης*, geschrieben hat. (*D. L.* II, 120.) 6) Möglich auch, daß erst jene Aristotelische Schrift den bittern Haß der Megariker gegen ihn hervorgerufen hat.

7) *D. L.* II, 196. 8) *D. L.* II, 108. Nach Cicero (Acad. pr. II, 30): si dicis te mentiri, verumque dicis, mentiris; dicis autem te mentiri, verumque dicis; mentiris igitur. 9) Ausführlich und gründlich erörtert diese Paralogismen Menage zum *Diog. Laert.* II, 108. Diese und ähnliche Trugschlüsse, z. B. den *κυριεύων*, den *κροκόδειλος*, den *θερίζων*, verspottet Lucian (Vit. auctio. p. 562. 563). 10) Vergl. N. 24 zu Eukleides.

Viel plumper und handgreiflicher noch war der lediglich auf ungenügender Worterklärung beruhende Betrug in dem sogenannten Gehörnten: was du nicht verloren hast, das hast du, Hörner aber hast du nicht verloren, also hast du Hörner [11]). Selbst Chrysippos verschmähte dergleichen nur im ersten Angriff überraschende Wendungen nicht [12]), die uns heutzutage nur wie mehr oder weniger sinnreiche Räthselspiele oder zuweilen auch wie knabenhafte Ungezogenheiten des noch kindischen, durch Spiel und Kampf erst nach und nach erstarkenden Denkens erscheinen. Bedeutender schon war der berühmte Trugschluß vom Haufen, der Soreites: machen drei einen Haufen? nein; aber vier? nein; auch fünf nicht u. s. w. irgendwo aber muß doch der Begriff des Haufens anfangen; wo also? und wie kann durch Hinzufügung einer einzigen Zahl ein Haufe entstehen [13])? Diese einigermaßen mit dem bekannten Achilleus des Zenon zu vergleichende Aufgabe hatte wol den Zweck, auf das Fließende und Unbestimmte des Begriffes der Quantität aufmerksam zu machen und namentlich zu zeigen, daß die Wörter, durch welche eine unbestimmte Mehrheit bezeichnet wird, also die Collectiva und die allgemeinen Zahlwörter, nicht, wie die Appellativa, bestimmte und bestimmbare Begriffe, sondern nur Aggregate von Vorstellungen ausdrücken. Der Kahlkopf endlich [14]) scheint von diesem Raisonnement ausgegangen zu sein: wer ist kahl zu nennen? wer zwei Haare hat, den nennt man noch einen Kahlen, wer aber drei, vier, u. s. w. hat? und bei welcher Zahl hört der Begriff der Kahlheit auf, und wie kann er durch den Zusatz einer einzelnen Zahl bestimmt werden? (*Steinhart.*)

EUBULOS (*Εὔβουλος*). Wir haben unter diesem Namen zuvörderst drei verschiedene Attische Staatsmänner, und zwar der späteren macedonischen Periode, zu unterscheiden, von welchen uns jedoch eigentlich nur Einer etwas näher bekannt ist und größere Bedeutung in Athen erlangt hat. Über den bei Thukydides (VIII, 23) genannten Eubulus, Führer von drei chiischen Schiffen, fehlen weitere Nachrichten gänzlich. Der erste dieses Namens ist Eubulos, der Sohn des Spintharos, aus dem Probalinthischen Demos (ὁ *Προβαλίσιος*), der als Zeuge bei Demosthenes (Orat. in Neaer. p. 1361 R. §. 48) genannt wird, dessen Denkmal noch Pausanias zu Athen sah (Attic. I, 29); ein Umstand, der auf besondere Verdienste dieses Mannes um seine Vaterstadt, die wir freilich nicht näher kennen, schließen läßt, uns aber doppelt vorsichtig machen muß, diesen Eubulus nicht mit Eubulus, dem Anaphlystier (von welchem alsbald) zu verwechseln und auf jenen zu übertragen, was diesem zukommt, wie dies z. B. bei Photius (Bibl. Cod. CCLXIV. p. 491, b.) der Fall ist, wenn er diesen Eubulus mit Äschines in Verbindung bringt, in welchen Irrthum auch Valois (zum Harpokration S. 80) und Taylor (ad *Aeschin.* c. Ctesiphont. p. 611) verfallen sind.

Der zweite Eubulos, den wir nennen, ist der in einem die Absendung einer Gesandtschaft an Philipp von Macedonien betreffenden Decret erwähnte Sohn des Mnesitheus, welcher in ebendiesem Decret bei Demosthenes (Pro Coron. §. 73. p. 249 R.) der Cyprier (ὁ *Κύπριος*) heißt, wo aber wol mit F. A. Wolf (ad Leptin. p. 245), Wunderlich und Harles die schon von Valois und Corsini vorgeschlagene Verbesserung ὁ *Κυθήριος* aufzunehmen ist, durch welche er als ein zum Demos von Cythere (*Κύθηρος*), und zur Pandionidischen Phyle gehöriger bezeichnet wird, indem sonst die Insel Cypern als sein Vaterland anzusehen wäre, er mithin ein Fremder zu Athen gewesen, was in keinem Falle glaublich erscheint.

Der dritte, ungleich bekanntere, der auch nach Ruhnken's richtiger Bemerkung überall da gemeint ist, wo einfach der Name Eubulos ohne weiteren Zusatz vorkommt, ist Eubulos, der Anaphlistier, einer der einflußreichsten und angesehensten Staatsmänner Athens in der Periode des Demosthenes, obwol, so lange beide zusammen lebten, des Letzteren Gegner, eben sowol in gerichtlichen Händeln, wie insbesondere in der Politik. Die Veranlassung zu diesem Gegensatze scheint, wenn wir den Angaben des Ulpianus (in Midian. Demosth. p. 667. 669. 694) Glauben schenken dürfen, die von Eubulos wider Aristarchos erhobene Anklage wegen eines Mordes, in welche auch Demosthenes hereingezogen war, gegeben zu haben. Daher denn auch Eubulos den Midias gegen Demosthenes unterstützte (vergl. *Demosth.* in Mid. p. 580 seq.) und ebenso sich des Äschines annahm, der früher ihm als Schreiber Dienste geleistet hatte (s. *Stechow*, De Aeschinis Vita. p. 9 seq.), namentlich in dem Streite, welchen der von Demosthenes gegen Äschines erhobene Vorwurf des Verraths bei der Gesandtschaft an Philipp veranlaßte und die Rede des Äschines *περὶ παραπρεσβείας* hervorrief. Hier soll es nun hauptsächlich Eubulos gewesen sein, der das Volk zu Gunsten des Äschines stimmte und dessen Freisprechung bewirkte (s. Photius a. a. O. Äschines am Schlusse der angef. Rede §. 184.

Der ganze Dialog verläuft sich in diese Identität entgegengesetzter Bestimmungen: „Mag das Eine sein oder nicht sein, immer ist es selbst und das Andere für sich und gegen einander Alles und ist es nicht." *Parm.* p. 166 c.

11) Bei *D. L.* VII, 187: *εἴ τι οὐκ ἀπέβαλες, τοῦτο ἔχεις, κέρατα δὲ οὐκ ἀπέβαλες, κέρατα ἄρα ἔχεις.* 12) *D. L.* VII, 186. 187. So das kindische Spiel: *εἴ τίς ἐστιν ἐν Μεγάροις, οὐκ ἔστιν ἐν Ἀθήναις, ἄνθρωπος δέ ἐστιν ἐν Μεγάροις, οὐκ ἄρα ἐστὶν ἄνθρωπος ἐν Ἀθήναις.* 13) *D. L.* VII, 82: *οὐχὶ τὰ μὲν δύο ὀλίγα ἐστίν; οὐχὶ δὲ καὶ τὰ τρία; οὐχὶ δὲ καὶ ταῦτα μέν, οὐχὶ δὲ καὶ τὰ τέσσαρα; καὶ οὕτω μέχρι τῶν δέκα. τὰ δὲ δύο ὀλίγα ἐστί, καὶ τὰ δέκα ἄρα.* Cic. Acad. pr. II, 16: et primum quidem hoc reprehendendum, quod captiosissimo genere interrogationis utuntur, quod genus minime in philosophia probari solet, quum aliquid minutatim et gradatim additur vel demitur; soritas hoc vocant, quia acervum efficiunt uno addito grano; vitiosum sane et captiosum genus. Ganz richtig erkennt Cicero (ebendas. c. 29), daß Fragen dieser Art nur bei Quantitätsbegriffen, die ihrer Natur nach schwankende und relative seien, gestellt werden können. Eine ausführliche Schilderung dieser ganzen Pseudodialektik finden wir bei *Gell.* Noct. att. XVI, 2. 14) Falsch erklärt diesen Schluß Menage zu Diogenes von Laerte; daß er ein Seitenstück zum Soreites war, sehen wir aus *Horat.* epist. II, 1, 45—48: utor permisso, caudaeque pilos ut equinae paulatim vello et demo unum, demo etiam unum; dum cadat elusus ratione ruentis acervi etc.

Demosthen. Or. de fals. leg. p. 434. §. 290 und dazu die Stellen Ulpian's bei Taylor Praefat. zu dieser Rede [App. *Demosth.* I. p. 330 ed. *Reisk.* I. p. 397. *Schaefer*]: vergl. auch Stechow am unten a. O. S. 64).

Jedenfalls war das Ansehen des Eubulos nicht gering, und dieses scheint er besonders durch einige, im Interesse der größeren Menge gemachte financielle Maßregeln gewonnen zu ha n. Eubulos, der ohne alles militairische Talent war, an Kriegsunternehmungen nie in irgend einer Weise thätigen Antheil nahm, wie dies selbst aus der Äußerung des Plutarch (Vit. Phocion. c. 7. p. 744 F.)[1]) deutlich hervorgeht, hatte auf anderen Wegen in Athen sich emporzuarbeiten gesucht und seine ganze Thätigkeit der eigentlichen Administration, insbesondere den Finanzen des Staates zugewendet, wie dies bei so manchen Männern jener Zeit der Fall war, welche, in einer ähnlichen Stellung und Lage wie Eubulos, die Leitung und Regierung des Staates in ihre Hände zu bekommen strebten; es mag auch die Wirksamkeit des Eubulos in dieser Beziehung nicht ohne wahre Verdienste gewesen sein; da er nach Plutarch's Versicherung[2]) eine Erhöhung der Staatseinnahmen zu bewirken und auch noch andere Vortheile der Stadt zuzuwenden wußte. Aber er war auch so wenig, wie andere solcher Führer und Leiter des Attischen Staates, frei von dem Vorwurfe, von den Finanzen des Staates einen Gebrauch gemacht zu haben, der keineswegs im wahren Interesse desselben lag, wol aber ein geeignetes Mittel war, sich persönlichen Einfluß bei dem Volke zu verschaffen und darin sich auch zu erhalten: ein Fehler, der bei den meisten Attischen Staatsmännern, mit wenigen einzelnen Ausnahmen, wiederkehrt, und, wenn man will, in der Natur der Attischen Staatsverhältnisse und der freien demokratischen Verfassung dieses Handelsstaates seinen natürlichen Grund hatte, auch am wenigsten in einer Zeitperiode befremden kann, die den wahren Patriotismus und die echte Vaterlandsliebe längst verloren hatte. Friedlich war daher durchaus der Charakter der Staatsverwaltung des Eubulos, und dies selbst in einem Grade, daß darüber die immerhin nöthige Sorge für das Kriegswesen und Alles darauf Bezügliche gänzlich vernachlässigt ward, und das Volk nach Versicherung des Theopompus[3]) auf einen Gipfel von Feigheit, Schlaffheit und Schwelgerei gebracht war, in welchem es nicht einmal dem üppigen Tarent nachstand.

1) *ὁρῶν δὲ τοὺς τὰ κοινὰ πράσσοντας τότε διῃρημένους ὥσπερ ἀπὸ κλήρου τὸ στρατήγιον καὶ τὸ βῆμα, καὶ τοὺς μὲν λέγοντας ἐν τῷ δήμῳ καὶ γράφοντας μόνον ὧν Εὔβουλος ἦν καὶ Ἀριστοφῶν καὶ Δημοσθένης καὶ Λυκοῦργος καὶ Ὑπερίδης, Διοπείθη δὲ καὶ Μενεσθέα καὶ Λεωσθένη καὶ Χάρητα τῷ στρατηγεῖν καὶ πολεμεῖν αὔξοντας ἑαυτούς, ἐβούλετο κ. τ. λ.* 2) Rei publ. gerend. praecept. p. 812 F.: *ἐπαινοῦσι δὲ καὶ τὸν Ἀναφλύστιον Εὔβουλον, ὅτι πίστιν ἔχων ἐν τοῖς μάλιστα καὶ δύναμιν, οὐδὲν τῶν Ἑλληνικῶν ἔπραξεν οὐδ' ἐπὶ στρατηγίαν ἦλθεν ἀλλ' ἐπὶ τὰ χρήματα τάξας ἑαυτὸν ηὔξησε τὰς κοινὰς προσόδους καὶ μεγάλα τὴν πόλιν ἀπὸ τούτων ὠφέλησεν.* Vergl. auch *Harpocrat.* s. v. *Εὔβουλος*. *Dinarch.* in *Demosth.* §. 96. p. 102. ed. *Steph.* *Aeschin.* in *Ctesiph.* §. 25. p. 58. ed. *Steph.* 3) s. die Stelle bei *Athenaeus* IV. p. 166 D. nebst *Harpocration* s. v. *Εὔβουλος*.

Insbesondere werden in dieser Beziehung die Geldspenden mittels der Theoriken genannt, und sogar wird einer Verfügung des Eubulos erwähnt, nach welcher denjenigen, der eine Verwendung dieser Theatergelder für Kriegsausgaben veranlassen würde, die Todesstrafe treffen sollte[4]). Wenn dieses Gesetz allerdings geeignet war, den Eubulos in der Gunst des Volks zu erheben, so war es doch gewiß nicht im wahren Interesse des Staates, sodaß Eubulos später selbst an eine Zurücknahme oder Modification desselben gedacht zu haben scheint (s. *Demosth.* de fals. legat. p. 434 R.). Eubulos selbst wird als ein materiellen Genüssen völlig ergebener Mensch geschildert; er war als gewaltiger Schlemmer äußerst verrufen: und so mochte auch in dieser Hinsicht sein schlimmes Beispiel nicht ohne Einfluß auf das Volk gewesen sein, in dessen Gunst und Ansehen er übrigens fortwährend gestanden zu haben scheint, wie dies auch seine Theilnahme an der Gesandtschaft, welche an Philipp von Macedonien abging, zeigen kann (s. *Demosth.* pro Coron. p. 235). Aber hier ward Eubulos von dem schlauen Macedonier gewonnen, sodaß er fortan zu Athen im Sinne Philipp's und als Anhänger der macedonischen Partei wirkte, was den Eifer und die Feindschaft des Demosthenes gegen ihn nicht wenig vermehrte und steigerte: ohne jedoch den Eubulos aus dem Besitze der Volksgunst und des dadurch errungenen Ansehens bringen zu können. Sein Tod fällt, wie aus Demosthenes pro Coron. §. 162. p. 281 R. ersichtlich ist, jedenfalls vor Olymp. CXII, 3 (330 a. Chr.), also vor den Tod des Demosthenes, welchen Libanius (T. I. p. 436 C.) gradezu als Nachfolger des Eubulos in der Leitung der Attischen Staatsangelegenheiten bezeichnet. Das Attische Volk ehrte ihn auch nach seinem Tode durch besondere Ehrenbezeigungen und Auszeichnungen, von welchen Hyperides in einer eigenen, leider verloren gegangenen, Rede, von der nur noch einige Anführungen auf uns gekommen sind (*Περὶ* [oder *Ὑπὲρ*] *τῶν Εὐβούλου δωρεῶν*, bei Anderen *Ὑπὲρ τῶν τιμῶν*; s. Westermann, Gesch. der Beredsamk. in Griechenl. S. 309. Nr. 26) gehandelt hatte. So scheint doch im Ganzen die Wirksamkeit dieses Staatsmannes, wenn auch die materiellen Zustände Athens fördernd, auf der andern Seite die Kräfte des Staates heruntergebracht und denselben einem Zustand der Schwäche und innerer Ohnmacht entgegengeführt zu haben, welcher den Untergang des Staates beschleunigen und ihn der macedonischen Macht unterwürfig machen mußte. Rednerische Talente sind ihm schwerlich abzusprechen; er wird auch mehrfach immer in Verbindung mit einem Demosthenes, Hyperides und anderen der namhaftesten Redner jener Zeit genannt; indessen hat sich Nichts von seinen Reden erhalten; nicht einmal Urtheile oder Angaben ihres Inhalts und Charakters haben sich erhalten, sodaß wir des eigenen Urtheils in dieser Sache uns wol begeben müssen. S. über Eubulos im Allgemeinen *Ruhnkenii* Histor. critic. orat. Graecc. p. LXV seqq. der leydener Aus-

4) s. *Ulpian.* ad *Demosthen.* Olynth. I. p. 13 seq. und dazu Bömel, Commentt. in *Demosth.* Philipp. Oratt. p. 28 sq.

gabe. Wachsmuth, Hellenische Alterthumsk. I, 1. S. 366. Westermann, Gesch. der Beredsamk. in Griechenl. §. 54. Not. 2—6. Vgl. auch Böckh, Staatshaush. Athens. S. 161. 242.

Verschieden von diesen drei Staatsmännern ist viertens Eubulos, der Komiker, der Sohn des Euphranor, aus dem Attischen Demos Kettoi, der zur Leontidischen Phyle gehörte [5]). Er lebte nach Angabe des Suidas um Olymp. CI, an der Grenze der mittleren und der alten Attischen Komödie: was indessen nicht so ganz genau erscheint, da einzelne Stellen seiner Dramen deutliche Spuren enthalten, daß er noch später über die bemerkte Grenze hinaus gelebt, und als ein Zeitgenosse des Demosthenes noch betrachtet werden kann. (Vergl. *Athen.* I. p. 8. B. und VIII. p. 390. D.) Andere Nachrichten (vergl. Etymolog. Magn. p. 451. 30. *Ammonius* s. v. *ἔνδον*) bezeichnen ihn auch bestimmt als einen Dichter der mittleren Komödie; in einer Stelle des Athenäus (VII. p. 300 B.) wird er gewissermaßen den Dichtern der älteren Komödie entgegengestellt. Als einer der Koryphäen der mittleren Attischen Komödie erscheint er allerdings neben einem Antiphanes und Alexis; aber von seinen Dramen, deren Zahl Suidas auf 104 angibt, haben sich nur einzelne Bruchstücke erhalten, die uns immerhin, außer einer Anzahl von ungewissen und unsicheren Stellen noch an 50 Komödien dieses fruchtbaren und selbst geistreichen Dichters dem Namen nach erkennen lassen und uns selbst über Inhalt, Gang und Tendenz seiner Stücke einige Vermuthungen verstatten. Dem Wesen und Charakter der mittleren Attischen Komödie gemäß scheint Eubulos gegen namhafte Staatsmänner und bedeutende politische Personen weniger und seltener sich einen Spott erlaubt zu haben: der politische Charakter scheint überhaupt seinen Dramen fremder gewesen zu sein; dagegen scheint er den Stachel seiner Poesie mehr mythischen Stoffen zugewendet und die tragische Poesie und die tragischen Dichter, sowie den Inhalt ihrer Tragödien zum Gegenstande seines Spottes gemacht zu haben, dem Aristophanes in sofern ähnlich, daß er, wie dieser, insbesondere die Tragödien des Euripides sich zum Stichblatte nahm, einzelne Verse desselben parodirte, oder durch eine andere Verbindung und einen anderen Zusammenhang, in den sie gebracht waren, lächerlich machte [6]). Aber er scheint auch bei anderen Tragikern dasselbe versucht zu haben, wie dies namentlich in Bezug auf den Tragiker Chäremon aus einem von Athenäus (II. p. 43 C.) aufbewahrten Bruchstücke erhellt, und überhaupt es sich zur Aufgabe gestellt zu haben, den Schwulst und die in Bombast leicht ausartende und die Grenzen überschreitende Würde und Erhabenheit der tragischen Poesie in das Gebiet des Lächerlichen zu ziehen. Seine Sprache erscheint, nach den noch vorhandenen Fragmenten zu schließen, äußerst gewählt und rein: nur wenige Spuren der späteren Gräcität vermochte selbst Meineke [7]), der diese einzelnen Ausdrücke sorgfältig zusammengestellt hat, zu entdecken; und selbst bei manchen dieser Ausdrücke könnten vielleicht Zweifel erhoben werden und Bedenken, die bei den großen Verlusten, die wir auf diesem Gebiete erlitten haben, zu lösen schwer sein würde. Daß er wie Aristophanes in Bildung oder Zusammensetzung neuer Wörter nicht unglücklich war, zeigen ebenfalls manche Spuren, Redeweisen und Ausdrücke, welche Meineke [8]) angeführt hat. Und daß er mit gleicher Sorgfalt das Metrum behandelt, läßt sich bei einem Dichter, der auf die Eleganz der Sprache und die Reinheit seines Atticismus so sehr sah, ohnehin erwarten. Vorzugsweise scheint er den Trimeter angewendet und hier seine ganze Kunst bewährt zu haben; päonische und daktylische Maße kommen indessen auch vor (z. B. *Athen.* XV. p. 679 B. p. 685 E.). Für das Ansehen des Dichters bei der Mitwelt, wie bei der Nachwelt kann endlich auch noch der Umstand sprechen, daß andere Dichter ihn plünderten und Verse seiner Dramen in die ihrigen aufnahmen, oder doch in irgend einer, wenn auch freiern Weise benutzten und nachbildeten, mithin den Eubulos auf diese Weise als ein wahres Muster komischer Dichtkunst betrachteten [9]).

Überblicken wir nun die verschiedenen Dramen des Eubulos, von welchen die Titel nebst einzelnen Bruchstücken noch auf uns gekommen sind, so sind die letzteren freilich meist nicht von dem Umfange, als daß wir daraus, wenn auch nur einigermaßen, ein Bild einer Komödie des Eubulos uns entwerfen oder wenigstens einen deutlichen Begriff von Gang und Inhalt des Stückes gewinnen könnten. Denn von den meisten dieser Dramen beschränkt sich der erhaltene Rest auf ein Paar Verse, die Athenäus, dem wir die meisten verdanken, in irgend einer anderen Beziehung angeführt hat. Indessen bringen uns doch mehre Titel derselben auf die Vermuthung, daß er in seinen Komödien fast vorzugsweise mythische Stoffe zur Behandlung sich wählte und diese, wie es scheint, parodirte. Von dieser Art war z. B. ein *Ἀμάλθεια* überschriebenes Stück, in welchem, nach dem davon allein erhaltenen Fragmente bei *Athen.* II. p. 63 D. Herkules in seiner auch anderwärts von den Komikern oft lächerlich gemachten Freßsucht dargestellt war; in ähnlicher Weise scheint die *Ἀντιόπη* nach dem Fragmente bei *Athen.* X. p. 417 D. zu schließen, gegen Theben und die Eßlust seiner Bewohner gerichtet, vielleicht auch eine Parodie des gleichnamigen Euripideischen Stücks gewesen zu sein [10]). Auch der *Ἀγχίσης* (*Pollux* Onom. VI, 10. IX, 76) gehört in diese Reihe, desgleichen der *Βελλεροφόντης* (*Athen.* XV. p. 666 E.), der *Γανυμήδης* (*Athen.* VI. p. 248 C. und III. p. 110 A.), der *Γλαῦκος* (*Athen.* I. p. 28 D. *Pollux* VI, 67. *Har-*

5) Das Folgende nach Meineke, Fragmm. Comicc. Graecc. Vol. I, I. (Hist. critica comicc. Graecc.) p. 355 sq. Die Fragmente selbst Vol. III. p. 203 sq. Vergl. auch Bode, Geschichte der Hellenischen Dichtkunst III, 2. S. 412 fg. 6) Belege dazu bei *Athen.* II. p. 63 D. XIII. p. 569 A. III. p. 108 B. etc. (s. Meineke S. 356.) 7) am oben a. O. S. 357. 8) Ebendaselbst S. 358. Ein recht bezeichnendes Beispiel der Art ist *τριβαλλοπανόθρεπτα μειραχύλλια* bei *Athen.* III. p. 108 A. 9) Die Belege aus Athenäus (I. p. 26 A. II. p. 43 F. VII. p. 311 D. VIII. p. 358 F.) gibt Meineke S. 358 fg. 10) Vergl. Meineke I, I. S. 359. III. S. 208 fg.

pocrat. p. 185, 21), der *Δαίδαλος* (*Athen.* VI. p. 247 A.), der *Δευκαλίων* (*Athen.* III. p. 100 E. 107 F.), *Δόλων* (ibid. III. p. 100 A. und XI. p. 471 D.), die *Εὐρώπη* (*Athen.* X. p. 417 C.), *Αὔγη* (*Athen.* XIV. p. 622 E.), *Ἠχώ* (ib. VII. p. 300 B.), *Ἰξίων* (ib. VIII. p. 347 D.), *Ἴων* (ib. IV. p. 169. VII. p. 300 E. X. p. 417 C.), *Κέρκωπες* (ib. XIII. p. 567 C. X. p. 417 D.) *Μήδεια* (ib. VII. p. 300 C.) *Μυσοί* (ib. X. p. 417 D.), *Ναυσικάα* (ib. VII. p. 307), *Ξοῦθος* (Schol. *Eurip.* Med. 610), *Ὀδυσσεὺς ἢ Πανόπται* (*Athen.* XI. p. 478 C.), *Οἰδίπους* (ib. VI. p. 239 A.), *Οἰνόμαος ἢ Πέλοψ* (ib. XV. p. 678 F.), *Ὀρθάνης* (ib. III. p. 105 F. 108 A. D. X. p. 424 B.), *Προκρίς* (ib. X. p. 422 E. XII. p. 553 B.), *Σεμέλη ἢ Διόνυσος* (ib. I. p. 36 B. XI. p. 460 E.), *Φοίνιξ* (ib. IX. p. 397 A.), *Χάριτες* (ib. XII. p. 519 A.) u. s. w. Auch das Stück *Λάκωνες ἢ Λήδα* (*Athen.* III. p. 108 A. VII. p. 330 C. IX. p. 380 F. XI. p. 460 E.) scheint in diese Gattung zu gehören, an welche sich eine andere anreihen läßt, welche, wenn wir gleichfalls nach den Titeln einen Schluß machen dürfen, zunächst bestimmte Personen der Mitwelt zum Gegenstande sich genommen hatte; doch scheint im Ganzen diese Classe seiner Dramen wenig zahlreich, jedenfalls beiweitem der andern nachstehend, aus Gründen, die wol in den natürlichen Verhältnissen der Zeit, in welcher der Dichter lebte, gesucht werden können. Es gehört hierher insbesondere der *Διονύσιος* (*Athen.* VI. p. 260 C.), ein Stück, dessen Inhalt sich offenbar auf den bekannten sicilischen Tyrannen dieses Namens bezog, aber leider uns zu wenig bekannt ist, um zu bestimmen, in welcher Weise der sicilische Fürst hier zum Gegenstande einer Komödie gemacht worden war; vielleicht waren es die schlechten Versuche des Dionysius auf dem Gebiete der tragischen Poesie, die hier, neben andern Eigenschaften dieses Mannes, dem Gespötte preisgegeben wurden [11]). Ebenso wenig Näheres wissen wir über Inhalt und Tendenz des *Ἀγκυλίων* (*Athen.* IX. p. 369 D. XIV. p. 646 B. XV. p. 668 D.) [12]) oder des *Καμπυλίων* (*Athen.* VII. p. 295 E. XIII. p. 571 F. XIV. p. 642 C.) [13]) und anderer Stücke, welche man unter diese Gattung zu bringen sucht. Auch eine *Εἰρήνη* wird genannt (Antiatticist. p. 86); vielleicht war sie politischen Inhalts. Andere Aufschriften lassen uns auf die Behandlung solcher Gegenstände schließen, wie sie von den Dichtern der neuern Attischen Komödie insbesondere genommen wurden; dahin würden z. B. gehören die *Ἀνασωζόμενοι* (*Athen.* VIII. p. 340 D.), *Ἄστυτοι* (ib. II. p. 69 C.), *Κατακολλώμενος* (ib. XIV. p. 653 E. IX. p. 396 A. etc.), *Κυβευταί* (ib. XI. p. 471 D. etc. s. Meineke III. S. 231 fg.; vergl. I. S. 364), *Μυλωθρίς* (*Athen.* XI. p. 494 E.), *Πάμφιλος* (ib. X. p. 473 E. *Pollux* IX, 90), *Παννυχίς* (*Athen.* XIII. p. 568 E.), *Πορνοβοσκός* (ib. III. p. 108. IX. p. 371 E.), *Στεφανοπώλιδες* (*Athen.* XIII. p. 557 F. XV. p. 679 B. D. 690 E. IX. p. 384 C.), *Ψάλτρια* (ib. XI. p. 460 E.) u. s. w. Als ein besonderes Beispiel seiner allegorischen Richtung mag noch das Stück *Σφιγγοκαρίων*, aus welchem Einiges Athenäus (X. p. 449 E. vergl. mit XII. p. 553 A. und III. p. 80 B.) [14]) aufbewahrt hat, genannt werden. Eubulos hatte hier einen Sklaven Karion eingeführt, der Alles, was er sprach, in eine dunkle, räthselhafte und darum schwer verständliche Sprache, gleich der alten Sphinx (daher wol auch die Aufschrift des Stücks), einkleidete, in fast lauter Räthseln sprach, was dem Dichter gewiß zu manchen versteckten Angriffen gegen solche Veranlassung gab, gegen welche die Verhältnisse der Zeit einen offenen Angriff, nach Art und Weise des Aristophanes, nicht mehr verstatteten.

Ein Eubulos (oder Eubuleus), Sohn des Praxiteles, wahrscheinlich des berühmten Künstlers, findet sich als Inschrift einem Kopfe oder einer Herme beigeschrieben, welche ehedem in der Villa Negroni sich befand; s. in Winckelmann's Gesch. der Kunst VI, 2. S. 166 und 167 in der Not. 504, nebst den dort gegebenen weitern Nachweisungen. (*Baehr.*)

EUCALYPTUS. Eine von Héritier (Sert. angl. t. 18) aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zwölften Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Leptospermeen der natürlichen Familie der Myrteen. Char. Der Kelch erscheint wie quer durchgeschnitten, indem der untere becherförmige Theil stehen bleibt, das obere Deckelchen (davon der Gattungsname: *εὐκάλυπτος*, wohlbedeckt) aber, in welchem sich zuweilen Spuren einer Corolle zeigen, abfällt; die zahlreichen, haarförmigen Staubfäden mit rundlichen Antheren sind auf einem Ringe des Becherchens eingefügt; der Griffel und die Narbe einfach, die Kapsel vierfächerig, an der Spitze vierklappig, vielsamig: die Mutterkuchen an den Wänden. Die hierher gehörigen Arten (nach Rob. Brown's Angabe mögen sie sich wol auf 100 belaufen, von denen aber kaum die Hälfte genauer bekannt ist) wachsen als hohe Bäume mit ganzrandigen, lederartigen Blättern und doldenförmigen Blüthen ausschließlich in Neuholland. Eine Art Kino (Gummi Kino australe) kommt von Euc. resinifera *Smith* (in *White*, Voy. 331. t. 25. Exot. bot. II. p. 49. t. 84. *Andrews*, Rep. t. 400. Hayne, Arzneigew. X. t. 5. Metrosideros gummifera *Gärtner*, De fruct. I. p. 170. t. 34), aus deren Blättern eine große Menge eines süßen, der Manna sehr ähnlichen Stoffes ausschwitzt. Das Holz dieser und anderer Arten ist nutzbar; aus der Rinde hat man viel Gärbestoff gewonnen, und viele Arten sollen ein dem Cajuputi sehr ähnliches ätherisches Öl enthalten. (*A. Sprengel.*)

EUCAMPTOGNATHUS. Unter dieser Benennung errichtete Chaudoir [1]) eine Käfergattung aus der Familie Carabici, Abtheilung Thoracici, der Gattung Feronia (*Cuv.*) verwandt, für welche er als Beispiel Euc. Chevrolati (Abax spectabilis *Lap.*) [2]) aus Ma-

11) s. Meineke I, 1. S. 361 fg. III. S. 217 fg. 12) s. ebendas. I, 1. S. 359. III. S. 203. 13) s. ebendas. I, 1. S. 363. III. S. 225.

14) s. Meineke III. S. 254.

1) Bullet. de la société imp. de natur. de Moscou. 1837. p. 26. 2) Etud. entom. II. p. 153.

dagaskar aufführt. Dejean führt diese Gattung in seinem Kataloge unter der Benennung Euchlamys auf.
(*Germar.*)

EUCAMPTUS (*Dejean*)[1]), Käfergattung aus der Familie der Helopiden, mit gewölbten, länglich-eiförmigen Deckschilden, deren Mitte fast doppelt so breit ist, wie das flache, breite, vierseitige Halsschild. Die Fühler sind fadenförmig, von halber Körperlänge; die letzten vier Glieder sind kürzer und breiter, das Endglied ist gedrungen eirund. Die Beine sind lang, die vier ersten Glieder der vordern Tarsen breit, herzförmig, unten gepolstert. Die einzige bis jetzt bekannte, aber noch nicht beschriebene, Art ist E. Iridis: aeneoniger, elytris profunde punctato-striatis, purpurascentibus. Fast einen Zoll lang. In Mexico einheimisch.

Chevrolat[2]) belegt mit dem Namen Eucamptus eine andere, in die Familie der Elateriden gehörige, Käfergattung[3]).
(*Germar.*)

Eucarpha *R. Br.*, f. Knightia.

EUCERA. Eine ursprünglich von Scopoli errichtete, von den späteren Schriftstellern angenommene Gattung der bienenartigen Insekten. Sie gehört unter die Gruppe der einsam lebenden Bienen und besitzt folgende Merkmale: Das erste Glied der Hintertarsen an der Spitze nach Außen erweitert, bei dem Weibchen rauhhaarig; die Kiefer an der Innenseite einzähnig; die Nebenzungen borstenförmig, ebenso lang oder länger als die Lippentaster; die Kiefertaster vier- bis sechsgliederig; die Fühler des Männchens länger als der Körper. Ihr Bauch ist nur einfach behaart, ohne besonderes Polster, und die Oberflügel haben zwei oder drei Cubitalzellen. Sie besitzen nur mittlere Größe, keine bunten Farben und fliegen rasch von einer Blume zur andern. Das Weibchen macht senkrechte, einige Zoll tiefe Röhren in die Erde und legt in diese seine Eier, und mit ihnen einen aus Blüthenstaub gebildeten Teig, der als Nahrung für die Larven dient. Man kann die Arten in drei Abtheilungen bringen, welche einige Schriftsteller als besondere Gattungen betrachten: 1) Die Kiefertaster sechsgliederig, die Oberflügel mit zwei Cubitalzellen. Dahin die in Europa einheimischen Arten: E. longicornis, linguaria, grisea *Fabr.* 2) Die Kiefertaster fünfgliederig, die Oberflügel mit drei Cubitalzellen (Macrocera *Spin.*). Die Arten, z. B. E. antennata, sind ebenfalls nur in Europa einheimisch. 3) Die Kiefertaster viergliederig, die Oberflügel haben drei Cubitalzellen (Melissodes *Latr.*). Enthält nur südamerikanische Arten.
(*Germar.*)

Euceraa *Mart.*, f. Casaria.

Euchaetis *Bartl.*, f. Diosma.

Eucharidium *Fisch.* et *M.*, f. Clarkia.

EUCHARIS. Eine von Latreille gegründete Gattung der Hymenopteren aus der Familie der Chalciden[1]). Ihre Kennzeichen sind: dicke, aufwärts gerichtete, neun bis zehngliederige, schnurförmige Fühler, ein kurzer, an den Seiten zusammengedrückter, eiförmiger oder dreiseitiger, langgestielter Hinterleib, einfache Hinterschenkel und zellenlose, nur mit einer Hauptader versehene Oberflügel. Es sind nur wenige und kleine, metallisch glänzende Arten bekannt[2]), unter denen Eucharis adscendens, metallisch grün, mit gelben Beinen, welche über ganz Europa verbreitet ist, noch am häufigsten gefunden wird.
(*Germar.*)

Eucharistie, f. Abendmahl.

EUCHARIUS, Heilige. 1) Eucharius, der erste Bischof von Trier, war nach der Legende ein Schüler des heiligen Petrus. Dieser sandte ihn, nachdem er zuvor mit der bischöflichen Würde ausgestattet worden, nebst Valerius und Maternus nach Gallien. Als sie in der Gegend von Cöln das Evangelium predigten, starb Maternus nicht fern[1]) von dieser Stadt plötzlich. Die beiden andern Schüler, nämlich Eucharius und Valerius, kehrten zum heiligen Petrus nach Rom zurück und erzählten ihm das Geschehene. Er bestärkte sie im Glauben, übergab ihnen seinen Hirtenstab, daß sie ihn auf den Leichnam des Gestorbenen legen und ihn wieder lebendig machen sollten. Sie thaten es, und Maternus stand auf, ging nach Cöln und bekehrte das Volk. Eucharius und seine beiden Genossen, Valerius und Maternus, kamen predigend auch nach Trier und bewegten die Trevirenser im Umkreise, Gallier, Germanier und heidnische Römer, zum christlichen Glauben. Die Bekehrer glänzten durch verschiedene Wunder, indem sie Todte auferweckten und alle Krankheiten heilten. Aber die Götzenpriester regten das Volk gegen sie auf, sodaß sie gesteinigt werden sollten. Hierbei jedoch wurden die Hände und Arme derer, welche sie steinigen wollten, auf wunderbare Weise gebunden oder unthätig gemacht, und durch das Gebet des heiligen Eucharius zu voriger Gesundheit wieder hergestellt. Daher ließen sich sehr viele taufen, Kirchen wurden erbaut und der abergläubische Irrthum abgeworfen. Auch erweckte Eucharius den Sohn einer reichen Witwe wieder zum Leben. Durch Ankündigung eines Engels wußte Eucharius seinen Tod voraus, und es kam Licht und umglänzte ihn, und in dem Zeitraume von etwa einer Stunde gab er den 9. Dec. (im J. 75) seinen Geist auf. Nach ihm ward der zweite Erzbischof von Trier Valerius. Als dieser das Bisthum 15 Jahre löblich regiert hatte, erschien ihm der heilige Eucharius und kündigte ihm den ihm bevorstehenden Tod an, so auch nachher dem Maternus. Die Gebeine des Apostels Matthias wurden nachmals neben die Leichname des heiligen Eucharius und seiner Genossen gelegt. Der heilige Agricius, der 27. Erzbischof von Trier, wurde neben dem heiligen Eucharius begraben. Den Körper des heiligen Maximinus ließ sein Schüler, der heilige Paulinus, der 29. Erzbischof von Trier, aus Aquitanien bringen und auf dem Kirchhofe des heiligen Eucharius begraben[2]). — 2) Eucharius, Eucherius I. der Heilige, der 17. Bischof von

1) Catal. des Col. p. 230. 2) Coléopt. de Mexiq. fasc. I. 1834. 3) Germar, Zeitschr. für die Entom. I. S. 207.

1) f. Encykl. 1. Sect. 16. Bd. S. 101, Art. Chalcidites. 2) *Walker*, Monogr. Chalcidit. (Lond. 1839.)

1) So nach der Vita S. Materni ap. *Cornelium Grasium*, Vitae Sanctorum. T. III. p. 841, nach *Christoph. Browerus*, Ann. Trevir. Lib. II. n. XCV. zu Cöln selbst. 2) Magnum

Tongern und der 7. von Mastricht, erhielt den Bischofsstuhl im J. 535, und saß zwei Jahre, ein heiliger, angenehmer, bescheidener Mann und voll aller Güte, starb den 20. Febr., ward zu Mastricht begraben. — 3) Eucharius, Eucherius II. der Heilige, der 19. Bischof von Trier, ward es im J. 541, ein frommer und gerechter und in aller Tugend ausgezeichneter Mann, stand dem Bisthume drei Jahre vor und ward in Mastricht begraben [3]). (*Ferdinand Wachler.*)

EUCHEILA (*Dejean*), Käfergattung aus der Familie der Carabicinen und der Abtheilung truncatipennes [1]). Die von Dejean [2]) angegebenen Merkmale sind: das letzte Glied der Marillartaster walzig, das der Lippentaster ausgezeichnet beilförmig; die fadenförmigen Fühler viel kürzer als der Körper; die Lefze sehr groß, vorgestreckt, vorn gerundet und die Kinnbacken bedeckend; das Kinn ohne Mittelzahn; Kopf langgestreckt, fast dreieckig; das Halsschild kurz, beinahe herzförmig; die Deckschilde länglich-vierseitig, an der Spitze stark ausgerandet; die Krallen ungezähnelt. Die einzige bis jetzt bekannte Art, E. flavilabris: supra viridi-cupreo-aenea, punctata, elytris punctis duobus impressis, labro, palpis, antennis pedibusque flavis, hat 3½ Linien Länge und ist in Brasilien einheimisch. (*Germar.*)

EUCHEIR (*Εὔχειρ*), ein Verwandter des Dädalos, welcher nach Aristoteles die Malerei in Griechenland eingeführt, was Theophrast dem Polygnotos von Athen zuschrieb. So erzählt *Plinius*, H. N. VII. cap. 57. (s. 56.) i. fin. Weitere Nachrichten über diesen angeblichen Künstler aus der frühesten Periode Hellenischer Cultur fehlen durchaus. Verschieden von ihm wird jedenfalls der andere Künstler dieses Namens sein, der mit Eugrammos in Begleitung des Demaratus von Korinth nach Italien kam und dahin die Plastik gebracht haben soll. So gibt wenigstens derselbe Plinius an einer andern Stelle (XXXV, 43. s. 12) an, und mit dieser Angabe wird sich wol die Nachricht des Pausanias (VI, 4. §. 2) in Verbindung bringen lassen, welcher den Pythagoras von Rhegium, einen ausgezeichneten Plastiker, zum Schüler des Klearchus von Rhegium und diesen wieder zum Schüler des Eucheiros (*Εὐχείρος*), eines Korinthiers, macht, der selbst in der Lehre zweier spartanischer Künstler, des Syadras und Chartas, gewesen. Wenn die veränderte Form des Namens (*Εὔχειρος* und *Εὔχειρ*) keine großen Bedenken gegen die Identität der Person machen kann, so dürften ernstlichere Schwierigkeiten von Seiten der Chronologie zu befürchten sein, indem die Auswanderung des Demaratus aus Korinth in die 29. Olympiade fällt, Pythagoras von Rhegium aber weit später, um die 73. Olympiade, blühete, sodaß, wenn wir keine Verschiedenheit der Person annehmen wollen, nur die Annahme irgend eines fehlenden Mittelgliedes in dieser Reihenfolge eine Künstlerschule übrigbleiben wird. Cf. *Sillig*, Catalog. Artific. p. 203. Übrigens kommt der Name *Εὔχειρος* als der Name eines Künstlers auf einem Gefäß in der Sammlung von Lucian Bonaparte vor; s. *Micali*, Storia degli antichi popol. Ital. II. p. 289.

Verschieden davon und jedenfalls einer weit späteren Zeit angehörig ist der Bildhauer *Εὔχειρ*, der Sohn des Eubulides, aus Athen, welcher in dem Tempel des Hermes zu Pheneos ein Marmorbild dieses Gottes gefertigt hatte, nach dem Zeugniß des Pausanias (VIII, 14. §. 7) vielleicht derselbe, den Plinius (H. N. XXXIV, 8 oder 19. §. 34) unter denjenigen Künstlern nennt, welche in der Darstellung von Athleten, von bewaffneten, oder jagenden, oder opfernden Personen sich versucht. Ein Eucheir und ein Eubulides aus dem Attischen Demos Kropeia werden als Bildhauer am Schlusse einer Inschrift genannt, welche an der Statue eines Frauenzimmers aus dem Geschlechte des Redners Lykurgus sich befand und in neuerer Zeit auf der Akropolis beim Erechtheum gefunden ward (s. *Boeckh*, Corp. Inscript. Graecc. T. I. p. 916. nr. 666); und eine ganz ähnliche Inschrift, die ebenfalls beide Künstler nennt, ist in neuester Zeit im innern Ceramicus zu Athen entdeckt worden, sie gehörte offenbar einem größeren Werke der bildenden Kunst an, welches beide Bildhauer gefertigt hatten, die man, wegen des römischen Charakters der Architektur und anderer Gründe wegen, nicht wol über die römische Periode setzen kann; s. Roß im Kunstblatt 1837. Nr. 94. S. 387 fg. Thiersch, Epochen der Kunst. S. 127 der zweiten Ausgabe. Beide Künstler gehören wol einer und derselben Künstlerfamilie an, deren Verhältniß zu einander wir wol so bestimmen dürften, daß der in den beiden Inschriften vorkommende Eubulides, der auch nach dem Eucheir genannt ist, etwa dessen Sohn gewesen, Eucheir selbst aber, wie Pausanias (a. a. O. vergl. mit I, 2. §. 5) angibt, zum Vater einen ältern Künstler Eubulides hatte, dessen Name dann, nach Hellenischer Sitte, auch auf den Enkel überging. (*Baehr.*)

EUCHENOR, *Εὐχήνωρ*, 1) einer von den 50 Söhnen des Ägyptos, verlobt mit der Danaide Iphimedusa, die ihn tödtete. (*Apollod.* II, 1, 5.) 2) Sohn des Wahrsagers Polyidos, ein reicher Korinther. Der Vater weissagte ihm, daß, wenn er vor Troja zöge, er dort im Kampfe fallen, und bliebe er zu Hause, an einer schweren Krankheit sterben würde. Er entschloß sich zum erstern und fiel durch Paris. (*Hom.* Il. XIII. 663.) (*Richter.*)

EUCHERIA. Dieser Name kommt in einem lateinischen Spottgedichte vor, welches man in der Epigrammensammlung des Pithöus (B. 4), Burmann's lateinischer Anthologie (B. 5), Mabillon's Analekten und von Wernsdorf (poetae latini minores III. 97 sq.) abgedruckt findet. Dieses Gedicht zählt eine Menge von Fällen auf, in denen auf absurde Weise das Edelste mit dem Gemeinsten, das Schöne mit dem Häßlichen ge-

Chronicum Belgicum ap. *Pistorium*, Rer. Germ. Script. T. III. p. 4. 5. 8. 9. *Marianus Scotus*, Chronicon bei Demselben T. I. p. 559. *Gotfridus Viterbiensis*, Chron. Pars XIV. bei Demselben T. II. p. 244. *Hermannus Cornerus*, Chron. ap. *Eccardum*, Corpus Historicum Medii Aevi. T. II. p. 440.

3) Magnum Chronicon Belgicum p. 20.

1) s. Encykl. I. Sect. 15. Bd. S. 155. Art. Carabiel. 2) Spec. génér. des Coléopt. Tom. V. p. 455.

paart wird; die Pointe davon enthält das letzte Distichon: Sollte dereinst solche scheußliche Paarung für eine natürliche gelten, so mag dann der Bauer und Leibeigene um Eucheria werben. Dieses hat nun zu der Vermuthung geführt, daß die hier genannte Eucheria die Verfasserin dieses Gedichtes sei und sich selbst in diesem Falle befunden habe. Beides aber geht daraus nicht hervor, denn der Name Eucheria kann hier anstatt jeder freien, gebildeten, schönen Frau, im Gegensatz von rusticus und servus gesetzt sein, und die Dichterin — wie sie auch geheißen habe — nur im Allgemeinen ihren Unwillen über dergleichen anmaßliche Heirathsanträge ergossen, oder vielleicht — denn auch dies ist möglich — an eine Freundin Eucheria, die sich in solchem Falle befand, gerichtet haben. Genug, man weiß sonst durchaus nichts von einer Dichterin Eucheria. Aus dem Namen und manchen nicht römischen Ausdrücken schloß Wernsdorf auf Aquitanien oder Gallien als ihr Vaterland und setzte den Ursprung dieses Gedichtes in das fünfte oder sechste Jahrhundert n. Chr. Geb. (s. a. a. O. die einleitende Abhandlung S. LXV. fg.). (*H.*)

EUCHILOS. Diese von R. Brown gestiftete Pflanzengattung gehört zu der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Sophoreen der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Der Kelch mit zwei Stützblättchen versehen, fünftheilig, zweilippig: die Lappen der Oberlippe größer als die übrigen (daher der Gattungsname: εὔχειλος, großlippig); der Wimpel der Schmetterlingscorolle groß, fast nierenförmig, ausgerandet; Segel und Kiel von gleicher Größe; der Griffel pfriemenförmig, aufsteigend; die Hülsenfrucht gestielt, zusammengedrückt; die Samen mit einer Keimwarze, deren hintere Lappen ungetheilt sind (bei der nahe verwandten Gattung Pultenaea sind diese Lappen eingeschnitten). Die einzige Art, Euch. obcordatum *R. Brown* (*Aiton*, hort. kew. ed. 2. 3. p. 17. Bot. reg. t. 403. Bot. cab. t. 60), ist ein kleiner neuholländischer Strauch mit drehrunden, weißgrauen Zweigen, gegenüberstehenden, einfachen, umgekehrtherzförmigen Blättern, sehr kleinen Afterblättchen und in den Blattachseln stehenden, gestielten Blüthen: Wimpel und Segel sind gelb, der Kiel ist purpurroth. (*A. Sprengel.*)

EUCHIRUS (Eucheirus *Kirby*, Propomacrus *Newm.*). Der von Linné, Fabricius und älteren Schriftstellern beschriebene ostindische Scarabaeus longimanus bietet in seinen Merkmalen soviel Eigenthümlichkeiten dar, daß Kirby, Hope, Burmeister u. a. aus ihm eine besondere Gattung bildeten, der sie den obigen Namen beilegten. Es ähnelt dieses Thier in Beziehung auf Bildung des Kopfes und der Mundtheile den Trichiaden, in der Gestalt des Halsschildes den Geotrupinen, im Bau der Deckschilde und Krallen den Melolonthiden; besonders aber zeichnet sich dasselbe durch die ungemein langen, mit gekrümmten und gezahnten Schenkeln und gebogenen Schienen versehenen Vorderbeine des Männchens aus. Es weichen die Schriftsteller unter sich über den Platz, welcher der Gattung Euchirus im Systeme anzuweisen sein möchte, ab, indem Fabricius ihn zu seiner Gattung Scarabaeus (Geotrupes *Latr.*), Latreille zu den Dynastiden, Burmeister zu den Trichiaden, Klug zu einer besonderen zwischen Dynastiden und Melolonthen stehenden Gruppe brachte*). Es sind bis jetzt vier Arten bekannt, welche zu Euchirus gehören, von denen drei bei Burmeister aufgeführt sind, eine vierte von Hope neuerdings beschrieben wurde. Hope vertheilt diese Arten unter die Gattungen Euchirus, Propomacrus und Cheirotonus, und betrachtet sie als einer gemeinschaftlichen Gruppe angehörig, welcher er die Benennung Eucheiridae beilegt. (*Germar.*)

Euchiton *Cassin.*, s. Gnaphalium.

Euchlamys, s. Eucamptognathus.

EUCHLORA. Eine von Mac Leay errichtete Käfergattung aus der Familie der Lamellicornen, wohin Melolontha viridis, bicolor *Fabr.* u. a. gehören. Vergl. Melolonthidae. (*Germar.*)

Euchlora *Eckl.* und *Zeyh.*, s. Microtropis.

EUCHLORGLIMMER. Mohs vereinigt unter dieser Benennung diejenigen gesäuerten Metalloxyde, welche grüne Farbe, grünes oder gelbes Pulver, einen einzelnen vorwaltend entwickelten Durchgang, eine geringe Härte, welche ziemlich der des Gypses gleichkommt und ein specifisches Gewicht von 2,5 bis 3,2 besitzen. Er rechnet dahin: 1) den hemiprismatischen Euchlorglimmer (Kupferglimmer) aus gewässertem arseniksaurem Kupferoxyd bestehend; 2) den prismatischen Euchlorglimmer (Kupferschaum), eine Verbindung von gewässertem arseniksaurem Kupferoxyd mit kohlensaurem Kalk; 3) den pyramidalen Euchlorglimmer (Uranglimmer), aus Uranoxyd, Kupferoxyd, Phosphorsäure und Wasser zusammengesetzt; s. Kupfer und Uran. (*Germar.*)

Euchloris *Don.*, s. Elichrysum.

Euchraeus, s. Chrysides I. Sect. Bd. 17. S. 161.

EUCHROIT. Ein smaragdgrünes in rhombischen Prismen mit zugeschärften Enden krystallisirt vorkommendes, bei Libethen in Ungarn aufgefundenes Kupfererz, das 47,85 Kupferoxyd, 33,02 Arseniksäure und 18,8 Wasser nach Turner's Analyse enthält; s. Kupfer. (*Germar.*)

Euchroma *Nutt.*, s. Castilleja.

Euchron, s. Euchronsaeure.

EUCHRONSÄURE (εὔχροος, von schöner Farbe), nennt Wöhler eine durch Metamorphose des mellithsauren Ammoniaks erhaltene Säure (Journ. f. prakt. Chem. 1841. XXIII. p. 219). Wird dieses Ammoniaksalz mehre Stunden lang und unter öfterem Umrühren in einer Temperatur zwischen 150° und 160° C. erhalten, so verwandelt sich dasselbe in zwei neue stickstoffhaltige Substanzen, von denen die eine die genannte Säure, gebunden an Ammoniak, ist; durch Wasser läßt sich das euchronsaure Am-

*) Vergl. darüber *Hope*, The coleopter. manual. (London 1837.) Vol. I. p. 34. Klug, Bericht über die Verhandlungen der königl. preuß. Akad. der Wissensch. 1839. S. 67. Burmeister in Germar's Zeitschrift für die Entom. 2. Bd. S. 372 und 3. Bd. S. 226. Erichs. Bericht über die Leistungen in der Entom. 1841. S. 28 und 1842. S. 29. Hope im Magaz. of Nat. hist. New Ser. VI. p. 300. Burmeister, Handb. der Ent. III. S. 699.

moniak von dem anderen Körper, der im Wasser unlöslich ist, sondern. Um die neue Säure zu gewinnen, löst man das euchronsaure Ammoniak in der kleinsten nöthigen Menge siedenden Wassers auf und vermischt die Lösung noch heiß, mit Salzsäure oder Salpetersäure. Bald scheidet sich die Säure in Gestalt eines weißen krystallinischen Pulvers ab; man reinigt sie durch Umkrystallisiren aus siedend heißem Wasser.

Die Euchronsäure krystallisirt in sehr niedrigen, geschoben vierseitigen Prismen, die mehrentheils auf eigenthümliche Weise zu Zwillingen verwachsen sind. Sie ist sehr schwer löslich, reagirt aber stark sauer und schmeckt ungefähr wie Cremor tartari. In der Wärme verlieren die Krystalle Wasser und werden undurchsichtig, ohne zu zerfallen. Bei 200° verliert sie alles Wasser, ohne sich zu zersetzen, und dann läßt sie sich noch, ohne Veränderung zu erleiden, bis auf 280° erhitzen. Ausgezeichnet ist die Euchronsäure in ihrem Verhalten zum metallischen Zink. Sie wird durch dieses Metall in einen tiefblauen Körper umgeändert, der sich auf das Zink aus der aufgelösten Säure niederschlägt. Die Farbe ist außerordentlich intensiv und schon Spuren lassen die Erkennung dieses Verhaltens zu. In sehr verdünnter Salzsäure löst sich der blaue Körper so vom Zink ab, daß man ihn abfiltriren, auswaschen und trocknen kann. Er enthält kein Zink, und beim gelindesten Erwärmen wird er wieder in weiße Euchronsäure umgewandelt. Wöhler schlägt für den blauen Körper den Namen Euchron vor, indem er glaubt, daß er das Radikal der Säure, oder eine niedere Oxydationsstufe eines Radikals sei. In Ammoniak und in Kali löst sich dieses Euchron mit prachtvollster Purpurfarbe auf. Mit Wasser von 200° verwandelt sich die Euchronsäure in Mellithsäure und Ammoniak. Wöhler ertheilt der bis zu 200° erhitzten Euchronsäure die Formel $2H_2O + C_{12}N_2O_8$, indem sie besteht, aus: 47,79 Kohlenstoff; 9,23 Stickstoff; 31,26 Sauerstoff; 11,72 Wasser. (*Steinberg.*)

EUCLEA. Eine von Thunberg (Nov. gen. 84) aufgestellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 11. Linné'schen Classe (oder, nach älteren Ansichten, aus der 11. Classe der 22. Classe) und aus der natürlichen Familie der Ebenaceen. Char. Die Blüthen diöcisch; der Kelch vier- oder fünfzähnig; die Corolle vier- oder fünfspaltig; die kurzen Staubfäden im Grunde der Corolle eingefügt, mit aufrechten, vierkantigen, gefurchten, an der Spitze auf jeder Seite durchlöcherten Antheren; die Beere ein- bis dreisamig. Die am längsten bekannte Art, welche auch in den europäischen Glashäusern häufig zu finden ist, Eucl. racemosa *Murray* (Syst. veg. p. 747. *Jacquin* fragm. t. I. f. 5. Padus foliis subrotundis etc. *Burmann* afr. 238. t. 84 f. 1), ist ein am Vorgebirge der guten Hoffnung einheimisches, 5—6 Fuß hohes, sehr ästiges Bäumchen mit immergrünen, lederartigen, umgekehrt eiförmig-ablangen, ganzrandigen Blättern und achselständigen, kleinen, weißen, herabhangenden Blüthentrauben. Eucl. lancea und undulata *Thunb.* und Eucl. virgata *Link.* wachsen ebenfalls am Cap. Die Arten Eucl. brasiliensis *Spreng.* aus Südamerika und Eucl. pilosa und herbacea *Loureiro* aus China und Cochinchina sind einer genaueren Prüfung bedürftig. (*A. Sprengel.*)

EUCLIDIUM. Eine von R. Brown so benannte, von Adanson und Medikus schon früher unter dem Namen Soria und Hierochontis als selbständig betrachtete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 15. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Siliculosae der natürlichen Familie der Cruciferae. Char. Der Kelch aufrecht; das Schötchen nicht aufspringend (daher der Name κλειδεῖν, verschließen, εὖ, wohl), bauchig, mit dem Griffel gekrönt, mit deutlichen Nähten und zwei einsamigen Fächern; die Samen herabhängend, das Würzelchen anliegend. Es sind zwei Arten bekannt, kleine Sommergewächse mit unscheinbaren, weißen, fast ährenförmigen Blüthen: 1) Eucl. syriacum *R. Br.* (in *Aiton* hort. kew. ed. 2. 4. p. 74. Bunias syriaca *Gärtner* de fruct. 2. p. 290. t. 141. Anastatica syriaca *L.*, *Jacquin* austr. 1. t. 6. Myagrum syriacum *Lamarck*, M. rostratum *Scopoli*, M. rigidum *Pallas*), im südöstlichen Europa, in Syrien und in der Krim; 2) Eucl. tataricum *Candolle* (Syst. 2. p. 422. Vella tenuissima *Pallas* Reise III. t. U. f. 2. Bunias tatarica *Willdenow*), in den Steppen bei Astrachan. (*A. Sprengel.*)

Euclinia *Salisb.*, s. Randia.

Euclisia *Nutt.*, s. Streptanthus.

EUCNEMIDES. Familie der Käfer, aus der Abtheilung mit fünfgliederigen Tarsen, und der Familie Sternoxi, den Elateriden nahe verwandt, und von mehren Schriftstellern damit vereinigt. Sie unterscheiden sich im Allgemeinen durch einen langgestreckten, walzen- oder kahnförmigen Körper, ziemlich lange fadenförmige, häufig kammförmig gezahnte Fühler, welche vor den Augen in seitlichen Ausschnitten auf der Stirn stehen, einen vorn senkrecht niedergebogenen Kopf, kurze, unbewehrte Beine, eine stachelförmige Verlängerung der Vorderbrust, welche in eine Grube der Mittelbrust einpaßt und breite Hinterhüften, unter welche die hintersten Schenkel verborgen werden können. Ihre Larven, welche noch nicht genau bekannt sind, leben im Holze; die vollkommenen Insekten trifft man hauptsächlich auf Sträuchern und Bäumen an. Von den Elateriden unterscheiden sie sich vorzüglich durch den mehr senkrecht stehenden Kopf und die an der Wurzel mehr genäherten, weiter nach Oben eingesetzten Fühler; auch ist ihr Vermögen sich auf dem Rücken liegend emporzuschnellen, weit geringer und fehlt bei manchen Arten ganz. Die Mittelplatte der Vorderbrust ist vorn gerad abgestutzt und bildet nicht wie bei den Elateriden einen den Mund von Unten bedeckenden Vorsprung.

Von den, den Eucnemiden nahe verwandten Cebrioniten unterscheiden sie sich durch beilförmiges Endglied der Taster, härtere Körperbedeckung und die an der Wurzel sich näher stehenden Fühler.

Latreille und Laporte trennen von den Eucnemiden noch die Cerophytiden, wohin sie die Gattungen Throscus, Chelonarium, Lissomus, Cryptostoma und Ce-

rophytum bringen. Wenn man aber die überhaupt nicht hierher gehörigen Gattungen Throscus und Cholonarium abrechnet, so lassen sich die übrigen Gattungen füglich mit den Eucnemiden verbinden.

Um die Eintheilung der Eucnemiden in Gattungen haben sich vorzüglich verdient gemacht: Eschscholtz in Thon's Entomol. Arch. 2. Bd. 1830 und in Silbermann's Revue entomol. T. IV. 1836. Latreille in den Annal. de la soc. entom. de France. T. III. 1834. de Laporte in Silbermann's Revue entom. T. III. 1835. *Mannerheim*, Eucnemis, insect. genus monogr. tractatum. (Petrop. 1823.)

Man kann die hierher gehörigen Gattungen in folgende Abtheilungen bringen:

I. Die Vorderbrust ohne besondere Rinnen zum Einlegen der Fühler.

A. Das vierte Tarsenglied herzförmig.

a) Die hintersten Hüften dicht am Körper anliegend, die Schenkel nicht bedeckend. Cerophytum *Latr.*, C. elateroide *Latr.*

b) Die hintersten Hüften bedecken den Schenkel in der Ruhe.

Hierher gehören die Gattungen Sphaerocephalus *Esch.* und Scython *Lap.*, deren Unterschiede von einander noch nicht festgestellt sind.

B. Das vierte Tarsenglied einfach.

a) Die Schenkeldecken sehr groß, das zweite Fühlerglied sehr klein, das dritte verlängert. Nematodes *Latr.*, Eucnemis procerulus *Mann.*

b) Die Schenkeldecken mäßig groß, schmal, die Fühlerglieder ziemlich gleich groß. Xylophilus *Mann.* (Xyloccus *Serv.*) Elater Alni *Fabr.*

c) Die Schenkeldecken mäßig groß, schmal, allmälig nach Innen erweitert, die Wurzelglieder der Fühler kleiner.

α) Die vier Endglieder der Fühler sehr lang. Epiphanis *Esch.*, E. cornutus *Eschsch.* zool. Atl. IX. tab. 4. fig. 6.

β) Die Endglieder der Fühler wenig von den vorhergehenden verschieden.

1) Das dritte Fühlerglied gekrümmt und gezahnt. Cryptostoma *Latr.* (Ceratogonyx *Perty.*) Elater spinicornis *Fabr.*

2) Die sieben letzten Fühlerglieder kammförmig gezahnt. Phyllocerus *Dej. Latr.*, Phyll. fulvipennis *Guer. Germ.*

3) Die Fühler vom dritten Gliede an gekämmt. Cephalodendron *Latr.* (Eurhipis *Dej.*) C. ramicorne *Latr.*

4) Die Fühler vom vierten Gliede an gekämmt.

*) Die Schienen breitgedrückt, messerförmig. Melasis *Fabr.* M. flabellicornis *Fabr.*

**) Die Schienen schmal, linienförmig. Tharops *Lap.* T. melasoides *Lap.* (Isorhipis Lapeigei *Dej.*). Auch Melas. sphondyloides *Germ.* kann hierher gerechnet werden, unterscheidet sich jedoch durch sehr schmale, nach Innen nicht erweiterte Schenkeldecken und kornförmiges drittes Fühlerglied.

5) Die Fühler fast schnurförmig, das dritte Glied länger als das zweite. Silenus *Latr.*, S. **brunneus** *Latr.*

II. Die Vorderbrust mit Rinnen zum Einlegen der Fühler versehen.

A. Das vierte Tarsenglied herzförmig.

a) Die Fühlerrinnen am Rande der Vorderbrust. Dirhagus *Esch.*

b) Die Fühlerrinnen in der Mitte der Vorderbrust. Microrhagus *Esch.* Elater pygmaeus *Fabr.* Eucnemis Sahlbergi *Mann.* Die Gattung Emathion *Lap.* scheint wenig verschieden zu sein.

B. Das vierte Tarsenglied einfach.

a) Die Tarsenglieder unten mit lappenförmigen Anhängen versehen.

α) Vier Tarsenglieder gelappt. Lissomus *Dalm.* (Drapetes *Dej.*) Elater equestris *Fabr.* Lissom. foveolatus *Dalm.*

β) Drei Tarsenglieder gelappt.

1) Die Fühlerrinnen bei der Mitte der Vorderbrust. Pterotarsus *Latr.*, Melasis tuberculata *Dalm.*, Pterot. histrio *Guer.*

2) Die Fühlerrinnen an den Seiten der Vorderbrust.

* Die Fühler fadenförmig. Fornax *Lap.*, F. ruficollis *Lap.*

** Die Fühler vom vierten Gliede an sägeförmig gezahnt, das letzte Tasterglied eiförmig. Galba *Latr.*, G. bisulcata *Latr.*, G. Wicardi, madagascariensis, orientalis, mexicana *Lap.*

*** Die Fühler wedelförmig. Galbodema *Lap.*, G. Mannerheimii *Lap.*, marmorata *Guer.*

b) Die Tarsenglieder ohne lappenförmige Anhänge.

α) Die Fühlerrinnen an den Seiten der Vorderbrust. Eucnemis *Ahr.*, E. capucinus *Ahr.*, sericatus *Mannerh.*

β) Die Fühlerrinnen bei der Mitte der Vorderbrust. Hypocoelus *Esch.* (Hylochares *Latr.*), Elater filum *Fabr.*, buprestoides *Ross.*, Eucnemis cruentatus. *Mann.* (*Germar.*)

Eucnemis *Brid.*, ist Dicnemon und Eucnemis *Lindl.* = Angulon.

Eucobum *Salisb.*, s. Gloxinia.

Eucomea *Salisb.*, s. Eucomis.

EUCOMIS. Diese von Héritier aufgestellte (von Jussieu Basilea, von Salisbury Eucomea genannte) Pflanzengattung gehört zu der ersten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe und zu der Untergruppe der Hyacinthen der Gruppe der Asphodeleen der natürlichen Familie der Liliaceen. Char. Die Blumendecke corollinisch, fast radförmig, regelmäßig, sechsspaltig; die Staubfäden an der Basis breit, etwas mit einander verwachsen, mit elliptischen Antheren; der Griffel pfriemenförmig, mit einfacher Narbe; die Kapsel dreifächerig, vielsamig. Es sind sechs Arten bekannt, welche als Zwiebelgewächse mit nacktem Blüthenschafte und weißgrünen, an der Spitze mit einem Blattschopfe versehenen (daher der Gattungsname: εὐκόμης schönbehaart) Blüthentrauben am Vorgebirge der guten Hoffnung wachsen. In den europäischen Glas-

häufern kommen am häufigsten vor: Euc. regia *Aiton* (Fritillaria regia *L.*, Basilea coronata *Lamark*, Corona regalis *Dillenius* hort. eltham. t. 92. fg. 109) und Euc. punctata *Hérit.* (Sert. angl. t. 18., Ornithogalum punctatum *Thunberg*, Asphodelus comosus *Houttuyn.* syst. t. 83). (*A. Sprengel.*)

EUCRATEA, eine von Lamouroux aufgestellte Gattung der Polypen, zur Familie der Cellariea unter den Bryozoen gehörig. — Sie hat einen ästigen, aus einzelnen Zellenreihen aufgebaueten Stamm, woran die Zellenmündungen abwechselnd nach links und rechts sich befinden. Als Arten der Gattung werden Sertularia chelata *Gmel.* Ell. Cor. XXII, b. B. und S. cornuta ebend. XXI. c. C. aufgeführt. (*Burmeister.*)

EUCROSIA. Eine von Ker aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der sechsten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Narcisseen der natürlichen Familie der Amaryllideen. Char. Die Blüthen doldenförmig; die Blumendecke sechstheilig, zweilippig, der unterste Fetzen abwärts gebogen; die Staubfäden lang, abwärts gebogen, pfriemenförmig, an der Basis zusammengewachsen, mit aufliegenden Antheren; der Griffel abwärts gebogen, einfach, wie die Narbe; die Kapsel dreifächerig; die Samen liegen in jedem Fache in zwei Reihen. Die einzige Art, Eucr. bicolor *Ker.* (Bot. reg. t. 207. Bot. mag. t. 2490) ist ein südamerikanisches Zwiebelgewächs mit gestielten, ablangen Blättern, drehrundlichem Blüthenschafte und gelbroth-grünlichen Blumen. (*A. Sprengel.*)

EUCRYPHIA. Eine von Cavanilles aufgestellte, von Molina früher Pellinia genannte Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 13. Linné'schen Classe und verwandt mit der natürlichen Familie der Chlaenaceae. Die später von Labillardière unter dem Namen Carpodontos (Carpodon *Spr.*) bekannt gemachte Gattung ist nicht wesentlich verschieden. Char. Der Kelch theilt sich in vier oder fünf Blättchen, welche, an der Basis frei, an der Spitze zusammenhängen und eine Art Mützchen bilden (daher der Gattungsname: εὐκρυφής gut verborgen); vier bis sechs rundliche Corollenblättchen; zahlreiche, fadenförmige Staubfäden mit zweifächerigen Antheren; sechs oder zwölf fadenförmige Griffel mit zugespitzten Narben; mehre ablange, einfächerige, nach Innen sich öffnende Kapseln sind an Fäden auf dem Fruchtboden befestigt; die Samen sind zusammengedrückt, auf einer Seite geflügelt. Die beiden bekannten Arten, Eucr. cordifolia *Cavanilles* (Icon. IV. p. 49. t. 372) auf der Insel Chiloë und Eucr. lucida * (Carpodontos lucida *Labill.* voy. II. p. 16. t. 13) auf Van Diemens Land, sind harzende Bäume mit gegenüberstehenden, lederartigen Blättern und einzeln in den Blattachseln stehenden Blüthen. (*A. Sprengel.*)

Eudacinus *Rafin.*, s. Pisocarpium.

EUDÄMONIA die Glücksgöttin, kommt blos in dem Gemälde des Kebes vor. (*H.*)

Eudämonie, Eudämonismus, s. Glückseligkeit.

EUDEMA. So nannten Humboldt und Bonpland eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 15. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Siliculosae der natürlichen Familie der Cruciferae nach dem Eudemos von Rhodos, einem Schüler des Aristoteles. Char. Der Kelch offen, an der Basis gleich; das Schötchen mit dem Griffel gekrönt, eiförmig, vielsamig, mit concaven Klappen und oberhalb durchlöcherter Scheidewand; die Samen elliptisch; das Würzelchen aufliegend. Humboldt und Bonpland fanden zwei Arten dieser Gattung auf den höchsten Gebirgen von Quito, Eud. rupestris (Pl. équin. II. p. 133. t. 123. Draba Humboldtii *Desvaux* journ. de bot. III. p. 171. Eutrema Humboldtii *Spreng.* syst. II. p. 880) und Eud. nubigena (l. c. p. 136. t. 124. Draba nubigena *Desv.* l. c., Eutrema Bonplandii *Spr.* l. c.), kleine, rasenförmig beisammenstehende perennirende Kräuter mit einzeln in den Blattachseln stehenden weißen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

EUDEMOS von Rhodus (Eudemus Rhodius), ein peripatetischer Philosoph, Zeitgenosse Theophrast's, mit dem er zugleich die Aristotelische Schule besuchte und dergestalt rivalisirte, daß Aristoteles selbst Anfangs unschlüssig war, welchen von beiden er zu seinem Nachfolger ernennen sollte, wie Gellius erzählt (Noct. att. XIII, 5, wo unstreitig Eudemus statt Menedemus gelesen werden muß). Er commentirte die Philosophie des Aristoteles in eigenen Schriften, worin er auch die Aristotelische Syllogistik zu vervollkommnen suchte. Diese Schriften sind aber verloren gegangen. Unter den Aristotelischen Schriften findet sich noch eine Ethik an den Eudemus in sieben Büchern, die einige diesem Eudemos selbst beilegen und daher die Eudemische Ethik nennen. Sie stimmt aber mit der Ethik an den Nikomachus völlig, und in einigen Büchern sogar wörtlich überein. — Außer diesem gab es noch zwei Peripatetiker dieses Namens, davon Einer ein Zeitgenosse des Vorigen, und der Andre ein Zeitgenosse Galen's war. Der Erste führt auch den Beinamen Cyprius von seinem Geburtslande. Beide haben sich aber durch nichts ausgezeichnet. (*Krug.*)

EUDESMIA. Eine von R. Brown aufgestellte Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 18. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Leptospermeen der natürlichen Familie der Myrteen. Char. Der Kelch kreiselförmig, mit vierzähnigem Saume; die Corollenblättchen fest zusammengewachsen (daher der Gattungsname: δέσμιος gebunden, εὖ wohl) zu einem hinfälligen vierstreifigen, halbkugeligen Deckelchen; die zahlreichen Staubfäden zu vier Bündeln verwachsen, welche mit den Kelchzähnen abwechseln; die Kapsel vierfächerig, vierklappig, an der Spitze aufspringend, vielsamig. Die einzige Art, Eud. tetragona *R. Br.* (Gener. rem. p. 67. t. 3) ist ein gegen fünf Fuß hoher neuholländischer Strauch mit vierkantigen Zweigen, meist gegenüberstehenden breitlanzettförmigen, lederartigen, schimmelgrünen, ganzrandigen Blättern und achselständigen, doldenförmigen, weißen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

EUDIALYT (rhomboedrischer Almandinspath). Ein bei Kangerdluarsuk in Grönland aufgefundenes Mineral, das dort im Gneus mit Feldspath, Hornblende und Sodalit

einbricht. Es findet sich gewöhnlich derb und eingesprengt, bisweilen auch krystallisirt in spitzen Rhomboëdern (Polkantenwinkel 72° 40′) mit abgestumpften Polecken, auch mit abgestumpften Grundecken und Grundkanten. Die Farbe ist pfirsichblüthroth, in das Bräunlichrothe übergehend, der Bruch uneben oder unvollkommen muschelig, mit wenig Glanz. Ein Durchgang parallel der Abstumpfungsfläche der Polecke des Rhomboëders wird ziemlich deutlich. Die Härte erreicht nicht ganz diejenige des Feldspathes und das specifische Gewicht beträgt 2,85. Vor dem Löthrohre schmilzt es ziemlich leicht zu einem hellgrünen, undurchsichtigen Glase und in Säuren gelatinirt es.

Nach Stromeyer enthält der Eudialyt 53,325 Kieselerde, 11,102 Zirkonerde, 13,822 Natron, 9,785 Kalkerde, 6,754 Eisenoxyd, 2,062 Manganoxyd, 1,034 Salzsäure, 1,801 Wasser. (*Germar.*)

Eudiometer, Eudiometrie, s. Luftgütemessung.

EUDO. 1) Eudo, Herzog von Aquitanien, folgte seinem Vater Boggis in der Regierung 688—735. Anfangs besaß er nur einen Theil Aquitaniens, gelangte aber zum Besitz des Ganzen, als sein Vetter Hubert der Welt entsagte und in ein Kloster ging. Das gesammte Aquitanien begriff nun Guienne und einen Theil von Languedoc, sodaß die Loire, das atlantische Meer, die Pyrenäen und die Rhone dessen Grenzen ausmachten. Um sich völlig unabhängig zu machen, benutzte Eudo geschickt die Wirren, wo Pipin von Herstall den König Dagobert II. entthronte. Dessen Tod (714) sicherte ihn vor seiner Rache. Chilperich II. gelangte auf den fränkischen Thron, erkannte den Herzog als Herrn von Aquitanien an, bat aber zugleich auch um Beistand gegen seinen herrschbegierigen Major Domus, Karl Martell. Eudo willfahrte, erlitt jedoch eine Niederlage bei Soissons (718), und mußte nun sogar dem seiner Lande beraubten Chilperich Aufenthalt und Obdach bei sich gewähren. Karl Martell schloß hierauf einen Frieden mit ihm, verlangte aber Chilperich's Auslieferung, welche Eudo zugestand; der schwache König ward, als ein Schattenbild, von dem mächtigen Major Domus auf den Thron gesetzt. Die Mauren drangen hierauf in Frankreich ein, besetzten Narbonne, bedroheten die Grenzen Aquitaniens und belagerten 721 Toulouse, unter der Anführung des Emirs Zama. Eudo eilte zum Entsatze herbei und siegte in einer blutigen Schlacht, wo 375,000 Mauren geblieben sein sollen; Zama war unter den Gebliebenen. Schwerlich kann dieser Sieg sehr folgenreich gewesen sein, denn einige Jahre darauf fühlte sich Eudo von den Mauren so bedrängt, daß er den Frieden durch die Vermählung seiner Tochter mit dem maurischen Statthalter von Cerdagne, Namens Mugnoz, zu erkaufen suchte. Sich vor den Mauren jetzt sicher wähnend, ja durch seinen Schwiegersohn sogar Hilfe von ihnen erwartend, wagte es Eudo nochmals gegen Karl Martel in die Schranken zu treten (731). Eine zwiefache Niederlage jenseit der Loire vernichtete seine Armee, und in seiner äußersten Bedrängniß rief er nun selbst die Mauren zum Einbruche nach Frankreich auf. Doch Mugnoz hatte inzwischen in einer gegen den Emir Abderrahman gewagten Empörung den Untergang gefunden, und nicht als Bundesgenosse, sondern als grimmiger Gegner brach dieser nun wider Eudo los, überfluthete Aquitanien und schlug ihn an der Dordogne bis zur Vernichtung. Jetzt warf sich der Herzog seinem früheren Gegner, Karl Martell, in die Arme. Dieser, nur die allgemeine Gefahr Frankreichs ins Auge fassend, vergaß der zeitherigen Zwiste, nahm ihn gastlich auf, und rüstete sich mit ihm zum Kampfe wider den Feind der Christenheit. Er ward zwischen Tours und Poitiers (732) begonnen. Die Entscheidung schwankte lange, da führte sie Eudo von Aquitanien herbei, indem er im Rücken des Feindes in dessen Lager, wo seine Weiber und Kinder waren, einbrach, was Bestürzung und Entmuthigung in seinen Reihen verbreitete und seine gänzliche Niederlage bewirkte. Von nun an war Friede und Freundschaft zwischen Karl Martel und Eudo bis zu des Letzteren Tode (735). Er hinterließ von seiner Gemahlin Waltrude drei Söhne, wovon sich zwei, Hunold und Hatton, in die Herrschaft von Aquitanien theilten (*Daniel*, Hist. de France. T. I. Biographie universelle s. d. Art.).

2) Eudo (Odo), Graf von Paris und König von Frankreich, war der älteste Sohn Robert's des Starken, Herzogs von Frankreich, der unter Karl dem Kahlen im Kampfe gegen die Normänner fiel. Diese belagerten abermals Paris zur Zeit Karl's des Dicken (885), und vornehmlich der Tapferkeit des Grafen von Paris hatte man dessen Rettung zu danken. Er eilte nach Teutschland und rief Karl den Dicken, der zugleich teutscher Kaiser war, herbei. Gleichwol schloß er nur einen schimpflichen Frieden mit den Normännern (886); bezahlte ihnen eine große Geldsumme für die Aufhebung der Belagerung und verstattete ihnen sogar in Burgund zu überwintern, wo sie die grauenvollsten Verwüstungen verübten. Die Verachtung des unmännlichen Regenten bei dem Volke, und der Unwille der Vornehmen stiegen so hoch, daß Karl der Dicke würde abgesetzt worden sein, hätte ihn der Tod nicht vor dieser Schmach bewahrt (888). Jetzt rief man fast einmüthig Eudo, den Grafen von Paris, zum Könige aus. Er schlug die wiederkehrenden Normänner in der Schlacht bei Montfaucon, unterwarf die widerspenstigen Vasallen, ließ ihren Anführer, den Grafen von Valtguire, enthaupten, und gab dem Reiche eine Ruhe, die es unter den nichtigen Karolingischen Königen noch nicht genossen hatte. Gleichwol erhob sich eine Partei zu Gunsten eines Sprößlings dieser Dynastie, Karl's III. des Einfältigen. Foulco, der Erzbischof von Reims, und der Graf Hebert von Vermandois, standen an der Spitze der Gegenpartei, und Eudo war endlich gezwungen, mit Karl einen Vertrag zu schließen, nach welchem er ihm die Lande zwischen dem Rhein und der Seine abtrat. Er starb bald darauf (898), und wurde zu St. Denis in der Gruft der Könige beigesetzt (*Daniel*, Hist. de France. T. II. Biographie universelle s. d. Art.).

3) Eudo I., mit dem Beinamen Borel, Herzog von Burgund, folgte seinem Bruder Hugo I. in der Regierung. Er liebte Krieg und Fehden und verabsäumte keine Gelegenheit hierzu. Daher leistete er dem Könige

von Frankreich Philipp I. Beistand gegen seinen rebellischen Vasallen, den Herrn von Puiset und Beauce, der sich mit Wilhelm dem Eroberer verbündet hatte. Hierauf brach er (1087) mit seinem Oheim Robert nach Spanien auf, um dem Könige Alphons VI. von Castilien und Leon gegen die Mauren kämpfen zu helfen. In seinem eigenen Lande verschmähete er es nicht, Wegelagerung zu treiben und Reisende auszuplündern. So hielt er einst (1097) in gleicher Absicht den heiligen Anselmus, Erzbischof von Kanterbury, welcher auf seiner Reise nach Rom durch Burgund kam, an. Doch das ehrwürdige Ansehen des heiligen Mannes erschütterte ihn so, daß er nicht nur von seinem räuberischen Vorhaben abstand, sondern dem Erzbischofe seinen Schutz zusagte und ihn durch seine Leute bis an die Grenze seiner Staaten geleiten ließ. Der wilde Herzog führte seitdem ein geregelteres und christlicheres Leben, ja bereitete sich selbst durch Handlungen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu einem Zuge in das heilige Land vor. Zur Verwaltung seines Reichs während seiner Abwesenheit ließ er seinen Sohn Hugo zurück, starb aber in Cilicien den 23. März 1103; seine Leiche ward nach Burgund zurückgebracht und zu Citeaux, das er gegründet hatte, beigesetzt. Gleich seinen Vorgängern hatte er sich sehr freigebig gegen die Kirche bewiesen, obgleich im Übrigen der Geist des rohen Ritterthums der damaligen Zeit in ihm schroff ausgeprägt vorliegt. (Biographie universelle; s. d. Art.)

4) Eudo II., Herzog von Burgund, Sohn Hugo's II., war der erste, welcher von seinen Vasallen die Ceremonie der Huldigung verlangte. Hierzu nöthigte er (1143) auch den Grafen von Champagne, Thibaut IV., wegen der Grafschaft Troies und anderer zu Burgund gehöriger Lehen. Da er sich jedoch selbst weigerte, dem Bischofe von Langres wegen eines zu dessen Sprengel gehörigen Lehens Huldigung zu leisten, ward er durch einen Spruch des Königs Ludwig VII. verurtheilt, und der Papst Hadrian IV. bestätigte denselben. Eudo II. starb (1162) nach einer 40jährigen Regierung mit dem Lobe eines friedfertigen und wohlthätigen Regenten. (Biographie universelle. T. XIII. s. d. Art.).

5) Eudo III., Herzog von Burgund, Sohn Hugo's III. und Alix' von Lothringen, führte seit 1190 die Regentschaft von Burgund und nahm erst nach dem Tode seines Vaters den Titel eines Herzogs an. Durch Zurückgabe dessen, was sein Vater den Klöstern und Kirchen entzogen hatte, gewann er die Geistlichkeit für sich. Dagegen weigerte er sich, nicht nur das Herzogthum mit seinem Bruder Andreas zu theilen, sondern entzog ihm auch noch überdies seine rechtmäßigen Erbgüter. Hierauf machte er einen Zug in die Niederlande zur Unterstützung des Grafen Balduin von Flandern. Er verheirathete sich (1194) mit der Tochter des Königs von Portugal, Alphons I., der von dem Hause Burgund abstammte, wegen dieser Verwandtschaft aber wurde die Ehe für unzulässig erklärt. Ein alter Streit zwischen den Herzogen von Burgund und dem Herrn von Vergy lebte wieder auf. Eudo III. eroberte Alles, was dieser jenseit der Saone besaß, und verheirathete sich zuletzt mit dessen Tochter Alix von Vergy. Man trug ihm (1201) den Oberbefehl über ein Kreuzheer an, da der Graf von Champagne, Thibaut III., gestorben war; er lehnte aber diese bedenkliche Würde ab, und blieb ruhig in seinen Staaten. Dagegen schloß er sich eng an den König Philipp August an, widerrieth ihm jeden friedlichen Vergleich mit dem Könige von England, Johann ohne Land, indem er ihm kräftigen Beistand verhieß; er war gegenwärtig, als Philipp August ein Parlament zusammenrief (1209), wo der Lehendienst neu regulirt wurde, er folgte hierauf dem Könige nach Compiegne und ließ sich zu einem Kreuzzuge gegen die unglücklichen Albigenser brauchen. Als man ihm die Besitzungen des Grafen von Carcassonne anbot, schlug er dieselben großmüthig aus. Abermals begleitete er den König in den Krieg von Flandern, befehligte in der Schlacht bei Bovines (1214) den rechten Flügel und gerieth im Gefechte in dringende Lebensgefahr. Endlich bereitete er sich 1218 vor, ein Kreuzheer zu befehligen, welches Ägypten erobern sollte. Doch eine Krankheit überwältigte ihn zu Lyon; er starb daselbst den 6. Juli 1218 und wurde ebenfalls zu Citeaux in der Gruft seiner Ahnen beigesetzt. Die Geschichtschreiber der Kirche überhäufen ihn mit Lobsprüchen; nach seiner Handlungsweise dürften ihm Eigennutz und Fanatismus zur Last fallen, mit denen allerdings ein ritterlicher Sinn und kriegerischer Geist verschwistert waren. (Biographie universelle. T. XIII. s. d. Art.).

6) Eudo IV., Herzog von Burgund, zweiter Sohn des Herzogs Robert, folgte seinem Bruder Hugo V. in der Regierung (1315—1350). Sein anfängliches Erbe bestand nur in 4000 Livres Renten und dem Schlosse Grignon. Nach Hugo's Tode verständigte er sich mit seinem Bruder Ludwig und gelangte zum ruhigen Besitze der Regierung. Er heirathete 1318 die älteste Tochter des Königs von Frankreich, Philipp V., ward nach dem Absterben seines Bruders Ludwig, König von Thessalonien und Fürst von Achaja, welches beides er 1330 an den Fürsten Ludwig von Tarent für 40,000 Livres verkaufte. Wichtiger und ersprießlicher waren die von seiner Schwiegermutter Johanna ererbten Grafschaften Artois und Burgund, welche nachmals immer den Herzogen von Burgund verblieben. Hierdurch mächtiger geworden, konnte er seinen Schwiegervater, Philipp V., seinen Oheim, dessen Nachfolger, Karl IV. den Schönen, und seinen Schwager, Philipp VI. von Valois, kräftig unterstützen. 1328 begleitete er Philipp VI. nach Flandern, ward in der Schlacht bei Montcassel verwundet und half den Grafen Ludwig von Flandern wieder in seine Staaten einsetzen. 1340 kam er Philipp VI. nochmals gegen die Engländer zu Hilfe und vertheidigte St. Omer mit Erfolg. Drei Jahre später verbündete er sich mit dem Herzoge von Savoyen, Amadeus VI., und sendete ihm Hilfstruppen nach Piemont. Eudo IV. starb 1350 nach einer 35jährigen Regierung und ward von der Geistlichkeit wegen seiner zahlreichen Stiftungen hoch gepriesen. (Biographie universelle. T. XIII. s. d. Art.)

7) Eudo von Montreuil, ein Architekt zur Zeit Ludwig's IX. oder des Heiligen. Er begleitete diesen in das

heilige Land und begründete in Frankreich den gothischen Styl. Mehre Hauptkirchen zu Paris, St. Catherine, Hôtel Dieu, Sainte-Croix, des Chartreux, des Blancs-Manteaux, des Mathurins, wurden von ihm erbaut. Er starb 1289. (Biogr. univers. l. c.)

8) Johann Eudo, ältester Bruder des Historikers Mezerai, geb. 1601, widmete sich, von den Jesuiten erzogen, dem geistlichen Stande. Er stiftete einen neuen geistlichen Verein „congregation des Eudistes," worüber er von den Jesuiten, jedoch vergebens, hart angefochten ward; auch ein, durch ganz Frankreich sich verbreitender Nonnenorden „les Filles de Notre Dame de la Charité," verdankte ihm seine Entstehung und dauerte bis zur Revolution. Viele Erbauungsschriften u. a. sind von ihm verfaßt worden: La vie et le royaume de Jesus, 1664—1667. Le Testament de Jesus, 1641—1695. Le contract de l'homme avec Dieu par le baptême 1654. Le bon confesseur 1666. Mémorial de la vie ecclesiastique 1681. Le prédicateur apostolique 1685 etc. Ein glühender Eifer für Kirche und Kirchenthum beseelte ihn; er besaß eine natürliche, stürmische Beredsamkeit der Kanzel, geeignet mehr durch den Schrecken zu siegen, als durch sanfte und rührende Überredung oder echt christliche Erbauung. Er starb 1680 (Biogr. universelle. T. XIII. s. d. Art.).

(*A. Herrmann.*)

EUDOCIA, EUDOXIA. Diesen Namen führt die Tochter des Leontius, eines heidnischen Philosophen zu Athen, früher unter dem Namen Athenais bekannt, dann aber, seit sie zum Christenthume übergetreten war (421 p. Chr.), als Eudocia benamt (s. Athenais, wozu hier ein Nachtrag folgt). In diese Zeit der Zurückgezogenheit, in welcher sie zu Palästina die spätern Tage ihres Lebens zubrachte, fallen wahrscheinlich die verschiedenen geistlichen Poesien, welche dieser eben so frommen als gebildeten Dame beigelegt werden, die ihr poetisches Talent, welches mehre alte Schriftsteller insbesondere hervorheben, zunächst zur Behandlung solcher Stoffe verwendete, welche aus der heiligen Geschichte des alten und neuen Testaments, oder aus der Geschichte der christlichen Märtyrer entnommen waren [1]). Ein solches aus zwei Büchern bestehendes Gedicht, welches in ziemlich guten griechischen Versen den Märtyrtod des heiligen Cyprianus besingt, gab Bandini in der Schrift: Veter. Eccles. Graec. Monumenta. (Florent. 1762. 4.) T. I. p. 129 seq., heraus; von einem andern ähnlichen Gedichte auf Cyprianus und Justina kennen wir nur ein Bruchstück, welches in dem Catalogus Codd. Graecc. Bibliothecae Laurent. T. I. p. 225 seq. (228—240) abgedruckt steht. Eine Metaphrasis Octateuchi, eine Metaphrasis der Prophetien Daniel's und des Zacharias (vergl. *Photii* Bibl. Cod. CLXXXIII und CLXXXIV), ein Gedicht auf den Sieg ihres Gemahls Theodosius über die Perser werden ihr weiter beigelegt, ohne daß jedoch von diesen Poesien etwas sich erhalten, oder durch den Druck uns näher bekannt geworden wäre. Dagegen wird diese Eudocia für die Verfasserin der sogenannten Homerocentonen gehalten, welche in lauter halben oder ganzen Homerischen Versen die ganze heilige Geschichte, insbesondere Leben und Leiden Christi, nach 55 Abschnitten darstellen, und so einen merkwürdigen Beleg einer gelehrten Kunstübung bilden, wie sie in den Zeiten des Verfalls der Poesie und der Literatur öfters einzutreten pflegt, während sie auf der andern Seite das Streben erkennen läßt, den Werth der alten, classischen Poesie auf diese Weise wenigstens noch bemerklich zu machen und dadurch ihr Studium überhaupt zu fördern. Einige wollen freilich diese Homerocentonen dem Pelagius Patricius beilegen, Andere haben auch irrthümlich die andere, weit jüngere Eudocia zur Verfasserin dieser Poesien machen wollen, die meistens selbst ohne Angabe des Autors in Handschriften und Ausgaben vorkommen. Der einzige Schriftsteller, welcher unserer Eudocia ausdrücklich Homerocentonen beilegt, ist Tzetzes (Chil. X, 306), sodaß wir wol mit Grund die vorhandenen Poesien der Art ihr beilegen dürften. Es erschienen dieselben mit der lateinischen Übersetzung des Peter Candidus zuerst im Druck zu Venedig 1504. 4. bei Aldus Manutius, dann zugleich mit den ähnlichen lateinischen Centonen der Proba Falconia [2]), zu Frankfurt wieder abgedruckt 1541 und 1554. 8., in der Sammlung des Henric. Stephanus zu Paris 1578. 12. und in den Poetae Graeci Christiani von Claud. Chapelet (Paris 1609. 8.), wo sie zu Anfange stehen; der Name der Verfasserin fehlt hier, wie auch in den früheren Ausgaben; erst in dem Abdrucke, welcher in der Append. biblioth. Patr. Graecolat. Bigneana (Paris. 1624. fol.) p. 95 seq. und in der Biblioth. Patr. Graecolat. (Paris. 1644.) T. XI. p. 572 sich findet, erscheinen diese Centonen unter dem Namen der Eudocia. Ein erneuerter Abdruck (Text und lateinische Übersetzung) in: Homero Centra s. Centones Homerici, ed. *L. H. Teucher* (Lips. 1793), sowie früher in der amsterdamer Ausgabe der Homerischen Gedichte von 1648 der griechische Text beigefügt ist. — Ein Mehres über diese Eudocia s. in der Abhandlung des Olearius: Diss. de poetriis graecis nr. XXXII., in *J. Christ. Wolf*, Octo poett. fragmm. (Hamburg. 1734. 4.) p. 154 seq., mit Wolf's Noten und Ebendenselben, und im Catalog. foemin. hinter den Mulierr. Graec. fragm. p. 331 seq. (wo auch über die andere Eudocia). Anderes wird in *Fabricii* Biblioth. Graec. I. p. 553 seq., vergl. VIII. p. 54. ed. *Harl.* angeführt.

2) Eudocia oder Eudoxia, mit dem Beinamen Macrembolitissa, war die Tochter des byzantinischen Kaisers Constantinus VIII., welche zuerst des Constantin Ducas und darauf (seit 1068 p. Chr.) des Romanus III. Diogenes Gemahlin ward, dann aber, als ihr Gemahl nach Verlauf von vier Jahren gestürzt und geblendet wor-

1) s. über Eudocia die Nachrichten bei *Socrates*, H. E. VII, 21. *Evagrius* I, 20. *Theophanes* p. 72. *Photius*, Cod. CLXXXIII und CLXXXIV; vergl. auch *Nicephorus* XIV, 23. Chron. Paschal. ad Olymp. CCC. p. 310 seq. ed. Par.

2) s. darüber mein Supplement I. der Geschichte der römischen Literatur. §. 17.

den war, von ihrem Sohne Michael VI., der sich des Thrones bemächtigt hatte, in ein Kloster eingesperrt, wo sie mit den Wissenschaften, zu welchen sie ebenso viel Neigung und Liebe, als gute Vorbildung besaß, sich hauptsächlich beschäftigte und selbst mehre Beweise ihrer ausgebreiteten Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Bildung hinterließ. Es wird von ihr ein episches Gedicht über die Locke der Ariadne, offenbar mythisch-astronomischen Inhalts (ὁ πλοκαμὸς τῆς Ἀριάδνης), angeführt; ferner drei Schriften in Prosa: Über die weiblichen Geschäfte (αἱ τῶν γυναικῶν χρεῖαι), Über die Übungen der Prinzessinnen (τί δεῖ τὰς βασιλίδας ἀσκεῖν) und Über das Leben der Nonnen (περὶ διαίτης μοναζουσῶν); es sollen auch diese Schriften noch in Bibliotheken vorhanden sein, herausgekommen sind sie aber bis jetzt noch nicht; s. Villoison am gleich anzuführenden Orte S. X nach *Ducange*, Glossar. med. gr. s. v. *Eudocia*. Dagegen hat Villoison aus einer pariser Handschrift ein anderes Werk dieser Kaiserin bekannt gemacht, das von ihr, gleich den andern, in der Stille des Klosters geschrieben ward, und in manchen Beziehungen für uns nicht ohne Wichtigkeit ist; s. den Abdruck in: Anecdota Graeca e regia Parisiensi et e Veneta S. Marci bibliothecis deprompta edidit *Jo. Bapt. Casp. d'Ansse de Villoison*. (Venetiis 1781. 4.) T. I. zu Anfang, womit jetzt noch die Bemerkungen von Wyttenbach in der Biblioth. critica. Vol. II. P. III. p. I—40 und von Meineke in der Bibliothek der alten Literatur und Kunst, 5. und 7. Heft, zu verbinden sind. Es führt dieses Werk folgenden Titel: *Εὐδοκίας τῆς Μακρεμβολιτίσσης, βασιλίδος Κωνσταντινουπόλεως Ἰωνιά, ἤτοι συναγωγὴ θεῶν, ἡρώων τε καὶ ἡρωΐνων γενεαλογίας καὶ τῶν περὶ αὐτοὺς μεταμορφώσεων, μύθων τε καὶ ἀλληγοριῶν, τῶν παρὰ τοῖς παλαιοῖς εὑρισκομένων· ἐν ᾗ καὶ περὶ διαφόρων σοφῶν, πρὸς τὸν φιλόχριστον καὶ εὐσεβέστατον βασιλέα Ῥωμανὸν τὸν Διογένην, νικητὴν, τροπαιοῦχον*; es bildet aber dieser Veilchengarten — ein, wie des Arsenius ähnliches Werk zeigt, für derartige Sammelwerke in jener spätern Zeit nicht ungebräuchlicher Name — eine große historisch-mythologische Sammlung, oder, da die einzelnen Abschnitte, welche ein dem Texte vorangestelltes Verzeichniß (πίναξ) genau der Reihe nach aufführt [3]), in alphabetischer Ordnung auf einander folgen, eine Art von Wörterbuch, in welchem eine große Masse von Mythen, mythischen, historischen oder antiquarischen Notizen oder Erzählungen aus den verschiedensten Quellen zusammengetragen sind, sodaß diese Sammlung, in sofern ihr Inhalt nicht aus Quellen geschöpft ist, welche wir noch besitzen (was allerdings nicht selten der Fall ist), für die Geschichte der ältern Literatur, für Mythenkunde, Antiquitäten und dergl. manches Beachtenswerthe bietet. Eudocia scheint namentlich aus denselben Quellen geschöpft zu haben, welche auch Suidas benutzte; aus Diogenes von Laerte, aus Philostratus ist ebenfalls Vieles entnommen, Manches auch aus noch spätern Quellen, ohne daß der Auswahl, wie der Anordnung ein bestimmtes Princip und ein fester Plan, wie es scheint, zu Grunde lag. So liegt also immer der Hauptwerth dieses Werkes in den Mittheilungen, historisch-mythologischen Inhalts, welche uns dasselbe aus ältern verlorenen Schriften bringt, und es kann dasselbe dann wol eine ähnliche Stelle neben andern lexikographischen und grammatischen Werken dieser spätern byzantinischen Zeit, die wir jetzt, bei dem Verluste so vieler ältern Werke, als wahre Fundgruben zu beachten und zu ehren haben, einnehmen. Über die Eudocia selbst und ihre Schriften vergleiche J. Chr. Wolf in Mulierr. Graecc. fragmm. (Hamburg. 1739. 4.) p. 30 seq. und im Catalog. feminarr. olim illustr. etc. p. 335 seq. Fabricius und Harles, Biblioth. Graec. T. VIII. p. 53 seq. ed. *Harles*. Auf Anderes weist Villoison in der Praefat. p. X selbst hin. (*Baehr.*)

3) Dieses hatte bereits Banduri (Nott. ad Antiquitt. Constantinop. p. 812) und daraus Fabricius in der ältern Ausgabe der Biblioth. Graec. T. VI. Lib. V. Cap. 5. p. 588 edirt.

EUDORA, eine von Peron zuerst beschriebene (Annal. du Mus. XIV, 326) Gattung der Medusen aus der Familie der Bereniciden, welche sich von der Hauptgattung Berenice durch den Mangel der Fangfäden am Umfange der Scheibe unterscheidet. Die einzige bekannte Art: E. undulosa, findet sich an der Westküste Neuhollands. *Eschsch.* Syst. d. Acaleph. 120, 30, 1. (*Burmeister.*)

EUDORA, *Εὐδώρη*, Name einer Hyade (*Hyg.* f. 190), einer Okeanide (*Hes.* Theog. 360) und einer Nereide (*Hes.* Theog. 244. *Apollod.* I, 2, 7.) (*Richter.*)

EUDORIMA *Rafin.* ist Balduina *Nutt.* (Actinospermum *Ell.*) (*Sprengel.*)

EUDOROS, *Εὔδωρος*, Sohn des Hermes und der Polymela, einer Tochter des Thessaliers Phylas. Diese war, singt Homer, die schönste im Reigentanze, und Hermes gewahrte sie, als sie im Chor der Sängerinnen am Feste der Artemis tanzte. Heimlich umarmte er sie und die Frucht der Liebe war Eudoros, der Rasche im Laufe und in der Feldschlacht. Aktor's Sohn, Echekles, vermählte sich mit Polymelen und erzog den Eudoros, nachdem Phylas schon ihn als Kind gepflegt und wie seinen leiblichen Sohn gehalten hatte. Der Jüngling ward einer der fünf Anführer der Heeresmacht, welche Achilles in 50 Schiffen vor Troja führte. *Hom.* Il. XVI, 179. Nach *Ptol.* Heph. I. p. 308 war er der Erzieher des Patroklos und ward nach *Eustath.* ad Il. XI, 610 vom Päonier Pyrächmos getödtet. (*Richter.*)

Eudorus *Cass.*, s. Senecio.

EUDOSES, eine altteutsche Völkerschaft, welche Tacitus [1]), nachdem er von den Langobarden gehandelt, auf diese Weise erwähnt: „Von da werden die Reudigner und Avionen und Angeln und Warinen und Eudosen und Swardonen und Nuithonen (Hwithonen) durch Flüsse oder Wälder gedeckt. An den Einzelnen ist nichts Bemerkenswerthes, als daß sie gemeinschaftlich die Nerthus (Herthus), d. i. die Mutter Erde, verehren u. s. w." Die Lage der Eudosen ist hiernach schwer zu bestimmen, da

1) Germ. 40.

es bloße Vermuthung ist, daß der Sitz des Herthadienstes auf Rügen gewesen, denn er kann ebenso gut auf einem andern Eilande, etwa auf Seeland oder Helgoland oder einem ähnlichen, stattgehabt haben. Doch hat man gewagt, zu bestimmen, wo die Sitze der Eudosen gewesen, und zu sagen, sie haben den Theil von Nordpommern zwischen der Ostsee und Mecklenburg bewohnt [2]). Nach Andern, welche sich auf die Namensähnlichkeit von Eudosen und Eutin gestützt, haben sie in der Gegend dieser Stadt gesessen. (*Ferdinand Wachter.*)

EUDOXIA, die Heilige, führte in ihrer Geburtsstadt Heliopolis (in Phönicien) unter Trajan's Regierung ein so lockeres Leben, daß sie als berühmte Schönheit und Leichtfertigkeit ein recht ansehnliches Vermögen sich erworben hatte. Als sie aber einst in einsamer Nacht einen eifrig asketischen Bruder Germanus, der neben ihrer Wohnung sich zufällig einquartirt hatte, von der ewigen Qual der Verdammten singen hörte, ging ihr das so sehr zu Herzen, daß sie den frommen Mönch des nächsten Morgens zu sich kommen ließ und als reuige Sünderin um Unterweisung zur Seligkeit bat. Von der Stunde an war sie wie umgewandelt, betete sieben Tage hinter einander so inbrünstig, daß sogar die Engel des Himmels davon gerührt wurden und ihr viel himmlische Entzückung durch ihren Besuch brachten. Als darauf die schöne Samaritanerin (ihre Ältern waren Samariter) sich vom Bischofe Theodor hatte taufen lassen, gab sie all ihr Gut den Armen und ging ins Kloster. Einer ihrer früheren Liebhaber, der in besonderer Gunst bei ihr gestanden hatte, schlich sich in armseliger Mönchskleidung zu ihr, um sie dem Himmel wieder zu entreißen. Aber ihr heiliger Hauch wirkte wie ein Blitzstrahl auf den Armen, daß er alsbald todt zu ihren Füßen niederfiel. Sie hingegen, die nicht den Tod des Sünders wollte, sondern daß er sich bekehre und lebe, betete über seiner Leiche, die alsbald ins Leben zurückkehrte, und wandelte in so innerer Wiedergeburt, daß er alsbald sich taufen ließ. Leider waren aber ihre übrigen Bekannten und Liebhaber nicht so fromm; einige derselben klagten sie als Christin bei der römischen Obrigkeit an, welche sie zu grausamen Martern verdammte. Die Fromme trug zum Schutzmittel wider das Böse stets ein Stück des heiligen Abendmahlbrodes unter dem Gewande. Als dies nun zur Erde fiel, verwandelte es sich plötzlich in ein so gewaltiges Feuer, daß es alle Gerichtspersonen sammt dem Obersten verzehrte. Noch oft entwickelte die Büßerin die auffallendsten Wunderkräfte, die sie jedoch nicht vom Märtyrertode retteten, weil sie die Krone des ewigen Lebens den ängstlichen Tagen der Erde vorzog. Bald darauf wurde sie enthauptet. Ihr Gedächtnißtag ist auf den 1. März gesetzt worden. (*G. W. Fink.*)

EUDOXIA, Tochter des griechischen Kaisers Theodos II., wurde Gemahlin des römischen Kaisers Valentinian III., der in der unglücklichen Zeit regierte, als Attila, die Geißel Gottes, das Abendland drängte. Rom wurde zwar durch den Patriarchen Leo I. gerettet, und zum Glück starb Attila 453; allein das längst kraftlose Kaiserreich des Abendlandes war uneins in sich. Maximus, nach unsicherer Herrschaft begierig, ließ Valentinian morden und setzte sich nicht nur auf den schwankenden Thron, sondern war auch noch so unklug, die Gemahlin des Gemordeten zu ehelicher Verbindung mit ihm zu zwingen. Die entrüstete Frau ließ durch ihren Anhang dem Vandalen Geiserich, der sich eben ein neues Königreich in Carthago gegründet hatte, geheimen Beistand zusagen, wenn er nach Italien kommen und den Verhaßten bestrafen wolle. Geiserich kam, plünderte Rom, ließ den Maximus und dessen Sohn hinrichten (455), und führte die Kaiserin und ihre Töchter mit großen Schätzen fort nach Carthago. Auf Vorbitte des frommen constantinopolitanischen Kaisers Marcian wurde die Mutter Eudoxia und eine ihrer Töchter, Placida, aus der Gefangenschaft entlassen und nach Byzanz gesendet. Ihre Tochter Eudoxia, die schon in Rom von Maximus zu einer Verheirathung mit Palladius gezwungen worden war, wurde hier in Carthago von Geiserich zur Gemahlin seines Sohnes Hunnerich bestimmt. Die Ehe wurde vollzogen und sie gebar ihm einen Sohn Hulderich. Aber ihr frommes, dem Athanasianischen Glauben ergebenes Gemüth konnte die harten und blutigen Verfolgungen, die ihre Glaubensgenossen unter diesen rohen Arianern zu dulden hatten, nicht länger mit ansehen. Sie schickte sich denn, da sie nichts zur Linderung des Elendes zu thun vermochte, heimlich zur Flucht, und war so glücklich nach Jerusalem zu entkommen, wo sie bis an ihren Tod in stiller Zurückgezogenheit fromm lebte. (*G. W. Fink.*)

Eudoxia, s. Eudocia.

EUDOXIOS, Sohn des Cäsarius, eines Märtyrers unter Maximian's Christenverfolgung, geboren zu Arabisso, einer Stadt Kleinarmeniens, war seit 341 Bischof zu Germanicia in Syrien und hatte sich Anfangs durch den **Asterius** (s. d. Art.) zu den Halbarianern gehalten, wurde aber bald durch seinen Lehrer **Aëtius** (s. d. Art.) zu dem Arianischen Glauben gebracht, der Sohn Gottes sei eines anderen Wesens, als der Vater. Sein Einfluß mußte von Bedeutung sein, da er nicht blos einer der thätigsten und eifrigsten Männer seiner Zeit war, sondern auch an der rechten Stelle dafür stand, viele Hilfe in seinen Freunden und, was das Beste war, in sich selbst dazu fand. Sozomenos zählt ihn in seinem 3. Buche im 14. Cap. zu den gelehrtesten und beredtesten Arianern. Leider sind aber alle seine Schriften verloren gegangen, bis auf ein Bruchstück einer Abhandlung über die Menschwerdung Christi, woraus sich ergibt, daß er behauptete, die göttliche Natur Christi habe in Jesu die Stelle der menschlichen Seele vertreten. Alles Übrige läßt sich also nur nach den Behauptungen derer bestimmen, an die er sich hielt. — Mit dem Bilde, das man sich von seinem Charakter und von seinen Sitten entworfen hat, steht es fast noch mislicher. Philostorgius schildert ihn als einen sanften, furchtsamen, aber dabei klugen und gewandten Mann, was freilich mit den Be-

2) *Cluver*, Germ. antiq. Lib. III. §. 27. *Spener*, Notit. Germ. antiq. Lib. V. Cap. IV. §. 1. **Haus**, Alterthumskunde von Germanien. 2. Th. S. 203. 204.

schreibungen seiner Gegner sehr übel passen will. Die Partei der katholischen Bischöfe versichert, er habe sich des Bisthums von Antiochien gegen das Ende des Jahres 357 nur durch Ränke bemächtigt und habe sich dann in der Verfolgung der Athanasianer so heftig und ungerecht betragen, daß er Alle, die auch nur auf der Seite des Athanas zu stehen schienen, aus der Stadt vertrieben habe. Dort haben sich die beiden erklärten Freunde des Arius, Aëtius und Eunomios, mit ihm verbunden, also noch enger; denn die Verbindung dieser Männer hatte schon früher stattgefunden. Durch die Beschlüsse der zweiten Synode zu Sirmium kühner gemacht, habe er, in Vereinigung mit dem Bischofe von Cäsarea, Akacius, auf einer 358 zu Antiochien gehaltenen Synode die Glaubensbestimmungen „gleichen und ähnlichen Wesens" verworfen. Wider diese Verwerfung setzten sich nun die Halbarianer mit der kräftigsten Entschlossenheit. An der Spitze der halbarianischen, nicht geringen Partei, die mächtig von ihm aufgeregt worden war, stand Basilius, Bischof von Ancyra, von welchem Philostorg erzählt, daß er selbst gern Bischof von Antiochien anstatt des Eudoxios geworden wäre, und brachte bald darauf eine Gegensynode zu Stande, wo die Lehren des Eudoxios, namentlich die letzte vom nicht ähnlichen Wesen des Sohnes mit dem Vater, verworfen wurden, was auch bereits die Bischöfe in Gallien gethan hatten. Wider das gleiche Wesen des Sohnes mit dem Vater erklärte sich aber Basilius und sein Anhang auf dieser Synode zu Ancyra entschieden; dennoch verdammte man ausdrücklich die Annahme, daß der Sohn Gottes nur ein Bild des Vaters sei, oder ein Geschöpf und folglich jünger als der Vater, oder auch nur dem Namen nach vom Vater verschieden sei. Die versammelten Bischöfe zu Ancyra schickten Abgeordnete an den Kaiser und ließen um Bestätigung ihrer Beschlüsse bitten. Der Kaiser wollte es dagegen auf eine nochmalige Überlegung der Bischöfe ankommen lassen und veranstaltete noch in demselben Jahre eine dritte Synode zu Sirmium, wo auch die Beschlüsse der Semiarianer zu Ancyra bestätigt wurden. Selbst der römische Bischof Liberius, welcher grade dort war, unterzeichnete den Ausspruch, der Sohn sei nicht gleiches Wesens mit dem Vater. So waren denn also jetzt die Halbarianer Sieger und betrugen sich als gewöhnliche Sieger, Alle verfolgend, die nicht ihrer Überzeugung waren. Am heftigsten waren sie aber, gleichfalls wie gewöhnlich, gegen diejenigen aufgebracht, aus deren Mitte sie hervorgegangen waren, und wendeten ihren Haß am fühlbarsten den strengen Arianern zu, deren Häupter sie zu vernichten trachteten. Aëtius und Eudoxios wurden daher dem Kaiser nicht blos als Hauptketzer, sondern auch als Aufrührer gegen den Kaiser selbst geschildert. Dies brachte in dem Constantius eine völlige Sinnesänderung hervor, sodaß er den Eudoxios, dessen Bestätigung als Bischof von Antiochien schon beschlossen war, nun für des Amtes unwürdig erklärte und ihm die Verbannung aus der Stadt gemeinschaftlich mit der Entfernung des Aëtius androhen ließ, sobald sie nicht ihren Irrlehren entsagen und die Ähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater, die der Kaiser selbst glaubte, annehmen wollten. Da beide Männer bei ihrer Überzeugung beharreten, mußte ihre Verbannung um so nothwendiger erfolgen, je mehr ihre Gegner unter den Bischöfen fortfuhren, sie als Widerspenstige und Aufruhrstifter gegen den Kaiser selbst zu verleumden. Aber auch jeder andere Bischof, der sich in ihre Annahme nicht fügen wollte, mußte seinen Starrsinn büßen, sodaß etwa 17 Bischöfe durch Einfluß jener Sieger abgesetzt wurden. Allein die Heftigkeit, mit welcher sie verfolgten, brachte ihnen selbst Unsegen und erregte Mitleid gegen die Verfolgten. Mehre nicht unbedeutende Männer traten auf die Seite der Geächteten und unter diesen war auch selbst der Bischof von Constantinopel Macedonius. Die Lehre von der Unähnlichkeit des Sohnes mit dem Wesen des Vaters fand nun hier laut, dort heimlich, je nach den Umständen, immer mehr Anklang, und der Kaiser selbst neigte sich von Neuem den strengen Arianern so sehr zu, daß er es für nothwendig ansah, der nochmaligen Untersuchung des Gegenstandes wegen eine neue ökumenische Kirchenversammlung nach Nicomedien auszuschreiben. Weil aber diese Stadt durch ein Erdbeben vernichtet wurde, mußte das Concil nach einer anderen verlegt werden. Man wählte Nicäa 359. Dabei waren die Bischöfe nur um Eins nicht wenig verlegen; es war der kaiserliche Einfall, der als Befehl hingestellt worden war: Die Beschlüsse der Synode sollten erst dem Urtheile des Kaisers unterworfen werden, welcher sich die Bestimmung vorbehalte, ob sie schriftmäßig wären oder nicht. Diese Gefahr, den Glauben von der Einsicht des Kaisers abhängig werden zu lassen, war zu groß, als daß die Bischöfe nicht alles Mögliche dagegen hätten thun sollen. Am thätigsten und geschicktesten benahm sich Eudoxios, und wußte nicht nur dies, sondern auch noch manches Andere, was ihm nicht lieb sein konnte, abzuwenden. Mit großer Überredungskunst leitete er eine Theilung dieses ökumenischen Concils ein, um den Bischöfen die Sache angeblich zu erleichtern, im Grunde aber aus Besorgniß, es möchte ein Beschluß durchgehen, der dem Eudoxios nicht nach seinem Sinne gewesen wäre. Der Kaiser ließ sich auch wirklich dazu bewegen. Es wurde beschlossen, die morgenländischen Bischöfe sollten sich im isaurischen Seleucia, und die abendländischen in Rimini versammeln. Die Spannung und die Thätigkeit war unter Allen sehr groß; alle Theile machten so eifrige Vorbereitungen, als sie es nur zum Besten ihrer Partei vermochten, wobei auch keine List gescheuet wurde. Auf der Synode selbst ging es nicht anders. Endlich hatte doch das Nicänische Glaubensbekenntniß die Oberhand behalten. Allein die damit Unzufriedenen fühlten sich nur zu desto größerer Thätigkeit getrieben und schärften ihren Abgeordneten an den Kaiser die möglichste Eile ein, um den Abgesandten der Katholischen zuvorzukommen und ihrer verlorenen Angelegenheit noch soviel vortheilhafte Wendung zu geben, als es sich thun ließe. Der Kaiser wurde gewonnen, ein anderes Glaubensbekenntniß, worin mit Übergehung des Ausdruckes „in allen Dingen" und ohne jede nähere Bestimmung die Ähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater bezeugt wurde, zur Unterschrift vorgelegt und wirklich unterschrie-

ben. Ernst fügte nun der Kaiser hinzu, es solle jeder Bischof, der sich dagegen auflehnen würde, seines Amtes entsetzt werden. Die Mehrzahl der Bischöfe fügte sich gleich Anfangs, und die 20 katholischen Bischöfe, welche es dennoch wagten, auf dem ganzen nicänischen Symbolum zu bestehen, wurden endlich doch auch soweit überredet, daß sie schwiegen, unterzeichneten und somit den Arianern nachgaben. Allerdings sahen die Katholischen bald genug ein, daß sie sich hatten überlisten lassen und der Spott des Hieronymus, welcher schrieb: Die Welt verwundert sich, in wie kurzer Zeit sie Arianisch geworden ist —, machte nicht geringen Eindruck. Man begreift daher leicht, daß der abendländische Theil der Bischöfe auf der Versammlung zu Rimini nur in der abgelisteten Unterschrift, keinesweges in der Gesinnung einig waren, und der Mismuth der katholischen Partei mußte noch mehr wachsen, da der morgenländische Theil der zu Seleucia Versammelten den Arianern gleichfalls das Feld geräumt hatte, was hier schon im Voraus hätte erwartet werden müssen, da nur zwölf Bischöfe von der katholischen Partei, sämmtlich aus Ägypten, zugegen waren. Dafür waren aber hier die Halbarianer der Mehrzahl nach desto überwiegender und ihr Wortkampf wurde so scharf und so spitzfindig, dabei ganz besonders mit so starken Beschuldigungen gegen Eudorios geführt, welcher gelehrt haben sollte: Ohne Ehe sei ein Sohn Gottes nicht denkbar — und je mehr der Sohn den Vater zu erkennen suche, desto dunkler werde ihm die Erkenntniß und das Wesen des Vaters —, daß sie diesen und den Akacius sogar für abgesetzt erklärten, was jedoch darum nichts bedeuten konnte, weil der vorsitzende Gesandte des Kaisers mit und nach dem Glauben seines Herrn auf der Seite der Arianer stand, und den Rechtsspruch in seiner Gewalt hatte. Waren demnach die Arianer auch hier die Sieger, so waren es im Grunde doch nur die Halbarianer, denen Eudorios abermals durch schnellere Ankunft in Constantinopel beim Kaiser den Vorrang abzugewinnen suchte. Dennoch verklagten ihn die Halbarianer, im Vertrauen auf den Glauben des Kaisers, der die gänzliche Unähnlichkeit des Sohnes vom Vater am Wenigsten vertrug, grade damit hart und mit Erfolg. Eudorios konnte sich nur damit retten, daß er in seiner Vertheidigung den Aëtius als Verfasser des in Frage stehenden Aufsatzes nannte, welcher dies auch sogleich eingestand und deshalb seines Amtes entsetzt, verwiesen wurde. Damit war jedoch Eudorios noch nicht gerettet. Es wurde ausdrücklich von ihm verlangt, den verwerflichen Aufsatz und überhaupt alle Unterscheidungslehren der strengen Arianer durch Unterschrift selbst zu verwerfen. Dagegen foderte der Bedrängte, daß die Halbarianer nun auch von ihrer Seite mit Namensunterzeichnung den katholischen Ausdruck „gleiches Wesens" verdammen sollten. Sonderbarer Weise ergab sich nun, daß dieselben Männer, welche sonst immer gegen diesen Ausdruck gewesen waren, sich doch jetzt trotz des kaiserlichen Zornes gegen diese Unterschrift sträubten; ja es ergab sich, daß Einzelne von ihnen sich lieber durch Unterschriften an die katholische Partei, also an das nicänische Glaubensbekenntniß, anschlossen. Hatten sich nun dadurch die Halbarianer auch in den Augen des Kaisers verdächtigt, so wurde es den strengen Arianern um so leichter, eine neue Kirchenversammlung zu Constantinopel anzustellen, welche 360 von 50 Bischöfen gehalten wurde. Die Hauptrolle spielte Eudorios. Um den Kaiser zu befriedigen, wurde der schon verwiesene Aëtius von Neuem verdammt, dem es nichts mehr schaden konnte, und seine Anhänger wurden hauptsächlich deshalb mit Ausstoßung aus der Kirchengemeinschaft bedroht, damit der Kaiser eine gleiche Strenge gegen die Halbarianer gelten lassen möchte. Durch allerlei Kunstgriffe, namentlich dadurch, daß man hier nicht allein auf den Glaubensunterschied, sondern auch auf Sittliches und Politisches Rücksicht nahm, wurde zuvörderst der Bischof von Constantinopel, Macedonius, dem Gewaltthätigkeiten zur Last gelegt wurden, seines Amtes entsetzt. Das machte Aufsehen, und die in ferne Weltgegenden verwiesenen Bischöfe schrieben Warnungsbriefe an ihre vorigen Gemeinden, versichernd, es seien ihnen ihre Unterschriften in Rimini abgedrängt worden, und daß sie sich vor Keinem mehr als vor dem Akacius und seinem Anhange zu hüten hätten. Es half aber wenig oder nichts, weil die Hofleute im Geheim mit dieser Partei einig waren, und im Grunde den Kaiser Constantius, so sehr er auch Selbstherrscher vornehmlich in Glaubenssachen zu sein wähnte, nach ihrem Gefallen gängelten. Dies zeigte der Erfolg, denn die erledigten Bisthümer wurden jetzt sämmtlich mit strengen Arianern besetzt. Eudorios selbst wurde zum Bischofe von Constantinopel ernannt. Mochte sich nun Akacius selbst von dieser Sache einen höheren Gewinn geträumt haben, oder mochte er sich auf anderem Wege umgeändert haben, kurz, er schloß sich von jetzt an weit mehr an die katholische Partei, welcher auch Hilarius in Gallien sich zum Nachtheile der Arianer zuneigte. So lange jedoch Constantius lebte, war dies für die Arianer doch von keiner großen Bedeutung, was das äußere Regiment anlangte. Die Uneinigkeit der Arianer mußte freilich bald genug ihre nachtheiligen Folgen bringen, da nicht Alle, wie Eudorios sich in die Lage der Dinge finden konnten, oder wollten. Dadurch kam er selbst in manche Verlegenheit, der er gern ausgewichen wäre, wenn es die, nach seiner Meinung gar zu großer Geradheit seiner Freunde nur zugelassen hätte. Die Meisten versichern, daß er selbst seinen Freund Eunomios, der gleichfalls von kluger Verheimlichung seiner Überzeuguug nichts wissen wollte, des Amtes habe entsetzen müssen. Nur Einer, Philostorgius, widerspricht, indem er meldet, Eunomios habe, aus Abneigung gegen den Gang der Sache, das Amt selbst niedergelegt. In diesen Wirren ließ Constantius, der gar nicht genug Kirchenversammlungen ansetzen zu können meinte, 361 schon wieder eine neue zu Antiochien halten, die in seinem eigenen Beisein glänzend durchschlagen sollte. Hier gingen nun die Arianer, vom Schutze des Kaisers befeuert, weiter als je, und wollten von gar keiner Ähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater, auch nicht einmal im Willen, etwas hören. Da starb der Kaiser am 3. Nov. 361. Wendeten sich auch die Angelegenheiten der

Religionsfragen durch diesen Tod bedeutend, so war doch Alles mit dem Streit über die Dreieinigkeitsverhältnisse so erfüllt, daß stets wieder neue Händel dadurch veranlaßt wurden. Eudoxios wußte sich auf seinem Bischofsstuhle zu Constantinopel zu erhalten. Wenn man ihm vorwirft, daß er zu oft und meist nur aus Klugheit, seine Meinung wenigstens in Worten und mit der Zunge geändert habe, dürfte ihm doch wol kein Unrecht geschehen. Wenn man ihn aber beschuldigt, er habe sich in einem Vortrage an die öffentliche Christenversammlung so weit vergessen, daß er, um etwas Auffallendes vorzubringen, gelehrt habe, der Vater sei gottlos, der Sohn dagegen gottesfürchtig — was er auf Bitte um Erklärung dieser Sonderbarkeit so ausgelegt habe, als heiße es nur soviel, als: der Vater habe Niemanden zu verehren, wol aber der Sohn den Vater —, so stimmt dies so wenig mit seiner gewöhnlich bewährten Lebensgewandtheit und wohlberechneten Geschmeidigkeit zusammen, daß man kaum etwas Anderes, als eine übel bedachte Verleumdung seiner Gegner darin erblicken kann. Sie steht auf keiner höheren Stufe der Glaubwürdigkeit, als die Behauptung nicht weniger sogenannt Rechtgläubiger, als habe es unter den Arianischen Ketzern weder gelehrte noch scharfsinnige Männer gegeben. Dagegen wird es wol für ausgemacht angesehen werden dürfen, daß beide Theile, sowol Athanasianer als Arianer, an Härte, Rechthaberei und starrer Verfolgungssucht sich gegenseitig bei schicklicher Gelegenheit zu überbieten suchten und darüber den Geist der Liebe und Duldung ganz aus den Augen verloren. — Eudoxios, dessen Anhänger seinen Namen trugen, starb 370 zu Nicäa, wohin er gereist war, um einen Bischof einzuweihen. Quellen sind: *Socrates* Lib. II. Cap. 37 und 43. Lib. IV. Cap. 14. *Sozomenus* Lib. III. Cap. 5 und 15. *Philostorgius* Lib. IV. Cap. 2 und 4. Lib. VI. Cap. 2. Lib. IX. Cap. 8. Suidas in einem eigenen Artikel Eudox. — *Baroni* A. C. 311. 354. 359. 366. 370. *Cave*, Histor. liter. T. I. p. 218 (Pars II. p. 44). *Tillemont* T. VI. p. 423 etc. Walch, Ketzergeschichte. 2. Bd. Schröckh rc. (*G. W. Fink.*)

EUDOXIUS (S.), auch Marianus genannt, war unter Trajan Heerführer von 11,000 Mann in Gallien, die sämmtlich mit ihm sich zum Christenthume gewendet haben sollen. Als ihm und den Seinen der Kaiser auf Anrathen seines Hofmeisters Romulus befahl, den Götzen zu opfern, nahmen sie lieber die Ungnade des Kaisers auf sich, als daß sie ein so großes Übel gethan hätten. Der Kaiser verwies die Ungehorsamen nach Melitene in Armenien. Den Romulus aber gereuete nicht blos sein Rath, sondern er war auch so unklug, den Trajan deshalb einer großen Gottlosigkeit zu zeihen, weshalb ihn der Kaiser zum Tode verdammt haben soll. In der Christenverfolgung Maximian's wurden er und alle seine Mitschuldigen umgebracht. Wahrscheinlich als Gegenstück der 11,000 Jungfrauen zu Cöln. Die Feier dieses heiligen Eudoxius und seiner 11,000 Mann fällt auf den 6. Sept. (*G. W. Fink.*)

EUDOXOS von Knidos, einer der berühmtesten Geometer und Astronomen des Alterthums, Sohn des Aischynes, blühete etwa 30 Jahre vor der Mitte des 4. Jahrh.[1]) vor Anfang unserer Zeitrechnung, und machte sich durch Erfindung vieler neuen, besonders stereometrischen, Sätze, sowie, in Platon's Fußtapfen tretend, durch Begründung der Curvenlehre und der geometrischen Analysis um die Geometrie, nicht minder aber durch Beobachtungen am Himmel um die Astronomie und Chronologie seiner Zeitgenossen verdient, sodaß Eratosthenes ihn in einem Epigramme[2]) als Geometer den göttlichen (θεουδής) nennt, Cicero[3]) nach dem Urtheile der größesten damaligen Gelehrten ihm die erste Stelle unter den Astronomen, Sextus Empiricus[4]) gleichen Rang mit Hipparch zuerkennt. Eine eigene Schrift über ihn, verfaßt von einem gewissen Phanokritos[5]), ist ebenso wie die von Simplicius[6]) erwähnte Geschichte der Astronomie von Eudemus, einem Zeitgenossen des Aristoteles, verloren gegangen. Da dasselbe leider bis auf wenige Bruchstücke bei allen eigenen Werken des Eudoxos der Fall ist, so bleibt uns, um seine Verdienste zu würdigen, nichts weiter übrig, als aus einer Menge von Citaten der alten Schriftsteller das ihn Betreffende zusammenzustellen. Schon früher soll dies geschehen sein in einer unter Just. Christ. Böhmer's Präsidio von Jo. Andr. Schmidt zu Helmstedt 1715 vertheidigten dissertatio de Eudoxo mathematico, medico et legislatore, welche mir aber nur dem Titel nach aus *Fabricii* bibliotheca graeca bekannt ist. Sicherlich vollständiger, sachkundiger und kritischer sind indessen zwei von Ludw. Ideler in den Jahren 1828 und 1830 in der berliner Akademie der Wissenschaften gehaltene Vorlesungen über Eudoxos, welche eine für die Geschichte der Astronomie höchst schätzbare Monographie bilden. Damit zu vergleichen ist die Recension dieser Abhandlungen von Letronne in dem Journal des Savants Année 1840. p. 741—750 und Année 1841. p. 65—78 und 538—547, worin mit Hilfe eines in dem Museum des Louvre aufbewahrten, vor Hipparch's Zeit verfaßten Manuscripts auf Papyrus Manches, was Ideler blos vermuthet, bestätigt, Anderes berichtigt, noch Anderes mehr begründet und weiter ausgeführt wird. Mit Benutzung dieser Schriften Ideler's und Letronne's bemerken wir nun Folgendes:

Diogenes von Laerte[7]), der den Eudoxos nicht blos Geometer, Astronom und Philosoph, sondern auch, über-

1) In den Fragmenten des Chronicon *Eusebii* beim Jos. Scaliger wird Eudoxos ein Mal ins dritte Jahr der 89. Olympiade, ein anderes Mal ins erste Jahr der 97. Olympiade und beim Gellius (N. A. XVII, 21) kurz nach der Zeit der Einnahme Roms durch die Gallier, also bedeutend früher gesetzt, welches aber den Angaben des Cicero, des Diogenes von Laerte u. A., besonders der steten Zusammenstellung mit Platon, widerspricht. 2) *Eutocius* in Comment. ad Archimed. De sphaera et cylind. p. 146. ed. Oxon. *Bernhardy*, Eratosthenica p. 180. 3) De divinat. II, 42. Eudoxus, Platonis auditor, in astrologia, judicio doctissimorum hominum, facile princeps. Der Zusammenhang zeigt, daß astrologia an dieser Stelle nicht in der jetzt gewöhnlichen Bedeutung, sondern, wie meistens bei den Classikern, als gleichbedeutend mit astronomia genommen ist. 4) Advers. Mathematicos. lib. V. sub init. 5) *Athenaeus* lib. VII. p. 276. 6) Comment. in *Aristot*. De coelo, lib. II. p. 120. 7) De vitis philos. lib. VIII. Vita Eudoxi.

einstimmend mit Plutarch [8]), Verfasser eines Gesetzbuches für seine Vaterstadt nennt, erzählt nach verschiedenen von ihm angeführten Gewährsmännern, daß derselbe in der Geometrie den Archytas [9]), in der Arzneikunst den Philistion aus Sicilien zum Lehrer gehabt habe, in seinem 23. Jahre von großer Begierde die Sokratiker zu hören getrieben, obgleich sehr arm, nach Athen gereist sei und dort, von Freunden unterstützt, einige Zeit studirt, nach Sotion's Bericht auch den Platon selbst [10]) gehört habe. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt hätten seine Freunde ihn in den Stand gesetzt, zu seiner weiteren Ausbildung in Begleitung des Arztes Chrysippos eine Reise nach Ägypten zu machen und ihm Empfehlungsschreiben von Agesilaos an den König Nektanebis mitgegeben, welcher dann ihn wieder den Ägyptischen Priestern empfohlen habe. Bei diesen Priestern [11]) habe Eudoxos 16 Monate [Strabon [12]) sagt gar 13 Jahre, und läßt den Eudoxos zu gleicher Zeit mit Platon in Ägypten verweilen, was beides sehr unwahrscheinlich ist] zugebracht und dort sein Werk über die Octaëteris verfaßt. Von da sei er über Kyzikos, Propontis u. s. w., an mehren Orten länger sich aufhaltend [13]) und lehrend, nach Athen zurückgekehrt, umgeben von vielen Schülern, und, wie Manche meinten, Platon's Eifersucht absichtlich erregend, weil dieser ihn Anfangs geringschätzig behandelt hätte. Später habe er in seiner Vaterstadt mit Ruhm gekrönt gelebt, sei aber schon in seinem 53. Jahre gestorben. Auf diese Weise sei eine Prophezeiung wahr geworden, die man dem Eudoxos zu Memphis gemacht habe, wo der Apis sein Gewand geleckt und die Priesterschaft daraus geschlossen habe, Eudoxos werde berühmt (*ἔνδοξος*), aber von kurzer Lebensdauer sein. Ein Epigramm hierauf, welches Diogenes mittheilt, ist bei ihm sehr verderbt, lesbarer gibt es die Anthologie [14]).

Was die Werke des Eudoxos betrifft, so sagt Diogenes von Laerte, er habe außer der Octaëteris, wovon nachher weiter die Rede sein wird, und dem Gesetzbuche für die Knidier noch mehre astronomische, geometrische und andere schätzbare Bücher geschrieben [15]), deren Titel er aber nicht angibt. Dagegen hat uns Hipparch in seinen *ἐξηγήσεις τῶν Ἀράτου καὶ Εὐδόξου φαινομένων* die Namen zweier astronomischen Werke des Eudoxos: *ἔνοπτρον* und *φαινόμενα*, und einzelne Stellen daraus aufbehalten. Sie handelten beide von der Gestalt und Stellung der Sternbilder, von den Hauptsternen, ihrer Configuration, ihren Auf- und Untergängen u. s. w., und sind, wie Hipparch darthut, die Grundlage des astrognostischen Theiles von dem bekannten Gedichte des Aratos, der, ohne selbst zu beobachten, darin nur den Eudoxos versificirte (vergl. den Art. Aratos). — Ferner nennt Suidas als ein Werk des Eudoxos eine Astronomie in Versen [16]), und ein solches Lehrgedicht schreibt auch Plutarch [17]) unserm Eudoxos zu. Fabricius in seiner Bibliotheca graeca und Heilbronner in seiner Historia Matheseos (p. 146) halten dies für ein Misverständniß der ebenerwähnten, von Hipparch commentirten, sicher nicht metrisch abgefaßten Werke des Eudoxos. Es kann auch eine Verwechselung des Eudoxos mit seinem Bearbeiter Aratos sein. Hätte Eudoxos, wie es bei seiner großen Begeisterung [18]) für die Astronomie an sich grade nicht unwahrscheinlich wäre, neben den in Prosa abgefaßten Werken: *ἔνοπτρον* und *φαινόμενα*, ein ähnliches in Versen geschrieben, so würde Hipparch dasselbe wol nicht unerwähnt gelassen haben. — Simplicius [19]) führt eine Schrift des Eudoxos „über die Geschwindigkeiten" [20]), nämlich der Sonne, des Mondes und der Planeten, an. Hierin muß seine Sphärentheorie enthalten gewesen sein, über welche wir nachher sprechen werden. — Kein Werk unseres Eudoxos wird in den alten Schriftstellern [21]) öfter genannt, als seine *γῆς περίοδος*, wovon sich bis acht Bücher citirt finden. Man darf aber diesen Titel nicht, wie es oft geschehen ist, mit de terrae ambitu, oder „von der Gestalt der Erde," übersetzen, da das Buch vielmehr, wie Schaubach [22]) und Ideler nach sorgfältiger Vergleichung der Citate urtheilen, eine Chorographie, mit eingewebten, zum Theil, wie es von jener Zeit nicht anders zu erwarten, fabelhaften Notizen über die Geschichte und Gebräuche der damals bekannten Völker gewesen zu sein scheint. Daß es jedoch unserem Mathematiker, nicht, wie Semler [23]) meint, dem Historiker Eudoxos von Rhodos zuzuschreiben sei, zeigt die öfter dem Namen des

8) Advers. Colotem. cap. 32. 9) Da Archytas (s. den Art. Archytas) ein Pythagoreer war, so nennen Jamblichos (in *Nicomachi Geraseni* Arithm. p. 11) und einige Neuere, z. B. Bailly in seiner Hist. de l'astron., unseren Eudoxos ebenfalls einen Pythagoreer. Es scheint sogar, als ob auch Diogenes von Laerte den Eudoxos zu den Pythagoreern rechne, indem er am Schlusse von dessen Lebensbeschreibung sagt: „Da wir nun von den berühmten Pythagorikern gesprochen haben, so u. s. w." Vielleicht ist dies aber nur eine von den nicht seltenen Verworrenheiten dieses Autors. 10) Proklos (Comment. in *Euclidis* lib. I. p. 19. edit. Basil.) sagt blos, er sei *ἑταῖρος τῶν περὶ Πλάτωνα* gewesen. 11) Den Priester, mit welchem Eudoxos vorzüglich zu thun hatte, nennt Diogenes von Laerte Ichonuphys; Plutarch (De genio Socrat. cap. 7) nennt ihn Chonuphi oder Chonuphis (ib. cap. 10), und schildert ihn als sehr gelehrt (ib. cap. 8). 12) Geogr. lib. XVII. p. 806. edit. *Casaub.* 13) Auf dieser Reise besuchte er auch den König Mausolos in Karien. Später soll er, nach einem Berichte des Älian (Var. hist. VII, 17), auch bei dem Tyrannen Dionysios in Syrakus gewesen sein. Vielleicht war es erst auf letzterer Reise, wo er mit dem Sicilianer Philistion bekannt wurde. Den Tarentiner Archytas wird er aber, bei dessen öfteren Reisen nach Athen, schon früher dort kennen gelernt haben. 14) p. 79. ed. *Wechel.*

15) *ἀστρολογούμενα καὶ γεωμετρούμενα καὶ ἕτερ' ἄττα ἀξιόλογα.* 16) *δι' ἐπῶν ἀστρονομίαν.* 17) De Pythiae oraculis. cap. 18. 18) Suidas sagt von ihm: *ἔσχε πρὸς ἀστρολογίαν ἐπιτηδείως.* Plutarch (Quod non suaviter licet vivere secundum Epicurum. cap. 11) erzählt, Eudoxos habe geäußert, er wolle gern wie Phaëton verbrennen, wenn es ihm nur vergönnt wäre, die Natur der Sonne zu erforschen. Petron (Satyricon cap. 88) will gar gehört haben, Eudoxos habe bis in sein Alter auf einem hohen Berge gelebt, um die Bewegung der Sterne besser beobachten zu können. Letztere Nachricht ist zwar offenbar fabelhaft, zeigt aber doch, welchen Enthusiasmus man dem Eudoxos zuschrieb. 19) In *Aristot.* De coelo. p. 120, b. 20) *περὶ τῶν ταχυτήτων.* 21) Eine Menge von Citaten s. bei Ideler, Erste Vorlesung. S. 200. 22) Geschichte der griechischen Astronomie bis auf Eratosthenes. S. 254. 23) Miscell. lectiones. fasc. II. p. 26.

Verfassers hinzugefügte Benennung *Κνίδιος*, niemals *Ῥόδιος*. — Den Titel eines anderen Werkes: *κυνῶν διάλογοι*, welches Diogenes von Laerte auf die Autorität des Eratosthenes dem Eudoxos zuschreibt, welches aber Manche, wie Diogenes ebenfalls bemerkt, für ein ursprünglich Ägyptisches, blos von Eudoxos ins Griechische übersetztes hielten, wird von Semler (a. a. O.) mit vieler Wahrscheinlichkeit in *νεκύων διάλογοι* emendirt und das Buch für ein den Lukianischen Todtengesprächen analoges gehalten. — Dies sind sämmtliche Schriften des Eudoxos, welche wir genannt finden; denn daß er außerdem ein Werk: *περὶ θεῶν καὶ κόσμου καὶ τῶν μετεωρολογουμένων*, geschrieben habe, wie Eudokia behauptet, ist vermuthlich ein Irrthum, der dadurch entstanden scheint, daß er, wie Diogenes von Laerte erzählt, dem Chrysippos von Knidos, wahrscheinlich demselben, mit welchem er nach Ägypten gereist war, Vorträge über diese Gegenstände gehalten hat.

Was Eudoxos als Arzt geleistet habe, ist uns nicht bekannt. Auch von seiner Philosophie wissen wir nur, was Aristoteles [oder Nikomachos?] in seiner Ethik (X, 2) anführt, nämlich daß er die *ἡδονή* für das höchste Gut gehalten habe, weil sie von allen Geschöpfen, vernünftigen sowol als unvernünftigen, begehrt werde. Philostrat [24]) zählt ihn zu den Sophisten, wegen seines schönen Vortrags und seines Talents, aus dem Stegreif zu reden. Einstimmig preisen aber die alten Schriftsteller die Verdienste unseres Eudoxos um die Geometrie und Astronomie, worüber wir jetzt berichten wollen.

In Betreff der geometrischen Leistungen des Eudoxos sagt Proklos (a. a. O.), derselbe habe zuerst die Anzahl der allgemeinen Theoreme vermehrt [25]), und wir ersehen aus Archimedes [26]), daß einige der wichtigsten stereometrischen Sätze, namentlich daß die Pyramide der dritte Theil des Prisma's, der Kegel der dritte Theil des Cylinders von gleicher Höhe und Grundfläche ist, vom Eudoxos herrühren. Geahnet mögen diese Sätze allerdings schon früher von Anderen sein, aber nicht streng erwiesen; und man übersehe ja nicht, daß selbst solche Wahrheiten, die in unserer Zeit als Gemeinplätze erscheinen, für den, der sie zuerst als allgemeine Wahrheiten aussprach, oft die Frucht eines langen Nachdenkens und glücklicher Combination waren. — Als ein zweites Verdienst des Eudoxos um die Geometrie führt Proklos an, daß derselbe zu den drei Analogien noch drei andere hinzugefügt habe [27]). Unter Analogie verstanden die alten Mathematiker bekanntlich Das, was wir jetzt Proportion nennen. Die drei schon vor Eudoxos üblichen Analogien werden wol keine andern, als die noch jetzt unter den Namen arithmetische, geometrische und harmonische Proportion bekannten und vielfach angewendeten gewesen sein. Die drei neuen, von ihm hinzugefügten, Proportionen sind vermuthlich die, welche man später contra-geometrische, contra-arithmetische und contra-harmonische, oder vielleicht auch die, welche man arithmetisch-geometrische genannt hat (vergl. d. Art. Proportion und Verhältniss), welche jetzt wenig angewendet und daher mit ihren Benennungen veraltet sind. Da sich Eudoxos soviel mit der Proportionslehre beschäftigt hat, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß viele der Sätze von ihm herrühren, welche Euklides im fünften Buche seiner Elemente zusammengestellt hat; allein daß dieses ganze fünfte Buch ein Werk des Eudoxos sei, wie eine Handschrift aussagt [28]), ist nicht glaublich, da sonst Proklos dies unter den Verdiensten des Eudoxos wol nicht unerwähnt lassen würde. Aus demselben Grunde ist es auch nicht glaublich, daß Eudoxos ein System der Elemente der Geometrie verfaßt habe, wie manche neuere Schriftsteller meinen; doch davon nachher, wenn wir die von Proklos ausdrücklich genannten Verdienste des Eudoxos um die Geometrie alle aufgezählt haben werden. Das dritte unter diesen Verdiensten ist, daß er die zuerst von Platon begründete Lehre von den Schnitten der Körper weiter ausbildete [29]). Bekanntlich steht hiermit die Curvenlehre und die ganze höhere Geometrie in genauem Zusammenhange, als deren Urheber wir also, nächst Platon, den Eudoxos anzusehen haben, sowie diese beiden Männer, nach Angabe des Proklos [30]), auch die Schöpfer der geometrischen Analysis sind, welches das vierte wichtige Verdienst unseres Eudoxos um die Geometrie ist. Die nähere Veranlassung zur Beschäftigung mit der Curvenlehre gab das Delische Problem, womit sich damals die scharfsinnigsten Köpfe Griechenlands beschäftigten (vergl. den Art. Delisches Problem). Eutokios, der in seinem Commentar über den Archimed [31]) die verschiedenen Versuche zur Lösung dieses Problems mittheilt, gibt zwar der Auflösungsart des Eudoxos viele Fehler Schuld, und findet sie nicht einmal werth, sowie die anderen, näher angegeben zu werden; allein da Eratosthenes, der dem Zeitalter des Eudoxos um tausend Jahre näher stand als Eutokios, nicht nur aussagt, daß der Erstere wirklich mittels krummer Linien die Aufgabe gelöst habe, sondern ihn, eben wegen dieser Auflösung, gottähnlich nennt, wie wir schon Eingangs dieses Artikels erwähnten, so ist es wahrscheinlich, daß Eutokios blos einen dürftigen Auszug aus einer Schrift des Eudoxos über das Delische Problem vor Augen hatte [32]). Welche Curven Eudoxos bei seiner Auflösung angewendet habe, läßt sich nicht mehr angeben. Diogenes von Laerte legt ihm die ganze Lehre von den krummen Linien [33]) als Erfindung bei, während der genauere und glaubwürdigere Proklos, in der vorher angeführten Stelle, ihn nur die von Platon eingeleitete Untersuchung über die Schnitte der Körper weiter führen läßt.

24) De vitis Sophist. p. 489. 25) *πρῶτος τῶν καθόλου θεωρημάτων τὸ πλῆθος ηὔξησε.* 26) in praefat. libb. de sphaera et cylindro. p. 64. edit. Oxon. 27) *ταῖς τρισὶν ἀναλογίαις ἄλλας τρεῖς προσέθηκε*

28) Der Codex *Mazarini*, wie Menage (ad *Diog. Laert.* p. 392) versichert. 29) *τὰ περὶ τὴν τομήν, ἀρχὴν λαβόντα παρὰ Πλάτωνος, εἰς πλῆθος προήγαγε, καὶ ταῖς ἀναλύσεσιν ἐπ' αὐτῶν χρησάμενος.* 30) In Bezug auf Platon vergl. die Stellen: *Proclus* p. 58 und *Diog. Laert.* III, 24. 31) De sphaera et cylindro. p. 135 seq. edit. Oxon. 32) Vergl. Reimer's Hist. problematis de cubi duplicatione. p. 54. 33) *τὰ περὶ τὰς καμπύλας γραμμάς.*

Daß Eudoxos dabei auch manche Eigenschaften der Kegelschnitte kennen lernte, ist nicht zu bezweifeln. Diese aber waren es nicht, welche er zur Auflösung des Delischen Problems gebrauchte, denn erst sein Schüler Menaichmos wandte dieselben hierzu an, und Eratosthenes unterscheidet in seinem Epigramme ausdrücklich die Curven, welche Letzterem von denen, welche Ersterem, dazu dienten. — Daß die Meinung einiger neueren Schriftsteller [34]), Eudoxos habe auch ein System der Elemente der Geometrie verfaßt, durch kein bestimmt ausgesprochenes Zeugniß des Proklos unterstützt werde, wie es in Bezug auf Hippokrates von Chios, Archytas, Theaitetes und andere Vorläufer des Euklid geschieht, ist schon von uns gesagt worden. Die Stelle des Proklos, welche man für jene Meinung anführt, scheint mir eher für das Gegentheil zu sprechen. Proklos sagt nämlich (p. 20): *Εὐκλείδης, ὁ τὰ στοιχεῖα συναγαγὼν, καὶ πολλὰ μὲν τῶν Εὐδόξου συντάξας, πολλὰ δὲ τῶν Θεαιτήτου τελειωσάμενος* u. s. w. Hier sind *τὰ Εὐδόξου* und *τὰ Θεαιτήτου* höchst wahrscheinlich einzelne Theoreme des Eudoxos und des Theaitetes; denn wenn man auch dabei das Wort *στοιχεῖα* supplirt, so sind dies immer noch einzelne Elementarsätze, die erst durch gehörige Zusammenstellung ein System bilden. Daß aber die von Eudoxos erfundenen Sätze der Elementargeometrie vor Euklid noch nicht genügend in das System dieser Wissenschaft eingereihet waren, scheint mir grade daraus hervorzugehen, daß in Bezug auf dieselben dem Euklid das Prädicat *συντάξας*, in Bezug auf die Sätze des Theaitet hingegen, der selbst eine seine Vorgänger übertreffende Zusammenstellung der Elemente [35]) gegeben hatte, das Prädicat *τελειωσάμενος* beigelegt wird. Eudoxos hatte vielmehr wahrscheinlich seine neuen elementar-geometrischen Sätze in einem besonderen Tractate vorgetragen, wie nachher Archimed seine Vergleichung der Kugel mit dem Cylinder. Hätte Euklid ebenso später als Archimed gelebt, wie er später als Eudoxos lebte, so würde er vermuthlich auch diese Vergleichung seinem Systeme der Elemente eingereihet haben. — Auf jeden Fall aber ist Eudoxos als einer der Stifter der eigentlichen wissenschaftlichen Geometrie anzusehen, deren Ursprung nicht schon bei den Ägyptiern, sondern, wie Montucla [36]), Ideler, Letronne u. A. mit Recht behaupten, erst bei den Griechen zu suchen ist.

Die Leistungen unseres Eudoxos in der Astronomie werden zwar von Montucla [37]) und Delambre [38]) ziemlich gering geschätzt, von Ideler und Letronne aber, in Übereinstimmung mit den alten Schriftstellern, nach Verdienst gepriesen, weil Letztere mit Recht hauptsächlich den Fortschritt berücksichtigen, den der menschliche Geist durch jene Leistungen machte, während Delambre fast immer nur an den Nutzen denkt, den die jetzt lebenden Astronomen daraus ziehen können. — Der Verfasser der Epinomis, vermuthlich Philippus Opuntius, ein Schüler des Platon [39]), unterscheidet diejenigen, welche blos nach Art des Hesiodus astronomisiren, indem sie die Auf- und Untergänge der Fixsterne beobachten und dieselben für den Landmann in Kalendern zusammenstellen, von den wahren Astronomen, die sich mit Erforschung der Bewegungen der Wandelsterne beschäftigen [40]). In diesem Sinne gab es vor Eudoxos keinen eigentlichen Astronomen unter den Griechen. Zwar hatten die Philosophen der Ionischen und Pythagoreischen Schule schon oft den *κοσμός* zum Gegenstande ihrer Betrachtungen gemacht, aber sie suchten nicht sowol die wirklich beobachteten Erscheinungen am Himmel durch angemessene Theorien zu erklären, als sie vielmehr ihren vorgefaßten Meinungen jene Beobachtungen anzupassen, letztere nach ersteren zu modeln versuchten [41]), ein Verfahren, wobei keine Naturwissenschaft wahrhaft gedeihen kann. Selbst in den Schriften Platon's erscheint die Astronomie fast noch ganz in metaphysischem Gewande. Indem aber Platon seinen Schülern sorgfältiges Studium der Geometrie empfahl, wies er sie auf den rechten Weg, welchen der Physiker und Astronom einzuschlagen hat, und diesen Weg betrat aus seiner Schule vornehmlich Eudoxos, welcher mit geometrischem, ganz auf das Praktische gerichtetem, Sinne es unternahm, den gestirnten Himmel zu ordnen, die Zeitrechnung wissenschaftlich zu begründen, eine Theorie der Bewegung der Planeten aufzustellen, kurz den eigentlichen Grund zu dem Gebäude der Astronomie zu legen. Was dazu gehöre, war vor ihm keinem Griechen klar geworden, und was er von den Ägyptern entlehnte, war wol nichts weiter als einige materielle Kenntnisse, die nur durch gehäufte Erfahrung vieler Menschenalter gesammelt werden konnten. Wir dürfen dabei freilich nicht vergessen, daß es ihm noch fast an allen Hilfsmitteln genauerer Beobachtung fehlte; denn mit Ausnahme des einfachen Gnomons, womit Sonnenhöhen genommen wurden, kannte er noch keines der astronomischen Instrumente, womit späterhin die Sternkundigen des Alexandrinischen Museums beobachteten; auch sind wir nicht berechtigt, ihm, außer einer allgemeinen Kenntniß der Kreise der Himmelskugel, schon einige Bekanntschaft mit der sphärischen Trigonometrie zuzutrauen. Er sah sich daher außer Stande, genaue Sternpositionen zu nehmen und daraus Resultate für die Theorie zu ziehen. Mit einem Worte, er war ein blos beschauender, kein messender und rechnender Astronom, der aber soviel leistete, als es unter

34) Auch Ideler neigt sich zu dieser Meinung hin (Erste Vorlesung über Eudoxos. S. 203), ohne sie jedoch für ausgemacht richtig anzusehen (S. 199). 35) *ἐπιστημονικώτερον σύστασιν. Proclus* p. 19. 36) Hist. des Mathématiq. T. I. p. 49 nouv. édit. 37) p. 183. 38) Biographie univ. art. *Eudoxe* und Hist. de l'astron. ancienne. T. I., welches Werk eine zu strenge Beurtheilung des Eudoxos und Aratos enthält, und nicht blos Letzterem, sondern auch Ersterem im Widerspruche gegen die Alten (vgl. z. B., außer mehren schon angeführten Stellen, *Strabo* II. p. 119 und den ungenannten Verfasser des Anhanges zu den Fixsternerscheinungen des Ptolemäus S. 53 bei Petav.) jede eigene Beobachtung abspricht.

39) Böckh in *Platonis* Minoëm. p. 74 seq. 40) *Plat.* Opp. ed. *Steph.* p. 990. 41) *Οὐ πρὸς τὰ φαινόμενα τοὺς λόγους καὶ τὰς αἰτίας ζητοῦντες, ἀλλὰ πρός τινας δόξας καὶ λόγους αὐτῶν τὰ φαινόμενα προσέλκοντες καὶ πειρώμενοι συγκοσμεῖν. Aristot.* De coelo II, 13.

seinen Umständen möglich war. — Die zahlreichen Excerpte, welche Hipparch aus den beiden astrognostischen Werken Ἔνοπτρον und Φαινόμενα mittheilt, lassen uns erkennen, daß der gestirnte Himmel des Eudoxos, den Umrissen der Bilder und der Vertheilung der Hauptsterne nach, schon derselbe war, den die Sterntafel des Ptolemäos gibt, also im Wesentlichen der unsrige. Man hat viel von alten orientalischen Sphären gesprochen, die er dabei vor Augen gehabt haben soll; dies sind aber unsichere Hypothesen, durch die man Dinge zu erklären sucht, welche sich auf anderem Wege genügender darstellen lassen. Nichts berechtigt uns, die Erfindung der künstlichen Himmelskugel über das Zeitalter unseres Eudoxos hinauszusetzen. Ihm vielmehr gebührt, nach Hipparch's Zeugniß, der Ruhm, den gestirnten Himmel durch eigene Ansicht geordnet zu haben [42]). Man darf jedoch hierbei noch nicht an Bestimmung von Rectascensionen und Declinationen, von Längen und Breiten denken. Eudoxos kannte wol die Hauptkreise der Himmelskugel in ihren richtigen Verhältnissen zu einander, allein es fehlte ihm noch an allen Mitteln, Höhen und Culminationen der Sterne auch nur im Groben zu beobachten. Dies erhellet schon daraus, daß er behauptete, es gebe einen Stern, der bei der täglichen Bewegung der Himmelskugel immer an seiner Stelle bleibe, also den Pol bilde, welche Behauptung auch noch Euklid in seinem Werke Phaenomena wiederholt. Allein es gibt keinen mit bloßen Augen sichtbaren Stern, der zu jener Zeit genau im Pole gestanden hätte. Hipparch, der dies richtig bemerkt, sagt, der Pol mache mit drei Sternen ein Viereck [43]). Ideler glaubt, daß damit die Sterne am Rücken des kleinen Bären gemeint seien, welche Bode in seiner Uranographie mit A, b und μ bezeichnet; Delambre [44]) hingegen hält β des kleinen Bären und α und κ des Drachen für die gemeinten Sterne. — Gehen wir näher auf die Sphärik unseres Eudoxos ein, so finden wir zunächst, daß zwar in seinen uns von Hipparch erhaltenen Fragmenten das Wort Horizont in der jetzt üblichen Bedeutung noch nicht vorkommt [45]), wol aber in dem oben erwähnten, nach den Ansichten des Eudoxos vor Hipparch's Zeit abgefaßten, im Louvre aufbewahrten Codex papyraceus; daher Letronne auch nicht zweifelt, daß schon Eudoxos dies Wort als Kunstwort gebraucht habe. — Den Äquator nennt Eudoxos ἰσημερινός [46]). Unter den Parallelkreisen zeichnet er die beiden Wendekreise, die er Sommer= (θερινός) und Winter= (χειμερινός) Wendekreis nennt, und diejenigen aus, welche unter jeder Polhöhe den Horizont berühren, also den stets sichtbaren und den stets unsichtbaren Theil der Himmelskugel begrenzen [47]), und welche von ihm ἀρκτικός und ἀνταρκτικός genannt werden. Daß sich letztere beide Kreise mit der steigenden Polhöhe erweitern, konnte ihm, der den Himmel unter so bedeutend verschiedenen Breiten beobachtet hatte, natürlich nicht unbekannt sein; allein die Begriffe Polhöhe, Klimate und Kugelgestalt der Erde finden sich nirgends klar von ihm ausgesprochen, obgleich ihm Kenntniß der letztgedachten Gestalt wol nicht fehlte, wie wir nachher sehen werden. Statt der Polhöhe bestimmte er das Verhältniß, worin der sichtbare Theil der Wendekreise zu dem unsichtbaren steht. Wie weit er aber diese Parallelkreise vom Äquator entfernt, wie groß er also die Schiefe der Ekliptik setzte, findet sich in den erhaltenen Fragmenten nicht. Hätte er aber auch diese Schiefe irgendwo angegeben, so würde dies doch nicht, wie Ideler anzunehmen scheint, in Graden geschehen sein, weil, wie Letronne gezeigt hat [48]), zur Zeit des Eudoxos der Kreis noch nicht in Grade getheilt war, welche Eintheilung vielmehr erst seit Hipparch eingeführt zu sein scheint, während vorher die Bogen nur in ihrem Verhältniß zur ganzen Peripherie angegeben wurden. Die Ekliptik, deren Lage zwischen den Wendekreisen er sich gewiß ebenso wie wir dachte, theilt er in zwölf gleiche Theile, δωδεκατημόρια oder ζῴδια, unterscheidet aber noch nicht, wie die späteren Astronomen, zwischen Zeichen und Sternbildern (ἠστερισμένα καὶ βλεπόμενα ζῴδια), wie sich weiter unten ergeben wird. Von den ζωδίοις benennt er die Sonnenbahn ζωδιακὸς κύκλος oder ζωδιακός [49]) schlechthin, theilt aber die zwölf Zeichen, wie Letronne ausdrücklich erinnert, niemals in Grade, sondern nach der Anzahl der Tage, welche die Sonne braucht, um sie zu durchlaufen, wie noch jetzt die Chinesen die Ekliptik in 365¼ Theile theilen. — Unter den

---

42) Ideler verwahrt sich durch die Bemerkung, daß hiermit nicht das höhere Alter mancher Sternbilder, besonders solcher des Thierkreises, geleugnet werden solle. Letronne läßt diese Einschränkung weg, vermuthlich weil er nur das höhere Alter einzelner Sternnamen, aber nicht ganzer Sternbilder anerkennt (vergl. den Art. Sternbild). 43) In *Arati* et *Eudoxi* Phaenomena I, 5. 44) Hist. de l'astr. anc. I. p. 110. 45) Ideler meint deshalb, Eudoxos habe dafür, ebenso wie Aratos, nach der Weise der ältesten Erdbeschreiber das Wort Ὠκεανός gebraucht, und erst später beim Autolykos zur Zeit des Aristoteles komme ὁρίζων in der jetzigen Bedeutung, aber nur noch als Participium (μέγιστος κύκλος ὁρίζων τό τε φανερὸν καὶ τὸ ἀφανές), noch später in Euklid's Phaenomenis endlich als Substantivum vor. 46) Diese Benennung, wörtlich übersetzt „Taggleicher," ist bei den Griechen auch späterhin immer üblich geblieben, während die Lateiner dafür immer „Nachtgleicher" (aequinoctialis) gesagt haben. Das den Griechen nachgebildete Adjectiv aequidialis findet sich nur beim Festus.

47) Darum auch ἀειφανερός oder ἀειφανής und ἀφανής von den griechischen Astronomen genannt. 48) Journal des Savants. Année 1817. p. 745 seq. Noch Eudemus, Zeitgenosse des Aristoteles, drückt die Schiefe der Ekliptik durch die Seite des funfzehnseitigen regulairen Polygons aus, was Anatolius (im 3. Jahrh. nach Chr. Geb.) durch 24 Grade übersetzt; s. *Fabr.* Bibl. gr. III. p. 464. ed. *Harless.* 49) Letronne glaubt dagegen, daß ζωδιακός als Substantiv erst von Hipparch statt der von Eudoxos und Aratos angewendeten Ausdrücke gebraucht worden sei. Wenigstens habe Aratos nur das Adjectiv ζῴδιος (κύκλος). Der Verfasser der Aristotelischen Schrift de mundo gebrauche das Adjectiv ζωοφόρος (κύκλος, II. 6), Euklid aber schon ζωδιακός als Substantiv (Phaenom. p. 560. ed. *Gregory*). In dem mehrmals erwähnten Papyrus stehe ὁ τῶν ζωδίων κύκλος, welches wahrscheinlich auch der von Eudoxos angewendete Ausdruck sei, sodaß Ideler irre, wenn er diesen Ausdruck ebenso wie den ὁ διὰ μέσων τῶν ζωδίων κύκλος, dessen sich Ptolemäus gewöhnlich bedient, erst späteren Astronomen zuschreibt. Der Name Ekliptik ist späteren Ursprungs. Ideler findet ihn zuerst beim Macrobius (in somn. Scip. I, 15).

Abweichungskreisen nennt Eudoxos blos die **Koluren**, den **Meridian** (*μεσημβρινός*) scheint er noch nicht gekannt zu haben. Auch beim Autolykos und in dem mehrmals erwähnten Codex papyraceus kommt der Meridian nicht vor; erst Euklides hebt ihn unter den Abweichungskreisen heraus [50]). — Hipparch sagt (1, 3 und 5), Eudoxos habe in seinem *Ἔνοπτρον* die Neigung des Himmels (*ἔγκλιμα τοῦ κόσμου*) grade so bestimmt, wie Aratos (v. 497), indem er nämlich das Verhältniß der Segmente der vom Horizonte getheilten Wendekreise durch 5 : 3 ausgedrückt habe. Wie er dies gefunden, wissen wir nicht; vermuthlich vermittels der Dauer des längsten Tages, welche er durch eine Art von Klepsydra gemessen haben muß [51]). Es folgt hieraus, wie Hipparch bemerkt, eine Polhöhe von 41° (genauer von 40° 54′), nämlich bei einer Schiefe von 23° 50′. Deshalb meint Ideler, Eudoxos müsse dies in Kyzikos geschrieben haben, wo er sich längere Zeit aufhielt; auch gilt es für Macedonien, wo Aratos schrieb. Was Letzterer dagegen in Übereinstimmung mit Eudoxos, wie Hipparch (1, 6) versichert, von der Lage des Kopfes des Drachen im *ἀρκτικός* sagt (v. 61. 62), paßt mehr auf die Polhöhe von Knidos (36° 42′); denn γ, der vom Pole entfernteste Stern dieses Bildes, hatte damals 38° 8′ Polarabstand, mußte mithin den Horizont eines Ortes streifen, dessen Polhöhe um die Horizontalrefraction geringer war. Ideler zieht daraus die Vermuthung, daß Eudoxos vielleicht sein *Ἔνοπτρον* in Kyzikos, seine *Φαινόμενα* aber in Knidos verfaßt, und Aratos das, was er über die Lage des Drachenkopfes sagt, aus letzterem Werke entlehnt habe. Dieser Vermuthung steht jedoch, wie Ideler selbst erinnert, entgegen, daß, nach Hipparch's Aussage, Eudoxos in dem Werke *Φαινόμενα* jenes Verhältniß durch 12 : 7 ausgedrückt hatte; denn hieraus würde gar eine Polhöhe von 42° 15′ folgen. Letronne ist daher geneigt, den ganzen Unterschied in diesen Angaben auf Rechnung des Fehlers in den Beobachtungen zu setzen, zumal da die Unsicherheit in den Sternpositionen des Eudoxos sich auch in der Angabe derjenigen Sterne zeigt, welche seiner Meinung nach in den Wendekreisen, im Äquator, in dem Arktikos, im Antarktikos und in den Koluren stehen sollen. So legt er z. B. den nördlichen Wendekreis mitten durch den Krebs und der Länge nach durch den Löwen; ferner, die Jungfrau nördlich streifend, durch den Hals der Schlange, dann durch die rechte Hand des Knieenden [52]), den Kopf des Schlangenträgers, den Hals und linken Flügel des Schwans, die Füße des Pegasus und die rechte Hand der Andromeda; sodann zwischen den Füßen des Perseus und zwischen seiner linken Schulter und dem linken Schenkel hindurch, endlich durch die Knie des Fuhrmanns und die Köpfe der Zwillinge [53]). Geht man auf der künstlichen Himmelskugel diesen Weg und schiebt dabei die Sterne, wie es die Vorrückung der Nachtgleichen mit sich bringt, der Ekliptik parallel um ein Zeichen westwärts, so sieht man, wie schwankend Alles bestimmt ist. Wenn sich auch bei den meisten Sternbildern die Sterne, welche Eudoxos eigentlich gemeint hat, nicht sicher angeben lassen, so ist doch soviel klar, daß sich α und β in den Zwillingen und α im Schlangenträger darunter befinden müssen. Wollten wir nun diese in den Wendekreis des Krebses bringen, so müßten wir denselben zu einer Zone von beträchtlicher Breite machen. So hat ihn sich aber Eudoxos gewiß nicht gedacht. Von allen Hilfsmitteln genauer Beobachtung entblößt, verfuhr er vermuthlich so: an dem Tage, wo ihm der kürzeste Schatten des Gnomons das Sommersolstitium gab, merkte er sich die Punkte des Horizonts, in denen die Sonne auf- und unterging, und beobachtete nun die Sterne, die in dieser Gegend den Horizont schnitten. Wandte er dasselbe Verfahren beim Äquator und beim Wendekreise des Steinbocks an, so hatte er hierin zugleich ein Mittel mehr, die Gestirne nothdürftig auf die Kugel zu tragen und diese dann zu gebrauchen, um die mit jedem aufgehenden Zeichen der Ekliptik zugleich auf- oder untergehenden Sterne zu finden. Dieses Verfahren ist dasjenige, was die Griechen die Methode der gleichzeitigen Aufgänge (*συνανατολαί*) nannten, und welches ihnen dazu diente, die Zeiten der Nacht zu erkennen. Sie merkten sich welche Gestirne im Ost- oder Westhorizonte standen, wenn die einzelnen Zeichen aufgingen. Sahen sie nun irgend ein Gestirn auch nur durch Wolkenöffnungen im Horizonte, so wußten sie, welches Zeichen aufging, woraus sie dann, mit gehöriger Berücksichtigung der Jahreszeit, ungefähr die Stunde der Nacht abnehmen konnten. Eudoxos hatte, wie Hipparch berichtet, diese Beobachtungsart ausführlich abgehandelt, worin Aratos (v. 559—732) ihm nachfolgte. Beide hatten sich aber manche grobe Fehler zu Schulden kommen lassen, die Hipparch rügt, welcher allerdings, mit Hilfe vollkommenerer Instrumente und durch Anwendung der sphärischen Trigonometrie die Methode der gleichzeitigen Aufgänge wesentlich verbesserte. Freilich blieb diese Methode auch dann immer noch ein sehr mangelhafter Ersatz für das, was unsere Uhren leisten. — Keine der Lehren des Eudoxos hat den neueren Astronomen mehr Stoff zu Vermuthungen, um sie zu erklären, gegeben, als die, daß er die Äquinoctien und Solstitien in die **Mitte der Zeichen** setzt, während Hipparch, der uns diese Notiz gibt [54]), jene Punkte, wie wir es thun, in die Anfänge der *ζώδια* setzt, und von den Längen des Eudoxos alle Mal 15° abzieht, wenn er sie auf die seinigen reducirt. Es ist klar, daß hier nicht die Zodiakalbilder, sondern die Dodekatemorien oder Zei-

50) Wenn man dem Stobäus (Ecl. Phys. 1, 25) Glauben beimessen will, so haben schon Thales und Pythagoras den Meridian gekannt. 51) Vergl. Ideler's Vorlesung über die Sternkunde der Chaldäer in den Abhandlungen der berliner Akademie von 1814—1815. — Der astronomische Codex papyraceus spricht auch für diese Messungsweise, an der Stelle, wo er von der Messung eines Bogens der Ekliptik handelt. 52) Letronne macht darauf aufmerksam, daß Eudoxos gewiß ebenso wie Aratos dies Sternbild auch nicht anders als *ὁ ἐν γόνασι* genannt, den Namen Herkules dafür noch nicht gekannt habe, da die mythologischen Namen der Sternbilder mit wenigen Ausnahmen alle erst später von den Alexandrinischen Gelehrten eingeführt sind.

53) *Hipparch.* 1, 3. Aratos schrieb dies dem Eudoxos mit geringen Abweichungen nach V. 481 fg. 54) 1, 10 und öfter.

chen der Ekliptik gemeint sind, welche Eudoxos also so gerechnet haben muß, daß er die Äquinoctial- und Solstitialpunkte in die Mitte der Zeichen Widder, Krebs, Wage [55]) und Steinbock brachte, sodaß ihm z. B. das Dodekatemorion von der Mitte unseres zwölften Zeichens bis zur Mitte des ersten für den Widder galt. Statt zu untersuchen, wie ihn seine unvollkommene Beobachtungsweise auf diese Begrenzung der Zeichen leiten konnte, haben Newton, Fréret, Bailly u. A. ihm alle eigene Beobachtung des Himmels abgesprochen und jenen Längenunterschied von 15° durch die Vorrückung der Nachtgleichen erklären wollen. Eudoxos, sagen sie, hatte eine künstliche Himmelskugel vor Augen, auf welcher die Sterne nach gerader Aufsteigung und Abweichung auf ähnliche Weise getragen waren, wie bei uns. Auf dieser Kugel gingen die Koluren durch die Mitten der Himmelszeichen des Widders und des Krebses, da sie hingegen zu Hipparch's Zeit, während des 2. Jahrh. vor Chr. Geb., im Anfange derselben lagen. Sie hatten sich also schon zu Eudoxos' Zeit fast um ein halbes Zeichen verschoben, was ein hohes Alter der Kugel voraussetzt. Soweit stimmen die genannten drei Gelehrten in ihren Annahmen überein; dagegen weichen sie in ihren Hypothesen über das Alter der Kugel stark von einander ab. Newton [56]) setzt sie ins J. 936 vor Chr. Geb. und läßt sie vom Cheiron verfertigt sein zum Gebrauche der Argonauten, deren Zug Newton an dieses Jahr knüpft. Bekanntlich rückt Newton das heroische Zeitalter dem unsrigen um einige hundert Jahre näher, als es nach der gewöhnlichen Annahme geschieht. Fréret [57]) legt die Kugel ebenfalls dem Cheiron bei, bringt aber diesen ins 14. Jahrh. vor Chr. Geb. Seiner Meinung nach war sie eigentlich von Ägyptischen und phönizischen Astronomen geordnet worden. Bailly [58]) sagt: „Vierzehn Jahrhunderte vor Chr. Geb. erhielten die Griechen die Kunde der Himmelskugel. Dies scheint eine der Früchte des Argonautenzuges zu sein. Es war Herkules, der die Sphäre der Chaldäer und Perser nach Griechenland verpflanzte." Noch andere Ansichten findet man bei Lalande [59]). Es bedarf aber aller dieser Hypothesen nicht. Zuvörderst ist es ganz unwahrscheinlich, daß Eudoxos eine ältere Sphäre vor Augen hatte, zumal eine so wohlgeordnete. Alle Andeutungen von künstlichen Himmelskugeln, die sich bei den Alten finden, gehören in spätere Zeiten, wo man schon genauere Sternpositionen hatte. Zwar legte Eudoxos wirklich, wie wir aus Hipparch (I, 27. 28) sehen, die Koluren durch das Sternbild des Widders und die Mitte des Krebses, zugleich aber auch durch andere Bilder und Theile von Bildern, die sich unter keiner Voraussetzung einer Verschiebung des gestirnten Himmels in diese Kreise fügen. Weit natürlicher ist es daher, mit Hipparch seine Angaben für schwankend und unrichtig zu erklären. Auch war dies schon die Ansicht des Attalos, eines der früheren Commentatoren des Aratos (ap. *Hipp.* in *Arat.* I, 25). Leontios, der Verfasser einer kleinen Schrift über die Construction der Arateischen Kugel [60]), äußert sich gleichfalls in diesem Sinne. Überdies läßt sich sehr einfach erklären, wie Eudoxos darauf gekommen sei, die Äquinoctien und Solstitien in die Mitte der *ζώδια* zu bringen. Autolykos erklärt in seinem zweiten Buche über die Auf- und Untergänge das Wort Dodekatemorion dahin, daß es jeden Bogen bedeute, der ein Zwölftel der ganzen Ekliptik ist. Ein Dodekatemorion, sagt er, ist uns jedes Mal unsichtbar, nämlich dasjenige, in dessen Mitte die Sonne steht. Es war also ganz natürlich, das Zeichen, in welchem sich die Sonne z. B. am längsten Tage befand, so zu bestimmen, daß man das Solstitium in dessen Mitte setzte. Dann bezeichnete ein Stern, der, bei der Sichtbarwerdung der Gestirne während der Abenddämmerung, in der Gegend des Horizontes stand, wo die Sonne untergegangen war, den Anfang des Löwen und der gegenüberstehende den des Wassermanns. So durfte man nur von Monat zu Monat auf die Sterne achten, die eine Stunde nach Sonnenuntergang in der Gegend, wo die Sonne durch den Horizont gegangen war, oder gegenüber, erschienen, um die Ekliptik auf eine grobe Art in ihre zwölf Zeichen zu theilen, und auf diese Weise kamen die Äquinoctien und Solstitien mitten in den Zeichen Widder, Krebs u. s. w. zu stehen. Delambre [61]), dem Ideler hierin völlig beistimmt, sagt: „Diese Begrenzungsweise der Zeichen war die natürlichste, so lange noch keine Rechnungen anzustellen waren. Hipparch dagegen, der die Trigonometrie erfunden oder doch vervollkommnet hatte, fühlte die Nothwendigkeit, den Nullpunkt des Äquators und der Ekliptik in den Durchschnitt dieser beiden Kreise zu setzen [62]), wo die Hypotenuse und die Basis aller der sphärischen Dreiecke anfangen, die von diesen Kreisen eingeschlossen sind. Um nun seine Rechnungen mit den Angaben des Eudoxos vergleichen zu können, bemerkt er, daß man zu allen von ihm auf der Ekliptik berechneten Bogen 15° addiren müsse. Dieser Unterschied von einem halben Zeichen bedeutet also keineswegs, daß Eudoxos und Hipparch das Solstitium in verschiedene Punkte [des gestirnten Him-

55) Das Zeichen der Wage ist erst später aus den Scheeren des Krebses gebildet worden (vergl. Letronne im Journal des Savants 1839. p. 533—535), kommt daher auch in dem vor Hipparch verfaßten Codex papyraceus des Louvre nicht vor. Eudoxos hat dafür gewiß immer die Scheeren des Krebses gebraucht. 56) Chronology of ancient kingdoms. p. 25. 26. Daß er sie grade dem Cheiron zuschreibt, geschieht auf Autorität des Fragments einer Titanomachie beim Clemens Alexandrinus (Strom. I. p. 360), wo es von diesem Centauren heißt, er habe die Sternbilder nachgewiesen (*δείξας σχήματα Ὀλύμπου*). 57) Observations sur la Chronologie de Newton. T. IV. Sect. II. §. 2. 58) Hist. de l'astron. anc. p. 183. 59) Astronomie. Vol. II. art. 1617—1619.

60) Astronomica veterum scripta isagogica graeca. (Antwerpen 1589.) p. 136. 61) Hist. de l'astron. anc. T. I. p. 123. 62) Letronne bemerkt, daß Hipparch, indem er dem Punkte der Nachtgleichen diese Lage anweist, eigentlich nur eine ältere, schon vor Eudoxos übliche, Anordnung erneuert. Letronne belegt dies durch eine Stelle des Hipparch (II, 3. p. 212 K.), ist jedoch mit Delambre in Ansehung des Grundes einverstanden, um dessen willen Eudoxos diese Eintheilungsweise mit der seinigen vertauschte, und verwirft durchaus die Annahme, daß Eudoxos eine ältere künstliche Himmelskugel vor Augen gehabt habe.

mels] gesetzt haben." Zu Eudoxos' Zeit hatte Mesartim, der erste Stern des Widders, 0° Länge. Bei seiner Art, die Zeichen zu begrenzen, kamen daher die hellsten Sterne dieses Bildes in der Mitte des ersten Zeichens zu stehen. Dasselbe gilt für das zweite Zeichen von den Hauptsternen des Stieres, den Plejaden und Hyaden. Überhaupt findet sich, daß die Zodiakalbilder mit den nach ihnen benannten Zeichen, wenn man die letzteren so fixirt, wie er, zu seiner Zeit besser übereinstimmten, als wenn man ihre Anfänge mit Hipparch um 15° weiter östlich schiebt. Diese Bilder sind aber von sehr verschiedener Länge, und es ist daher, wie schon oben bemerkt wurde, nicht wahrscheinlich, daß er schon, wie Hipparch (II, 19), zwischen Sternbildern (ζώδια ἠστηρισμένα) und Zeichen (δωδεκατημόρια) unterschieden habe. Er kannte die Gestirne nur in Masse und nach ihren vornehmsten Sternen. Ihre Mitten und Grenzen mit einiger Sicherheit zu bestimmen, fehlte es ihm noch an allen Mitteln. Darum findet sich auch keine Spur, beim Hipparch wenigstens, daß er zwischen Zodiakalbildern und Zeichen unterschieden habe. Das Vorrücken der Nachtgleichen, welches eine solche Unterscheidung durchaus nothwendig macht, war nicht nur dem Eudoxos, sondern sogar noch dem Hipparch zu der Zeit, als Letzterer seinen Commentar über Eudoxos und Aratos verfaßte, völlig unbekannt. Erst später kam Hipparch, als er seine Beobachtungen mit den 200 Jahre älteren des Timocharis verglich, auf diese Entdeckung, welche daher bei Abfassung seines Commentars zum Eudoxos und Aratos unmöglich der Grund sein konnte, warum er die von Eudoxos angegebenen Längen um 15° vermindert. Dazu kommt noch der merkwürdige Umstand, daß Eudoxos außer der schon erwähnten Art die Zeichen der Ekliptik so zu rechnen, daß die Solstitial- und Äquinoctialpunkte jeder in die Mitte eines Zeichens fiel, auch noch eine andere Eintheilung anwendete, wornach jeder dieser Punkte in den achten Grad seines Zeichens fiel. Dieser Art, die Zeichen zu begrenzen, bedienten sich mehre alte Astronomen, z. B. Sosigenes, der Verfasser von Cäsar's Kalender, wie wir aus Plinius[63]) und Columella[64]) ersehen. Letzterer bemerkt diesem Kalender gemäß: Aequinoctium primum conficitur in octava parte arietis, solstitium fit circa octavam partem cancri etc., und fügt dann hinzu: Nec me fallit Hipparchi ratio, quae docet solstitia et aequinoctia non octavis sed primis partibus signorum confici. Verum in hac ruris disciplina sequor nunc Eudoxi et Metonis antiquorumque fastus astrologorum. Hiernach hat also schon Meton die Nachtgleichen und Sonnenwenden in seinem Kalender so gestellt, und Eudoxos hatte in seinem Parapegma dies nachgeahmt, dahingegen er in seinen astrognostischen Schriften, die Hipparch vor Augen hatte, die Anfänge der Zeichen noch 7° weiter westlich schob. Auch der Scholiast zum Aratos (ad v. 499) und der Verfasser des Gedichtes Ἀποτελεσματικά, das fälschlich den Namen des Manethon trägt,

63) *H. N.* XVIII, 68. edit. *Harduini*. 64) *R. R.* IX, 14.

sprechen von jener Stellung der Cardinalpunkte. Newton denkt auch hier wieder an die Präcession der Äquinoctien[65]), besonders weil wir beim Achilles Tatius[66]) die Notiz finden: „Die Sommersonnenwende ist von Einigen in den ersten, von Anderen in den achten, von wieder Anderen in den zwölften, von noch Anderen in den funfzehnten Grad des Krebses gesetzt worden," was Newton auf ebenso viele verschiedene Beobachtungszeiten deutet. Allein der Grund aller dieser verschiedenen Begrenzungen der Zeichen, worüber auch Scaliger und Petavius viel gegrübelt haben[67]), ist gewiß kein anderer, als der, daß man sich bemühte, die Hauptsterne der Zodiakalbilder, von denen die Zeichen ihre Namen haben, möglichst symmetrisch mit denselben zu verbinden, da eine vollkommene Übereinstimmung doch einmal nicht zu erreichen war. Erst nachdem das Bedürfniß der Wissenschaft den Cardinalpunkten ihre Stellen in den Anfängen der Zeichen angewiesen hatte, bekümmerte man sich nicht weiter um ihr Verhältniß zu den gleichnamigen Bildern, die nunmehr durch die Präcession soweit östlich geführt sind, daß man die Zeichen gar nicht mehr nach den Bildern benennen sollte.

Was die Ansicht des Eudoxos von der Gestalt der Erde betrifft, so ist schon oben bemerkt worden, daß sich darüber in seinen Fragmenten beim Hipparch nichts bestimmt ausgesprochen findet, und daß seine γῆς περίοδος, nach allen Citaten zu schließen, eine bloße Chorographie war, welche keine kosmographische Fragen berührte. Daß die Erdoberfläche keine Ebene sei, konnte aber Eudoxos leicht aus seinen, an Orten von so bedeutend verschiedener Polhöhe in Ägypten und Kleinasien, vielleicht auch Italien, angestellten Beobachtungen abnehmen; zumal da ausdrücklich bemerkt wird, daß er den an seinen nördlichen Beobachtungsorten nicht über den Horizont hervortretenden Stern Kanopos (oder wie man früher schrieb Kanobos) an den südlicheren Orten beobachtet habe[68]). Es ist darum höchst wahrscheinlich, daß er, sowie sein Lehrer Platon[69]), der Erde die Kugelgestalt beigelegt habe. Auch bestätigt das schon oft erwähnte, nach den Ansichten des Eudoxos abgefaßte, Manuscript Letronne's diese Vermuthung, denn es sagt: ἡ δὲ γῆ, σφαιροειδὴς οὖσα, ἐν μέσῳ τῷ κόσμῳ κεῖται, σφαιροειδεῖ ὄντι κ. τ. λ.

Um die Zeitrechnung soll sich Eudoxos nach Diogenes von Laerte, Suidas und überhaupt nach der gangbarsten Meinung des Alterthums dadurch verdient gemacht haben, daß er die Octaëteris einführte. Censorin[70]) sagt darüber: Hanc ὀκταετηρίδα vulgo creditum est ab Eudoxo Cnidio institutam. Sed hanc Cleostratum Tenedium primum ferunt composuisse et postea alios aliter. Censorin selbst theilte also die zu seiner Zeit gewöhnliche Meinung nicht; und mit Recht, denn da der achtjährige Cyklus älter als der von Meton eingeführte 19jährige war und Meton ein halbes Jahr-

65) Chronology p. 82. 66) In *Arati* phaenom. c. 23. 67) Vergl. die Var. dissert. II, 4 seq. des Letzteren. 68) *Strabo* II. p. 119. 69) Phaedon p. 108 E. Timaeus p. 40 B. 70) De die nat. cap. 18.

hundert vor Eudoxos lebte, so kann des Letzteren Octaëteris nur eine Verbesserung dieser schon lange vor ihm bekannten Schaltperiode gewesen sein (vergl. die Artikel Chronologie und Meton). Als Verbesserer dieser Periode nennt Censorin noch mehre Andere, und fügt hinzu: in quis Dositheus, cujus maxime ὀκταετηρίς Eudoxi inscribitur. Also die Octaëteris des Dositheus legte man dem Eudoxos bei. Beim Suidas dagegen heißt es: Kriton aus Naxos, der Historiker, verfaßte eine Octaëteris, ἣν Εὐδόξου φασίν. Sollte das Werk des Eudoxos vielleicht frühzeitig verloren gegangen sein, und man ihm dann ein fremdes zugeschrieben haben? Scaliger [71]) glaubt, daß die 160jährige Periode, welche Censorin unter anderen Verbesserungen der ursprünglichen Octaëteris nennt, dem Eudoxos angehört habe, und wirklich scheint sie dem Maße seiner astronomischen Kenntnisse gut zuzusagen [72]). Sie kam übrigens ihrer großen Länge wegen schwerlich je in Gebrauch. Auch scheint der Meton'sche, durch Kalippos verbesserte, Cyklus die Octaëteris allmälig ganz verdrängt zu haben. Man dürfte sich daher nicht wundern, wenn das Werk des Eudoxos frühzeitig in Vergessenheit gerieth. Ob er diesem Werke einen auf den achtjährigen Cyklus gegründeten Kalender beigefügt habe, wissen wir nicht; es ist aber wahrscheinlich, daß er hierin dem Beispiele anderer Griechen folgte, welche sich mit der Octaëteris beschäftigten. Gewiß ist, daß das im Alterthume berühmte Parapegma, welches den Namen des Eudoxos trug, an eine blos vierjährige Periode geknüpft war; denn, nach der Versicherung des Plinius [73]), nahm Eudoxos einen vierjährigen Kreislauf der Witterung und der Winde an und begann sein Lustrum [74]) alle Mal mit dem Frühaufgange des Sirius in einem römischen Schaltjahre. Hiernach bestand das Lustrum des Eudoxos aus vier Julianischen Jahren, und war die, wie Letronne zu beweisen verspricht, uralte, mit dem Frühaufgange des Sirius am 20. Juli beginnende Tetraëteris der Ägypter. Nach Strabon's [75]) Angabe sollen Platon und Eudoxos die genauere Bestimmung der Länge des Sonnenjahres auf 365¼ Tage aus Ägypten nach Griechenland verpflanzt haben, da man in letzterem Lande das Jahr bis dahin nur zu 365 Tagen gerechnet habe. Dies kann aber nur in sofern gelten, als durch Eudoxos und Platon die Griechen genauer den Überschuß des tropischen Jahres über 365 Tage kennen lernten. Ungefähr kannten sie jedoch diesen Überschuß schon früher, da schon Meton denselben auf ⁵⁄₁₉ Tag, also freilich um mehr als eine Viertelstunde zu groß, angegeben hatte. Die Monate muß Eudoxos, da die griechische Sprache keine eigenen Namen für die Monate eines Sonnenjahres hatte, nach den Zeichen der Ekliptik abgemessen und benannt haben. Letronne tritt dieser Vermuthung Ideler's bei, da, nach seiner Überzeugung, die von den Chaldäern entlehnte Art das Jahr nach den Zeichen des Thierkreises zu theilen, schon sehr früh den Griechen bekannt sein mußte. Wahrscheinlich diente des Eudoxos Kalender dem Sosigenes und Cäsar zum Muster bei Einrichtung des ihrigen, sodaß Lucian [76]) dem Letzteren die Worte in den Mund legen konnte: Nec meus Eudoxi vincetur fastibus annus. Wir kennen übrigens diesen Kalender nur noch aus Bruchstücken, die uns Geminus und Ptolemäus aufbewahrt haben.

Auch um die Bestimmung der Tageszeiten soll sich Eudoxos verdient gemacht haben. Vitruv sagt [77]), indem er von den verschiedenen Sonnenuhren seiner Zeit handelt: Arachnen Eudoxus astrologus [dicitur invenisse], nonnulli dicunt Apollonium. Vermuthlich war es eine Horizontalsonnenuhr, welche durch die vielen darauf gezogenen, vom senkrechten Schattenstifte als Mittelpunkt auslaufenden Linien einem Spinnennetze ähnlich erschien, und davon den Namen ἀράχνη erhielt. Da diese Linien die Durchschnitte der Verticalebenen und des Horizontes vorstellten, so kam es nun darauf an, für die verschiedenen Jahreszeiten oder Örter der Sonne in der Ekliptik die jedem Vertical oder jeder Schattenlinie zugehörige Stunde zu bestimmen. Dies vermochte aber Eudoxos schwerlich mit einiger Sicherheit. Apollonios mag daher viel an dieser Erfindung verbessert haben, und deshalb dieselbe von Einigen ihm zugeschrieben worden sein. Van Beeck Calkoen [78]) meint, es sei eine Äquinoctialuhr gewesen. Die Construction einer solchen ist allerdings sehr einfach, allein sie paßt nicht zu den nach den Jahreszeiten veränderlichen Stunden der Alten.

Es ist nun von dem Systeme zu reden, welches Eudoxos ersonnen hatte, um die Bewegung der Planeten zu erklären. Dies ist seine im Alterthume berühmte Sphärentheorie, über welche Montucla und Delambre nicht hätten, wie sie es thun, mit Härte und Spott urtheilen sollen, da es der erste, einigermaßen consequente, Versuch ist, die Erscheinungen des Weltgebäudes in eine Art von Causalzusammenhang zu bringen. Nach Seneca's Aussage [79]) hat Eudoxos zuerst die Kenntniß von den Bewegungen der fünf [vor Herschel, Piazzi, Olbers und Harding bekannten] Planeten aus Ägypten nach Griechenland verpflanzt, wo vorher zwar Demokrit schon geahnet habe, daß es mehre solche Sterne [außer Sonne und Mond, die bekanntlich ihrer eigenen Bewegung halber von den ältesten Astronomen auch als Planeten, d. i. Wandelsterne [80]), zum Unterschiede von den in ihrer Stellung gegen einander unveränderlichen Fixsternen angesehen wurden] gebe, aber weder Anzahl noch Namen [81]) derselben angegeben habe. Auch andere Zeugnisse der Alten stimmen hierin mit Seneca überein [82]). Man darf sich indessen von dieser Kenntniß der Planetenbewegung kei-

71) De emend. temp. l. II. p. 69. 72) Vergl. Ideler's Handb. der Chronol. 1. Th. S. 296. 73) H. N. II, 48. edit. *Harduini*. 74) So nennt Plinius diesen vierjährigen Zeitraum; auch kommt das Wort öfter so vor. 75) Lib. XVII. p. 806. ed. *Casaub*. (§. 29. ed. *Tzschuckii*.)

76) Pharsal. X, v. 187. 77) De archit. IX, 9. 78) De horologiis sciothericis veterum. p. 65. 79) Quaest. nat. VII, 3. 80) Letronne bemerkt jedoch, daß diejenigen alten Schriftsteller, welche von fünf Planeten sprechen, offenbar Sonne und Mond nicht mit denselben in einen Rang stellten. 81) Ideler macht interessante Bemerkungen über die ältesten griechischen Benennungen der Planeten, welche Namen, seiner Meinung nach, von den Ägyptern, nach Letronne hingegen von den Chaldäern entlehnt sind. 82) Vergl. z. B. Epinomis p. 986.

nen zu hohen Begriff machen. Schwerlich betraf sie etwas Anderes, als das Allerallgemeinste von den Umlaufszeiten, Elongationen, Stillständen und Rückgängen der Planeten, wie es ein lange fortgesetztes Beobachten dieser Körper in einem heitern Himmelsstriche geben konnte. Von einer Theorie, die eine Berechnung der Örter der Planeten für eine gegebene Zeit möglich machte, ist nicht die Rede. Selbst Hipparch wagte es bei allem Scharfsinne noch nicht, ein solches Werk zu unternehmen. Er beschränkte sich darauf, genauere Beobachtungen anzustellen und zu sammeln, auf die dann Ptolemäus sein Lehrgebäude gründete, das zuerst eine solche Berechnung, wenn auch nur auf unvollkommene Art, anzustellen gestattete.

Über die Sphärentheorie des Eudoxos handelt Aristoteles in seiner Metaphysik (XII, 8), jedoch sehr kurz und ungenügend; ausführlicher spricht darüber Simplicius [83]), obgleich auch seine Darstellung noch mancher Vermuthung Spielraum läßt. Simplicius beruft sich auf die Schrift des Eudoxos „über die Geschwindigkeiten" und auf des Eudemos Geschichte der Astronomie. In seinen Erklärungen scheint er vornehmlich dem Sosigenes, der gleichfalls des Aristoteles Schrift de coelo commentirt hatte, gefolgt zu sein. Ideler hat die ganze hierher gehörige Stelle des Simplicius nach einem handschriftlichen, von dem gedruckten sehr abweichenden, Texte abdrucken lassen, und liefert dazu einen schönen Commentar, aus welchem wir hier, bei der schon bedeutenden Länge dieses Artikels, aber nur noch Weniges ausheben können: Die griechischen Philosophen konnten sich lange nicht zu dem Gedanken erheben, daß sich die Himmelskörper frei im Weltraume bewegen. Sie sahen die Fixsterne in unveränderten Abständen von einander ihre täglichen Umläufe in Parallelkreisen mit einer, der Entfernung eines jeden vom Pol angemessenen, Geschwindigkeit vollenden, und, diese scheinbare Bewegung für eine wirkliche haltend, bildeten sie sich die Vorstellung von einem Firmament, d. i. einer soliden Sphäre, an welcher die Fixsterne gleichsam wie Nägel an einer Krystallkugel befestigt seien, und mithin bei Umdrehung dieser Kugel um ihre Axe mit herumgeführt würden. Ganz analog legte man nun später den sieben Himmelskörpern, an denen man eine eigenthümliche Bewegung bemerkte, dergleichen Sphären bei, die mit der Fixsternsphäre concentrisch sich täglich umdreheten, zugleich aber eine eigenthümliche, weit langsamere Bewegung in entgegengesetzter Richtung hätten. Rechnet man hierzu die im Mittelpunkte dieses Systems als ruhend gedachte Erdkugel, so hat man die neun Globen, aus denen Cicero im Somnium Scipionis das Weltgebäude zusammengesetzt sein läßt. Da man bald bemerkte, daß sich die Fixsternkugel stets mit gleichförmiger Geschwindigkeit umdreht, so nahm man zu jener Zeit, wo man mehr grübelte als genau beobachtete, zum Princip an, daß alle periodische Bewegungen am Himmel gleichförmig und in Kreisbahnen vor sich gingen. Die Pythagoreer und nachher Platon warfen daher die Frage auf, „wie sich die Phänomene durch gleichförmige Kreisbewegungen darstellen ließen." Eudoxos, der erste, welcher diese Frage genauer zu lösen versuchte, konnte sich zwar von der Vorstellung concentrischer, gleichförmig bewegter Sphären nicht losmachen, besaß aber zu viel astronomische Kenntnisse, um nicht einzusehen, daß die acht Sphären der ältesten Philosophen zur Beantwortung der Frage nicht ausreichten. Er stellte sich daher das Weltgebäude aus 27 in einander geschachtelten Sphären, die man gleitende (ἀνελίττοντες) nannte, zusammengesetzt vor. Jedem der fünf Planeten legte er vier Sphären bei, eine, an welcher der leuchtende Körper befestigt ist, und drei sternlose darüber. Jede dieser Sphären hat, nach seiner Meinung, eine eigenthümliche Bewegung, aus deren Zusammenwirken diejenige entstehe, welche wir an dem Himmelskörper wahrnehmen. Da der Lauf der Sonne und des Mondes regelmäßiger erscheint, als der der Planeten, so glaubte er bei jenen beiden mit je drei Sphären ausreichen zu können. Für die Fixsterne, an denen noch weiter keine Bewegung beobachtet war, als die constante tägliche, genügte eine einzige Sphäre. Die weitere Auseinandersetzung dieser von den Zeitgenossen des Eudoxos mit großem Beifalle aufgenommenen Theorie, welche später Kalippos durch Hinzufügung von sieben und nachher Aristoteles durch Hinzufügung von 22 neuen Sphären noch zu verbessern suchte, sehe man bei Ideler. Als man nach Errichtung des Alexandrinischen Museums durch genauere Beobachtungen erkannte, daß diese Theorie zur Erklärung der Erscheinungen unzulänglich sei, setzte man an die Stelle derselben die excentrischen Kreise und die Epicykel; aber noch lange nachher zogen die scholastischen Philosophen die Sphärentheorie des Eudoxos vor, weil sich Aristoteles für dieselbe erklärt hatte. Noch im 16. Jahrh. machte Hieronymus Fracastor den Versuch, die Sphärentheorie aufzufrischen, hatte aber nicht weniger als 77 Sphären nöthig, um die zu seiner Zeit bekannten Himmelserscheinungen darzustellen. Die allgemeine Annahme des Kopernikanischen Weltsystems hat natürlich alle diese Versuche antiquirt.

Auch mit der Theorie der Musik muß sich Eudoxos beschäftigt haben, da er, nach der Versicherung Theon's von Smyrna [84]), ebenso wie Archytas die Zahlenverhältnisse der höheren und tieferen Töne als abhängig von der schnelleren oder langsameren Schwingung der Saiten dargestellt haben soll. (*Gartz.*)

EUENOR (Evenor), griechischer Maler, dessen Blüthe in die 90. Olympiade fällt, 420 vor Chr. Geb. Er war der Vater und Lehrer des größesten griechischen Malers, des Parrhasios. (*Plin.* H. N. XXXV. p. 36, 1.) (*H.*)

EUENOS, *Εὔηνος*, 1) Sohn des Mars und der Demonike (*Apollod.* I, 7, 7) oder der Sterope (*Plut.* Parall. min. n. 40, 8), König in Ätolien und Vater der durch ihre Schönheit berühmten Marpessa, welche so viel Freier hatte, daß der Vater mit den Schädeln der

83) Comment. in *Arist.* de Coelo. lib. II. p. 120 a. des gedruckten Textes.

84) p. 94. edit. *Bullialdi.*

von ihm getödteten (es war also vielleicht eine ähnliche Geschichte, wie vom Önomaos erzählt wird) einen Tempel des Neptun decken konnte. (*Bacchylides* ap. Schol. *Pind.* I. IV, 80.) Die vornehmsten dieser Freier waren Apollo und des Aphareus Sohn, Idas. Der Letztere entführte sie; der Vater, dem Neptun einen geflügelten Wagen gegeben hatte, verfolgte den Räuber, konnte ihn aber nicht einholen, und als er an den Fluß Lykormas kam, stürzte er sich aus Verzweiflung in denselben und gab ihm seinen Namen. (*Apollod.* l. c. und dazu *Heyne* p. 45. Schol. Il. IX, 555; s. Marpessa.) — 2) Sohn des Selepios, König in Kilikien. Seine beiden Söhne, Mynes und Epistrophos, kamen ums Leben, als Achilles Lyrnessos und Theben plünderte. Des Mynes Gemahlin war die schöne Briseis, welche Achill's Geliebte ward. (*Hom.* Il. II, 691. XIX, 291.) — 3) Unrichtige Lesart statt Euneus bei *Apollod.* I, 9, 17. Cfr. Il. VII, 468. XXIII, 747. — 4) Der oben erwähnte Fluß Evenos, den Hesiodos (Theog. 345) einen Sohn des Okeanos und der Tethys nennt. (*Richter.*)

EUENOS — ὁ Εὔηνος. Unter diesem Namen kommen mehre Flüsse in Griechenland vor, von denen der bedeutendste und bekannteste der Ätolische Euenos ist, welcher früher Lykormas geheißen haben soll (*Plut.* de Fluv. p. 445. ed. *Hutter.*), jetzt Fidaris heißt. Dieser Euenos ist ein wahrer Gebirgsstrom, dessen rauhes Bette Pouqueville im Sommer kaum mit zwei Fuß Wasser bedeckt fand, der aber in der Regenzeit große Verwüstungen anrichtet und mächtige Steine mit sich fortreißt (*Pouqueville* voyage III. p. 201). Zu vergleichen Sophokles in Trachin. V, 568, und Ovidius Metam. IX, 104. Nach Strabon's Angabe (X. p. 451) entsprang er im Gebiete der Bomier, d. h. an der Südseite des Ötagebirges. Wenn aber Dikäarchos (Descript. Gr. v. 61) ihn vom Pindos — ἐκ Πίνδου ῥέων — fließen läßt, so scheint er sich durch die Quellen des Flüßchens Pindos, welche sich ebenfalls am Öta, östlich unweit der Quellen des Euenos, befanden, und die Stadt Pindos in dessen Nähe, haben verleiten zu lassen, das Pindosgebirge auch noch in jener Gegend anzunehmen. Den Lauf des Euenos beschreibt Strabon richtig, wenn er ihn nach seinem Heraustreten aus der Gebirgsgegend eine starke Wendung gegen Westen durch das fruchtbare Gebiet der Kureten machen und sich dann südlich wenden läßt. An seiner Mündung lag die lelantische Ebene, noch jetzt berühmt durch ihre Fruchtbarkeit, und vielleicht ebenso, wie beim Acheloos, durch Anschwemmung entstanden. Von der Mündung des Euenos und dem Vorgebirge Araxos begann der korinthische Meerbusen, obwol einige den Anfang desselben schon bei der Mündung des Acheloos annahmen (*Strabo* VIII. p. 335). In den Hellenischen Sagen ist der Euenos durch den Tod des Kentauren Nessos bekannt geworden, welcher vom Herakles getödtet wurde, weil er der Deianeira bei der Überfahrt Gewalt anthun wollte (*Strab.* X. p. 451. *Apollod.* II, 7, 6. *Paus.* III, 18 u. Andere). Außer dem Ätolischen Fluß Euenos ist der Mysische der bekannteste. Er entsprang auf dem Gebirge Temnos, durchfloß in südwestlicher Richtung die fruchtbare Landschaft Atarneus (*Herod.* VI, 28) und mündete bei der Stadt Pitane in den Elaitischen Meerbusen (*Strab.* XIII. p. 614. *Plin.* H. N. V, 32). Strabo führt noch an, daß die Stadt Adramyttion aus diesem Flusse durch eine Wasserleitung ihr Wasser erhalte. (*L. Zander.*)

EUENOS, griechisch Εὔηνος, was wol jetzt als die richtige Schreibart, statt Εὐηνός, wie an einigen Orten Handschriften meist von neuerer Zeit, und gedruckte Ausgaben haben, anzuerkennen ist, und auch ebenso durch bessere Handschriften, wie durch die Analogie und selbst bestimmte Aussprüche der griechischen Grammatiker in der Weise gesichert ist[1]), daß die Autorität eines Theognostus dagegen[2]) schwerlich von Gewicht sein kann. Diesen Namen führen mehre griechische Dichter, welche wir sorgfältig von einander, soweit als es möglich ist, zu unterscheiden haben, insbesondere sind es zwei elegische Dichter dieses Namens, beide aus der Insel Paros, und ebendeshalb um so genauer von einander zu unterscheiden, als auch der eine derselben zu einem gewissen Ansehen im alten Griechenland gelangt zu sein scheint, und die bei der Namens- und Ortsähnlichkeit so leicht mögliche Verwechselung beider schon die alten Lexikographen, wie Suidas und Photius (s. v. Εὔηνος) bewog, ausdrücklich zwei Dichter und zwar elegische Dichter dieses Namens anzuführen und zu unterscheiden, wie längst vor ihnen Eratosthenes in dem Werke περὶ χρονογραφιῶν, auf welches sich Harpokration (s. v. Εὔηνος), vielleicht die gemeinsamen Quellen der beiden genannten Lexikographen, beruft. Der ältere dieser beiden Dichter ist offenbar derjenige Euenos, welchen Eusebius im Chronicon um Olymp. LXXXII, 3 ansetzt, derselbe, der nach einer Angabe des Maximus Tyrius (Diss. XXXVIII. p. 449. *Dav.* p. 225. *Reisk.*) den Sokrates in der Poesie unterrichtet haben soll, der jedenfalls, wie aus der Art und Weise, in welcher seiner im Platonischen Phädon gedacht wird, mit Sokrates in einer näheren Berührung gestanden haben muß, und bei dessen Tode (Olymp. XCV, 2) noch am Leben war, wenn auch, wie es scheint, als ein schon alter und dem Tode nahe stehender Greis, welchem Sokrates durch Kebes ein letztes Lebewohl sagen und zugleich anempfehlen läßt, ihm (dem Sokrates) alsbald nachzufolgen[3]). An zwei anderen Stellen gedenkt Plato[4]) ebenfalls des Euenos; wir sehen daraus, daß er die Sophistik lehrte und selbst darin es in jener Zeit zu einem gewissen Ansehen gebracht hatte, insbesondere, daß er, im Geist und Sinn der Sophistik jener Zeit, unter Anderen die Söhne des reichen Kal-

1) s. die genaue Erörterung dieses Punktes bei Wagner am unten anzuführenden Orte S. 2—4. In der neuesten züricher Ausgabe des Plato steht jetzt gleichförmig an allen Stellen das richtige Εὔηνος. 2) Bei Cramer, Anecdd. Oxonienss. II. p. 67, 34: τὰ διὰ τοῦ ηνος ὑπὲρ δύο συλλαβὰς μὴ ὄντα μετουσιαστικὰ μήτε ὑποκοριστικὰ διὰ τοῦ η γράφοντας, οἷον Ἀκεσηνός, ὄνομα ποταμοῦ· Εὐηνός, σεληνός κ. τ. λ. 3) Phaed. p. 60 D. Vergl. Weber, Die elegischen Dichter der Hellenen. S. 632 fg. 4) Apolog. Socr. p. 20 B. Phaedr. p. 267 A. und zu diesen Stellen Wagner a. a. O. S. 7—10.

lia[illegible] für fünf Minen — über 200 Gulden — zu vollkommenen Philosophen zu bilden versprach. So gebührt ihm allerdings neben Männern wie Prodikus, Gorgias und anderen Sophisten jener Zeit eine Stelle: was er freilich darin geleistet, und ob er selbst Schriften aus diesem Gebiete hinterlassen, läßt sich bei dem Mangel aller Nachrichten darüber nicht näher angeben; in dem, was wir noch von seinen Poesien kennen, lassen sich allerdings die Spuren seiner rhetorisch-philosophischen Bildung und deren Einfluß auf seine Poesien verfolgen. Diese gehören zunächst in das Gebiet der gnomologischen Elegie, in welcher Evenus insbesondere sich versucht zu haben scheint: sodaß ihm von den 16 Nummern oder Epigrammen, welche in der griechischen Anthologie unter dem Namen Evenos erscheinen (Annall. I. p. 164 sq. oder I. p. 96 d. Ausg. von **Jacobs**) mindestens die sechs ersten nach dem Urtheile von Jacobs (Comment. ad Antholog. T. XIII. p. 893) beigelegt werden dürften; wozu noch einige andere, freilich nicht bedeutende, Bruchstücke von einzelnen Versen hinzukommen, welche allerdings die elegische und gnomische Richtung dieses Dichters beweisen, und in Manchem selbst Belege für seine rhetorisch-sophistische Bildung bieten können, welche er in seinen Gedichten anzuwenden und diesen durch einen sententiösen Charakter zu geben suchte; s. **Fr. Wilh. Wagner**: De Evenis poetis elegiacis eorumque carminibus Diss. (Vratisl. 1828) p. 17—55, wo alle die einzelnen unter Euenus' Namen vorkommenden und angeführten poetischen Reste gesammelt und erläutert sind; die rein elegischen s. bei **W. Ernst Weber**: Die elegischen Dichter der Hellenen (Frankfurt 1826) S. 251 fg. 631; eins dieser kleinen Gedichte, welches der sympotischen Elegie angehört, hat auch Osann Beiträge zur Griech. u. Röm. Lit. Gesch. S. 67 fg. behandelt; vergl. außerdem noch **Bach**, De sympos. Graec. eleg. (Lips. 1837. 4.) p. 11 sq. und Quaest. Elegg. Specim. I. (Fuld. 1839. 4.) Cap. III. nebst **Schneidewin**, Delect. poes. Graec. eleg. I. p. 133 sq. Einiges auch von diesen Poesien in Gaisford Poett. minn. Graec. III. p. 277 sq. und bei **Boissonade**, Graec. poett. p. 163. Es würden aber diese Reste noch um fünf weitere Distichen vermehrt, wenn die mehrfach [5]) aufgestellte Vermuthung Grund hat, welche die bisher unter dem Gedichte des Theognis, das in seiner gegenwärtigen Fassung und Zusammensetzung allerdings auch einzelne Verse und Bruchstücke anderer Gnomiker enthält [6]), befindlichen zehn Verse (v. 467—476 incl.) für Verse dieses Evenos erklärt, unter dessen Namen auch wirklich einer dieser Verse (472, nach **Welcker's** Ausgabe V. 1202) von Aristoteles [7]) und Plutarch [8]) ausdrücklich angeführt wird, während ein anderer (475) auffallende Ähnlichkeit mit einem Verse eines der dem Evenos beigelegten Lieder (nr. XV, v. 1) zeigt.

Von den Leistungen des anderen Evenos aus Paros, des jüngeren, können wir nur Weniges berichten; jedenfalls gehören ihm einige der in der griechischen Anthologie unter dem Namen des Evenos zusammengestellten Poesien zu, namentlich die beiden Distichen auf Myron's Kuh (nr. X. XI., bei **Wagner** nr. 7. 8) und ebenso wol auch die beiden Gedichte auf das Bild der Venus zu Knidus (nr. VIII. IX., bei **Wagner** nr. 9. 10), worin auch des Praxiteles gedacht wird, sodaß dies Gedicht jedenfalls nach Olymp. CIV fallen muß; um oder nach dieser Zeit muß der jüngere Evenos gedichtet haben, da er jedenfalls doch älter als Eratosthenes (der Olymp. CXXVI, I. geboren ward) gewesen sein muß, da dieser, wie wir oben erwähnt, bereits seiner gedacht hatte; indessen vermuthet doch **Wagner** (p. 13), daß er schon vor Olymp. C geboren war. Aber seiner weiteren Deutung der Stelle des Harpokration, wornach blos dieser jüngere Evenos den Ruhm eines Dichters gewonnen, auch zu seiner Zeit die didaktischen Gedichte des anderen Euenos bereits in gänzliche Vergessenheit gerathen gewesen, vermögen wir nicht beizutreten, da Etwas der Art in der Stelle des Harpokration [9]) kaum zu liegen scheint, und es uns weit angemessener scheint, den auch durch seine Verhältnisse zu Sokrates, Plato, und den Sophisten bekannteren und angeseheneren Evenos für den berühmteren zu halten, zumal da von dem Jüngeren und seinen Poesien fast gar keine Nachricht weiter auf uns gekommen zu sein scheint. Eher mögen wir ihn für den Verfasser der an einen nicht weiter bekannten Eunomus gerichteten erotischen Gedichte (Ἐρωτικά) halten, die schwerlich ein Werk des zur Sittlichkeit mahnenden älteren Evenos sein können, da sie freien und schlüpfrigen, ja zum Theil obscönen Inhalts waren, und ebendarum, gleich den milesischen Erzählungen des Aristides, viele Leser fanden; s. *Artemidor.* Oneirocr. I, 4. p. 17. ed. *Reisk.* und *Arriani* Disput. Epictet. IV, 9. §. 6.

Außer diesen beiden Dichtern aus Paros, welche eine andere Vermuthung [10]) neuerdings noch vor Plato gesetzt wissen will, sodaß nur der jüngere von beiden des Sokrates Zeitgenosse gewesen, haben wir aber noch nach den Aufschriften, welche in der pfälzischen Handschrift der Anthologie den einzelnen unter Evenos' Namen zusammengestellten Epigrammen beigesetzt sind, zu unterscheiden einen Evenus von Ascalon, als Verfasser von Nr. VII der Analekten (bei **Wagner** Nr. 13), einen Athe-

5) Von **Wagner** a. a. O. S. 22, von einem Recensenten der Halle'schen Allgemeinen Literatur-Zeitung 1828. Nr. 291. S. 647. 6) Vergleiche **Welcker** ad *Theognid.* p. LXIII seq. CXXXVII seq. 7) Ethic. Eudem. II, 7. Metaphysic. IV, 5. (Dagegen Rhet. I, 11 führt er denselben Vers ohne Namen des Verfassers an. 8) In den Morall. II. p. 1102 C. (Non posse suav. viv. secund. Epicur. cap. 21.)

9) Die Stelle selbst lautet: *Ὑπερίδης ἐν τῷ κατ' Αὐτοκλέους· δύο ἀναγράφουσιν Εὐήνους ἐλεγείων ποιητὰς ὁμωνύμους ἀλλήλοις· καθάπερ Ἐρατοσθένης ἐν τῷ περὶ Χρονογραφιῶν, ἀμφοτέρους λέγων Παρίους εἶναι· γνωρίζεσθαι δέ φησι τὸν νεώτερον μόνον· μέμνηται δὲ θατέρου καὶ Πλάτων.* Hier scheint *γνωρίζεσθαι* gleich dem lateinischen florere wenig mehr als der allgemeine Ausdruck seiner Lebenszeit zu sein, ohne daß damit weitere Beziehungen besonderen Ruhms und Ansehens sich verbinden. 10) s. Zeitschrift für Alterthumswissenschaft. 1840. S. 118 fg.

ner Euenos von Nr. XII (bei Wagner Nr. 15), einen Evenus aus Sicilien für Nr. XIV (bei Wagner Nr. 14), und einen Grammatiker Evenos für Nr. XVI (bei Wagner Nr. 16). Ob der Sicilier Evenus mit dem Ascaloniten für eine Person zu halten ist und die ganze Verschiedenheit nur auf einer falschen Lesart beruht (*Σικελιώτου* für *Ἀσκαλωνίτου*), wie Jacobs (Commentt. ad Anthol. T. XIII. p. 894) vermuthen will, wird sich ebenso wenig entscheiden lassen, als Wagner's Vermuthung (p. 15 fg.), welcher lieber den angeblichen Dichter von Ascalon mit dem jüngern Evenos aus Paros für Eine und dieselbe Person halten, und in dem Sicilier Evenos lieber den elegischen Dichter Evenos erkennen möchte, welchen Suidas (s. v. *Φιλίσκος ἢ Φίλιστος*) als Lehrer des Philistus bezeichnet.

Über Evenos (zunächst die beiden Parier) im Allgemeinen s. *Fabric.* Bibl. Graec. I. p. 728 seq. ed. *Harl. Souchay*, Sur les poetes élégiaques in den Mém. de l'Académ. des Inscript. et d. bell. Lett. T. X. p. 598. Jacobs am oben angeführten Orte (Commentt. in Antholog. T. XIII. p. 893 seq.). Die oben angeführte Abhandlung von Wagner und Fr. Schreiber: Disput. de Evenis Pariis poett. elegg. Gotting. (1839). (*Baehr.*)

EUERBACH, ein evangelisches Pfarrdorf an der Straße von Schweinfurt nach Hammelburg, am Flüßchen Weren, im bairischen Landgerichte Werneck und Dekanate Niederweren, mit 90 Häusern, 500 Einwohnern, zwei Schlössern mit dem Sitze des freiherrlichen von Münsterischen Patrimonialgerichtes, einer Pfarrkirche, einer Schloßkirche, schönen Gartenanlagen, zwei Mühlen, gutem Feldbaue und etwas Weinbaue, zwei Stunden von Schweinfurt entfernt. Dieser Ort war früher Besitzthum der Freiherren von Ingelheim und der Grafen von Schönborn, welche letztere ihren Antheil gegen Frankenwinheim vertauschten. (*Eisenmann.*)

EUERDORF, EUERNDORF, ein bairisches Landgericht im Untermainkreise, mit 8100 Einwohnern auf 3⅓ □Meilen. Euerdorf, Euerndorf, ein Markt an der fränkischen Saale, mit 158 Häusern, 680 Einwohnern, den Sitzen des Landgerichtes und Rentamtes gleiches Namens, einer Apotheke, Ziegelofen, Brücke über die Saale, vier Mühlen und Weinbaue, 2½ Stunden von Poppenhausen entfernt. Der Ort gehörte ehemals dem würzburgischen Domcapitel; der gräflich von Stolbergische Antheil wurde im J. 1585 mit Münnerstadt an Würzburg verkauft. (*Eisenmann.*)

EUERES, *Εὐήρης*, 1) Sohn des Herkules und der Parthenope, Tochter des Stymphalos (*Apollod.* II, 7, 8). — 2) Sohn des Pterelaos. Er bewachte die Schiffe, als seine Brüder mit den Söhnen des Elektryon kämpften, und entkam so mit der Beute (*Apollod.* II, 4, 5, 6). — 3) Der Vater des Augurs Teiresias von der Nymphe Chariklo (*Apollod.* III, 6, 6). (*Richter.*)

EUERSHAUSEN, EYERSHAUSEN, katholisches Pfarrdorf im bairischen Landgerichte und Dekanate Königshofen, mit 112 Häusern, 510 Einwohnern, der Beits-, Dorfs- und Zänkersmühle, am Krummengraben, Kalksteinbrüchen und herrlicher Aussicht auf der Anhöhe Lahnberg, 5⅓ Stunden von Münnerstadt entfernt. Durch die Markung führt seit 1824 eine Kunststraße nach Königshofen und Schweinfurt. Hier war im J. 1723 Michael Gerstner geboren, welcher im J. 1744 in den Jesuitenorden getreten, als Missionär nach Paraguai gereist, dort viele Jahre im Kerker von der portugiesischen Regierung, mit vielen Ordensbrüdern gefangen gehalten und endlich, nach aufgehobenem Jesuitenorden, ganz lahm wieder nach Teutschland, in sein Vaterland, zurückgeschickt worden ist. (*Eisenmann.*)

EUETERIA, *Εὐετήρια*, Beiname der Demeter, unter dem sie zu Korinth als die Spenderin fruchtbarer Jahre verehrt wurde. Sie hatte mit ihrer Tochter Persephone einen gemeinsamen Tempel auf der Landenge. Man brachte ihr feierliche Opfer und hielt ihr zu Ehren Spiele. (*Richter.*)

EUFEMIA (S.). 1) Dorf in der neapolitanischen Provinz Otranto, liegt unweit Alessano und hat 244 Einwohner, welche den besten Tabak in der Provinz bauen. 2) Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore II., liegt an dem nach ihr benannten Meerbusen und hat 1260 Einwohner, welche einen sehr guten Wein bauen. 3) Villa im spanischen Partido de Rioseco, Provinz Valladolid, ist vier Meilen von Toro und ebenso weit von Palencia entfernt, und liegt an der Grenze der Provinz Zamora. (*Fischer.*)

Eugamelia *S.* et *M.*, s. Milleria.

EUGANEI, eine zahlreiche und gebildete Völkerschaft, die zu den Zeiten der Römer anfänglich in dem heutigen venetianisch-lombardischen Königreiche zwischen dem Lacus Larius und der Athesis (Etsch, Adige) wohnte, dann aber nach Rhätien zog. Vor den Zeiten der Zerstörung von Troja wohnten sie am adriatischen Meere, woher sie aber, von den Trojanern und Henetern vertrieben, sich nach den Alpen zurückzogen [1]). Sie gehörten zu den tuscischen, oder eigentlich zu den umbrischen, unter tuscischer Hoheit stehenden, Stämmen, aus welchen die östlichen Rhäti hervorgegangen sind. Denn bei ihnen drangen die Cenomani als Eroberer ein, und mehre Zweige der Euganei zogen sich als Rhäti in die benachbarten Alpen; andere hingegen unterwarfen sich den Siegern und wurden mit ihnen bald ein Volk. Die Zusammenschmelzung der Cenomani und Euganei bezeugen (wie Mannert treffend erinnert): das nie erloschene Andenken der letztern in den Etschgegenden, wo die isolirten Berghaufen noch jetzt ihren Namen tragen; ferner Verona, die Hauptstadt der Cenomani, deren Erbauung Plinius (H. N. III, 19) den Rhätern und Euganeern zuschreibt (Rhaetorum et Euganeorum Verona), das heißt den rhätischen Euganeern, denn beide Benennungen bezeichnen einerlei Begriff. Im südlichen Tyrol saßen schon damals die Tridentini, welche noch Ptolemäus zu dem Gebiete der Cenomani rechnet, sowie Justinus

1) *Livius* I, 1. Daher benennen die römischen Dichter diese Gegend oft von den Euganeern, als ihren alten Besitzern, z. B. *Silius* VIII. v. 603. 604. *Martial*, Epigramm. IV. epigr. 24.

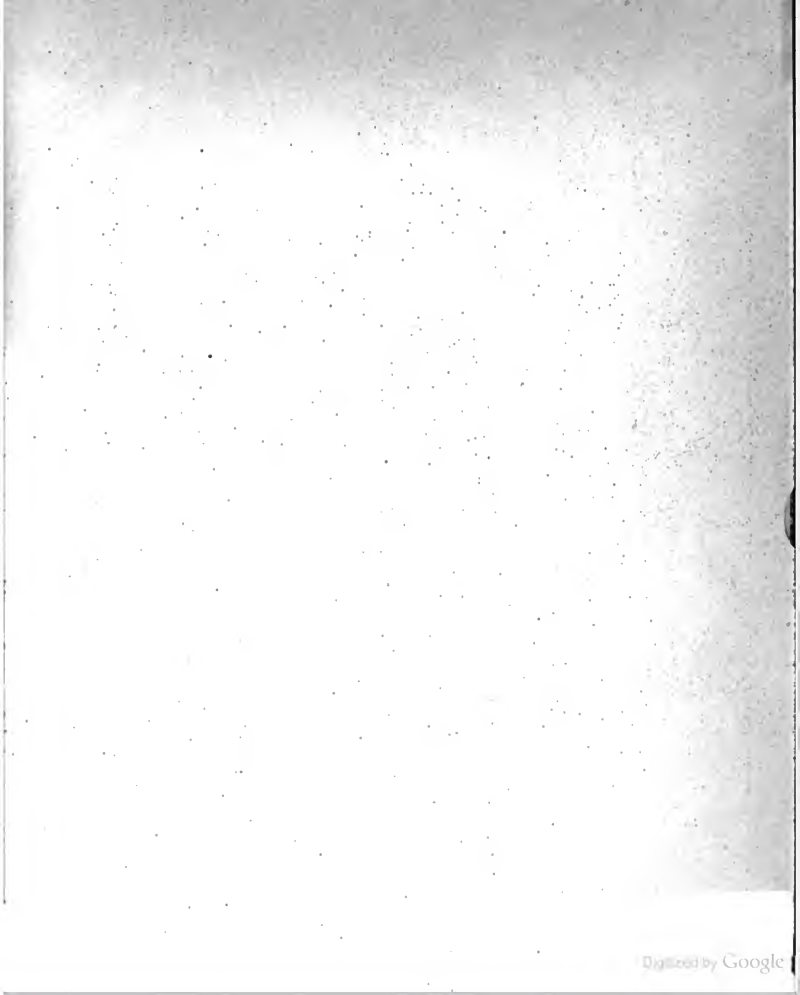
(XX, 5) die Gallier als Stifter von Tridentum angibt; Stadt und Volk gehörten aber zu den Rhätern, nach dem Zeugnisse des Strabo (IV.) und Plinius (IV, 19)[2]. Beide Völker lebten also in inniger Verbindung, und der Name Rhaetia reichte bis zum südlichen Abhange der Gebirge und zu den Gegenden von Verona[3]. Diese Rhäter werden deswegen den Tuscern zugeschrieben, weil diese das vorherrschende Volk waren; sie gehörten aber in der That zu den Umbrern, schon aus dem Grunde, weil die umbrischen Ansiedelungen, nach Strabo's Zeugnisse (IV.), die zahlreicheren waren und sich auf der Ostseite der Gegenden des Padus (Po) verbreiteten, und dann aus dem Zeugnisse Herodot's (IV, 49): „Aus der Landschaft über den Ombrikern fließen der Karpis und ein anderer, der Alpis, gegen Norden gleichfalls in den Ister." Die Flüsse Karpis und Alpis sind unstreitig die Drau und der Inn, und die Ombriker (Ὄμβρικοι) die tyrolischen Rhäter, denn die Umbrer (Umbri) in Italien kann er damit nicht bezeichnen, und andere Umbrer gibt es nicht, außer bei den Rhätern. Die Euganeer hatten das römische Recht schon zu den Zeiten des ältern Cato, der (nach dem Zeugnisse des Plinius [III, 20]) bei ihnen 34 Städte aufzählte[4], weil ohne Zweifel die cenomanischen, in Vereinigung lebenden, Ortschaften in das Verzeichniß aufgenommen wurden. Ihre Ortschaften, selbst Trident, wurden unmittelbar zu Italien gerechnet. Nie benahmen sich diese Euganeer feindselig gegen Rom; aber zu den Euganeern gehörten noch andere rhätische Völkchen, die sich wahrscheinlich beim Vordringen der Cenomani in die angrenzenden Gebirge gezogen hatten, mit ihnen nicht in Vereinigung lebten, und sich als Plünderer der angrenzenden Gegenden auf römischem Gebiete zeigten, sodaß Kaiser Augustus (Anno U. C. 738) sich genöthigt sah, sie mit vieler Strenge und Härte zur Ordnung und Unterwürfigkeit zu bringen[5]. Dahin gehörten: 1) Die Triumpulini, deren Name sich noch heutzutage im Val Trompia oder Troppia, dem Bergthale am ersten Laufe des Flusses Mela, nördlich über Brescia, erhält. Sie wurden von den Römern bezwungen und die Gefangenen wurden als Sklaven verkauft[6]. 2) Die Camuni, weiter nördlich im Hochgebirge, erhalten heutzutage in dem eingeschlossenen Thale Val Camonica, am ersten Laufe des Flusses Oglio, ebenfalls noch den alten Namen. 3) Die Stoni, welche Plinius (III, 20) unter dem Namen Stonos als den Haupttheil (caput) der Euganeer angibt[7]) und Strabo (IV.) als rhätische Völkerschaft zwischen die Tridentiner und Lipontier stellt, wohnten an der Nordseite des Gardasees und weiter westlich am ersten Laufe des Flusses Chiese, wo sich jetzt der Flecken Storon befindet. Diese roheren rhätischen Gebirgsbewohner hat Livius (V, 33) im Sinne, wenn er, der als Zeitgenosse und als Bürger der nahen Stadt Patavium die Rhäter ganz bestimmt für Abkömmlinge der Thuscer erklärt, mit der Beifügung, daß sie aus dem Alterthume nichts als einen verdorbenen Dialekt der Sprache erhalten haben[8]. Denn die Bewohner von Verona, Trident u. s. w. redeten die Sprache der Lateiner und hatten schon längst das Auszeichnende der Abkunft verloren; bei den rohen Bergvölkern hingegen erhielt sich die altitalische Sprache der Umbrer[9]. (*Rumy.*)

2) *Plinius* III, 19: Feltrini et Tridentini et Berunenses, Rhaetica oppida. 3) Daher können die römischen Schriftsteller, wenn sie von den Vorzügen des rhätischen Weines sprechen, versichern, daß er in den Umgebungen von Verona wachse, z. B. *Strabo* IV. p. 315. *Plinius*, H. N. XIV, 1: Rhaeticis prior mensa erat uvis Veronensium agro, und Cap. 6: in Veronensi rhaetica vina. 4) *Plinius* III, 20: Latini juris Euganeae gentes, quarum oppida XXXIV enumerat Cato.

5) *Dio Cassius* LIV, 20. 6) *Plinius* III, 20: Ex eis (Euganeis) *Triumpilini*, venalis cum agris suis populus; dein *Camuni* compluresque similes finitimis attributi municipiis. 7) *Plinius* III, 20: Caput eorum (Euganeorum) Stonos. 8) *Livius* V, 33: Alpinis quoque ea gentibus haud dubie origo est, maxime Rhaetis, quos loca ipsa efferarunt, ne quid ex antiquo, praeter sonum linguae, nec eum incorruptum retinerent. Die tuscische Abstammung nehmen auch Plinius (III, 20) und Justinus (XX, 5) an. 9) s. *Cellarii* Notitia orbis antiqui, ed. *Schwartz.* (Lips.) p. 553. 554. Mannert's Geographie der Griechen und Römer. 3. Th. 2. Aufl. S. 508—518.

Ende des achtunddreißigsten Theiles der ersten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.




Princeton University Library
32101 078295803





